

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Erster Band.

Mit den Porträts von W. H. Riehl, Adolf Wilbrandt und Emanuel Geibel.

Berlin, 1877.

Verlag von Georg Stilke.

„ N.W. 32. Louisenstraße.



Inhalt des I. Bandes.

April — Mai — Juni.

1877.

	Seite
✓ Ludwig Anzengruber in Wien. Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber unglaublich ward	418
Friedrich Bodensiedt in Wiesbaden. Prolog	3
Ernst Curtius in Berlin. Griechische Ausgrabungen. 1876—1877	91
Georg Ebers in Leipzig. Alitteration und Reim im Altägyptischen	106
Jacob v. Falke in Wien. Das Fenster in der Wohnung	203
Kuno Fischer in Heidelberg. Ein literarischer Findling als „Lessings Faust“	262
Karl v. Gebler in Meran. Alessandro Manzoni	429
Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt. Radirung von J. L. Raab in München. Distichen aus dem Wintertagebuch Die Jagd von Beziers. Vorspiel einer Albigenfertragödie . . .	101 305
Karl Goedeke in Göttingen. Emanuel Geibel	392
Bret Harte in New-York. Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebertragen von Udo Brachvogel)	139

— Inhalt des I. Bandes. —

	Seite
Hans Hopfen in Berlin.	
Zwischen Dorf und Stadt. Novelle	147
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.	
Aus den Banden. Novelle	5
Rudolph v. Ihering in Göttingen.	
Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft	59
Ferdinand Kürnberger in Wien.	
Künstlerbräute. Novelle	325
Paul Lindau in Berlin.	
Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung	284
✓ Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Peter Paul Rubens	363
Julius Payer in Frankfurt a. M.	
Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876	125
✓ Fr. Pecht in München.	
Moderne Maler. Franz Lenbach	113
W. H. Riehl in München. Mit Porträt. Radirung von J. L. Raab	
in München.	
Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapell-	
meister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch	71
Karl Vogt in Genf.	
Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft	225
Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt. Radirung von J. Sonnen-	
leiter in Wien.	
Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scävola.	250





W. H. and J. L. Raabe

W. H. Raabe.



UNIV. OF
CALIFORNIA

Prolog

von

Friedrich Bodenstedt.

Die Welt erdröhnt von Kriegsgeschrei; schon thürmen
Sich dunkle Wetterwolken allerseiten;
Doch ob sie donnernd auf uns niederstürmen,
Ob sie nur drohend fern vorübergleiten,
Uns bang bewegend wie ein böser Traum:
Wir bieten einem höheren Streben Raum
Und suchen dauerhafter'n Guts Vermehrung,
Als lebt und stirbt in Bildern der Verheerung.

Wenn Nord und Süd hier aufeinanderstoßen,
Gescheh' es nie in feindlichem Zerwürfniß!
Das Große soll sich messen an dem Großen,
Eins aus dem Andern schöpfen nach Bedürfniß.
Der Süd hat seine Gluth, der Nord sein Eis,
Und Jeder seiner eigenen Schönheit Preis:
Ergänzen Beide sich in rechter Mischung,
So schmilzt das Eis und bringt der Gluth Erfrischung.

Laßt Mamelucken kämpfen mit Kosacken,
Barbaren von Barbarenruhm' zeugen:
Wir beugen vor der Schönheit unsern Nacken,
Die Herz und Geist erhebt, wo wir uns beugen;
Wir streuen Blumen, die zertreten auch
Die Luft noch würzen mit balsamischem Hauch,
Und pflanzen Bäume, die in spät'sten Tagen
Noch unsern Enkeln Segensfrüchte tragen.

Was half's einst den Barbaren, zu verschütten
 Die alten Wunderwerke der Hellenen,
 Um drauf zu bauen schmutzige Slavenhütten!
 Kein Glanz ging aus von diesen — doch von jenen
 Bewundernd starrten unser Auge sah
 Die Auferstehung in Olympia:
 Selbst das nach Jahrtausenden von Jahren,
 Doch ewig unverändert den Barbaren.

Gleich Wogen, drauf sich neue Wogen wälzen,
 Stets die vernichtend, die vor ihnen kamen, —
 Wie Schnee muß der Erobr'rer Glanz zerschmelzen,
 Wenn sie nichts Bess'res brachten, als sie nahmen. —
 Wer nicht den Enkeln gute Saat bestellt,
 — Sei's ein Erobr'rer auch der ganzen Welt! —
 Der hinterläßt kein rühmliches Vermächtniß
 Und keine Muse segnet sein Gedächtniß.

Hier winkt nun ihren Priestern jede Muse,
 Drum seine besten Gaben bring' ihr Jeder.
 Droht eine neuerstandene Meduse,
 Enthaupt' er sie, wenn auch nur mit der Feder,
 Die, recht geführt, noch schärfer sich bewährt
 Als einst, zur Mythenzeit, des Perseus Schwert,
 Da er Medusa ihres Hauptes beraubte,
 Minerva zu beschenken mit dem Haupte.

Hannover, im Februar 1877.





Aus den Banden.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Eine ungewöhnlich schwer zufallende Thür hatte sich mit eigenthümlich dröhnendem Nachhall geschlossen, und ein junger Mann blieb unwillkürlich an der überschrittenen Schwelle stehen und horchte. Draußen klirrte etwas den langen Gang hinunter, noch ein Thürschlag und Alles war lautlos.

Der Eingeschlossene sah sich um und auf das mit Eisenstäben vergitterte Fenster, dem er sich gegenüber befand, trotzdem deutete sein jugendlich hübsches, fast schönes Gesicht das Gegentheil von Mißbehagen und sein Mund fragte lächelnd geradezu: „Bin ich im Himmel? Wenigstens auf der Oberwelt wieder! Habe Dank, schöner Sohn der Latona!“

Draußen auf Felswand und Weggestein lag brennende Zulinachmittagssonne; es war besser, ihren Abglanz von fern zu betrachten als selbst ihre Strahlen zu empfinden, und erquicklich hauchte Kühle aus dem großen leeren Raum, in den der junge Mann eingetreten. Die Ausstattung erwies sich einfacher, als altväterischste Art sie erfordert hätte. Ein Bett mit Strohpfühl in der Ecke, an der entgegengesetzten Wand ein Holzstuhl und Tisch mit großem irdenen Waschbecken und Wasserkrug; an den mit weißem Kalk beworfenen Wänden unterbrach hier und da Bleistiftgekitzel und mit Kohle gezogene Contour die Einförmigkeit.

„Runen verschollener Geschlechter,“ sagte der Gefangene, mit heiterem Blick oberflächlich die Hinterlassenschaften seiner unbekannten Vorgänger musternd. Aber es duldete ihn nicht bei der Betrachtung, er durchschritt das fast saalartig hohe und weite Gemach und trat an die Fenster. Nach

dem Stande der Sonne mußte das eine gegen Süden, das andere ostwärts gerichtet sein; vor dem ersteren stand ein breitästig schattender Platanenbaum, unter dem Gezweig desselben hindurch sah man über niedrigen Festungswall weit und tief in's Land. Der Blick mußte aus beträchtlicher Höhe herabfallen, denn ein Fluß zog sich drunten wie ein glänzender schmaler Strich durch die Ebene, dahinter gegen leuchtenden Bergrücken lag ein Städtchen, halb roth, halb weiß in der Sonne flimmernd. Aus der Mitte der Dächer stieg ein spitzer Kirchturm wie eine Nadel mit kleinem goldenen Knopf in die Höhe.

Ein friedlich freundliches Bild, das die grünen Platanenblätter umrahmten. Eine weiße Chaussee, mit dunklen Punkten darauf, lief gegen das Städtchen hinan; es hatte etwas Träumerisches, mit den Punkten den stillen Sonnenweg fortzuziehen, ihrem Ziel entgegen, hierhin und dorthin. Etwa unter gasfliches Dach an den heimatlichen Herd, wo freudiger Ruf sie begrüßte und Willkommen bietende Hände sich ausstreckten oder an den alten Häusern und ihren Ringmauertrümmern vorüber, weiter in's Gebirg, durch säuselnden Wald, unter die Sterne des Nachthimmels, irgend wohin in die schöne Welt hinaus. Irgend wohin, von Niemandem behindert, nach eigenem Wunsch und freier Wahl.

Es war fast unglaublich, daß es Menschen gab, die solche Freiheit besaßen, und wie eine Märchenwelt lag es unter der Platanen.

Mechanisch hatte der junge Mann die Hand auf das Eisengitter des Fensters gelegt und die Muskeln seines kraftvollen Armes zogen sich zusammen. Doch die geschmiedeten Stäbe waren stärker und regten sich nicht, und die Hand ließ sie fahren und strich das bei der Bewegung in die Stirn genickte braune Haar zurück.

Er sah nach Allem eher aus, als nach einem Verbrecher. Hoch und schlank, in stattlicher Männlichkeit, konnte er die Dreißiger noch nicht erreicht haben; voller, weicher Bart von der Farbe des Haares umgab sein etwas widerspruchsvoll und widernaturgemäß blasses Gesicht. Darin standen helle Augen, klug und doch Knabenaugen ähnlich, auch mit weichem, heitren Glanz. Eine kleine Fiebnarbe an der rechten Schläfe bewahrte unverkennbar das Gedächtniß an die Terz eines studentischen Schlägers, aber das Gesicht redete, daß sie seit manchem Jahr schon geheilt sei und die Gedanken an Mensur und Commerce von anderen, ernsthafteren auch schon seit geraumer Zeit zurückgedrängt worden.

Drunten an der Chaussee stand eine militärisch aufgereichte Schaar hoher Pappeln; sie warfen ihre Schatten wie rückende Stundenzeiger über das gelbe Kornfeld.

„Aller Comfort der Welt, sogar eine Uhr, die von der Sonne selbst aufgezo-gen wird.“

Er fuhr leicht auf, ein Doppeltritt klang auf dem Felsboden unter dem Fenster. Bayonnettspitzen glitzerten und methobisch-schnarrende Stimme

tauschte die Ablösungsformel eines Wachtpostens aus. Der letztere erwiederte, Gewehre klrirten. „Marsch!“

„Das heisere Schlagwerk der Uhr,“ murmelte er. Die Schritte entfernten sich wieder wie das Ticken eines Pendels, der allmählig ausschwingt. Er stand noch einen Moment nachlaufend, dann ging sein Blick über Tisch, Stuhl und Einrichtung des Gefängnisses, und der jugendliche Frohsinn flog in die Augen zurück.

„Das Schillerzimmer in Weimar, obendrein mit köstlicher Aussicht! Vielleicht hat das Schicksal sich vorbehalten, einen großen Dichter aus mir zu machen, und der Staat gewährt gütigst die Mittel dazu. Es ist schidlich, daß ich auch meine Visitenkarte abgebe; man weiß nie im Voraus, wie lange man Gast in einem so freundlichen Hause sein wird.“

Einen Bleistift aus der Tasche ziehend, trat er an die Wand und schrieb mit kleiner, doch charaktervoller Schrift auf den Kalk „Ernst Dankwart“. Er betrachtete die Buchstaben, und ein Lachen hob seine Mundwinkel; der Stift setzte sich abermals an und fügte hinzu: „Königsmörder z. D.“. Aber die Hand löschte es fast sogleich wieder fort und setzte an die Stelle: „Rechtsanwalt und Weltverbesserer a. D.“

Im Gang draußen klrirte es wieder, ein Schlüssel öffnete die Thür und ein alter, langer, sonderbar gekleideter Mann trat ein. Sein Anzug hatte etwas wie von mittelalterlichem Gekenthum, denn er war vom Nacken bis auf die Füße in zwei Farben halbt, die rechte Seite schwarz, die linke hellgrau. Etwas vorgebückten Kopfes kam der Alte heran, sah halb neugierig, halb gewohnheitsgleichgültig mit ausdrucksleeren Augen auf den neuen Insassen des Zimmers und bot einen Abendgruß.

„Guten Abend,“ erwiederte Ernst Dankwart, verwundert den Ankömmling betrachtend. „Sind Sie mein Wärter?“

„Nr. 7. — Ich habe den Dienst von Nr. 18—33.“

„Und wie heißen Sie?“

„Nr. 7.“

Der Alte deutete auf eine eingewirkte Zahl in seiner Jacke. Dankwart musterte ihn noch einige Secunden und versetzte:

„Ein curiofer Name. Ich heiße —“

„Nr. 23.“

„Ich ebenfalls? Kurz und einfach! Ihr habt hier ein hübsches Taufverfahren. Wahrhaftig auch kein übler Name!“

Troßdem erregte es den Eindruck, als habe der Name Aehnlichkeit in der Wirkung mit einem zu eng sitzenden neuen Kleidungsstück, das unwillkürlich zu einer Dehnung durch Bewegung auffordert. Der junge Mann ging, indem er mehrmals „Nr. 23“ wiederholte, einige Mal hin und her, blieb stehen und fragte:

„Sind Sie auch Sträfling auf der Festung?“

„Ja, Herr. Könnt' auch sagen: nein. Seit" — er rechnete an den Fingern — „einunddreißig Jahren.“

Den Rechtsanwalt Ernst Dankwart überlief ein leiser Schauer bei der monoton ausgesprochenen Zahl. „Ja und nein? Was heißt das?“

„Ich war's, Herr, aber braucht's nicht mehr.“

„Sind Sie des Teufels?“ entfloß es Dankwart instinctiv. „Sie hätten's nicht nöthig und sind doch noch hier?“

„'s ist hier am Allerbesten, Herr.“

Offenbar war der Hörer trotz der Aehnlichkeit mit dem Schillerzimmer in Weimar nicht dieser Meinung; der Andere fügte ruhig bei:

„Wenn Sie erst lang' genug hier sind, Herr, sagen Sie's vielleicht ebenso.“

„Das will ich nicht hoffen!“ Ernst Dankwart lehnte unverkennbar beide Zumuthungen gleich energisch damit ab, ging abermals und zwar augenscheinlich noch etwas erregter als zuvor auf und nieder, hielt wieder inne und frug:

„Was haben Sie denn verbrochen gehabt?“

Der Alte wiegte langsam den Kopf. „Es kommt Alles von den Frauenspersonen her; sie sind verrückt von Haus und darum machen sie uns auch verrückt. Ich hab' dazumal meine Frau mit einer Kugel todtgeschossen, weil ich sie — die Leute sagten, ich hätte Recht gehabt, aber das Gericht setzte Lebenslängliches darauf. Im vorigen Jahr' begnadigten sie mich, doch ich habe gebeten, daß ich mit meiner Nummer und meinem Anzug hier oben bleiben dürfte. Was soll ich mit andern Kleidern da unten? Wer weiß meinen Namen noch? Ich selber muß mich drauf besinnen. 's ist hier am Allerbesten, Herr. Bleiben Sie nur bei uns; hier giebt's keine Frauenspersonen, vor denen man sich in Acht zu nehmen braucht. Eine Nummer ist gut gegen Alles. Ich wünsch' Ihnen zu Ihrer Glück.“

Es war nicht zu verkennen, daß die Anschauung des jungen Rechtsanwalts wiederum vollständig davon abwich und daß sich eine gewisse Abneigung gegen die collegialische Behandlung von Seiten des ehemaligen Mörders oder Todtschlägers bei ihm geltend gemacht hatte. Aber dann fand er sich mit philosophischem Ausdruck in die Umstände und versetzte in die Erde deutend:

„Ein hartes Bett.“

„Auf Silber schläft sich's weicher,“ entgegnete der Wärter lakonisch.

„Das heißt?“

„Für den, der es hat.“

Dankwart verstand, griff in seine Tasche und fragte hastig: „Also es ist erlaubt?“

„Der Herr Gouverneur haben angeordnet, zu verstaten, daß Nr. 23

sich Alles anzuschaffen vermöge, was in ihrem Wunsch stehe und ihre Mittel erlaubten."

„Bücher? Schreibzeug?"

Der Alte nickte.

„Auch ein Clavier?"

„Wird wol drunten in der Stadt zu haben sein."

„Wie heißt der Gouverneur? Oder hat er auch eine Nummer?"

Der Humor war dem Fragsteller sichtlich zurückgekommen; Nr. 7 schüttelte den Kopf und antwortete:

„Herr Obrist Graf Wolkstein. Eine Festungsnummer hat er nicht, aber auch eine — ich meine, Leibeswesen genug ohne Nummer."

Dankwart hörte nicht darauf hin, er murmelte: „Ein vortrefflicher Mann"; doch plötzlich auflachend fuhr er fort:

„Lieber College, ich habe Niemanden umgebracht, weder mit, noch gegen die Meinung der Leute, sondern das Blut, das ich vergossen, war ausschließlich Traubenblut, und bei der Beschäftigung habe ich allerlei Reden zugehört, die hochlöbliche Untersuchungscommission behauptet, auch selber einige davon gehalten. Ich will nicht widersprechen, aber stolz bin ich auch nicht darauf, und das deutsche Volk wird sie vermuthlich nicht als Musterstücke in seine Lesebücher einreihen. Es war viel von Tyrannen, Freiheit und deutscher Herrlichkeit drin die Rede; recht fälschlich, nicht wahr, denn Ihr Oberst hier ist wahrhaftig kein Tyrann, sondern gewährt mir die größtdenkbare Freiheit, und die deutsche Herrlichkeit liegt da drunten so schön, wie man sie nur wünschen kann. Es wäre vielleicht noch hübscher, sie ohne dies etwas störende Sparrenwerk zu betrachten, allein dafür bin ich ein wildes, blutdürstiges Thier, Demagog genannt, das man in einen Käfig sperrt. Sehen Sie mich an, ich verzehre keine Fliegen, sondern nur Fürsten zum Frühstück und bade mich nachher in Blutströmen von Schergen und Soldknechten. Die hochpreislichen Herren Verhörsrichter habe ich Narren titulirt, doch wenn Sie's nicht weiter sagen wollen, bin ich allmählig in Zweifel verfallen, wessen Narrheit eigentlich größer gewesen, ihre oder meine; ich habe ausgerechnet, es gibt und nimmt sich nicht viel, nur war ihre grauhaarig und meine mehr flaumbärtig. Inzwischen ist mir dann der Bart besser gewachsen, denn ich wollte die Herren Gefängnißbarbiere nicht bemühen und mir selbst ward nirgendwo ein Scheermesser anvertraut, aus gegründeter Befürchtung, ich würde sonst mit eigner Hand meinem verbrecherischen Dasein ein Ende machen. Aber Erfahrungen über die Einrichtung von Internirungsalocalen, Haftstuben, Zellen und Gitterlöchern in deutschen Landen habe ich jedenfalls hinlänglich gesammelt, um meine volle Zufriedenheit mit diesem Aufenthalt und seinem verehrlichen Hausherrn auszudrücken, und ich bitte Sie, einstweilen dem Herrn Gouverneur, Obersten und Grafen für seine Menschenfreundlichkeit meinen verbindlichsten bürgerlichen Dank zu übermitteln. Bei so

viel ungewohnter Rücksicht auf menschliche Daseinsannehmlichkeit, vermuthe ich fast, wird auch meine für die Gesundheit immerhin wünschbare Bewegung nicht ausschließlich auf ein Balanciren zwischen diesen Dilemmen beschränkt sein —“

„Es ist befohlen worden, daß Nr. 23 täglich sechs Stunden Festungsfreiheit genießt, zwischen Morgens fünf und Abends neun Uhr nach freier Wahl,“ bestätigte der Wärter.

„Nr. 23 ist das beneidenswertheste Geschöpf auf der Erde! Sie wird vorziehen, Morgens um fünf Uhr meistens noch keinen Gebrauch davon zu machen. Aber wenn sie nun diese Festungsfreiheit benützte, sich einmal die Freiheit zu nehmen, der Festung den Rücken zu kehren?“

„Ist gut vorgesorgt, lieber Herr. Auf dem Wege, wo Sie heraufgekommen, liegt das Thor, und andere gibt's nicht, wenn Sie keine Vogel-federn unter'm Rock tragen. Im Anfang dacht' ich's auch manchmal, Sie wissen, damals noch, als ich meine Frau — verrückt sind sie alle, hoch und niedrig; ich hätt' nicht geglaubt, daß Einer um was Anderes hier herauf kommen könnt', als um 'ne Frauensperson. Auch die Frau vom Herrn Gouverneur war's — viel Leidwesen, bis sie unter der Erde lag, viel Kummer und Noth, denn Sie haben recht gesagt, er ist ein gar menschenfreundlicher und guter Herr, obschon er sehr vornehm ist und oft kurz angebunden scheint. Kann Einem wirklich Leid thun.“

Der Alte machte eine Bewegung zum Fortgehen, Dankward zog jetzt eine größere Banknote hervor und zählte die Dinge, nach denen vor der Hand sein Wunsch stand, auf.

„Ich werde mich dankbar beweisen, vor Allem, wenn Sie mir das Clavier schon morgen miethen können; ich warte ungeduldiger drauf, als auf das Bett. Geschlafen habe ich jeder Britsche zum Troß immer, aber mein Ohr fastet seit — ja, seit wann? — Die Jahreszahl, in der ich mich meines Daseins freue, weiß ich noch zur Noth, doch welchen Monat und Tag haben wir?“

„G'rad' was hier drauf steht,“ antwortete der Wärter, die Banknote betrachtend und einsteckend; „fünfundzwanzig — den fünfundzwanzigsten Juli. Verlassen Sie sich auf mich, lieber Herr, es hat's schon Mancher gethan. Ein Gelehrter war d'runter, der sprach griechisch mit sich selber, auch — wie hießen Sie's? — ein Demagog, glaub' ich. Er war auch ein muntre Herr und wollt' gar nicht von hier fort, obwol er in Freiheit kam und thun und lassen durfte, was er wollte; bat immer, man möcht' ihn nur noch ein paar Wochen hier in diesem Zimmer wohnen lassen, es gäb' gar nichts Schöneres. Aber man kommt mit Zwangspasß herauf und mit Zwangspasß hinunter; der Gefangene muß und der Freie muß, für's Vergnügen ist auf der Festung keine Minute übrig.“

„Muß eine schnurrige Griechenseele gewesen sein,“ lachte Ernst Dankward. „Hat vermuthlich eine Abhandlung über homerische Partikeln ver-

faßt und die Platanen da ihm die schönsten Conjecturen zugehäufelt. Also vor Allem Schreibzeug noch heut' Nachmittag, gute Nr. 7, das Clavier morgen —“

„Und das Bett zur Nacht, Herr. Wird Alles besorgt, und die Bücher schreiben Sie mir wol auf. Wie man dazu kommt, weiß ich nicht. Der Herr Gouverneur hat allerdings ganze Schränke voll in seinem Zimmer —“

„Wird aber seine Philanthropie schwerlich so weit treiben, mich noch mit geistiger Speise aufzunähren, meinen Sie? Braucht's auch nicht; wenn ich nur Schreibzeug habe, lasse ich mir meine eigenen Bücher kommen. Auf Wiedersehen, gute Nr. 7! Ich werde heut' von meiner Festungsfreiheit nicht mehr Gebrauch machen.“

Der gelb und schwarz Halbirte ging und die Schlüssel klirrten wieder draußen; Dankwart sah eine Weile gedankenvoll durch's Fenster und murmelte:

„Fünfundzwanzigster Juli — zweiter Juni alten Datums — das macht nach Adam Riese und allen Zahlkünstlern der Welt ein Jahr, einen Monat und dreißig und zwei Tage. So ungefähr eine Zeit, um eine Fahrt um die Erde zu machen — per Dampfschiff wird's künftig wol noch ein Stück rascher geh'n — oder um ein Buch darin zu schreiben, und, wenn man ein Deutscher ist, bei Lebzeiten zu verhungern und die wissenshungrige Nachwelt dafür zu speisen — oder einen anständigen Weinträger durch drei Instanzen weiß zu waschen — oder sich zu verlieben, zu verloben, zu verheirathen, zu taufen —“

Der junge Rechtsanwalt schüttelte den Kopf. „Wenn Nr. 7 in ihrer Lebensweisheit Recht hat, ist es vielleicht besser, daß ich mich während der Zeit ab und zu im Fortschneiden geübt habe, in das Geheimniß der Strohflechtereie eingedrungen bin und ein gebiegenes Urtheil über die beste Weise, verfilzte Wolle auseinander zu wirren, abzugeben vermag. Das deutsche Vaterland oder seine Väter — Gott erhalte sie! — fürchten offenbar geistige Ueberanstrengung seiner Söhne und nehmen jede günstige Gelegenheit wahr, den Köpfen derselben eine zweckmäßige Erholung zu vergönnen. Item, während Andere ein Jahr, einen Monat und dreißig und zwei Tage in ihrer Berufsbahn als Menschen und Staatsbürger vorwärts marschirt sind, habe ich „gesehen“ und „sitz“ noch. Ein schwarzes Gemüth, das nicht mit Dank gegen die wohlmeinenden Spender solcher Ferien erfüllt wäre! Ich glaube, es gibt nur in deutscher Sprache ein Wort dafür, Namens „Untersuchungshaft“, im Superlativ „lebenslängliche Untersuchungshaft“. Viel Glück, meine Herren, zerbrechen Sie sich um mich die Köpfe! Ich will es nicht mit Gleichem vergelten, aber untersuchen will ich mit Ihrer Bundestags-Demagogen-Commissions-Erlaubniß auch ein wenig. Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus, oder vielmehr,

so lange der Gouverneur, Oberst Graf Wolfenstein unser rector magnificus et benevolens ist,

Nach dem Grafen Wolfenstein
Sperrt vielleicht man wieder ein
Mich in einen Keller."

Er summt es nach der Melodie des studentischen Liebes, zog seinen Bleistift und trat wieder an die Wandstelle, wo er vorher seinen Namen verzeichnet hatte. Unter diesen schrieb er: „Eingezogen den 25. Juli im Heilsjahre 1833“, und ging, leise weiter summend:

„Ubi sunt, qui ante nos
In loco fuere?“

an der weißen Wand entlang. Das Getrißel seiner Vorgänger daran bezog sich hauptsächlich auf die Dauer ihres Aufenthalts, die Kost und Behandlung; Längeweile war der allgemeine Wahlspruch, doch auch im Lobe der Nr. 7 stimmten alle überein. „Lauter 23er,“ murmelte der Leser, „es wird komisch sein, ihnen einmal drunten in der Welt zu begegnen.“ Spottverse auf die „Untersuchungscommission“ verriethen die Anwesenheit anderer „Demagogen“; geschickt mit Kohle entworfenenes Profil mit ungeheuerlicher Spürnase stellte unverkennbar den „Demagogenriecher“, Herrn von Kampf vor. Dankwart ging, spöttisch vor der Contour salutirend und lachend weiter, sein Blick haftete einen Moment auf einer im Ofenwinkel befindlichen verschnörkelten Bierzeile und glitt vorüber. „Der sizylustige Hellene hat sich auch verewigt?“ lachte er. „Wahrscheinlich mit einem passenden sophokleischen Chorgesang. Damit hat man mich auf der Primanerbank genug abgequält; hier, wo ich ein freier Mann bin, habe ich nicht nöthig, die klassische Schönheit zu bewundern.“

Er hatte seinen Fuß schon weiter gesetzt, doch etwas Sonderbares an der ziemlich hoch angebrachten Inschrift zog unwillkürlich seine Augen noch einmal auf sich. Verwundert sprach er das erste Wort derselben nach: „στέλλ — was heißt στέλλ? Ich bin kein feinsten Kenner der Gracität, wie mein verehrungswürdiger ci-devant Rector, der, wenn er mich als Demagogen, Königsmörder und Jacobiner hier sähe, mir unfraglich noch einige Tage Carcer obendrein zubictiren würde, damit ich in den „Geist der Zucht“ einzudringen Gelegenheit fände — aber στέλλ — ein Verbum στέλλω ist mir dunkel Erinnerunglich, τιπ, „mit etwas fertig sein“, was die verehrliche Untersuchungscommission aoristisch zur Anwendung bringen dürfte —“

Er hob sich mechanisch auf den Beinen zu der Wandinschrift in die Höhe, dann lachte er plötzlich: „Ist das etwa nur ein verkleideter Achaier?“ und las laut:

„στὴν δαίτην τοῦ αἵματος ἐν δὲ λυγρῇ
 δεξιᾷ φέροντες δὲς πᾶσι ὥστεν αἰεθῶ:
 δᾶνν στεῖν ἰναῦφ οὐνδ ρέκκε δὲξ οὐνδ στρέκκε
 οὐνδ γλαῦβ δας λείχτερ διρ δερ τὰν ἐντολῆδ.“

Ernst Dankwart sah sich um, rieb sich die Stirn, laß die sonderbaren Zeilen noch einmal, murmelte: „Ein curioses Neugriechisch“ und trat mit raschem Schritt an das nach Osten gerichtete Fenster. Die Aussicht war keineswegs verlockend; eine unabsehbar hohe und lange, gelbe, fensterlose Mauer lag in einiger Entfernung gegenüber, langbeinige Rankerspinnen krochen daran herum, das einzig Unterhaltende bestand darin, daß ab und zu von rechts her ein grauer Fliegenschwapper wie ein Schatten gegen die gelbe Wand flatterte, einen der Ranker mit dem spitzen Schnabel im Flug aufhakte und wieder verschwand.

„Hat der Grieche darin etwa ein hübsches Conterfei löblicher Demagogencommission und ihrer Pflegebefohlenen gesehen?“ fragte sich der Betrachter. „Still — da hat er wieder eine; Herr von Kampf, wie er leibt und lebt. Aber es gehört griechische Anschauung dazu, daß Einem der Tag bei diesem schlechten Satyrspiel leichter entfliehen soll —

„Woher kommt denn der Kampf und wohin geht er, wenn er sein Schnabelverhör ausgerichtet hat? So freigebig er für Andere damit ist, ist's doch nicht seine Art, selbst sein Nest zwischen solchen Mauern — Ja so, hart in die linke Ecke, sagt der weise Hellene —“

Der junge Gefangene befolgte die Vorschrift seines gelehrten Vorgängers, doch ebenso nutzlos; nur ein allgemeiner grüner Schimmer machte sich, die lange Mauer zur Rechten abschließend, bemerkbar, und in ihn tauchte der Vogel, wenn er verschwand, hinein.

„Immer noch nicht richtig; man muß in der griechischen Sprache höchst genau auf jedes Wort achten. ‚Stell Deinen Stuhl hart in die linke Ecke!‘ nicht dich selber,“ declamirte Ernst Dankwart. Er that jetzt nach den Worten, stieg auf den Stuhl, reckte sich, die Schläfe an die Kalkwand drückend, so hoch er vermochte, und stieß aus:

„Oh — oh in der That — die Gärten der Semiramis!“

Es sah wirklich so aus, als ob ein schwebender Garten aus der Höhe herabblühte. Erst wenn die anfängliche Ueberraschung wich, erkannte man, daß weder die Naturgesetze eine Beeinträchtigung erlitten, noch besondere Kunst zur Anlage der grünen Welt droben erforderlich gewesen. Der isolirte Felskegel, den die Festung krönte, bildete offenbar auf seinem Gipfel kein abgeflachtes Plateau, sondern hob Dankwarts östlichem Fenster schräg gegenüber noch eine beträchtliche Steinwand empor, auf der, unzweifelhaft in Verbindung mit einem dahinterliegenden, unsichtbaren Gebäude, eine Blumenterrasse geebnet und mit zierlich durchbrochener Balustraden-Einfassung von buntem Sandstein umgeben war. Ueber diese nickten grünes Gezweig und farbig leuchtende Hängeblumen, Schmetterlinge

gaufelten darum her und die Sonne übergieß Alles mit vollgoldnem Nachmittagsglanz; nur in eine kleine, dicht von wildem Weinlaub übersponnene, gegen die Brüstung offene Laube fand sie bei ihrem gegenwärtigen Himmelsstand keinen Zugang.

Es war hübsch und überraschend, das Alles zu sehen, und Ernst Dankwartz Gesichtsausdruck erkannte dies bereitwillig an. Doch seine Züge besagten nach Verlauf von ungefähr einer Minute weiter, daß die Stellung, welche diesen Anblick einzig ermöglichte, nicht zu den denkbar bequemsten gehöre. Er tastete mit der Hand umher und versuchte mehrfache Auskunfts Mittel, seinen Standpunkt in etwas minder selbstquälerischer Weise zu behaupten, doch sie erwiesen sich alle gleich ergebnislos, und er rief, auf den Fußboden zurückspringend:

„Ausgezeichnet für einen Naturfreund, der gleich verrenkte Halswirbel mit zur Welt gebracht hat, und im Uebrigen Herrn von Kampf als zweckdienliches doppeltes Torturmittel zu empfehlen. Sollte ich nicht so ganz absichtslos in diese herrliche Sommerwohnung versetzt worden sein? Es ist unzweifelhaft just so anmuthig, in der Weinlaube droben auf der Terrasse zu sitzen, wie körper- und gemüthsruhmäßig, hier unten auf den Beinen zu stehn und sich diesen angenehmen Aufenthaltsort durch das Gitterwerk zu betrachten. Der hübsche Mythos vom Tantalus wäre kindliche Erfindung dagegen, wenn man mich, statt mit Forkenschneiden, etwa zwölf Stunden täglich mit dieser erbaulichen Betrachtung beschäftigte. Nein, mein guter Grieche, in das Falleisen gehen wir nicht hinein und ziehen vor, uns die Tage etwas schwerer nach deiner Anschauung entfliehen zu lassen. Solltest du vielleicht gar der Kautschukmann in eigener Person gewesen sein?“

Er stellte den Stuhl an seinen Platz zurück, wanderte dem Ofenwinkel zu und schrieb lachend, ebenfalls mit griechischen Buchstaben, unter die Bierzeile, die seine Entdeckungsreise veranlaßt:

„Ich brachte meinen Hals in die bequeme
Streckredung, die du anempfehlst; allein
Mein Wunsch ist nur, o Freund, daß Nr. 7 käme
Und sperrte dich statt meiner wieder ein.“

Der Wunsch des Epigrammatikers erfüllte sich fast im selben Augenblicke, indeß nur zur Hälfte. Nr. 7 kam zurück, doch allein, oder vielmehr höchstens in Begleitung des Schreibzeuges und einiger anderer ebenso in doppelfarbige Tracht gekleideter Männer, welche außerordentlich sauberes und behagliche Ruhe verheißendes Bettzeug mit sich trugen. Das Lager ward hergerichtet, Nr. 7 fragte Nr. 23, wann dieselbe und was sie zur Abendmahlzeit wünsche, und der Rechtsanwalt Ernst Dankwart befand sich wieder allein. Er sah nach dem Stundenzeiger der Pappelschatten drunten im breiten Thal, die seit seinem Einzug ungefähr schon drei

Stunden über das gelbe Kornfeld weiter gen Osten gewachsen sein mochten, dann setzte er sich und untersuchte das ihm überbrachte Schreibzeug, das er beinah wie einen langentbehrten treuen Pudel oder ähnlichen Lebensgefährten mit zärtlichen Fingern streichelte. Kurze Zeit drauf glitt seine Feder über das Papier und zog seine Gedanken an sorglosen Fäden weit und weiter mit sich hinaus, als sei nie eine Erfindung gemacht worden, Menschen vermittelst Schlösser, Riegel und vergitterter Fenster in ihrer angeborenen Bewegungsfreiheit zu beeinträchtigen.

Der Gefangene hatte allerdings Anlaß, mit seinem gegenwärtigen Schicksal durchaus zufrieden zu sein. Eines Tags in seiner Wohnung plötzlich als Theilhaber an „burschenschaftlich-demagogischen Umtrieben und Verschwörungen zum Umsturz der deutschen Throne und Revolutionirung des Volks“ verhaftet, war er verhört, von einem Gefängniß in's andere gebracht, wieder verhört und wieder weiter transportirt worden. Er hatte Monate lang schmutzige Löcher mit gemeinen Verbrechern getheilt und gleich ihnen von Wassersuppe und eingebroctem, verschimmeltem Brod gelebt. Jede Beförderungsart, auf dem Karren und zu Fuß, in Staub, Hitze, Regen, Sturm und Schnee war ihm unter abwechselnder Begleitung von Soldaten mit anspornenden Banonnetspitzen und Treibern mit geschwungenen Knütteln innig vertraut geworden. Er besaß allerdings den Trost des klassischen Spruches dabei, welcher durch die Erwägung zu beschwichtigen sucht, daß Viele das nämliche Loos theilen. In der That wußte er, daß über sehr vielen seiner Freunde und Bekannten und noch mehreren, die ihm völlig fremd waren, dieselbe fürsorgliche Hand des Herrn von Kampf oder ihrer respectiven Landesväter waltete; manchmal traf er auf einer Station kurze Weile mit einem von jenen zusammen, und sie konnten flüchtig ihre Gedanken und Erfahrungen austauschen. Welches Verbrechen sie eigentlich geplant und im Begriff gestanden hatten, auszuführen, wußte Niemand, weder von sich selbst, noch von den Uebrigen; daß es jedoch furchtbarer Natur gewesen sein mußte und erst im letzten, entscheidenden Augenblick noch glücklich durch die Umsicht der vaterland-errettenden Regierungen vereitelt worden, ging deutlich daraus hervor, daß die hin und wieder dergestalt Zusammentreffenden sich in's Ohr raunten, der und jener sei als Hauptträdelsführer zum Tode verurtheilt und muthmaßlich bereits erschossen, Andere auf Lebenszeit in's Zuchthaus gesperrt. Einige hatten durch diese Mittheilungen im Verhör und Gefängniß den Muth verloren und entsetzliche Dinge gegen sich selbst und ihre Verbindungsgenossen ausgesagt; die Jedem als die Harmlosesten erschienen, stellten sich nachträglich als die gefährlichsten Verbrecher heraus. Immer weiter spürte die Nase des Herrn von Kampf und griffen die Verhaftungen um sich. Wer sich bewußt war, nichts als höchstens einige weinlaute Weltverbesserungsreden gehalten zu haben, schwebte in der Gefahr, auf vage Denunciation und kunstvoll geschlungene Beweise hin des

beabsichtigten Fürstenmords angeklagt und überführt zu werden. Die Dauer der Zeit, welche über die oft abgebrochene und stets wieder aufgenommene Untersuchung hinlief, änderte nichts daran; plötzlich warf ein neuer Umstand grelles Licht auf einen bis dahin unter der Masse fast Unbeachteten, gestaltete ihn zum Hauptmissethäter und über den nach seiner Meinung fast schon Losgesprochenen brach, tagverfinsterndem Hagelschlag gleich, das schlimmste Strafgericht herein.

Unter solchen Verhältnissen richtete sich die Behandlung oder Mißhandlung der beschuldigten deutschen Jugend ausschließlich nach den persönlichen Anschauungen und Charakteren ihrer Kerkermeister. Augendienerische Beamte suchten sich durch eifrige, nicht selten barbarische Strenge bei ihrer Regierung in ein möglichst günstiges Licht zu setzen, so daß sie gegen die jungen „Demagogen“ Maßnahmen anwandten, vor denen sie bei Räubern und Mördern zurückschreckt wären. Bei anderen überwog das Mitleid; wenige aber nur gab es, die unbekümmert um den von oben herab gewaltig aufgewirbelten Staub, vorurtheilsfrei, menschlich und lächelnd in die Sachlage hineinblickten, der Thorheiten ihrer eigenen Jugend gedachten und in den unter ihre Notmäßigkeit gerathenden Angeklagten keine Verbrecher, sondern etwas jugendlich unbedachte und vorlaute, voraussichtlich jedoch größtentheils tüchtige, patriotische Männer der Zukunft gewahrten, die nicht durch Härte zu strafen und zu erbittern, sondern nur der Reifung ihres eigenen Urtheils zu überlassen seien. Wen der glückliche Zufall unter die Hand eines solchen Kerkermeisters führte, der hatte Grund, sein günstig gefallenes Loos zu preisen, und nach den Anzeichen, welche Ernst Dankwart bei seinem Eintritt in die Festung empfangen, erwies sich der Gouverneur Graf Wolkenstein als einer von den Wenigen, die nicht dienstfertig nach oben den Rücken krümmten, sondern so weit es in ihrer Befugniß stand, die langwierige Untersuchungshaft der jungen politischen Gefangenen zu erleichtern bestrebt waren.

Ernst Dankwart empfand dies am folgenden Tage, wohin er kam. Er hatte schon frühzeitig von seiner Festungsfreiheit Gebrauch gemacht und umwanderte mit dem Beginn des Vormittags die Wälle. Sie erstreckten sich um den äußersten Rand des überall mehrere hundert Fuß senkrecht abschießenden Felskegels, den die Festung krönte; den unvollkommenen Belagerungsapparaten des Mittelalters gegenüber mußte diese völlig uneinnehmbar gewesen sein, während sie jetzt, ihres geringen Umfangs halber, als solche keine Bedeutung mehr besaß, sondern der Hauptsache nach zur Internirung von Gefangenen diente. Ihren inneren Kern bildete ein, dem Marktplatz eines kleinen Städtchens ähnliches, Häuserviereck, zum Theil aus verschiedenen Gastwirthschaften bestehend, vor deren Thüren die Offiziere der Besatzung und Beamte des Ortes ihr Frühstück einnahmen. Das Ganze machte einen anheimelnd friedlichen Eindruck, wie Dankwart, um seine Ortskenntniß zu bereichern, langsam über den Markt-

platz hinschlenderte. Die Civileinwohner der Festung begrüßten ihn zu-
meist, jeder und vor Allem jede blickten seiner schlanken, schönen Erscheinung
nach, doch in keiner Aufmerksamkeit sprach sich der neugierige Gedanke
aus, welchem Anlaß der neue Ankömmling seine Bestrafung zu verdanken
habe. Es mußte nichts Schimpfliches sein, da er zu so früher Tageszeit
und frei, ohne Begleitung eines Wächters, umherging. Die Offiziere
hielten sich, ihrer Stellung gemäß, mehr zurück; sie musterten den in
einiger Entfernung Vorüberschreitenden auch wol, wandten indeß den
Blick, sobald der seine sie überstreifte, ab.

Dankwart betrachtete Alles und wanderte dann auf dem breiten
Weg, der fast den ganzen äußersten Festungsrand umlief, hinaus. Kaum
war ein köstlicherer Sommeraufenthalt denkbar. Nach allen Richtungen
erstreckte die Aussicht sich meilenweit in's schimmernde Land. Flüsse und
Bäche glänzten wie Gold- und Silberbänder, mit denen das grüne und
blonde Haar der Erde umflochten worden. Städtchen und weiße Dörfer
leuchteten dazwischen herauf, im blauen Sonnenduft schlossen walddige Berg-
rücken rundum die Welt. Hohe Bäume standen hic und da auf den
Wällen und bequeme Bänke unter ihrer Schattenkühle, von ihnen aus in
Ruhe Blick und Gedanken in die träumerische Weite hinausziehen zu
lassen. Nichts fehlte, als die Flügel, sich in diese hinabzuschwingen, das
Vermögen, sie zu erreichen, die Freiheit, zu bleiben oder zu gehen.

Nr. 7 hatte Recht gehabt, es war gut dafür gesorgt, daß Niemand,
der nicht Vogelfedern an den Schultern trug, von einer Anwandlung,
sich solche Freiheit zu nehmen, befallen werde. Der Abgrund dehnte sich
überall; wenn man sich über die niedrigen Wälle lehnte, die mehr als
Schutzbrüstungen gegen Unvorsichtigkeit, wie als Hemmnisse eines Flucht-
versuches erschienen, nahmen die unten im Feld arbeitenden Leute sich
wie ein märchenhaftes Zwergengeschlecht aus.

Auf den Wällen wuchs verbranntes spärliches Gras, hic und da
stand eine Feldblume dazwischen, deren Samen der Wind vom Thal
heraufgetragen. Um sie herum schwirrten auf zitternden Flügeln dick-
leibige Glasflügler, sie kamen wie rastlose Schatten durch den gelben
Glanz, tauchten, in der Luft stehend, ihre Fühlhornspiralen flüchtig in
die Kelche, schossen hastig wieder fort und verschwanden in der Tiefe, in
der Freiheit. Es war hoch einsam, da zu stehen und sie kommen und
schwinden zu sehen wie lusttaumelnde Boten der Unermeßlichkeit, denen
die Welt gehörte; manchmal drang fernes Geläut einer Glocke von unten
empor.

Die Stunden vergingen dem jungen Festungsgefangenen in mannig-
facher Betrachtung. Er umwanderte langsam die Wälle, nur an einer
Stelle trat ein Hinderniß ein, so daß er seinen Weg nicht fortsetzen konnte,
sondern in das Häuferviereck zurückbiegen mußte und auf den Marktplatz
zurückschlenderte. Als er diesen erreichte, standen die Offiziere von ihren

Sitzen vor den Thüren auf und salutirten respectvoll. Der Gruß galt einer hohen Männergestalt in Uniform mit fast weißem Bart, die über die Mitte des freien Raumes daherkam; sie kreuzte Dankwart's Weg, und ein Blick in das Gesicht derselben zwang auch dem jungen Rechtsanwalt unwillkürlich einen kurz-freundlich erwiderten Gruß ab. Es war unverkennbar ein höherer Offizier von ernst-vornehmer Erscheinung, der nach der Kraft und Elasticität seines Auftretens jünger sein mochte, als die Farbe des Haares vermuthen ließ. Doch was Dankwart mechanisch zu seinem Gruß veranlaßte, war der Blick gewesen, der aus den Augen des Fremden über ihn hingestreift. In ihnen lag etwas Sonderbares, mit dem frühzeitig gebleichten Haar Uebereinstimmendes, ein müder und trüber Ausdruck, undeutlich verschleiert; er erschien wie Täuschung, sobald sich das Augenmerk wieder auf die militärisch sichere Haltung des Offiziers richtete. Der letztere schritt vorüber, Ernst Dankwart fragte im nächsten Moment instinctiv ein kleines Mädchen, das ihm begegnete, wer jener gewesen. Die Kleine sah ihn verwundert an, antwortete ebenfalls fragenden Tones: „Der Herr Gouverneur?“ und schüttelte den kopf-ummundenen Kopf. „Ja so, ich bin recht dumm, nicht wahr, daß ich das nicht gewußt habe?“ lachte der Fragsteller, und das Kind nickte mit treuherziger Zustimmung: „Das weiß doch Jeder,“ und sprang fort.

Nun fühlte er sich von seinem Umherwandern ermüdet und empfand fast Sehnsucht nach seinem kühlen Gittergemach. Er wandte sich diesem zu; als er es erreichte, bog er jedoch noch einmal ab, denn ihn überkam Verlangen, sich über die Nachbarschaft seines Zimmers, die er nach der Anweisung des Griechen zu betrachten versucht, zu unterrichten. Der Versuch erwies sich indeß nutzlos; hohes Gemäuer schloß jeden Blick vom Wallrand dorthin ab und auch der Weg endete hier wiederum, nicht durch ein Thor, sondern durch natürliche, senkrechte Felswand versperrt, die an die Stelle des Festungswalles trat und wie ein vorspringendes Cap steil in die Tiefe fiel. So kehrte der topographische Forscher in seine Wohnung zurück, wo ihn freudige Ueberraschung erwartete. Nr. 7 hatte das ersehnte Clavier bereits herbeigeschafft und es blickte dem Heimkommenden mit offener Tastenreihe wie mit freundlich lächelnden weißen Zähnen entgegen. Er setzte sich schnell daran und seine Finger liefen behend darüber hin; man sah's, sein Ohr trank entzückt die Töne, wie der Verschmachtende kühle Labung. Das Instrument zeigte sich offenbar trefflicher, als er es zu hoffen gewagt hatte, hell und rein gaben die kahlen Wände den Klang zurück, und der Spielende wiegte sich auf den Tönen, die durch die geöffneten Fenster hinausflutheten, in süße Vergessenheit hinein und in die unbegrenzten Weiten der Freiheit hinaus.

Stunden vergingen wie von kreisenden Vogelschwingen durch den Aether getragen — plötzlich hielten die Finger auf den Tasten inne. Er wußte selbst nicht weshalb, konnte sich keine Rechenschaft darüber ab-

legen. Ja, warum? Er dachte nach, doch umsonst. Seine Augen gingen über die Wände, von denen die Töne verhallt waren, und blieben auf der kleinen von seinem Sitz aus nicht lesbaren Inschrift in dem Ofenwinkel haften. Aber auf einmal sagte eine Stimme deutlich:

„Stell' Deinen Stuhl hart in die linke Ecke —“

Hatte sein eigener Mund es gesprochen? Wer hätte es sonst zu thun vermocht? und doch, er wußte auch davon nichts. Allein unüberwindlich zog es ihn, der Aufforderung noch einmal nachzukommen; er trug mit beinahe fiebernder Hast den Stuhl an das nach Osten gewandte Fenster und stieg hinauf.

Dann ging durch die Augen des Rechtsanwalts Ernst Dankwart ein plötzlicher Ausdruck, der eine volle Rechtfertigung des sonderbaren Pseudo-Griechen aussprach. Ihm gegenüber hob sich in gleicher Weise wie gestern die hohe, lange, gelbe, fensterlose Mauer in die Luft, die langbeinigen Rankerspinnen krochen dran herum, und schräg nach rechts hinauf krönte die Blumenterrasse mit der bunten, durchbrochenen Sandsteinbalustrade den Rand des Gemäuers. Und grade ebenso auch nickten über jene das grüne Gezweig und die farbig leuchtenden Hängeblumen, gaukelten die Schmetterlinge drüber; nur entfloß dem Munde des Beschauers nicht wie damals: „Die Gärten der Semiramis!“ sondern das letzte Wort allein, und sein freiwilliges Verharren in der eingenommenen Stellung schien offenbar, wenigstens für den Moment, in der „Strecksprechung“ kein diabolisches Demagogen-Besserungsmittel des Herrn von Kampf zu empfinden.

Der einzige Unterschied zwischen gestern und heut bestand darin, daß die Nachmittagssonne noch um einige Stunden höher am Himmel flammte und in Folge dessen ihren Goldglanz noch bis an den Rand der kleinen, dicht mit wildem Weinlaub übersponnenen Laube warf, deren Oeffnung auf die Mauerbrüstung hinausging. Dadurch erhellte sie mit einem eigenthümlich aus Blendstrahlen und Dämmerungsschatten gemischten Halblicht auch den Hintergrund der Laube und ließ aus diesem ein menschliches Gesicht hervorschimmern, das in einem Moment halb deutlich erschien und im nächsten fast wieder kaum unterscheidbar in dem grüngoldigen Schleiergewebe verschwand. Eine schwächliche, jugendliche Mädchengestalt in beinahe faltenlosem weißen Oberkleid; sie saß unbeweglich auf einer Bank, von oben herab nickte ein grünes Gerank ihr bis auf die schmale, in leichtem, hellbräunlichen Geflocht vom Haar umrahmte Stirn. Ihre Hände mußten nach der Haltung des Körpers übereinander gekreuzt auf dem Knie liegen, aber sie hoben sich nicht von der Farbe des Gewandes ab.

„Semiramis!“ hatte Ernst Dankwart unwillkürlich gesagt, doch erschütterte gleich darauf den Kopf: „Unsinn! Naufikaa, wenn's denn durchaus griechische Klassicität sein muß! Melitta — Rätchen von Heilbronn — halt! ich hab's — Imogen!“

Die, für welche er nach einem ihm entsprechenden Namen gesucht, saß leicht vornübergebeugt, als ob sie ihr Ohr irgend einer Stimme zugewandt halte, beschäftigungslos, fast einer weißen Statue ähnelnd. Worauf horchte sie? Der junge Gefangene spannte sein Gehör auf's Aeußerste an, er vernahm keinen Ton in der Nachmittagsstille, als das Durcheinandersummen von Bienen und Hummeln.

„Ich glaube, sie schläft wie ein Häschen mit offenen Augen,“ brummte er. Dann verknüpfte sich ihm ein plötzlicher Gedanke mit ebenso plötzlichem Verlassen seines Standpunktes. Er sprang geräuschlos, eilig von seinem Stuhl herunter, setzte sich vor das Clavier, schlug mit flüchtiger Hand die Melodie an:

„Dieweil du gar so reizend bist,
Du süße Maid, wach auf!“

und stand schon wieder droben in der Fensterede. Er sah hinauf, Imogen hatte sich geregt, ihre Stellung verändert. Sie hielt die Schläfe in die linke Hand gestützt, ihre Stirn neigte sich unverkennbar noch weiter vor, und es war etwas in ihrer Haltung, wie in der eines Vogels, der im Begriff gestanden, seinen Sitz auf schwankem Gezweig zu verlassen, und von dieser Regung noch beherrscht, unschlüssig zwischen Verharren und Aufflug die Mitte hält.

Hatten die Rufstlänge sie erschreckt, daß sie fortzuschlüchten beabsichtigte, oder waren dieselben etwa im Gegentheil gerade zuvor schon der Anlaß ihres regungslosen Horchens gewesen?

Erußt Dantwart verfolgte weniger eine ihm klar gewordene Absicht, als daß er halb unbewußt eine Probe anstellte. Er setzte sich abermals an das Spinet zurück und schlug die Tasten zu kräftigem Accord an, doch allmählig verminderte er die Stärke des Klanges und ließ diesen zuletzt in ein träumerisches Piano übergehen, das nur, dem verhallenden Ton einer Aeolsharfe ähnlich, leise verschwimmend durch das Fenster hinaussummte. Dann flog er hastig empor, auf seinen Posten zurück. Welche der beiden möglichen Wirkungen mochte er erzielt haben?

Oder etwa gar keine?

Das Letztere erschien ihm plötzlich auf dem Wege zum Fenster als das Wahrscheinlichste, und er kam sich äußerst albern vor, etwas Anderes in seiner Phantasie ausgebrütet zu haben. Sollte er auf den Stuhl steigen, um den gerechten Lohn für seine Dummheit einzuernten? Er zauderte, in seinem Ohr sumnte es: „Und glaub', daß leichter dir der Tag entflieht.“ — „Verdammter Neugriech, ich bin kein Narr und thu's nicht!“ brummte er, und zugleich hob sein Fuß sich auf den abgeschworenen Stuhl hinauf. Aber zugleich stieß auch sein Mund verwundert aus:

„Imogen? Nein, es ist doch ein Mädchen —“

Das Bild droben hatte sich noch mehr als zuvor, eigentlich so voll-

kommen wie möglich verändert. Man sagt, daß man mit einer Flöte Eidechsen aus ihrem Schlupfloch hervorlocken könne, so daß sie ihre natürliche Scheu vergessend mit großen, staunenden Augen willenlos durch Falm und Gestein heranschlüpfen und auslauschend am sonnigen Abhang innehalten, und offenbar ganz so, einer Lacerte gleich, hatten die leiser werdenden Töne die weiße Gestalt aus dem Weinlaub hervorgezogen, daß sie jetzt mehr als zur Hälfte von der Nachmittagssonne übergoldet am grünen Laubeneingang dachnte. Sie stützte die eine Hand auf das Gestein der Brüstung, und der Beobachter sah, daß ihre Figur mit den schwächig abfallenden Schultern noch höher und schlanker war, als sie im Sizen erschienen. Auch ihre Augen mit dem leichten, feinen Brauenschatte darüber waren jetzt deutlich erkennbar; der helle, große Stern derselben blickte, ebenfalls dem willenlos herangezogener Lacerte gleich, still vor sich hinaus. Aber trotz dem hellen Licht und dem deutlichen Umriß jedes Zuges war an Allem, im Gesicht wie in der Haltung noch immer wie zuvor etwas Ungewisses geblieben, als stehe die zarte Gestalt droben nicht im vollen Tagessonnenglanz, sondern im geisterhaften Weben einer hellen Mondnacht, aus der das blasser Antlitz wie rinnender Perlen-schimmer auftauchte, den Blick beirrend, ob es das eines Kindes, einer vornehmen Jungfrau oder weißer Statue sei. Nicht wie Schlaf, doch wie sinneseffelter Traum lag es noch immer auf den lieblich-regungslosen Zügen, daß Ernst Dankwart, fast ohne es zu wissen, halbblau fragte: „Mädchen, schläfst Du?“

Sie hörte es nicht und regte sich nicht, auch ihre Augen wandten sich nicht aus der Richtung auf sein Fenster, doch man sah, sie gewahrten nichts von ihm, dachten an keinen Beobachter, und er murmelte hinterdrein:

„Wo bist Du denn, mein Herzchen, sag' mir an.

— — —
Auf einer schönen, grünen Wiese bin ich,
Wo Alles bunt und voller Blumen ist —“

Plötzlich brach der Rechtsanwalt Ernst Dankwart ab, sprang unverkennbar sehr widerwillig, doch auch sehr rasch von seinem Stuhl, ergriff diesen und schleuderte ihn, als sei derselbe durch irgend eine zu Tage getretene Bosheit blickartig ein Gegenstand seines Ingrimms geworden, krachend weit in's Zimmer hinein. Gleichzeitig klirrte es von Schlüsseln draußen im Gange, die Thür öffnete sich und Nr. 7 trat ein, warf einen verwunderten Blick auf den Insassen des Gemachs und ward von diesem mit den ärgerlich herausgestoßen Worten begrüßt:

„Was wollen Sie denn schon wieder? Haben Sie Angst, daß Nr. 23 einen Fluchtversuch macht? Fällt ihr nicht ein!“

„Würd' auch gut mit dem Einfall hereinfallen,“ versetzte der Wärter gleichmüthig. „Nr. 23 rumort nur ein Wenig, thun sie alle im Anfang,

wie ungeduldige Pferde, die an die Rampe schlagen; nachher fressen sie ruhig ihren Hafer. Thun Sie sich keinen Zwang an, die Steine haben weder Ohren noch Nerven, denen macht's kein Kopfschmerz. Ich wollt' nur fragen, ob das Clavier Ihnen recht ist. Ich hab's nach der Vorschrift dem Herrn Gouverneur rapportirt, daß Sie sich eins gewünscht, und er hat's mir beschrieben, wo ich in der Stadt drunten das beste bekäme. Aber 's ist nicht billig gewesen, das Ding zu miethen —"

„Ein Muster von einem Kerkermeister, dieser Nebelsfels — Wolkenquarz — Stein, meine ich. Bei ihm eingesperrt zu werden, wäre ja eine wahrhafte Altersversorgung für patriotische Virtuosen. Sagen Sie einmal, lieber College —“ der anfängliche Unmuth in dem Gesicht des Sprechers fing an einem gewissen Wohlgefallen an der Anwesenheit von Nr. 7 Platz zu machen — „mein glücklich-unglücklicher Vorbesitzer dieses hübschen Zimmers, Sie wissen, von dem Sie mir gestern erzählten, der griechisch mit sich selbst redete und nicht fort wollte, der war wol noch jung?“

„So was in Ihren Jahren.“

„Und wollte wirklich nicht wieder weg?“

„Partout nicht.“

„Hatte er etwa auch ein Clavier?“

„Nein, aber eine Kiste voll Bücher. Sie sind der Erste seit dreißig Jahren, der ein solches Ding gewollt hat. Wenn's Ihnen indeß in diesem Zimmer nicht zusagt, so brauchen Sie's nur durch mich dem Herrn Gouverneur bestellen zu lassen. Wir haben noch freie Zimmer, und ich glaub', er wird's Ihnen nicht abschlagen, denn er hat sich auch schon bei mir erkundigt, ob das Clavier Ihnen gefällt.“

„Freie Zimmer,“ wiederholte Ernst Dankwart, „eine artige Festungswendung; es geht nichts über einen guten Euphemismus an der richtigen Stelle, der kann wie der beste Witz zum Lachen bringen. Nein, liebe Nr. 7, ich bin gerade so zufrieden mit diesem durch meine Persönlichkeit gegenwärtig nicht freien Salon, wie mein Vorgänger; ein Umzug mit so vielen eleganten Einrichtungsstücken wäre doch zu beschwerlich. Neben wir nicht mehr davon! Aber kann ich mich wirklich darauf verlassen, daß Ihre vortrefflichen Mauersteine hier keine Ohren und Nerven haben? So ein Clavierkünstler, wie ich, hat's nicht gerne, daß er, vielleicht ohne es zu wissen, belauscht wird.“

„Können Sie ruhig sein; wenn nicht die Mäuse darnach tanzen, anders hört hier gewiß Keiner drauf. Der Herr Gouverneur kam nur zufällig drunten vorbei, als Sie gespielt haben, sagte er mir, und ist einen Augenblick stehen geblieben, um zu hören, ob ich meinen Auftrag ordentlich ausgerichtet. Er hat zufrieden genickt —“

„Hochgräßliche und gouvernementale Anerkennung ist immer schmeichelfhaft,“ unterbrach Dankwart ihn, „aber glauben Sie nicht, lieber College,

daß ich die Ihrige unterschätzen würde, selbst wenn Sie von Geburt her stochtaub zur Welt gekommen wären. Es war mir nur — Eure Isolirungsvorkehrungen hier sind höchst schätzenswerth — daß man nicht weiß, wohin möglicherweise solch ein, so zu sagen wenigstens für Töne offenes Fenster —“

Er deutete leichtthin auf die nach Osten gefehrten Gitterscheiben, der Wärter entgegnete in seiner gewöhnlichen Tonart:

„Kommt erst die Backsteinmauer und dann die Felswand, sind beide, dent' ich, ziemlich schwerhörig. Wenn's was sein sollt', könnt' sich vielleicht höchstens 'mal Eine von den Schneidermamsellen hinauf verlaufen, es ist da so ein Ausgud im Fels oben und der Alte hat in der Nähe seine Werkstatt.“

„So, so — Eine von den Schneidermamsellen? — ich danke Ihnen, College. Sind sie vielleicht auch jung, die — Schneidermamsellen?“

„Die Jüngste, die Käte, wird so was siebzehn sein.“

„I, i — die Käte? — das ist ja allerliebste! Ist der Schneiderpapa etwa aus Heilbronn hierhergezogen? Bin Ihnen wirklich sehr verbunden, liebe Hr. 7! Angenehmes Bewußtsein solcher, wenn auch unsichtbaren Nachbarschaft! Bitte, vergeuben Sie Ihre unschätzbare Zeit nicht länger an meine geringe Persönlichkeit und nehmen Sie meine besten Wünsche für Ihr ferneres Wohlergehen mit sich! Vade ad diabolum omnesque vestificos et vestificas patrem filiasque tecum portas!“

Der Sprecher fügte den letzten lebenswürdigen Wunsch mit der nämlichen weißzähniß-lächelnden Miene wie die vorausgegangenen hinzu, und der schwarz und weiß Halbirte verschwand ersichtlich ohne eine Vorstellung, wohin das Biaticum von Hr. 23 ihn zu befördern trachtete. Der Rechtsanwalt Ernst Dankwart blieb eine Weile in der Mitte seines „Salons“ stehen, blickte grimmig auf die wieder geschlossene Thür, riß sich an seinem stattlichen Schnurrbart, lachte zweimal kurz auf, setzte sich dann rasch an das noch offene Spinet, ließ seine Finger zu einer Art von Melodie, welche Aehnlichkeit mit Ziegememede hatte, über die Tasten hinlaufen und sang dazu:

„Sie war eine Schneiderstochter
Aus der Vorstadt von Madrid,
Blaue Augen, schwarze Pöppe
Brachte dieses Mädchen mit —“

„Eigentlich scheint das mir so etwas von Selbstperjüßlage zu sein,“ brummte er abbrechend, „und obendrein muthmaßlich ohne theilnehmendes Publikum.“ Der letzte Gedanke setzte sich schleunig in eine Handlung um, durch die der Sänger eine Prüfung der Richtigkeit seiner Conjectur anstellte. Er hob den vorhin fortgeschleuderten Stuhl, balancirte ihn wie ein Tausendkünstler an einem Bein mit den Worten: „Unparteiisch be-

trachtet, warst Du aus klügerem Holz geschnitten als ich, denn ohne mich wär's Dir nicht in den Sinn gekommen, Dich dorthin zu postiren," setzte ihn wieder in die Fensterede, stieg hinauf und rechte flüchtig nach der griechischen Anweisung den Kopf. „Richtig, sie wird in der Werkstatt sitzen, vielleicht mit untergeschlagenen Beinen — klipp, klapp — Faden ab! — und der Papa medert: Räte, gib Acht hier auf die Räte! Ich zünd' Dir sonst ein Ellenlicht, Du holdest Mondscheinangeficht! Wo bist Du wieder geblieben, hast Dich herumgetrieben?

Der Teufel hol' Nr. 7,
 Den Griechen, der es geschrieben,
 Und mich, der ein Schulsuchz geblieben!"

Und Ernst Dankwart sprang, nochmals halb verdrossen, halb komisch auflachend, herunter, schloß sein Clavier mit einer Geberde, die mechanisch eine gewisse Mißächtlichkeit oder wenigstens gegenwärtige Abneigung gegen das unschuldige Instrument ausdrückte, und gab sich für den Rest des Tages anderen Beschäftigungen hin. Auch am nächsten Morgen bis über die Mittagsstunde hinaus hielt sein Schmolten mit dem Spinet noch an; er aß jedoch mit vortrefflichem Appetit, legte sich danach auf sein Bett, schloß die Augen, öffnete sie wieder und träumte so abwechselnd in das Goldgeringel der Nachmittagssonne hinaus, das allmählig sein Zimmer zu durchspielen begann. Auch über das braune Nußbaumgetäfel des Spinets ging das Geflimmer, und dann sprang der Siefta-Haltende plötzlich auf und feierte Versöhnung mit dem in der Ecke vereinsamten Zimmergenossen, die offenbar rasch in noch innigere Liebe als zuvor überging, denn es verrannen Stunden, ehe seine Finger sich zum ersten Male von den Tasten trennten. Endlich rasteten sie einen Moment, und in dem Augenblick bewirkten die Tasten in seinem Kopf eine absonderliche Ideenverknüpfung. „Sie sind offenbar auch Festungssträflinge," dachte er, „denn sie tragen das nämliche schwarz und weiß halbirte Kleid wie Nr. 7." Und in der nächsten Secunde sah er die letztere vor sich stehen und hörte sie sagen: „Wenn nicht die Mäuse darnach tanzen, anders hört hier gewiß Keiner drauf."

„Es wäre doch curios, wenn die weiße Schneidermaus —"

Der Stuhl stand noch in der Fensterede an dem nämlichen Platz —

„Ich meine, ein Rattenfänger von Hameln im neunzehnten Jahrhundert wäre auch kein übler Beruf — wenigstens eine spaßhafte Abwechslung" — und — Ernst Dankwart stand lachend wieder auf dem Stuhl und rechte den Kopf nach den schwebenden Gärten der Semiramis.

Da stand auch die weiße Mädchengestalt abermals droben, genau so wie gestern. Unbeweglich lauschend, als klangen die verstummten Töne noch in ihrem Ohr fort. Oder in ihrer Seele? Fast schien das Letztere nach dem traumhaften Frieden, der das in Perlenfarbe zwischen dem

Weinlaub schimmernde Antlitz überwebte, das Richtigere zu bezeichnen, als athme sie den Klang auf Sonnenwellen getragen ein und stehe von ihnen in süßem Rausch festgebannt.

Es war nur ein Schneiderskätzchen, das keinerlei Aussicht bot, sich schließlich als Kaiserstochter herauszustellen, doch trotzdem drehte der junge Rechtsgelehrte jetzt mit einem Ausdruck höchsten Aergernisses den Kopf. Die nämliche Unterbrechung wie gestern scheuchte ihn aus seiner Stellung, es klirrte auf dem Flur, faßte den Thürklopfer, und Dankwart stieß zornig in das Knarren der Angeln hinein:

„Hat Er oder Seine Großmutter Sie denn noch nicht bei sich —?“

Allein er brach verstummend, verwirrt und etwas erschreckt ab. Nur der Kopf von Nr. 7 erschien einen Augenblick sich vornüber bückend im Hintergrunde des Ganges, statt des Wärters aber trat der hochgewachsene Offizier über die Schwelle, dessen eigenartige Erscheinung durch die sichere Haltung und das doch seltsam frühzeitig fast zu Schnee gebleichte Haar dem Gefangenen am gestrigen Tage eine unwillkürliche Achtungsbezeugung abgenöthigt hatte. Es war der Festungsgouverneur, Obrist Graf Wolkenstein, und Ernst Dankwart begrüßte ihn mit verlegener Verbeugung und blieb darauf mechanisch in halb militärischer Stellung stehen. In seiner Ueberraschung nahm er nicht wahr, daß der Eintretende kaum minder unschlüssig und verlegen an der Thür innehielt, und es verging beinahe eine Minute, ehe der Gouverneur, als sei er sich über den Zweck seines Kommens selbst nicht klar, mit unsicherer Stimme fragte:

„Ich komme — es ist meine Pflicht — haben Sie sich über etwas zu beschweren?“

„Ueber nichts, Herr Graf — nur meinen wärmsten und aufrichtigsten Dank auszusprechen für —“

„Auch für nichts, das auf einen solchen Anspruch machen könnte,“ fiel der Obrist ein. Die anfängliche Unschlüssigkeit desselben war rasch seiner gewöhnlichen freundlich-vornehmen Haltung gewichen und er fügte, jetzt sich der Wahl seiner Worte sicher bewußt, hinzu: „Ich kenne das Vergehen, dessen man Sie beschuldigt, auch die Belege, glaube ich, auf welche sich die Anklage stützt, und bedaure in gleicher Weise die besser zu verwertende Zeit, die Ihnen geraubt und die auf die Ergründung Ihrer Schuld verwandt wird. Indeß ich bin Beamter und habe den mir ertheilten Vorschriften zu gehorchen; dieselben erstrecken sich darauf, daß ich für Ihre sichere Gefangenhaltung hafte. So bin ich in den Stand gesetzt — wenigstens bis auf weitere Ordre — Ihre Haft nach meinem Dafürhalten zu gestalten und erachte das Festungsleben selbst in der Freiheit für gebildete Leute als einformig-traurig genug, um dasselbe nicht noch durch unnöthige Beschränkungen zu verschlimmern. Zu meiner Freude habe ich vernommen, daß Sie sich über manche lange Stunde des Tags durch musikalisches Interesse und Ausübung desselben

hinzuzutauschen vermögen. Auch ich bin ein besonderer Freund der Musik — doch leider der einzige hier auf der Festung — so daß —“

Graf Wolfenstein stockte einen Moment, und der trübe Ausdruck, welcher Dankwart beim ersten Erblicken des Gouverneurs aufgefallen, ging einem rinnenden Nebel ähnlich durch seine Augen, wie er hastiger, fast über die Worte hineinend, fortfuhr:

„Ich besitze einen Flügel, der seit lange nicht mehr benutzt wird — meine Frau spielte gern — ich bin Wittwer — vielleicht würde es Ihnen eine Abwechslung sein, dann und wann — und mir erfreulich —“

Es war wieder die anfängliche Unsicherheit der Worte und des Tones, fast als ob er mit ihnen kein liebenswürdiges Anerbieten, sondern eine Bitte ausspreche. Dankwart verbeugte sich mit freudiger Zustimmung, obwohl die sonderbare Vorbringung dieser neuen, unerwartetsten Vergünstigung ihm auffiel, und der Gouverneur streckte ihm mit rascher Bewegung wie zur Besiegelung eines Versprechens die Hand entgegen. „Wann ist es Ihnen genehm, Herr Dankwart?“

„Wann Sie befehlen, Herr Graf.“

„Ich bin nicht der Festungscommandant, der einem Gefangenen befehlt; es wäre eine sonderbare Sträflingsarbeit, die ich Ihnen da auferlegte, und ich hoffe, Sie sehen dieselbe nicht als solche an. Kommen Sie, wann es Ihnen gefällt — heut' Abend —“

„Um welche Zeit darf ich —?“

„Ich werde Sie holen — Sie bitten lassen. Auf Wiedersehn!“

Graf Wolfenstein hatte die ihm entschlüpfte erste Erwiderung in artiger Weise verbessert, doch begleitete er sie mit einer kurzen Verbeugung, welche vielleicht wider seine Absicht, allein in dem Fall um desto beredter seine Stellung als Aristokrat und Festungsgouverneur gegen den jungen bürgerlichen Gefangenen abhob, und Ernst Dankwart befand sich, halb ungewiß, ob er in den letzten zehn Minuten eigentlich gewacht oder geträumt habe, wieder allein. „Meiner Tren, ein Ausbund eines curiosen Kerkermeisters,“ lachte er, „Melancholiker, Philanthrop und Hochtort from top to toe in einer dreifältigen Persönlichkeit!“ Und muthmaßlich durch die englischen Worte in seinem Gedächtniß wachgerufen, summite er hinterdrein:

„The music with her silver sound,“

sagt Shakespeare in Romeo und Julie, oder vielmehr der right honourable Richard Edwards ein Menschenalter vor ihm und hat wahrhaftig Recht —

„Wenn Kummer uns das Herz macht krank
Und Schwermuth trüb den Geist bedrückt,
Musik mit ihrem Silberklang
Ist's, die uns schnell dem Gram entrückt;
Auf ruhlos Leid, auf jede Wund'
Legt Balsam süß der Töne Mund.“

„Die Uebersetzung ist auch nicht übel, obgleich ich keine Ahnung davon hatte, als ich sie mit der schwarz-roth-goldnen Mütze auf dem Kopf zusammenscandirte, wie congruent sie noch einmal mit mir selbst zusammenfallen würde. Was war's noch mit der letzten Strophe?

„O Himmelsgab', die Geister lenkt,
Wie's Steuer eines Schiffes Bahn,
Musik, die Götter uns geschenkt,
Du tröstest Den, dem Sorgen nah'n,
Die Mensch und Thier mit Freud' erfüllt —
O welch' ein Thier ist, wer dich schilt!“

„Mein Gouverneur ist von hochedler Race, aber offenbar kein Thier, und ich wäre ein's, wenn ich ihn schelten wollte! Doch eine höchst wunderliche Thierwelt bleibt die unsrige — was macht die weiße Maus?“

Sie machte nichts, sie war verschwunden wie gestern, und die grüne Welt droben lag einsam in der schrägen Nachmittagssonne. Fast etwas Kaltes, Trübes, Schwermüthig-Trauriges sah aus den vollbeglänzten Blättern und Blumen auf, die kein Lusthauch bewegte. Dankwart verließ seinen Stand, trat an das andere Fenster und blickte hinaus, wie drunten in der Ebene die Pappelschattten über das weite Feld fortwuchsen, wie allmählig das rothe Abendlicht in den Fenstern des Städtchens aufspiegelte, das ferne Gebirg bläulich verschwamm und der Tag langsam hinstarb. Es war ihm Alles schon vertraut, als hätte er seit Jahren hier oben gelebt, und — wozu, für wen hätte er eigentlich anderswo in der Welt leben sollen? Nur für sich allein; er besaß manch' guten Freund draußen, den er schätzte, doch keine Eltern, Geschwister, keine Heimath, Niemanden, an dem das Herz hing —

Er ward früher aus seinen Gedanken aufgestört, als er es erwartet. Es klopfte, und er sah sich erstaunt um. Kam der Gouverneur in eigner Person zurück, ihn zu holen?

Nein, es war nur Nr. 7. Aber Nr. 7 hatte geklopft, offenbar ein Avancement in der Stellung als Respectzperson, die Nr. 23 dem gräflichen Besuch verdankte. Sogar mit einer Art Verbeugung forderte der Wächter ihn auf zu folgen. Sie durchschritten im beginnenden Zwielicht eine Reihe von Corridoren, bald zur Rechten, bald zur Linken, so daß der Geführte jede Vorstellung über die Himmelsrichtung, welche sie innehielten, verlor. Dann eine breite Treppe empor, deren Stufen wie in natürlichen Felsgrund gehauen erschienen, über geräumigen offenen Hof in ein alterthümliches, steinwappenverziertes Portal hinein. Hier verließ Nr. 7 ihren Begleiter, ein Diener in Uniform nahm statt des Wächters den Ankömmling in Empfang und geleitete den sichtlich Erwarteten in einen mit vornehmer Einfachheit ausgestatteten Wohnraum. Der Gast besaß kaum Zeit, den letzteren soweit zu mustern, daß er den Flügel und

an der Wand ein lebensgroßes weibliches Selbstbildniß wahrnahm, das jedoch in der Dämmerung bereits undeutlich verschwamm, als der Gouverneur mit einem: „Willkommen!“ hereintrat. Er knüpfte ein Gespräch an, das indeß schon nach wenig Sätzen wieder abbrach und seinen Gang mühsam weiter fristete, und fragte Dankwart alsdann, ob es ihm gefällig sei, sich über die Brauchbarkeit des Flügels, da derselbe, wie gesagt, lange unbenutzt gewesen, zu unterrichten. Der junge Rechtsgelehrte schlug die Tasten an, und der erste Ton beließ ihm keinen Zweifel, daß das Instrument erst vor aller kürzester Zeit, vermuthlich sogar erst heut' gestimmt worden sein müsse. Sein Wirth hatte gleichzeitig an einer Schnur gezogen, der Diener kam, entzündete schweigend die beiden Clavierkerzen, ohne das Zimmer durch ein anderes Licht zu erhellen, und ging wieder. „Ein Flügel von ausgezeichnete Güte,“ sagte Dankwart, „nach welcher Richtung würde ich Ihrem Wunsche am Besten entsprechen, Herr Graf?“

„Ich überlasse es ganz Ihrer Wahl,“ antwortete nach einer kurzen Pause die Stimme des Obersten im Rücken des Fragstellers, und dieser begann aus dem Gedächtniß eine Mozart'sche Sonate. Die eigenthümliche Beleuchtung mit ihren Streiflichtern und Schatten in dem großen Raum zog im Anfang seine Aufmerksamkeit unwillkürlich auf manche der Gegenstände um ihn her ab. Schräg von seinem Sitz zur Rechten hinüber führte eine halbgeöffnete dunkelrothe Sammetportiere in ein lichtloses anstoßendes Gemach, zwei Marmorsphinge auf breitem Postament hielten, etwas in eine Wandvertiefung zurücktretend, gleichsam vor dem Eingang Wacht. Sonst vermochte der Spielende wenig von seinem Platz aus zu unterscheiden. Nur das Selbstbild, das er beim Eintritt undeutlich wahrgenommen, befand sich ebenfalls in seinem Gesichtskreis, doch von den Lichtern des Flügels mit einer halben Blendung überflimmert. So viel ließ sich erkennen, daß es eine noch jugendliche, schöne Frauengestalt darstellte, vermuthlich die verstorbene Gemahlin des Gouverneurs. Sie trug mehr eine Guirlande als einen Kranz von ganz leichtem grünen Gerant im Haar, und es war Ernst Dankwart, wenn sein Blick manchmal darüber hinstreifte, als ob die ganze Erscheinung ihm nicht unbekannt sei. Er dachte nach, ob er einmal irgendwo in der Welt eine Gräfin Wolkenstein angetroffen, allein sein Gedächtniß hatte nichts davon bewahrt, und allmählig nahm der wundervolle Klang des Instrumentes ihn so sehr gefangen, daß er alle Nebendinge vergaß und sein ausschließliches Interesse auf das Spiel richtend, die Sonate beendigte. Er hielt, als er geschlossen, ein Wort der Zustimmung oder Kritik erwartend, inne; da keine Aeußerung von Seiten des Hörers erfolgte, wandte er nach ziemlich langer Pause den Kopf und sagte: „Sie ist mir die liebste von allen Sonaten Mozarts —“

Es dauerte einige Secunden, ehe er in der wunderlichen Beleuchtung des Gouverneurs aufsigtig ward, der an einem ziemlich entfernten Fenster stand und hinausblickte. Nun drehte auch er die Stirn, sah Dankwart

eine Weile wortlos an, als sammte er seine Erinnerung, und versetzte: „Gewiß, mir hat die Ouverture ebenfalls sehr gefallen — ich erinnere mich, sie in der Wiener Hofoper — Mozart, richtig, es kam mir nicht gleich — Euryanthe oder Fidelio, nicht wahr? Ich bitte Sie fortzufahren, wenn es Sie nicht ermüdet.“

Noch einige Augenblicke hielt Ernst Dankwart staunend-ungläubig das Gesicht auf den Sprecher verwandt. Täuschte er sich? Der Anfang der Erwiderung des Gouverneurs hatte ihm keinen Zweifel darüber belassen können, daß derselbe von dem Spiel nichts gehört habe. Aber fast mit der nämlichen Deutlichkeit besagte der Schluß, Graf Wolkenstein besitze weder Kenntniß, noch Verständniß, noch Interesse an der Musik überhaupt.

Doch wenn er sich in dieser merkwürdigen Entdeckung nicht irrte — weshalb saß er dann, nicht als ungebeten-aufdringlicher, sondern als zuvorkommend, ja mit einer gewissen Dringlichkeit geladener Gast an dieser Stelle? Hatte nur die eine der drei gräßlichen Eigenschaften, die Philanthropie, das nachmittägliche Anerbieten wachgerufen?

Dankwarts Finger hatten, damit sein Kopf diesen Fragen besser nachhängen könne, halb instinctiv die Tasten wieder berührt, doch bald ergriff ihn abermals das vorherige Feuer des Spiels, wenn er dasselbe auch nur für sich allein, ohne das Verständniß eines Hörers betrieb, so daß er die eigenthümliche Wahrnehmung und überhaupt, wo er sich befände, völlig vergaß. Die vollen Töne rollten von den Wänden zurück, jubelten, klagten und schluchzten, das Blut pochte in den Schläfen und vor den Augen des Spielenden, daß es ihm war, als freise das Zimmer langsam um ihn her, als bewege sich seitwärts von ihm eine der Marmorphynx von ihrem Postament und durchgleite den rothen Sammet des Thürvorhangs. Er sah es nicht, empfand es nur als Seitenschimmer in seinem Auge, und dann wieder, als halte sie zögernd in der dunklen Oeffnung inne, wachse empor und komme langsam zurück. Doch so phantastisch-deutlich seht, daß ihm die Täuschung seiner Sinne wunderbarlich und peinlich ward und daß er einen Moment den Blick nach der visionhaften Regung an dem Eingang hinüber aufschlug. Aber gleichzeitig blieben auch seine Hände klanglos auf den Tasten festgebannt, denn auf dem dunkelrothen Grunde der Thüröffnung hob sich die weiße Mädchengestalt ab, die er zweimal im Nachmittagsgoldlicht des grünen Semiramisgartens gesehen, ebenso reglos sonderbar und ebenso einer lauschenden Lacerte gleich, die vom Ruf der Töne langsam willenlos aus dem Dunkel hervorgezogen worden.

Eine seltsam athemlose Stille, die beinahe etwas Geisterhaftes besaß, überwebte für kurze Dauer das große, dunkelwandige Zimmer; dann sagte Graf Wolkenstein kurz: „Meine Tochter, ebenfalls eine Freundin der Musik, doch wie ich, keine ausübende. Dein leises und unvermuthetes Kommen scheint Herrn Dankwart fast erschreckt zu haben, Marietta.“

Die junge Gräfin bewegte mit leichter Neigung die Stirn gegen

den ihr vorgestellten Gast, der jetzt hastig aufgesprungen war und ihren Gruß durch eine tiefe Verbeugung erwiderte. Nicht so sehr die Dame und ihr gesellschaftlicher Rang senkten seinen Kopf so weit herab, als ein Doppelgefühl der Beschämung und mechanischer Instinct, eine gewisse Verlegenheit vor sich selbst für den ersten Moment zu verbergen. Wie war es möglich gewesen, daß er lediglich auf eine Andeutung von Nr. 7 hin diese wie aus einer schneeigen Sommerwolke gebildete Gestalt für die einer Schneiderstochter gehalten hatte? In seinem Gehirn kreuzten sich blickschnelle topographische Vorstellungen der Lage des Hauses, in dem er sich befand, welche Richtung er auf seinem Wege hieher innegehalten und nach welcher Seite der hochgelegene Garten sich gegen die östliche Wand seines Gefängnisses erstrecken müsse. Er beabsichtigte durchaus nicht, darüber nachzudenken, aber sein Kopf nöthigte es ihm auf, und ebenso zeigte die Einbildung ihm überall, wie mit leiblichen Augen, in Flur und Hofraum, im Tagesglanz und Halblight eine weiße Statue, die sich, seiner Sphingvision von zuvor ähnlich, von ihrem Postament gelöst hatte und auf den Wegen, welche seine Vorstellung verfolgte, stets in der nämlichen Haltung vor ihm aufschritt. Es war wie ein Halbtraum und drängte auch wie ein solcher ungemessene Zeit in die Secunde zusammen, in der Ernst Dankwart die Stirn vor der jungen Tochter des Gouverneurs zu Boden neigte. Nun sah er auf, doch mit einer ungewissen, gespannten Erwartung. Besaßen die jetzt in der Nähe lebensroth aus dem Perlenantlik hervorleuchtenden Lippen Sprache, oder waren sie in Wirklichkeit auch die eines stummen Marmorbildes?

Die Antwort auf diese Frage erfolgte eher als Dankwart sie gehofft, Graf Wolfenstein war auf seine Tochter zugetreten, hatte ihre herabhängende Hand zärtlich in die seinige genommen und fragte, den Blick sorglich in ihre Augen heftend: „Wie befindest Du Dich, Marietta?“

„Gut, sehr gut, mein Vater — ich danke Dir —“

Auch ihre Augen schlugen sich mit dankbarem Ausdruck zu ihm auf, und aus dem Blick überfloß ein plötzlicher unsagbarer Liebreiz des Lebens ihre bisherige Reglosigkeit. Doch mehr noch drang der Ton ihrer Stimme in's Innerste des fremden Hörers hinab. Er hatte sich denselben vergeblich vorzustellen versucht, und nun war er in dem dunklen Raum verflungen, so einfach-natürlich, nicht laut, noch leise, und doch wie ein Sonnenstrahl, der, an goldige Morgenfrühe erinnernd, das Zimmer durchschwebt und wieder erloschen. Allein bevor Dankwart sich dieser Empfindungen vollbewußt geworden, fügte die junge Gräfin hinterdrein:

„Ich glaube, der Abendtisch wartet, mein Vater.“

„Schon? Es ist noch früh —“ Der Gouverneur warf einen kurzen unschlüssigen Blick auf den Festungsgefangenen und dann auf seine Tochter, doch diese fuhr ruhig fort:

„Dein Gast wird nach der Anstrengung der Stärkung bedürfen, denke ich. Als Hausfrau will ich ihm zum Wegweiser dienen.“

Sie öffnete, anmuthig voranschreitend, eine andere Thür, die in ein erleuchtetes Speisezimmer führte, in dessen Mitte eine Abendmahlzeit für drei Personen bereitet stand. Einen Augenblick schien Graf Wolkenstein noch zu zaudern, lud dann jedoch den Gast mit vornehmer Höflichkeit ein, den Platz zwischen ihm und seiner Tochter am Tische einzunehmen, und nach wenigen Minuten war die Dankwart verursachte Unbehaglichkeit des Gefühls, daß der Gouverneur diese Folge seiner Einladung nicht beabsichtigt gehabt, überwunden. Graf Wolkenstein trank einige Gläser Weines und gewann dadurch, mehr indeß noch, wie es schien, durch den heitern Ausdruck in den Zügen seines Kindes, zu denen er fast in jeder Minute den Blick aufschlug, die beste Stimmung. Er ward gesprächig und erzählte Manches aus seinem Leben, doch bildete die Tochter jedesmal den eigentlichen Inhalt seiner Mittheilungen. Sie war während eines Aufenthaltes in Süditalien, den die Aerzte der kränkenden Mutter anempfohlen, geboren, und der Vater hatte sich gewöhnt, ihren Namen Marie nach dem einer ersten torrentinischen Kindergepielin in Marietta umzuwandeln. Er sah sie noch, wie eine deutsche Apfelblüthe zwischen dem Silbergrün der Olivenblätter, lachend und hüpfend, mit der andern Marietta kleine goldbrothe Orangen umherrollend, wie die nordischen Kinder graue Marmelsteine; aber dann hatte sein Beruf ihn über die Alpen zurückgenöthigt, seinen Wohnsitz hierhin und dorthin verlegt, Mariens Mutter war gestorben — „weil sie das rauhere Klima nicht mehr ertrug,“ fügte der Oberst rasch mit einem Blick auf das reglos gewordene Gesicht seiner Tochter hinzu — doch auch die Apfelblüthe hatte unter dem nordischen Himmel mehr und mehr Farbe und Art einer Crocos angenommen, die im kalten Frühjahrswind blaß und schwächig unter den bunten Schwestern aufgewachsen, und Besorgniß des Vaters wie der Aerzte einen neuen Aufenthalt an den sonnigen Ufern des Mittelmeers geboten. Wol war dieser von Erfolg begleitet gewesen und die junge Gräfin ertrug den deutschen Sommer, zumal hier oben in der reineren Luft ohne Nachtheil, allein die Unruhe des Vaters hatte dennoch Vorkehrungen getroffen, daß es ihm ermöglicht sein werde, den nächsten Winter abermals mit ihr in Italien zuzubringen.

„Eine betrübende Zukunftsaussicht für mich,“ sagte Dankwart, da der Gouverneur schwieg, „wenn man mich bis dahin höheren Ortes noch als einen Vogel betrachtet, der des Käfigs bedarf. Die Art dieser Geschöpfe ist so fluglustig, daß, wenn es ihnen einmal von freundlicher Hand vergönnt worden, ein wenig aus ihrem Gitterwerk herauszufattern, sie sich doppelt schwer an ihre Wiedereinsperrung gewöhnen.“

Der Dank, welchen er dem Festungsgouverneur mit den Worten

aussprach, war recht anmuthig eingekleidet, doch Marie von Wolfenstein lächelte und erwiderte statt des Vaters:

„Mich dünkt, gerade bei den Vögeln ist die Natur am verschwenderischsten freigebig gewesen und sie bedürften eigentlich gar keiner Flügel, da sie Töne in sich tragen, auf denen sie sich in jedem Augenblicke fortschwingen können, wohin sie wollen, über Länder und Berge, in Licht und Luft, frei, köstlich und körperlos bis in den Himmel hinein. Wenn ich das auch vermöchte, würde ich nichts Anderes auf der Welt mehr begehren, säße ich auch bis an's Ende hinter einem vergitterten Fenster. Im Uebrigen fühle ich selbst am Besten, daß ich im Winter nicht nach Italien zurückzufliegen brauche; mein Vater ist zu ängstlich und täuscht sich deshalb ebenso wie die Aerzte, die mir immer wärmere Luft für meine Brust verschreiben. Ich bin gar nicht krank —“

„Doch, mein Kind, Du bist es und bedarfst der höchsten Vorsicht. Ich sage nicht, krank — nur daß Deine Gesundheit eine zarte ist —“

Der Oberst hatte das Letztere schnell nachgefügt, denn Marie war sich beim Anfang seiner Erwidernng mit der Hand über die Stirn gegliitten, wie wenn der Schatten einer Haarlocke ihr auf die Augen herabgenickt und ihr Unbehagen verursacht habe. Doch nun lächelte sie wieder:

„Ihr Gleichniß von vorhin hatte wahrlich Recht, Herr Dankwart. Wir sitzen hier wie thörichte Vögel im Käfig, die sich den Kopf mit Gerdanken über die Gitterstäbe schwer machen, hinter denen sie eingeschlossen sind, und es steht doch nur bei uns, auf unseren Flügeln aus Enge und Dunkel in die Freiheit, die Sonne, das Vergessen hinauszufiegen.“

Der Sinn ihrer Anspielung war nicht mißzuverstehen, doch der junge Rechtsanwalt blickte unwillkürlich auf eine ihm gegenüber befindliche Wanduhr, die gerade zum Schlage ausholte und versetzte:

„Ganz steht diese Freiheit doch nicht bei Jedem, Comtesse, z. B. bei einem Festungsgefangenen, dem es nicht wohl anstände, über der Annehmlichkeit des Augenblicks zu vergessen, daß die Gesetzesvorschrift ihm um neun Uhr Abends die Rückkehr hinter sein Fenstergitter auferlegt.“

Er machte eine Bewegung, sich zu erheben, auch der Gouverneur sagte: „Wahrhaftig, bereits neun Uhr, die Zeit ist heut' Abend auch wie ein Vogel geflogen,“ und stand auf, allein seine Tochter fiel ihm in's Wort:

„Mich dünkt, es muß jederzeit in der Befugniß eines Gesetzgebers stehen, Mängel, welche die Praxis herausstellt, zu verbessern. Außerdem erinnere ich mich eines lateinischen Sprichworts — ist's nicht so? — von der Gegenwart des Arztes: Prae — wie war's? — Praesente —“

„Medico nil nocet,“ ergänzte Dankwart. „Doch der Arzt selbst wird der Behandlung, die er einmal angeordnet, nicht widersprechen.“

Graf Wolfenstein nickte: „Ich hoffe, daß Sie uns das Vergnügen machen, morgen Abend Ihren Besuch zu wiederholen. Wir leben sehr einsam —“

Marie war an ihren Vater herangetreten, legte die Hand auf seinen

Arm und wiederholte: „*Præsente medico nil nocet* — Du sagst ja, ich sei krank — ist es da nicht vorsichtiger, eine Arznei heute zu nehmen, als morgen? Nur einen kleinen Schlafrunk noch!“

Sie hatte es launig gesprochen, doch unter dem leise zitternden Klang ihrer Stimme lag es als sehnliche Bitte, und der Vater küßte hastig ihre Stirne:

„Wenn Du es wünschst, mein Kind —“

„Nein, wenn es Herrn Dankwart nicht zu viel wird. Aber mein Kommen vorhin hatte ihn unterbrochen — nur den Schluß der Sonate noch!“

Sie schritt sichtlich freudig erregt wieder in das Nebenzimmer voraus, ordnete an den Lichtern des Flügels, und die Andern folgten nach. Graf Wolkenstein hatte an der Thür einen Moment gezögert und dann flüsternden Tones sich rasch an Dankwarts Ohr gebeugt: „Die Aerzte haben jeder Aufregung dringend widerrathen, die ihr das Abschlagen eines unschädlichen Wunsches verursachen könnte. Es ist im Gegentheil mein Kummer, daß sie fast nie um etwas bittet, darum — und im Uebrigen wirkt jedesmal die Musik selbst wie ein Arzt für Tage lang heilsam auf ihren Zustand. So frohsinnig wie heut' Abend habe ich sie seit langer Zeit nicht —“

Er brach ab, da die Tochter sich wieder zu ihnen wendete, Dankwart entgegnete laut:

„Ja, die Musik ist eine alte Zauberin, vielleicht die älteste, welche die Menschheit mit ihrem goldtönigen Rege umgarnt hat. Ich mußte heut' Nachmittag eines Liedes zu ihrem Lobe gedenken, das ein englischer Dichter vor drei Jahrhunderten zu ihrem Preise gesungen und das ich, weil es mir besonders gefiel, früher einmal so gut es ging mir verdeutscht —“

„Haben Sie es im Gedächtniß?“ fiel die junge Gräfin fragend ein. „Das zu vernehmen, würde mich auch erfreuen.“

Ernst Dankwart sann, auf den Flügel gestützt, einige Secunden nach. „Ich denke, daß ich es zusammenbringe.“ Und er recitirte die Strophe, die er sich am Nachmittag vorgesprochen:

„Wenn Kummer uns das Herz macht krank
Und Schwermuth trüb den Geist bedrückt,
Musik mit ihrem Silberklang
Ist's, die uns schnell dem Gram entrückt;
Auf rußlos Leid, auf jede Wund'
Legt Balsam süß der Töne Mund.“

„Das ist schön — denn es ist wahr,“ äußerte Marie langsam. „Wie geht es fort? Ich höre es gern —“

Sie lauschte aufmerksam vorgebeugt in der Stellung, in der Dankwart sie zuerst gewahrt, er fuhr fort:

„Sie ist's, die uns im Glück erfreut,
 Vom Weh erlöst ein trüb Gemüth,
 Des Irrens Nacht vom Haupt zerstreut
 Musit mit schmeichelnd süßem Lied —“

Der Sprecher hielt mitten in der Strophe inne, denn zwei Arm-
 bewegungen seiner Zuhörer unterbrachen ihn. Marie von Wolfensteins
 lange schmale Hand hatte sich emporgehoben, wie sie es schon einmal am
 Tisch drüben gethan, und glitt langsam über die Stirn, als sei die herab-
 nickende Haarlocke wieder dort, und gleichzeitig legte der Gouverneur
 seine Hand plötzlich auf die Schulter des jungen Mannes und sagte:

„Verzeihen Sie — es ist mir um des Wärters willen, dem ich
 Auftrag gegeben — wenn Sie uns noch das Vergnügen machen wollen,
 den Schluß des Musikstückes — ich werde morgen meine Anordnung
 anders treffen.“

Dankwart setzte sich mit einiger Verwunderung, doch bereitwillig an
 den Flügel, leitete die abgebrochene Sonate wieder ein und beendigte sie.
 Die Lichter mochten von der Hand des Mädchens vorhin etwas anders
 als im Beginn gestellt worden sein, denn sie warfen keine Blendung mehr
 über das Delbild zur Rechten, so daß der Aufblickende es jetzt deutlich
 unterschied, und die Aehnlichkeit dasselbe zweifellos als die Mutter der
 jungen Gräfin ergab. Es war das nämliche, feine, blasser Gesicht, viel-
 leicht um ein Jahrzehnt älter; offenbar hatte die Hand des Malers sich
 Mühe gegeben, es möglichst zu beleben, doch es war ihm nicht erreichbar
 gewesen, eine eigenthümlich vor sich hinausblinnde Reglosigkeit der Augen
 völlig zu überwinden, welche in Verbindung mit dem die Stirn umziehenden
 leichten grünen Rankenfranz das Bild fast wie das eines schönen Todtenantlitzes
 erscheinen ließ. Dankwart beeilte sich, um nicht eine nochmalige Mahnung
 seines Wirthes zu veranlassen, zum Ende zu gelangen, und stand, den
 Flügel schließend, auf. Der Gouverneur erleichterte ihm den Fortgang,
 indem er auf ihn zutrat, ihm die Hand reichte und unverkennbar auf-
 richtigsten Tones beifügte: „Ich danke Ihnen von Herzen. Also auf
 Wiedersehen morgen Abend!“

Die Tochter hatte sich in einem Sessel zurückgelehnt, schwieg und
 schien nichts von der Verabschiedung des Gastes zu bemerken. Dann sah
 sie fast mit erschrecktem Ausdruck auf, trat rasch einige Schritte vor, hielt
 jedoch ebenso plötzlich inne und begrüßte den Fortgehenden wortlos mit
 derselben leichten Stirnneigung wie bei ihrem Eintritt, so daß er das
 Gefühl mit sich hinaus in die Sternennacht nahm, als habe er einen
 kurzen Pygmaliontraum durchlebt, in welchem unter seinen Augen eine
 Marmorstatue zum Leben erwacht sei, um den Blick des Auges und den
 Ton der Stimme, Gestalt und Regung wieder in Starre des Stein-
 bildes untergehen zu lassen. Nr. 7 nahm ihn draußen in Empfang, hatte
 in der kühlen Nachtlust gewartet, war mißgelaunt-wortfarg und doch

neugierig zugleich, allein Dankwarts Stimmung nahm weder von dem Einen noch vom Andern Notiz, bis der Wärter die letzte Thür aufschließend brummte: „Der Herr Gouverneur hatte mir neun Uhr gesagt und ist der pünktlichste Herr, den es hier oben und unten in der Welt gibt. Wenn's nicht zutrifft, steht allemal eine Frauensperson dazwischen, die sind sammt und sonders von Haus aus — na, ja eben, von Haus aus, daher kommt's.“

Er brummelte noch etwas Unverständliches weiter in den gelbweißen Zottelbart und fügte hinzu: „Soll ich Ihnen Licht bringen?“

„Sie vergessen, das wäre nach neun Uhr gegen die Vorschrift; ich danke Ihnen auch und brauche es nicht.“

„Andere Leute vergessen die Vorschriften auch,“ versetzte der Alte, „und für Nr. 23, scheint mir, wird's überhaupt bald gar keine mehr geben. Ich bin einunddreißig Jahr' hier oben, so etwas ist mir aber bis da noch nicht vorgekommen.“

Er wollte gehen, Dankwart trat ihm an die Schwelle nach. „Sagen Sie — College — waren Sie bereits hier, als die Gemahlin des Herrn Gouverneurs starb?“

„Na, ich war allerdings schon hier, aber sie nicht —“

„So wissen Sie also nicht, wo und woran sie gestorben?“

Der Wärter jah mit seiner Laterne in der Hand einen Augenblick antwortlos auf den Fragenden.

„Man braucht nicht Alles selbst gesehen zu haben, um es genau genug zu wissen. Wo? Auch irgendwo hoch oben, im vierten Stock oder so — den Namen des Orts weiß ich nicht. Und gestorben ist sie — weil ihr die Luft ausging.“

„Ich dachte es mir, an der Schwindsucht —“

„Ja wohl, das Leben schwand ihr unter den Füßen weg, so hab' ich's gehört. Gute Nacht. Zuschließen ist wol auch nicht mehr Vorschrift?“

Der Wärter ging, sein Schlüsselbund verklingte draußen im Flur, es ward todtensstill. Ernst Dankwarts Lippen zogen sich zu einem lustigen Nachgruß zusammen, doch sie brachten keine Worte hervor und er trat schweigend durch den dunklen Raum an's Fenster. Die weite Welt drunten lag ruhig, nicht hell, allein auch nicht finster; ein Halblucht ging darüber, dessen Ursprung sich verbarg. Erst als der Hinausblickende den Kopf möglichst zur Seite bückte, entdeckte er links hin erstes Mondviertel, das als schmale Sichel im wolkenlosen Himmel schwamm.

Er überdachte die letzten Stunden, aber dazwischen drängte sich ihm immer ein Etwas, das die angespannten Gedankenfäden durchkreuzte, und doch wußte er nicht was, vermochte es sich nicht klar herauszuwickeln, obwol er lange gegrübelt haben mußte, denn er nahm zu seinem Erstaunen wahr, daß die kleine Mondsichel hoch am Zenith ihm gerade gegenüber stand. Nun kleidete er sich aus, legte sich zu Bett und schlief

ein, oder glaubte wenigstens es zu thun. Aber plötzlich fand er sich mit offenen Augen und zugleich Das, was er vergeblich gesucht hatte. Es war etwas höchst Unbedeutendes, nichts als eine eigentlich lächerliche Frage, dennoch erkannte er jetzt deutlich, daß sie es gewesen, die ihn immer in seinem Umherdenken gestört. Weßhalb er die mürrische Laune von Nr. 7 heut' Abend nicht nach seiner sonstigen Weise ausgebeutet, um seinen Spaß daran zu haben? Ja, weßhalb nicht, fragte er sich jetzt und mußte keine Antwort und lag wieder und grübelte nun über diese Frage. Endlich murmelte er: „Dummes Zeug — vermuthlich weil ich nicht lachlustig gewesen bin,“ drehte sich auf die andere Seite und schlief jetzt wirklich.

Doch auch der andere Morgen und der ganze Tag betrafen den jungen Gefangenen in keiner spaßhaften Laune. Dagegen ließ eine unruhige Stimmung ihn von seiner Festungsfreiheit ausgiebigsten Gebrauch machen. Er wanderte überall umher, hielt sich besonders indeß in der Richtung des Commandanturgebäudes, das er sich, wo eine Annäherungsmöglichkeit war, so genau von allen Seiten betrachtete, als ob er zum militärischen Geniecorps gehöre und als Festungsarbeit eine topographische Aufnahme desselben zu bewerkstelligen habe. Es zeigte sich nicht leicht, bei den mehrfach geschlossenen Zugängen die Durcheinanderschiebungen von Mauern, Dächern und Giebeln zu entwirren, allein allmählig arbeitete der Beschauer sich eine einigermaßen deutliche Vorstellung des Ganzen heraus. Das Haus mit seinem Zubehör war auf einem Felsen errichtet, der nach Süden mit senkrechter Wand in die Tiefe fiel; bis an diese zog sich auf der Plattform der Garten, weit größer, als das östliche Gitterfenster des Gefängnisses ihn vermuthen ließ und offenbar schon aus alter Zeit angelegt, da stellenweise dichtes Gebüsch und ziemlich hohe Bäume Schatten darüber ausbreiteten. Zugänglich schienen die ganze Felsenerhöhung nur auf dem einzigen Wege des Treppenaufgangs, über den Dankwart gestern Abend emporgeführt worden. So bildete die Commandantur gleichsam noch eine zweite Festung über der ersten, die sich in ihrem alterthümlichen Stil und der halbbogenartigen grünen Umrahmung, besonders von drunten gesehen, höchst romantisch ausnehmen mußte.

Trotz dieses architektonischen Reizes blickte der Umherwandelnde jedoch von Stunde zu Stunde häufiger auf seine Uhr und stellte sich, als fürchte er auch nur das kleinste Bruchtheil seiner Mittagsmahlzeit zu verpassen, auf die festgesetzte Minute zu dieser ein, bethätigte indeß den danach zu vermuthenden Eifer an den Speisen keineswegs, sondern schien mit der nämlichen Ungebuld das Wiederabtragen derselben zu erwarten. Als dies kaum geschehen, setzte er sich an's Spinnet und begann zu spielen, doch dies ebenfalls in einer halb gedankenabwesenden, unruhigen Weise, welche das Gleichniß von dem zum Aufzug ansetzenden Vogel jetzt auf ihn anwenden ließ, und plötzlich emporspringend erkletterte er den Stuhl in der Fensterede und nahm hastig-gewandt die ihm schon vertraute Stellung ein.

Die Nachmittagssonne war da, übergoldete den Laubeneingang, und in ihm stand Marie von Wolkenstein, weiß, unbeweglich, lauschend — so wie sie ihm am Abend wieder entgegentrat, als Nr. 7 ihn den gestrigen Weg in's Festungsschloß hinauf geleitet und er in dem großen dunklen Raum Alles wie am Tage zuvor für seinen Empfang vorbereitet angetroffen. Der Gouverneur begrüßte ihn auf's Freundlichste und Freudigste, die junge Gräfin gewann bald noch größere Heiterkeit als gestern, so daß selbst ein leichter rosiger Schimmer über ihre Wangen herauffloß. Auch Graf Wolkenstein nahm es heut' als selbstverständlich an, daß der Gast sich an dem abendlichen Tische betheiligte, und der Schlag der neunten Stunde ging vorüber, ohne daß ein Ohr darauf hörte, ein Blick sich zu dem Zeiger empowandte. Marie holte nach der Mahlzeit aus einer alten, schön geschnittenen Holztruhe Noten hervor, suchte darunter und fragte Dankwart, ob er dieselben kenne. Er bejahte und ward sich dann erst bewußt, daß er nicht auf die Titel, sondern nur auf die feinen, schmalen Finger gesehen, welche die Blätter umschlugen. Sie gehörten keiner Kinderhand an, waren eher langgestreckt, die Linke mit einem einzigen kleinen Saphir in alterthümlicher, aus goldenen Sternchen zusammengefügter Ringfassung geschmückt. Eine medicinische Erinnerung aus seiner Studentenzeit durchlief Dankwarts Gedächtniß, daß die Nägel von Schwindfüchtigen an der Spitze umgebogen seien, und er heftete den Blick bewußter auf die Endglieder der Finger, doch an den rosenblattähnlichen Nägeln wies nicht die leiseste Biegung auf den gefährdeten Gesundheitszustand des Mädchens hin. Sie war beglückt, da sich jetzt herausstellte, daß er nicht nur zu spielen, sondern auch eine große Anzahl ihrer Lieder zu singen vermochte; seine Stimme war kraftvoll und wohlklingend, auf den Oberst wirkte offenbar Gesang mehr als Musik, denn er sprach ohne Nöthigung ebenfalls regen Beifall aus. Dankwart mußte sich gewaltsam losreißen, sich sagen, es sei seine Pflicht, selbst aufzubrechen, da den Hörern kein Gedanke an die Zeit kam. Er verabschiedete sich und es erschien ihm auch das beinahe als selbstverständlich, daß die junge Gräfin als letztes Wort äußerte, er müsse morgen mit dem Liede beginnen, zu dem er heute nicht mehr gelangt sei.

War es Zauberei, oder hatte die kleine Mondfichel sich wirklich auf natürlichem Wege und mit vorgeschriebener Zeitinnehaltung zu der Vollscheibe verwandelt, die Ernst Dankwarts Zimmer mit silbernen Gitterbändern durchzog, als er wieder einmal in dasselbe zurückkehrte? Er rechnete — war es möglich, daß die Tage so geflogen? — und er lächelte, es könne doch nicht anders sein. Es trieb ihn, seinen Stand in der Fensterede auch jetzt einmal einzunehmen; die kleine Laube droben war leer und leblos, aber auf der Steinbrüstung davor lag der Mondenglanz fast tageshell, und vor den Augen des Aufschauenden stand die weiße Gestalt dennoch beinahe ebenso lebhaft da, wie sie sich allnachmittäglich

im Sonnenlicht von dem grünen Weingerant abhob. Es hatte etwas Reizvolles, Besonderes für ihn, daß er sie derartig an jedem Tage doppelt sah, einmal ohne daß sie eine Ahnung davon besaß, denn ihr Blick sprach deutlich aus, daß sie nichts von ihm gewahre. Sollte er ihr mittheilen, wie er sie zuerst gesehen und ihr Interesse an der Musik entdeckt? Die Gegenwart des Vaters und Festungscommandanten, meinte er, habe ihn davon abgehalten, doch am letzten Abend war der Gouverneur längere Zeit abwesend und es hatte ihm auf der Zunge geschwebt. Allein eh' er es ausgesprochen, kam es ihm wunderlich, als stehe er im Begriff, ein Geheimniß zu offenbaren, das nicht ihm angehöre, und er schwieg.

Nun war es wieder Abend und er trat in das bekannte Zimmer der Commandantur ein und Marie befand sich schon dort, doch allein, und kam ihm entgegen. Ihre Hand mit dem blauzitternden Edelstein hob sich halb empor und fiel langsam wieder zurück; sie sagte nichts und Beide standen sich einige Augenblicke fast wie wortverlegen gegenüber. Zum ersten Mal; sonst hatte ihre Anrede ihn stets sogleich auf das gemeinsame Interesse gelenkt und an den Flügel gezogen; heut', da sie stumm blieb, mußte er den Anfang machen, und that es mit der Frage:

„Soll ich das letzte Lied von gestern noch einmal singen, das Ihrem Herrn Vater so wohl gefiel?“

„Nein“ — ihr Arm machte eine andeutende Bewegung, als wolle sie ihn vom Flügel zurückhalten. „Nein — mein Vater ist drüben in seinem Zimmer — ziemlich weit —“

„Doch er hört es muthmaßlich, wenn ich anfangе, und kommt dann vielleicht.“

„Nein — wenn er es nicht hörte — es würde ihm leid sein. Singen Sie es, wenn er kommt; ich glaube, er ist beschäftigt.“

Sie sprach schnell, doch ihre Stimme klang etwas unsicher; es war Dankwart fast, als verberge sich das Gegentheil von dem, was die Worte besagt, darunter, als habe sie ausgedrückt, der Oberst werde kommen, sobald er den Gesang höre. Und Beide schwiegen wieder, im Nebenzimmer tickte eine Uhr, dann sah die junge Gräfin mit plötzlichem Augenaufschlag Ernst Dankwart in's Gesicht und sprach:

„Töne sind schön, doch mich dünkt, Worte können es ebenso sein. Wenigstens glaube ich's, obwol ich nicht viel gelesen; ich durfte es nie. Sind Sie nicht auch ein Freund der Dichtung, wie der Musik? Am ersten Abend sprachen Sie uns von einem Liede zum Lobe der Musik, aber Sie brachen ab und blieben uns den Schluß schuldig. Mein Vater trug wol eigentlich die Schuld, er ist so ängstlich. Bitte, erinnern Sie sich — ich habe manchmal nachgedacht, doch ich kam nicht weiter, als:

Sie ist's, die uns im Glück erfreut,
Vom Weh erlöst ein trüb Gemüth —“

Sie hielt inne und blickte Dankwart bittend erwartungsvoll an, er vollendete die Strophe:

„Des Irrsinns Nacht vom Haupt zerstreut
Musik mit schmeichelnd süßem Lied,
Die Sinne all', die wir empfah'n,
Sind ihrem Zauber unterthan.“

„Ja, alle — ist die Musik nicht für sie, was die Sonne für die Blumen ist? Und das, fürchtete mein Vater, könne mir schaden? Warum?“

Eine schöne Farbe des Lebens war ihr über Stirn und Wangen aufgeblüht, ihre Augen leuchteten mit sternartigem Doppelglanz, und der blaue Stein legte sich mit rascherer Bewegung auf die Brust, unwillkürlich andeutend, daß auch dort etwas dem Zauber unterthan sei, von dem das Lied gesprochen. Dann lächelte ihr Mund: „Nur Eines verstehe ich nicht darin; was ist Irrsinn?“

Der Gefragte stotterte; alle seine Sinne waren einem anderen Zauber unterthan, der ihnen Klarheit und Besinnung nahm, und er versetzte eröthend:

„Wie meinten Sie, Comtesse?“

Nun schüttelte sie den Kopf. „Das Wort klingt mir wie eine Dissonanz im Ohr, und mein Gefühl sagt mir, daß es auch in keiner Dichtung eine Stelle finden könnte.“

„Doch wie sollte ich Sie sonst benennen —?“

Fast unbewußt war es ihm entflohen; sie antwortete nicht auf seine Frage, sondern sprach nur, wie laut gedacht, vor sich hin:

„Bei den Andern fiel's mir nicht auf, wie häßlich es klingt. Mein Vater heißt mich Marietta, aber ich bin doch eine Deutsche und finde Marie hübscher.“

Es war Ernst Dankwart, als ob er im Traum höre und spreche mit der wunderbaren plötzlichen Aneignung des Sonderbarsten, die nur ein Traum verleiht.

„Als ich Sie zuerst sah,“ entgegnete er halblaut, „dachte ich mir für Sie den Namen Imogen —“

„Den kenne ich nicht.“

„Nein, er war auch nicht deutsch und paßte nicht. Aber dann —“ Er stockte, und sie frug: „Aber dann?“

„Kam mir ein anderer, besserer.“

„Und der war?“

Der blaue Stein, der noch auf der nämlichen Stelle des weißen Gewandes ruhte, zog schnellere, flimmernde Lichter als zuvor; Dankwart versetzte:

„Rädchen —“

Er wollte den Ursprung des Namens hinzufügen, allein die junge Gräfin kam ihm zuvor, denn sie fiel ein:

„Das war freundlich von Ihnen gedacht; den Namen kenne ich aus dem Rätchen von Heilbronn. Haben Sie es auch so gern? Ich weiß nicht, ob ich es lesen durfte, aber ich hab's gethan, und zehnmal wieder.“

Er wußte nicht, was sie beabsichtigte, sie wandte sich rasch einem der hohen Bücherchränke an der Wand zu, tauchte im Halbdunkel ohne zu suchen die Hand hinein und kam mit einem Buche zurück, das sie eilig aufschlug. „Hier, das ist am Lieblichsten — warm wie Frühlingssonne. O bitte, lesen Sie es laut“ — und sie reichte ihm das Buch.

Sie setzte sich in den Sessel, auf den sein Arm sich stützte, verwirrt warf er den Blick über die aufgeschlagene Seite. Sie begann mit der Scene, in der Rätchen unter dem Hollunderbaum schläft und der Graf von Strahl ihrer ansichtig wird. Und es war Ernst Dankwart noch immer, als ob er auch im Traum läse:

„Rätchen, schläfst Du?“

Nein, mein verehrter Herr.

„Und doch hast Du die Augenlider zu.“ —

Die Augenlider?

„Ja, und fest dünkt mich.“

Ach, geh!

„Was, nicht? Du hätt'st die Augen auf?“

Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr —

Der Blick des Lesenden glitt für einen Moment von dem Blatte ab auf seine Zuhörerin hinunter. Sie hatte den Kopf zurückgelehnt und lag mit fest geschlossenen Lidern, als ob sie schlafe. Als ob sie selbst das Rätchen sei — und immer wunderlicher wogten die Gedanken in Ernst Dankwarts Kopf durcheinander, wie wenn er eine Doppelrolle darstelle, eine, die sein Mund lese, darin er als Graf von Strahl vor dem schlummernden Bürgermädchen kniee, und eine, welche beide Rollen in's Gegentheil verkehre, daß er, der Bürger, über die schlafende Gräfsentochter gebeugt dastehe. Die Buchstaben flimmerten ihm vor den Augen, er las mehr aus dem Gedächtniß als aus dem Buche weiter:

„Mein liebes Rätchen —“

Es war die Stelle, an welcher Graf Strahl die Hand des schlafenden Mädchens erfaßt, und wie suchend hob sich der Saphir langsam von dem weißen Kleide in die Höh', verharrte einige Augenblicke, gleichsam schwebend in der Luft und fiel mit leisem Rucken wieder zurück.

Mein hoher Herr!

„Du bist mir wol recht gut?“

Gewiß, von Herzen.

„Aber ich — was meinst Du?“

Ich nicht."

O Schelm!

„Was, Schelm! Ich hoff' —"

O geh! —

Dankwart vermochte nicht mehr die Stimmen auseinanderzuhalten; er wußte nicht, wer sprach, ob der Graf oder das Mädchen, und vertauschte den Ton, daß die Worte des Einen aus dem Munde des Andern erklangen. Aber dabei überkam es ihn mit einer herzklopfenden, zitternden Bangniß und er las mit angstvoll nach Athem ringender Stimme fort:

„Was — sprich, was soll draus werden?"

Was draus soll werden? —

Ein Aufzucken hob die Hand der Gräfin Marie wieder, die schmalen Finger überglitten die Stirn, dann schlug sie plötzlich die Augen auf, fuhr erschreckt empor und stieß aus: „Himmel, der Graf!" und, wie das Rätchen von Heilbronn bei diesen Worten, machte ihre Hand eine mechanische Bewegung, als ob sie sich ihr Halstuch zurechtücken und einen Hut aufsetzen wolle. Ein Geräusch war aus dem Nebenzimmer herübergeklungen und ein Diener trat ein, ordnete etwas und ging wieder. Marie von Wolfenstein hatte einige Augenblicke abgewendet gestanden, drehte jetzt die Stirn und sagte:

„Die süße Sprache hat die Sonne selbst dem Dichter in's Herz hinabgezaubert, daß seine Lippen sie wiedergeben konnten, nicht wahr? Nur Eines hätte ich anders gemacht, als er — das Rätchen nicht am Schluß zur Kaisertochter werden, sondern das Rätchen von Heilbronn bleiben lassen."

„Aber würde dann" — der Antwortende wollte es nicht, doch ein Klang leiser Bitterkeit drang durch die Worte hindurch — „würde die Liebe allein mächtig genug gewesen sein, zu bewirken, daß aus dem Bürgermädchen die Gräfin von Strahl geworden?"

„Dann wäre sie nicht wahr gewesen — und Liebe muß ja, um schön zu sein, auch nicht immer so enden. Kommt die Sonne nicht eben so vom Himmel, wenn sie auch nur eine Morgenstunde lang Goldlicht und Wärme ausgießt, ohne daß ein langer Sommertag drauf folgt? Haben Sie Dank — und, mich dünkt, eher als ein Medaillon, das zur Kaisertochter erhebt, würde ich mir als Mitgift einer Fee einen Ring wünschen, der die Besitzerin, wenn sie ihn drehte, zu einem Rätchen von Heilbronn umwandelte —"

Ernst Dankwarts Blick ging unwillkürlich auf den blauen Stein nieder, der sich wieder zu ihm aufhob, wieder kurze Weile zögernd wie in der Luft schwebte, dann streckte sich die Hand nach dem Buch, das er noch hielt, nahm es und trug es in den Schrank zurück. Er wollte auf ihre letzte Äußerung entgegnen, allein ihm kam kein geeignetes Wort und er wählte dasjenige, welches sich ihm zuerst aufgedrängt:

„Ich finde die Wahl Ihres Vaters am glücklichsten. Marie ist noch schöner als Rätchen, ist der deuscheste Name, den ich kenne.“

„Er war nicht meines Vaters Wahl; meine Mutter hieß ebenjo.“

„Wie Sie ihr in Allem ähnlich sind, Gräfin Marie.“

Dankwart sah bei dem letzten Worte, als werde das Aussprechen desselben ihm dadurch erleichtert, zu dem Selbstbilde auf; das Mädchen folgte dem Blick und nickte mit der Stirn. „Man sagt's — und ich glaub' es selbst.“

Ging ein leichter Schatten über ihr Gesicht? Dankwart empfand plötzlich, daß ihm eine Unbedachtamkeit entfahren sei und trachtete eilig, diese zu verbessern:

„In Gestalt und Zügen, meinte ich — vielleicht — ich denke es mir — auch im Wesen. Sonst — freilich bin ich kein Arzt — aber die Besorgniß, die Ihr Vater hegt, scheint mir von zu ängstlicher Liebe eingestößt, als daß ich für Sie das Schicksal Ihrer Mutter —“

Er verwickelte sich und wußte nicht zu schließen, doch ihre Augen ruhten jetzt groß und reglos wie mit sonderbarer Spannung auf ihm, daß er die Nothwendigkeit eines verständlichen Abschlusses fühlte und unbehülflich erläuterte:

„Mir ist gesagt worden, an welcher langandauernden traurigen Krankheit Ihre Mutter —“

Marie von Wolfenstein verneinte langsam mit dem Kopf. „Ich weiß es nicht, ich war ein Kind. Aber die Krankheit war kurz, dünkt mich, und schmerzlos muß sie gewesen sein, denn meine Mutter lag ganz still — ohne einen Laut — da drunten — und ganz weiß, nur ein wenig roth an der Stirn — ich sehe sie noch —“

Sie hatte das Letzte mit immer leiser gedämpftem Ton geflüstert, und ihre Augen hatten sich noch mehr erweitert und, wie langsam herumgezogen, sich Linie um Linie dem Fenster zugekehrt. Und plötzlich stieß sie einen seltsamen Laut aus, Schreckenston und Hülfseruf zugleich:

„Haltet sie —!“

„Wen? Was?“ Dankwart fragte es ebenfalls erschreckt —

„Die weißen Hunde! Sie wollen mich auch —“ und sie lief mit vorgestreckter Hand gegen die beiden Marmorsphinge. Auch Dankwart sah den rothen Sammet der Thürvorhänge sich bewegen, daß es ihm selbst einen Moment wieder visionhaft vorkam, als sei die Regung von den beiden mythischen Statuen veranlaßt, doch gleichzeitig trat Graf Wolfenstein durch die Portieren, und es überlief Ernst Dankwart wunderbar, halb mit verworrenen Gedanken und halb mit ebenso unklarer Empfindung, die sein Herz schneller schlagen ließ. Hatte sie die Annäherung des Vaters früher vernommen und diese sie in Schreck, in eine Erregung versetzt, die sich bis zu einer Täuschung der Sinne gesteigert? War es der nämliche Grund gewesen, aus dem sie ihn bei seiner Ankunft abge-

halten, nicht das Lied zu singen, das dem Gouverneur gefallen, überhaupt bis dahin den Flügel nicht zu berühren?

Ungestüm, räthselhaft pochte es in seinen Schläfen; die junge Gräfin hatte die Stirn schweigend an die Brust des Vaters gedrückt, der sich zärtlich über sie beugte, ihr weiches Haar küßte und besorgt fragte:

„Friert es Dich, Marietta? Du bist blaß und zitterst. Es soll Feuer im Kamin —“

Er streckte die Hand nach dem Glockenzug, doch der Arm der Tochter hielt ihn zurück. „Nein -- es war nur -- gar nichts war es.“ Und das Gesicht langsam von seiner Brust aufrichtend, lächelte sie hinterdrein: „Praesente medico nil nocet.“

Den Blick, der diese Worte begleitete, vermochte Ernst Dankwart nicht mehr zu vergessen. Er hatte eine Sprache geredet, deren Wortlaut der Hörer nicht verstanden, die darum kein äußerer Sinn, nur ein geheimes wonniges Erbeben der Seele selbst zu deuten im Stande war. Nur mit Einem konnte er den Blick vergleichen -- mit dem lieblich wechselnden Licht eines Sternes, der manchmal, wenn er des Nachts schlaflos hinausblickend an seinem Fenstergitter stand, plötzlich eine Secunde lang aus dem schweren Wolkengedrange hervorbach und wieder in tiefe Nacht zurück sank. Denn die schönen Sommertage hatten sich verwandelt, stürmisches Säusen, Regenschauer und fast herbstliche Kälte war an ihre Stelle getreten. Unter dem grauen Himmel in Masse und Wind gewahrte der junge Gefangene drunten die Landleute ihr gelbes Korn schneiden, in Garben aufstellen und auf günstigere Tage für die Einscheuerung harren. Manchmal, doch selten, kam ein Sonnenblick; dann regten zahlreiche Hände sich eifriger, und hochbeladene Wagen schwankten davon. Doch fast immer, ehe sie noch für ihren Inhalt das sichere Dach erreicht, brauste ein neues schwarzes Wetter herauf und unterbrach wieder für Tage, für Wochen die Fortsetzung der Ernte. Mälig indeß lichteten sich dennoch die Garben, und eines Morgens war der Beschauer überrascht, denn sein Blick ging von droben über leere Felder, und die Bewegung einzelner Bäume zwischen ihren Gemarkungen redete herauf, drunten gehe der Wind über die Stoppeln, daß die kurz zurückgebliebenen Halmrohre wie eine riesenhafte Panz-Schalmei leise seufzend erklingen mochten. Es klang Ernst Dankwart im Ohr, als höre er ihr schwermüthiges Geseum mit seiner verhallenden, rastlos wiederkehrenden Frage: „Wird ein Frühlings zurückkommen?“

Manchmal, doch selten, kam ein Sonnenblick, aber wenn dies um nachmittägliche Stunde geschah, dann stand auch Marie von Wolkenstein droben an dem Eingang der kleinen Laube und horchte auf die Töne, die unter den Händen des Spielenden hervor zu ihr empor klangen. Ihre lauschende Haltung war die nämliche geblieben, aber ihre Erscheinung hatte sich verändert. Beinahe von Tag zu Tag mehr, in umgekehrter

Weise, wie das grüne Weinlaub, in dessen Geranke sich allgemach hie und da ein röthlich angehauchtes Blatt hineinzudrängen begann. Sie glich keiner Marmorstatue mehr, sondern einem von Malerhand in rosigem Morgenlicht des Lebens wiedergegebenen Bilde; auch das weiße Kleid hatte sie abgelegt, trug statt dessen gemeiniglich ein Gewand von lichtblauer Farbe, und gleich dem Gesicht, das sich darüber hob, schien ihre Gestalt darunter sich mit überraschender Geschwindigkeit immer lebensvoller zu entfalten.

Doch, wie gesagt, führte der Umschlag der Witterung es mit sich, daß Dankwart sie nur dann und wann mehr ohne ihr Vorwissen am Nachmittag, sondern erst allabendlich in ihren häuslichen Räumen begrüßte. Er ward nicht mehr geholt, stellte sich selbstverständlich um die nämliche Stunde ein und besaß ein Recht auf die Empfindung, vollkommen als ein Zugehöriger des Hauses betrachtet zu werden. Der Gouverneur war unverkennbar mit Dank gegen ihn erfüllt, sprach diesen offen aus und daß er das sichtbare Gedeihen der Gesundheit seiner Tochter allein ihrer Freude an der Musik beimesse. Gesprächiger als früher, führte er oftmals mit dem jungen Anwalt eingehende Unterhaltung über politische und sociale Fragen, in denen Beide in ihren Anschauungen zumeist übereinstimmten und Dankwart als Gegensatz nur das eine stets in gleicher Deutlichkeit verharrende Gefühl verblieb, daß sich unter aller Toleranz und menschlicher Güte des Grafen ein selten zu Tage tretendes, doch unerschütterliches persönliches Bewußtsein verberge, das an einer bestimmten Grenze überall eine unübersteigliche Scheidewand zwischen dem Vertreter des aristokratischen Geschlechts und seinem scheinbar auf's Liebenswürdige gleichgestellten bürgerlichen Gaste bilde. Zuweilen glaubte er, wenn das Gespräch das Vorhandensein dieser Scheidewand verschleiert hervortreten ließ, etwas wie Unruhe auf dem Antlitz der jungen Gräfin zu bemerken, ein Schwanken, den Gegenstand tiefer zu berühren und doch auch wieder von ihm abzulenken. Doch gewöhnlich sagte er sich bald nachher, daß er von einer Täuschung befangen gewesen, denn in den Augen Marie's lag gleich darauf stets wieder die glückliche Heiterkeit wie zuvor.

Das Eine hatte sich im Verlauf von Wochen nicht wiedergefügt, daß er sie allein angetroffen. Zweifellos hatte das Interesse des Vaters für die Musik zugleich mit dem für seinen Gast zugenommen, so daß er diesen täglich selbst mit einer gewissen Ungebuld erwartete und durch ihn veranlaßt worden, das bisher geführte einsame Leben auch nach anderer Richtung zu erweitern. Er fand Gefallen daran, jetzt ab und zu ebenfalls einige Offiziere und Beamte der Festungsbesatzung mit ihren Frauen und Töchtern einzuladen, und Dankwart begrüßte es bald freudig, wenn er diesen vergrößerten Kreis antraf, da er wahrnahm, daß ein solcher es ihm ermöglichte, leichter mit der Tochter des Hauses in ein Zwiegespräch zu gerathen, als in Gegenwart des Vaters allein, welche

Marie zumeist nur schweigend in Anhörung des Spiels und Gesanges versenkt ließ. Nicht als ob ein Verhalten des Gouverneurs dazu Anlaß gegeben; dies brachte oftmals zum Ausdruck, daß er im gegebenen Falle die Tochter ohne jeglichen Gedanken mit dem Gaste für den ganzen Abend allein gelassen haben würde. Sie war eines Tags fortgegangen, um im dunklen Nebenzimmer etwas zu suchen, und da sie länger ausblieb, hatte der Vater Dankwart gebeten, ihr nachzugehen und behilflich zu sein. Er sprang auf und eilte dem rothen Vorhang zu, doch zwischen den Sphingen befiel ihn ein so tödtliches Herzklopfen, daß er sich auf eines der Marmorphormamente stützen mußte, und als der Gouverneur ihn fragte, weshalb er nicht hineintrete, erwiderte er stammelnd: „Ich glaube — mir scheint, die Comtesse hat es bereits gefunden und kommt zurück.“

Graf Wolkenstein aber lachte: „Mir scheint, Ihre Hände sind kunstfertiger als Ihre Füße, junger Freund, und stehen mit ritterlicher Gewandtheit auf etwas gespanntem Fuße.“

Wo war Ernst Dankwarts Lust an neckischer Laune und Spaßworten geblieben? Hatten diese kahlen Wände jemals sein fröhliches Aufsehen schallend zurückgeworfen? War er überhaupt derselbe Mensch, der an einem Juliabend in diesen „Salon“ eingezogen und als verdroffen-lustige Entgegnung auf die griechische Bierzeile an die Wand geschrieben hatte:

„Ich wollte nur, o Freund, daß Nr. 7 käme
Und sperrte Dich statt meiner wieder ein —?“

O um keinen Preis der Welt! Welchen Preis konnte die ganze Welt ihm für seine Freiheit bieten? Der Einzige, der das Richtige getroffen, war eben Nr. 7, als sie gesagt: „'s ist hier am Allerbesten, Herr,“ und: „Wenn Sie erst lang genug hier sind, Herr, sagen Sie's vielleicht ebenso.“

Ja, Ernst Dankwart war lang genug hier. Wie lange nach der Kalenderzeit? Er besaß keine Rechnung dafür, auch der Mond, der wie ein blaßes Wölkchen am Mittagshimmel stand, gab ihm keinen Anhalt. War derselbe zum zweiten oder schon zum dritten Mal wiedergekommen, seitdem er in jener Nacht sich beim Schimmer der schmalen Sichel gefragt, weshalb er nicht über die mürrische Laune von Nr. 7 gelacht? Die öden Felder, die Pappeln, deren Laub zu flattern begann, sagten, es müsse wol zum dritten Mal sein. Aber gab es etwas Gleichgültigeres für die Menschheit, als die Zahlen im Kalender?

Das regnerische Wetter hatte den Gefangenen tagsüber an sein Zimmer gebannt, doch auch jetzt, wo der Himmel wieder herbstlich heiter ward, nahm er seine früheren Spaziergänge auf den Festungswällen nicht auf, sondern setzte seine seit Wochen angefangene Beschäftigung im Zimmer mit gleicher Raftlosigkeit fort. Trotzdem gedieh das Ergebnis derselben nicht weiter; es war eine Doppelthätigkeit, eine mit Feder und Papier,

die andere auf den Tasten des Spinets. Allein da die erstere nicht vorrückte, machte auch die zweite, sichtlich im engsten Zusammenhange mit ihr, keine Fortschritte. Die Feder schrieb auf das Blatt, manchmal lang, und am nächsten Tage strich sie Alles wieder aus. Dann warf die Hand das Papier mit verurtheilten Versen in den Ofen, denn es war schon morgenkühl geworden und ein knisterndes Feuer accompagnirte den fruchtlosen Bemühungen des Schreibers.

Endlich, nach Wochen ließ die Feder zum ersten Mal ein Blatt undurchstrichen, und der Urheber gab die schriftstellerische Seite seiner Thätigkeit auf, um sich von jetzt an ausschließlich der andern zu widmen. Ebenfalls tagelang; seine Unzufriedenheit vermochte sich hier nicht durch eine handgreifliche Vernichtung, sondern nur durch stillschweigende Verwerfung und Neubeginn seines musikalischen Aufbaus zu äußern. Zuletzt drückte sein Gesicht auch nach dieser Richtung Befriedigung aus und er ging um die übliche Abendstunde mit dem Entschluß in das Haus des Gouverneurs hinüber, falls die Umstände dafür günstig seien, das Resultat seiner Arbeit dort mitzutheilen. Zum ersten Mal traf er die Gräfin Marie wieder allein, doch hierin mußte er nicht die erwünschte Gunst der Umstände erfüllt sehen, denn er redete nicht von seinem Vorhaben, war still und wortarm, hub manchmal an, als ob er sprechen wolle und stockte wieder, sobald sich ihre Augen zu ihm aufschlugen. Erst als er draußen in der Ferne den Schritt des Gouverneurs vernahm, gewann er plötzlich Macht über seine Lippen und sagte hastig, daß er in letzter Zeit ein Gedicht componirt und beabsichtigt habe, es heut' Abend mitzutheilen. Marie von Wolfenstein sah ihn an, aber es lag keine Frage in ihrem Blick, weshalb der Ton seiner Worte diese Absicht für heut' zurückgenommen, sondern sie erwiderte mit leiser Stimme, daß sie für den nächsten Abend Besuch erwartete und daß er seinen Plan am Besten ausführen könne, wenn er sich einige Zeit vor der Gesellschaft — und der gewöhnlichen Stunde — einstelle. Ihr Gesicht hatte sich während des Sprechens vorgeneigt, so daß ihn ein leiser Anhauch ihres flüsternden Mundes berührte; die Thür öffnete sich, der Gouverneur trat ein, und es schien Dankwart eine unermessliche, nicht endende Zeit zwischen diesem Moment und dem Augenblick zu liegen, an dem er mit Beginn der Dämmerung des folgenden Tags in das Commandanturgebäude zurückkehrte. Marie stand allein am Fenster und blickte hinaus; sie schrak leicht bei seinem Gruß zusammen, sprach nicht, sondern schritt auf den Sessel am Flügel zu und rückte ihn mit einer leichten Bewegung vor. Es lag etwas wie schweigende Ausföhrung einer vorher genau getroffenen Verabredung in ihrem Thun. „Soll ich Licht anzünden?“ fragte sie, und er versetzte mit halb undeutlicher Stimme: „Ich danke — der Componist braucht es zur Beleuchtung seiner eigenen Fehler nicht.“ Sie erwiderte nichts, sondern lehnte sich hinter ihm in einen Sessel zurück, und seine Hand glitt über die Tasten.

Eine Weile unsicher, wie die Uebung eines Schülers, dann wandelten die Töne sich nach und nach zu einer leisen, doch harmonisch=entsprechenden Begleitung, und er selbst sprach mehr dazu, als daß er sang:

„Ueber alle Du emporgehoben
Von des Schicksals liebevoller Hand,
Schönes Traumbild, rosenlichtumwoben,
Aus der Brust geheimstem Märchenland —
In der Jugend, in der Anmuth Reigen
Du die Unbesiegerin,
Der sich jedes Herz zu eigen
Gibt in seligstem Gewinn —

„Jungfrau mit dem Maienangesichte,
Das der Erde höchstes Glück verheißt,
Doch mit seines Auges süßem Lichte
Wie ein Stern der Erde schon entreißt —
Fürstin in der Liebe Reich zu werden,
Wollte Dir der Himmel leih'n —
Ach, was mußtest schon auf Erden
Eines Fürsten Kind Du sein!“

Spiel und Gesang hielten inne, in der Stille des dämmernden Raumes tönte das leise Krachen eines Sessels in den Fugen, es ward und blieb todtensstill, und erst nach einer Weile sagte die Stimme der Gräfin Marie, als ob derselben erst jetzt das Verstummen der Töne und Worte zum Bewußtsein gekommen:

„Ist das Lied zu Ende?“

„Noch eine Strophe.“

Er wartete auf eine Entgegnung; da sie nicht erfolgte, hub er mit kaum hörbarem Beben der Lippen wieder an:

„Ach, wie Reif auf junger Maienblüthe,
Glänzt die Krone, die Dein Haupt umreißt,
Trauernd liest die Sehnucht im Gemüthe,
Schweigt das Herz, das nicht nach Sternen greift.
Aus der Liebe, aus des Lebens Reiche
Hebt Dein stolzer Ahnenschild
Dich hinweg als schöne Leiche,
Als ein blutlos Götterbild!“

Die Worte verhallten, die Finger irrten noch eine Zeitlang auf den Tasten fort, dann hoben sich unwillkürlich beide Hände Ernst Dankwarts empor, um sich mit heftiger Regung über seine Augen herabzulegen. Doch sie waren über ihr Ziel hinaus gegangen — er fuhr plötzlich verwirrt in die Höh' — sie hatten sich um zwei warmblühende Wangen zusammengeschlossen; wie er aufjah, stand Marie von Wolfenstein dicht vor ihm,

die während des letzten Verhüllens der Töne lautlos hinter seinen Sessel getreten war. Es war zu dunkel geworden, als daß er mehr als die Umrisse ihres Gesichtes unterscheiden konnte, und eine lange Minute hörte er nur sein eigenes Herz schlagen, bis ihre Stimme langsam sprach:

„Wenn ich eine Kritik ausüben soll, so finde ich die Musik und das Gedicht schön, aber ich begreife nicht, wie der Dichter der ersten beiden Strophen für die dritte keinen besseren Schluß zu finden gewußt hat.“

„Sie begreifen es nicht, Gräfin Marie?“ stammelte der junge Mann. „Kann es nach den ersten einen anderen Schluß geben? Dichtet das Leben selbst anders?“

„Das Leben — ? Dichtet denn das Leben allein?“

Helle Stimmen draußen auf dem Flur überklangen die in Wort und Ton gleich seltsame Frage, raschen Schrittes wandte die Tochter des Hauses sich zwischen den beiden Sphingen hindurch in's Nebengemach, die Flurthür öffnete sich und ein junger weiblicher Mund sagte: „Es ist noch dunkel drinnen, wir kommen wol zu früh.“ Bald trafen auch andere Gäste ein, und Marie lehrte zurück. Ihre Augen glänzten wie Thau- perlen im Kelch einer lichten Blüthe, Dankwart brauchte dies Gleichniß ihr gegenüber, als er ein paar Worte mit ihr allein zu tauschen vermochte, doch sie lachte: „Dann muß wol die Sonne warm scheinen, daß der Reif zu Wasser geworden. Vielleicht, weil morgen mein Geburtstag ist; Kinder freuen sich ja darauf, und Freude steigt in die Augen hinauf.“

Er konnte nicht ablassen, sie den Abend hindurch mit den übrigen Mädchen und Frauen zu vergleichen. Schöne Gestalten und Gesichter befanden sich unter ihnen, aber Marie von Wolfenstein erschien ihm trotzdem nicht als demselben Geschlecht angehörig. Der rothe Hauch ihrer Wangen strömte Duft des Lebens, der Wirklichkeit aus und doch leuchtete ihr ganzes Wesen wie die Glanzerscheinung eines aus ätherischen Stoffen zusammengefloßenen Traumbildes, das nur mit schwebender Sohle flüchtig den rauhen Boden der Erde berührte. Körperlich und geistig; auch ihre Worte und Gedanken, so fröhlich sie sich in das Gespräch der Anderen einmischten, besaßen etwas Traumhaftes, als seien sie nur lächelnde, freundliche Gäste in einem Kreise der Armuth, aus dem sie sich in jedem Augenblick auf unsichtbaren Cherubsflügeln in die Heimath ihres wunsch- losen, Alles erfüllenden Himmels zurückzuschwingen vermöchten. Nur einmal kam es mit aufstrebender Unruhe über die glänzenden Augen; einer der älteren Festungsbeamten theilte mit, daß er eine briefliche Mittheilung aus der Landeshauptstadt erhalten, in der erwähnt worden, die Unter- suchungen der sogenannten „Demagogen-Commission“ würden mit Nächstem abgeschlossen sein und es habe sich, wie man vernähme, herausgestellt, daß in der That eine große Anzahl der in Haft genommenen jungen Leute eigentlich ohne gesetzlichen Grund jahrelang ihrer Freiheit beraubt worden. Die Gesellschaft beglückwünschte einstimmig Ernst Dankwart zu dieser er-

freulichen Nachricht; es trat klar zu Tage, daß er aller Herz gewonnen, daß alle an günstiger Wendung seines Schicksals regen Antheil nahmen. Man trank auf sein Wohl, die Aussicht seiner Befreiung erhöhte die Freudigkeit des Abends. Nur der Gouverneur sagte, sein Glas mit dem des jungen Gefangenen zusammenklingend: „Eigentlich thut's mir leid, wenn ich Ihnen auch die letzten unsichtbaren Handschellen abnehmen muß. Es steckt doch ein Stück von brauchbarem Kerkermeister in mir, dessen Ohr sich an das Klirren von Ketten als an eine angenehme Musik gewöhnt hat, und ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend ein Gedicht Lord Byrons gelesen, in welchem ein langjähriger Gefangener am Schlusse sagte: Mit einem Seufzer verließ ich mein Gefängniß. Chillon hieß dies, mir fällt's wieder ein; versprechen Sie mir, lieber Dankwart, mir Nachricht zu geben, ob Ihr Chillon beim Abschied auch etwas von Bedauern bei Ihnen hinterlassen haben wird.“

Graf Wollenstein streckte in seiner vornehm-freundlichen Weise, doch mit größerer Herzlichkeit als je zuvor die Hand aus, und Ernst Dankwart faßte dieselbe, halb gedankenirr über den vernommenen Worten nachsinnend, und versetzte: „O gewiß — ich verspreche es — doch ich hoffe nicht — es wird nur ein Gerücht sein —“

Er hielt verwirrt inne und trank hastig nacheinander einige Gläser Wein; die Gesellschaft brach gewohnter Weise um ziemlich frühe Stunde auf, nachdem sie auf's Freudigste die Einladung des Gouverneurs, am nächsten Abend zur Feier des Geburtsfestes seiner Tochter wiederzukehren, angenommen. Die Letztere hielt sich etwas seitwärts im Zimmer und sagte, als Dankwart sich von ihr verabschiedete, fröhlich:

„Ich bin ein unverschämtes Kind und bitte mir selbst ein Geburtstagsgeschenk aus.“

„Und welches, das in der Nacht eines Gefangenen stände?“

„Das er am Besten zu bieten vermag, wenn er wirklich ein Gefangener ist — daß er mir morgen noch einmal das Lied von heute singt. Die ersten beiden Strophen, ohne die dritte — und daß er der zweiten einen andern Schluß gibt.“

„Woher sollte er ihn nehmen, Ma — Gräfin Marie?“

„Woher Dichter ihre Worte nehmen, denke ich — aus dem schönen Glück der Stunde und des Herzschlags —“

Andere Abschiednehmende traten herzu, Dankwart ging mit ihnen. Obwol der Kalender den letzten Septembertag verzeichnete, lag draußen die Nacht mit köstlicher Wärme über dem Hof, der Herbst holte nach, was der Sommer wochenlang versäumt. Durch ein stilles Lämmeregewir weißer Wölkchen trat der Mond bald kargglänzend hervor, bald barg er sich halb hinter ihrem durchsichtigen Schleier zurück. Seine Scheibe war beinahe voll, und die Lichtfunken, die sie ausstreute, rieselten fließenden Silber-

quellen gleich von allen Dachziegeln, Vorsprüngen und Zinnen des alterthümlichen Festungsschlusses.

Auch durch das Gitterfenster Ernst Dankwarts flutheten wieder die fast taghellen Streifbänder; er stand, in's kahle Gefild drunten hinunterblickend, doch vor seinen Augen lag es seltsam überwebt, weiße Nebel zogen sich phantastisch darüber hin, rissen manchmal flüchtig mit ganz winziger Lücke auseinander, und dann schimmerte es nicht von gelben Stoppeln, sondern wie von maiengrüner Frühlingsfaat zwischen ihnen herauf. Dazu wiederholten die Lippen des jungen Mannes ohne es zu wissen immerfort halblaut einen Satz:

„Das heißt, ich soll vor den Andern kommen, wie heut — und das Herz soll einen andern Schluß bis dahin finden —“

Das Herz? — Es klopfte so ungestüm, wie Frühjahrswind, der tausend über winterstarres Gebirg hereinbricht, als zweifle er nicht an seiner Wunderkraft, über Nacht alle Eis- und Schneelast, unter der die harrenden Blüthenkeime stumm begraben lagen, mit zauberstarkem Munde fortzuschmelzen — und es überkam Dankwart plötzlich mit wunderbar ahnendem Gefühl, daß er auf den Stuhl in der Fensterische emporflog, weil ihm träumte, weil er dachte — nein, weil er wußte — sie müsse da droben in diesem Augenblicke stehen —

Und sie that's, im weißen Mondglanz stand sie da, wie tagumflossen, nur ein Bildniß noch unsagbar traumhafter „aus der Brust geheimstem Märchenland“, als im Sonnenlicht des Tages. Sie bewegte sich nicht, ihre Hand allein drehte unablässig den goldnen Sternring an ihrem Finger, daß nun der blaue Stein hell aufleuchtete und nun wieder verschwand. Lange, auch der ungesehene Zeuge stand reglos, nichts denkend und nichts wollend. Dann kam es ohne Besinnung über ihn, daß er, die Stimme gerade so weit dämpfend, um sie an ihr Ziel gelangen zu lassen, sein bis heut' bewahrtes Geheimniß verrieth und durch die Gitter des Fensters hinüberrief: „Gute Nacht, Marie —“

Er sah, daß sie es gehört, doch sie schrak nicht zusammen, sie schlug nur die Augen auf, aber nicht in die Richtung seines Mundes, sondern als ob der Gruß irgendwoher aus der Luft, vom Himmel nieder an ihr Ohr gekommen, und mit der nämlichen halben Dämpfung der Stimme antwortete sie: „Gute Nacht, mein Herzschatz!“ Und als ob sie nur auf jenen Gruß gewartet und gewußt, sie müsse ihn vernehmen, wandte sie sich, ging und verschwand im Strahlenneß des Mondlichts.

Der Morgen des ersten October kam in der nämlichen Schönheit, wie der letzte Septemberabend geschlossen, Dankwart indeß ward des goldenen Glanzes draußen sich kaum bewußt. Er saß und schrieb von früh an, eng und klein, Seite um Seite, keine Verse, sondern Briefzeilen, nur den Anfang machten zwei Verse:

„Fürstin in der Liebe Reich zu werden,
Wollte Dir der Himmel leih'n —“

und die folgenden Seiten in ungebundener Sprache bildeten alsdann die Fortsetzung der abgebrochenen Strophe. So verging über dem Schreiben der Tag, denn früher als in der Hochsommerzeit begann die octoberliche Dämmerung; Dankwart faltete seine Blätter in Briefform zusammen, verschloß sie und schrieb darauf: „An Marie.“ Dann sah er mit glühender Stirn auf die Uhr. Die erharrte Stunde war da, es bedurfte keiner Hinwegtäuschung mehr; er erhob sich und trat an die Thür. Doch nach einigen Secunden ließ seine Hand verwundert den Drücker fahren und er untersuchte das Schloß, soweit das schwindende Licht es noch verstattete. Ummsonst, die Thür war nicht zu öffnen, Nr. 7 mußte sie in Gedankenzerstreuung am Nachmittag hinter sich abgeschlossen haben.

Oder vielleicht absichtlich, aus Aerger, weil der junge Gefangene sich nicht mehr wie in anfänglicher Weise auf die Nebelust des Wärters eingelassen. Es schien fast wahrscheinlicher, daß dieser ihm dergestalt einen bewußten Pöffen gespielt. Jedenfalls ließ sich gegenwärtig nichts thun, als Geduld zu erzwingen, bis der Alte kommen würde.

Ernst Dankwart harrete. — Wenn er überhaupt heut' Abend nicht wiederkäme?

So würde der Gouverneur schließlich schicken, ohne Zweifel. Aber eine Stunde war bereits verronnen, tiefes Dunkel lag rundum, vermuthlich war die Frist, in der die junge Gräfin sich allein befunden, schon vorüber.

Endlich tönte doch der bekannte schlarrrende Tritt draußen, hielt an, ein Schlüssel klorrte und öffnete, Nr. 7 war sich mithin bewußt, die Thür geschlossen zu haben. Der Wärter sagte kurz: „Der Herr Gouverneur erwartet Sie“, in einem Tone, der anders als sonst klang, und ebenso war es auffällig, daß er zum ersten Mal wieder seit Monaten den Gefangenen bis an die Thür der Commandantur geleitete. Doch alle Gedanken Ernst Dankwarts richteten sich voraus, ihm war nichts fremdblich, er fragte nichts, sondern schritt eilig wie von einer schwebenden Wolke getragen durch den sommerlinden köstlichen Nachtbeginn. Der Mond erhellte den Hofraum noch mit keinem directen Strahl, nur ein ungewisses Lichtweben aus der Höhe herab deutete, daß er bereits am Horizont heraufgestiegen. Auf dem Schloßflur leuchteten Kerzen, und Stimmen durcheinander scholl heraus; die Gesellschaft war offenbar schon seit geraumer Zeit versammelt und der verspätete Gast trat in die hellen Zimmer ein. Sein erster Blick suchte die Tochter des Hauses, allein sie befand sich in keinem der in einander geöffneten Räume; dann gewahrte er zunächst den Gouverneur und auch dieser richtete im nämlichen Moment die Augen auf ihn. Dankwart trat ihm zum Gruß entgegen, doch gleichzeitig wandte sich der Blick des Grafen mit einer sonderbaren Hast zur Seite, sein Fuß hob sich und er schritt

rasch in ein Nebengemach, wo er sich mit einem der Gäste in eifriges Gespräch vertiefte. Hatte eine Ahnung, eine Vermuthung ihn berührt? Dankwart grübelte unwillkürlich darüber nach, doch der Ausdruck in den zur Seite weichen den Augen des Vaters war kein vornehm-abweisender, empörter, eher ein kummervoller gewesen, und außerdem ging aus der Aeußerung von Nr. 7 hervor, daß diese im Auftrag des Obersten gekommen, den Gefangenen zu holen. Doch jetzt ward der Letztere aus seinem Nachsinnen aufgerissen, denn Marie von Wolfenstein trat herein. Sie trug zum ersten Mal wieder ihr weißes Kleid, und war es dies, das ihr die entschwundene Aehnlichkeit mit einem Marmorbilde zurückverlieh, oder hatte auch ihr Gesicht die freudigen Farben des Lebens verloren und hob sich weiß und reglos wie früher über dem Statuengewande? Noch etwas Anderes ließ Dankwart mechanisch die Augen empor schlagen und ihn plötzlich stärker denn je die Aehnlichkeit Marie's mit dem Bilde an der Wand erkennen. Ebenso wie dies trug sie ein leichtes Gerant auf dem braunen Scheitel, nur war das der Mutter grün und die Tochter hatte genommen, was die Herbstzeit bot, und ihren Kranz aus kleinen rothen Blättern des wilden Weins geflochten. Aber der unbedeutende Hauptschmuck reichte hin, die Gleichartigkeit beider Erscheinungen in wunderbarem Grade zu erhöhen.

Marie begrüßte die Anwesenden, sprach und erwiderte; Dankwart näherte sich ihr, sie entschwand jedoch stets, wenn er herankam, oder hielt sich in einem Kreis der Unterhaltung, in den sich einzumischen ihm widerstrebte. Erst nach längerer Zeit begegnete er ihr allein und wünschte ihr mit etwas unsicherer und fragend verwunderter Stimme zu ihrem Geburtsfeste Glück. Sie schien vorüberzueilen zu wollen, drehte dann indeß die Stirn und versetzte: „So wollen wir auch einen so glücklichen Tag benutzen.“ Lächelnd, doch mit rothen Schläfen sagte er:

„Ich habe gethan, was das Festkind von mir verlangt,“ und er deutete leicht auf die Brusttasche seines Rockes, „soll ich es Ihnen geben?“

„Morgen“ — sie sah ihn groß und stumm an — „die Stunde hat Wellen, geben Sie es denen, die dafür aufrauschen. Auf den heutigen wollen wir schweben, glücklich sein. Sie wiegen uns nur einmal — wollen wir nicht mit ihnen tanzen?“

Ohne eine Antwort zu erwarten, eilte sie fort; Dankwart sah ihr erstaunt nach, er hatte nicht verstanden, was sie mit den letzten Worten gemeint. Doch bald gab sie selbst ihm unvermutheten Aufschluß. Er gewahrte sie neben ihrem Vater stehen und eifrig reden. Der Gouverneur schüttelte den Kopf und entgegnete: „Rein, Marietta — bitte sonst was Du willst — aber dies würde Dir schaden, Du bist blasser heut' als gewöhnlich.“

„Weil ich zu viel sitze,“ fiel sie ein, „ich fühle mich so kräftig wie

nie, grade Bewegung fehlt mir.“ Sie legte bittend die Hände zusammen. „Nur einmal — heut' an meinem Geburtstag — dann nie wieder!“

Graf Wolkenstein sagte nicht ja, doch wiederholte auch sein nein nicht, sie flog von ihm fort und rief Ernst Dankwart fast wie einem bezahlten Künstler zu: „Wir wollen tanzen! Spielen Sie! Rasch!“

Das laute Wort begegnete einstimmigem Beifall der jüngeren Gäste, der Aufgeforderte saß, ehe er noch seiner Ueberraschung mächtig geworden, am Flügel und hinter ihm drehten sich die jugendlichen Paare. Er sah sie nicht, hörte nur ihr Lachen, das Rauschen ihrer Gewänder, das leise Aufstrachen des Bodens. Als der erste Tanz beendet, blickte er sich flüchtig um, wer der Partner der Tochter des Hauses sei, allein sein Auge fand sie nirgends. So spielte er weiter, einmal, noch einmal — da gegen den Schluß schimmerte es ihm von rechts her in's Auge, wie schon einmal vor unendlicher Zeit, als ob die weißen Sphinge sich bewegten, und wie er hastig die Wimper dorthin aufschlug, trat Marie aus dem Nebenzimmer durch den rothen Sammetvorhang herein. Sie stand eine Minute wartend, bis die Musik verklang, dann sprach sie laut: „Es ist wol gerecht, daß Herr Dankwart nicht allein die Mühe hat und wir die Freude. Vermag Jemand für den nächsten Tanz an seine Stelle zu treten?“

Bereitwillig erbot sich ein junger Offizier, dessen musikalische Befähigung so weit reichte, begann einen Walzer, und nach wenigen Augenblicken kreisten auch um Ernst Dankwart die Wände. Er wußte nicht, ob er Marie zum Tanz aufgefördert, oder sie ihn; ihm war, als habe selbstverständliche, unbeirrbare Naturkraft sie zusammen gezogen. Und während er ihr im Kreisen des Alls umher in die Augen sah, tauchten Empfindungen, Gedanken sich ihm in's flüchtige Bewußtsein und wirbelten vorüber. Sie konnte bis jetzt nicht getanzt haben, denn ihr Antlitz war bleich wie zuvor, und er fühlte ihre Hand, an der er manchmal hin- und hergestreift, kühl, wie wenn sie von draußen aus der Nachtlust gekommen. Zugleich empfand er, daß Marie von Wolkenstein nicht zu tanzen gelernt habe, daß er sie halten und leiten mußte. Sie bog sich wechselnd in mädchenhafter Scheu von ihm fort und lag dann schwankend für einen Moment fest an seiner Brust. Doch eine Erkenntniß pochte vor allen in seinen Schläfen: dieser Augenblick allein war der Zweck gewesen, weshalb sie flehentlich um das Jawort ihres Vaters gebeten, und ihm kam schreckhaft die Erinnerung von gestern, daß er meinte, Alle umher müßten laut und verständlich sein Herz schlagen hören: „Wenn jetzt die Botschaft einträte, ich sei frei — wenn sie in diese Stunde der Seligkeit hineinschläge wie ein Blitz des Todes —“

„Man kommt mit Zwangspaß hier herauf und mit Zwangspaß hinunter,“ hatte Nr. 7 gesagt. „Der Gefangene muß und der Freie muß —“

Allmählig färbten sich Mariens Wangen, und ihre Augen leuchteten.

Unverkennbar lernte sie mit der Geschwindigkeit des Instincts, und die wachsende Sicherheit der Bewegung diente immer mehr zur Verminderung ihrer anfänglichen Scheu. Sie sprach nicht, sie wiegte sich nur in den Armen ihres Führers, manchmal mit festgeschlossenen Lidern, dann schlug sie die Augen wie glänzende Thauperlen weit auf. Der junge Offizier am Flügel machte eine kurze Pause, und sie rasteten; doch auch während des Ruhens kam kein Laut über ihre Lippen. Ihre Brust ging schnell, aber ohne jegliche Athemnoth. „Sie täuschen sich Alle,“ dachte Dankwart, „diese Brust ist so gesund wie meine.“

Nun begann der Musiktakt wieder, mit einem raschen Aufblick streiften die Augen der jungen Gräfin die Zeiger der Wanduhr, welche beinahe die zehnte Stunde deuteten, und sie sagte hastigen Mundes: „Noch einmal —“

Um sie kreisten in lautem, selbstvergessenem Wirbel die fröhlichen Paare, doch schneller als alle umflogen sie einmal die Wände des Saales. Eine Secunde lang fühlte Ernst Dankwart, wie von einem elektrischen Strom durchbebt, daß seine Tänzerin schwankte und unter der weißen Seide des Gewandes ihr Herz an dem seinen schlug. Ein Schauer überlief sie, ihr Mund hauchte: „Ich bin müde,“ und er sah undeutlich, nur in halber Besinnung, daß ihr Arm ihn leise zwischen den Sphingen hindurch in den leeren Nebenraum zum Ausruhen mit sich leitete. Und dann fühlte er, daß ihre Hand die seinige fest umschloß: „Komm!“ und sie zog ihn nach sich.

Durch eine Thür, wortlos, lichtlosen Gang hinab, und mit hörbar athmender Brust durch eine schmale Pforte. Hinter ihnen hüpfen fern und ferner die Takte der Musik und verklangen, in's Gesicht strich ihnen leiser, linder Nachthauch, säufelte im weissen Laub einer Baumgruppe, und verklärtes Halblight des Vollmondes lag über den Rasenplätzen und Gebüsch des Gartens der Commandantur. Marie hatte die Hand ihres Begleiters nicht losgelassen, that es auch jetzt nicht, doch sie hielt im Schatten der Bäume an, legte die Lippen fest an Dankwarts Ohr und flüsterte in abgebrochenen Sätzen gleich dem Summen des Nachtwinds im Gezweig:

„Du mußt fort, fliehen, heute noch, in der nächsten Minute. Ich habe Alles eingerichtet — gleich hier fällt vom Gartenrand der Fels senkrecht in die Tiefe. Keine Schildwache sieht dorthin — man kommt nur durch unser Haus an die Stelle. Es sind hundert und zwanzig Fuß bis drunten — ich habe sie genau ausgemessen und das Tau ist sicher und reicht hinab. Komm! Wir dürfen keine Minute verlieren, daß man Dich nicht vermißt.“

Ernst Dankwart stammelte wie Einer, der gegen drückenden Angsttraum aufkämpft: „Gräfin Marie — Sie sind — was thust Du, Mädchen? Weshalb? Um keinen Preis — nur um Dich allein! Ich will nicht frei werden, ewig gefangen sein — in Deinen Augen! Ich bleibe!“

Sie blickte hastig-furchtjam um sich. „Du weißt nicht — es ist Einer hinter Dir, der die Hand nach Dir ausstreckt. Eine kalte Hand, nicht wie meine heut'. Die Botschaft ist heut' Nachmittag gekommen — sie haben Dich zum Tode verurtheilt — und morgen früh muß mein Vater Dich ihnen ausliefern. Ich bat ihn, er möchte Dich noch einen Abend dem schönen, ahnungslosen Leben gönnen —“

„Zum Tode —?“ wiederholte er mechanisch, tonlos, und sie wiederholte angstvoll: „Wir dürfen keine Minute verlieren —“

„Zum Tode! Sei's — lieber als von Dir!“

„Von mir? Ich gehe mit Dir!“

Sie zog ihn an fiebernd brennender Hand weiter. „Du?“ fragte er mit stoßendem Herzschlag. „Du wolltest Deine Heimath, Deinen Vater verlassen, um mit mir in die Fremde —? Ich kann nicht in deutschen Landen, vielleicht in Europa nicht bleiben —“

„Meine Heimath, meinen Vater, Alles um Dich! Nur eile!“

Jeder Gedanke der Zukunft war in seinem Kopf erloschen, er ging wie in einem Rausch aller Sinne, kaum erkannte er, daß sie ihn in die kleine Weinlaube geführt, in der er sie zuerst unzählige Male ohne ihr Wissen gesehen. Dicht daneben, nach der andern Seite schoß die jähe Felswand in die Tiefe, ein dickes Tauerwerk, sorgsam durch eine Oeffnung der Steinbrüstung verschlungen, fiel an ihr hinunter.

„So komm, Marie — Du Holde — Hohe — Herrliche! Ich nehme Dich auf meine Schultern — ‚Fürstin in der Liebe Reich zu werden‘ —“

Doch nun hielt sie ihn am Eingang der Laube zurück. „Warte — noch einen Augenblick — der Mond tritt gerad' hinter eine Wolke —“

„Um so besser, sie verbirgt uns.“

„Nein — bis sie vorüber ist! Ich bitte Dich — —“

Es klang flehentlich, er mußte ihr folgen, that's ohne zu denken. Reife flimmerte im Wind das rothe Gerant auf ihrem Scheitel, sie zog den alten Ring von ihrem Finger, nahm auch seine andere Hand und befestigte den blauen Stein an ihr. „Er ist Dein — es war der Brautring meiner Mutter.“

„Deiner Mutter — wie Du ihr ähnlich bist heut' Abend, Marie! Wenn Dein Vater wüßte, daß der Ring, den er ihr einst gegeben —?“

Die junge Gräfin schüttelte mit plötzlicher sonderbarer Hast die Stirn. „Nicht er — ich weiß es — sie hatte ihn von einem Andern. Aber Andere wollten es nicht, und mein Vater kam, und sie mußte mit ihm gehen. Doch sie trug's nicht — wol lange Zeit — aber zuletzt nicht mehr, ward krank — und dann lag sie drunten, ganz weiß, nur ein wenig roth an den Schläfen. Weißt Du, was die Leute sagten?“

„An der Schwindsucht, hörte ich, sei sie —“

Es rüttelte leicht, wie ein kühler Schauer der Octobernacht durch Marie von Wolfenstein's Glieder, und sie antwortete langsam, mit einem

singenden Ton, dem Laut in Schlaf versinkenden Vogels ähnlich: „Ich weiß es nicht. Die Leute sagten, sie habe sich aus dem Fenster gestürzt, denn sie sei irrsinnig geworden, nein, sei es gewesen von Jugend auf. Was ist das?“

Ihre Hand glitt über die Stirn, als nickte die Haarlocke drauf herab, dann stieß sie aus: „Da ist er — nun komm!“

Glänzend trat der Vollmond aus der schwindenden Wolke hervor. Er zerstreute das ungewisse Weben des bisherigen Lichtes drunten über den herbstlichen Stoppeln, aber deutlicher denn je leuchteten diese vor Ernst Dankwarts Augen als wonnige, grüne Frühlingsjaat herauf. Davor am Fuß des Felsenfegels tauchte der Mond in die Wasser eines stillen Flusses und hob eine goldene Säule aus ihrem Spiegel empor, daß es den Blick täuschte, als flecte ein wirkliches Strahlenband Himmel und Erde zusammen. Fast geblendet streckte der junge Mann den Arm nach der Geliebten. „So komm —“

Gewandt hielten seine Füße schon das starke Tau umklammert und seine Hand bestrebte sich, vorsichtig dem Mädchen sichersten Stützpunkt auf seinen Schultern zu bereiten. Allein plötzlich umschlangen ihre Hände fest seinen Nacken, daß er beinahe aus seiner schwanken Stellung gestürzt wäre, wenn nicht sie jetzt ihn gehalten, und sie flüsterte: „Nur einen Herzschlag noch — nur einmal!“ und ihre Lippen schlossen sich zum ersten Mal mit selig-bebendem Kusse auf die seinen. Dann flog sie zurück — er sah nur wie betäubt das altvertraute weiße Marmorbild dicht über seinem Haupt, das mit den Händen vor sich hinaus griff und rief: „Das Tau ist für uns Beide zu schwach, dies ist meines — ich bin noch vor Dir unten —“ Und ihr weißes Kleid neigte sich, ihre Arme schlossen sich um das goldene Strahlenband zwischen Himmel und Erde zusammen, und wie an jenem niedergleitend, schwebte die leichte Gestalt an Ernst Dankwart vorüber. Es war nur ein Pulsschlag irrsinnigen Traumes, doch in diesem sah er deutlich den Kranz von herbstrothem Weinlaub, der leis' über braunem Scheitel flatternd, neben, unter ihm versank.

Dann war er selbst drunten, auf hartem Boden; ob das Tau ihn getragen, ob er gestürzt, er wußte es nicht. Er kniete auf dem Felsgrund, über ein weißes regloses Antlitz gebeugt, das wie Opal im Mondgestlimmer glänzte, nur an den Schläfen dunkelte ein wenig Roth.

Ernst Dankwart stieß einen ersten und einzigen Schrei aus: „Mädchen, schläfst Du?“ Es griff Etwas gespenstisch aus seinem Herzen nach dem Hirn herauf und packte es, und er empfand, daß auch von seinen Lippen Irrsinn brach und laut und langsam in die geisterhafte Mondnacht hinaussprach:

„Aus der Liebe, aus des Lebens Reiche
 Hebt Dein stolzer Ahnenschild
 Dich hinweg als schöne Leiche,
 Als ein blutlos Götterbild.“

* * *

Der October ging zu Ende, doch auf dem atlantischen Meere lag wie in deutscher Hochsommerzeit goldwarne Nachmittagssonne und spiegelte in tausend Lichtsäulen aus den langgestreckten, leizdünnenden Wogen herauf, über die ein stattliches Schiff unter vollen Segeln westwärts dahin zog. Wenig Passagiere schien es an Bord zu führen und auf dem vereinsamten Hinterdeck stand nur ein Einziger und blickte lange unbeweglich zurück. Nichts als Himmel und Ocean ringsumher, endlich zog die Hand des stillen Meergastes von der Brust einen Brief hervor, die Sonne beleuchtete minutenlang die Aufschrift desselben: „An Marie“ — dann hob sich langsam die Hand, an der ein blauer Edelstein helle Strahlen hinauswarf, Ernst Dankwart sprach leise vor sich hin: „Gib ihn den Wellen, die dafür aufrauschen — gute Nacht, mein Herzschlag!“ und das Blatt schwebte auf die glänzenden Wasser nieder. Sie nahmen den Brief, trugen, hoben und senkten ihn; wie ein weißer Punkt entschwand er in der silbernen Kielfurche des Schiffes. So lang', als er sichtbar blieb, haftete der Blick des jungen Mannes unverwandt auf dem grüßenden Schimmer; darauf stieg er in den Kajütenraum hinab und schrieb einen anderen Brief. Manche Wochen vergingen, ehe dieser sein Ziel erreichte. Schnee lag auf den Stoppeln um den Felskegel der Festung, Schnee auf dem blätterlosen Gerank der Weinlaube im Garten der Commandantur droben, und wie Schnee so weiß lag es auf dem Scheitel des Grafen Wolfenstein, als er den Brief aufbrach und las:

„Ich versprach, Ihnen zu schreiben, Herr Gouverneur, wie ich an mein Gefängniß zurückdenken würde. Als ich's gelobte, war es kein Gefängniß für mich; jezt ist die ganze Unermeßlichkeit der Welt mir dazu geworden. Ich denke an Sie mit Schmerz, doch ohne Anklage für Sie und für mich. Die Zeit besitzt ihre Wellen, hat die Todte gesagt, und auf den Wellen dieser Zeit konnten wir lebend nicht glücklich sein. Vielleicht kommt eine bessere, welche die unsere nicht mehr begreifen, das Glück Anderer nicht mehr unter dem Reif solcher Maiennacht erstarren lassen wird. Nicht Ihre Tochter war der Besinnung beraubt; ob die ihres Hauptes sie verließ, ihr Herz erkannte und wählte klar das Einzige, was ihr blieb. Doch mich umwob Irrsinn, einen Augenblick namenloser Seligkeit hindurch zu hoffen — — ich vermag Sie nicht zu trösten, Graf Wolfenstein, wie Sie nicht mich. Aber Sie vermögen mir auch Das nicht mehr zu nehmen, was mir geblieben, das Leben, das der Tod mir als Vermächtniß hinterlassen. So lange ich ihr Bild in mir trage, lebt sie noch in ihrer Schönheit fort, und drum will ich's; erst mit meinen Augen schließen die ihren sich für immer, von meinen Sinnen erst nimmt der Tod auf ewig den Märchenklang ihrer Stimme. Ja, die Zeit besitzt Wellen, hat sie gesagt — und vielleicht rauschen bessere auch noch über die deutsche Heimath herauf, daß mein Leben doch noch für das glücklose Vaterland Werth zu haben vermöchte, in dem heut' der Irrsinn mit

blutigen Händen nach Knabenthorheit, dem Nebeltraum jugendlich-begeisterten, redlichen Herzsclags greift.

„Seien Sie gerecht, Graf Wolkenstein, wie ich es bin, wie das große Unglück es von Menschen fordert, und gedenken Sie ohne Bitterkeit des Hasses

Ernst Dankwartz.“

Nicht der Name des Letzteren, doch dieser selbst nimmt heut' eine der ersten Stellungen im neuen deutschen Reiche ein.





Das Leben für und durch Andere

oder

die Gesellschaft.

Von

Rudolph von Ihering.

— Göttingen. —

Der Gegensatz des thierischen und menschlichen Daseins liegt beschlossen in der einen Frage: was ist das Thier dem Thiere, was der Mensch dem Menschen? Nicht was sie sind, sondern was sie sich einander sind, scheidet Mensch und Thier. Das Thier ist dem Thiere wenig mehr als eine Beute, wenn es hungrig ist. Das Dasein des einen Individuums wird durch das andere, wenn wir von der Fortpflanzung und der Ernährung der jungen Brut absehen, gar nicht gefördert — ob hundert, tausend oder Millionen Thiere auf demselben Raum zusammenleben, weder das einzelne Thier, noch der Typus der Thierklasse wird dadurch veredelt, das Niveau des thierischen Lebens dadurch nicht gehoben. Die Gemeinschaft der Thiere ist, so weit unser Wissen reicht, für das thierische Dasein völlig bedeutungslos, die Erfahrung des einen Thieres kommt dem andern nicht zu gute, das Thier macht sie nur für sich, mit jedem neuen Thier beginnt ganz dasselbe Spiel von Neuem, um mit ihm wieder zu enden — resultatlos für die Gattung.*)

*) Für die Zeit der urkundlichen Geschichte ist der Fortschritt einer einzelnen Thierklasse in keiner Weise zu constatiren. Die Annahme einer Uebertragung gewisser anerzogener Eigenschaften bei einigen Thierarten von Seiten der Zoologen ist mir bekannt, kommt aber der obigen Behauptung gegenüber nicht in Betracht. Mag das Thier individuelle Eigenschaften vererben, Erfahrungen vererbt nur der Mensch —, unsere ganze Cultur ist aber nichts als der Niederschlag von Erfahrungen.

Wenn ich also die obige Frage: was ist das Thier dem Thiere? noch einmal wiederhole, so antworte ich: nichts; auf die Frage dagegen: was ist der Mensch dem Menschen? antworte ich: alles — die Bedingung Mensch zu sein. Unsere ganze Cultur, unsere ganze Geschichte beruht auf der Verwerthung des einzelnen menschlichen Daseins für die Zwecke der Gesamtheit. Es gibt kein Menschenleben, das bloß für sich da wäre, jedes ist zugleich der Welt wegen da, jeder Mensch arbeitet an seiner, wenn auch noch so engbegrenzten Stelle mit an dem Culturzweck der Menschheit. Und wäre er der geringste Arbeiter, er theilte sich an einer ihrer Aufgaben, und arbeitete er gar nicht, er arbeitet mit, indem er spricht, denn damit allein schon erhält er den überlieferten Sprachschatz lebendig und gibt ihn weiter. Ich kann mir kein Menschendasein denken, so arm, so elend, das nicht einem anderen Dasein zu gute käme; es gibt Fälle, wo selbst das Leben des Ärmsten und Ungebildetsten für die Welt die reichste Frucht getragen hat. Die Wiege des größten Mannes stand oft in der ärmsten Hütte; die Eltern, die ihm das Dasein gegeben, das Weib, das ihn gesäugt und gepflegt, hat der Menschheit einen größeren Dienst geleistet als gar mancher König auf seinem Thron. Was kann ein Kind dem Kinde sein? Mehr als Eltern und Lehrer zusammengenommen. Im Spiel mit seinen Genossen lernt das Kind für das praktische Leben mitunter mehr und Besseres als aus den „Lehren der Weisheit und Tugend“. Am Spielball seines Kameraden, den es sich anzueignen versucht, macht es die erste praktische Bekanntschaft mit dem Eigenschaftsbegriff, und der abschreckende Eindruck der Untugenden seiner Kameraden predigt ihm die erste Moral.

Niemand ist für sich allein da, so wenig wie durch sich allein, sondern Jeder ist, wie durch Andere, so zugleich für Andere da, einerlei, ob mit oder ohne Absicht. Wie der Körper, der die Wärme, die er von außen aufgenommen, wieder ausstrahlen muß, so der Mensch das intellektuelle oder ethische Fluidum, das er in der Culturatmosphäre der Gesellschaft einathmet. Leben ist unausgesetztes Athmen: Aufnehmen und Zurückgeben von der Umgebung und an die Umgebung; das gilt gleichmäßig für das physische wie für das geistige Leben. Jedes Verhältniß unseres menschlichen Lebens enthält ein solches „Für einander sein“, die meisten ein gegenseitiges. Die Frau ist für den Mann da, aber der Mann wiederum für die Frau; die Eltern sind für die Kinder, aber die Kinder auch für die Eltern. Diensthof und Herrschaft, Meister und Gesellen, der Arbeiter und der Arbeitgeber, Freund und Freund, die Gemeinde und ihre Mitglieder, der Staat und seine Bürger, die Gesellschaft und der Einzelne, Volk und Volk, und das einzelne Volk und die Menschheit — wer nennt ein Verhältniß, in dem nicht der Eine für den Anderen und dieser wiederum für ihn da wäre? Und ganz abgesehen von den dauernden Verhältnissen, welche die stehenden Formen unseres Lebens bilden, was wirkt

der Mensch nicht selten durch sein bloßes Dasein, durch sein Beispiel, seine Persönlichkeit, selbst durch ein hingeworfenes Wort! Kurz, wohin ich meinen Blick wende, überall wiederholt sich dieselbe Erscheinung: Niemand ist für sich allein da, Jeder ist zugleich für Andere, sagen wir: für die Welt da. Nur seine Welt und das Maß und die Dauer dieser Einwirkungen ist verschieden. Bei dem Einen endet die Welt mit seinem Hause, seinen Kindern, Freunden, Kunden, bei dem Andern dehnt sie sich aus über ein ganzes Volk, über die ganze Menschheit. Die Frucht des einen Daseins für die Gesellschaft faßt sich zusammen in das Quantum Kartoffeln, Röcke, Stiefel u. s. w., das der Mann ihr geliefert, die des anderen: des großen Dichters, Künstlers, Technikers, Gelehrten, Staatsmannes nimmt Dimensionen an, die wir vergebens zu ermessen versuchen, insbesondere wenn wir die Nachwirkungen desselben nach dem Tode in Anschlag bringen. Denn während bei dem gewöhnlichen Mann der Tod rasch die Spuren seines Daseins tilgt, entfaltet dasselbe bei der historischen Persönlichkeit erst nach dem Tode sich zu seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit, zu immer weiteren und reicheren Wirkungen. Der Geist des großen Mannes arbeitet noch mit an dem Culturzweck der Menschheit Jahrhunderte und Jahrtausende, nachdem seine Asche längst in alle Winde zerstreut ist. Homer, Plato, Aristoteles, Dante, Shakespeare — und wer nennt alle die Heroen des Geistes, der Kunst und Wissenschaft, von denen dasselbe gilt? — sie alle stehen noch heute mitten unter uns in lebendiger, ungeschwächter, ja gesteigerter Kraft — sie haben gesungen, gedacht, gewirkt für die ganze Menschheit.

Mit diesem Nachwirken eines Daseins, nachdem es selber geendet, berühren wir diejenige Form des Daseins für Andere, auf welcher die Sicherung und der Fortschritt unserer gesammten Cultur beruht. Der juristische Ausdruck dafür ist die Erbschaft. Die Idee des Erbrechts ist: die Frucht unseres Daseins endet nicht mit uns selbst, sie kommt Andern zu gute. Der Jurist kennt das Erbrecht nur, so weit es das Vermögen zum Gegenstande hat — Erbschaft bedeutet für ihn nur den ökonomischen Niederschlag der Person, die Summe ihres Lebens in Thälern und Groschen ausgedrückt — für den Historiker und Philosophen dagegen erstreckt sich der Begriff der Erbschaft so weit wie die menschliche Cultur. Erbgang ist die Bedingung jedes menschlichen Fortschrittes, Erbgang im culturhistorischen Sinn bedeutet: der Nachfolger arbeitet mit den Erfahrungen, dem materiellen, geistigen, ethischen Capital seines Vorgängers; die Aufgabe beginnt bei ihm nicht immer wieder von Neuem, wie beim Thier, das stets auf das anfängliche Niveau herabsinkt, sondern der Nachfolger nimmt sie auf, wo der Vormann sie gelassen. Die Geschichte ist das Erbrecht im Leben der Menschheit.

So sind es also zwei Richtungen, nach denen das „Für Andere sein,,

sich vollzieht: die Wirkungen unseres Daseins auf die Mitwelt und die auf die Nachwelt.

Das Maß beider gibt uns den Maßstab für den Werth des menschlichen Daseins, sowol der Individuen wie der Völker. Der Werthbegriff ist bekanntlich ein relativer, er ist die Tauglichkeit eines Dinges für irgend einen Zweck. In Anwendung auf das menschliche Leben bedeutet die Frage nach dem Werth: wie ist dasselbe der Menschheit zu gute gekommen? Darnach allein bemißt die Gesellschaft und die Geschichte den Werth desselben. Ein ziemlich sicheres Kriterium für den Werth, den es ihm beilegt, ist die Bekanntheit des Namens. Unser Name in der Welt reicht regelmäßig so weit und dauert so lange wie unsere Bedeutung für die Welt. Wenn der Name historischer Persönlichkeiten fortbauert, so ist das nur ein Beweis dafür, daß sie selber für die Welt noch fortleben. Denn das Fortleben eines historischen Namens: der Ruhm, ist kein bloßer Tribut der Dankbarkeit, den die Welt zollt, sondern er ist nur der Ausdruck der fortdauernden Wirksamkeit seines Trägers. Wie groß Jemand an sich gewesen, ist der Welt völlig gleichgültig; sie fragt nur, und sie behält nur, was er ihr gewesen. Im Buch der Geschichte bedeutet Name, wie einst im römischen Hausbuch, einen Schuldposten (nomen im doppelten Sinn); dem größten Genie, welches je gelebt, aber nichts für die Welt gethan hat, wird im Schuldbuch der Geschichte nicht der kleinste Posten zu gute geschrieben. Daß die Bekanntheit eines Namens ein Zeichen der Bedeutung seines Trägers ist, das gilt selbst für die kleine und kleinste Welt des bürgerlichen Lebens; auch innerhalb ihrer erstreckt sich die Bekanntheit eines Namens nur so weit, wie die Gesellschaft die Bedeutung seines Trägers für sie empfindet; den Namen des Fabrikarbeiters kennen nur seine Genossen und Nachbarn, den des Fabrikherrn nennt die ganze Gegend.

So ist also ein gefeierter Name ein Zeugniß nicht bloß dafür, daß Jemand der Gesellschaft oder Welt etwas geworden ist, sondern zugleich dafür, daß dieselbe sich dessen auch bewußt geworden ist — es ist die Anerkennung ihrer Schuld durch Ausstellung eines Wechsels. Die Schuld existirte auch ohne den Wechsel — häufig freilich bloß in der Einbildung! — aber erst der Wechsel verleiht dem Anspruch den Charakter eines Werthpapiers von unbestreitbarer allgemeiner Geltung. Eben darum ist dasselbe für den Inhaber vom höchsten Werth; nicht etwa bloß wegen der Ehre und Anerkennung, sondern wegen der Sicherheit, die es ihm gibt, daß sein Leben für die Menschheit nicht verloren gewesen ist. Die Gesellschaft untersucht nicht, was ihn geleitet hat: ob das Streben der Menschheit zu nützen, ob Ehrgeiz und Ruhmsucht, sie hält sich lediglich an den Erfolg, nicht an das Motiv. Und sie thut wohl daran. Denn indem sie auch diejenigen frönt, denen es bloß um die Prämie zu thun war, versichert sie sich damit auch ihrer für ihre Zwecke; den Kranz, den sie

ihnen reicht, kann ihnen nur derjenige mißgönnen, welcher dem Arbeiter den Lohn neidet — die Vorbecrn fallen Niemandem in den Schooß, sie erfordern den Einsatz des ganzen Lebens.

Alles, was ich bisher von den Individuen gesagt habe, gilt ebenso von den Völkern. Auch sie sind nicht bloß für sich, sondern für die übrigen Völker, für die Menschheit da. Und auch bei ihnen beschränkt sich die Einwirkung, welche sie auf Andere ausüben, nicht bloß auf ihre Lebenszeit, sondern je nach dem, was sie gewesen sind und geleistet haben, erstreckt sie sich auf die fernsten Zeiten. Die Kunst, Literatur und Philosophie der Griechen, das Recht der Römer bildet noch bis auf den heutigen Tag eine unererschöpfliche Quelle unserer Bildung. Die Muster des Schönen, Edlen, Gewaltigen, die sie uns in ihren Kunstwerken, Gedanken, Thaten, Männern hinterlassen haben, treiben auf empfänglichem Boden noch täglich neue Frucht. Alle Culturvölker der Welt haben an unserer heutigen Cultur mitgearbeitet —; könnten wir dieselbe in ihre Elemente auflösen, bis in ihre ersten Ursprünge sie zurückverfolgen, wir bekämen eine ganze Völkertafel und auf ihr Namen von Völkern, welche gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Um diese Ueberzeugung in uns zu begründen, dazu genügt schon der Stand der heutigen erst in den Anfängen zu einer Culturgeschichte der Menschheit begriffenen Forschung; der Zukunft wird auf diesem Gebiete noch eine große Ausbeute bevorstehen. Für unseren Zweck reicht das, was wir bis jetzt wissen, und was wir täglich vor Augen haben, vollkommen aus, um darauf die Behauptung zu gründen, daß der Satz: „Jeder ist für die Welt da“ für die Völker ganz dieselbe Geltung hat wie für die Individuen, und daß wir in ihm das oberste Culturgesetz der Geschichte besitzen. Die Culturentwicklung der Völker und der Menschheit bestimmt sich nach dem Maße, in dem sie den obigen Satz verwirklichen, und es bedarf nur des Schlusses von dem, was die Geschichte thut, auf das, was sie will, und der Constatirung der Weise, wie sie das erreicht, was sie will, um in jenem Satz das oberste Gesetz aller geschichtlichen Entwicklung und in der Verwirklichung desselben die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erblicken. Bevor dieser Zweck nicht für das ganze Menschengeschlecht verwirklicht ist, hat die Geschichte nicht erreicht, was sie will.

Die bisherige Ausführung war darauf gerichtet, die thatsächliche Geltung dieses Gesetzes nachzuweisen; ich knüpfe daran nunmehr die Frage nach der Form seiner Verwirklichung.

Ein Blick auf die uns umgebende Welt belehrt uns, daß diese Form doppelter Art ist: eine freie und erzwungene. Ob ich meinen Kopf oder meine Hände im Dienste für die Gesellschaft verwenden will oder nicht, ist Sache meines freien Beliebens. Dagegen wird der Militärpflichtige nicht gefragt, ob er dienen will. Ob und was ich von meinem Ver-

mögen unter Lebenden oder im Testament an Andere abgeben will, hängt von mir ab; die Entrichtung der Steuern und Abgaben an die Gemeinde und den Staat, und die Hinterlassung des Pflichttheils an meine Kinder ist Sache des Zwanges. Die Sphäre des Zwanges fällt zusammen mit der des Rechts und Staats. Nicht freilich in dem Sinn, als ob der Staat sämtliche Zwecke, die er verfolgt, direct erzwänge — Kunst und Wissenschaft kann er nicht erzwingen, und doch zählt auch die Pflege beider zu den Zwecken des heutigen Staats — wol aber in dem Sinn, daß er wenigstens die Mittel, deren er für sie bedarf, durch Zwang aufbringt.

Von den freiwilligen Handlungen, die wir für Andere vornehmen, sind manche vom Standpunkte der Gesellschaft aus ohne alles oder wenigstens ohne erhebliches Interesse, andere dagegen sind ihr völlig unentbehrlich. Ob Jemand etwas für seine Freunde thut, oder ob er zu irgend einer Collecte beisteuert, ist für die Gesellschaft gleichgültig; aber daß ihr der Landmann Korn, der Bäcker Brod, der Schlächter Fleisch liefere, daß sie für alle ihre Bedürfnisse und Zwecke stets Hände und Köpfe finde: Handwerker und Tagelöhner, Kaufleute, Geistliche, Lehrer, Beamte, daran hat sie das allergrößte Interesse; die ganze Ordnung und Gewohnheit des Lebens hängt an dieser Voraussetzung. Welche Sicherheit besitzt sie, daß diese Voraussetzung sich stets verwirkliche? Es ist die Frage von der Organisation der Gesellschaft.

Der Begriff der Gesellschaft ist bekanntlich ein moderner. Obwol er sich schon bei den englischen Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts findet, so ist doch sein allgemeiner Gebrauch bei uns in Deutschland noch ziemlich jung und zum wesentlichen Theil wol auf den Einfluß der socialistischen Literatur der Franzosen zurückzuführen. Der Umstand, daß Jeder den Ausdruck gebraucht, während über die Begriffsbestimmung desselben nichts weniger als Einverständnis herrscht, beweist, daß ihm eine Anschauung zu Grunde liegen muß, deren unser heutiges Denken unabweislich bedarf, und die sich nur noch erst zu ihrer vollen begrifflichen Klarheit durchzuarbeiten hat.

Eine Gesellschaft (*societas*) im juristischen Sinn ist ein Verein mehrerer Personen, welche sich zur Verfolgung eines gemeinsamen Zwecks verbunden haben, von denen daher jede, indem sie für den Gesellschaftszweck thätig wird, zugleich für sich handelt. Eine Gesellschaft in diesem juristischen Sinn setzt einen auf ihre Errichtung und Regelung gerichteten Vertrag, den Gesellschaftsvertrag voraus. Aber das Faktische der Gesellschaft: die Cooperation zu gemeinsamen Zwecken wiederholt sich im Leben auch ohne diese Form. Unser ganzes Leben, unser ganzer Verkehr ist in diesem faktischen, thatfächlichen Sinn eine Gesellschaft: ein Zusammenwirken für gemeinsame Zwecke, bei dem Jeder, indem er für Andere handelt, auch für sich handelt, und die Anderen, indem sie dasselbe thun, es für ihn thun. Auf dieser gegenseitigen Förderung der Zwecke beruht meines Erachtens der Begriff

der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist danach zu definiren als die thatsächliche Organisation des Lebens für und durch Andere und — weil der Einzelne das Beste, was er ist, nur durch Andere ist — darum zugleich als die unerläßliche Form des Lebens für sich; sie ist also in Wirklichkeit die Form des menschlichen Lebens überhaupt. Menschliches und gesellschaftliches Leben sind gleichbedeutend. Das haben bereits die alten griechischen Philosophen vollkommen richtig erkannt; es gibt keinen Ausspruch, der die gesellschaftliche Bestimmung der Menschen kürzer und treffender wiedergäbe, als die Bezeichnung desselben als *ζῶον πολιτικόν*, d. h. gesellschaftliches Wesen. Die Stadt (*πόλις*) d. i. das städtische Leben mit der unausgefesten gegenseitigen Berührung und Friction ist die Bedingung und die Erzeugerin jeglicher Cultur, nicht etwa bloß der politischen, woran man bei dem griechischen Wort zunächst geneigt ist zu denken, sondern aller und jeder: der intellectuellen, ethischen, ökonomischen, künstlerischen, kurz: der gesammten Entwicklung des Volks.

Drei Sätze gibt es, welche das ganze menschliche Dasein in sich schließen, die Bestimmung des Menschen erschöpfen, sie lauten:

Jeder ist für sich da.

Jeder ist für die Welt da.

Die Welt ist für Jeden da.

Sie enthalten die constitutiven Principien, die Grundgedanken, die höchsten Probleme der Gesellschaft — alle Rechtsätze, alle unsere Einrichtungen weisen auf sie zurück. Auf dem ersten und dritten beruht der Begriff des Rechts im subjectiven Sinn, auf dem zweiten der der Pflicht. Der erste deckt sich mit dem Recht der Persönlichkeit. „Jeder ist für sich selbst da“ heißt, der Mensch ist Selbstzweck, der juristische Ausdruck dafür aber ist Person. Die Negation dieser Selbstbestimmung ist die Sklaverei, der Zustand des Menschen, in dem er bloß für Andere da ist. Der dritte Satz schließt das gesammte übrige Recht des Menschen außer der Persönlichkeit in sich; er umfaßt sämtliche Beziehungen desselben zur Außenwelt: zu den Sachen (Eigenthum, Erbrecht), zu anderen Individuen (Familienrecht, Obligationenrecht), zu den Personeneinheiten (Vereine, Gemeinde, Staat, Kirche d. i. öffentliches Recht). Mit jedem Recht, das ich in der Außenwelt in Anspruch nehme, rufe ich irgend einem Dinge oder Wesen zu: Du bist für mich da. Der zweite Satz enthält den Pflichtbegriff; denn Pflicht ist die Bestimmung des Menschen für die Zwecke Anderer. Spricht der Staat diese Bestimmung aus, so ist es die Rechtspflicht, spricht die Gesellschaft sie aus, die moralische, sittliche, sociale.

Diese Bestimmungsverhältnisse sind aber nicht so gestaltet, daß die einen bloß das Recht, die andern bloß die Pflicht zum Gegenstande hätten, sondern das Bestimmungsverhältniß ist regelmäßig ein gegenseitiges: Recht und Pflicht sind gemischt. Die Frau ist des Mannes, der Mann der Frau

wegen da, die Kinder der Eltern wegen, die Eltern der Kinder wegen, und es gibt kaum ein Recht, dem nicht eine Pflicht correspondirte; das Recht ist der Avers, die Pflicht der Revers. Dem Recht des Regenten entspricht seine Pflicht, dem Wahlrecht des Staatsbürgers die Wahlpflicht, und selbst das Recht der Persönlichkeit hat hinter sich die Pflicht — darauf beruht die Unsittlichkeit des Selbstmordes; denn dem Selbstmörder ruft die Gesellschaft zu: Dein Leben ist nicht bloß für Dich, sondern auch für mich da. Diese Gegenseitigkeit des Bestimmungsverhältnisses gilt selbst für das Eigenthum. Das Eigenthum ist nicht bloß für mich, den Eigenthümer, da, sondern auch für meine Kinder (Erbrecht), für den Staat (Abgaben, Expropriation), für meine Gläubiger (Execution), und für mein Eigenthum sind wiederum Andere da, welche mitwirken, um den Zweck desselben zu erreichen, sei es auf Grund eines freiwillig von ihnen übernommenen, nach der Uebernahme aber vom Recht als erzwingbar anerkannten Dienstverhältnisses der Person oder Sache (Prädialservituten), sei es auf Grund des Gesetzes (z. B. Nachbarrecht).

Auf der Art und dem Maß, wie sich diese drei Sätze im Leben des Einzelnen, der Klassen der Gesellschaft, eines ganzen Volkes zu einer gegebenen Zeit verwirklichen, sei es in Folge des freien Entschlusses, sei es des Zwanges der vorhandenen historischen Verhältnisse, beruht vor Allem der unendliche Gegensatz in der Gestaltung des menschlichen Lebens. Ich verzichte auf die weitere, allerdings höchst fruchtbare, aber doch auch zugleich sehr leichte Durchführung dieses Gedankens, wie die Art, in der das Individuum jene drei Sätze in seinem Leben verwirklicht, letzterem seinen charakteristischen Stempel ausdrückt, den Charakter des Menschen zum Ausdruck bringt, über den Werth seines Daseins für ihn selber und die Gesellschaft entscheidet und wie mithin auch die innere Befriedigung, welche dasselbe dem Subject gewährt, durch das Verhältniß und die Art, wie diese drei Postulate des sittlichen Daseins sich bei ihm verwirklichen, bedingt ist.

Die Rechtsphilosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts (das sog. Naturrecht) baute ihr ganzes System auf den ersten der obigen Sätze: Jeder ist für sich selbst da, oder, was dasselbe sagen will, lediglich auf den Gedanken des Selbstzwecks, der ausschließlichen Selbstbestimmung des Subjects. Staat und Recht galten ihr nur als ein Apparat zur Sicherung des in seiner Isolirung gedachten Individuums, ihr Zweck war lediglich ein negativer: den Uebergriff des Einen in die Freiheitsphäre des Anderen zu verhindern, eine Absperrung nach Art der Menagerie, um die wilden Bestien zu trennen, damit sie sich nicht gegenseitig zerfleischen und aufzehren. Die höchste Aufgabe der Philosophie des Rechts bestand damals darin, eine Formel zu finden, um dieses ungefährliche Nebeneinanderegistiren, die Verträglichkeit der Freiheit des Einen mit der aller Anderen zu ermöglichen. Es war das System des ausschließlichen

Individualismus im Recht, die Construction der ganzen sittlichen Welt vom Standpunkt des als isolirt gedachten, seinen ganzen Daseinszweck lediglich auf sich selbst beziehenden Individuums aus.

Eine Rechtsphilosophie, die, anstatt sich in dieser Weise von der wirklichen Welt zurückzuziehen, die wirkliche Welt begreifen will, gelangt mit Nothwendigkeit zum Begriff der Gesellschaft. Denn wenn auch der erste der drei Sätze den Begriff der Gesellschaft noch nicht postulirt, da wir uns ja, wenn es bloß auf's Denken ankommt, den Einzelnen isolirt für sich denken können, so ist mit den beiden anderen Sätzen der Begriff der Gesellschaft nothwendig gegeben.

Erst die Gesellschaft macht den Satz wahr: die Welt ist für mich da, indem sie mir in der Gemeinschaft, die sie begründet, die Welt stellt, deren ich für meine Zwecke bedarf. Aber sie kann es nur mittelst der Antithese: Du bist für die Welt da, sie hat an Dir ganz dasselbe Anrecht, wie Du an ihr. Das Maß, in dem der erste Satz sich im Leben des Einzelnen verwirklicht, ist gleichbedeutend mit dem, was man die gesellschaftliche Stellung nennt: Reichthum, Ehre, Macht, Einfluß; das Maß, in dem das Individuum den zweiten Satz in seinem Leben zur Wahrheit macht, bestimmt den Werth seines Daseins für die Gesellschaft, in weitester Ausdehnung für die Menschheit. Spräche nicht die tägliche Erfahrung und die Geschichte der Meinung in grellster Weise Hohn, so möchte man glauben, daß die Herstellung des Gleichgewichts zwischen beiden Sätzen das Motiv und die Aufgabe einer jeden gesellschaftlichen Ordnung sein müsse; ob nicht eine ferne Zukunft im Schooße trägt, was die bisherige Entwicklung der Dinge noch nicht zu zeitigen vermochte, wer will bei der kurzen Spanne Zeit, welche die Menschheit durchlebt hat, dies voraussagen?

Es ergibt sich hieraus, daß der Begriff der Gesellschaft zum Theil mit dem des Staates zusammenfällt. Aber auch nur zum Theil; so weit nämlich, als der Gesellschaftszweck zu seiner Realisirung der Vermittelung durch äußeren Zwang bedarf. Dessen bedarf er aber nur zum geringen Theil. Handel und Gewerbe, Ackerbau, Fabrication und Industrie, Kunst und Wissenschaft, die Sitte des Hauses und des Lebens organisiren sich im Wesentlichen durch sich selbst. Der Staat mit seinem Recht greift nur hie und da ein, so weit es unerläßlich ist, um die Ordnung, die diese Zwecke sich selber gegeben haben, gegen Verletzung zu sichern; das Recht stellt, so zu sagen, nur das feste, eiserne Gerippe und den Eisenbeschlag, das übrige überläßt es ihnen selber.

Das also: die Wahrheit des Satzes: Jeder ist für die Welt und die Welt ist für Jeden da —, das ist die Gesellschaft. Dies ist das Problem, das sie täglich löst. Es ist ein merkwürdiges Bild, das uns das Leben der Gesellschaft vor Augen führt. Rastlos, wie in einer gewaltigen Maschine, bewegen sich tausende von Rädern, Walzen, Federn, die einen

in dieser, die andern in jener Richtung, scheinbar völlig unabhängig von einander, gleich als wären sie nur für sich da, ja in feindseliger Stellung zu einander, als wollten sie sich gegenseitig vernichten — und doch wirken alle schließlich harmonisch zu einem Zweck zusammen, ein einziger Plan regiert das Ganze. Was zwingt die elementaren Kräfte der Gesellschaft zur Ordnung und zum Zusammenwirken, wer zeichnet ihnen ihre Bahnen und Bewegungen vor? Die Maschine muß dem Meister gehorchen, die Mechanik setzt ihn in Stand, sie zu zwingen. Aber die Kraft, welche das Räderwerk der menschlichen Gesellschaft bewegt, ist der menschliche Wille, jene Kraft, die im Gegensatz zu den Kräften der Natur sich allein der Freiheit rühmt; der Wille aber in jener Function heißt der Wille von Tausenden und Millionen von Individuen, heißt der Kampf der Interessen, die Gegensätzlichkeit der Bestrebungen, heißt Egoismus, Eigensinn, Widersetzlichkeit, Trägheit, Schwäche, Bosheit, Laster. Es gibt kein größeres Wunderwerk in der Welt als die Disciplin und Bändigung des menschlichen Willens, deren verwirklichte Lösung das Wort Gesellschaft ausspricht.

Gibt es nun wie eine Mechanik, welche die Naturkräfte zwingt, dem Menschen dienstbar zu sein, so auch eine sociale Mechanik, welche die Gesellschaft in Stand setzt, den menschlichen Willen für ihre Zwecke zu lenken und zu leiten? den menschlichen Willen? Gäbe es sie nicht, wer bürgte der Gesellschaft, daß nicht die Kräfte, auf die sie rechnet, einmal ihren Dienst versagten oder eine ihren Zwecken feindselige Richtung einschlugen, daß nicht der Wille an diesem oder jenem Punkt des großen Ganzen sich einmal auflehnte gegen die Rolle, die ihm gerade da zugebach ist, und das ganze Räderwerk in's Stoden brächte? Vorübergehend kommen in der That solche Störungen an einzelnen Punkten vor, ja selbst Erschütterungen, welche die ganze Existenz der Gesellschaft zu bedrohen scheinen, ganz so wie im menschlichen Körper; aber die Lebenskraft der Gesellschaft ist eine so zähe und unverwundliche, daß sie diese Störungen immer rasch wieder überwindet; an Stelle der Anarchie tritt regelmäßig sofort wieder die Ordnung. — jede sociale Störung ist nur das Suchen einer neuen bessern Ordnung. — die Anarchie ist nur Mittel, nie Zweck, etwas Vorübergehendes, nie etwas Dauerndes, der Kampf der Anarchie mit der Gesellschaft endet stets mit dem Siege der letzteren.

Das heißt aber nichts anderes als: die Gesellschaft besitzt eine zwingende Kraft über den menschlichen Willen, es gibt eben so gut eine sociale Mechanik, um den menschlichen Willen, wie eine physikalische, um die Maschine zu zwingen. Diese sociale Mechanik ist gleichbedeutend mit der Lehre von den Hebeln, durch welche die Gesellschaft den Willen für ihre Zwecke in Bewegung setzt, oder kurz gesagt: der Lehre von den Hebeln der socialen Bewegung.

Solcher Hebel gibt es meines Erachtens vier. Zwei davon haben

den Egoismus zu ihrem Motiv und ihrer Voraussetzung, ich nenne sie die niederen oder egoistischen socialen Hebel; es sind der Lohn und der Zwang. Ohne sie ist das gesellschaftliche Leben nicht zu denken, ohne den Lohn nicht der Verkehr, ohne den Zwang nicht Recht und Staat, sie repräsentiren uns daher die elementaren Triebkräfte der Gesellschaft, ihre Daseinsbedingungen, die nirgends fehlen können und nirgends fehlen, sei ihr Zustand auch ein noch so unentwickelter oder verkommener. Ihnen stehen gegenüber zwei andere Triebfedern, welche nicht den Egoismus zu ihrem Motiv und ihrer Voraussetzung haben, vielmehr umgekehrt die Verleugnung desselben im Dienste der Gesellschaft, und die ich, da sie nicht in der niederen Region der rein individuellen, sondern in der höheren der allgemeinen Zwecke spielen, die höheren oder die sittlichen oder ethischen Hebel der socialen Bewegung nenne. Sie sind das Pflichtgefühl, d. i. die durch keinen äußeren Zwang, sondern durch das sociale Bestimmungsgefühl des Menschen bewirkte Harmonie des individuellen Willens mit den Forderungen der Gesellschaft, seien dieselben in Form des Gesetzes ausgesprochen (Recht) oder durch die Stimme der Volksüberzeugung in Bezug auf das, was für das Gedeihen der Gesellschaft nöthig ist (Sittlichkeit, Moral) und die freie Selbstverleugnung, die über das, was die Gesellschaft fordert, noch hinausgeht: die Liebe — nicht bloß die individuelle, sondern auch die unpersönliche: die Liebe zum Vaterland, zur Wissenschaft u. s. w. — jene die Prosa, diese die Poesie der Sittlichkeit.

Beginnend mit dem Zwange, der die Freiheit des Willens ausschließt, erhebt sich die Gesellschaft mit dem Lohn in die Region der Freiheit, indem sie den Egoismus des Individuums in Bewegung setzt, daß es, selber seine Rechnung dabei findend, aus freiem Entschluß für sie arbeite. Der Lohn ist nur eine feinere Form des Zwanges. Ebenso ist nur das Pflichtgefühl eine feinere Form des Lohnes — es ist der innere Lohn, den das Subject sich selber zahlt durch das Bewußtsein, seine Bestimmung in der Welt, wie die Gesellschaft sie ihm zuweist, erfüllt zu haben.

Und wie der Zwang zum Lohn und der Lohn zur Pflicht hinüberleitet, so die Pflicht zur Liebe! In der Liebe stehen sie alle: der psychologische Zwang, der sie zur Selbstverleugnung treibt, sie mag wollen oder nicht, der innere Lohn, der ihr das Opfer, das sie bringt, vergilt, und die Pflicht, welche die Forderung erhebt, daß der Mensch nicht bloß für sich, sondern auch für Andere lebe. Aber die Pflicht ist bemessen, sie rechnet noch, sie weiß, bis wohin sie zu gehen hat, und hält inne an dem Punkt, wo das Pflichtgebot endet; die Liebe dagegen rechnet nicht mehr, sie kennt keine Grenze, sie ist unerschöpflich, unendlich! Bei den drei anderen Hebeln hat der Mensch stets noch den Satz im Auge: „ich bin für mich da“, bei der Liebe gibt er ihn auf. Ihr

Wesen besteht darin, nicht mehr für sich, sondern bloß für Andere da zu sein, das Ich in sich selber aufzugeben, um es im Andern wieder zu finden; und wenn der Mensch sonst auch nicht zum Verständniß des tief-sinnigen Satzes der indischen Philosophie, den Schopenhauer so oft anführt: tat twan asi (Dieses bist Du) gelangen würde, in der Liebe müßte er ihn finden und begreifen, denn die Liebe sagt: Der Andere, das bist Du selbst — wenn Du ihn liebst wie Dich selbst, so geschieht es, weil Du ihn erkennst als Dich selbst.

Eine Betrachtung dieser vier Hebel der socialen Bewegung würde mich über den Zweck dieses lediglich dem Begriff der Gesellschaft gewidmeten Aufsatzes hinausführen.





Neue musikalische Charakterköpfe.

Von

W. H. Riehl.

— München. —

I. Zwei deutsche Kapellmeister.

Aus der Erinnerung gezeichnet.

Karl Guhr.

In Jahre 1846 ging Gluck's Iphigenie in Aulis — nach langer Pause neu einstudirt — wieder über die Bretter des Frankfurter Stadttheaters. Das Haus war gemüthlich leer, wie es damals bei klassischen Opern und Dramen zu sein pflegte, man nannte darum auch ein Parterre, in welchem man Purzelbäume schlagen konnte „klassisch leer“. Aber der Kapellmeister Karl Guhr sah stolz zu dem dünn gesäeten Publikum hinüber; er betrachtete diesen Tag der Wiedererweckung Iphigeniens als einen Feiertag, ob es gleich nur ein gewöhnlicher Mittwoch war; er hatte eine golddurchwirkte weiße Weste angelegt, und die große österreichische Medaille, welche er einst für ein Concert zum Besten der Pesther Wasserbeschädigten erhalten und die er an einem breiten rothen Bande um den Hals trug, daß sie von weitem wie ein Comthurkreuz aussah. Sein glänzendes Paar, trotz der nahezu sechszig Lebensjahre noch tadellos schwarz, war in die schönsten kleinen Lockchen frisirt. Man konnte über den Mann lächeln, wie er sich so häufig gegen das Parterre wandte und seine Weste, seine Medaille und sein Sonntagsgesicht zeigte; — aber Respect vor dem Manne! Er hatte sich Gluck zu Ehren geschmückt; er wollte den Leuten

heute wie ein Priester erscheinen, nicht wie ein gewöhnlicher Kapellmeister, der seinen Abend richtig abtaktirt.

Guhr dirigitte nämlich keineswegs bloß das Orchester und die Bühne, er dirigitte auch das Publikum; er wollte König sein in seinem Theater — wenigstens so oft es ihm der Mühe werth dünkte, und das war freilich nicht alle Tage; aber bei Gluck's Iphigenie spielte er mit Stolz den Herrscher des Hauses.

Seine weihevollen Miene, seine erhobene Stellung, sein bewunderndes Neigen des Kopfes bei den schönsten Melodien sagte den Zuhörern, daß sie Bötter seien, wenn sie nicht mit bewunderten. Und so geschah es. Es war recht winterlich kalt im Theater und die Musik muthete Viele wol fremd und frostig an; allein was Gluck nur halb vermochte, das vollendete Guhr: er zwang das ganze Haus zum rauschenden Beifall.

Zu jener Zeit war eben die neue Art auf gekommen, daß gewisse modernste Kapellmeister ihrer Partitur den Rücken wandten und auswendig gegen das Publikum taktirten, um ihr eigenes Feuer und Pathos in den schönsten Armbewegungen pantomimisch darzustellen. Guhr gehörte nicht zu diesen koketten Leuten. Er wollte sich selbst nicht schön machen vor den Zuhörern, sondern er drehte sich nur gelegentlich zurück, um ihnen zu sagen, was sie fühlen und denken, was sie loben und tadeln sollten. Persönliche Eitelkeit besaß er genug, aber sie war zu groß, als daß er bloß hätte gefallen mögen; er wollte lieber herrschen als gefallen. Ich habe keinen zweiten Kapellmeister gekannt, der so allgegenwärtig im ganzen Hause war; bald spielte er mit den Künstlern bald mit dem Publikum; mit sich selber spielte er selten.

Man erzählt von italienischen Maestris des vorigen Jahrhunderts, daß sie einen Sänger nach Belieben hätten retten oder vernichten können durch den bloßen Zauber ihres Blicks und ihres Taktstodes. Guhr besaß noch etwas von dieser gefährlichen verlorenen Kunst.

Der Barytonist Anschütz gastirte als Papageno. Noch bevor er aus der Coullisse trat, lächelte Guhr so vergnügt zum Parterre herüber, daß wir alle schon wußten, es kommt ein höchst drolliger Papageno, er ist Guhrs Günstling, Guhr wird ihn engagiren. Anschütz gab statt der alten Wiße ein ganzes Duzend neuer; Guhr lachte immer im voraus, und wenn wir dann auch zu lachen begannen, lachte er so herzlich mit! Bei einem minder begünstigten Papageno, der vielleicht weit besser gesungen und noch lustiger gespielt hätte, würde Guhr keine Miene verzogen haben. Und man hätte sich im Publikum gefragt: was mag diesem trefflichen Künstler wol fehlen, daß er Guhr so steif und kalt läßt? er muß verborgene Mängel haben; — und so wie man einmal kritisch fragt und nach geheimen Mängeln spürt, ist jeder Papageno verloren.

Am interessantesten war es, zu sehen, wie Guhr einem mißliebigen Sänger seine Ungnade geradaus in's Gesicht taktirte, wie er ihn vernichtete.

Ein anderer Varytonist, als noch unfertiger Kunstjünger wegen seiner Prachtstimme vielleicht zu voreilig engagirt, hatte sich hinterdrein sehr unbrauchbar auf den Brettern gezeigt. Zum Erziehen junger Talente fand man in Frankfurt keine Zeit, die Direction ließ den Armen fallen und wollte ihm seinen Contract nicht vollauf halten. Es kam zum Prozesse. Der Anwalt der Direction behauptete, der Künstler sei unfähig, seine Verpflichtung zu erfüllen; der Anwalt des Sängers dagegen, die Direction lasse ihn ja gar nicht mehr zum Singen kommen, weshalb er seine Fähigkeit auch nicht erweisen könne. So wurde der Direction auferlegt, ihm drei Hauptrollen zu geben, damit man sehe, ob er überhaupt brauchbar sei oder nicht. Eine dieser Rollen war Don Juan. Guhr sah den unglücklichen Don Giovanni so steinern an, daß ihm schon bei der ersten Nummer das Herz in die Schuhe fiel: der steinerne Gast im Orchester war ihm ohne Zweifel weit fürchterlicher, als der steinerne Gast auf der Bühne. Guhr dirigitte untadelhaft objectiv, er gönnte dem Publikum keinen Blick, keine Regung, er taktirte accentlos wie ein Metronom, man glaubte die Taktstreichs förmlich knaden zu hören. Der Sänger, dem man seinen steifen, hölzernen Vortrag besonders vorgeworfen, merkte die Finte und bemühte sich um so lebhafter bald zu drängen, bald zurückzuhalten. Aber das treue Orchester folgte dem Kapellmeister, und bei der Champagner-Arie wurde der ausdrucksvolle Sänger richtig um vier Takte später fertig als das Orchester. Es war so komisch, wie der verblüffte Don Juan sich plötzlich ganz allein singen hörte und sich umjah, wo denn die Andern blieben, daß das Publikum vor Lachen zwar nicht zum Rischen kam; allein Don Juan war verloren und sein Prozeß dazu.

Guhr war der Typus eines flotten Kapellmeisters seiner Zeit; heutzutage wäre eine solche Erscheinung unmöglich. Unsere größeren Bühnen sind zu vornehm geworden, das ganze höhere Theaterwesen zu abgegeschlossen, zu bureaukratisch organisirt, zu förmlich und feierlich, als daß der Kapellmeister noch gegen das Publikum spielen dürfte; er ist ihm in die Ferne gerückt, und bei Wagners verdecktem Orchester wird er ihm bald völlig aus den Augen verschwinden. Man denke sich Guhr in einem verdeckten Orchester! Vielleicht dirigirt er jetzt im Fegefeuer in einem solchen, zur Strafe seiner Sünden nach Dante'schem Princip; aber auf Erden hätte er die Dede geprengt. Den musikalischen Souffleur im Kasten zu machen, um dann etwa hinterdrein erst von den Recensenten an's Licht gezogen zu werden, das hätte der lebendige Guhr nimmer ertragen!

Doch glaube man ja nicht, daß er sich allzu cordial gemacht mit dem Publikum, wie wir's uns heutzutage noch bei einer Vorstadtbühne denken könnten. Guhr war Aristokrat. Nicht aus buhlender Herablassung, sondern im Vollgeföhle der Ueberlegenheit drängte er seine Person in den Vordergrund. Er hatte viele Feinde, und in früheren Jahren soll es sogar zu offenen Theater-Excessen gegen seine Dictatur gekommen sein; allein andererseits bekannten selbst die Gegner, daß er der beste Kapellmeister wäre, wenn

er wollte, daß er weit Gründlicheres wisse, als es so obenhin scheine, weit Gediegeneres leisten könne, als mitunter geschehe, daß er ein Genie sei, welches im Spiel des äußeren Schicksals und des eigenen künstlerischen Leichtsinnes sich selbst verloren und doch nicht ganz verloren habe.

Der „vollkommene Kapellmeister“ war er nicht, wol aber der geborene Kapellmeister.

In der Probe waltete er allezeit als Musiker, Intendant und Regisseur zugleich. Dies wurde ihm freilich dadurch erleichtert, daß er nicht bloß Kapellmeister, sondern auch Mitglied jenes Triumvirats war, welches die Frankfurter Theater-Direction führte.

Manche Kapellmeister sind bloß Musiker; sie können darum ein Werk der absoluten Musik, eine Symphonie zur meisterhaften Darstellung bringen, aber keine Oper. Eine Oper symphoniemäßig dirigiren ist ebenso verkehrt als eine Symphonie opernmäßig. Viele Leute glauben, Kirchenmusik und Tanzmusik seien die äußersten Pole der Tonkunst; sie liegen aber nicht soweit auseinander, wie Sonate und Musikdrama, und es wäre mir leichter, Ähnlichkeiten zwischen Palestrina und Strauß aufzuzeigen als zwischen Haydn und Wagner. Es gibt nur einen großen Tonmeister, der mit gleicher Vorliebe, gleicher Fülle und gleichem Erfolg die absolute Musik der Sonatenform und die bedingte der Oper sein eigen nannte und der Welt darbot, und dieser Einzige heißt Mozart. Ob es jemals einen Kapellmeister gab, dessen Taktstock mit ähnlich gleichgetheilter Meisterschaft Symphonie und Oper beherrschte, weiß ich nicht. Mir ist wenigstens noch kein solcher vorgekommen.

Guhr war Operndirigent; das heißt er waltete zugleich als Dramaturg, als Regisseur und als Musiker; er ordnete die Scene ebenso souverän wie das Orchester und folgte mit seinem Tempo oft vielmehr dem Gange der Handlung, als dem Allegro, Andante, Adagio, wie es schwarz auf weiß über den Noten stand. Mitunter entartete seine Souveränität auch zur Tyrannei, deren Wesen nach Aristoteles darin gründet, daß der Herrscher nicht nach Maßgabe des Staatswohls, sondern selbstsüchtiger Interessen das Scepter führt. Guhr war beispielsweise zu einem Souper geladen. Dann trat er wol im Zwischenakt zu den „handelnden Personen“ und sprach: „Kinder, wir müssen eilen; punkt neun Uhr muß die Oper zu Ende sein!“ Und nun steigerte sich das Andante zum Allegro, das Allegro zum Presto, überflüssiges Ariengeflapper wurde unbarmherzig weggelassen, die Pulse der dramatischen Leidenschaft flogen rascher und rascher, die Spielenden inspirirten sich gegenseitig zum Sturmesgange der Action; denn Guhr eilte zum Souper. Ach sie sind vorbei, diese Tage der kühnen, souveränen Kapellmeister!

Nach neuerem Brauche steht in unseren großen Opernhäusern mit ihren übergroßen Orchestern das Dirigentenpult weitab von der Bühne inmitten der Musiker, ja nahezu hinter denselben. Es zeichnet dies nebenbei

schon den Charakter der modernsten Oper: Melodie und Harmonie gehen vielmehr von den Instrumenten aus als von den Sängern, und die Lenkung des vielköpfigen Orchesters ist die schwierigere Hälfte des Dirigirens. Wir geigen und blasen Opern mit Gesangbegleitung; früher pflegte man Opern zu singen. Folgerecht mußte damals der Kapellmeister zunächst beim Sänger sitzen, er mußte ihm Aug' in Auge sehen. Guhrs Stuhl stand unmittelbar vor den Lampen, hinter dem Souffleurkasten. Er winkte den Sängern mit Hand und Blick, er flüsterte ihnen leise Worte zu, ohne daß es das Publikum merkte, er half ihnen und leitete sie an, nicht bloß musikalisch, sondern auch in scenischen Dingen, mit höchster Gewandtheit und merkwürdigem Erfolg. Allein er lobte und tadelte sie auch ganz heimlich bei offener Scene, was doch eigentlich nur in die Probe gehört. Er verglich sich deswegen gerne mit einem Feldherrn, dessen Wort und Wink im Gefechte mehr wirkt als alle Reden vor- und nachher. Und sicher lag in diesem Verfahren „das Geheimniß seines Zauberstabes“, wie die Frankfurter Zeitungen damals zu sagen pflegten.

Auf der Probe begrüßte er die Darsteller gern als „seine Kinder“; er war der Hausvater, der durch Furcht und Liebe die Familie zusammenhält. Wie es unter den Offizieren des österreichischen Heeres ein sogenanntes „Armee-Du“ gab, kraft dessen ein jeder Offizier den Kameraden gleichen Ranges duzte, gleichviel ob er ihm näher bekannt oder unbekannt war, so gab es in älterer Zeit ein allgemeines „Theater-Du“, welches freilich mehr noch dem achtzehnten Jahrhundert angehörte als dem neunzehnten. Guhr hatte einen Theil dieses Theater-Du einseitig behauptet: er duzte alle Sängerinnen, selbst fremde Gäste, sowie sie unter seinen Taktirstab traten. Man sagte, bei Jenny Lind, als sie in Frankfurt gastirte, habe er sein Du zum erstenmale nicht auszusprechen gewagt, — ein Ereigniß, welches in den Frankfurter Bühnengreisen den Nimbus der schwedischen Nachtigall merklich erhöhte. Es war ein Stück vom alten „Komödiantenmeister“ in Guhr lebendig geblieben; aber vielleicht kann auch heute noch der glatte Intendant eine kleine Beigabe vom Wesen jener alten Meister nicht entbehren, nur daß die äußere Form etwas weniger väterlich geworden ist.

Aus alle dem Vorgesagten erhellt eine Eigenthümlichkeit Guhrs, die seine Stärke, seine Bravour und doch auch zugleich seine Schwäche kennzeichnet: seine meisten Aufführungen waren öffentliche Generalproben. Dies eben war der Triumph seines Taktstodes, daß er ein ungenügend vorbereitetes Werk, ein schwankendes Ensemble durch die hinreißende Macht der Persönlichkeit, die wunderbare Geistesgegenwart, die Inspiration des Augenblicks dennoch mit bedeutender Wirkung vorführen konnte. Er war ein Hazardspieler, seine Lust das Wagniß. Hätte ein Anderer auf seinem Stuhle gesessen, so würde die halbfertige Oper aus allen Fugen gegangen sein; das wußten die Darsteller und wollten sich nur von ihm führen

lassen. Sind die Künstler durch allzuvieler Proben allzu sicher, dann werden sie gerne stumpf und trocken, und auf die vollkommenste Generalprobe folgt oft eine lahme Vorstellung. Guhr trieb die Sänger so rasch von einer Oper zur andern, daß sie gar keine Zeit hatten, trocken zu werden; aber sicher waren sie freilich auch nicht immer und da war es dann seine Lust, im Augenblicke wieder zu vertuschen und gut zu machen, was der vorhergehende Augenblick verdorben hatte.

Ob dergleichen heutzutage auf einer größeren Bühne noch anginge? Ich bezweifle es. Unser dramatisches Ensemble ist viel runder, viel ordentlicher als vor dreißig Jahren; wir zucken und zürnen bei jedem kleinen Schnitzer, den man damals ruhig hinnahm. Der Ruhm der modernen Bühne — auch im Schauspiel — ist überhaupt nicht mehr die überwältigende Virtuosität des Einzel-Künstlers, sondern die Harmonie des Gesamtbildes. Wir haben bessere Choristen, bessere Decorationen, bessere Regisseure; die ganze Theatermaschine ist besser eingölt. Mehr Del und weniger Spiritus.

Doch seien wir gerecht gegen den Fortschritt der Gegenwart! Einem gelungenen Wagniß zu folgen, bietet allerdings großen Reiz, aber der Reiz des reinen Kunstgenusses ist dies nicht, und so war auch Guhrs Walten mehr aufregend als befriedend, und selige Befriedigung ist doch zuletzt das höchste Problem aller wahren Kunst, und es ist besser, daß wir jetzt der befriedenden Harmonie des Ensembles dankbarer lauschen als den Wagentücken einzelner Virtuosen.

Auf dem äußersten linken Flügel von Guhrs Orchester ganz hinten in der Ecke saß ein Paukenschläger, der aber nicht bloß die Pauken mit Macht schlug, sondern zugleich Novellist war, Libretto-Dichter, Uebersetzer, musikalischer Aesthetiker und Kritiker, Componist, Clavierspieler, Musiklehrer und obendrein Guhrs vieljähriger Freund — Karl Gollmig. Der Kapellmeister und der Paukenschläger, die beiden Pole des Orchesters, waren die beiden berühmtesten Männer desselben. Gollmig hat vielfach über Guhr geschrieben. In seinen „Musikalischen Feldzügen und Streifereien“ (1846) schildert er ein Zusammentreffen Franz Liszts mit Guhr. Liszt, damals nur erst der welterobernde Claviervirtuose, meinte von Guhr, er passe gar nicht für Deutschland, seine Natur sei Quecksilber, das Tempo seines Lebens strepitoso, hinter welchem die deutschen Sänger immer wie im Schlepptau zurückblieben; aber er habe doch deutschen Sinn genug übrig, um französische Uebereilung zu zügeln und zu regeln. Und beim rauschenden Allegro greift man wol rechts und links etwas daneben, wenn man nur genial daneben greift; die Hörer müssen folgen, brausend und rauschend reißt sie das Allegro mit sich fort. Was Liszt von Guhr gesagt, das hätte Guhr fast mit denselben Worten auch von Liszt sagen können. Liszt hat es weiter gebracht als Guhr, aber nach Talent und künstlerischem Charakter waren Beide nahe verwandt; ich könnte ein langes

Register von Aehnlichkeiten herzählen — und doch welcher Unterschied des Lebensganges und Lebensziels!

Die Schattenseiten Guhr's, des Kapellmeisters, stehen dem Leser nun wol klar vor Augen; so sei denn auch noch eine Lichtseite hervorgehoben.

Bei seinem hastigen Treiben, welches die Probe zur Aufführung und die Aufführung zur Probe machte, gab Guhr ein so reiches, vielseitiges Repertoire, wie es heutzutage bei unserm gefeilteren Ensemble gar nicht mehr möglich ist. Es wurde erstaunlich viel gespielt und gesungen und fort und fort etwas Anderes. Der gemüthliche Schlendrian so mancher gleichzeitiger Hofkapellmeister, welche von der Norma zur Nachtwandlerin und von der Nachtwandlerin zur Norma, vom Robert zu den Hugenotten und von den Hugenotten zum Robert mit „Dauer im Wechsel“ anmuthig herüber und hinüber pendelten, war für Guhr viel zu langweilig. Er griff gerne in den reichen Schatz der älteren Literatur, um mit einer neuen Gabe zu überraschen, und nicht wenige Opern, welche unsere Großväter entzückt hatten und jetzt vergessen sind — denn keine Kunstgattung veraltet rascher als die Oper — gingen damals in Frankfurt zum letztenmale über die Bretter. Bei einer Vergleichung des Jahresrepertoires unserer heutigen größeren Opernbühnen mit dem Repertoire Guhr's aus seinen besten Tagen würde man staunen über den Reichthum auf seiner und die Genügsamkeit auf unserer Seite. Aus den Jahren 1845 und 1846 steht mir noch mancher Abend im Gedächtniß, wo ich im Frankfurter Parterre musikgeschichtliche Studien machte, die wir jetzt nur noch im Studirzimmer machen können. Neben den gangbaren älteren und jüngeren Hauptwerken und mancher Novität erschien da Mozarts Idomeneo, der für die Gegenwart „zu viel Musik“ enthält und Titus, heute die unzeitgemäße Mozartsche Oper; Spohrs traumhaftes Märchenpiel Zemire und Azor, und Faust, den Gounods Gretchen noch nicht verdrängt hatte; Cherubini's erhabene Medea neben dem Wasserträger; Dittersdorfs „Doctor und Apotheker“ zusammt dem „rothen Käppchen“, deren frischer Humor jetzt nicht mehr für recht Hofbühnenfähig gilt; Gretry's Blaubart mit seiner hochleidenschaftlichen Hauptscene; Weigl's anmuthiger Adrian von Ostade neben der „Schweizerfamilie“; Winters „Opferfest“; Salieri's Agur; Spontini's Vestalin; dann aber auch eine ganze Zahl reizender älterer französischer Operetten wie Flouards „Aschenbrödel“, Boieldieu's „Räuf“, Della Maria's „Arrestant“, Gaveaux' „Kleiner Matrose“, anspruchslose, leicht graziöse Gebilde, die wahrlich von Offenbach nicht aufgewogen werden.

Es ist eine offene Streitfrage, ob das Concert- und Opernrepertoire, gleich einer erlesenen Bildergalerie, neben dem Neuen und Neuesten auch den ganzen Hauptschatz älterer Kunst in wechselnd sich ergänzenden Bildern lebendig erhalten oder ob es überwiegend nur diejenigen Werke bieten soll, welche den leitenden Musikern als partei- und zeitgemäß erscheinen?

Ferner, ob überhaupt ein möglichst vielfarbiges Repertoire vorzuziehen sei, woraus sich das Publikum wählt, was ihm gefällt, oder ein möglichst einfarbiges, welches dem Publikum sagt, was ihm gefallen soll? ja ob man nicht am liebsten bloß einen Componisten spielen solle, wechselnd für's Jahr wie in Italien im Carneval, oder stätig für alle Jahre, wie in Bayreuth zur Zeit der „Sommer Sonnenwende“? Viele Musiker neigen jetzt zum zweiten, zum zwingend einfarbigem Programm; Guhr war für die Wahlfreiheit des vielfarbigen. Vor einem Menschenalter Fortschrittmann, würde er also heute zur Opposition des rechten Centrums zählen.

Nach Allem, was ich vorher von Guhrs Kapellmeistertalent berichtete, hätte er übrigens doch nur ein einseitiger Praktiker, ein vertheilt geschickter Musikanth gewesen sein können; allein sein historisches wie modernes Repertoire bezeugte, daß er auch ein gebildeter Künstler war.

Die Frankfurter Opernbühne behauptete in den dreißiger und vierziger Jahren ihren Vorrang im rheinischen Deutschland durch ihre Regsamkeit. Sie war die musikalisch-dramatische Börse für weit und breit; manche benachbarte Hofbühne besaß vielleicht solideres Capital, aber in Frankfurt wurde der Cours gemacht. Und es drängten sich nicht nur die Componisten auf den Frankfurter Brettern, sondern auch die gastirenden Sänger und Sängerinnen aus aller Herren Ländern. Es war die goldene Zeit der „Gastreisen“; die Künstlerschaft schwärmte auf flüchtigen Besuch von einer Bühne zur andern und das Publikum wollte immer neue Personen sehen und wäre es auch nur aus Neugierde gewesen. Dieser Krebschaden des maßlosen Gastirens nagte früher an allen deutschen Bühnen; Frankfurt war ihm ganz besonders ausgesetzt. Die Stadt lag an der großen Route, und das Theater hatte neben seinen ständigen Besuchern sogar auch ein gastirendes Publikum, das „Meßpublikum“, welches im Herbst und Frühjahr wiederkehrte. Da gab es für die Meßgäste im Parterre auch „Meßgäste“ auf den Brettern, ein „Meßrepertoire“ mit „Meßopern“, eine Operngattung, die kunstgeschichtlich noch nicht genau festgestellt ist. Das unreife Ensemble wurde durch die stets wechselnden Gäste natürlich noch unreifer; aber man wollte täglich Neues, und ein so unruhiger Geist wie Guhr hatte seine Lust daran, neue Leute, neue Werke, neue Effecte vorzuführen; er schwamm mit kräftigen Armen in diesem Strudel wie in seinem angeborenen Elemente.

Nun will ich aber auch von dem absonderlichen Wege berichten, den Guhr zurücklegte, um ein so origineller Kapellmeister zu werden. Ich stelle da freilich den Anfang hinter's Ende, aber aus guten Gründen: denn Guhr, wie er zuletzt als Frankfurter Kapellmeister lebte und lebte, war weit und breit bekannt; dagegen wußten nur Wenige, daß es früher einmal einen Componisten und einen Virtuosen Guhr gegeben, und daß dieser flotte Dirigent mehr musikalische Gelehrsamkeit besaß als mancher Musikgelehrte von Profession. Er ließ sich von alledem nichts mehr

merken: der Kapellmeister und Theaterdirector hatte den Componisten und Virtuosen verschlungen. Also mag dieser auch hier zuletzt auftreten.

Karl Guhr wurde am 30. October 1787 zu Militsch in Schlesien geboren; die Gegend hat gemischt deutsche und polnische Bevölkerung, und unser Künstler, der doch ein guter Deutscher, nannte sich zuweilen auch einen Polen. Die Polenschwärmerei war eben noch nicht ganz verklungen. Der Graf von Maltzahn, Standesherr in Militsch, unterhielt eine Instrumentalkapelle nach dem preiswürdigen Muster des musikliebenden Adels vergangener Zeit. Sie bot dem jungen Guhr die erste Gelegenheit, sein Talent zu entfalten. Musikalische Wunderkinder beginnen meist als Virtuosen, seltener als Componisten; Kapellmeister in den Kinderschuhen sind am seltensten und Guhr gehörte zu dieser seltensten Art; denn schon mit zehn Jahren soll er öfters Symphonien beim Grafen dirigirt haben. Ein rechter Theaterdirigent muß zwei Eigenschaften besitzen: er muß sehr höflich und sehr grob sein können. Die einschmeichelnde Gewandtheit und angeborene Artigkeit bewunderte man schon an Guhr als Knaben, die Grobheit lernte er in der Schule des Lebens.

Mit vierzehn Jahren wurde er Violinpieler in der gräflichen Kapelle und componirte schon allerlei Kammermusik. Die Kunst des Tonsetzes lernte er bei dem Kirchencomponisten und Domkapellmeister Schnabel in Breslau, das Clavierpiel bei dem Organisten Berner, dessen Psalmen und Motetten früher mit Recht vielgesungen waren. Schnabels Messen stehen unter dem Einflusse Mozart'scher und Händel'scher Vorbilder; Berners Motetten verrathen daneben auch Bach'sche Studien. Dem alten Guhr, der so ganz im Theater aufging, merkte es später kein Mensch an, daß er in der Kirche zuerst gründlich Musik gelernt hatte. Der Schule lehren Viele freilich für's ganze Leben um so entschiedener den Rücken, je entschiedener sie die Schulmeister gepakt hatten, und unsere philologischen Gymnasien sind ohne Zweifel die Hauptursache, daß so wenig Leute mehr einen alten Klassiker lesen. So hätte die kirchenmusikalische Schule Guhr wol gar erst recht zum Theater getrieben? Dem war nicht also. Guhr schrieb auch weiterhin für die Kirche, er war und blieb sicher und geübt im strengen Sake, und noch spät rühmt Schnyder von Wartensee, hierfür ein guter Zeuge, Guhrs Gewandtheit im contrapunktischen Stil. Ja zu den letzten größeren Werken, für die er vor seiner Frankfurter Periode noch Geduld und Ausdauer fand, gehört eine breit und reich durchgeführte Missa solennis in E-moll, ein sehr farbenreiches Tongebilde, nur mit allzu gemischter Palette gemalt. Alle Mittel des Gesanges und des großen Orchesters sind in der dicken Partitur aufgeboden, Fugensätze wechseln mit colorirtem Sologesang und massigen Chören, Theatereffekte mit Kircheneffekten, bald glauben wir die romantischen Accorde Spohrs und Weber's, bald Mozarts süße Melodien zu hören, die Musik ist durchaus eklektisch, doch immer sehr geschickt zum Ganzen verwoben. Man fragt sich staunend,

wie der mit fünfzig Jahren so ungeduldige Guhr mit dreißig Jahren die Geduld zu einer so fleißigen Arbeit fand?

Aber die Kirche war doch nicht sein Gebiet. Da er noch ein Jüngling, schien es vielmehr, als ob er den Concertsaal beherrschen wolle. Er bildete sich zum ausgezeichneten Geiger, spielte jedoch auch mehrmals öffentlich Violoncell und war auf dem Claviere so fertig, daß er bei einer Probe des großen Mozart'schen Concertes in C-dur, als der Flügel um einen halben Ton zu tief stand, die ganze Prinzipalstimme aus Cis gespielt haben soll. Auch die Clarinette und das Bassethorn hat er meisterlich geblasen. Jedenfalls war er in allen Sätteln gerecht, ein staunenswerth vielseitiges Talent, dem nur eine Seite fehlte: jene Schöpfungskraft, welche aus dem Eigensten, aus dem Tiefsten schöpft.

Darum verhallte auch sein Virtuosenruhm und klang nur noch in einem einzigen originellen Werke fort, einem Bravourstücke des scharfen Beobachters und Nachahmers. Er tauschte nämlich dem räthselhaften, sich selbst und seine Kunst in Geheimnisse hüllenden Paganini die Eigenart seines Spieles derart ab, daß er sie in dem weiland vielgenannten Werke „Paganini's Kunst die Violine zu spielen“ (1831) geradezu lehren konnte, und componirte ein Concert in Paganini's Styl, welches dem Meister vollkommen aus dem Gesicht geschnitten war. Dieses Concert steht heute noch in den neuesten Katalogen der Violinwerke des Schott'schen Verlags mit dem Zufaze: „il est ajouté une partie de violon principal à la manière de Rode“. Dieselbe Stimme im Geschmache Paganini's oder Rode's je nach Belieben — das ist der ganze Guhr!

Raum über zwanzig Jahre alt, wurde Guhr Musikdirector des Nürnberger Theaters, später Kapellmeister der Hofbühnen zu Wiesbaden und Kassel, bis er 1821 in Frankfurt die dauernde und maßgebende Stätte seines theatralischen Wirkens fand. Daß der vielgeschäftige Mann zwischendurch mehrere Opern schrieb, versteht sich fast ungesagt, wie nicht minder, daß diese Opern trotz mannigfacher Vorzüge keinen Bestand hatten. Allein auch hier zeigt sich uns wieder der ganze Guhr: er componirt in Kassel das Textbuch von Spontini's Vestalin zum Geburtstag des vor dem von den Franzosen verjagten und eben wieder heimgekehrten Kurfürsten, weil man sich einmal auf eine Vestalin eingerichtet hatte, aber hinterdrein erkannte, daß man dem hohen Herrn das Werk des napoleonischen Spontini doch nicht gerade zur Feier der Heimkehr bieten dürfe. In vier Wochen war die Oper fertig und sie soll seine beste Oper gewesen sein. Er componirte und dirimirte am besten, wenn er improvisirte, und wenn jeder Andere den Kopf verloren hätte, dann fand er den feinen erst recht.

Mit vierunddreißig Jahren war Guhr nach Frankfurt gekommen. Nun wurde er so ganz Kapellmeister und Theaterdirector, daß er nach und nach den Componisten und Virtuosen darüber vergaß. Es gibt Pro-

fessoren, die zu schreiben aufhören, wenn sie Meister des mündlichen Vortrags geworden sind; die unmittelbare Wirkung des gesprochenen Wortes bietet ihnen so bestreikenden Reiz, daß sie die mittelbare aber nachhaltigere der Schrift dafür preisgeben. Sie verließen die Geduld zum Schreiben. Aehnlich bei Guhr. Ein Lebemann durch und durch, ein Mann des Augenblicks, verlor er im Drängen und Treiben des Bühnenlebens die Geduld zum Componiren. Welche Anläufe hatte er nach allen Seiten gemacht, wie viel gelernt und versucht — das Alles ging jetzt unter in der Kapellmeisterei! Er sprach kaum mehr von seinen früheren Arbeiten auf fast allen Gebieten der Tonkunst; er war eitel und pflegte sein Dicht doch sonst durchaus nicht unter den Scheffel zu stellen, aber er achtete es nicht mehr der Mühe werth, zu zeigen, was er Alles gelernt und gekonnt hatte, ein Verschwender hierin wie in andern Stücken: — die absolute Herrschaft im kleinen Königreich der Bühne wollte er zeigen; sie ging ihm fortan über Alles. Er wollte ein Hegenmeister sein, und vielleicht erkannte sein klarer Blick, daß er dies im Componiren und Singen nur vor Zeiten als Wunderkind hatte sein können, während er gar wohl wußte, daß er als gereifter Mann nur noch mit dem Taktstock jener Hegenmeister war und blieb, der schwankende Bataillone rettete und eine halb verlorene Schlacht gewann wie kein Anderer.

Guhr starb am 22. Juli 1848. Das Alter hatte den Sechziger wenig berührt, und sein Tod kam Vielen unerwartet. Aber seine Zeit war vorbei. In die kunstschwelgenden Tage der Restauration nach den Befreiungskriegen fiel seine Blüthe. Er war ein Aristokrat des Genusses für sich und Andere; der Märzwind seines Sterbejahres wehte ihm zu rauh; er starb zur rechten Zeit.

Von Guhrs vielen Compositionen, die meist schon bei seinen Lebzeiten der Vergessenheit verfallen sind, hat sich nur eine auf deutschen Bühnen lebendig erhalten bis zu diesem Tag. In Rossini's Tell, wo nach dem Apfelschusse die Handlung mit höchst unmotivirtem Sprunge fort-schreitet, legte er ein Recitativ ein, indem er frischweg die ganze lange Zwiesprach zwischen Gessler und Tell über den zweiten Pfeil nach den Schiller'schen Versen componirte. Es ist eine schlicht aber kräftig accentuirende Declamation: die Worte des großen Dichters erheben sich inmitten des banalen Operntextes zu hochergreifender Wirkung. Dieses Recitativ war der glückliche Griff des feinsinnigen, kunstgebildeten Kapellmeisters, er hat es vielleicht mittenachts vor der Aufführung improvisirt, — und dieses einzige Recitativ hat Bestand gehalten!

Karl Ludwig Drobisch.



In den fünf protestantischen Kirchen Augsburgs wurde reihum beim Hauptgottesdienste vor der Predigt eine Cantate aufgeführt mit Recitativen, Arien und Duetten, Chor und Orchester, in jener halb kirchlichen, halb opernhaften Form, die wir aus Bachs Werken kennen. Am „Friedensfeste“ und zu Weihnachten ließ die Orgel der Barfüßerkirche auch noch ein Glockenspiel lustig in's Orchester hinein tönen. Ein eigener Kirchentapellmeister leitete diese Musik und hatte die — ich weiß nicht ob bloß moralische oder auch juristische — Verpflichtung, solche Cantaten fleißig selber zu componiren und neben den alten Werken ganze Jahrgänge von Novitäten zu verfertigen.

So war es im Jahre 1850, und ich bitte, diese Ziffer nicht für einen Druckfehler zu halten und in 1750 zu corrigiren. 1750 sang man derlei Cantaten in vielen Kirchen des protestantischen Deutschlands, das ist allbekannt; 1850 sang man sie nur noch in Augsburg und das wissen nur Wenige.

Die Partitur der Augsburger Cantaten von 1850 durfte alle Blas- und Streichinstrumente enthalten, Flöten und Trompeten, Foboen und Posaunen, Bratschen und Contrabässe — nur keine Violinen. Die hohe E-Saite war verpönt, sie galt für katholisch; warum und seit wann? das ist mir unbekannt; denn zu Seb. Bachs Zeiten galt das Violin-E noch für protestantisch. Wie die Violinquinte aus der Partitur, so war der Name des Componisten der Cantate vom Kirchenzettel verbannt. Vermuthlich, damit der Musikkfreund nicht wegen des Componisten in die Kirche gehe; der Name des Predigers stand freilich auf dem Zettel, obgleich man doch auch nicht wegen des Pfarrers in die Kirche gehen soll.

Doch sehen wir ab von diesen reichsstädtischen Seltsamkeiten: es war eine schöne Kunstreliquie des 17. und 18. Jahrhunderts, welche die Augsburger bis tief in's neunzehnte treu bewahrt hatten. Vielleicht zunächst wegen der altberühmten, haarstark abgezielten Augsburger Parität: der katholische Kirchenchor sollte das Orchester und den figurirten Sologesang nicht voraushaben vor dem protestantischen. Aber gleichviel aus welchen Gründen: die form- und farbenreiche Cantatenmusik hatte hier zwei feindselige Perioden überdauert, — die radical aufräumende rationalistische, welche nur noch den schleppenden Gemeindegesang des Chorals gelten ließ, und die puristisch restaurirende des gesteigerten modernen Kirchenthums, welche nur den polyphonen reinen Vocaßatz des 16. Jahrhunderts und rhythmische Choräle für kirchenfähig erklärte.

Als ich im Jahre 1851 nach Augsburg kam, begannen eben die ersten Bände der Gesamtwerke Sebastian Bachs zu erscheinen. Sie

brachten zwanzig Kirchencantaten des großen Meisters und ganze Jahrgänge gleichartiger Werke lagen noch ungedruckt. Man hatte Bach bis dahin fast nur aus Instrumentalwerken, den beiden Passionen und der hohen Messe gekannt; jetzt kam in dem staunenswerthen Schatze dieser Cantaten ein neuer Bach hinzu, eine neue große Kunstgattung, von deren Umfang und Gehalt die Wenigsten bisher eine Ahnung gehabt.

Die Augsburger Cantaten verhielten sich zu den Bach'schen, wie das letzte Berglimmen einer Fackel zur leuchtenden Flamme; aber es war doch dieselbe Fackel, welche dort über ein Jahrhundert leuchtete, hier im Stillen verglomm. Kein Wunder, daß ich damals diesem letzten Verglühen eifrig nachspähete, daß ich die neuen kleinen Cantaten fleißig hörte im Hinblick auf die ungehörten großen alten, daß ich den Componisten kennen zu lernen suchte, der sie unverdrossen setzte und dirigierte. Ich führte manchen Fremden des Sonntags in die Kirche wegen der Cantaten, deren Meister nicht genannt werde durfte, und sie dankten mir, daß ich sie zu einer verborgenen Augsburger Merkwürdigkeit geführt. Denn jenseit der Stadtmauern wußte man kaum davon. Ich habe diese Merkwürdigkeit auch nachgehends in meinen „Augsburger Studien“ flüchtig geschildert.

Der letzte Kapellmeister, welcher noch diese alte Cantatenmusik neu machte und lebendig erhielt, war Karl Ludwig Drobisch, geboren zu Leipzig im Jahre 1803. Er wohnte in einer der alten geistlichen Straßen Augsburgs, in der stillen Karmelitengasse, deren Centrum das Haus der „Allgemeinen Zeitung“ beherrscht, zur Rechten gegenüber siedelte der „Verfasser der Ostereier“, der Domherr Christoph von Schmid, der friedliche Mann, den alle Kinder des katholischen Süddeutschlands kannten, zur Linken der friedliche protestantische Kirchentapellmeister.

Er war kein Bach, nicht einmal ein Bachianer, aber seine Lebensstellung als Künstler erinnerte an den alten Sebastian. Wie dieser zwischen zwei Leipziger Kirchen, so wanderte er zwischen fünf Augsburgerischen hin und her, und beide Meister machten den Geistlichen häufig zu viel und zu schöne Musik; sie schrieben fortwährend, drangen aber nur mit wenigen dieser Sonntagsarbeiten über ihre Kirchen hinaus und konnten um so unbefangener schreiben, da sich die Kritik nicht um ihre Werke kümmerte. Aber die Gemeinden erfreuten und erbauten sich daran, mehrentheils ohne sie zu verstehen. Vollenendet waren die Aufführungen nicht, in Leipzig wol eben so wenig wie in Augsburg; die Meister mußten sich ihr Theil hinzu hören und aus schwachen Sängern und Spielern das Beste zu machen suchen.

Doch hatte Drobisch hier bedeutend reformirt. Wenn vor seiner Zeit das Orchester von einer Kirche zur andern wanderte, dann trug der Contrabassist seinen Paß offen auf dem Rücken, und wenn es hineingeregnet hatte, dann schüttelte er erst das Wasser auf dem Chore heraus, bevor er zu stimmen begann. Ein Organist trug einen altbayerischen Schlag-

ring am Finger, womit man beim „Kausen“ den Gegnern auf die Köpfe zu klopfen pflegt und womit er die Orgeltasten entzweischlug. Das war Alles besser geworden: Chor und Orchester leidlich, die Solisten erträglich, die Direction überraschend; der Contrabaß kam trocken auf den Chor und der Organist spielte ohne Schlagring.

Welch friedlicher Beruf in unserer bewegten Zeit: fort und fort für Zuhörer zu componiren, die einem das Wort danken, auch wenn sie nichts davon verstehen, in hoher und reicher Kunstform zu schreiben, unbeeengt durch die Rücksicht auf die Ausführenden, — welche es doch niemals ganz recht machten und denen man also ebenso kühn das Leichteste wie das Schwerste bieten durfte, — nur sich selbst verantwortlich und unberührt von aller verwirrenden literarischen Kritik!

Eine Parallele zwischen Guhr und Drobisch liegt so nahe, daß es geschmacklos wäre, sie in allen Punkten zu ziehen, — natürlich eine Parallele der Gegensätze. Beide Kapellmeister verhielten sich zu einander wie Tag und Nacht, sie stellten zwei verschiedene Zeitalter dar und lebten doch zur gleichen Zeit. Contraste wie Aehnlichkeiten haben nur Reiz, wenn sie etwas hinken. Aber in einem Stücke will ich doch Drobisch mit Guhr vergleichen, alles Weitere dem Leser überlassend. Guhr war ein modern eleganter Mann von gewinnendem Außern, vornehmer Haltung und faszinirendem Blick, ein Weltmann, ein Mann „wie ein Bundestags-Gesandter“, um altfrankfurtisch zu reden. Drobisch dagegen verband die Gestalt des Aesop mit dem Gesichte des Sokrates; sein Auge lauschte halb gemüthlich halb schalkhaft unter den starken Brauen; er glich vielmehr einem etwas veressenen Buchgelehrten als einem Künstler. Und in der That hatte er gelehrte Bildung genossen und sich erst auf der Universität zur Musik gewandt. Auch in seiner Kunstübung wuchs das Können aus dem Wissen hervor; kein Wunder, daß er sich nicht durch musikalische Frühreise, sondern vielmehr durch auffallende Spätreise auszeichnete. Und doch besaß er in eng begrenztem Kreise ohne Zweifel innern Beruf zur Tonkunst.

Da er's in jungen Jahren versäumt hatte, irgend ein Instrument virtuos spielen zu lernen, so lernte er dies auch später nicht. Wenn vor Zeiten Jemand mit ungelenkten Fingern aber charaktervollen Accenten Clavier spielte, wenn er schlecht spielte aber gut las, dann sagte man: „er spielt wie ein Kapellmeister.“ So spielte auch Drobisch. Er selbst hörte Alles aus seinem Spiele heraus, aber Andere hörten es nicht. Heutzutage kann man nicht mehr von unseren Kapellmeistern sagen, daß sie schlecht aber musikalisch spielten, und statt jenes geflügelten Wortes hört man vielmehr umgekehrt: wer jetzt Componist und Dirigent werden will, der muß vorher Virtuoso auf dem Piano geworden sein. Leider! Denn das zum Universal-Instrument erhobene Clavier wurde der größte Musikverderber des neunzehnten Jahrhunderts, und eine neue große Epoche der

Tonkunst wird erst an dem Tage wieder anbrechen, wo die Singstimme und Geige das Clavier wieder besiegt haben wird, wie zur klassischen Zeit; wir aber werden diesen Tag nicht mehr erleben.

Drobisch trat mir einmal mit dem Gänsekiel entgegen, deutete auf einen ganzen Stoß leeren Notenpapiers und sagte: „dies ist mein Lieblings-Instrument, das einzige, welches ich mit voller Sicherheit zu spielen verstehe. Der Kiel ist mein Plektrum, die fünf Notenlinien sind das Pentachord meiner Lyra!“

Mancher Leser weiß vielleicht gar nicht, welch herzerfreuende Augenweide ein festes, gutgeleimtes, rein rastrirtes Notenpapier ist und welch eine Wonne, in sichern, ebenmäßigen Zügen die Notengruppen darauf zu setzen, daß sie dem Auge schon den Schattenriß der ganzen musikalischen Architectonik bieten! Vordem als die Musik noch kürzer war und die Tage noch länger, schrieben sich viele Leute ihren Hausbedarf an Musik selber ab. Es gab Fanatiker des Notenschreibens, welche Noten abschrieben um Noten zu schreiben, und mit demselben verliebten Auge ein meisterlich geschriebenes Notenblatt betrachteten wie der Geiger seine Straduari. Drobisch hatte noch etwas von diesen alten Notenschreibern, aber mit dreifach höherem Genuß, weil er seine Noten schreibend selbst ersand.

Er componirte unablässig; eine Anzahl dieser Werke erschienen im Stich, viele wurden nur in den Augsburger Kirchen aufgeführt, andere kamen gar nicht an's Licht. Letzteres lähmte ihn keineswegs: er componirte fort, wie man fortlebt, fortathmet und so lange er lebte und athmete. Und die größten Meister haben's im Grunde nicht anders gemacht.

Es war ein Vergnügen, Drobisch' vielstimmige Partituren zu betrachten — so fest und rein geschrieben, rein und fest gesetzt, mit seltenen Correcturen; er arbeitete ebenso rasch als sicher. Die Noten standen ihm gleich im Kopfe so fest wie auf dem Papier. Jene süße Qual des Suchens und Ringens, wie sie uns aus Beethovens Bleistiftskizzen und Concepten so aufregend wie anregend entgegentritt, war ihm fremd. Er war zu fertig, darum fehlte ihm die Vollendung, die nur Jener findet, der nicht fertig wird.

Als ich mit diesem merkwürdigen Manne bekannt ward, betrachtete er mich anfangs mit sichtbarem Mißtrauen. Ich schien ihm vorab zu jung. Denn obgleich ich nur zwanzig Jahre jünger war als er selbst, so war er als Componist doch gute fünfzig Jahre älter als nach seinem Tausfchein, und demnach standen wir um volle zwei Menschenalter auseinander. Er argwohnte hinter meiner Jugend den musikalischen Phantasten und Neuromantiker. Die gleichzeitige Musik ließ er wenig gelten, Schumann war ihm antipathisch, allein er verehrte Mendelssohn. — (Seit Beethoven ist man gerne etwas harthörig gewesen gegen neue musikalische Größen, gegen Mendelssohn waren es die Mitlebenden vielleicht am wenigsten, und es ist tröstlich, hierbei zu sehen, daß der moderne Componist sich doch

nicht bloß durch Troß und Hochmuth sein Publikum zu erobern braucht, sondern daß auch ein liebenswürdiger Künstler und eine liebenswürdige Kunst die Herzen der Zeitgenossen gewinnen kann.) —

Ueber Mendelssohn konnte ich mich also mit Drobisch verständigen, dagegen ging ich ihm in meiner Schätzung der Opernmusik, vorab der italienischen und französischen, viel zu weit. Er hielt die Oper, wenige Hauptwerke ausgenommen, für leichte Waare; sie blieb ihm gleichgültig. Als die positiven Gegenpole seines Kunstideals könnte man etwa Liszt und Berlioz bezeichnen, den Virtuosen und den Neuromantiker, über die wir Beide uns nun eben nicht zu zanken brauchten. Allein wir verständigten uns auch direct auf dem neutralen Boden der klassischen Kammermusik und zwar in ganz origineller Weise.

Ein Wursthändler hatte mit anderer Maculatur Haydn's Claviertrios auf's Pfund gekauft, in einer jener alten André'schen Ausgaben, die wegen ihrer vielen Druckfehler berühmt sind; er fand aber das Papier zu steif für seine Würste und verkaufte darum die Trios wieder an unsern Kapellmeister zum Selbstkostenpreise. Haydn's reizende Trios waren damals noch nicht wieder in so vielen neuen Drucken verbreitet wie heutzutage, und ich kannte sie nur erst zum kleinen Theile. Heißhungerig warfen wir uns gemeinsam über den glücklich geretteten Schatz. Meine Frau übernahm das Clavier, ich die Geige, und Drobisch spielte das Violoncell — auf einer großen alten Kirchen-Bratsche, deren Griffbrett er kaum mit ausgespanntem Arm beherrschen konnte. Wir hatten Alles, was zu einer gemüthlichen Hausmusik gehört: eine schlechte Ausgabe, schlechte Instrumente, schlechte Spieler, aber prächtige Musikstücke, wir waren selig in dem selbstbereiteten Genuß und schwelgten in Entdeckersfreuden bei jeder überraschenden Feinheit und Schönheit, die sich uns von Nummer zu Nummer neu erschloß. Es war gut, daß uns nur Drobisch's Frau zuhörte, ein minder nah verwandtes Publikum hätte bei unserm Vortrage schwerlich mitgeschwelgt. Aber der gemeinsame Punkt der Verständigung war gefunden: zwei Musikfreunde brauchen nur erst einmal etliche Quartette oder Trios schlecht zusammen geegigt zu haben, dann verstehen sie sich gleich.

Was ist besser: ein meisterhaftes Tonstück mittelmäßig gespielt, oder ein mittelmäßiges meisterhaft vorgetragen? Die Meinungen werden getheilt sein. Wer mehr mit der Phantasie hört, der wird von beiden Uebeln das erstere als das geringere vorziehen, wer mehr mit dem Ohre, das letztere. Drobisch war sein Lebenlang gezwungen, die meisten seiner Compositionen überwiegend nur mit der Phantasie zu hören. Er konnte sich mit einem Größern trösten, der solches Schicksal noch weit weniger verdient hatte, mit Sebastian Bach. Und erging es nicht Beethoven zuletzt sogar noch schlimmer? Manche Musiker beweisen ihre Kennererschaft dadurch, daß sie zucken und ächzen und davon laufen, wenn ein Meisterwerk etwas

mangelhaft vorgetragen wird; ich aber denke in solchem Falle, jetzt will ich wie Bach und Beethoven hören und mir im Geiste hinzu musiciren, was fehlt, und bleibe sitzen.

Drobisch huldigte der musikalischen Orthodogie; kirchlich orthodox war seine Musik jedoch ganz und gar nicht. Darum wurde sie auch nach seinem Tode in den strenggläubigen fünfziger Jahren vom Kirchenchore verbannt. Er zählte zu jener Gruppe rationalistischer Componisten, welche, ursprünglich der Schule Ph. E. Bachs entsproßt, von Rolle und Schulz bis zu Schicht, Berner, Bergt, Schnabel, Schneider und Rint durch fast ein Jahrhundert sich behauptet hat. Wie es mit der Theologie dieser Männer stand, das weiß ich nicht, aber sie componirten alle rationalistisch; einige hatten einen ganz ähnlichen Bildungsgang wie Drobisch. Ihre Motetten und Psalmen wurden wol weniger in den Kirchen als in den Schulen, namentlich in Gymnasien und Lehrerseminaren des protestantischen Nordens gesungen, sie waren die Lieblinge der Schulmeister. Ihr technisches Vorbild wurde bald vielmehr Händel als Bach, Händel mit seiner schneidigen Melodie und seinen festen Contrapunkten; er war nicht so tief und hoch, nicht so überirdisch wie sein Zeit- und Ruhmesgenosse; allein er war so menschlich groß, so menschlich klar. Dazu lehnten sich die Späteren jener protestantischen Rationalisten auch an Haydn und Mozart, deren Kirchenmusik gar keine Confession predigte, sondern die Liebe und Andacht der gottvollen Humanität. Und doch hatte Herder, der Apostel der Humanität, kein Verständniß für Haydns Schöpfung, weil sie ihm nicht alttestamentlich genug, weil sie ihm zu human war!

Drobisch war also kein Bachianer, er schöpfte seine Formen weit mehr aus Händels, Mozarts und Haydns Musterwerken; auch in seiner persönlichen Ueberzeugung war er Rationalist. Demgemäß charakterisirt seine Kirchenmusik eine schlicht klare Empfindung, ein heller, weltfreundiger Sinn, der sich zu kindlicher Andacht erheben, aber auch stark zur Nüchternheit herabsinken konnte. Seine Musik grübelt nicht in den Geheimnissen des Daseins, sie nimmt Gott und die Welt von ihrer besten Seite, als ob es gar nicht anders sein könne. Liegt nicht auch Glaubenstreue in solchem Optimismus der Kunst?

Bemerkenswerth ist, daß der Protestant Drobisch zuerst durch seine katholische Kirchenmusik bekannt wurde. Sein erstes größeres gedrucktes Werk war eine dem Erzbischof von München gewidmete Messe, dazu erschienen bald seine populären kurzen Messen, viele Graduales und Offertorien; er hat sogar drei Requiem componirt, und wenn der größere Theil seiner handschriftlichen Werke der lutherischen Kirche gehört, dann gehören die meisten veröffentlichten der katholischen. Er betonte es gerne, daß seine Musik religiös und darum beiden Confessionen gemeinsam sei.

An Toleranz fehlte es seiner Musik also nicht, es fehlte ihr aber an Melodie. Bei seinem ersten Oratorium „Bonifacius“ (er schrieb später

auch noch eine „Sündfluth“) tadelte man, daß die Fugen zu groß gerathen seien und die Melodien zu klein. Darum machte er später die Fugen kleiner, aber die Melodie wurde nicht größer. Das Ursprünglichste wie das Dauerhafteste in aller Musik bleibt aber doch die Melodie. Ich meine jene Melodie, welche man nach einmaligem Hören mit nach Hause nehmen und nach acht Tagen noch singen und pfeifen kann. Dies ist trotz alledem und alledem die Feuerprobe der Echtheit. Denn ist die Melodie gar zu originell, so behält man sie nicht, und ist sie zu trivial, so vergißt man sie wieder. Die dauernde Melodie steht zwischen Beidem in der Mitte.

Drobisch war absoluter Musiker nicht bloß angesichts der Confessionen, sondern auch angesichts der Poesie. Der Text seiner Gesangwerke galt ihm nur als die Leinwand, worauf er malte; darum vergriff er sich oft in der Wahl seiner Texte; er componirte die Worte, damit man sie nicht höre, und da es ihn unablässig zu componiren drängte, so nahm er auch mit schlechten Versen vorlieb, wenn er keine guten fand. Ich äußerte ihm einmal mein Bedenken, als er eben viel gute Musik an eine elende Dichtung verschwendet hatte. „Ich weiß wohl, daß das Gedicht elend ist,“ entgegnete er mir, „aber gerade darum habe ich so viel Musik dazu gemacht, ich habe es hinwegcomponirt.“

Er war absoluter Musiker und doch stellte er die bedingte Musik, die vocale, hoch über die absolute, über die Instrumentalmusik. Er hat Quartette und Symphonien geschrieben, aber er warnte vor zu ausschließendem Componiren solcher Werke, weil dies den Tonsetzer zur Schablone, zur bloßen Formarbeit verlocke. In Hegels und Krommers Tagen wäre solch eine Warnung zeitgemäß gewesen, doch als Drobisch sie aussprach, pflegte sich schon längst Niemand mehr an Symphonien und Quartetten todzuschreiben. Wenn er ein derartiges Werk setzte, dann nahm er im Geiste ein Gedicht zur Grundlage seiner Gedanken und sang sich Verse vor bei der Erfindung der melodischen Hauptmotive. So schrieb er eine Symphonie über ein Hölty'sches Lied und gerieth dabei, ohne es anfangs zu beabsichtigen, in bekannte Beethoven'sche Fußstapfen. Das Allegro hebt frohgemuth, fast muthwillig an, das Adagio wirkt leicht verschwwebende melancholische Motive dazwischen, im Finale aber wurde ihm das Lied, welches fortwährend in seinen Ohren geklungen hatte, zum wirklichen Chorgesang, der Chor fällt ein und singt concertirend mit den Instrumenten: „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' uns Lenz und Jugend blüh'n!“ Der moderne Musiker wird diese Idee für eine Profanation halten, für eine unfreiwillige Parodie des Beethoven'schen Riesengerichtes, welches man wol hören, aber nicht nachahmen darf. Allein diese heiter gemüthliche Chorsymphonie war die Seelen-Aussprache des ganzen Mannes, sie war zugleich die Aussprache einer Zeitstimmung, die man nicht mehr begreift. Denn selbst Drobisch hatte die Symphonie fünfzig Jahre zu spät componirt.

Die Kirchenmusik ist die Musik der Entsagung, und so war denn Drobisch sachmäßig an Resignation gewöhnt. Andere freuten sich, wenn sie hören, daß sie berühmt sind, er freute sich, wenn er vernahm, daß er doch nicht ganz vergessen werde. Die Mönche eines ihm selbst geographisch unbekannten österreichischen Klosters überraschten ihn mit einem vom Abt bis zum Laienbruder unterzeichneten Glückwunschbriefe zum Geburtstag, den sie in Schillings musikalischem Wörterbuche aufgespürt hatten. Sie gratulirten aus Dankbarkeit für seine „kurzen Messen“, welche die Freude des ganzen Klosters seien. Er war so stolz auf diesen Brief, wie Andere auf einen Orden und er durfte es sein, denn jene kurzen Messen waren seine besten. In Leipzig erschien ein musikalischer Kalender, welcher statt der Heiligen-Namen auf jeden Tag den Namen eines berühmten Musikers setzte. Auch Drobisch hatte seinen Tag als Kalender-Heiliger bekommen; und obgleich Diener der Kirche, freute er sich doch sehr über diesen profanen Kalender, kaufte ihn und zeigte ihn gern. Warum auch nicht? Es ist zwar schwer, 365 berühmte Musiker zusammenzubringen, und man muß da etwas weit ausgreifen; aber es ist doch angenehm, Einer der 365 zu sein. Und gar Mancher hatte seinen Tag weniger verdient als Drobisch.

Für Augsburg war sein vieljähriges musikalisches Wirken sehr erprießlich, auch über die fünf Kirchen hinaus, allein er sehnte sich trotzdem nach einem größeren Arbeitsfelde als Componist und Dirigent. Doch die Kirche hielt den Componisten zurück und der Kirchencomponist den Kapellmeister. Er starb (1854) unter seinen Partituren, unter seinen geliebten, rein geschriebenen, rein gesetzten Notenblättern. Hätte ihn die Cholera nicht wie ein Mordmörder überfallen, so würde er bei seinem friedlichen Berufe vielleicht ein hohes Alter erreicht und noch ebensovielfe Jahrgänge Kirchencantaten geschrieben haben wie Sebastian Bach.

Auf der Bühne und im Concert wird eine kleine Summe Musik gemacht, von der Jedermann redet, die in den Zeitungen besprochen wird. Wir wären sehr arm, wenn diese Musik unsers öffentlichen Repertoires, wenn die Musik der herrschenden Musiker unsere ganze Musik wäre. Werden doch ungezählte Meisterwerke der größten Tonsetzer niemals öffentlich gehört. Aber es gibt auch eine Musik des Hauses, eine Musik der unabhängigen Kenner und Kunstfreunde, die fleißig da und dort gespielt und gesungen wird, von welcher keine Zeitung redet und selbst die Statistik des Musikhandels nur annähernd Kunde gibt; denn die geschenkten und crebten „alten Noten“ spielen dabei eine große Rolle. Sie vertheilt sich geographisch in räthselhafter Weise. Es gibt Meister und Ausgaben, die fast nur noch in die Kleinstädte und auf's Land, andere, die nur erst in die Musik-Hauptstädte verkauft werden. Drobischs Werke gehörten zur ersteren Gattung. Sie verbreiteten sich in Gesellschaftsschichten und Gegenden seitab vom lauten, öffentlichen Musiktreiben, und waren hier bei feinen Kennern hochgeschätzt. Ob sie da und dort noch in Haus und Kirche

leben? ob sie bereits ganz vergessen sind? Ich weiß es nicht, aber es ist möglich; denn es gibt kaum einen Componisten, der nicht seine stillen Verehrer hätte; fand ich doch einmal einen Holländer, der nicht höher schwur, als bei Banhalls Violintrios! Unser Musikleben, auf der Oberfläche so grell beleuchtet von den herrschenden Parteien, ruht zu Dreivierteln im tiefen Dunkel. Und auch diese unbekannte Welt webt und schafft, still aber nachhaltig.

Drobisch war ein musikalischer Charaktertypus für seine Zeit. Er trug die Vergangenheit in seine Gegenwart, vergaß darüber mitunter diese Gegenwart und wurde folglich auch von ihr weniger beachtet als er verdiente. Aber die kleinen Zwischenfiguren neben den Helden — die episodischen Charaktere — machen das Drama erst farbenvoll und lebenswahr, das Drama des Poeten sowol wie das größere Drama der Welt- und Kunstgeschichte.





Griechische Ausgrabungen.

1876—1877.

Don

Ernst Curtius,

— Berlin. —

Wie der einzelne Mensch sein Gedächtniß hat, damit er sein Leben als ein Ganzes auffasse und nicht gedankenlos in den Tag hineinlebe, so hat auch die Menschheit ein Gedächtniß und es ist die Aufgabe der Geschichtsforschung, die Erinnerung vergangener Zeiten wach zu erhalten, zu läutern und nach Kräften zu bereichern. Kein Gebiet der Vergangenheit ist in gleichem Grade für unsere heutige Bildung so wichtig und unentbehrlich, wie das hellenische Alterthum. Die fortschreitende Erkenntniß desselben darf also nicht nur vom Studium der alten Literatur allein abhängig bleiben, man darf sich auch nicht auf die Denkmäler beschränken, welche durch zufällige Umstände aus dem Untergange der alten Welt gerettet sind, sondern man muß selbstthätig vorgehen, um an den wichtigsten Punkten alter Geschichte den Boden zu öffnen und durch methodische Nachforschung neue Aufschlüsse gleichsam zu erzwingen, damit die lückenhafte Kenntniß der Vergangenheit ergänzt und eine immer zusammenhängendere Anschauung des hellenischen Alterthums erzielt werde.

Diese Ueberzeugung ist immer lebendiger geworden, und in keinem Jahre hat sie sich kräftiger bezeugt, als in dem Jahre 1876. Das deutsche Reich, die archäologische Gesellschaft in Athen und Dr. Schliemann, welcher in der glücklichen Lage ist, aus eigenen Mitteln das leisten zu können, was in der Regel nur Regierungen und Gesellschaften möglich ist, haben wetteifernd an den wichtigsten Plätzen ausgraben lassen und frische Quellen urkundlicher Belehrung eröffnet. Jede dieser Ausgrabungen

hat ihren besonderen Charakter und ihren eigenthümlichen Reiz. Olympia ist ein Centrum des griechischen Volkslebens und in jedem Monat kommen Kunstwerke und Inschriften zu Tage, welche auf bekannte Persönlichkeiten und Thatfachen der griechischen Geschichte ein neues Licht werfen. In Athen hat man ein Heiligthum des Asklepios an das Licht gezogen, von dessen Existenz wir nur eine flüchtige Erwähnung hatten, und in den Trümmern desselben ist ein reicher Schatz attischer Bildwerke und attischer Staatsurkunden gefunden. Endlich ist es auch in Mykenai, derjenigen Stadt, wo sich, so weit menschliche Erinnerung reicht, auf europäischem Boden zuerst Macht entwickelt und Geschichte gestaltet hat, wieder lebendig geworden. In der felsenfesten Ueberzeugung, daß in dem „goldreichen Mykenai“ der alten Dichter die Goldschätze nicht spurlos verschwunden sein könnten, hat Schliemann den Boden geöffnet; und eine Fülle von goldenem Schmuß, wie sie noch niemals zusammen gefunden worden ist, stieg aus dem Boden hervor, wo Agamemnon und Klytämnestra gethront haben. Es ist natürlich, daß diese rasch gewonnenen Resultate den Eindruck einer Zauberei machten und daß die Kunde davon alle Welt elektrisirte, so weit sie diesseits und jenseits des Oceans an den Heroen Homers Antheil nimmt.

Was Olympia betrifft, so ist der ununterbrochene Fortgang der Arbeiten mit den wichtigsten Resultaten derselben Allen bekannt, welche für diese Unternehmung ein Interesse haben. Die Werke zweier Meister hellenischer Skulptur, zweier Genossen des Pheidias, welche an einem der berühmtesten Tempelgebäude der griechischen Welt mit ihren Skulpturen gewetteifert haben, kommen nach und nach immer mehr zu Tage und wir können hoffen, zwei der wichtigsten Giebelgruppen des klassischen Alterthums der Hauptsache nach im Original wieder herzustellen zu können, wie es bisher nur mit einem Giebel des aiginetischen Tempels möglich gewesen ist. Seit Beginn des Jahres ist namentlich der Kunstcharakter des Alkamenes, welchen die Alten in der Meisterschaft plastischer Kunst den Zweiten nach Pheidias nannten, uns zum ersten Male lebendig geworden. Er stellt in kolossalen Marmorbildern die Hochzeit des Peirithoos dar. Wilde Kentauern stören das Fest. Theseus kommt zu Hülfe, um der rohen Gewaltthätigkeit zu steuern. In leidenschaftlich bewegten Gruppen sehen wir jetzt die Frauen der Lapithen von den Unholden gefaßt, mit aller Anstrengung sich von den widerwärtigen Händen losmachen; wir sehen die schmerzvoll verzerrten Züge unterliegender Hellenen, fliehende Frauen mit zurückschlagendem Gewande — alles Nackte ist mit vorzüglicher Meisterschaft gearbeitet, während für die Darstellung bewegter Gewänder die peloponnesischen Arbeiter nur mangelhafte Vorbereitung hatten. In den Metopen erkennen wir, wie die Peloponnesier vor der Einwirkung Athens arbeiteten, in den Giebelstatuen, wie die Modelle attischer Künstler im Peloponnes ausgeführt wurden. Wir thun also in das nationale

Leben der hellenischen Kunst einen neuen Blick und nachdem sich die Wissenschaft einerseits mit den aiginetischen, andererseits mit den athenischen Bildwerken auf das Eingehendste beschäftigt hat, strömt uns nun eine Fülle von neuem Stoffe zu, um die kunsthistorische Forschung anzuregen und zu fördern.

Den Haupt Schmuck von Olympia bildete die unabsehbliche Fülle von Erzbildern. Die große Masse derselben ist systematisch vernichtet worden, was um so leichter war, da sie auf niedrigen Postamenten standen und das Erz der antiken Bildwerke sehr dünn war. Wir müssen uns also zufrieden stellen, wenn wir von wichtigen Denkmälern nur Basis und Inschrift finden, und nur in den seltensten Fällen ist von dem Kunstwerk selbst ein erkennbarer Rest übrig. Ein besonders günstiger Fall war es also, als man vor der Ostfronte des Tempels die Basis ausgrub, auf welcher die Bürger von Eretria in Euböia dem Zeus einen schreitenden Stier aus Bronze aufgestellt hatten, und auf der Basis in merkwürdiger Erhaltung das eine Ohr des Stieres fand, das zufällig der Zerstörung entgangen war. Auch ein Horn wurde noch gefunden. Der Stier war bald nach den Perserkriegen geweiht, zum Dank an den Zeus für die glücklich gelungene Abwehr des Feindes. Der Pflugstier war ein Symbol des Ackerbodens, der nun wieder freies Eigenthum der Bürger geworden war. Ganz in der Nähe fand man die Basis, auf welcher der Athener Kallias stand, der 470 v. Chr. im Ringkampfe gesiegt hatte, ein Werk des Mikon. Kallias gehört einer der bekanntesten Familien seiner Vaterstadt an; er war persönlich in ihre Geschichte verflochten; Mikon aber war eine der berühmtesten Persönlichkeiten in der Künstlergeschichte. Denn er war ein Zeitgenosse Polygnots, des Meisters aus Thasos, der den großen Stil der historischen Malerei in Athen begründet hat. Mikon schloß sich ihm neidlos an und malte mit ihm in der Markthalle zu Athen; er gab sich ganz der neu aufblühenden Kunst hin; — nur ein plastisches Werk kannte man von ihm und dies war gerade das Standbild des Kallias. So treten uns hier lauter bekannte Thatfachen und bekannte Persönlichkeiten entgegen, und wenn wir von den Kunstwerken auch nur die in der Oberfläche der Basis sichtbaren Fußspuren übrig haben, aus denen wir Größe und Stellung der Figur erkennen können (wie untergegangene Thiergeschlechter im Thon ihre Fußspuren zurückgelassen haben, aus denen die Paläontologen die Beschaffenheit derselben zu erkennen vermögen), so ist doch jeder Fund dieser Art anregend und lehrreich. Wir sehen Urkunden vor uns, welche an geschichtliche Thatfachen anknüpfen, und die uns die Schriftweise in bestimmten Zeiten des Alterthums anschaulich bezeugen. Jeder Fund der Art führt uns mitten in das Alterthum hinein, und wirft Licht auf die verschiedenen Seiten des antiken Lebens.

Die zweite wichtige Ausgrabungsstätte ist die Südseite der Akropolis.

Während in Olympia Künstler und Kunstwerke aus allen Theilen Griechenlands, Italiens und Siciliens zu Tage kommen, befinden wir uns hier im Herzen von Athen, in der Altstadt, der eigentlichen City, und obgleich die Akropolis seit 125 Jahren als der wichtigste Platz des klassischen Alterthums erkannt und auf das Sorgfältigste durchforscht worden ist, so sind doch die Abhänge derselben, an welche die ältesten Heiligthümer sich angeschlossen, bis heute gänzlich unerforscht geblieben; ja, sie sind bei der Reinigung der Burgfläche durch die von oben herabgestürzten Schuttmassen mehr und mehr entstellt und verhüllt worden. Strad hat durch Aufdeckung des Theaters (1862) zuerst deutlich gemacht, was für Ueberreste alter Kunst, welche man für gänzlich verloren erachtet hatte, wohl erhalten unter der Schuttbede ruhen. Die archäologische Gesellschaft in Athen, deren Secretär Stephanos Rumanudes ist, der Einzige unter den Neugriechen, welcher auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft mit unverdrossenem Eifer und voller Sachkenntniß arbeitet, hat nun den Entschluß gefaßt, den ganzen Burgfelsen von seinem Schutt zu reinigen und die Wege, welche ihn umgürten, sowie die Terrassen mit ihren Gründungen an das Licht zu ziehen. Dieses großartige Unternehmen, welches im Lauf des vergangenen Sommers an der Südseite begonnen wurde, hat Resultate von außerordentlicher Wichtigkeit geliefert.

Die Funde sind zwiefacher Art. Erstens sind es Denkmäler, welche auf der Burg aufgestellt waren und von oben herabgestürzt sind. Dazu gehören besonders einige Inschriftsteine, welche zu den ansehnlichsten aller auf uns gekommenen Staatsurkunden gehören. Unversehrt ist daselbst der Staatsvertrag zum Vorschein gekommen, mit welchem der Aufstand Euboiäs im Jahre 446/5 unter Perikles' Leitung beendet wurde. Wir haben auf diesen unschätzbaren Steinen den Wortlaut des Eides, durch welchen sich die Bürger von Athen und die von Chalkis gegenseitig verpflichteten. Es ist ein Verhältniß unbedingter Unterthänigkeit, in welches die abtrünnige Stadt von Neuem tritt; die Athener sind aber beflissen, um den allen Hellenen gemeinsamen feinen Sinn für Recht und Gesetz zu schonen, die Gewaltherrschaft, welche sie über die Inseln ausüben mußten, wenn sie ihre Macht aufrecht erhalten wollten, in gesetzliche Formen zu kleiden, so daß ein Verhältniß gegenseitiger Rechte und Pflichten sich ergab. Hier lernen wir auch die Gerichtsverfassung athenischer Insel- und Küstenreiche genauer kennen und sehen, daß die Gerichtshöfe der Reichshauptstadt ursprünglich nur in peinlichen und öffentlichen Proceßs als Appellationsinstanz für die dem Reiche angehörigen Kleinstaaten gelten sollten. Man begreift, wie des Thukydides kurze Worte über die Besiegung der Chalkidier in dem genannten Jahre durch eine solche Urkunde erläutert und wie die politischen Gedanken des Perikles dadurch aufgeklärt werden.

Während uns diese Urkunde in die Zeit des älteren Seebundes

hineinführt, ist eine zweite, daneben gefundene, ein wichtiges Document für die Geschichte des neuen Seebundes aus dem Jahre 362/1 v. Chr. und enthält einen Vertrag, welchen Athen als Vorort dieses Seebundes mit einer Gruppe peloponnesischer Staaten schloß. Der Urkundenstein ist nach attischer Weise durch ein Relief geschmückt, das gleichsam als marmorne Titelvignette Zeus, den Hüter aller rechtlichen Ordnungen, den Peloponnes und Athena darstellt.

Diese Steine sind zufällig auf dem Ausgrabungsfelde gefunden. Wichtiger noch ist die Freilegung des Bodens und die Auffindung der alten Burgterrassen. Denn jetzt erst hat man von der südlichen Felswand, welche durch formlose Schutthalben gänzlich entstellt war, eine Anschauung erhalten. Jetzt erst sehen wir wieder die mit größtem Aufwand von Zeit und Mühe sauber geglätteten, senkrecht aufsteigenden Felswände sich stolz erheben, um auf ihrem Haupte die Marmortempel zu tragen; die Gestalt der Akropolis, wie sie von Süden gesehen wurde, ist nach Entfernung einer schmutzigen Verkleidung von Neuem wieder sichtbar geworden.

Unter dem Felsen zog sich eine breite Terrasse hin mit einer dichten Reihe heiliger Stiftungen. Von denselben ist bis jetzt nur eine vollständig zu Tage getreten und auch diese ist von späterer That noch nicht hinreichend gereinigt. Man hat nämlich bei der Ausbreitung des Christenthums in den klassischen Ländern kein anderes Mittel gehabt, um den Cultus der Hellenen gründlich zu ersticken, als daß man die Stätten der früheren Götterverehrung mit neuen Altären, Kapellen und Kirchen bedeckte. Dabei wurden die alten Quadern neu versetzt, die alten Fußböden neu überdeckt, griechische Bild- und Schriftsteine an verkehrten Orten eingemauert; kurz, durch mehrfache Umwälzung des Vorhandenen pflegt eine so gräuliche Verwirrung zu entstehen, daß es die schwierigste Aufgabe ist, das Ursprüngliche herauszuerkennen und eine Geschichte der Baulichkeiten geben zu können. Dies muß besonders denen gesagt werden, welche den Ausgrabungen ferner stehen und sich leicht die Vorstellung machen, als wenn die wissenschaftlichen Ergebnisse sofort klar und reinlich vor Augen lägen, so daß man sie wie gediegenes Gold gleich als Münze geprägt in Umlauf setzen könnte.

Was im lebendigen Felsen gegründet und ausgearbeitet worden ist, kann immer als das Ursprüngliche angesehen werden. So auch hier die senkrecht abgeklärte Felswand, welche dazu diente, den Terrassen ebneren Raum zu schaffen und ihren Heiligthümern einen würdigen Hintergrund zu geben; ferner ein im Felsen sorgfältig ausgehauener Rundbau, auf dessen Boden Wasser sich sammelte, das aus dem Gesteine durchsickerte. Diejem Wasser, welches sich an verschiedenen Stellen sammelte, wurde eine heilige Bedeutung und eine heilsame Wirkung zugeschrieben. Daran knüpfte sich der Dienst des Asklepios und der Hygieia. Die Priester des Asklepios

verfahren auch hier das Amt von Ärzten. Man erkennt ein kleines Heiligthum des Gottes mit einer dem Burgfelsen parallel laufenden Halle; man erkennt die Terrasse mit dem Brunnen, auf welcher die Brunnengäste wandelten, und ein sehr alter Inschriftstein bestimmt die Grenze des Brunnens, welche nicht ohne Erlaubniß überschritten werden durfte. Es sind auch Inschriften gefunden, welche von Wiederherstellung und Vergrößerung der Heilanstalten Zeugniß geben. Lebendiger aber als alle Grundmauern und Inschriftsteine belehren uns die zahlreichen Reliefs über die Bedeutung dieses Places. Da finden wir Steinpfeiler, die im Heiligthume aufgestellt waren, mit dem Namen des Weihenden und Denkmäler der Heilung. In der Vertiefung eines Steins saß noch an alter Stelle die aus parischem Marmor gearbeitete Stirn einer Frau mit dem Ansatze der Nase. Die Augensterne sind aus farbigen Steinen kunstvoll eingesezt, der ganze Stein hatte einen milden Farbenton. Es ist die erste Frau von Alt-Athen, welche uns mit ihren dunkeln Augen lebendig anschaut. Es war die Frau des Praxias, welche in einer Augenkrankheit bei dem Gotte Hülfe suchte und fand. Der glückliche Gatte stellte seinem Gelübde gemäß den Denkstein mit dem Stirnbilde im Asklepion auf. Der größte Theil der Weihgeschenke besteht aber in Reliefs. Hier sehen wir in herrlichen Marmorbildern den Gott Asklepios thronend, dem Zeus ähnlich, wie er auf dem Parthenonfriese sitzt, mit anderen Gottheiten vereinigt und von dankbaren Menschen umgeben, welche Opfer und Geschenke darbringen. Und den Gottheiten ist Hygieia die nächste Genossin. Sie steht vor ihm in kräftiger Gestalt und fester Stellung, gleichsam das Wesen der Gesundheit ausdrückend. Wie Pythia neben Apollon steht, so scheint sie den Willen des Gottes zu offenbaren und seinen Segen den Menschen zu vermitteln; auch hinter dem Throne des Gottes erscheint sie wie eine Priesterin. Die Auffassung der Hygieia, wie sie bei den Athenern volkstümlich war, wird uns erst jetzt recht bekannt. Sie bleibt aber nicht allein. Athena erscheint neben ihr, die Burg- und Stadtgottheit, die bei allem Segen, der ihren Athenern zufließt, theilhaftig ist; auch Demeter. Die Dankgebete richten sich auch an den Gott des Schlafes, den milden Hypnos, den von den Göttern gesandten Vorboten der Genesung. Die Anbetenden treten in der Regel als Familie auf, wie die Donatoren vor Madonnenbildern, denn die Heilung des Einzelnen wird als Segen des Hauses aufgefaßt. Sie und da kommt auch ein Einzelner vor und zwar mit einer spitzen Filzmütze bedeckt. Das war die Lazarethkappe, die er in der Klinik des Heilgottes getragen hat. So tauchen aus wüstem Schutte die lebensvollen Bilder des Alterthums auf und machen uns die alte Welt in den Beziehungen anschaulich, welche in der literarischen Ueberlieferung zurücktreten.

Während in Olympia und Athen Alles, was gefunden wird, an bekannte Thatfachen und Gottesdienste sich anschließt, denkt bei dem Namen von Mykenai Alles an solche Verhältnisse, welche jenseits der eigentlichen

Geschichte des hellenischen Volkes liegen, welche aber, weil sie mit Homer zusammenhängen, unser Gemüth in ganz besonderer Weise anregen und unsere Phantasie in Thätigkeit versetzen. Denn welchen Reiz hat es nicht, wenn über eine Vergangenheit, die nur in poetischer Ueberlieferung nachklingt, über eine Epoche, in welcher asiatische und europäische Cultur sich noch gar nicht geschieden hatten, über die Zeit des Achill und Agamemnon, eine neue Kunde in Metall und Stein aus tiefer Grabesnacht hervorsteigt!

Es gab schon im Alterthume eine Zeit, wo die eigentliche Geschichte Griechenlands ganz vergessen schien und das Land nur als der Wohnsitz homerischer Helden das Interesse anregte. So war es um die Zeit des Kaisers Augustus, als Strabon sein großes Werk über die bekannten Länder der Erde schrieb; er folgt in Hellas nur den Spuren des homerischen Epos. In ähnlicher Weise faßt auch Dr. Schliemann die griechische Welt auf. Auch ihm ist Homer der Mittelpunkt derselben und mit einem bewunderungswürdigen Feuereifer setzt er seine Mittel daran, um allen Anfechtungen moderner Kritik gegenüber die volle Realität der in dem Epos sich spiegelnden Welt zu erweisen.

Mykenai war in dieser Beziehung ein viel dankbarer Boden, als Ilion. Denn die Lage von Ilion ist und bleibt eine bestrittene; über Mykenai aber herrscht kein Zweifel. Die alten Wappenhalter stehen noch heute unverrückt über dem Löwenthor, und denselben Mauerkreis, in welchem Schliemann gegraben hat, betrachteten schon die Zeitgenossen des Perikles und fragten sich zweiseln, ob in diesem engen Mauerringe wirklich ein so mächtiger Dynast, wie Agamemnon war, gewohnt haben könne. Thukydides wies diese Zweifel zurück, indem er geltend machte, daß in der Burg nur die Fürsten mit ihren Gefolgschaften gewohnt hätten, die Stadt aber draußen gelegen habe.

Bis jetzt kannte man nur in der Unterstadt Gebäude, welche von der stolzen Pracht des heroischen Fürstenthums zeugten, jene unterirdischen Kuppelbauten, welche, wenn auch durchaus noch nicht ganz erklärt, doch am wahrscheinlichsten als Fürstengräber angesehen werden. Schliemann hat ein zweites Gebäude dieser Gattung aufgedeckt, aber, da es ihm keine Schätze lieferte, gab er diese Ausgrabung auf und ging auf die Burg, wo er mit glücklichem Takte eine kleine Terrasse rechts oberhalb des Löwenthors zum Schauplatz seiner Nachforschungen machte. Hier fand er nun innerhalb eines kreisförmigen Steinringes jene fünf neben einander in den Boden senkrecht eingetriebenen Schachte, aus denen nach und nach die wunderbare Fülle ungeahnter Schätze hervorgezogen wurde, welche wie ein wiedergefundener Nibelungenschatz alle Welt in Aufregung versetzte.

Die Gegenstände sind, wie bekannt, sehr verschiedenartig. Erstens eine Masse von Thongeschirr; Alles im ältesten Stil, mit Linearornamenten verziert, mit Thierfiguren und einzelne auch mit schablonen-

artig aufgetragenen Kriegergestalten, welche mit Schild und Speer hinter einander schreiten. Diese ganz oder in Scherben erhaltenen Thongefäße entsprechen denjenigen, welche neuerdings in Rhodos, Rhodos, Attika &c. gefunden sind; es sind Producte einer handwerksmäßigen Thätigkeit, in welcher sich noch kein hellenischer Kunststil ausgebildet hat. Ferner fand sich eine Masse von kleinen, rohen Götterfiguren aus Thon, mit Farbe bestrichen, namentlich weibliche Idole, bei denen anstatt des Arms zwei Sicheln von den Schultern ausgehen. Es sind Gestalten, welche mit großer Wahrscheinlichkeit auf den Cultus einer alten Mondgöttin bezogen werden. Drittens Reliefplatten aus dunkeln Steine, deren Felder mit Wagenkutschern, Kriegern, Thierbildern und Ornamenten angefüllt sind. Es ist flache, rohe Arbeit, welche in mancher Beziehung an die in Bologna gefundenen Grabsteine erinnert. Diese Gegenstände sind dem Anscheine nach alle gleichartig und einer Zeit angehörig, welche der hellenischen Kunstentwicklung vorangeht.

Anders ist es mit den Metallgegenständen, namentlich mit dem Gold. Unter der Masse des Goldes befinden sich schwere Ringe, kleine Thiergestalten aus massivem Metall, welche dem assyrischen Stil entsprechen, wie er sich auch in den Münzen der lydischen Könige zeigt, Petschaste mit eingeschnittenen Compositionen, namentlich Jagdbildern von ächt orientalischem Gepräge. Diese Gegenstände sind alle durch die Feinheit und blaßgelbe Farbe des Goldes, durch solide Arbeit und charakteristischen Stil ausgezeichnet. Daneben findet sich eine große Menge von Goldarbeiten, welche einen andern Charakter haben. Das Material scheint weniger rein zu sein und zeigt hie und da eine kupfrige Farbe. Es ist mit großer Sparsamkeit verwendet und dient vielfach dazu, werthloses Material, z. B. Knochen und Holz, mit dünner Schale zu umkleiden. Es sind Geräthe und Schmuckgegenstände der verschiedensten Art, roh und stillos gearbeitet, wie die großen, eingeschlagenen, runden Buckeln an Gürteln und Spangen. Man findet auch Silbergefäße mit vergoldeten Ringen aus Kupfer; man erkennt eine Zeit, in der es an Gold fehlte, und wo dennoch Kleider, Geräthe, Waffen als golden erscheinen sollten. Daher dieser Flitterstaat mit Goldblech, wie er sich in den vergoldeten Schwertgriffen und den vergoldeten, runden Knöpfen zeigt, welche zu Hunderten gefunden worden sind. Endlich die Trinkgefäße aus dünnem Goldblech, Becher mit angenieteten Henkeln und angelötheten Füßen, welche ganz die Form griechischer Becher und Schalen haben. Aber diese Gefäße, welche ursprünglich für Thon erfunden sind, erscheinen nicht in ihrer reinen Gestalt, sondern die Formen sind entartet und erschlafft, so daß man bei ganz unbefangener Betrachtung eher an eine nachhellenische, als eine vorhellenische Kunstperiode denken muß. Auch die Gesichtsmasken haben einen vollkommen stillosen Charakter. Ebenso in einer Menge von Ornamenten zeigen sich Formen und Muster, welche in dem vorhellenischen Formen-

system asiatischer Kunst keine Analogie haben und mehr dem entarteten Stil einer Popszeit entsprechen möchten.

Wären diese so verschiedenartigen Gegenstände nicht zusammen gefunden, so würde wol Niemand daran denken, dieselben sämmtlich einer und derselben Zeit zuzuschreiben; man würde sie vielmehr in eine vorhellenische und eine nachhellenische Masse sondern. Es fragt sich also, wie weit die gemeinsame Fundart jeden Gedanken an eine solche Scheidung der Fundobjecte unbedingt ausschließt, und dies ist eine Frage, welcher sich die Wissenschaft nicht entziehen darf.

Wenn in einem wohlverschlossenen und unberührten Felsgrabe eine Gruppe von Waffenstücken, Geschirren und Geschmeiden gefunden werden, so gibt das Inventar des Grabes, wie man mit vollem Recht voraussetzt, das Culturbild der Zeit, welchem der Bestattete angehört. Anders ist es mit einer offenen Burg. Auf fast allen Burgen von Hellas finden wir Spuren mittelalterlicher Bauten, über welche keine weitere Tradition vorliegt. Mykenai, eine der bestgelegenen und besterhaltenen griechischen Paläokastra und zwar in einer Landschaft Griechenlands, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bekanntermaßen der Sitz einer reichen und mächtigen Dynastie war, wird schwerlich unbenutzt geblieben sein. Dies ist aber keine bloße Voraussetzung; denn es finden sich innerhalb des Mauerrings, unmittelbar bei der Fundstätte, Mauerreste späterer Zeit und innerhalb der Grabstätten hat sich, drei Meter tief, eine Menge von Münzen gefunden, Kupfermünzen, welche im Allgemeinen als Münzen der makedonischen Zeit bezeichnet werden. Eine genauere Prüfung ist noch nicht vorgenommen.

Also, die Thatfache steht fest: Die Geschichte von Mykenai schließt nicht, wie man bisher angenommen hatte, mit dem Jahre 468 v. Chr., dem Jahre der Zerstörung durch die Argiver. Wie Tyrus diese Katastrophe überlebt hat, so auch die Burg des Agamemnon. Mykenai ist von Neuem colonisirt worden. Dies hat Dr. Schliemann sofort mit richtigem Blick erkannt und in seinen Briefen an die Times ausgesprochen. Die Stadt ist in makedonischer Zeit und, wie die Ueberreste am ganz schlechten Gemäuer, die sich bei der Grabstätte finden, bezeugen, auch in viel späterer, byzantinischer Zeit bewohnt gewesen. Die Felsgruben selbst sind keine hermetisch verschlossenen Räume gewesen, wie die Münzen beweisen.

Was nun die Art der Bestattung betrifft, so tritt uns hier vielerlei entgegen, was mit dem bis jetzt bekannten Charakter der Gräber des homerischen Zeitalters nicht in Uebereinstimmung steht. Der hohe Grabhügel fehlt, das Kennzeichen von Heroengräbern. Der Ring, welcher sich canalartig um die Grabstätten zieht, hat in seinem Steinschnitt und seiner ganzen Beschaffenheit nichts Alterthümliches. Auf Leichenverbrennung hat man aus Aschenresten geschlossen; doch haben die Leichen

unverbrannt unter dem Schutt gelegen und die seltsamen Gesichtsmasken passen doch auch nicht zu der homerischen Sitte der Leichenverbrennung. Mitgabe von Waffen und Geräthen aller Art entspricht der ältesten Sitte, aber eine Anhäufung von zwanzig bis dreißig Kupferkesseln in einem Grabe ist in der That befremdlich. Die Gräberform selbst ist eben eine solche, die im Alterthum, wenigstens bis jetzt, noch nie vorgekommen ist. Wir erwarten, nach den bisher vorhandenen Analogien, innerhalb einer engen Fürstenburg überhaupt keine Gruppen von Gräbern zu finden und würden vielmehr geneigt sein, solche sechs Meter tiefe viereckige Felsgruben für versteckte Aufbewahrungs- und Vorrathsräume zu halten, welche innerhalb des Burgrings ihre richtige Stelle hatten.

Diese Bemerkungen sind zunächst nur geeignet, das Räthelhafte, welches sich an den Fund von Mykenai anschließt, zu vermehren. Aber man muß diese Gesichtspunkte in das Auge fassen, um sich das Urtheil frei zu bewahren und sich nicht von vornherein in eine Ansicht gefangen zu geben. Das hohe Alterthum von Mykenai ist uns durch Schliemanns Entdeckungen zweifellos in neuer Weise lebendig geworden; der Anschluß der heroischen Zeit an asiatische Kunst von Neuem bezeugt und dadurch für die älteste Culturperiode Griechenlands neue Anschauung gewonnen. Aber es bleibt noch die Frage offen, ob wir ein ungemischtes Cultur- bild des homerischen Zeitalters vor Augen haben, oder ob auch hier, wie fast auf allen Plätzen klassischer Geschichte, Uraltet und Spätes durch einander gekommen ist. Darüber kann erst geurtheilt werden, wenn das ganze Material vollständig vorliegt und durchgeprüft werden kann. Das ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen und die Photographien werden dazu auch nicht ausreichen.

Das sind die drei Ausgrabungen auf griechischem Boden, deren Ergebnisse das Jahr 1876 zu einem der fruchtbarsten für die Alterthums- wissenschaft gemacht haben. Zwei derselben sind in vollem Gange; die dritte ist einstweilen unterbrochen, alle drei werden auch in dem neu begonnenen Jahre die Wissenschaft fördern und bereichern.

Athen, Ende Februar.





Distichen aus dem Wintertagebuch.

Von

Emanuel Geibel.

I.

Feber die zackigen Giebel der Stadt hängt brütender Nebel
Düster herab, es erschließt kaum noch die Wimpern der Tag.
Drunten, gedämpft vom Schnee wogt sacht das Getriebe der Gasse,
Nur undeutlich herauf dringt der verschleierte Kant.
Selbst die metallene Stimme des Thurms ruft heiser die Stunden,
Stoßend, als schickte die Zeit stille zu stehen sich an.
Trauriges Zwielficht rings! Auf Knab' und entzünd' die Lampe!
Kommt ihr Bücher! Die Welt dunkelt, so flücht' ich zu euch.
Dich hent wähl' ich vor allen, Horaz; mit lächelnder Weisheit
Hast du des Trübfinns Bann oft mir gelöst wie ein Freund.
Größere kenn' ich, als dich; doch gerecht für jegliche Stimmung,
Wie du den Knaben erfreut, bleibst du dem Alten getreu.

Ob dich Viele geschmäht, Euripides, neben den Besten
Sei mir im bakchischen Kranz, mächtig Erregter, begrüßt!
Preis' ich gewaltiger Aeschylus auch und Sophokles schöner,
Dein Zeitalter des Kampfs spiegelte Keiner, wie du.

Nimmer gelingt's dir, Freund, uns Pindars Lied zu beleben,
Wie's in Olympias Hain einst die Hellenen ergriff.
Zwar wir erbau'n uns noch hent an dem Tieffinn seiner Gedanken,
Spüren des Fittichs Schwung, der den Begeisterten trug,
Ahnen die Rhythmengewalt der sich kühn aufthürmenden Worte,
Aber der reine Genuß bleibt uns auf ewig versagt.
Was ein lebendiger Schatz ihm war und ein Born der Empfindung,
Ward zum dunklen Geweb frostiger Namen für uns;
Pflückt' er doch seinen Gesang vom blühenden Baume des Mythos,
Und kein forschender Fleiß weckt den erstorbenen auf.

Milton dünkt mir der Briten Poet; der gewaltige Shakspeare
Ist der germanischen Welt eigen, so weit sie sich dehnt.

Wollt ihr den Sänger Armins mir trostlos schelten und bitter?
Scheltet die bittere Zeit, welche das Lied ihn gelehrt.
Gern als erquickender Thau auf Lilien wär' es gefallen,
Aber in's düst're Gezweig schlug es als Hagelgewölk.

Wenn auch kost' ich einmal von Byrons heißem Gewürztrank,
Aber den täglichen Krug reiche mir Vater Homer.

II.

Einsam trauert Apoll. Wann denkt noch seiner ein Jüngling?
Heute beherrscht den Parnas Plutus, der blendende Gott.
Siehe, mit Schaufel und Karst, kalifornische Minen zu wühlen,
Nach dem entheiligten Berg zieh'n sie begehrlieh hinaus.

Deutsche Muse, du weinst? — „Einst war ich die Tochter des Himmels
Euern Dichtern; ein fest bracht' ich, sobald ich erschien.
Jetzt im Gewande der Magd, auf der Stirn unwürdige Tropfen,
Muß ich um schnöden Gewinn fröhnen im Qualm der Fabrik.“

Seit der Gewinnantheil euch zufließt, treibt ihr das Dichten
Nur als Geschäft noch und bringt was dem Philister behagt:
Poffen und schlüpfrige Späße, versetzt mit moralischer Nährung,
Oder auf Stelzen dahin klappernde dürre Tendenz.
Freilich, der Cassé gedeiht's und ihr schafft euch jedes Behagen,
Aber ein Lorbeerblatt trägt das Gewerbe nicht ein.

Bringt mir das Lustspiel nichts, als ein geistlos Bild des gemeinen
Lebens, was brauch' ich darum erst ins Theater zu geh'n?

Episch ist fertige That; der Dramatiker zeigt den Entschluß uns,
Wie er im Kampfe der Brust reißt und zur Handlung erwächst.

Tief zu erschüttern vermag uns ein bürgerlich Drama, doch bleibt ihm
Eines versagt: das Gemüth wieder vom Druck zu befrei'n,
Weil uns die Nähe des Stoffs zudringlich beklemmt, und im engen
Kreise dem Helden der Raum fehlt zu erhabenem Fall.

Wenn ans vergangener Zeit ein Geschick uns der tragische Dichter
Vorführt, form' er den Stoff frei, wie die Muse gebeut.
Lebt in sich selber das Werk, so mag's der historische Krittker
Immer bemängeln, der Kunst hat es Genüge gethan.

Jüchtig und klar ist die Kunst; ihr sucht sie im Rausche der Sinne;
Wenn euch der Schwindel ergreift, glaubt ihr begeistert zu sein.

Weil dir die Nerven der Duft aufstachelt des spanischen Pfeffers,
Trägt er deswegen den Sieg über die Rose davon?

Ob dich ein Genius führt, nicht weiß ich's. Aber ein Dämon
Hat dich die Schwächen der Zeit meisterlich nutzen gelehrt.

Wer den beklemmenden Dunst im Gewächshaus lange gesogen,
Athmet erquickt tief auf, tritt er hinaus in den Mai.
Also athmet' ich auf vom Druck musikalischer Sticksuft,
Als du, Figaro, jüngst wieder vorüber mir zogst.

III.

Sei mir gegrüßt, o klingender Frost, du bringst uns die Sonne
Wieder zurück; tiefklar wölbt sich das schimmernde Blau;
Siehe, da drängt sich die Jugend hinab zur spiegelnden Eisbahn,
Welche des Nordwinds Hauch über der Tiefe gebaut.
Auf der gediegenen Flut welch buntes Gewimmel! Es wiegt sich
Weithin freisend die Schaar auf dem besflügelten Stahl.
Wie sich suchen und flieh'n! Hell flattern die Schleier der Mädchen,
Wo sich die Lieblichste zeigt, stürmen die Jünglinge nach.
Zaghaft nahe dem Ufer versucht sich der minder Geübte,
Doch in die Weite des Sees lockt es den Meister hinaus.

Ueber dem Spiegel von Eis am Hang lehnt sitzend ein schlankes
Mädchen, sie hat das Gewand eben zum Laufe geschürzt;
Vor ihr kniet dienstfertig ein Knab' und mit glücklichem Lächeln
Schnürt er den blanken Kothurn ihr an den zierlichen Fuß.
Welch anmuthiges Bild, wie sie freundlich zu ihm sich herabneigt,
Daß ihr Odem das Haar sanft ihm, das lockige, streift,
Während er tren sich bemüht, kunstmäßig die Riemen zu schlingen,
Und den gehobenen Fuß fast mit den Lippen berührt.
Zögernd wend' ich mich ab und gedenk' im erinnernden Herzen,
Wie ich den reizenden Dienst einst Melusinen gethan.

In das verschneite Gefild mit stattlich besiederten Rappen
 fliegt von Schellengeläut klingend der Schlitten hinaus.
 fernhin blüht das Metall des Geschirrs und die Vliese der Pardel,
 prächtig mit Purpur gesäumt, bläh'n sich gehoben im Wind.
 Aber die Jungfrau schmiegt an den Freund sich mit brennenden Wangen,
 Der das erles'ne Gespann kräftig und sicher beherrscht.
 Eros flattert den Rossen voraus und im gastlichen Forsthaus
 für das begünstigte Paar deckt er den Tisch am Kamin.

Kahl steht jeglicher Strauch, doch läßt uns der Winter die Rosen,
 Die er der Erde geraubt, feurig am Himmel erblüh'n.
 Sieh, welch seliger Glanz aus den lodernden Gärten herabströmt!
 Ueber das silberne Feld sintet ein purpurner Duft
 Und der entblätterte Wald, vom Rauhreif zierlich umfiedert,
 Glüht, in den Schimmer getaucht, roth wie Corallengeäst.

IV.

Freilich verdammt ihr mit Fug den poetischen Dilettantismus,
 Aber bedenklicher scheint euer politischer mir;
 Denn das Regieren verlangt wie das Dichten den Meister; es wirkt nur
 Weiter ein thöricht Geseß, als ein verfehltes Gedicht.

Nichts ist so ganz mir verhaßt, als verstimmt hochmüthige Trägheit,
 Wenn dir die Krone gebührt, geh und erobre sie dir!
 Aber vermagst du es nicht, so laß dein Schmollen und Zaudern,
 Lern' in bescheidenem Kreis tüchtig und thätig zu sein!

Unglückselig Geschick, daß sich meist in brennendem Ehrgeiz
 Grade das halbe Talent an das Erhabenste wagt!
 Nach der ambrosischen Frucht wie Tantalus streckt es die Hand aus;
 Aber der Zweig ist zu hoch, aber der Arm ist zu kurz.

„Bester, ein Sträußchen für mich!“ Da mäht er den Unger und schüttet
 Unkraut, Blumen und Gras hoch mir vom Karren vor's Hans.
 freilich zum Strauße genügt's. Doch wüßt' ich besseren Dank ihm,
 Hätt' er sich selber und mir leichter die Freude gemacht.

Nicht zu früh mit der Kost buntscheckigen Wissens, ihr Lehrer,
 Nähret den Knaben mir auf; selten gedeiht er davon.
 Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen,
 Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt.

Unsichtbar, wie das Wasser den Baum von der Wurzel zum Gipfel
 Tränkt und jeglichem Zweig Blätter und Blüten erweckt,
 So durchströme mit Kraft dein innerstes Leben der Glaube,
 Doch man erkenn' ihn nur an der gezeitigten Frucht.

V.

Spanisches bringt mir die Post? — Was seh' ich! Die eigenen Lieder
Sind's; im castilischen Vers staunend erkenn' ich mich selbst.
Was ich als Jüngling sang, wie vertraulich zugleich und wie fremd doch
Grüßt es mich hier und erscheint frischer und zierlicher fast,
Wie mein Töchterchen jüngst, zum Faschingsballe gerüftet,
In des Zigeunergewands flittern mir doppelt gefiel.

Harmlos warf ich hin, ihr Gesänge der Jugend, und immer
Blieb mir ein Räthsel die Kunst, die man so reich euch gewährt;
Denn leichtwiegend erscheint ihr zumeist dem gereiften Urtheil,
Nur im melodischen Hauch schwebt ihr gefällig dahin.
Aber ich darf mich rühmen, daß nie der Erfolg mich verblendet,
Daß ich des Kranzes Geschenk tren zu verdienen gestrebt.
In die Tiefen der Brust und des Welllaufs sucht' ich zu dringen
Und mit heiligem Ernst rang ich zum Gipfel der Kunst.
Viel zwar blieb mir versagt, doch reißt' auch Manches im Stillen,
Dran sich ein deutsches Gemüth wohl zu erfreuen vermag,
Wenn ich im Liede die Räthsel der Zeit und des Herzens zu deuten
Oder im ernsten Kothurn festlich zu schreiten gewagt.
Und so bitt' ich: Verzeiht was wild und jugendlich aufschloß
Und im wuchernden Laub laßt euch gefallen die Frucht!

Durch's Hellsdunkel der Nacht hinschreit' ich am Hasen; die feine
Sichel des Halbmonds schwebt über den Giebeln der Burg.
Rings in der Stadt kein Laut! Nur fern in den Lüften ein Brausen
Hör' ich und unter dem Eis schluchzen die Wasser des Stroms
Und im gelinderen Hauch, der plötzlich Wangen und Stirn mir
Anrührt, flattert ein Gruß, nahender Frühling, von dir.

Aus dem erwachenden Forst heimkehrend bringt mir ein holdes
Kind Schneeglöckchen zum Fest, frisch an der Halde gepflückt.
O willkommen im Strauß, ihr Erstlingskinder der Sonne!
Euer gewürziger Hauch duftet wie Jugend mich an,
Und den gemessenen Ernst abstreifend der Wintergedanken
Sehnt sich nach freierem Spiel, vollerem Klange das Herz.
Liegt, ihr Glöckchen, denn hier bei dem letzten der Distichen! Morgen
Spann' ich zu Lenzmelodie'n andere Saiten mir auf.





Allitteration und Reim im Altägyptischen.

Von

Georg Ebers.

— Leipzig. —

Deu meisten meiner Leser ist die ägyptische Poesie kaum dem Namen nach bekannt, und doch ist sie vorhanden; nicht nur in vereinzelten, sondern in zahlreichen Proben, die sämtliche Dichtungsarten mit Ausnahme der dramatischen umfassen. Die ägyptischen sind den hebräischen Poesien nahe verwandt, so nahe, daß der Laie, dem sie in geschmackvoller Uebersetzung zufällig begegnen, sich versucht fühlen wird, sie für Stücke aus der heiligen Schrift zu halten; sind in ihnen doch sämtliche Hülfsmittel der hebräischen Poesie, unter denen wir hier als die charakteristischsten nur den Parallelismus der Glieder und das Gleichklangegebilde des Reims nennen wollen, nachweisbar. Dem letztern, der bisher unbemerkt geblieben ist, und den den Fachgenossen längst bekannten ägyptischen Allitterationen gedenken wir in diesen Zeilen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, aber es wird zuvor nothwendig sein, über die äußere Form und das innere Gefüge derjenigen Dichtungen, in denen beide vorkommen, einige Worte zu sagen.

Wir besitzen Hymnen an die Götter, Loblieder, die die Thaten eines Königs feiern und ähnliche Poesien in hieroglyphischer Schrift, deren gleichmäßige Reihenabmessung von vornherein auf die Vermuthung führen muß, daß sie in Verszeilen zerlegte Dichtungen zur Darstellung bringen. Die auf Papyrus in hieratischer Schrift geschriebenen Poesien sind als solche auf den ersten Blick kenntlich und zwar durch rothe Punkte, welche als Musikzeichen zur Unterstützung des Recitators oder Sängers über dem Ende der Verszeilen zu stehen pflegen. Einen Vers nennen wir hier jedes Glied der Parallelismenkette, aus welcher die Dichtung besteht.

Es sind das die kleinsten poetischen Einheiten, und es gilt von ihnen daselbe, was Merg für die Stichen im Buche Hiob in Anspruch nimmt: Sie sind im Regus der Rede eben so kenntlich, wie die durch Knoten abgezeichneten Stücke eines Grashalmes.

Poetische Parallelismen in Mengen bewahrt jeder Leser, oft wol ohne daß er es weiß, in seinem Gedächtniß, denn die schönsten Psalmen hat er in der Schule auswendig gelernt und die wunderbare Kraft und Größe vieler Stellen des Buches Hiob hat ihm wol auch in reiferen Lebensjahren die Seele erschüttert. Man versteht unter diesen Parallelismen symmetrisch, ohne Rücksicht auf ein strenges bis jetzt weder im Hebräischen noch im Aegyptischen nachgewiesenes metrisches Princip aneinandergerейhte, in einzelnen Stücken strophisch geordnete Redeglieder, die einander in gewisser Weise in Hinsicht auf Form und Inhalt entsprechen. Ueber die dreifache rhetorische Natur des Parallelismus zu handeln und zu zeigen, wie gewichtig und anregend er durch Wiederholung, Gegensatz und Beiordnung zu wirken vermag, ist hier nicht der Platz; doch wollen wir dem Leser nicht vorenthalten, was Herders Euthyphron in dem klassischen Gespräch „über den Geist der ebräischen Poesie“ von den Redegliedern des Parallelismus so schön als zutreffend sagt:

„Sie bestärken, erheben, bekräftigen einander in ihrer Lehre oder Freude. Bei Jubelgesängen ist's offenbar: bei Klagetönen will es die Natur des Seufzers und der Klage. Das Athemholen stärkt gleichsam und tröstet die Seele: der andere Theil des Chors nimmt an unserem Schmerz Theil und ist das Echo oder, wie die Ebräer sagen, die Tochter der Stimme unseres Schmerzes. Bei Lehroden bekräftigt ein Spruch den andern: es ist als wenn der Vater zu seinem Sohne spräche und die Mutter es wiederholte. Die Rede wird dadurch so wahr, so herzlich und vertraulich etc.“

Als Beispiel wähle ich einige Verse des schönsten der Psalmen:

Wo soll	ich	hingehen	vor	Deinem	Geist?
Und wo soll	ich	hinschiehen	vor	Deinem	Angesichte?
Führe ich	gen	Himmel,	so bist	Du	da,
Bettete ich mir	in der	Hölle,	siehe so bist	Du	auch da.

Aus Tausenden uns zu Gebote stehenden Beispielen stellen wir den hebräischen folgende, einem Hymnus an Amon entnommene wörtlich aus dem Aegyptischen übertragene Sätze gegenüber:

Der	Eine	ist er, der	das Seiende bildet,
Der	Einzige	ist er, der	die Wesen erschafft;
Es	gingen	die Menschen	hervor aus seinen Augen
Und es	entstanden	die Götter	auf seines Mundes Geheiß.

Aus dem alten Reiche (dem dritten Jahrtausend v. Chr.) stammen die Worte:

Kein Bettler war da in meinen Tagen,
Keinen Hungrigen gab es in meiner Zeit.

Als durch den Gegensatz wirkende (antithetische) Parallelismen führen wir an Psalm 20, 8 und 9:

„Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse,
Wir aber denken an den Namen unsers Herrn, unsers Gottes.
Sie sind niedergestürzt und gefallen;
Wir aber stehen ausgerichtet.“

Diesen hebräischen stellen wir die folgenden ägyptischen antithetischen Parallelismen gegenüber:

„Es beschenken seine Hände, den, den er lieb hat,
Doch seinen Feind stürzt er hin in die Flamme“

oder

„Ma ist gewaltig, schwach sind die Gottlosen,
Ma ist erhaben und niedrig sind die Gottlosen.“

In solchen Parallelismen der Ideen bewegen sich lange Texte, von denen viele, um recitirt oder abgesungen zu werden, ausgezeichnet worden sind. Dafür spricht die größere Abschnitte beschließende Hieroglyphenkerle, die „Ruhe“ oder „Pause“ bezeichnet, dafür zeugen die Zeichen, die zur ein- oder mehrmaligen Wiederholung gewisser Stücke des Textes auffordern.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß die ägyptischen Dichter nicht nur auf das syntaktische Gefüge, sondern auch auf die Lautform ihrer Poesien Sorgfalt verwendeten, und wenn sie es auch nicht dahin gebracht zu haben scheinen, ein die Silben messendes oder accentuierend rhythmisches Metrum auszubilden, so haben sie doch das poetische Hülfsmittel der Alliteration und, was hier zum ersten Male ausgesprochen wird, den Endreim vor allen andern Völkern zu benutzen verstanden. Alliterationen finden sich schon in frühen, häufiger noch in späteren Texten, und gewöhnlich da, wo die dichterische Begeisterung ihre Schwingen zu höherem Fluge entfaltet. Als mnemonisches Hülfsmittel kann der Stabreim unter den schreibfertigen Priestern, die, wie tausend Gemälde lehren, ihre Hymnen mit dem Buche in der Hand abzusingen pflegten, schwerlich gedient haben; er entstand vielmehr infolge des Wohlgefallens an dem musikalischen Getöse ähnlich klingender Laute und ward beibehalten als Schmuck der dichterischen Rede und in dem sich immer lebhafter geltend machenden Verlangen, die Lautform der Dichtung mit ihrem Sinn in Einklang zu bringen und, wie Pope sagt, das Wort zum „echo to the sense“ zu machen.

Voller Wortspiele und Alliterationen sind die ägyptischen Dichtungen. Auf die ersteren ist es uns hier einzugehen verboten; doch möchten wir bemerken, daß die Ägypter als Epigrammatarier und Wortspalter auch

den Griechen und Römern bekannt waren. Die Alliterationen folgen im Allgemeinen dem auch bei unserem deutschen Stabreim gültigen Gesetze, daß nur die betonten, hier die Wurzelsilben, nicht die in den grammatischen Endungen vorkommenden Gleichklänge allitteriren.

Als Probe eines Stabreims aus alter Zeit geben wir einen Satz aus dem auf einer Stele in Bulaq erhaltenen schönen und bilderreichen Hymnus auf die Kriegsthaten, welche Thutmes III. (16. Jahrh. v. Chr.) unter Beistand des Amon von Theben vollbrachte. Es folgen in diesen 10 auch für das Auge des Laien verständig geordneten Zeilen, in deren erster, der dreizehnten der Inschrift, es heißt:

Tuä tätäk uru Theha.

(Ich gewähre Dir niederzutreten die Großen von Theha.)

Auf derselben Stele lesen wir:

Tetui henä her her her seher tut'.

(Die Hände meiner Majestät sind erhoben, um abzuwehren das Uebel.)

In einer Inschrift zu Dendera wird die „schöngeachtete“ Hathor, die „goldene Aphrodite“, die Hauptgottheit des Tempels, in folgenden Worten gepriesen:

Chut nefert neb chuu

Sechu-s chu-neter em chuu-f.

(Glanzvolle, anmuthige, der guten Gaben Gebieterin,
Gewährend das Gute dem Gottbeseigten durch seine Güte.)

An einer anderen Stelle heißt es:

Chest Rä cher em chet

Neha her änti em unnut-f.

(Der Feind des Rä stürzt in die Flamme,
Den Abseiwicht trifft die Vergeltung in seiner Stunde.)

Hunderte von ähnlichen Beispielen stehen mir zu Gebote. Ich habe sie gesammelt, weil sie bei der Bestimmung des fraglichen Lautwerthes gewisser hieroglyphischer Zeichen vortreffliche Dienste leisten, ich habe sie gefunden auf den Mauern der Tempel, auf Stelen, auf Papyrus und endlich an einer Stelle, an der man sie zu suchen am lezten geneigt sein sollte, ich meine auf den leinenen (nicht baumwollenen) Binden, mit denen man die Mumien umwickelte. Wenige von diesen sind beschrieben; so oft mir aber Hieroglyphen auf ihnen begegnet sind, so oft brachten diese allitterirende Texte zur Darstellung. Ich besitze selbst ein Stück von solcher Binde, mit der die Glieder einer Aegypterin Namens Nes-Tefnut umwickelt waren. Die sie bedeckende Inschrift enthält Stellen wie die folgende:

em tebu en Renen
 neräü nes neter'
 neräü ent neter.

[(Sie ist bekleidet) mit dem Gewande der Renen, der Siegerin unter den Göttern, der Fürstin der Götter.]

Auf diesen selben Mumienbinden tritt das Bestreben, mit dem Worte zu spielen, deutlich hervor. Gleich die erste Zeile heißt: „Schepent schept pen“ (Du hast empfangen dieses Festkleid), und es folgen nun vier sämtlich mit „schep“ und dann vier andere mit „em ren-s pu“ (in diesem ihrem Namen) beginnende Zeilen. Die Untersuchung von anderen poetischen Texten lehrt nun, daß sehr viele Verszeilen in für den Gesang bestimmten Poesien mit den gleichen Lautfiguren beginnen. Der Gleichklang, der uns verlegt, behagte dem Ohr der Ägypter und diente ihrer Rede zum Schmuck. Nichts ist weniger allgemein menschlich und abhängiger von dem individuellen Geschmack der Nationen, als was den Ohren gefällt. In der poetischen Rede, den Einzel- und Chorgesängen war den Ägyptern die Wiederholung von Worten so genehm, daß sie schließlich gesetzmäßig gefordert wurde und ein Gedanke, den wir durch das bloße Verbum wiederzugeben vermögen, durch die Wiederholung der gleichen Wurzel erst als Verbum, dann als Nomen seinen sprachlichen Ausdruck gewann. Der Poet sagt nicht: „ich rieche,“ sondern „ich rieche den Geruch,“ etwa des Weihrauchs, oder noch gewählter „meine Nase riecht den Geruch.“

Bei solchem Wohlgefallen an der Wiederholung ähnlich tönender Lautbilder kann es uns nicht überraschen, daß wir wie im Hebräischen so auch im Ägyptischen Spuren jenes Gleichklangsgebildes finden, das wir den Reim nennen. In einem sehr alten Dreschertiede fand ich die gleichen grammatischen Endungen am Schlusse der Zeilen; wirkliche Reime aber zuerst in einem zu Leyden conservirten medicinisch-magischen Papyrus aus guter Zeit, in dem ich von vornherein hätte suchen sollen, denn die Beschwörungsformeln, die er enthält, waren gewiß zu singen oder feierlich zu sprechen und wenn den Ägyptern der Reim bekannt war, so mußten sie ihn hier um seiner musikalischen und mnemonischen Wirkung willen verwenden. Auch im Deutschen kommt der Reim wol nirgend früher vor, als in den Sprüchen und Segen aus alter Zeit. Freilich haben wir auch in magischen Formeln den Reim nicht am Ende von Verszeilen gefunden, da wir doch z. B. das „sen“, welches dreizehnmal kurze, ohne Unterbrechung auf einander folgende Sätze beschließt und Ähnliches nicht so heißen dürfen; wohl aber begegnen uns namentlich am Anfange von Beschwörungen Gleichlänge, die wir nicht aufsehen, Reime zu nennen. So: „San āau“ (o Wächter der Thüren!) oder: „ā cheft peft“ (o dieser Feind!) oder: „se Her — seter (Sohn der Horus, der Du liegst), oder (aus einem anderen magischen Papyrus):

„Päpaleka — Päpäreka“. Auch noch in späteren griechischen Beschwörungsformeln haben wir gereimte Anfangsworte gefunden; so in einem Berliner Zauberpapyrus, in dem es heißt: „kambre chambre — sixiophi arpon chnuphi etc.“

Das ist nichts bedeutender Unsinn, reines Lautgeklänge, wie es ekel-erregend häufig in den magischen Schriften aus den ersten Jahrhunderten nach Chr. vorkommt. Auch den alten Ägyptern war dieser Gallimatias nicht fremd und es haben sich magische Papyrus aus der Glanzzeit der Pharaonenherrschaft erhalten, in denen er mit seinem sinnlosen siebenmal wiederholten *ätir ätisena* eine ebenso große Rolle spielt, wie das spätere: *akrabanarba kanarba anarba narba arba rba ba a* und Ähnliches.

Aber der Gebrauch von Reimen beschränkt sich keineswegs auf die magischen Texte; er begegnet uns vielmehr auch in anderen poetischen Schriften von sehr verschiedener Art, selbst in dem sogenannten Totenbuche, wo eine an verschiedenen Stellen wiederkehrende Bethuerung also gesagt ist: „än qeqä su — Gütä pu — hesu“ (nicht esse ich Solches, denn verboten ist mir das Unreine).

Nicht aus der gesamten reichen poetischen Literatur zusammengelesen, sondern einem einzigen Hymnus entnommen sind folgende Reime:

Chenti ta qemau — neb mat'au.
cheru — heru.
ur bau' — sechemu chäu.
meriu qemäu-s — hnä hau-s.
ach pet — ter set'.
ämen Rā — neb nest ta".
aschu rennu — än rech tennu'.

Mit diesen Proben mag es genug sein. Nirgend lehren sie regelmäßig wieder. Der Dichter verwendet sie wie der Maler die wirksamen Farbentöne zwanglos und nur da, wo er ein Wort, einen Satz hervorzuheben und heller erklingen zu lassen wünscht.

In den späteren Formen des Ägyptischen, dem sogenannten Koptischen, finden sich lange Gefänge mit regelmäßig wiederkehrenden Endreimen, gewöhnlich in der Ordnung *a b a b*, doch haben wir es hier nur mit Nachbildungen von griechischen und lateinischen Kirchengesängen zu thun, und gewöhnlich ruht der Reim auf den Endungen der vielen in die Sprache eingebrungenen Fremdwörter. Demiurgos wird mit *somatikos*, Adam mit *Miriam* gereimt; aber wir besitzen auch Verse mit acht ägyptischen Endreimen und unter ihnen einige, wie *snau* und *etemmau*, die wir uns hier zu erwähnen erlauben, weil sie Christus als Helden, der das Niltal siegreich durchzieht, schildern, und der Dichter hier den Heiland dieselbe Rolle spielen läßt, wie seine heidnischen Vorgänger den Gott Horus, welcher Seth (Typhon) und seine Gefährten auf dem Gebiete

vieler Städte des Pharaonenreiches in siegreichen Schlachten niedergeworfen haben soll. Die folgenden Verse klingen wie die Uebersetzung eines zu Edfu gefundenen Textes:

„Drauf ist er fortgefahren
Nach Schmun der Doppelstadt
Und seiner Feinde Schaaren
Er dort vernichtet hat.“

Man sieht, daß wir es hier mit einem ägyptischen Heliand zu thun haben und daß der koptische Dichter sich ebensowenig von heidnischen Vorstellungen frei zu halten verstand, wie der sächsische Sänger.





Moderne Maler.

Franz Lenbach.

Von

Fr. Pecht.

— München. —

Der heutigen deutschen Kunst sind die bedeutendsten, wahrhaft bahnbrechenden Talente fast alle aus dem Schooße des eigentlichen Volkes, des Bauern- und Kleinbürgerstandes zugewachsen. Es wäre denn, daß sie wie Mengs, Cornelius, Heß, Rahl, Piloty und viele Andere schon Malerfamilien entstammten, denn vor allen anderen scheint diese Art von Begabung sich am häufigsten fortzuerben. Aber die, welche ohne alle Tradition mitten aus der dunkeln Menge heraus sich von gewaltigem Drange zum Bilde erfüllt finden, wie die Carstens, Rauch, Rietschel, Winterhalter, Menzel, Knaut, Maxart, Defregger, Passini, Böcklin haben im Ganzen noch erfrischender gewirkt. Denn wie jene sich fast durchgängig an schon vorhandene Kunstströmungen anlehnten, so griffen diese sämmtlich zur Natur zurück, zeigten jene Einfachheit und Ursprünglichkeit der Empfindung, die man, mitten im Schooße der herkömmlichen Bildung oder gar unter bestimmten künstlerischen Ueberlieferungen aufgewachsen, so schwer erringt.

Auch Franz Lenbach, der in der deutschen Bildnißmalerei eine so auffallende Wendung herbeigeführt, ihr einen ganz neuen Anstoß gegeben hat, gehört zu jenen aus der unbewußten Masse hervorgegangenen, nur durch inneren Trieb, nicht durch äußere Anregung zur Kunst geführten Talenten.

Als der Sohn eines Maurermeisters im altbayerischen Markte Schrobenhäusen den 13. December 1836 geboren, sollte er das Handwerk

des Vaters ergreifen. Zu diesem Zwecke kam er nach Landshut an die Gewerbeschule, wo er denn auch den ersten Unterricht aber freilich nur im Bauzeichnen empfing, der ihn natürlich sehr wenig anregte. Um so mehr thaten die dortigen schönen gothischen Kirchen, wo er die ersten Ahnungen von der Macht und Gewalt der Kunst erhielt. Dort, wenn ein Sonnenstrahl durch die gemalten Fenster fiel und Alles lebendig machte, was vorher kalt und todt geschienen, regte sich der Maler zuerst in ihm, und er begriff, daß der Hauptreiz dieser Architektur in den Lichtwirkungen bestehe. Weitere Impulse zur Malerei erhielt er dann durch den Thiermaler Hofner, der nach Schrobenuhausen kam, um Studien zu machen. Da fing auch er in Ferien und Nebenstunden an, alles Mögliche nach der Natur zu zeichnen und zu malen, erst Pferde und Kühe wie Hofner, dann Menschen, zunächst seine Geschwister und Mitschüler. Letzteres ward ihm so leicht, so selbstverständlich schien das Treffen, daß er bald solche Portraits für alle Welt machen mußte, ja sich nach seinen Begriffen viel Geld damit verdiente. Einige, so sein eigenes und das seines Bruders, beide Knaben von 12—15 Jahren, haben sich erhalten und frappiren auf's Höchste durch die Bestimmtheit ihrer Modellirung in Licht und Schatten, wie durch die große Ähnlichkeit, die jetzt nach fast dreißig Jahren noch unverkennbar. Es zeigt sich also hier sofort der Kern dieses Talents: die rasche und geistreiche Auffassung des Individuellen jeder Erscheinung, dessen, was sie von allen Anderen ihrer Gattung unterscheidet. Dann das große technische Geschick; sie sind mit so gewandter Pinselführung hingeschrieben, daß gewiß Niemand auf die Vermuthung käme, wie ihr Autor noch keinen Unterricht genossen, außer den Altarblättern der Kirche kaum irgend welche Bilder gesehen hatte. Endlich die rücksichtslose Energie des Naturells, die sich in der entschlossenen Maché ausspricht, und die es Lenbach später allein ermöglichte, seinem Ideal unbeirrt von Widerspruch und Noth aller Art ohne jede Concession an den herrschenden verdorbenen Geschmack nachzustreben.

Indeß galt die Malerei als ein zu zweifelhaftes Brot, als daß der Vater jetzt schon auf einen solchen Berufswechsel eingegangen wäre, im Gegentheile mußte der Junge nunmehr als Lehrling bei ihm das Maurerhandwerk praktisch erlernen und selber die Kelle führen, ehe er ihn zu weiterer Ausbildung nach Augsburg an die polytechnische Schule ließ. Er besuchte sie dann, ohne indeß in der Anfertigung von Grundrissen und Voranschlägen irgend welche Genugthuung zu finden, lernte aber von dort aus wenigstens München und seine reichen Schätze kennen. Nach einiger Zeit siedelte er ganz dahin über und trat erst in das Atelier des Bildhauers Sickingen ein, um sich in Kirchenarbeiten auszubilden.

Mittlerweile starb aber auch der Vater und er erhielt als Vermögensantheil 1500 fl., die er sofort dazu verwandte, die Akademie zu besuchen, um ganz zur Malerei überzugehen. Sie hatte den durch andauernde

Kränklichkeit oft in die Heimat geführten Jüngling dort ohnehin schon immer ausschließlich beschäftigt, so daß er bereits Genrebilder, Pferdestücke und Hunderte von kleinen Portraits gemacht, gelernt hatte, sich selber durchzubringen. Um so weniger genügte ihm der akademische Unterricht, strebsam und unbefriedigt, wie er es von jeher war, vertauschte er ihn daher erst mit dem Gräße's, einem ehemaligen Schüler Winterhalters, und dann bald mit dem Piloty's, der eben seine glänzende Laufbahn begonnen.

Portraitmaler zu werden hatte er indeß weder früher noch jetzt die Absicht, sondern wollte das Genre cultiviren. Und in der That schien auch kaum irgend Jemand weniger geeignet, in den aristokratischen Kreisen Glück zu machen, in denen ein Bildnißmaler sich bewegen muß, jenes einschmeichelnde, glatte, verführerische Wesen anzunehmen, das man mit einigem Recht als die erste Bedingung, um in diesem Fache durchzudringen, betrachtete. Denn Lenbach war weder hübsch noch frisch, eher abschreckend als anziehend für Damen, die auch noch lange weder von ihm noch seiner Malerei etwas wissen wollten.

Noch weniger bekümmerte er sich um sie, der jetzt, vor gerade zwanzig Jahren, zunächst mit einem Genrebild Aufsehen erregte durch die gänzlich neue, fast abstoßende Kühnheit und Ursprünglichkeit naturalistischer Mache. Es war eine alte Bauernfrau, die in der Erntezeit mit ein paar Kindern bei drohend heraufsteigendem Gewitter in einer jener kleinen Feldkapellen, wie sie in Bayern überall zu finden, auf den Knien lag. Von Phantasie, neuer Erfindung war nicht viel zu merken bei diesem wie noch einigen ähnlichen Bildern, die im Grunde blos Zusammenstellungen von Modellen waren, dafür aber ein ganz und gar eigenthümlicher Farbensinn, welcher Töne in der Natur sah, auf seine Palette übertrug, die, so ächt sie erschienen, doch bisher kein Mensch wahrgenommen, die alle Welt frappirten. — Der Ertrag dieser Erstlingsarbeiten lieferte Lenbach die Mittel, seinen Lehrer Piloty bereits 1858 nach Rom zu begleiten. Auf dieser Reise lernte er zuerst die italienische Malerei kennen, die in der Münchener Galerie doch zu schwach vertreten ist, um den herrlichen Niederländern die Waage halten zu können. Der Eindruck war bestimmend für's Leben, denn er machte ihm die tiefe Klust erst vollständig klar, die zwischen den bunten und schreienden Erzeugnissen unserer koketten und mageren modernen Kunst und der göttlichen Einfachheit und stillen Gluth, der edlen Vornehmheit der alten lag.

Indeß dauerte der Aufenthalt in Rom selber aber blos ein paar Monate, die Lenbach, noch immer der Meinung, Genremaler werden zu wollen, dazu benützte, einige landläufige Modelle und eine Studie vom Forum Romanum mit dem Titusbogen im Vordergrund, dem Capitol als Abschluß zu malen. Aus diesen verschiedenen Bestandtheilen componirte er nun ein Bild zusammen, bei dem seine Giucciaren nur die ziemlich gleichgültige Staffage abgaben.

Alle Anderen hatten bisher diese römischen Ruinen nur mit der klebrigen, bunten und körperlosen Malerei dargestellt, die bis zum Auftreten Piloty's und seiner Schule in München, wie in ganz Deutschland Mode war. Sie ließ nur sogenannte schöne d. h. süßliche Farben gelten, so daß ein Conditor- oder Parfümerieladen eigentlich das Ideal dieser besonders aus Düsseldorf und Berlin zu uns gekommenen coloristischen Anschauung war. Stellte sie doch auch Italien mit ächt deutscher Sentimentalität, wenn möglich immer in Rosengluth getaucht dar, nur Rottmann und Preller, Beide aber keine Coloristen, verstanden den Ernst und die Strenge klassischer Formen.

Mit dieser herkömmlichen Romantik und ihrer süß duftenden Färbung brach nun das Bild des jungen Realisten in einer für die zahmen Räume des Kunstvereins wahrhaft unerhörten Weise, indem es mit bewunderungswürdiger Energie den grandiosen Ernst südllicher Natur, wie ihre wunderbare Plastik wiedergab, und so mit den einfachsten Mitteln ganz den Eindruck jener düster erhabenen Trauer hervorbrachte, den das Forum in der brennenden Sonnengluth eines heißen Mittags, wenn die bleierne Atmosphäre des Scirocco erdrückend auf uns lastet, mit ihren eintönig grauen und braunen Tinten und schwarzen Schatten hervorbringt.

Jeder radikale Bruch mit dem Herkömmlichen, Gewöhnlichen, sei es in welcher Lebenssphäre es wolle, erzeugt eine Art von Entsetzen, weil er Alles in Frage zu stellen scheint. So brachte denn auch dieses unerhörte Auftreten des passendsten Naturalismus ein wahres Erdbeben in der Münchener Kunstwelt hervor, noch ärger schier, als dies kurz zuvor im Bereich der Historienmalerei Piloty's Seni vor Wallensteins Leiche gethan. Allerdings waren diese Bilder die Marksteine eines totalen Umschwungs: des Niedergangs der romantischen und ihrer Ersetzung durch die realistische Kunst.

Daß der mit solcher Kühnheit auftretende Künstler zwar kein Genremaler, denn dazu gebrach es ihm an Phantasie, aber ein großes coloristisches Talent sei, darüber war man indeß bald im Reinen, obwohl ihm seine Gegner vorwarfen, er male mit Roth und schattire mit Tinte.

Besonders als er kurz nachher mit dem lebensgroßen Bildniß eines beliebten Arztes endlich wieder auf den Weg, den er in der Jugend dunkelm Drange schon eingeschlagen und damit in sein richtiges Fahrwasser gerieth.

Auch hier trat die vorläufig noch etwas zu realistische Wahrheit seiner Auffassung dem herrschenden Geschmaç auf eine Art entgegen, die nöthigt, ihn, wie er im Portraittache sich allmählig herausgebildet, genauer zu untersuchen. — Um so mehr, als dieser Zweig von jeher mit unseren gesammten socialen Zuständen in genauerem Zusammenhange stand als irgend ein anderer, weil hier das Publikum mit seinen Wünschen viel directer einwirkt, sich weniger der Initiative der Künstler unterwirft.

Eine wirklich nationale Kunst dieser Art gab es seit Graff's Tod

kaum mehr. Unsere bedeutenderen Portraitmaler waren meist aus der älteren französischen Schule hervorgegangen, gehörten wenigstens alle mehr oder weniger ihrer Art von idealisirender Richtung an. Sie suchte die Männer möglichst „interessant“ und „bedeutend“ oder doch stattlich, die Frauen vermittelst Schminke und Bügelftahl zum Glätten der Falten jung, schön und kokett aufzufassen, kurz „etwas aus ihnen zu machen“. Und ward darüber nur zu oft affectirt und unwahr, überdies, Dank den conventionellen Mitteln dieses Verschönerungssystems, einformig und sad süßlich. Denn die Franzosen haben von Hyacinthe Rigaud, dem Hofmaler ihres großen Königs, bis Dubuse oder Cabanel viele bedeutende Portraitmaler gehabt, aber nie einen, der nicht geziert gewesen wäre. Ihre Auffassung war durchaus repräsentativer, aber weder historischer noch intimer Art, hatte weder mit der Schlichtheit noch dem edeln Ernst der klassischen irgend etwas gemein. Die deutschen Nachahmer nun hatten sie meist noch verflacht, die Sentimentalität den übrigen Unausstelichkeiten hinzugefügt, zeigen aber dafür niemals jenes feine Studium der Form, das die Arbeiten der besseren Franzosen trotz des Gemachten der Auffassung, trotz des kokett schillernden Colorits doch noch sehr respectabel erscheinen läßt. Sie waren vor Allem auch Schnellmaler, da vornehme Leute nicht gerne lange sitzen. Darum fehlt ihren Bildern der tiefere Reiz bei allem Talent. Besonders jede Geschlossenheit der Stimmung; ganz im Gegensatz zur alten Art zerstreut sie und lenkt von der Hauptsache ab, kokettirt mit dem Beiwerk und sucht uns durch Spitzen und Juwelen, Sammet und Seide über die Leere ihrer Carven wegzutäuschen.

Dieser höfischen Kunst, die, mit Ludwig XIV. beginnend, mit dessen Regiment wie mit der Politik des Empire, dann der ihm folgenden Restaurations- oder romantischen Periode so genau zusammenhing, hatte, während sie sich in Frankreich unter'm zweiten Kaiserreich erst recht fortsetzte, das Jahr 1848 in Deutschland den Todesstoß gegeben, indem es den Realismus zur Herrschaft brachte. Er war im Grunde nichts als die nothwendige Reaction, jenes erneute Zurückgreifen auf die Natur, das allemal eintritt, wenn sich eine Kunstrichtung ausgelebt hat, und manierirt, seelenlos geworden ist. Der Zeitpunkt, in dem sich die neue, unserem innersten, allem Schein abholden Wesen entsprechendere und darum nationalere Richtung aber durchsetzte, war in den einzelnen Städten Deutschlands ziemlich verschieden. In Düsseldorf war Rötting ihr erster Vertreter, der hier schon zu Anfang der fünfziger Jahre gleichzeitig mit Anaus der Schule neue Impulse gab. In Berlin hatte Menzel mit allem Genie wol auftreten, aber niemals durchbringen können und in Wien vollends blieben die Amerling und Schrozberg noch lange in der Herrschaft.

Die Münchener Portraitmalerei war durch Stieler und Kaulbach beherrscht, jener ursprünglich sehr begabt und in Gros' Schule zu einem

tüchtigen, aber jede Form nach der antifiksirenden Schablone umbildenden Zeichner, überdies etwas manierirt rofigen Receptmaler erzogen; zum Maler der Grazien, wie die damalige Kunstkritik diese Vermischung alles Individuellen nannte. Hatte sich selbst der seit Lawrence berühmteste internationale Bildnißmaler Winterhalter, ein ächtes, ungewöhnlich bedeutendes Talent, diesem demoralisirenden Einfluß der systematischen Schmeichelei nicht entziehen können, war, wie der talentvolle Magnus in Berlin, immer flacher und leerer geworden, so vermochte der nicht so geniale Stieler dem natürlich noch weniger zu widerstehen. Raulbach vollends, der nie Respect vor der Natur gehabt, ist in seinen Portraits ein Muster von koketter Verhöhnung derselben. Bekanntlich macht die Bibel Niemand Geringeren als Jehova selber zum Portraitsisten, indem sie ihn den Menschen zu seinem Ebenbilde formen läßt. Obwol dieser erste Versuch übel genug gerathen, folgte unsere Malerei diesem Beispiel und suchte ihn auch möglichst göttlich darzustellen, jede Schneidermamsell in eine Venus, den Herrn Geheimen Justizrath zum Jupiter und alle Laubwasserpoeten in Apollon umzuwandeln. — Selbst die sonst so einflußreiche Photographie vermochte dies System nicht zu erschüttern. So tief sitzt die in der Eitelkeit wurzelnde Idealisirungswuth des Geschlechts auch heute noch, daß sie ja sehr bald selbst das Lichtbild durch ihre Retouchen um den größeren Theil seiner indiscreten Aufrichtigkeit brachte!

In diesen ganz demoralisirten Geschmack hinein kam nun Lenbach mit seinem Portrait, in dem er ein fast photographisches Auge bewährte, die Persönlichkeit schmucklos nüchtern, aber mit dem stärksten Lebensgefühl, der größten Unbefangenheit und zugleich mit einer unerhörten plastischen Energie und stofflichen Wahrheit wiedergab. Das Geschrei über solche Frechheit war wo möglich noch ärger unter den Künstlern als beim Forum, so daß das Publikum trotz seiner angeborenen Sympathie für das greifbar Wahre dieselbe kaum zu äußern wagte!

Bei dieser Gelegenheit lernte ich den so viel Aufsehen machenden Neuling, nachdem ich mich desselben publicistisch mit Wärme angenommen, endlich persönlich kennen. Mit seinen nichts weniger als zuvorkommenden Manieren machte dieser unter zwei ungeheuren Brillengläsern seltsam durchdringend hervorblickende und doch so nachdenkliche Blick des geistvollen braunen Mephistotopfes auf schlanker, elastischer Figur, das schlichte, unscheinbare, stolz-bescheiden ablehnende und doch kühne, selbstbewusste Wesen, die ganze gleichgültige und wegwerfende Art der Dialektik des jungen Mannes einen augenblicklichen Eindruck. Man sah, daß er weder an sich, noch an der Gegenwart irgend ein Genügen fand, es war die vollste Unbefriedigung einer idealen, das Höchste von sich und der Welt verlangenden Natur in ihm, arm wie eine Kirchenmaus hätte er doch das Geschenk eines Königreichs mit derselben Gleichgültigkeit angenommen wie abgelehnt. — Den faszinirenden Einfluß dieses entschiedenen Charak-

ters, jener natürlichen Vornehmheit, die mit seltener Selbstbeherrschung immer kühl und gelassen, niemals aufgeregter oder leidenschaftlich erschien, und der man dennoch die innere Gluth bei der äußeren Kälte anfühlte, empfanden Andere sogar mehr als ich. So Paul Heyse, der, hochgebildet und von der vollendetsten Salonsfähigkeit, doch alsbald eine lebhaftes Sympathie für diesen merkwürdigen Altbayer empfand und ihm ein wahrer und aufopfernder Freund geblieben ist.

Dem rastlos strebenden Geiste Lenbachs genügte indeß schon seit Rom der Piloth'sche Naturalismus nicht mehr, die innere Nüchternheit der modernen Malerei scharf herausführend, warf er sich auf das Studium der alten Meister, von denen er jetzt alle Halbjahre einen anderen verehrte, und sich dann auch seiner Technik mit unglaublicher Geschicklichkeit zu bemätern, bei jedem neuen Bildniß sich ein neues coloristisches Problem zu stellen suchte. So kultivirte er jetzt Rembrandt, wie später Velasquez und Tizian. Das gefiel aber nun den Damen, die er malen sollte und die sich so rosig, wie sie Stierler geschminkt, sehen wollten, ganz und gar nicht, wenn er sie in Rembrandt'schem Halbdunkel wiedergab, und man hatte alle mögliche Mühe, das Publikum an diese ganz neue Malerei zu gewöhnen. Denn nicht nur, daß sie vom conventionell gefärbten wie dem roh naturalistischen Standpunkt allmählig abgekommen, so hatte sie sich auch darin an die Alten angeschlossen, daß sie die Menschen ganz so zu geben suchte wie sie sind, sie nicht nach einem gewissen Schönheitsideal umformte. Solches Ausplaudern ihres geheimsten Wesens entsetzte nun die Mehrzahl, besonders die Frauen, und es brauchte viele Jahre, auch weit größere Geschicklichkeit und künstlerische Bildung des Meisters, bis die Leute dahinter kamen, daß sie so eigentlich viel interessanter aussähen, als wenn man sie unverfälscht schmeichelte, ihnen überdies auch noch ein gezieltes Air gab.

Was aber an Lenbach selber am meisten frappirte, war, daß er, der keine Erziehung, wenig Unterricht genossen, niemals die Welt kennen gelernt, sich doch so rasch in sie zu schiden, sie zu verstehen und die Menschen, die ihm begegneten, mit so durchdringender Kenntniß beurtheilen lernte. Wie er ihnen mit dem Pinsel niemals schmeichelte, so behielt er auch im persönlichen Verkehr durchaus jene stolze Selbstständigkeit, die er zu keiner Zeit seines Lebens verleugnet. Dennoch war in der von aller Eitelkeit freien, taktvollen und schlichten Art des Mannes etwas, das die Meisten für ihn gewann, weil sie der Eifer mit fortriß, mit dem er jede neue Aufgabe auch als ein neues künstlerisches Problem behandelte und sie so für die glückliche Lösung mit interessirte.

Indeß kam das Gefallen an dieser doch erst viel später und das allgemeine Urtheil lautete einstweilen nur: Lenbach sei ein Genie, male aber abscheulich. Jedes neue Portrait, das er ausstellte, bewährte die Kraft seines Talents nur durch das neue Entsetzen, das es erregte, den

erbitterten Kampf, den es herbeiführte zwischen uns, die wir ihn vertheidigten, und der Masse der Künstler und Laien, die sich gegen die Detrohirung einer so gründlich andern Art zu setzen, wehrten.

Der arme Lenbach aber hatte Noth, nur Jemand zu finden, der sich dazu hergab, mit brauner Sauce übergossen und als Rembrandt dem Publikum servirt, ein Gegenstand vierwöchentlichen Abscheus für das ganze Kunstvereinspublikum zu werden, von Honorar war ohnehin kaum die Rede. So hätte er denn trotz unser Aller Bewunderung verhungern können, wenn ihn nicht 1859 ein Ruf an die Kunstschule nach Weimar mit Ramberg und Böcklin gezogen. Er verließ die kleine Residenz und die Schulmeisterthätigkeit aber schon nach anderthalb Jahren, gleich unbefriedigt von beiden und durch den ruhelosen Böcklin in seinen technischen Traditionen vollends irre gemacht. In dieser Zeit war es der Baron Schack, der ihm durch den Antrag, nach Rom zu gehen, um Copien verschiedener berühmter Bilder zu machen, seinen brennendsten Wunsch erfüllte. Denn darüber war er schon lange mit sich im Reinen, daß nur ein besseres Studium der alten Kunst der unseren aufhelfen könne.

Er blieb nun einige Jahre in Italien und entzückte uns von dort bald durch eine Anzahl Nachbildungen, die an seinem Verständniß der Eigenthümlichkeit und geschickter Wiedergabe der verschiedensten Meister wol unübertroffen sind, einen wahren Schatz der berühmten Galerie seines Mäcens bilden. Tizian und Rubens, Velasquez und Giorgione hat er mit gleichem Zauber nachgeschaffen, schwerlich ist irgend ein Anderer mit solcher Schärfe in alle Feinheiten ihrer Technik eingedrungen. So könnte seine „himmlische und irdische Liebe“ nach Tizian z. B. sicherlich überall als Original passiren, höchstens daß er in der Festigkeit der Zeichnung die Alten nicht ganz erreicht.

Hier beim Studium dieser klassischen Muster bildete er nun die eine Seite seines Talents, das außerordentliche technische Geschick, das überaus seine künstlerische Gefühl aus, die ihn nicht nur alle kleinen Detailreize in der Natur wie an Kunstwerken so rasch herausfinden, die ganze Poesie ihrer Contraste wie technischen Mittel eben so scharfsinnig ausspüren, als mit überaus großem Talent nachbilden ließ. — Lenbach's Phantasie äußert ihre Thätigkeit gleichsam mikroskopisch in der Concentrirung auf einen Punkt, eine Person, eine Methode, und ist hier unerschöpflich. Besonders findet er seine Welt im Auge und der Nachbildung seines flüssigen Krystalls mit einer Zartheit und einem Lebensgefühl, daß fast jeder Andere roh daneben erscheint. Und dabei gibt er sich auf's Genaueste Rechenschaft über die Anwendung seiner künstlerischen Mittel, wie er denn niemals naiv, sondern von Hause aus durchaus reflectirend und bewußt war.

Angeichts der Vereinigung aller möglichen Kostbarkeiten in den herrlichen italienischen Palästen und ihrem harmonischen Reichthum fiel ihm denn auch zuerst auf, daß jedes wirklich gut gemalte, d. h. klassische

Bild nicht nur die Nachbarschaft jedes anderen, sondern ebensovöl auch die der kostbarsten Dinge aller Art, von Juwelen, Antiken, Bronzen, Sammet und Seide, Gobelins vertragen konnte, ohne in seiner Wirkung beeinträchtigt zu werden.

Die seinigen so weit zu bringen, daß sie solche gefährliche Umgebung auch ertragen, das ward fortan das Ziel seines Lebens. Und man muß gestehen, daß er wenigstens annähernd es erreicht hat.

Es gelang ihm das zum ersten Male mit dem Portrait des Malers Hagn, welches er, nach drei Jahren des eifrigsten Studiums wieder nach München kommend, zu allgemeiner Bewunderung ausstellte. Bei ihm wandte er wiederum, nur erfolgreicher, jenes uns durch das Unmalerische des modernen Kostüms so nahe gelegte System an, alle Nebendinge im dämmernden Hellbunkel verschwinden zu lassen, die volle Lichtfülle nur auf den Kopf zu sparen und durch solche Concentration jene Harmonie und geschlossene Wirkung zu erreichen, welche das erste Erforderniß dessen ist, was man ein „Bild“ nennt.

So viel Beifall dieses Werk ihm aber auch eingetragen, so litt es ihn doch noch nicht in Deutschland, sondern er ging bald wieder nach Italien, um abermals ein Jahr in Florenz zuzubringen. Von dort besuchte er 1867 Spanien und sandte seinem Gönner Schack auch aus der Madrider Galerie einige der schönsten Perlen, so Tizians großes Reiterportrait Carls V. und mehrere Velasquez, denn selbst bei der Auswahl seiner Copien hatte er sich vorzugsweise an portraitartige Leistungen gehalten. In Madrid malte er, wie vorher in Florenz, auch mehrere Aufsehen machende eigene Portraits, so das des Marschalls Narvaez u. a. m. Von dort durch Schack abgeholt, bereifte er mit diesem dann noch ganz Spanien.

Als er vor etwa zehn Jahren endlich zurückkam, war vom einstigen Naturalisten freilich nichts geblieben, der am Besten aller Zeiten gebildete Meister in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aber fertig. Man kann seine Bilder nun wirklich unter solche von Tizian, Velasquez oder Rembrandt hängen, ohne daß sie aus denselben herausfallen, wie eine aufgedonnerte Köchin unter Prinzessinnen, was das unausbleibliche Loos fast aller seiner Vorgänger wäre. Sehr komisch und ein nicht geringer Beweis der Verkehrtheit unseres modernen Geschmacks ist, daß man auch jetzt noch dem Künstler selbst von Seite der Kritik, was sein größtes Lob war, hauptsächlich zum Vorwurf machte: daß er so sehr jenen Klassikern gleiche!

Er steht ihnen aber nicht nur im Colorit nahe, ist kein Nachahmer des Einen oder Anderen, sondern beweist seine congeniale Natur vor Allem in der Art seiner Auffassung und Wiedergabe der Persönlichkeit, die durchaus an das bewunderungswürdig Anspruchslose und Natürliche, jene edle Unbefangenheit eines Raphael, Tizian, Velasquez erinnert. Wenn die moderne Malerei seit Wandyt die Menschen gewöhnlich so gibt, wie

sie aussehn, wenn sie sich beobachtet wissen, so faßt sie jene auf, als ob wir sie, sei's im Gespräch oder allein belauschten. Diese vollkommene Abwesenheit repräsentativer Muren, die Enthüllung des innersten Wesens, der Blick in's Herz hinein, das ist von jezt an der Hauptvorzug der Lenbach'schen Kunst. Sie weist zugleich in ihren Mitteln die ganze vornehme Zurückhaltung und nachlässige Grazie der Alten, das feinste Raffinement ihrer Technik auf. So vor Allem den Zauber ihres tiefen Hell-dunkels, das durch Piloty und seine Schule überhaupt erst in die deutsche Malerei gekommen, nächst deren Meister selber hauptsächlich durch Lenbach und Maxart ausgebildet worden ist.

Daß man aber die tiefste Eigenthümlichkeit des Menschen nicht aussprechen kann, ohne sie auch zu verstehen, das braucht wol keiner weiteren Auseinandersetzung. Und so finden wir denn auch den gleichgültigen Altbayer als einen der schärfsten Menschenkenner wieder, denen man begegnen kann.

Gleich seine ersten Bildnisse nach der Rückkehr erregten ein so großes Aufsehen, daß ihm nun Aufträge von allen Seiten zuströmten und er besonders in Wien fast noch heimischer als in München, von 1872—74 festgehalten ward. Auf der dortigen Weltausstellung glänzte er durch eine ganze Reihe von Werken der verschiedensten Art, unter denen sich die Bildnisse der beiden Kaiser von Deutschland und Oesterreich befanden.

Indessen kann nicht verschwiegen werden, daß gerade diese weniger glückliche Leistungen waren. Lenbach ist einmal nicht für repräsentative Malerei gemacht und bleibt hier weit hinter dem Geschmaç des Arrangements und der sicheren Meisterschaft der Zeichnung eines Winterhalter zurück, den er an Seele wie feinem Farbensinn doch so sehr übertrifft. Jene ist überhaupt seine größte Schwäche, tritt oft störend heraus. Seine Modellirung hat nicht die wunderbare Festigkeit eines Velasquez oder Holbein, läßt bisweilen das Knochengerüste hinter dem in der Carnation lebendig pulsirenden Blut vermissen. Wie Lawrence malt er eigentlich bloß den Kopf gut, pflegt schon die Hände sehr zu vernachlässigen und die Figur vollends im Helldunkel verschwimmen zu lassen. Darum, und weil er Uniformen und Orden, Spitzen und Juwelen mit gleichgültiger Nonchalance behandelt, obwol er ihre malerischen Reize sehr wohl zu benutzen versteht, wird er nie in dem Sinne Hofmaler werden, wie sein berühmter Vorgänger. Auch weil er weder schmeichelt, noch überhaupt große Decorationsbilder zu machen im Stande ist oder so schnell arbeitet, als es die so sehr in Anspruch genommene Zeit der meisten Monarchen verlangt. In diesem Stück sind ihm Angeli wie Canon überlegen. Ebenso Füssli, der Berliner Richter oder die Franzosen Fr. Jaquemart und Carolus Duran.

Um so weniger erreichen sie ihn aber in der eigentlichen Seelenmalerei. So sind seine Bilder eines Moltke, Gladstone, Döllinger, Liphart, Helmholz, Lachner, Richard Wagner, Liszt zc. Musterbilder feiner, in's

Tiefste gehenden Charakteristik, haben eine überzeugende Kraft, daß sie sich mit der historischen Persönlichkeit vollkommen decken, ja diese uns in einer Weise klar machen, wie es die Schrift niemals vermöchte.

Besonders ist sein Moltke ein wahres Meisterstück. Man sieht sich der seltensten Vereinigung von Ueberlegenheit des Geistes und furchtbarer Willenskraft, adlerartigem Scharfblick gegenüber und erkennt doch die Feinheit und Zurückhaltung dieser Natur, den gelehrten Soldaten keinen Augenblick. Ebenso klar springt uns das jesuitisch Angehauchte bei Döllinger, wie der feinsinnige Kunstkenner und Sonderling bei Liphart entgegen. In Helmholz ist der Typus des keine Autorität kennenden deutschen Forschers und Lehrers ebenso energisch ausgeprägt, als in Liszt das Magierhafte, in Wagner die verzehrende Unerfättlichkeit des künstlerischen Genies, die Mischung von unerhörter Willenskraft und bald liebenswürdiger, bald geistvoller Impertinenz.

Nicht weniger anziehend erscheinen seine Frauen, denen er einen tiefen geistigen Reiz zu geben vermag, der sie uns unendlich interessant macht. Speciell ist er ein wahrer Virtuose in der Wiedergabe jener internationalen, bald künstlerischen, bald diplomatischen Damen, die eine Art von Freimaurerei durch ganz Europa bilden, heute in Paris und morgen in Rom oder Petersburg glänzen, jedenfalls aber ein reiches Leben schon hinter sich haben. Ueber sie weiß er alle Magie, all' das Mysterium, den berausenden Dufte zu breiten, der sie so verführerisch erscheinen läßt. Dabei versteht er allen Nebendingen ihren Gehalt an malerischem Reiz abzusehen und zu verwerthen, sie aber doch so zu behandeln, daß seine Bilder keiner bestimmten Zeit anzugehören scheinen, niemals außer Mode zu kommen in Gefahr sind, in hundert Jahren ihre fesselnde Wirkung ebenso behalten werden wie heute.

Uebrigens kann Niemand sagen, welche Wandlungen dieser durchaus eigenartige, ewig unbefriedigt strebende Künstlercharakter noch durchmachen wird. Wie er mit den technischen Systemen zu wechseln sich gefällt, so könnte es ihm ja auch einmal einfallen, die, welche so oft in der Repräsentation ganz aufgehen, auch bloß als höhere Schauspieler wiederzugeben. Jedenfalls hinterläßt er uns in seinen Charakterbildern berühmter Männer und Frauen — seiner eigentlichen Stärke — eine Zeitchronik von ebenso unvergänglichem Reize als absolutem künstlerischem Gehalt und hat einen sehr großen Antheil daran, wenn unsere deutsche Malerei den ungeheuren Zwischenraum, der sie von der klassischen trennte, im letzten Jahrzehnt bedeutend verringert hat.



Die englische Nordpolarpedition von 1875—76.

Von

Julius Payer.

— Frankfurt a. M. —

Wer die Karte der Baffinsbai zur Hand nimmt, der wird sich der Bewunderung nicht erwehren können, mit welcher Raschheit (20 Jahre) die Entdeckung ihres nördlichen Ausganges, also der Strecke von 78° — 83° nördl. Breite geschah. Fünf große Expeditionen, deren Bestimmung zum Theil die Erreichung des Nordpols war, haben an diesem Riesenwerk gearbeitet, und für den mit der Polarliteratur vertrauten Leser sind alle die Namen, welche er auf jener Karte erblickt, Denksteine rühmlicher Ausdauer und standhaft überwandener Leiden. Wir erinnern uns zunächst an Inglefield, an Kane's zweijährigen, an Prüzungen überreichen Aufenthalt im Kongsfjorden, an seinen verzweifelten Rückzug, an Hayes' mit übermenschlicher Anstrengung ausgeführte Ueberschreitung des Smith-Sundes, an das tragische Ende Hall's und der vielen Heimsuchungen, welche auch dieser Expedition zu Theil wurden.

So groß auch die Hemmnisse waren, welche schon die drei letzten dieser Expeditionen zu überwinden hatten, und so bitter auch die Enttäuschungen in ihrem Gefolge waren, so haben doch die Heimgekehrten wider Erwarten mit wachsender Zuversicht verkündet, fast an der Grenze aller Schwierigkeiten auf dem Wege zum Pole angelangt zu sein, — nämlich in nächster Nähe eines offenen Polarmeeres.

So wenig sich auch ernste oder erfahrene Männer hinreißen ließen, an die Ozeanität des Poles zu glauben, so übten die zunehmenden Fortschritte der drei amerikanischen Expeditionen im Smith-Sund-Wege gegen Nord im Vergleiche mit den nautischen Mißerfolgen der übrigen, andere Routen verfolgenden Polarexpeditionen doch diejenige Wirkung aus, daß

sie den wenigleich engen Smith-Sund-Weg als den praktikabelsten zur Erreichung des Poles anjahen.

England wurde zum Träger dieser Idee und die einsichtsvollsten Männer, zum Theil berühmte alte Polarsfahrer, entwarfen daselbst den Plan zu einer neuen, im großen Stile auszuführenden Expedition durch den Smith-Sund. Mittelft glücklicher Benutzung jener wechselnden Wasserstraßen, welche sich selbst im eigentlichen Packeise noch befinden, hoffte man, wenn nicht gerade den Nordpol zu erreichen, so doch selbst die Polhöhe Hall's ($82^{\circ} 16'$) erheblich zu übertreffen. Die Erreichung des Poles sollte dann durch Schlittenreisen geschehen.

Dieser Plan setzte in doppelter Hinsicht die Existenz einer nach Nord gerichteten Küste voraus, — in Bezug auf das nur im Küstenwasser*) erfolgreich zu gewärtigende Vordringen zu Schiff, und in Bezug auf Schlittenreisen, welche auf große Ausdehnung hin nur längs des an Küsten fest und eben anliegenden Eises geschehen können. In der That bot der Smith-Sund-Weg diese Grundbedingungen erfahrungsgemäß bis zu 83° nördl. Breite, und darüber hinaus, über 84° nördl. Breite zc. hatte die letzte amerikanische Expedition die Existenz von Land (Präsident's-Land) verkündet. Die Instruction der Admiralität warnte die Expedition vor der Erfolglosigkeit von Packeisreisen mit schwerem Gepäc; kein Zweifel, man glaubte eben daran, daß entweder Grönland oder Grant-Land sich noch beträchtlich in meridionaler Richtung fortsetze.

In diesen zwingenden Voraussetzungen und Bedingungen lagen indeß die Mängel des Planes; die Nichterfüllung der ersteren durch die Natur bewirkten das Scheitern der Expedition in ihrem, an sich allerdings werthlosen Hauptziele. Drang die Expedition zur See im Küstenwasser selbst bis zum 86. oder 87. Breitengrad vor und fehlte fernerhin

*) Die Schifffahrt im landjernen Eismeer ist weitaus schwieriger, völlig vom Zufall abhängig, ernstern Katastrophen ausgesetzt, ohne bestimmbares Ziel und ohne Bürgschaft eines Winterhafens. Längs dem Lande hingegen bilden sich gewöhnlich Streifen offenen Wassers, das nur im Winter dem Ansätze des Landeises Platz macht. Es ist selbstverständlich, daß auch die Schifffahrt im Küstenwasser nur langsame Fortschritte ermöglicht, allein in der Praxis ist sie noch immer mit Vortheil angewandt worden. Von Varenz wurde sie zuerst gewürdigt, von Parry in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt. Seitdem gilt sie als ein Schifffahrtsdogma innerhalb des Eises. Parry sagt darüber 1819: „Unsere Erfahrung hat meiner Meinung nach offenbar gezeigt, daß die Beschiffung des Polarmeeres nie mit einiger Wahrscheinlichkeit ohne eine zusammenhängende Küste geschehen kann. Nur durch das Abwarten der Dessnungen, die zuweilen zwischen dem Eise und dem Lande eintreten, machten wir unsere letzten Fortschritte, und hätte sich das Land in der gewünschten Richtung weiter erstreckt, so kann es keine Frage sein, daß wir, so langsam es auch sein mochte, der Erreichung unseres Zweckes näher gekommen wären.“

gegen Nord Land, so war es dem Schlitten unmöglich, den Pol zu erreichen. Die Mängel eines solchen Planes konnten übrigens von Männern wie Richards, MacClintock, Osborne, Collinson u. nicht unerwogen geblieben sein, und es ist zweifelsohne, daß die Erreichung des Poles denselben nicht anders vorschwebte als der österreichisch-ungarischen Expedition die Erreichung der Behrings-Straße, nämlich als ideales Reiseziel! In Ermangelung desselben wollte man sich offenbar mit arktischer Forschung über die Fußtapfen Halls hinaus begnügen.

Die Ausführung dieses Planes geschah mit einer England charakterisirenden Energie, Umsicht und Opferwilligkeit. Nares, bereits mit der Polarwelt vertraut, zur Zeit der Commandant des Challenger, mit epochemachenden Tiefseeuntersuchungen im fernen Ocean beschäftigt, wurde mit der Führung der Expedition betraut und telegraphisch aus Yokohama heimberufen. Die Auswahl der Offiziere und Mannschaft, die Ausrüstung der Schiffe *Mert* und *Discovery* geschah mit einer bis dahin unbekannten Vollkommenheit. Hatte — um nur eines Nebenumstandes zu erwähnen — z. B. die österreichisch-ungarische Expedition für ihre Schlittenreisen nur acht Hunde und noch dazu aus Europa mitgenommen, so wurden von Seite der englischen mehr als hundert derselben in Grönland eingesetzt.*)

Zu dieser Aufbietung aller Kräfte gesellte sich eine rühmliche Vorsicht, die Auszufendenden im Falle einer Katastrophe thunlichst zu sichern. Nicht allein, daß nur der *Mert* die Bestimmung erhielt, nach dem äußersten Norden hin vorzudringen, die *Discovery* dagegen etwas südlicher überwintern sollte, wodurch ein Schiff dem andern als eventuelles Rückzugsobject diente, — auch sonst wurde nichts versäumt, Rettungsbedarf (Lebensmittel, Boote) auf einer Anzahl Punkte am Smith-Sund-Wege auszuweisen.

Ueberaus günstig schien das Glück der englischen Unternehmung. Die Baffinsbai und das Nordwasser — deren Eismassen schon so vielen Schiffen verderbenbringend wurden — wurden durchschifft, ohne Eis zu treffen. Vergleicht man diese Sachlage mit dem, was von anderen Polarfahrern in derselben Gegend beobachtet wurde, so hatte die Expedition alle Ursache, den Sommer 1875 als ihrem Unternehmen äußerst günstig zu betrachten.

Erst unter 79° nördl. Breite begannen die Kämpfe mit dem Eise, mit Glück, aber auch ebensoviel Umsicht und Energie wurden sie überstanden; — derart, daß das Hauptschiff *Mert* an 240 Meilen in Nordrichtung durch das Eis drang. Die *Discovery* blieb etwas südlicher in

*) Es ist mir leider nicht bekannt, welches der Nutzen und das Schicksal dieser Thiere war; sie scheinen insbesondere bei den kleineren Recognoscirungsreisen verwendet worden zu sein.

81° 44' nördl. Breite zurück, sechs Minuten nördlich von Hall's Ueberwinterungsstation.

So weit, als sich Land gegen Nord erstreckte, hatte die Alert, wenngleich unter mannigfachen Gefahren und Hindernissen, dennoch Fahrwasser längs der Westküsten des Smith-Sund-Weges zum Vordringen gefunden. Da jedoch das Land aufhörte (in 82½°), erwies sich sofort die Unmöglichkeit weiteren Vordringens. Kein Land war nach Nord zu sehen, nichts als eine geschlossene Packeismasse.

Unter dem Schutze gestrandeter mächtiger Eismassen, dicht unter der NO-Ecke der Grantküste, fand die Ueberwinterung der Alert statt.

Trotz der hohen Breite und Strenge des Klimas — 142 Tage ohne Sonne — überwinterte die Alert gleich der Discovern, Dank ihrer trefflichen Ausrüstung und Führung, unter befriedigenden Verhältnissen, wenngleich in Folge des aufbrechenden Küsteneises unfähig, sich während des Winters miteinander in Verbindung zu setzen. Der Winter erwies sich strenger, als je zuvor beobachtet worden, sowol hinsichtlich seines Temperatur-Minimums, als auch in Hinsicht der langen Dauer intensiv niedriger Temperatur überhaupt. Einen Monat lang blieb das Quecksilber im Thermometer gefroren! — ein Zeichen, daß weithin kein offenes Wasser vorhanden war. Auch die große Ruhe in der Atmosphäre deutete darauf hin. Wie gewöhnlich bei arktischen Ueberwinterungen fiel nur wenig Schnee, eine neue Bestätigung, daß die Region mächtiger winterlicher Schneefälle weit südlicher liegt, und daß die Hauptniederschläge in den hocharktischen Regionen dem Sommer angehören.

Die Uebelstände einer arktischen Ueberwinterung wurden bei weitem überboten durch den niederbeugenden Eindruck einer vereitelten Erwartung, durch das Fehlen einer nach Nord gerichteten Küste. Dieser Uebelstand schnitt wie vorher dem Schiffe, so auch jetzt im Frühjahr 1876 dem Schlitten die Möglichkeit ab, das Ziel auch nur annähernd zu erreichen. Wer es erfahren hat, was es heißt, das Land verlassend, über Packeis mit schweren Schlitten viele Meilen weit zu reisen, der wird den nunmehr erfolgten englischen Schlittenreisen die höchste Bewunderung zollen; — eine Bewunderung, die namentlich bei Markham's Reise um so gerechtfertigter ist, als es sich hier nicht darum handelte, das Leben zu retten, vielmehr darum, sich von den Lebensbedingungen, dem Schiffe, immer mehr zu entfernen. Markham hatte bereits im Herbst 1875 eine Reconnoissancefahrt für die große Reise nach Nord unternommen. Diese lehrte ihn, daß er dem Lande nur eine kurze Strecke weit folgen könne, daß er dann aber gezwungen sei, auf das hier wie überall zu Bergen emporgepreßte, landferne Packeis hinauszusteuern. Dieser Anblick mußte ihn überzeugt haben, daß seine Aufgabe von Hause aus hoffnungslos war. Markham's Schlittenreise dauerte 72 Tage, am 12. Mai erreichte er 83° 20' nördl. Breite. Er übertraf somit den bis dahin unbefiegten

Barry, Hall, die österreichisch-ungarische Expedition und alle seine Vorgänger überhaupt.

Die lange Dauer von Markhams Reise, mangelhafte Ernährung mittelst Conserven, die Größe der Anstrengungen u. waren offenbar Schuld an der tiefen Erschöpfung der Rückkehrenden.

Unter weit glücklicheren Bedingungen vollführte Lieutenant Aldrich seine Schlittenexpedition, denn sie lief entlang der Nordküste von Grant-Land gegen West. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die von ihm zurückgelegte Strecke die Markhams fast um das Vierfache übertrifft. Auch hier waren die Anstrengungen wahrhaft furchtbar.

Gleich erfolgreich in Bezug auf geographische Entdeckungen war Beaumonts Schlittenreise von der Discovery aus nach Nordost zur Erforschung der grönländischen Küste. Die Anstrengungen und Leiden dieser Partie scheinen noch größer als die der übrigen gewesen zu sein. Beaumont hatte mehrere große Inlets zu überqueren, sich mithin streckenweise von der Küste zu entfernen, in Folge dessen er das Chaos des landfernen Packeises zu überwinden hatte. Selbst unter der Küste traf er schlechte Bahnen, denn die Nordwestwinde hatten die Felder daselbst zusammengepreßt.

In Hinblick auf die angetroffenen Eisverhältnisse und die Nutzlosigkeit weiterer Opfer war es natürlich, daß Capitän Nares nach erfolgter Rückkehr aller Schlittenexpeditionen zur Heimreise schritt.

Schon am 31. Juli vermochte die Alert die Stätte ihrer Ueberwinterung zu verlassen, eine glückliche Fügung in Anbetracht der hochnordischen Lage derselben. Nach bewirkter Vereinigung mit der erst etwas später freigewordenen Discovery traten hierauf beide Schiffe die Fahrt nach England an.

Diese zweimalige Durchfahrung des engen Smith-Sund-Weges ist die glänzendste That der bisherigen Schifffahrt im nördlichen Eismeere. Nares benützte beide Male das Küstenwasser der Westseite, und zwar mit Geschick und Ausdauer, bald mit Energie die Hindernisse überwindend, bald mit Geduld den Eintritt besserer Umstände erwartend und ihren Eintritt sofort ausnützend, daß man bei Verfolgung seines Berichts Barry's berühmte erste Nordwestreise zu lesen glaubt. So bewunderungswürdig Nares seine Schiffe führte, so hat doch 1876 abermals ein günstiger Sommer mitgewirkt, sein Entkommen zu erleichtern.

Nares' glänzender Zug durch das Eismeer hat das Thema wieder angeregt, ob man im Polargebiete leichter und besser zu Schiff oder mittelst Schlitten vorzudringen vermöge. Gegen einander abwägen lassen sich diese beiden Reismittel indeß nicht, da sie einander ergänzen müssen, selbst in solchen Fällen, wo, wie gewöhnlich in neuerer Zeit, arktische Entdeckungen fast nur mittelst Schlitten geschahen. Eines dieser Reismittel ist ohne das andere entweder ganz unbrauchbar oder im andern

Falle von geringem Erfolge. Beispiele erklären die Sachlage sehr leicht. Hätte Nares keine Schlittenexpeditionen ausgesandt, so wären die jüngsten Entdeckungen der Engländer nicht vorhanden, er hätte dann nur die Entdeckungen Hall's bestätigt, respective corrigirt. Hätte Hall seiner Zeit Schlittenreisen unternommen, so hätten die Engländer keine Entdeckungen machen können. Hätte der Tegetthoff keine Schlitten besessen, so wäre von Franz-Josephs-Land fast nicht mehr bekannt wie die kleine Wilczel-Insel. Boldewey hätte ohne Schlitten nach Norden hin an Ostgrönlands Küste gar keine Entdeckungen machen können, dasselbe gilt von Kane's, noch mehr von Hayes' Expedition. Natürlich waren alle diese Entdeckungen mittelst Schlitten wieder darauf basirt, daß die Schlitten durch ein Schiff bis an die Grenze des Bekannten und Unbekannten gebracht wurden, da die Entdeckungen sonst gar nicht hätten stattfinden können. Diese Grenze des Unbekannten liegt aber gegenwärtig überall so weit innerhalb des Eises, daß ein Schiff in der kurzen Jahreszeit vollauf zu thun hat, um nur bis dahin zu gelangen oder sie im günstigsten Falle ein wenig zu überschreiten. Von hier an in seinem Laufe gehemmt, ist es während der langen Periode, wo das Eis geschlossen an den Küsten liegt, nur dem Schlitten möglich, die Entdeckungen, wenn auch noch so beschwerlich und langsam, zu beginnen oder zu vervollständigen.

Voranehend wurde der Verlauf der englischen Nordpolexpedition in ihren Hauptzügen geschildert. Betrachten wir nun die Ergebnisse derselben und die Schlüsse, welche daraus gezogen werden können; — allerdings mit dem Vorbehalt, daß zur Zeit noch immer nur dürftige oder ungenaue Umrisse von der Expedition bekannt sind, mithin ein endgültiges Urtheil einer späteren Zeit anheimfällt.

Wenngleich Capitän Nares den Nordpol, das ideale Ziel seiner Reise, nicht erreichte, so hat er sich demselben doch mehr genähert, als alle seine Vorgänger. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Aufgabe des Capitän Nares von Anfang an schwieriger war, als die der Vorgenannten. Erreichte er nur so viel, wie z. B. die an sich rühmliche und erfolgreiche Expedition der *Polaris*, so würde er in den Augen Englands nichts geleistet haben. So aber reihen sich ausgedehnte geographische Entdeckungen — dazu auch die Correctur der mangelhaften amerikanischen Aufnahmen zählt — an den nationalen Erfolg der bisher höchsten erreichten Polhöhe. Capitän Nares ist auch zur See weiter vorgedrungen, als irgend ein Anderer vor ihm, er hat höher im Norden überwintert, als selbst die Hall'sche Expedition, und trotz energischen Vorgehens seine Schiffe glücklich zurückgebracht.

Die Schiffe *Mert* und *Discovery* haben in ihren Anstrengungen gewetteifert, ihre erfolggekrönten Schlittenreisen geschahen unter ungünstigeren Umständen als je zuvor. Auch alle übrigen wissenschaftlichen Beobachtungen, welche die Umstände vorschrieben oder gestatteten, wurden

an Bord gemacht. Dazu zählen die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen in den Ueberwinterungsstationen, hinsichtlich welcher Arbeiten es nur zu bedauern ist, daß sie sich nur auf ein Jahr erstrecken und der Gleichzeitigkeit mit ähnlichen Beobachtungen im hohen Norden entbehren; — ferner die Bestimmung der Gezeiten und Meeresstiefen an verschiedenen Plätzen im Smith-Sund-Wege, und endlich sonstige naturhistorische Beobachtungen und Sammlungen.

Alle diese Arbeiten sind im hohen Norden mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, auch ist die wissenschaftliche Ernte daselbst trotz aller Anstrengungen in Anbetracht der dürftigen Natur niemals so lohnend wie in den Tropen. Der Geologe allein, besonders wenn er an Schlittenreisen Theil nimmt, arbeitet noch mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit und Erfolg. Diesem Umstande verdanken wir jetzt eine hinreichende Kenntniß der Gebirgsarten im Norden des besuchten Gebietes. So viel mir darüber bekannt wurde, scheinen sich an der Granküste manche Formationen des Kaiser-Wilhelms-Landes zu wiederholen. Die botanische Ausbeute von 82—83° nördl. Breite an 20—30 Species Blütenpflanzen ist reicher als erwartet werden konnte, sie übertrifft die Vegetationserscheinungen, welche wir im Franz-Josephs-Land allerdings ohne den Sommer zu Gesicht bekamen. Trotz ihrer geringen Schneebedeckung mögen jene Länder nächst dem Robeson Channel, indeß mit Spitzbergen oder Ostgrönland verglichen, den Eindruck von felsigen Wüsten gewähren. In zoologischer Beziehung ist, abgesehen von den Sammlungen, das gänzliche Fehlen von Wallrossen von Interesse. Kane und Hayes trafen solche weiter südlich in Menge. Der Robeson Channel scheint leicht genug zu sein, um das Fortkommen dieser Thiere zu ermöglichen, es dürfte also an den Nahrungsbedingungen derselben daselbst fehlen: Muscheln und Seetang am Meeresgrunde.

Ueberblickt man alle diese Erfolge und neuen Erfahrungen, betrachtet man die Nares'sche Expedition — ohne sich engherzig an das Nichterreichen des Nordpols anzuklammern — im weiteren Sinne ihrer Aufgabe: Entdeckungen zu machen, so wird man diese Unternehmung bei gebührender Würdigung von Hemmnissen und Thaten als mindestens ebenso erfolgreich ansehen, wie irgend eine der besten Expeditionen vorher.

In seinem Telegramm hat der Befehlshaber der Expedition seine Ansicht über die Nichterreichbarkeit des Nordpols ausgesprochen. Dieser Gegenstand ist völlig subjectiv, er ist Glaubenssache. Man kann zu erklären suchen, daß der Nordpol mit unsern gegenwärtigen Mitteln unerreichtbar sein müsse, aber man kann es nicht beweisen.

Die Form eines Telegramms gewährte dem Befehlshaber indeß keine Gelegenheit, seine Anschauung von der Nichterreichbarkeit des Nordpols zu motiviren. Ich glaube wol nicht zu irren, wenn ich den Sinn der beiden kargen Worte „Pole impracticable“ folgendermaßen erweitere:

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als hätte die bisherige

Form des Vordringens gegen den Pol mittelst Schiff eine rapide Steigerung der Erfolge mit sich gebracht und verbürge eine solche auch künftighin. Allein dieses allmälige Vorrücken mittelst Schiffe vom Polarkreise bis zum 73., 75., 79., ja bis über den 82. Breitengrad war eine Frucht der aufgewandten Zeit dreier Jahrhunderte. Von diesen Breiten an steht die Erreichung der folgenden Breiten, des 83—90. Grades, durchaus nicht in einem solchen, nur durch einen Aufwand an Zeit zunehmenden Verhältnisse.

Daß die vermehrte Erfahrung und Kühnheit seither manche Uebelstände der Schifffahrt beseitigt hat, ist unzweifelhaft; aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß wir im großen Ganzen weniger die Erfolge, als die Sicherheit und Bequemlichkeit der Eischifffahrt als gesteigert zu betrachten haben.

Schon Hudson, Baffin, insbesondere Scoresby und einige Wallfischfahrer des 17. Jahrhunderts erreichten Breiten, welche seitdem nur wenig überschritten worden sind. In vielen Fällen war nicht die größere Erfahrung oder die Kühnheit die Ursache solcher Fortschritte, sondern das Glück und die Launen des Eises, welche dem Wallfischfahrer oft Blide in sein Inneres gestatten, die sie dem wissenschaftlichen Forscher verschließen.

Unsere höhere Befähigung für Polarfahrten liegt in der Vervollkommnung unserer Mittel. Statt unsere Kräfte zu zerplittern, wie es einst die Aussendung kleiner Flotten mit sich brachte, rüsten wir seit J. Noß nur 1—2 Schiffe aus, die für ihre besondere Bestimmung stark gebaut, mit der Macht des Dampfes und allem Wünschenwerthen versehen werden. Wir verproviantiren und entsenden sie anstatt für kurze Sommerreisen, für Jahre und Ueberwinterungen, schützen die Besatzung derselben durch zweckmäßige Nahrung, wie durch die Hülfe eines gebildeten Arztes, anstatt der ehemaligen Feldscherer, vor dem Damoklesschwert des Scorbut. Hierin, in der gefahrlosen Verlängerung der Reise, aber ganz besonders in der nur durch Ueberwinterungen ermöglichten Ausführung von Herbst- und Frühjahrsschlittenreisen liegt der Grund, warum wir nicht rings des Poles stehen geblieben sind, an den Schranken der „für die Ewigkeit gebauten Bollwerke“: im Menselaer Hafen, im Lancaster-Barrow-Wege, an den Pendulum-Inseln, wie beim heiligen Vorgebirge Afens.

Wir sind also bei Polarexpeditionen, insoweit sie das Aufsuchen der höchsten Breiten mittelst der Schiffe betreffen, trotz des Dampfes, an einzelnen Orten fast an der Grenze des Erreichbaren angelangt, und selbst außerordentliche Erfolge, wie sie den Expeditionen von Hall und Nares zu Theil wurden, lehren uns nur die Möglichkeit eines geringen Ueberschreitens dieser Grenze unter den günstigsten Constellationen.

Ostgrönland wird in höheren Breiten denn $73\frac{1}{2}$ — 75° nördl. Breite als unzugänglich betrachtet, die geringe Ausdehnung des Küstenwassers daselbst und starke Gegenströmung mit Packeis zur Zeit der zweiten deutschen Nordpolexpedition vereitelte ihr Vordringen gegen Nord. Im Norden von

Spitzbergen und an der Behringsstraße haben an 50 Expeditionen und unzählige Wallfischfahrer, in nahezu derselben Breite, ein gebieterisches *Non possumus* durch das Eis erfahren, etwa 40 Expeditionen auf dem Wege der Nordostdurchfahrt. Ueberall erwies sich die Unzulänglichkeit der kurzen verfügbaren Schifffahrtszeit bei der großen Ausdehnung eines, durch außerordentliche Hindernisse gesperrten Weges.

Der Smith-Sund-Weg endlich, für die Erreichung hoher Breiten von allen Polarfahrern am meisten empfohlen, hat sich erst jüngst abermals aussichtslos erwiesen, da er in ein landfernes Packeisgebiet führt.

Wenngleich dieses Packeisgebiet ebenso wenig unveränderlich festliegt, wie irgend ein anderer Theil des Eismeeres, so erhöht das zeitweise Aufbrechen desselben die Chancen der Erreichung des Nordpols doch nur in der Theorie. In der Praxis würde ein Schiff, das den Smith-Sund-Weg wiederholt, von außergewöhnlichen Gefahren und Katastrophen abgesehen, etwa in folgende Lage gerathen: Das Jahr 1875 war für die Schifffahrt im Smith-Sunde im Allgemeinen sehr günstig; umsomehr mußte das feste, ausgedehnte Packeis im Norden von Grant-Land die Expedition von Nares überraschen. Es kann und wird indeß geschehen, daß besagtes Eis nicht nur allein in einem künftigen günstigen Sommer, sondern auch, daß es in einem sonst vorherrschend ungünstigen! Eisjahr bis zur Erzeugung mehr oder minder schiffbarer Straßen aufbricht. Ein Schiff fände dann, vielleicht weiter im Süden, unschiffbar dichtes Eis. Träte aber auch die Schiffbarkeit des Smith-Sundes und das Aufbrechen des Eises nördlich von Grant-Land gleichzeitig ein, — keineswegs folgte daraus schon die Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit, den Pol zu erreichen; denn schon das Vordringen bis zum 82. oder 83. Grad erschöpft erfahrungsgemäß völlig die verfügbare Schifffahrtszeit und setzt für sich allein die günstigsten Bedingungen voraus. Ein Schiff, das im Anfang des Herbstes den 82. Grad erreicht, darf nichts mehr riskiren, nur wirklich offenes Wasser darf es noch befahren, die Sorge für den Winterhafen überwiegt nothwendigerweise jedes andere Bestreben. Ein Schiff jedoch, das unter bis dahin günstigen Umständen in die jedenfalls eiserfüllte, wenn auch noch mit Noth schiffbare Lincoln-See eindrange, würde beim Vorschreiten der Jahreszeit entweder besetzt werden (und das ist das Wahrscheinlichere), oder aber es gelänge ihm, wenn wirklich noch weiterhin Land sich findet, vielleicht in 83, ja selbst in 84 Grad zu überwintern. Werden sich aber die hier so unerhört günstig angenommenen Eiszustände im nächsten Jahr wiederholen, dem eingedrungenen Fahrzeug gestatten, seinen Weg zum Nordpol fortzusetzen oder zurückzukehren? Wird eine solche Wiederkehr überaus glücklicher Eiszustände zwei, drei, vier Jahre hindurch sich erneuern, oder aber erst nach so und so vielen Decennien? Die Antwort darauf ist zugleich die Beantwortung der Erreichbarkeit des Nordpols,

sie entzieht sich der Kritik und entspringt der Erfahrung bei dem Einen, dem Gefühl oder den Vermuthungen bei dem Andern. Ist dies, wie ich vermuthe, der wahre Inhalt jenes *Pole impracticable*, dann trete ich der Ansicht des Capitän Nares vollkommen bei. Darf man also auch nicht behaupten, die Erreichung des Poles sei geradezu unmöglich, so darf man dafür sagen: wir sollen den Pol so lange als unerreichbar betrachten und so lange von der arktischen Forschung ausschließen, bis wir, anstatt der ohnmächtigen Fahrzeuge des Meeres, die der Luft dahin senden können.

Vom geographischen Standpunkte aus hätte dann die Erforschung von Grönland, Gillis-Land, Wrangel-Land und Franz-Josephs-Land an die Stelle eigentlicher Nordpolexpeditionen zu treten. Erst einer späteren Zeit mit vollkommeneren Hülfsmitteln wäre ihre Erneuerung vorbehalten und damit die Befriedigung eines unausrottbaren Verlangens der Menschheit, zu erfahren, welcher Art die Beschaffenheit des innersten Polargebietes ist.

Aber auch abgesehen von der gegenwärtigen Erfolglosigkeit aller Anstrengungen den Nordpol zu erreichen, kann die geographische Forschung nicht ununterbrochen als das Hauptziel einer Polarexpedition betrachtet werden, sie muß für eine Zeit lang in den Hintergrund vor der naturhistorischen treten. Lieutenant Weyprecht äußert sich noch entschiedener in diesem Sinne, indem er das Ueberwiegen der geographischen Forschung bei allen bisherigen Polarexpeditionen betont und den Wunsch ausdrückt, daß sich die großen Culturnationen zu gleichzeitigen arktischen Forschungsreisen für Magnetismus, Electricität und Meteorologie einigen möchten. „Um entscheidende wissenschaftliche Resultate zu erzielen, brauchen wir eine Reihe gleichzeitiger Expeditionen, deren Zweck sein müßte, an verschiedenen Punkten des arktischen Gebietes vertheilt, mit gleichen Instrumenten, gleichzeitige einjährige Beobachtungen zu schaffen.“

Indem ich Lieutenant Weyprechts Worte anführe und seiner Ansicht beistimme, komme ich darauf zurück, daß die Expedition des Capitän Nares dagegen nur im Sinne ihrer Aufgabe beurtheilt werden darf und daß ihre Leistungen unverminderte Bewunderung verdienen, wenn sie auch einem andern wissenschaftlichen Ziele, nämlich dem geographischen zustreben.

Gelegentlich der Rückkehr der englischen Nordpolexpedition hat sich auch gezeigt, daß das Phantom des offenen Polarmeeres, wenngleich seit drei Jahrhunderten bekämpft, noch immer zahlreiche Anhänger zählt, so daß man es als eine Errungenschaft der Expedition ansah, neue Gründe gegen die Oceanität des Poles gebracht zu haben. So wenig wie sich die Erreichbarkeit des Poles bisher beweisen oder widerlegen ließ, so wenig war man bisher im Stande, die Existenz oder Nichtexistenz eines offenen Polarmeeres durch directe Entdeckung, durch die That also zu

beweisen. Ließ es sich auch, aus wissenschaftlichen Gründen, absolut in Abrede stellen, sprach auch die Erfahrung dagegen, nicht erst seit Nares, sondern schon seit Hudson und Baffin, — demungeachtet ist diese Chimäre unausrottbar geblieben, weil seine Anhänger nach hundert Gegenanzeigen es immer wieder dahin verlegen konnten, wo noch Niemand war, näher zum Pol.

Außer den Entdeckungen und angeregten Streitfragen bietet die Expedition noch viele interessante Einzelheiten. Dazu zählt das beobachtete sporadische Auftreten des Thierlebens im äußersten Norden, — eine Erscheinung, welche auch weiter im Süden der Smith-Sund-Route von Kane, Hayes und Hall gemacht wurde. Kane und Nares fanden in ihren Uebernüchtungsplätzen nur wenig, Stephenson, Hayes und Hall verhältnißmäßig reiches Thierleben. Mit Bezug auf den Hochnorden scheint die Discovery in der That in einer Art „Paradies“ überwintert zu haben, denn während die Besatzung derselben im Laufe des Jahres 54 Moschusochsen erlegte, schoß die Besatzung der Alert deren nur 6.

Demungeachtet scheint Grant-Land noch immer reicher bevölkert durch eigentliche Landthiere zu sein, als das Franz-Josephs-Land, denn in letzterem wurden (außer Spuren von Füchsen und Hasen) keinerlei Landthiere gesehen. Die Eisbäre, die daselbst in großer Zahl angetroffen wurden, hatten hier wie überall das umliegende Eismeer zur eigentlichen Heimat. Die Verlassenheit der Umgebung des Alert vom Thierleben überhaupt erklärt das nach Nord dicht anliegende Padeiz, also der völlige Mangel offenen Wassers, einer Existenzbedingung für Vögel, Robben und Bären.

Die Expedition sah gegen Nord kein Land und verneint auch die Existenz des von der Hall'schen Expedition vermeintlich wahrgenommenen Präsidens-Landes. In der That geschieht es in arktischen Regionen nicht selten, daß die Dunstbänke des Horizonts den ausgesprochenen Charakter ferner Höhenzüge nachahmen, weil die geringe Höhe, bis zu welcher sie in der kalten Luft emporzusteigen vermögen, ihre scharfe Begrenzung veranlaßt. Ein solcher Zustand der Atmosphäre mag die Amerikaner getäuscht haben. In entgegengesetzter Weise sind aber auch die im Polargebiete nur zu gewöhnlichen Nebelbänke geringer Höhe oft Ursache, daß nahes oder doch nicht zu entferntes Land den Blicken verhüllt bleibt. Dies mag vielleicht bei Beaumonts grönländischer Schlittenreise der Fall gewesen sein, so zwar, daß sich Grönland jenseits Cap Britannia im Sinne von Petermanns Hypothese noch weiter gegen Nord erstreckt.

Nares erklärte weite Reisen über Padeiz mit einem Boote und schweren Schlitten unthunlich, er hat damit vollkommen Recht. Marthams vergeblicher Marsch nach dem Nordpol über Padeiz gleicht den Anstrengungen der österreichisch-ungarischen Expedition, mit schweren Schlitten und Booten vom Franz-Josephs-Land aus nach Süden zu entrinne, wobei sie in 2 Monaten nur 2 deutsche Meilen zurücklegte, und ohne den Eintritt

schiffbarer Canäle, durch welche sie davonsegelte, niemals gerettet worden wäre. Solche Märsche wurden auch von Barry und Nordenskjöld in ähnlicher Weise und mit gleichem Mißerfolge von Spitzbergen aus nach Nord versucht.

Die Expedition traf das Eis um so mächtiger, je weiter sie gegen Norden vorbrang, zuletzt gerieth sie an ein Packeisgebiet, dessen Schollenstärke zwischen 50—120, und wenn ich nicht irre selbst 150 Fuß dick angegeben wird. Diese Angabe hat irrige Auslegungen gefunden. Nares sagte, nicht dieses Eis sei solches directer Bildung gewesen, sondern er gibt vielmehr die Maximal-Stärke des durch ungestörtes Gefrieren gebildeten Eises zufolge seiner Beobachtungen im Winterhafen auf 6 Fuß an. Dies stimmt auch zu den bisherigen Wahrnehmungen aus anderen Theilen des nördlichen Eismeeres, nach welchen man die mittlere Stärke directer Eisbildung etwa zu 7—8 Fuß annehmen kann. Daß die Eisbildung überall eine Grenze erfährt, und daß es kein Meer gibt, in welchem die Dicke desselben darüber hinaus zunimmt, ist nichts Neues, sondern eine schon Anfang dieses Jahrhunderts gemachte Erfahrung. J. Ross fand das derart gebildete Eis im Boothia-Golf 10 Fuß mächtig, Barry jenes bei der Melville-Insel $7\frac{1}{2}$ Fuß, Wrangel im sibirischen Eismeer 9 Fuß, Kolbeveij in Ostgrönland $6\frac{1}{2}$ Fuß. Hayes gibt für die Eisbildung im Port Foulke 9' 2" an; für den Smith-Sund hingegen veranschlagt er sie weit höher, begrenzt sie jedoch, indem er sagt: „Ich habe nie eine durch directes Gefrieren gebildete Eisplatte gesehen, welche die Tiefe von 18 Fuß*) überschritt.“

Die Erklärung, warum das Eis nicht in's Unendliche wächst, ist sehr einfach: Die Intensität der Eisbildung steht mit der fortschreitenden Mächtigkeit der Scholle im umgekehrten Verhältnisse und hört ganz auf, sobald die Dicke der Eisplatte sie nahe zu einem Nichtleiter der Lufttemperatur macht, das Uebereinanderschieben der Platten und die wachsende Schneebedeckung dem Durchdringen der Kälte Grenzen setzt. Würde das der Art gebildete Eis, nachdem es seine Maximal-Stärke erreicht hat, keine Störung erleiden, so träte man in allen Theilen des Eismeeres Eis von fast gleicher und zwar geringer Stärke. Dies ist aber nicht der Fall. Während die spontane Eisbildung nur von geringer Mächtigkeit ist, gewahrt man in den verschiedenen Eismeertheilen das Vorkommen von Eisfeldern ungleich größerer Dicke; sie sind das Resultat jenes Ueber- und namentlich Untereinanderschießens der Platten in Folge von Pressungen. Man bezeichnet sie mit dem Namen: altes, besser schweres Eis. Es folgt daraus, daß schweres Eis sich insbesondere an solchen Küsten finden wird, welche durch ihre Configuration dem Abströmen des Eises dammartig entgegen treten, mithin Pressungen begünstigen. Dies scheint bei den Küsten der

*) Auch diese Biffer scheint zu hoch gegriffen.

Lincoln-See in hohem Grade der Fall zu sein; daher also das 50—120 Fuß mächtige Eis daselbst. Es ist übrigens schwer verständlich, wie diese Ziffern zu nehmen sind, gelten sie der Maximal-Stärke der zusammengepreßten Schollenhäufungen über und unter dem Wasser oder ihrer Maximal-Erhöhung über das Meeresniveau allein? Angenommen, ersterer wahrscheinlicherer Fall sei gemeint, so hat man Aehnliches in anderen Eismeertheilen beobachtet; die Wahrnehmung wäre also nicht neu. Das Eis, welches wir bei der zweiten deutschen Nordpolexpedition an der Ostküste Grönlands 1869—70 trafen, ragte oft 40—80 Fuß über das Meeresniveau (d. h. die höchsten Erhebungen der bergigen Schollen), seine Gesammthöhe konnte also nicht geringer sein als das der Lincoln-See. Im Süden von Franz-Josephs-Land traf die österreichisch-ungarische Expedition 1872—74 Schollen, welche in Folge von Pressungen etwa 20—40 Fuß über das Meeresniveau hervorragten. Das sind indeß nur die Maximal-Stärken der Eissfelder, ihre mittlere Mächtigkeit ist auch bei noch so heftig stattgehabten Pressungen weit geringer.*) Das schwere Eis, welches Nares beobachtete, hat also durchaus nichts Auffälliges.

Die englische Expedition hat eine neue Benennung von Eisgattungen gebracht: Floeberg. Anfangs stellte ich mir darunter eine jener durch ungeheure Pressungen entstandenen bergartigen Schollen vor, Schollen geringer Flächenausdehnung und großer Höhe, welche als eine chaotische Anhäufung von Trümmern erscheinen. Inzwischen bekam ich in der „Illustr. London News“ eine Anzahl Zeichnungen von Eisformationen zu Gesicht, welche eines der Mitglieder der Nares'schen Expedition geliefert hat. Naturtreuere Abbildungen jeder Art von Polareis habe ich nie gesehen. Auch ein wahres Musterstück von einem in zwei Theile zerpaltenen Eisberge besaß ich dabei; zu meiner Ueberraschung las ich darunter das Wort: „Floeborg“. Waren die Floeberge, welche die Expedition nördlich von Cap Union sah, stets Eisgebilde dieser Art, so waren es keine bergartigen Schollenanhäufungen, sondern Eisberge. Die Eisberge sind in der Regel bei weitem nicht so steil und klippenreich, wie vermuthet wird, im Gegentheil meist unscheinbar, und sehen oft nur wenig über das Gewirre hügeliger Schollen hervor. Ihr charakteristisches Kennzeichen ist nicht immer besondere Höhe (Eisberge von 30—50 Fuß Höhe über Wasser sind die gewöhn-

*) Was das Tauchen der Schollen anlangt, so herrschen darüber noch immer unrichtige Ansichten. Das specifische Gewicht des Meereises wird mit 0.91 (Bunsen) angegeben. Demnach müssen etwa 9 Theile eines z. B. kubischen Eiskörpers unter das Wasser tauchen und nur etwa 1 Theil dessen Oberfläche überragen. Bei dem blasenreichen, große Hohlräume einschließenden, und überhaupt durchaus unregelmäßig geformten Scholleneise jedoch kann sich das Tauchen bis auf $\frac{2}{3}$ der Gesammtmasse (nicht aber der höchsten Erhebung) einer Scholle vermindern. Man wird nicht leicht irgehen, das Tauchen einer Scholle auf das Zwei- bis Vierfache ihrer mittleren Höhe über das Wasser zu veranschlagen.

lichten), stets aber ihre einfache Contour, ebenso unterscheiden sie sich vom Scholleneis durch Farbe und Eisgefüge. Sind solche Eisberge geringer Höhe und unscheinbarer Form etwas mit Schnee bedeckt, so hält es oft schwer, sie von Schollenbergen im eigentlichen Sinne zu unterscheiden. Demnach hätte die Expedition nördlich von Cap Union nur noch kleine Eisberge gesehen, Abkömmlinge kleiner Gletscher, wie sie die benachbarten Küsten zeigten. Diese Schlüsse sind indeß nur auf die Richtigkeit der besprochenen Abbildung basirt.

Die Expedition hat durch Scorbut gelitten, trotzdem sie ohne Zweifel mit allen Mitteln der heutigen Wissenschaft dagegen ausgerüstet war. Wie gering diese Schutzmittel gegen Scorbut übrigens sind, zeigt sich immer wieder von Neuem, sobald das wesentlichste Erforderniß, frisches Fleisch fehlt. Limonienast, rohe Erdäpfel, säuerliches Obst (nicht mineralische Säuren), frische Gemüse, Wein, Bierhefe, Bewegung in frischer Luft und Heiterkeit, so wichtig alle diese Mittel und Zustände sind, dem Scorbut vorzubeugen, ersetzen sie im Hochnorden doch nicht das frische Fleisch. Ich erinnere mich manchen Falles, wo der Eine oder der Andere auf einer der von mir erlebten Polarexpeditionen alle die vorgenannten Schutzmittel vernachlässigte, aber viel frisches Fleisch aß und dadurch vom Scorbut frei blieb.

Man wird nicht anstehen, das neuerliche Auftreten dieses scheinbar bekämpften Uebels der Polarfahrten mit den Ergebnissen der Fahrten der *Germania* und des *Tegetthoff* zu vergleichen. Der Vergleich wäre aber unpassend. Die Mannschaft der *Germania* war nicht nur reichlich mit Provisionen jeder Art (darunter an 2000 Flaschen Wein und Limejuice) für 5 Jahre versehen, sondern ihre Jagdbeute war auch so groß, daß es fast nie an frischem Fleisch fehlte. Vom Scorbut stellten sich daher keinerlei Anzeichen ein, trotz großer Bevölkerung und Feuchtigkeith der Wohnräume. Der *Tegetthoff* dagegen blieb vom Scorbut nicht verschont, er brach schon im ersten Jahre aus.

Die Ursachen, warum die englische Expedition so beträchtlich vom Scorbut heimgesucht wurde, sind leicht zu erkennen, sie lagen in dem Mangel an frischem Fleisch und in der langen Dauer anstrengender Schlittenreisen.

Mert und Discovery verbrachten den Winter unter günstigen Umständen; der Frühling kam, mit ihm die Zeit, in welcher der Scorbut gewöhnlich erscheint. Infolge unzureichender Nahrung mit frischem Fleisch waren die Mannschaften beider Schiffe (besonders die des Mert) in ihrer Widerstandskraft gegen den Scorbut bedeutend geschwächt, und in diesem Zustande begannen sie ihre Schlittenreisen. Diese Reisen dauerten Monate lang, während dieser Zeit waren die englischen Seeleute neuen verderblichen Einflüssen preisgegeben, welche das Auftreten der genannten Krankheit erleichtern, nämlich: Mangel an frischem Fleisch, ungenügende

Nahrung, Durst, außerordentliche körperliche Anstrengungen, unzureichender Schlaf, Niedergeschlagenheit in Folge getäuschter Erwartungen, anfangs große Kälte, dann unausgesetzte Nässe, Abnutzung der Fußbekleidung u. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß fast alle Schlittenreisenden scorbutkrank wurden und einige starben. In Ermangelung frischen Fleisches dürften die Reisenden wahrscheinlich vorzugsweise von Pemmikan gelebt haben, welcher an sich nicht schlecht, wol aber sehr fett ist. Zu oft genossen erzeugt er Verdauungsstörung, Durst und Diarrhöe.

Ein Rückblick auf die letzte Polarexpedition drängt unwillkürlich zu der Frage, ob eine Erneuerung solcher Unternehmungen künftig zu erwarten sei. So wünschenswerth es auch wäre, daß künftige Polarexpeditionen zunächst nur in dem angedeuteten Sinne gemacht werden, so ist ein absoluter Stillstand von Nordpol- oder Polarexpeditionen mit mehr oder minder geographischen Zielen doch nicht zu erwarten. Ja es scheint, daß Amerika eine solche Expedition schon in nächster Zeit ausenden wird. Die Vorbereitungen zu einer solchen Expedition werden unzweifelhaft die Streitfrage wieder beleben, welches nunmehr der beste Weg sei, in die immer noch ganz unbekannte Polarregion zu kommen, ebenso wie man einst von der nordwestlichen Durchfahrt immer wieder auf die nordöstliche (und umgekehrt) zurückkam, sobald der zuletzt betretene Weg keinen Erfolg brachte. In diesem Falle wird man genöthigt sein, auf Petermanns Vorschlag zurückzukommen, westlich oder östlich von Spitzbergen vorzubringen und die Routen der Grönland, der Germania, des Isbjörn und des Tegetthoff zu erneuern. Die eigentlichen Spitzbergen-Routen entbehren zwar des Vortheils des Küstenwassers, das Schiff aber, welches einen dieser Wege betritt, bringt vielleicht eine Wiederholung der Schicksale und Resultate des Tegetthoff.





Der Mann von Solano.

Amerikanische Skizze.

Von

Bret Harte.*)

Es war in der Academy of Music zu New-York. Er kam in dem Corridor des ersten Ranges auf mich zu, — eine Gestalt, so merkwürdig, wie nur irgend Etwas an dieser ganzen Vorstellung des Gounod'schen „Faust“. Seinem Anzug — nicht ein Stück desselben stimmte in der Farbe zum andern — sah man deutlich an, daß er erst vor einer Stunde gekauft und angelegt worden war. Eine Vermuthung, welche durch die Firma des Kleiderhändlers, die noch am Rocktragen befestigt war und daselbst das Publikum etwas aufdringlich in die Geheimnisse des Maßes, der Nummer und des Preises dieses Kleidungsstückes einweichte, geradezu zur Gewißheit bekräftigt wurde. Die Beinkleider zeigten längs der Seitennähte die steifen Falten des jüngst erst an ihnen auf- und niedergegangenen Bügelleisens, und ebenso wurde der Rücken des Rockes durch eine solche Bügelfalte in zwei Hälften getheilt, welche lebhaft an das entsprechende Kennzeichen der von Kindern aus gekniffnem Papier geschnittenen Figuren erinnerte. Aus Gründen der Gewissenhaftigkeit muß ich hinzusetzen, daß sich kein Bewußtsein von Alledem in seinem Gesicht widerspiegelte. Es war gutmüthig und, mit Ausnahme eines eigenthümlich edigen Zuges um den Unterkiefer, durchaus nichtsagend.

„Sie kennen mich nicht mehr?“ sagte er kurz angebunden, indem er mir seine Hand hinstreckte. „Ich bin von Solano, Californien. Traf Sie dort im Frühjahr 57. Hütete damals Schafe, während Sie Holzkohlen brannten.“

Nicht die leiseste Spur einer Absicht, unart berühren zu wollen, lag in dieser Erinnerung. Es war die einfache Feststellung einer Thatsache und mußte als solche hingenommen werden. „Warum ich Sie aufhalte?“ fuhr er fort, nachdem er mir die Hand geschüttelt hatte. „Die

*) Aus dem noch unveröffentlichten Manuscripte übertragen von Udo Brachvogel.

Sache ist die: Sah Sie eben in der Loge da drüben stehen — und mit einer hübschen, geschiedten jungen Dame Süßholz raspeln. Darf man erfahren, wie sie heißt?"

Ich nannte ihm den Namen der vielgerühmten Schönheit einer Nachbarstadt, welche seit einigen Wochen in der Metropole zu Besuch war, die Herzen der jungen Männer entzündete und ganz besonders von dem glänzenden und bezaubernden jungen Dashboard bewundert wurde, der just neben mir stand. Der Mann von Solano besann sich einen Augenblick, dann sagte er, halb vor sich hin:

„Das stimmt! — Das ist der Name! 's ist das nämliche Mädel!"

„So sind Sie ihr schon einmal begegnet?" fragte ich überrascht.

„Ja—a," antwortete er gedehnt. „Ich traf sie vor ein paar Monaten. Sie machte mit Freunden eine Reise durch Californien. Sah sie zuerst auf dem Zuge diesseits Reno. Sie hatte ihren Gepäckschein verloren. Ich fand ihn auf dem Boden, gab ihn ihr zurück, und sie dankte mir dafür. Ich denke, es wäre jetzt vielleicht in der Ordnung, zu ihr da hinüber zu gehen und ihr zu sagen, daß ich sie wiedererkenne." Er hielt einen Augenblick inne und sah uns unschlüssig an.

„Mein lieber Herr!" fiel in diesem Augenblick der glänzende und bezaubernde Dashboard ein. „Sollte Ihr Bedenken, diesen Vorsatz auszuführen, auf irgend einer Unsicherheit in Betreff der Angemessenheit Ihres Anzugs zurückzuführen sein, so bitte ich Sie, sich desselben nur sofort wieder zu entschlagen. Die Tyrannei des Herkommens zwingt allerdings Ihren Freund und mich, uns nach einer gewissen Vorschrift zu kleiden. Aber ich kann Sie versichern, es ist nichts Anmuthenderes zu erdenken, als die Art und Weise, in welcher das Olivengrün Ihres Rockes in das zarte Gelb Ihrer Cravatte hinüberschmilzt, oder der Contrast, in welchem das Perlgrau Ihrer Weinkleider zu dem lichten Blau Ihrer Weste steht, und mit diesem vereint die massive Talmikette, welche Sie da tragen, ein besonderes Relief verleiht."

Zu meiner höchsten Verwunderung versagte sich's der Mann von Solano, dem ironischen Dashboard einen Schlag in's Gesicht zu versetzen. Er blickte ihm vielmehr mit feierlichem Ernst in's Gesicht und sagte gelassen:

„Dann, denke ich, werden Sie am besten thun, mich zu ihr hinüberzuführen."

Dashboard war, wie ich nicht verschweigen kann, zuerst ein wenig aus der Fassung gebracht, aber er sammelte sich schnell und schritt nach einer ironischen Verneigung auf die Loge zu. Der Mann von Solano und ich folgten. Nun wollte es der Zufall, daß die in Rede stehende Schönheit eine wirkliche Dame war und nach der Vorstellung des Fremden, bei welcher derselbe von Dashboard nichts weniger als geschont wurde, sofort die Situation durchschaute. Zum höchsten Erstaunen Dashboards rückte sie einen Stuhl neben den ihrigen, lud den Fremden ein sich

darauf niederzulegen, drehte Dashboard durchaus zwanglos den Rücken zu und vertiefte sich angelehnt an das wahrhaft strahlende Publikum unter dem Feuer von Hunderten von Operngläsern mit ihrem neuen Bekannten in eine Unterhaltung. Zur Rettung meiner Geschichte müßte ich hier nun eigentlich erzählen, daß diese Unterhaltung bald die interessanteste Wendung annahm und allerlei Außerordentlichkeiten, sei es an Wiß, sei es an natürlichem Verstande zu Tage förderte. Aber thatsächlich war sie nichtsagend und albern im höchsten Grade. Er steifte sich darauf, das Gespräch immer wieder auf den verlorenen Gepäckschein zu bringen und machte jeden noch so künstlichen Versuch der Dame, ihn abzulenken, zu Schanden. Endlich erhob er sich zur allgemeinen Erleichterung der Anwesenden und sagte, über den Stuhl der Dame gebeugt:

„Ich denke hier noch einige Zeit zu bleiben, Miß, und da wir Beide nicht von hier sind, so könnten wir, wenn es wieder so 'was, wie das hier, zu sehen gibt, vielleicht zusammen —“

Die Dame unterbrach ihn etwas hastig, daß die große Zahl gesellschaftlicher Verabredungen, die sie bereits getroffen, sowie die Kürze ihres New-Yorker Aufenthaltes es ihr wol unmöglich machen würden u. s. w. Die andern beiden Damen drückten ihre Taschentücher gegen den Mund und blickten unverwandt nach der Bühne, als der Mann von Solano fortfuhr:

„Es kann aber doch sein, Miß, daß es wieder so 'was wie das hier zu sehen gibt, und wenn Sie dann mit mir hingehn wollen, so lassen Sie es mich nur nach Carlos Hôtel an der Kanalstraße unter dieser Adresse da wissen.“ Und er zog etwa ein Duzend abgegriffener Briefe aus der Tasche, nahm das Couvert eines derselben und händigte es ihr mit einer Art Abschiedsverbeugung ein.

„Wir haben morgen den großen Wohlthätigkeitsball in der Academy of Music!“ fiel Dashboard ein, der nicht gerne die Gelegenheit zu einer übermüthigen Bemerkung unbenutzt vorüber gehen ließ. „Sicherlich geht Miß K. hin. Die Billets kosten für einen wohlhabenden Californier, und einen offenbar so reichen Mann, wie Sie, nur eine Kleinigkeit. Zudem ist der Zweck ein so würdiger! Sie werden bestimmt keine Mühe haben, eines zu kaufen.“

Miß K. heftete ihre schönen Augen einen Augenblick auf Dashboard's Gesicht. „Auf jeden Fall!“ rief sie sodann, sich an den Mann von Solano wendend. „Und da Mr. Dashboard einer der Directoren ist, Sie aber ein Fremder sind, so wird er Ihnen sicherlich ein Gastbillet zusenden. Ich kenne Mr. Dashboard lange und genau genug, um mit Bestimmtheit zu wissen, daß er von unwandelbarer und unermüdblicher Zuvorkommenheit gegen Fremde ist.“

Hierauf rückte sie sich in ihrem Stuhl zurecht und wandte ihr Gesicht der Bühne zu. Der Mann von Solano dankte dem Manne von New-York, schüttelte allen in der Loge Sitzenden die Hände und wandte sich

zum Gehen. Als er die Thür erreicht hatte, kehrte er sich noch einmal nach Miß X. um und sagte:

„War's nicht eines der seltsamsten Dinge von der Welt, Miß, daß gerade ich Ihren Gepäckschein finden mußte?“ Aber eben ging der Vorhang über der Gartenscene in die Höhe und Miß X. wurde von derselben so in Anspruch genommen, daß der Mann von Solano es für gut fand, die Thür der Loge sorgfältig zu schließen und nicht noch einmal auf den verlorenen Gepäckschein zurückzukommen. Ich folgte ihm. Da ich glaubte, auf dem Wege meines Californiers allerlei Gefahren aufsteigen zu sehen, so beeilte ich mich ihm mitzuthemen, daß die junge Dame von Huldigungen umgeben sei, daß ihr die Auslese der eleganten Herrenwelt zur Verfügung stehe, und schließlich, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach mit Daffboard verlobt sei.

„So, so!“ sagte er ruhig und ohne jede Spur von Ueberraschung. „Es würde auch ein riesig wunderbar Ding sein, wenn sie es nicht wäre! Aber ich denke, ich mache mich jetzt nach meinem Hôtel auf. Geb' nicht soviel für das Gegröhle da!“ Dabei machte er eine äußerst verächtliche Kopfbewegung nach der Bühne hin, wo eben die Sängerin der Margarethe im Begriff war, das ganze Haus durch ihre schönste Cadenz in Wonne aufzulösen.

„Wie spät mag es sein?“ Die Frage richtete er offenbar an sich selbst, denn gleichzeitig zog er seine Uhr heraus. Es war ein Ding von leuchtender Unächtheit, eine so offenbarliche Fälschung, daß ich förmlich davon geblendet wurde.

„Sie bewundern meine Uhr?“ fragte er. „Sie sieht sich wirklich schön genug an! Aber das Werk ist keinen Cent werth. Und doch war ihr Preis 125 Dollars Gold. Ich habe sie vorgestern an der Chatham-Street aufgegeben, wo sie dergleichen auf Auktionen billig verkaufen.“

„Aber man hat Sie in der frechsten Weise beschwindelt,“ rief ich unwillig aus. „Uhr und Kette sind keine 20 Dollars werth!“

„Sind sie 15 werth?“ fragte er ernst.

„Das schon eher!“

„Dann, denk' ich, war's noch immer ein anständiger Handel. Sie müssen wissen, ich sagte den Leuten, daß ich ein Californier sei, von Solano, und nichts von landläufigem Papiergeld bei mir hätte. Aber ich hätte drei Sluggs bei mir. Sie erinnern sich doch noch, was Sluggs sind?“

Ich sagte ihm, daß ich noch recht gut wisse, daß Sluggs eine Art Denkmünze aus der ersten californischen Zeit seien. Ein sechsediges Stück Gold, etwa doppelt so groß wie ein Zwanzig-Dollarsstück und in dem allgemein angenommenen Werthe von etwa fünfzig Dollars.

„Schön,“ fuhr er fort, „ich gab ihnen meine drei Sluggs und sie gaben mir die Uhr. Nun müssen Sie aber wissen, daß ich die Sluggs selber gemacht hatte, von Kupfertiez und Talmigold und damit unsere californischen Jüngens beim Spiel zu übertölpeln pflegte, weil sie wirklich

so gut nachgemacht waren. Da Sluggs keine gesetzliche Münze sind wie sie die Regierung prägt, so habe ich damit keine Fälschmünzerei begangen. Wenn ich das Material, die Zeit und die Mühe zusammenrechne, so kosten sie mich Alles in Allem genommen 15 Dollars, und damit wäre dies Ding von Uhr da, wenn es wirklich so viel werth ist, gerade ehrlich bezahlt.“

Allmählig dämmerte mir ein Licht auf in Betreff des Mannes von Solano. Ich nickte mit dem Kopfe und sagte, es wäre ein ehrliches Geschäft gewesen.

Er ließ seine Uhr vorsichtig in die Tiefe der Tasche gleiten, spielte mit der Miene eines vollkommen zufriedenen Menschen an der klappernden Kette und bemerkte: „Man sieht so gleich ganz anders aus! So fashionabel und wohlwollend! Nicht?“

Ich stimmte ihm bei. „Aber was gedenken Sie eigentlich hier anzufangen?“ fragte ich nach einer kleinen Pause.

„Ich habe ein baares Kapital von 700 Dollars bei mir. Ehe ich damit in ein regelmäßiges Geschäft gehe, denke ich mich ein Wischen in Wall-Street*) umzusehn.“

Ich hatte auf der Zunge, ihm ein paar gutgemeinte Warnungen zuzurufen. Aber ein Blick auf seine blendende Uhrkette und ich verzichtete darauf. Wir schüttelten einander die Hände und trennten uns. —

Einige Tage später begegnete ich meinem alten Freunde von Solano auf dem Broadway. Er hatte einen andern nagelneuen Anzug an, an dem ich einen leichten Vorsprung über seinen Vorgänger hinaus wahrzunehmen glaubte. Es ließen sich mit Bestimmtheit nur fünf verschiedene Farben unterscheiden. Aber das mochte ein bloßer Zufall sein. Ich fragte ihn, ob er auf dem Wall gewesen sei. Er sagte:

„Ja! Das Mädel — und sie ist ein riesig saudres Geschöpf — war auch da! Aber sie war so scheu, und ging mir, ehrlich gesagt, beinahe aus dem Wege! Ich hatte diesen neuen Anzug da gekauft, um hinzugehn. Aber die Kellner da in ihren schwarzen Kleidern und weißen Halsbinden ließen mich gar nicht an sie herankommen, um mit ihr über den verlorren Gepäckschein weiter zu reden. Nur der junge Burisch, der Dashboard, war höflich und fein mit mir, wie ein Mensch es nur mit dem andern sein kann. Er brachte einen ganzen Haufen junger Leute und Mädchen in riesig schönen Kleidern nach der Loge, um mich zu sehn. Und dann schlug er mir auch vor, mich mit nach Wall-Street zu nehmen und nach der Börse. Am andern Morgen kam er auch richtig zu mir und holte mich ab. Ich habe für etwa 500 Dollars — aber 's mag auch mehr sein — allerlei Aktien gekauft. Das heißt, wir haben Aktien ausgetauscht. Sie müssen nämlich wissen, ich hatte zehn Aktien der Peacock-Kupferwerke mit mir, von der Sie ja einmal Sekretär waren.“

*) Wall-Street, die weltberühmte Börsenregion New-York's.

„Aber die Dinger sind ja nicht einen Cent werth! Der ganze Schwindel ist ja schon vor Jahren aufgefliegen!“ warf ich erschreckt ein.

„Das mag schon sein, da Sie es sagen. Aber dafür verstand ich wieder nichts von ihren Communipaw-Bahnen, den Naphtha-Gas-Compagnien und ähnlichen Dingen. Ich habe es für ein vollkommen ehrliches Geschäft genommen. Nur daß ich schließlich für meine eingetauschten Aktien Etwas bekam, als ich sie sofort in Wall-Street versilberte, und immerhin um 444 Dollars besser stand, als ich herauskam, als da ich hineinging. Und doch müssen Sie zugeben, daß ich noch immer Etwas dabei riskirte, — denn die Peacock Actien könnten doch noch einmal wieder aufleben!“

Ich sah ihm in's Gesicht. Er sah unsäglich befriedigt und gewöhnlich aus. Dennoch fing ich an eine gewisse Angst vor dem Manne zu bekommen, oder vielmehr vor mir selbst, daß ich denselben so ganz und gar zu verkennen vermocht hatte. Nach einigen gleichgültigen Worten über andere Dinge, schüttelten wir uns die Hände und schieden von einander.

Einige Monate sollten vergehen, bevor ich meinen Mann von Solano wieder sah. Als mir diese Freude zu Theil wurde, erfuhr ich, daß er ein regelrechter Besucher der Aktienbörse geworden und in einem kleineren Bureau in Broad-Street ein anständiges Geschäft betrieb. Da mir das Wiederbegegnen mit ihm sofort das Bild unseres ersten Zusammentreffens in der Academy of Music wachrief, so fragte ich ihn, ob er seine Bekanntschaft mit Miß X. erneuert habe.

„Ich hörte, daß sie in diesem Sommer in Newport war,“ entgegnete er, „und ich ging auf eine Woche dorthin.“

„Und sprachen mit ihr über den Gepäckschrein?“

„Nein,“ sagte er mit einem unerschütterlichen Ernst. „Sie gab mir den Auftrag, etwas Aktien für sie zu kaufen. Sie müssen wissen, daß die feinen Bursche, welche sie da um sich hatte, sie mit mir aufzogen. Und so dachte sie, es sei am Besten, sie machte aus dem Ganzen so Etwas wie eine Geschäftssache. Ich sage Ihnen, sie ist ein ausgezeichnetes Mädel. Haben sie von dem Unfall gehört, der ihr zugefallen?“

Ich hatte nichts davon gehört.

„Die Sache ist die: Sie machten eine Fahrt in der Nacht von einem der fashionablen jungen Leute da, und ich bekam eine Einladung dazu. Die ganze Geschichte war von Dashboard veranstaltet, der sie jetzt heirathen soll. Es war schwer zu sagen, wie es kam, — aber auf einmal schlug eine Segelstange um und riß sie über Bord. 's gab einen furchtbaren Schrecken. — Sie müssen davon gehört haben?!“

Ich hatte wirklich nichts davon gehört. Aber mit des Romandichters Instinkt wurde plötzlich Alles in mir lebendig, blickartig und von Poesie verklärt. Endlich hatte dieser arme Gesell, dem sein Ungeschick es unmöglich machte, ihr seine zärtlichen Gefühle zu enthüllen, — endlich hatte er die günstige Gelegenheit dazu gefunden! Endlich hatte er —

„'s war ein furchtbarer Schrecken!“ fuhr er fort. „Ich rannte nach der Stelle, an der sie über Bord gefallen, und sah, wie das hübsche Geschöpf schon ein Duzend Yards entfernt war, und ich —“

„Sie sprangen ihr nach?“ fuhr es mir unwillkürlich von den Lippen.

„Ich? Ja, warum denn ich?“ entgegnete er, ohne eine Miene zu verziehen. „Dazu war ja der Andre da! Ich ließ ihm, was ihm gebührt, und sah einfach zu.“

Einen Augenblick starrte ich ihm sprachlos in's Gesicht.

„Nein,“ fuhr er in demselben ernstern Ton fort. „Es war der andre Mann, der hineinprang, und dessen Geschäft allein es war, so zu thun. Und dann, sehen Sie nicht, daß, wenn ich um sie herumgetanzt wäre, und Blumen gebracht und Zärtlichkeiten und Blicke ausgetauscht hätte, ich sie gewiß aus dem Wasser gezogen hätte, was aber nicht so viel Unterschied gemacht hätte, daß der Andre sie doch heirathen würde. Bei dem ganzen Geschäft war für mich nicht das Geringsste zu thun und zu gewinnen, etwas Andres war's, wenn er selber untergegangen wäre — dann hätte ich die nächste Gelegenheit gehabt. Aber wie sehr ich ihm auch nachsah —“

„Er rettete sie also?“

„Natürlich rettete er sie!“ rief er. Und als er den erstaunten Ausdruck in meinem Gesicht wahrnahm, setzte er in demselben unverändert ruhigen Ton hinzu:

„Ich sehe, Sie verstehen mich nicht, fürchte fast, Sie haben mich auch in Californien nicht verstanden.“ — —

Ich habe nicht viel mehr über meinen Mann von Solano zu sagen. Er wurde als Curiosität, ich möchte sagen, als „ehrliche Einfalt von Californien“, von Tag zu Tag bekannter und volkstümlicher. Man lud ihn seiner Absonderlichkeit wegen ein, machte ihn sogar zum Gegenstand burlesker Gesellschaftsscherze und brachte ihn so mit einer Menge von Leuten in Berührung, mit denen er sonst nie zusammengekommen wäre. Ich bemerkte auch, daß seine ursprünglichen 700 Dollars sich stetig vermehrten, und daß er in seinem Geschäft sichtlich vorankam. Allerlei californische Aktien und Werthpapiere, von denen ich bereits vor zehn Jahren nichts Andres gewußt hatte, als daß sie in den Grüften ihrer Väter zu Staub verfielen, wurden plötzlich wieder an's Tageslicht gezaubert. Und ich erinnere mich noch lebhaft des nahezu abergläubischen Schreckens, der mich eines Morgens befiel, als ich, den Courszettel überblickend, plötzlich das Gespenst der „Dead-Beat-Beach-Minen-Compagnie“ schwarz auf weiß vor mir auftauchen sah. Endlich ging dies so weit, daß verschiedene Personen den Mann von Solano nicht nur zu bewundern, sondern auch zu beargwöhnen begannen. Und dieser Argwohn sollte schließlich durch einen Zufall zum Ausbruch gebracht werden, welcher seiner fashionablen Carriere in der Metropole ein Ende machte.

Er hatte lange den Wunsch geäußert, in einem gewissen modischen Club aufgenommen zu werden, und war aus Rücksicht auf die Pöffe, die bei dieser Gelegenheit aufzuführen war, auch thatsächlich von dem Club eingeladen worden, an einem zu seinen Ehren unter besondern Feierlichkeiten zu veranstaltenden Spielabend, Theil zu nehmen. Die Sache fand wirklich statt und als ich, von Neugierde über den Verlauf der Geschichte getrieben, am nächsten Morgen das Clubhaus besuchte, war ich glücklich genug, gleich im ersten Zimmer das Nachstehende zu hören:

„Er hat sie Alle gerupft! Alles in Allem muß er gegen 44,000 Dollars eingefackt haben.“

„Wer?“ fragte ich, an die beiden Herren herantretend, deren einer jene Worte gesprochen.

„Der Mann von Solano!“

Als ich mich zum Gehen anschickte, legte ein anderer der Anwesenden, ein wegen seiner Sportsunternehmungen bekannter junger Mann, seine Hand auf meine Schulter und fragte:

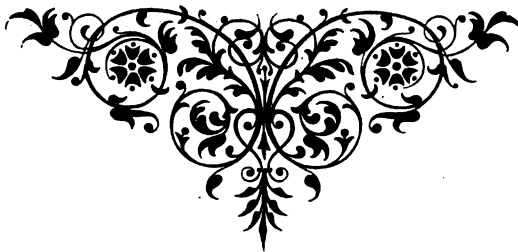
„Aufrichtig! Was für ein Geschäft hat Ihr Freund in Californien betrieben?“

„Er war ein Schäfer!“

„Ein — was?“

„Ein Schäfer, der seine Schafe auf den kräuterreichen Abhängen von Solano ebenso harmlos weidete, wie er sie jetzt auf dem Pflaster der Weltstadt scheert!“

„Wahrhaftig? Nun, was mich anbelangt, so können Sie mir in Zukunft mit allen Ihren californischen Pastoralen gestohlen werden!“



Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisestraße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.





Franz Lenbach gem.

J. Sonnenleiter rad.

A. Willbrandt.





Zwischen Dorf und Stadt.

Novelle

von

Hans Hopfen.

I.

In der Nacht war der erste Schnee gefallen. Ich staunte nicht wenig, da ich erwachte und im Garten die Bäume, die noch lange nicht alle Blätter verloren hatten, mit weißen Schlafmützen vor mir stehen sah. Ich griff nach dem Kalender. Ja, ja, es war gar nichts Verwunderliches an dieser Naturerscheinung. Hatte ich geglaubt, daß der Herbst ewig dauern würde? Nein. Aber ich mochte mich trotzdem noch nicht entschließen, das alte liebe Häuschen, am Fuße des Rahlenberges, in dem ich die letzten Monate verbracht, zu verlassen und in die Stadt zu ziehen.

Ich sah noch einmal nach dem weißen Garten, nach dem grauen Himmel und endlich nach den grauen Vorhängen, die hinter den geschlossenen Fenstern des Nachbarhauses herabgelassen waren. Sie hatten breite braune Streifen. Ich kannte das Dessin auswendig, denn sie hingen so schon lange Wochen. Kein Fenster ging drüben mehr auf. Die Leute waren mit dem Sommer viel früher fertig geworden, als ich. Außer mir war kein Städter mehr im Dorfe geblieben.

Nachdem ich die alten Vorhänge meines Nachbarn genugsam betrachtet hatte, las ich die Zeitung. In der einzigen Kaiserstadt ging's auch schon recht winterlich lustig her. Je nun, ich war nicht mehr in der ersten Jugend und hatte noch viel zu schreiben. Ich konnte mich nicht entschließen, in die Stadt zu ziehen.

Ich knetete bereits in der Stille an meinem heutigen Pensum. Aber vorerst wollt' ich mir noch etwas Bewegung in frischer Luft vergönnen.

Ich trat in meine Holzschuhe und griff nach der Schaufel, die der Gärtner im Hofe hatte stehen lassen. Ich sah wol, dieser erste Schnee würde nicht lange vorhalten. Aus der Tiefe der Luft wehte es einen gar nicht kalt an. Aber der Schnee war so reichlich gefallen, daß uns das Thaumetter, das unausbleibliche, den Garten in eine Pfütze verwandeln und den Schotter von allen Wegen schwemmen mußte, wenn wir nicht vor Mittag aufräumten.

Ich machte mich daran, den Weg bis an's Gatterthor frei zu schaufeln. Der alte Gärtner setzte am andern Ende und rief zuweilen etliche freundlich gemeinte Worte herüber. So waren wir beide recht vergnügt und wirthschafteten hin und her, daß uns die Waden roth anliefen.

Ich weiß nicht, wie lang ich bei dieser artigen Hantierung ausgedauert hätte, wenn der Omnibus nicht eben einen Fahrgast vor meiner Gartenthüre abgesetzt hätte, gleichsam um mich zu überzeugen, wie recht ich gethan, schon früh am Tag den Pfad frei zu machen. Der junge Mann schien dankbar überrascht, daß er nicht bis über die Waden in schmutzigen Schnee zu sinken brauchte, um mein Gehöft zu erreichen. Da stand er und zog den Hut noch einmal so höflich. Kaum daß ihm die Sohlen naß geworden waren. Ein hübscher junger Mensch mit langem Blondhaar, vielen Ecken an den Kleidern und kleinstädtischem Schuhwerk. Ein Hauch schulmeisterlicher Idealität umleuchtete wie ein Düsseldorfer Heiligenschein das gegen den Strich gebürstete Haupt. Aber aus dem tiefen Blick der blauen Augen sprach Verstand; Wohlwollen und Güte verriethen die feinen Linien seiner Lippen. Er fragte mich lächelnd, ob ich derselbe wäre, den er suchte, und da er dabei einen Empfehlungsbrief überreichte, auf dessen Aufschrift ich die liebe Hand eines alten Freundes erkannte, so hieß ich ihn herzlich willkommen und bat ihn, in's Haus zu treten.

Ein zweiter Blick auf seine Karte, die er mir mit dem Briefe eingehändigte, überzeugte mich von der Wahrheit meiner Vermuthung, daß der junge Mann zur Schreiberszunft gehöre und gekommen sei, das Handwerk zu grüßen. Es fiel mir alsbald ein, daß, vor Jahresfrist etwa, ein Buch unter diesem Namen erschienen war. Ich selbst hatte es nicht gelesen, aber von Anderen loben hören. Die Kritik hatte häufiger und freundlicher, als es sonst bei Erstlingen der Dichtung zu sein pflegt, die neue Erscheinung berücksichtigt.

Da ich hier selbstverständlicher Weise den eigentlichen Namen nicht nennen kann, so wollen wir sagen, der Mann hieß kurzweg Randolt. Meine Unterlassungssünde stimmte mich von vornherein milde gegen den bisher vernachlässigten Herrn Collegen und im Verlauf des Gesprächs unterhielt er mich recht gut. Er wußte reizend zu plaudern. Man sah, daß man einen Menschen vor sich hatte, dem Sturm und Drang noch Kopf und Herz und Zunge bewegten, einen strebsamen Menschen, dem es nicht leicht geworden war, sich den Weg durch's Leben und gar in die Doffent-

lichkeit zu bahnen, aber einen, der sich die Mühe nicht hatte verdrießen und die Laune nicht verderben lassen.

Nun war er durch's Aergste durch, meinte er, nun mag's nur weiter gehen. Er war länger, als ihm lieb, an trockene Bureauarbeit gefesselt gewesen. Es hatte hundert Rücksichten und tausend Bedenken zu zerreißen gegolten, eisernen Willen und unverzagte Arbeit. Sie waren nicht umsonst gewesen. Er hatte allen Ansprüchen genügt und doch sich durchgehauen zur Freiheit des Berufs.

Aber harte Tage, böse Wochen, verlorene Jahre lagen hinter ihm. Wenn er in seine Vergangenheit zurückschaute, so wehte es ihm wie Kerkerluft daraus entgegen. Ich sah ihn die Fäuste ballen, wenn er auf jene Verhältnisse, die er seinen Kerker nannte, oder gar auf seine Kerkermeister zu sprechen kam. Nun war seine Kette gesprengt; er rasselte freilich noch ganz vernehmlich mit dem Trumm.

Aber das war nur auf Augenblicke. Es handelte sich ihm weit weniger darum, was gewesen, als was nun werden sollte. Er hatte seine Jugend in einem winzigen Universitätsstädtchen, seine ersten Mannesjahre in einem armseligen Provinzneste verbracht, und nun war er mitten in Wien, in der schönsten, lebenslustigsten, farbenfrohesten Stadt auf deutscher Erde! Er hatte eine ganz niedliche Erbschaft eingeheimst, hatte die besten Gelegenheiten gewonnen, sich Geld zu verdienen, einen guten Namen, eine eiserne Gesundheit und ein elastisches Gemüth. Ihm konnt' es hier am Orte nicht fehlen. Es war eine Freude, den jungen Mann zu sehen, wie ihm das Feuer aus den Augen bligte, wenn er das starke Haupt zurückwarf und sich die etwas langen blonden Haare hinter die Stirne strich, oder wenn er den Schnurbart kräuselte und dabei die feinen Linien seines Mundes deutlicher zum Vorschein kamen. An diese rothen Lippen sollte sich noch mancher volle Becher legen, diese blanken Zähne waren stark genug, noch manche harte Nuß zu knacken. Hallo, Leben, komm an!

Ach, wer ist nicht einmal so mit gleichen Füßen fest in die große Welt hineingesprungen! Mich erinnerte der frischwilde Gesell an meine eigene Jugend. Diese Empfindung trug wol viel dazu bei, daß ich Gefallen an ihm fand. Ihn hinwiederum bestach die, wahrscheinlich unerwartete, Herzenswärme, mit der ich ihn gleich beim ersten Besuch behandelte. Und so wurden wir, rascher als es im späteren Leben zu geschehen pflegt, gute Freunde.

Ich will damit nicht sagen, daß wir uns dessen gleich in der ersten Stunde bewußt waren. Im Gegentheil wir zankten uns trotz des gegenseitigen Wohlgefallens recht wacker mit einander herum. Gegenstand unseres Streites waren Stadt und Land und Leute. Insbesondere über Wien wurden wir noch gar nicht einig. Er hatte so einen Saß voll jener Vorurtheile hereingeschleppt, wie sie zuweilen noch „im Reich“ einem mit auf den Weg nach Oesterreich gegeben werden. Einiges fing er, wie ich

merkte, schon von selber an zu berichtigen. Anderes wehrte sich dafür noch um so zäher. Und so kam es, daß er Manches lobte, was mir gerade mißfiel, ich Vieles sehr hoch schätzte, was er mit seinem Tadel durchaus nicht verschonen zu dürfen meinte. Mir war schon jetzt nicht bange, daß er in wenigen Monaten sich zum entschiedensten Enthusiasten ausgeformt haben würde, der die Kaiserstadt an der Donau unnahbar hoch über alle anderen Städte der Welt stellen würde. Er hatte das Zeug dazu.

Ueber einen, über den größten Vorzug, der diese Stadt vor allen auszeichnet, waren wir freilich schon heute Eines Sinnes. Frauen und Mädchen wie in Wien gab's auch für ihn schon nirgend anderswo mehr in der Welt. Den Teufel auch! Wer hätte Augen im Kopf und ein Herz in der Brust und beugte sich nicht vor dieser Thatsache! Randolt schien mir sogar Lust und Redheit genug zu haben, sich vor dieser historischen Thatsache so viel als möglich beugen und verbiegen zu wollen. Der Cultus, den er bereits der Wienerin im Allgemeinen weihte, ließ einen recht stürmischen Götzendienst voraus vermuthen, wenn diese Allgemeinheit erst einmal eine besondere Schönheit in seines Herzens nächste Nähe abordnete. Vor der Hand bewunderte er all diese liebenswürdige Weiblichkeit nur mit den Blicken des Künstlers.

Er sah sich, wo er ging und stand, von lauter kostbaren Modellen umrungen. Er brauchte nur in dies volle Menschenleben hineinzugreifen, um eines großen Erfolges sicher zu sein. Es wimmelte da von lauter Novellen und Romanen um ihn herum, die nur der Feder harrten, sie zu beschreiben. Jede Dame, die über die Straße fuhr oder im Theater saß, jedes Mädchen, das in einem Laden seine Kunden bediente, jede Magd, die ihren Krug zum Brunnen trug, war ihm ein unbewußtes Bruchstück seiner künftigen Unsterblichkeit. Wer noch in's Allgemeine schwärmt, hat keine Enttäuschung zu dulden, wer den ganzen Rosengarten von draußen über den Zaun her bewundert, den rißt kein Dorn.

Seine Hörner muß sich ein Jeder selbst ablaufen und es ist gesorgt dafür, daß es auch geschieht. So dacht' ich, als ich ihm lachend Urlaub gab. Ich glaube, daß ich auch etwas derart sagte. Gewiß ist, daß er es überhörte.

Ich sah ihm nach, wie er durch den Garten und auf die Straße ging. Eine zierliche und doch gedrungene Gestalt; ein fester, energischer Schritt; angenehme Haltung des Hauptes und der Brust! Trotz seiner provinziellen Toilette und seiner kleinen Wunderlichkeiten ein artiger Mann! Mög' ihm das Glück lächeln! Ich wünscht' es ihm recht von Herzen.

II.

Wir sahen uns nun oft. Ich nahm dem jüngeren Freunde zu Liebe manche Gelegenheit wahr, die Abende in der Stadt zuzubringen. Er vollzog seines Gemüths Acclimatisirung mit allen gebräuchlichen Fiebern. Er

find immer mehr zu scheitern und näherte sich schon dadurch der Sitte der Eingeborenen. Er hatte mit einigen Wiener Geschäftsleuten, besonders mit den Buchhändlern Erfahrungen gemacht, die seine Galle erregten. Der Mann entwickelte ein schönes Talent zum Borna. Und als diese Zufälle glücklich überstanden waren, steigerte sich sein Behagen richtig von Tag zu Tag.

Mittlerweile war es ernsthafter Winter geworden. Meine Arbeiten näherten sich dem Abschluß. Sie zu vollenden, nahm ich meine Zeit zusammen. Schnee und Regen machten die Wege oft grundlos, verleiteten einem die Fahrt nach der Stadt, aber auch den längeren Aufenthalt auf dem Lande. Ich war ein paar Wochen nicht aus dem Dorfe gekommen. Das langweilte mich. Ich schrieb Randolt, daß wir den nächsten Abend recht lustig miteinander verbringen und vor meiner Abreise nach Berlin von einander Abschied nehmen wollten.

Randolt brachte denn auch Alles in Ordnung, aber — wider seine Gewohnheit — lustig war er nicht. Er gab sich Mühe, eine innere Unruhe zu verbergen, und zeigte sie gerade dadurch immer mehr. Er hörte zerstreut zu, wenn man mit ihm sprach, und, was das Auffallendste war, er sprach selbst viel weniger als sonst.

„Haben Sie Verdruß gehabt, Randolt?“ sagt' ich endlich, da mir die Geduld zu reißen drohte.

Er warf das Kinn in die Höhe, sperrte die Augen auf und starrte so ein Weilchen über sich, wie einer, der plötzlich in der Ferne schießen hört und nicht weiß warum. Erst allmählig schien er den Sinn meiner freundschaftlichen Worte zu begreifen, schüttelte den haarigen Kopf und sagte ein trodenes Nein.

Ich wollte meinen letzten Abend in Wien denn doch nicht an eine Laune drangeben und drang weiter in ihn. „Ihr Verleger . . .“

„Ein allerliebster Mensch!“

„So? . . . Haben Sie in Geldsachen ungemüthliche Erfahrungen machen müssen?“

„Wer? Ich? bewahre!“

„Zum Teufel, was haben Sie denn? Sie sind ja wie ausgewechselt. Reden Sie sich doch frei!“

Er verzog unwillkürlich das Gesicht, fuhr rasch, wie um dies zu verbergen, mit der rechten Hand über beide Augen und sagte dann gleich darauf mit beiden Händen die meinen, indem er sich die Worte abrang: „Es ist eine ganz alberne Geschichte . . . eine Kindergeschichte . . . daß gerade mir altem Hansen so etwas aufstoßen mußte! . . . Sie werden mich auslachen.“

„Gott sei Dank, wenn's was zum Lachen gibt. Ich dachte schon, es wär' ein Unglück geschehen.“

Randolt zuckte, ohne mich anzusehen, mit den Achseln und blickte vor sich hin. Diese Bewegung schien mir geringe Lust zur Selbstironie zu ver-

rathen. Ich war bereits gewiß, daß er mich allein lachen lassen würde, sollt' ich in der That die Geschichte lächerlich finden.

Doch er hatte schon angefangen zu sprechen.

„Wenn es Ihnen ein Anderer von mir erzählte, würden Sie es kaum für möglich halten. Und doch ist's wahr. Aber Sie sind der erste und letzte, dem ich es sagen mag. Ich schleppe mich lange genug mit dem Geheimniß und Sie haben ja Geduld mit mir. Kennen Sie das Gasthaus zum Steindl? Freilich, wer kennt es nicht. Ich pflege spät zu speisen, wie Sie wissen. Zu einer so ungewohnten Stunde, daß in der Küche die ersten Braten für's Nachtmahl fertig werden, wenn ich mich zum Mittagessen setze. Ich bin nicht böse darüber, wenn ich mich dann allein im Local befinde, und habe mich mit dem Oberkellner zu beiderseitiger Zufriedenheit verglichen, daß ich es als eine besondere Gefälligkeit zu betrachten habe, zu so ungewohnter Stunde bedient zu werden. Während der Pausen les' ich das Abendblatt. Der Rest ist Genuß und Behagen.

„Vor drei Wochen etwa, wie ich wieder so mit der Abendzeitung in der Hand war, bis die Suppe gewärmt ist, geht die Thüre auf und durch die Zimmerflucht wandelt ein anderer Gast heran, über dessen Erscheinen ich mich nicht im Mindesten gewundert hätte, wenn es nicht eine Dame gewesen wäre und — wie ich zu meiner größeren Ueberraschung merkte, als die Gestalt aus dem Zwielicht der unbefestigten Säle in mein hell erleuchtetes Gemach trat — eine auffallend schöne und junge Dame.

„Denken Sie sich eine Dame mutterseelenallein in einem Wirthshaus!“

„Ist das gar so merkwürdig?“ sagte ich.

„Mir schien es so . . . besonders, da sie jung und schön war.“

Nun zuckte ich die Achseln.

Randolt vermerkte das übel und beeilte sich, meinem unausgesprochenen Verdacht die Spitze abzubreaken. „Wenn dem so wäre, wie Sie meinen,“ sprach er, „glauben Sie wirklich, daß ich über solch' ein Geschöpf viel Nachdenkens verlieren würde? Halten Sie mich für einen Narren, dem die erste beste Dirne den Kopf verdreht? Ich gehöre wahrlich nicht zu jener überfentimentalen Schule und verachte den Mann, der toll wird oder sich toll stellt, weil ihm irgend eine höchst unfönigliche Cleopatra ihre Gunst entgegenbringt oder verweigert. Wenn Sie nicht glauben, was ich sage, so brechen wir lieber gleich ab. Die Hand ins Feuer, daß ich es, was Sie auch hören mögen, mit keinem leichtfertigen Geschöpf zu thun hatte!“

Du bist der Erste nicht, der den Teufel nicht beim Namen zu nennen wagt, obwol er seine Krallen schon im Nacken fühlt! Du bist der Erste nicht! Derweilen ich also bei mir dachte, fuhr jener fort:

„Ihr ganzes Aussehen, all' ihr Thun und Lassen erregte keinen solchen Verdacht in mir. Auch die Kellner behandelten das Mädchen mit einer höflichen Aufmerksamkeit, die keinen schlimmen Verdacht aufkommen ließ.“

Das war mir denn doch zu stark. „Die Aufmerksamkeit der Reßner,“ warf ich lachend ein, „ist hier zu Lande Sache des Trintgeldes!“

Randolt sprang vom Stuhl auf und biß sich die Lippen. „Sie haben ganz recht, mir mit dem Zaunpfahl zu winken, daß diese Geschichte kein Interesse für Sie hat. Reden wir also von etwas Gescheidterem!“

„Warum nicht gar!“ rief ich, hielt es aber dann für gut zu schweigen und den Aerger, den ich ihm durch meinen Unglauben verursacht hatte, verdampfen zu lassen. Erst nachdem er einige Mal die Stube mit langen Schritten gemessen und ein paar Dugend Rauchwolken gegen die Decke geblasen hatte, mahnte ich ihn mit sanfterem Worte fortzufahren.

„Sie haben doch die persönliche Bekanntschaft des — Fräuleins gemacht?“ fragte ich.

„Dies erste Mal noch nicht,“ gab er zur Antwort. „Ich muß gestehen, daß mir dies anmuthige Wesen so seltsam erschien, daß ich es in Einem fort betrachtete und mir dabei immer wieder die Frage vorlegte: wer bist du?“

„Eine dralle wohlgenährte Gestalt, aber lauter sanfte, jungfräuliche Formen. Ein Gesicht . . . ganz Auge! möch' ich sagen. Alles in diesem Gesichte schien nur dazu da, um den wunderbaren Glanz dieser großen, unruhigen braunen Augen zu verstärken. Nicht nur die langen, rund aufgebogenen Wimpern, nicht nur die dunklen Stirnhaare, die mit glücklicher Sorgfalt glatt bis an die Augenbrauen herabgekämmt und knapp über diesen abgeschnitten waren — auch das frische Stumpfnäschen, das rundliche Kinn und vor Allem die dunkle Hautfarbe . . . Unterbrechen Sie mich nicht wieder, wenn Sie etwas von einer Zigeunerin bemerken wollen! Es war durchaus nichts Exotisches in jener Gesichtsfarbe; sie war so frisch und gebräunt und gesund, wie sie blutreiche Menschen überall tragen, wo sie viel in freier Luft leben und der Sonne nicht ängstlich aus dem Wege gehen, um nur ja ihren interessanten Teint zu schonen . . .“

„Und wie trug sich das Mädchen?“ fragte ich, denn nun fing die Schilderung in der That auch mich zu fesseln an.

„Einfach und geschmackvoll,“ erwiderte Randolt. „Ich verstehe mich nicht viel auf Frauenputz und es will mich bedünken, als entwickelten die Mädchen dieser Stadt mehr Geschmack und Geschick in ihren Trachten, als leicht anderswo zu finden ist. Auch das Absonderliche wird nicht ängstlich vermieden und ist durchaus nicht immer ein böses Zeichen. Aber an diesem Kinde war nichts Auffallendes, kein Fährnchen, keine Gekerei zu bemerken. Nichts, was auf ein Dämchen vom Theater oder sonst was Abenteuerliches hätte schließen lassen. Ich meinte von Anfang an, ein Mädchen aus dem guten Bürgerstande vor mir zu haben. Und . . . das mein' ich auch noch heute . . . Aber ein gutes Bürgermädchen allein in einem Gasthause! werden Sie sagen . . . freilich zu einer Stunde, wo sie Niemanden dort zu treffen hoffen durfte!“

Diesen von Randolt vorausgesehenen Einwand machte ich nun nicht, sondern ich fragte, wie denn das Mädchen sich ausgedrückt habe.

„Je nun, wie alle andern auch,“ sprach er, „gut wienerisch. Ich bin noch zu fremd hier, um aus der Dialectstärke irgend einen Schluß ziehen zu können. Ich hatte neulich Gelegenheit, mit etlichen Mitgliedern des Jockeyclubs zu speisen. Auch diese Herren vom ältesten und reinsten Geblüte nannten sich „Nickerl“ und „Razi“ und sprachen mit einer eingefleischten Verachtung der uns Allen gemeinsamen Schriftsprache einen forcirten Dialect, wie ich ihn, außer auf den Vorstadtbühnen, auch hier noch nirgends in dieser Färbung gehört zu haben vermeine. Eine Dialectstudie kann hier also nichts helfen — mir, dem Fremdling, schon ganz gewiß nichts.“

„Indessen hört’ ich an jenem ersten Abend das Mädchen gar nicht sprechen. Sie sagte nur einmal ein Wort zum Kellner, um sich eine Speise zu bestellen, und dies so leise und so schüchtern, als wollte sie gar nicht gehört werden. Sie aß rasch ihr Gericht, sah dabei nur ein paar Mal und nur flüchtig mit ihren unruhigen Augen zu mir herüber und stand, kaum daß sie die Gabel niedergelegt hatte, vom Tisch auf. Etwas langsamer, als sie gespeist hatte, nicht ohne sichtlichcs Behagen, wand sie sich ein seidencs Tüchlein um den Hals, schlüpfte in ihre pelzverbräunte Sammetjacke und knüpfte fast andächtig einen Knopf nach dem andern zu; dann ging sie, nicht ohne mich mit leichtem Nicken freundlich gegrüßt zu haben, rasch zur Thüre hinaus. Sie faßte modisch in die Schleppe des Kleides. Ich sah noch einmal die blanken Sohlen der zierlichen Stiefelchen über dem Boden aufleuchten und sie war verschwunden.“

„Ich hatte geglaubt, der Zahlkellner würde mir Aufschluß geben können, wer die Unbekannte wäre. Er wußte nichts, als daß sie schon vor Monaten ein paar Mal hier gewesen sei, flüchtig gegessen, nichts gesprochen und gut bezahlt habe. Nun mocht’ ich mich ärgern, ihr nicht Augenblicks gefolgt zu sein! In etlichen Monaten erst sie wiederzusehen, diese Hoffnung schien mir nicht herzerquickend. Aber ich hatte keine bessere und selbst diese nicht sicher.“

„Die nächsten Tage sah ich mir die Gesichter der mir begegnenden Frauenspersonen noch aufmerkamer an als vordem. Natürlich umsonst. Mich wollte sogar bedünken, als sei unter allen diesen hübschen Gesichtern keines, das dem vermißten an Frische der Farben und an Gewalt der Augen gleich käme.“

„Bier, fünf Tage später, just als ich den allzu starken Eindruck jener flüchtigen Erscheinung wieder verwunden zu haben glaubte, sollt’ ich ihr von Neuem begegnen.“

„Aber nicht viel besser als im Traum. Es war auf der Straße an einem Sonntag. Kaum daß ich die Vorübergehende im Menschengewühl erkannt hatte, war sie schon wieder verschwunden. Wie ich auch dann gegen den Strom der Menge stieß und drängte, ich konnte sie doch nicht wiederfinden.“

„So verging — verdrießlich genug — noch eine volle Woche, bis sie endlich, recht unverhofft, abermals beim Steindl in die Thüre trat.“

„Ich gestehe, daß mein Erstaunen so freudig und so sichtbar war, daß das Mädchen unwillkürlich lächeln mußte und sich beschämt abwendete, als sie fühlte, wie ihr das Blut verrätherisch in die dunklen Wangen stieg.

„Dies und die Furcht, die unvermuthet Wiedergefundene noch einmal und auf immer in der großen Stadt zu verlieren, gab mir den Muth, sofort zu ihr zu treten und sie anzusprechen. Eben als sie im Begriffe war, sich an dasselbe Tischchen zu setzen, daran sie jüngst gespeist, richtete ich höflich an sie die Frage, ob wir nicht zusammen unser Mahl einnehmen wollten, da wir denn doch die einzigen Gäste im Local wären.

„Sie sah mich mit ihren großen Augen noch einmal prüfend an, lachte dann leise und sagte nichts als Ja. Aber sie nickte bekräftigend recht deutlich mit dem Kopf und legte ohne Weiteres ihre Hand in meinen dargebotenen Arm, damit ich sie an meinen Tisch führte.

„Wir aßen zusammen, wir tranken zusammen, wir plauderten und lachten. Ich kann mich nicht erinnern, mich seit meinen Kinderjahren bei Tische so königlich unterhalten zu haben und, wohl verstanden, in aller Harmlosigkeit. Ich nahm mich wohl in Acht, irgend etwas zu sagen oder gar zu wagen, was den scheuen Vogel hätte vor der Zeit verjagen können. Ich wollte des Wiedersehens sicher werden. Ich gab mir alle Mühe, liebenswürdig und lustig zu sein und so auch ihr dies Wiedersehen wünschenswerth zu machen.

„Sie hatte ihr Wien am Schnürchen. Sie wußte Alles, was merkwürdig und sehenswerth war, an den Fingern herunterzuzählen. Sie wußte genauen Bescheid, wo man dies und jenes am vortheilhaftesten einkaufen sollte. Sie erzählte kleine Anekdoten von hervorragenden Persönlichkeiten und spaßhafte Theatergeschichten und zeigte eine ganz besondere Freude, all' diese Wienerereien vor mir auszukramen, sobald sie in mir den Fremden erkannt hatte. Das war ihr nach meinen ersten Worten nicht schwer geworden. Sie machte sich über meine hochdeutsche Aussprache lustig und als ich vollends etliche plattdeutsche Redensarten zum Besten gab, schüttelte sie sich vor Lachen und bat, wie ein Kind in die Hände klatschend, um öftere Wiederholung.

„Bei den Händen fällt mir ein, daß sie über dem Essen die Handschuhe anbehielt. Mich hatte diese Bemerkung schon das letzte Mal überrascht, aber über dem allgemeinen Eindruck, den das liebenswürdige Mädchen auf mich gemacht, ward diese Kleinigkeit vergessen. Nun aber fragt' ich sie, warum sie solchen Luxus triebe.

„Es ist mir so bequemer, gab sie zur Antwort; wenn es mich störte, so wollte sie die Handschuhe jedoch abthun.

„Ich bildete mir ein, zu merken, daß ihr im Ernste gar nicht einfallen würde, solch einer Bitte nachzugeben, denn sie sah bei allem Liebreiz eigensinnig und ziemlich selbstherrlich aus. Darum hütete ich mich wohl, ihr

diese Grille zu stören und erwähnte nur lächelnd des Verdachtes, daß diese Handschuhe wol so lang als möglich einen Ring verbergen sollten.

„Ach, Sie meinen, daß ich verheirathet bin? versetzte sie. Kein Schatten von einem Ring! So was gibt's da nit! Und damit riß sie die Knöpfchen am Gelenk auf und schob die beiden Handschuhe bis an die mittleren Knöchel über die Finger zurück, so daß die Spitzen zwar noch im Leder stecken blieben, die Stellen aber, wo ein Ring hätte sitzen müssen, an beiden Händen bloß lagen.

„Nu? sagte sie lachend und hielt mir die beiden Fäustchen dicht vor die Augen, daß ich das eine an die Lippen führen konnte, ehe sie beide zurückzog. Es waren starke, fleischige, aber sorgfältig gepflegte Hände, die zu der rundlichen Person gut paßten, bräunlich von Hautfarbe wie das liebe Gesicht.

„Sie wollte jedoch von einem zweiten Handfuß bei Tische nichts wissen und hielt es demgemäß für zweckmäßig, die beiden Handschuhe wieder in den vorigen Stand zu setzen.

„So war uns die Zeit unvermerkt verflossen. Auf einmal wurden wir durch das Erscheinen anderer Gäste, welche zur Abendmahlzeit eintraten, daran erinnert, daß wir über zwei Stunden verplaudert und verscherzt hatten. Sowie das Mädchen sah, daß wir nicht mehr allein in dem Gasthause waren, stand es vom Tisch auf und machte sich mit Hut, Schleier und Pelzjacke zu schaffen, die es mit eben so gemächlicher Sorgfalt sich anlegte, wie das letzte Mal. Ich berichtigte derweilen in aller Hast die Beche. Die Sorge jedoch, daß sie die Gelegenheit wahrnehmen würde, mir auch heute jählings zu ent schlüpfen, erwies sich unbegründet. Sie nahm, als sie mit ihrer Toilette fertig war, ohne Umstände meinen Arm und ließ sich die Treppe hinabführen.

„Am Thor angekommen, fand ich einen Fiaker vor dem Hause stehen. Raum, daß er unsers ansichtig geworden, sprang der Kutscher auf den Bod und rückte den Hut. Ich wollte just ihm zurufen, ob das Gefährt frei sei, als meine Begleiterin vor mir stehen blieb, noch einmal den Schleier zurückschlug und mir die Hand wie zum Abschied hinreichte.

„Adieu!

„Muß es denn schon geschieden sein? sagt' ich. Sie schien aus dem Ton meiner Stimme zu vernehmen, wie schmerzlich es mir gewesen wäre, sie wieder zu verlieren. Sie senkte das Haupt und blickte traurig und ernsthaft zur Erde. Dann, wie aus einem Gedanken erwachend, drückte sie mir heftiger die Hand, mit der ich noch immer die ihrige umspannt hielt, und sagte nochmals: Adieu! und: Es ist so besser!

„Mein! sagt' ich, darf ich Sie nicht wenigstens in diesem Wagen nach Hause bringen?

„Sie lachte leise auf über diese Zumuthung und erwiderte: Das ist ja mein Fiaker!

„Ihr Fiader? wiederholt' ich und mochte dabei wol große Augen machen, denn mein Erstaunen schien sie sehr zu erheitern. Ich ward einen Moment lang irre an dem Mädchen, das einen Fiader zu seiner Verfügung zwei Stunden lang vor der Thüre stehen hatte. Sie benutzte meine Betroffenheit, zog ihre Hand aus der meinen und sprang in den Wagen.

„Ich hielt den Schlag fest und rief dem Kutscher ein gebieterisches Halt zu. Die Schöne drückte den Schleier vor's Gesicht, doch sah ich, wie ihre Augen unter dem schwarzen Gewebe funkelten, und sie sprach: Wollen wir wirklich noch eine Stunde beisammen bleiben?

„Ach ja! rief ich und saß neben ihr.

„Sie streckte abwehrend die Hand gegen mich und antwortete lachend: Meinethalben, sagen Sie dem Kutscher, daß er uns in ein Theater fahren soll. In's Carltheater? Wollen Sie?

„Mir war jede Gelegenheit recht, sie noch in meiner Nähe zu verweilen. Der Wagen rollte davon, in die Nacht hinaus. Ich war allein mit ihr; sie so dicht neben mir, daß mich ihre Kleider berühren mußten. Die Vorsätze meiner Klugheit waren auf einmal wie weggeblasen. Ich hatte nur den Einen Gedanken: nimm die Gelegenheit beim Schopf und gib ihr rasch den ersten Kuß.

„Sie aber wehrte mir mit trotziger Entschiedenheit, ja mit fühlbarer Kraft und legte drohend die rechte Hand auf die kleine Windpfeife zwischen den Vorderfenstern des Wagens, bereit, mit einem raschen Druck dem Kutscher das Signal zum Halten zu geben, wenn ich nicht sofort mich beschiede. Ich schämte mich und bat um Verzeihung.

„Haben Sie mich wirklich lieb? fragte sie nach einer kleinen Pause, ohne mich anzusehen.

„Von ganzem Herzen!

„Auf Ehr' und Seligkeit? fragte sie weiter.

„Auf Ehr' und Seligkeit! wiederholte ich. Ich durfte schwören, denn es war die reine Wahrheit. Es klang auch wie Wahrheit und ich fühlte, daß sie mir glauben mußte.

„Gut! sagte sie und legte sanft ihre Hand auf die meine. Dann will ich Ihnen freiwillig einen Kuß geben. Aber nein! Nicht jetzt! Später! Ich werd' es schon selbst sagen. Und nur Einen! Verstanden? Einen oder keinen! Die Hand darauf, daß Sie mich um keinen zweiten plagen wollen?

„Ein Mann, ein Wort!

„Es gelang mir nicht mehr, ein Gespräch anzuknüpfen. Schweigend fuhren wir dahin. Die Räder rasselten eintönig auf dem glatten Granitpflaster der Straßen. Ueber die feuchtverschleierte Gläser des Wagenfensters rannen langsam dicke Tropfen nieder, in denen sich huschende Schatten und von Laternen und Läden die Lichter im Vorüberfluge spiegelten. Mir war's, als drückte ihre Hand immer fester, immer ängstlicher die meine, als ginge

zuweilen ein leises Zittern durch ihren Arm, das von einem rascheren Schlag des Herzens käme.

„Jetzt rollten wir über die Brücke zur Leopoldstadt. Man hört' es am dumpferen Rollen, man fühlt' es am langsameren Fahren, man sah's an den Lichtern drüben am Quai. In wenigen Minuten mußten wir vor dem Theater Halt machen. Ich mahnte sie nicht und schwieg stille. Kaum daß wir wieder Pflaster unter den Rädern hatten, ließ sie meine Hand los, schlug den Schleier über den Hut zurück und sagte: So! Im nächsten Augenblick warf sie den linken Arm um meinen Hals und legte ihre Lippen auf die meinen. Es war ein rascher Kuß, aber köstlich, frisch und herzinnig. Ein Kuß, mehr werth, als ein Duzend Liebeserklärungen.

„Der Wagen hielt. Ich steckte dem Kutscher reichliche Bezahlung zu und nahm eine Loge im zweiten Rang, dem ausdrücklichen Wunsche meiner Begleiterin entsprechend.

„Die Vorstellung hatte schon vor einer Weile begonnen. Ich weiß nicht, was gegeben wurde. Ich hörte singen, reden, lachen, klatschen; aber ich achtete nicht darauf. Ich sah wol schandenhalber ein paar Mal nach der Bühne, doch ohne mir darüber Rechenschaft zu geben, was da drunten vorging. Es war mir jedesmal, als befände sich das Schaugerüst in einer unglaublichen Ferne von der Loge, so daß ich an den Schauspielern nur die Farben ihrer Kleider wahrnehmen konnte, nicht ihre Gesichtszüge und kaum ihre Gesten. Was kümmerten sie mich auch.

„Um so besser unterhielt sich mit ihnen meine Nachbarin. Sie saß bequem in ihren Stuhl zurückgelehnt, die Füße hoch auf einen Schemel gestemmt, im Vordergrund der Loge, kein Auge von der Bühne wendend, jede Schattirung des Dialogs verfolgend, jedes Witzwort belachend, jede Melodie begrüßend, glücklich im Genuß der Stunde. Ich saß hinter ihr, in's Studium ihrer Züge, ihrer Gestalt, ihres Verhaltens vertieft, nicht minder selig als sie. Ich störte sie nicht, nur zuweilen berührt' ich ihre Hand mit der meinen und sie erwiderte jedesmal den Druck und ihre Augen verschwanden dann für eine Secunde unter den Wimpern und die Unterlippe unter den Zähnen. War der Vorhang gefallen, so beugte sie das Haupt ganz nahe zu mir und, während sie vom Hundertsten in's Tausendste plauderte, bohrte sie ihre Augen in die meinen und lächelte. Mitten in einer solchen Rede unterbrach sie sich selbst und fragte noch einmal ganz leise: Haben Sie mich wirklich lieb? und dann wollte sie wissen, ob sie mir schon das erste Mal gefallen, ob ich an sie gedacht seitdem und ob sie recht gethan habe, noch einmal zu kommen.

„Der Beginn des letzten Actes schnitt dies zärtliche Geflüster ab. Kaum daß er zur Hälfte gespielt war, gab mir meine Begleiterin einen Wink und wir brachen auf.

„Keinen Wagen! sagte sie, als ich mich nach dem Fiaker umsah. Lassen Sie uns gehen. Es ist so schöne Nacht.

„Darf ich Sie nach Hause geleiten? fragte ich und erwartete mit Spannung ihre Antwort.

„Aber diese lautete nur: ich mag noch nicht nach Hause. Dann willigte sie gern ein, noch ein Local mit mir zu besuchen, wo man vorzügliches Eis bekam. Dabei verschwanden wir noch eine Stunde. So oft ich in sie drang, ob und wie und wo ich sie wiedersehen sollte, wichen ihre Antworten aus; sie lachte und stellte mir andere Fragen, die gar nichts mit meinen sehnlichen Wünschen zu schaffen hatten.

„Wir brachen auch hier auf. Sie hing sich fest an meinen Arm, sie drückte sanft ihre Schulter an mich und schmiegte sich wie ein Kätzlein an meiner Seite, immer plaudernd, immer lachend und mich mit Absicht Kreuz und Quer durch die Altstadt in der Irre führend. Nachdem wir also wieder eine Stunde verthan hatten, standen wir eben auf dem Stephansplatz, da es Mitternacht schlug. Wie die vollwichtigen schönen Glockenschläge so feierlich in die Nacht herniederhallten, blickten wir beide unwillkürlich empor. Seitwärts vom Thurme stand der fast volle Mond am funkelnden Himmel. Die Luft war milde, auf Dächern und Straßen kein Schnee; ein sanfter Frost nur versuchte die kleinen Lachen neben dem Pflaster zu verglasen. In der Ferne hörte man Wagen rollen und von hundert Thürmen die Antwort auf den Stundenruf des Domes.

„Da fühlt' ich, noch in den Mond schauend, wie das Mädchen beide Hände mir auf die Brust legte. Ich senkte das Haupt und küßte sie leicht auf die Haare, die ihr die Stirne bedeckten. Sie zuckte nicht, faltete die Finger wie eine Betende mir unterm Kinn und fragte zum dritten Mal — noch hallte es feierlich von den Thürmen — hast Du mich wirklich lieb?

„Ich war ohnehin sehr erregt, die zum dritten Mal wiederholte Frage steigerte meine Ungeduld auf's Peinlichste und was ich entgegnete, mochte wol sehr leidenschaftlich klingen. Des Mädchens dunkelfarbiges Gesicht und gar die Augen glänzten im Mondschein wunderbar zu mir empor, während es mit schärfer klingender Stimme sprach: Und Dir hängt das Herz daran, mich wiederzusehen?

„Ich ließ es an Bethuerungen so wenig fehlen, wie an Vorschlägen. Sie unterbrach mich: Willst Du einen Pact eingehen? Aber jedes Wort ist heilig und Dein Versprechen mußt Du für unverbrüchlich halten, geschehe was will.

„Ich war in der Laune, meine Seele dem Teufel zu verschreiben, und verschwor mich hoch und theuer. Das gefiel ihr. Gut! sagte sie, wenn Du mir versprichst, niemals und unter keinen Umständen nach mir zu forschen und zu fragen, weder bei Anderen noch auch bei mir, weder selbst, noch durch Andere, noch durch einen sogenannten Zufall, wenn Du niemals wissen willst, wie ich heiße, wo ich bleibe, was ich treibe — dann schlag' ein, dann wollen wir uns wiedersehen . . . oft . . . recht oft . . . und je öfter, desto lieber!

„Was, nicht einmal beim Namen soll ich Dich nennen dürfen?

„Sag' Lori (Leonore) zu mir! Das muß genug sein. Willst . . . oder willst nicht? Ja oder nein? So oder gar nicht?!

„Aber wie wirst Du es anfangen, mich wiederzufinden?

„Das laß meine Sorge sein! antwortete trotzig die Kleine und ihre breiten Augenbrauen zogen sich zusammen. — Es wird Sie nicht wundern, daß ich Alles, was sie wollte, eiblich und wiederholt versprach. Leidenschaftlich, verliebt und dicht vor dem Ziele meiner Wünsche, hätte sie noch verrücktere Vorschläge machen können, so würd' ich mich doch keine Secunde länger besonnen haben, in Alles einzuwilligen. Ich wußte ganz genau, daß ich das entschiedene Frauenzimmer niemals wiedersehen würde, wenn ich nicht sofort Ja sagte. Und wenn ich sicher war, sie selbst und ihre Liebe zu besitzen, was fragt' ich viel nach ihres Vaters Namen oder der Nummer ihres Hauses. Das schienen gleichgültige Dinge, wenn ich gewiß war, sie zu behalten. Und daß sie ihr Wort nicht brechen würde, weder im einen noch im anderen Falle, das wußt' ich.

„Um so größer war mein Erstaunen, als sie, kaum daß ich meine Uebereinstimmung ausgesprochen und alle Neugierde für immer verschworen hatte, mir mit einem raschen Händedruck gute Nacht sagte und davonging.

„Lori! rief ich wie vom Blitz getroffen und eilte ihr nach. Aber sie war hurtig um die Kirchenecke und, als ich sie im Schatten suchen wollte, hätte mich beinahe ein Fiaker überfahren, der eben seine Pferde in Trab setzte. Ich erkannte denselben Kutscher, der uns nach dem Theater gebracht hatte. Im nächsten Augenblick senkte sich an dem davonrollenden Wagen das Fenster und Lori warf mir eine Kußhand zu.

„Rasselnd in verdoppelter Eile verschwand der Wagen, dessen lackirtes Dach wie Silber unter dem Mondstrahl glänzte, aller Möglichkeit spottend, daß ich ihn irgendwie mit einem anderen Gefährt noch einholen könnte. Das Rollen seiner Räder verlor sich, die Nacht ward still um mich herum. Ich schrak auf, wie ich über mir ein Viertel schlagen hörte, zuckte die Achseln, seufzte und ging nach Hause.

„Es versteht sich von selbst, daß ich mit solchem Abschluß meines Abenteuers durchaus unzufrieden war, sehr schlecht schlief und am anderen Tage zu nichts Gutem zu gebrauchen war. Ich nannte die Schöne falsch und mich einen Narren. Sie hatte mein Wort und konnte mich obendrein auslachen. Ich bildete mir ein, daß ich je eher desto besser von Wien abreisen würde, und spielte mit noch anderen selbstquälerischen Vorpiegelungen, von denen eine die andere verdrängte und mich jede nur mißmuthiger machte.

„Sie hatte nicht einmal nach meiner Wohnung gefragt. Ob ich ihr meinen Namen deutlich gesagt, meint' ich nicht mehr recht zu wissen. Ich machte mir Vorwürfe, den einzigen Abend, der mir gegönnt gewesen, mit unterwürfigem Schmachten verzettelt zu haben. Ich fing an in der Stille gegen mich zu rasen und betrug mich gegen alle anderen Leute so unausstehlich wie möglich. Der Mittagstisch im Steinbl war mir verleidet. Ich verlor

allen Appetit. Ich fürchtete ernstlich, krank zu werden. So ging es fast eine Woche.

„Da klopf es eines Morgens — es war am sechsten Tage nach der eben geschilderten Begegnung — es klopf an meiner Stubenthür und ein kleiner Junge, der unverkennbar wie ein Bettelkind aussieht, das man zu diesem Dienst auf der Straße geworben, überreicht mir demüthiglich einen runden in Papier gewickelten Gegenstand.

„Wer hat Dir dies für mich gegeben? — Ein Mann! sagt er. — Wo? warum? wann? mit welchem Auftrag? welchen Worten? — All umsonst! Aus dem blöden Jungen ist außer dem einen Wort „ein Mann!“, das er immer wiederholt, nichts herauszukriegen. Ich wickle ein Papier um's andere los und finde schließlich einen schönen rothbäckigen Apfel — sonst nichts. Auf den Papieren kein Wort, auf der Frucht kein Zeichen, ein Apfel sans phrase. Ich beiße in den Apfel — ich glaube, ich bildete mir ein, daß wenn keine Aufklärung, doch eine Attrape in ihm stecken sollte —. Der Betteljunge genirt mich, ich geb' ihm einen Silberling und jag' ihn fort. Er läßt sich's nicht zweimal sagen und ich genieße nachdenklich jene Frucht, die schon dem Vater Adam das Paradies kostete.

„Zunächst ward ich in Folge dieser Mahlzeit sehr heiter, heiterer als ich seit acht Tagen gewesen war. Dann kam eine peinliche Unruhe über mich, ich sah sehr oft nach der Uhr und ward immer ungeduldiger und doch immer fröhlicher, denn ich wußte, daß sie heute noch kommen würde, daß der Apfel, der keine Attrape enthielt, ein Gruß und ein Zeichen von der Geliebten war.

„Ich ging nicht aus meiner Stube, so lang mir auch die Zeit sich dehnte. Und eben als es dämmerte, als die ersten Laternen auf der Straße angezündet wurden, da hört' ich's draußen entschieden an der Klingel ziehen. Ich sprang vom Schreibtisch auf, daß ich in der Eile meine Wasserflasche zu Boden stieß, und wie ich die Thüre meines Vorzimmers öffne, fliegt mir die braune Vori um den Hals.“

— Randolt schwieg. War seine Erzählung an einem Punkte angelangt, über den sie hinauszuführen seiner braven männlichen Seele peinlich sein mußte, oder dünkte ihn, daß er dem Versprechen, welches er der Geliebten abgelegt, mit diesem Bericht an einen Dritten schon zu viel vergeben hatte — er ging mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen, die Hände an einander drückend, in seiner Stube hin und wieder. Bald schien mir's, als hätt' er meine Gegenwart vergessen.

Nur um ihm diese meine Anwesenheit wieder in's Gedächtniß zu rufen, durchaus nicht um sein Vertrauen noch weiter herauszufordern, macht' ich mich bemerklich. Darauf blieb er vor mir stehen, ergriff meine Hand und sagte: „Ich weiß, was Sie mir auf diese Geschichte hin für einen Text lesen wollen. Es würde doch wieder auf fränkende Vermuthungen hinauslaufen, wie ich sie schon vorhin einmal habe zurückweisen müssen. Er-

sparen Sie sie mir und versuchen Sie zuzugeben, daß ich es doch besser wissen muß, nicht wahr?

„Die Liebe, die mich seitdem mit meiner Lori verbindet, ist eine der schönsten und glücklichsten, die es je auf der Welt gegeben hat. Sie beseligt mich und sie. Jeden vierten oder fünften Tag schickt sie mir am Morgen durch einen Dienstmann oder sonst den ersten besten Boten eine Apfelsine, ein Spielzeug, eine Stahlfeder, ein leeres Blatt Papier — dann weiß ich, daß ich sie erwarten darf. Dann tritt sie zwischen Tag und Abend lachend wie ein Kind, schön wie eine Fee, eigensinnig wie eine Märchenprinzessin aus den Schleiern ihrer Geheimnisse über meine irdische Schwelle und bis zur Mitternacht, oft bis zum Morgen bleibt sie an meiner Seite. Der Rest der Woche gehört der Sehnsucht — einer nagenden Sehnsucht, glauben Sie mir. Aber jedes Wiedersehen ist dafür ein doppelt gesegnetes Fest.

„So kamen im Alterthum die Göttinnen zu ihrem Liebling. Die Günst einer Königin muß etwa so, in Geheimnisse voller Vorsicht gehüllt, genossen werden. Ich weiß, dies wunderfame Weib ist, Gott sei Dank, weder Königin noch Göttin. Ich weiß noch mehr, weiß, daß es dem Manne nicht ziemt, auch nur in einem Stüd dem Weibe gegenüber den blind Gehorsamen, den auf Gnab' und Unnade Ergebenen zu spielen und mit selbstgebundenen Händen zu sagen: jenseits meiner Schwelle, will ich nicht wissen, was du thust und wer du bist. Und ich weiß auch, daß dies unnatürliche Preisgeben der Herrschaft sich rächen und bestrafen wird.

„Aber ist es nicht auch selig, zu vertrauen? Binden heilige Eide nicht auch sie? Und ich weiß, sie hält, was sie verspricht... um wie viel mehr, was sie beschworen. Ich weiß nicht, was sie unter das Geheimniß zwingt, ich weiß nicht, was es ihr ermöglicht, sich zeitweise allem Zwang zu entziehen — aber ich weiß, daß ich ihre Liebe mit Niemandem auf der Welt theile und daß kein Gedanke in ihr lebt, der nicht mein gehört.

„Ach, wenn Sie sie sehen könnten! Sie ist demüthig wie ein Kind, dienstfertig wie eine Magd und doch von glückseliger Heiterkeit und doch auch stolz wie ein ganzes Weib und trotzig wie verwöhnte Schönheit.

„Manchmal berührt mich das Verbot, nach ihrem Namen und Heim zu forschen, wie ein Unglück, fast wie eine Schmach. Aber nur, wenn sie ferne von mir ist. Sobald sie mir vor's Auge tritt, die Liebe, schelt' ich mich selber thöricht, nicht vollauf glücklich im Besiz zu sein, und meine Scrupel sind mir nur mehr Ausgeburten sehnächtiger Langweile.

„Nenn' ich noch einen Umstand, der mich im Anfang unseres Verhältnisses stutzig machte, so ist es der, daß sie sich eigentlich nicht ängstlich verirgt an meiner Seite. Einmal bei mir, kann ich ihr dorthin oder dahin mit mir zu gehen vorschlagen. Nur selten lehnt sie ab und nie ohne triftige Gründe, die aber keine Menschenfurcht verrathen. Sie liebt es just nicht aufzufallen. Das ist natürlich, sogar lobenswerth. Aber sie geht mit mir in Theater und Concerte, ja selbst auf Bälle ab und zu. Jeder Gasthof ist

ihr gleich und wir wandeln oft stundenlang über die gaserhellten Straßen der volkbelebten Stadt. Hat sie Niemanden zu fürchten, der sie daheim verrathen mag? Kann sie Niemandem begegnen, der mir ihr Geheimniß an den Kopf wirft? Oder bestehen diese Geheimnisse nur für mich und alle Welt kennt sie, nur ich allein soll mit Blindheit geschlagen sein und bleiben?

„So dacht' ich mehr als einmal. Aber es war überflüssig, die Faust zu ballen und mir solche Gedanken zu machen. Nein, es kennt sie Niemand. Wie oft wurde ich nicht schon gefragt, wer die Dame sei, die ich begleite! Und von Leuten gefragt, die alle Welt in Wien kennen, von Bummelern und Journalisten, und zwar von solchen, auf deren Menschenkenntniß man sich verlassen kann, von den Redacturen der kleinen Chronik und den Penny-alinern des Skandals.

„Freilich wünscht Lori keine Bekanntschaften zu machen. Aber das wäre auch nicht nach meinem Sinn. Da wir uns nur einige Stunden in der Woche gehören dürfen, wie sollten wir nicht darauf bedacht sein, das Bißchen Zeit, das uns gegönnt ist, allein mit einander zu verbringen!

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich der Verkehr mit diesem resoluten Mädchen erfrischt! Ist doch sogar das Geheimniß, wie wunderbar sie es handhabt, ein Reiz mehr in dem ungewöhnlichen Verhältniß, das mir ungesucht, ungeahnt, wie ein märchenhaftes Glück aus freiem Himmel in den Schooß gefallen. Nach all' der Zimperlichkeit, Verbildung und Scheinheiligkeit, mit der mich daheim unsere Pfarrerstöchter schier zur Verzweiflung gebracht haben, wie erquickt mich diese derbe Friße, diese unverkünstelte Natur, diese herzhafte Naivetät, diese naseweise Lebenslust und nicht zuletzt dieser göttliche Dialect, den ich gerade, wenn er mir das Bärtlichste sagen will, kaum zur Hälfte verstehe!“

In dieser Art redete mein guter Randolt noch eine gute Weile fort. Dann schüttelte er sich gewaltsam aus seinen Schwärmereien auf und nahm sich sichtlich vor, den so ausführlich und mit so unwillkürlicher Wärme behandelten Gegenstand heute nicht wieder in's Gespräch zu ziehen. Ich konnte dies nur billigen. Nicht daß ich ihm nicht gerne noch länger zugehört hätte, im Gegentheil! aber mich dünkte, für ein Geheimniß — und das sollte es doch bleiben — hatte er mir eigentlich schon zu viel gesagt. Und das störte mich in seine Seele hinein.

So kam es, daß uns Beiden dieser Abend, von dem ich mir wenigstens besondere Anregung versprochen hatte, nicht ohne Befangenheit, fast langweilig verlief, da ein jeder von uns davon nicht sprechen wollte, wovon seine Gedanken am stärksten beschäftigt wurden — er nicht, um sein Geheimniß zu bewahren, ich nicht, um den Verdacht der Neugier zu entfernen — was Wunder, daß die Unterhaltung mehr als einmal stockte. Ich fürchte, daß er noch tiefer als ich aufathmete, als wir uns mit herzlichem Händedruck zum letzten Mal von einander verabschiedet hatten.

Mein Händedruck war trotz dieses Aufathmens nicht minder herzlich

gemeint. Die Bedenken, welche seine Erzählung in mir aufgeregt hatte, bewiesen mir nur um so deutlicher, wie aufrichtig meine Freundschaft für den jungen Mann war. Ich empfand etwas wie Besorgniß für ihn. Es gefiel mir nicht, daß er sich so kopfüber in diese Leidenschaft gestürzt hatte. Freilich unbändig und eine Künstlernatur, siebenundzwanzig Jahre alt und kaum frei gelassen — durch Zureden war hier nichts auszurichten. Und worvor hätt' ich warnen sollen? Freilich irgend etwas war in der Geschichte, was das Sonnenlicht nicht vertrug. Irgend etwas war denn doch zu verbergen, etwas, das aller Wahrscheinlichkeit nach dem zärtlichen Verhältnisse der beiden jungen Leute, trotz aller Liebe, unbarmherzig den Garaus machen mußte, sobald es an den Tag kam. Aber was war das?

Einen ähnlichen Gedanken mußte ich schon heute aus Randolts Neben herausfühlen. Diese Sorge war ihm, so sehr er sich an seinem Glück berauschte, nicht nur nicht fremd, sondern, wenn ich irgend ein Menschenkenner bin, so meine ich die Mühe bemerkt zu haben, die er heut Abend mehr als einmal daran wendete, daß ihm eben diese Sorge nicht unwillkürlich über die Lippen trat.

Ich hatte indessen auf dem langen Weg nach Hause, den ich zu Fuß zurücklegte, Zeit genug, mir die fremde Sache aus dem Kopfe zu schlagen. Was ging sie mich auch weiter an? In ein paar Tagen mußte ich fortreisen und Randolt sich jedenfalls ohne mich behelfen. Alles erwogen, dacht' ich noch, eine große Leidenschaft ist für den, der sie empfindet, ein Glück, bringt sie auch Ungemach, gleichviel und an wen immer man sie verschwendet.

III.

Ich war reisefertig und meine Abfahrt für den nächstfolgenden Tag bestimmt. Obwol ein grauer Himmel über winterlicher Erde lag, ging ich doch hinaus, um von der Gegend Abschied zu nehmen, die ich über Alles liebe. Wie Mancher, der da drinnen in der Stadt wohnt, macht große Reisen, um die schöne Welt zu sehen, und weiß nicht, daß er nur vor's Thor hinauszugehen braucht, um schönere Gegenden zu finden, als die sind, denen er mit viel Ungemach und Kosten in weitester Ferne nachläuft. Ich ging durch die Weingärten dem Rahlenberge zu. Die dünne Schneedecke knisterte unter meinen Tritten, von den kahlen Rußbaumzweigen fielen Flocken, die der Windstoß niederwehte, und über den Weg hüpfen ein paar Raben, um bei meinem Näherkommen kreischend aufzuspringen.

Freilich im Sommer ist's hier viel anders! Wo nicht? Aber auch im Winter bleibt diesem Strich Landes zwischen dem Rahlenberg und der Währinger Linie meine Neigung treu und wenn ich ferne bin, ziehen meine Gedanken ihm manchmal zu. Und ist es nicht merkwürdige Erde? Hier draußen schuf Beethoven und vor seiner Thür stand lauschend ein fecker kleiner Sommer-

frischler, der Knabe Franzl, den sie später Grillparzer nannten. Ein paar tausend Schritte weiter gegen die Stadt hin ist Franz Schubert geboren und dort oben auf der Döblinger Höhe hauchte Nicolaus Lenau die verdüsterte Seele hin.

Wahrlich ich dachte an alles Andere mehr, als an die Geschichte, die mir Randolt vor drei Tagen erzählt hatte, wie ich so durch die Weinberge strich. Der Pfad war nicht immer zum Gehen gepflegt worden. Ich fühlte mich auf einmal durch die Feuchtigkeith, welche sich meinen Stiefeln mitgetheilt hatte, empfindlich in meinem Sinnen gestört. Da ich eben in eins der dort neben einander liegenden Dörfer gekommen und es mittlerweile aus Dämmerung und Abend stockfinstere Nacht geworden war, so schien mir das Wirthshaus, das mir über die Straße her mit langem Weiser und hellerleuchteten Fenstern winkte, wie gerufen. Ich trat rasch ein und that mir gütlich. Ein paar Weinbauern, ein Landkrämer und ein Polizeimann unterhielten sich dort drinnen sehr artig. Einer spielte hübsch auf einer Harmonika, und da ich mich behaglich zeigte und sie bat, sangen sie mir „Vierzeilige“ und andere „G'stanzeln“, daß uns die Zeit verfloss, wir wußten selbst kaum wie. Nachdem ich nun endlich mich der Ueberzeugung nicht länger verschließen konnte, daß ich äußerlich wieder trocken und innerlich gehörig angefeuchtet war, macht' ich der Sitzung ein Ende und ein Jeder von uns ging seiner Wege.

Die Andern hatten's darin wesentlich leichter als ich. Sie gehörten zur Gemeinde des Wirthshauses; ich aber konnte wieder eine Stunde zu Fuß gehen, bis ich bei meinem Gartenzaun anlangte. Zwar kalt war es nicht, es thaute ein wenig; es war auf der Landstraße stockfinster und Mitternacht vorüber. Doch es geht sich so eigenthümlich gemüthlich Nachts auf der einsamen Landstraße — mich bedünkt's wenigstens also.

Hurtigen Schrittes zog ich unter den kahlen Bäumen hin, welche die Straße von den Feldern trennten. Nur ihre Silhouetten waren undeutlich vom nachtdunklen Hintergrunde abzukennen. Alles Andere Schatten über Schatten, ein undeutliches Gewirre, schwarzgrau bedeckt, in dem keine Formen mehr zu unterscheiden waren. Ich sah nach dem Rahlenberge — umsonst, keine noch so schwache Linie zeigte in der allgemeinen Finsterniß seinen Umriß an. Nur ein einziges Lichtlein schimmerte fernher von der Döblinger Höhe, die weite Gegend allein beherrschend. Es kam aus einem Fenster des Irrenhauses und ich mußte lächeln über diesen symbolischen Wächter der schlafenden Welt.

Aber endlich tauchten dem Wanderer auch auf dem tiefen Wege wieder Lichter auf. In der langen Dorfstraße, die ich nun durchschritt, brannten noch die Richtungslaternen. Zuweilen schlug ein Hund an, wo ich vorüberging. Ein- oder zweimal begegnete mir auch ein Sicherheitsmann in hochaufgezogenen Wasserstiefeln, die Kapuze über den Kopf gestülpt und sagte gute Nacht.

An 'das eine Dorf lehnte sich ein zweites und an dieses noch ein drittes. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich mich nicht verlaufen hätte, blieb stehen und sah mich um. Aber nein, der Weg war richtig. Ich war an bekanntem Ort und des Pfades bewußt. Hier links kam eine Straße, die ließ man seitwärts liegen . . . dann ging's geradeaus, es kam ein Hügel . . . über diesen rechtshin, dann hatt' ich keine Viertelstunde mehr nach Hause.

Gut! Um nach der Zeit zu sehen, verweilt' ich unter der Laterne, die hier vor einem blanken Hause brannte. Der Glanz des Lichtes auf der gelbgetünchten Wand freute mich ordentlich nach der vielen Finsterniß, die ich genossen. Man sah jedes Steinchen im Bewurf. Die Taschenuhr gegen die Laterne haltend, fand ich, daß es zwanzig Minuten nach Eins war. Knöpfte meinen Ueberzieher zu und wollte wieder weiter. Da verweilte mich ein Ton, der wunderbarlich aus der Ferne herüberdröhnte.

Vorher war es so still gewesen, daß ich ab und zu einen Tropfen von der Dachrinne in den Schnee hatte fallen hören. Jetzt rollte, rollte ein Geräusch durch die schlafende Nacht, immer deutlicher, immer näher, obshon noch immer fern genug; doch daß es ein Wagen war und daß er sehr schnell fuhr, konnte Jeder merken.

Warum spannte mich diese höchst gewöhnliche Beobachtung? Tausende von Wagen fahren Tag und Nacht in der Stadt rasselnd und schütternd an einem vorüber, man merkt es nicht, man hört sie kaum, man hat höchstens eine unbehagliche Empfindung über das unaufhörliche Geräusch im Allgemeinen. Und was braucht mich so ein städtisches Behikel auf dem Lande zu bekümmern? Gar nichts! Wer mag denn so mitten in der Winternacht drauf los fahren? Einer von den wenigen Grundbesitzern allenfalls, die am Kobenzl wohnen und doch nicht alle Stadtfreuden ungenossen lassen wollen; doch ich kenne keinen von diesen. Noch wahrscheinlicher, daß es ein Arzt ist, den man zu einem kranken Wirth oder Pfarrer gerufen hat; doch das kümmert mich auch nicht, ich brauche keinen Arzt und sehne mich in's Bett.

Seltfam, ich kam doch nicht vom Fleck.

Warum fiel mir auf einmal der Fiacker ein, der Randolts Lori vom Stephansplatz entführt hatte? Warum mußte ich zu mir sagen: so wie du jetzt dastehst und horchest, so stand dein toller Freund und hielt den Athem an und spitzte die Ohren — nur mit dem Unterschied, daß das Wagengeräusch damals sich von ihm entfernte und daß es jetzt, wie du merkst, immer näher und näher kommt. Ich wollte mich eben der Berrücktheit zeihen. Wie kam ich dazu, zwischen zwei einander ganz fremden Fuhrwerken ein tertium comparationis aus der Luft zu greifen! Ich hatte mich im Verdacht, daß ich allzumüde bei wandelndem Leibe schlief und träumte. Darum wollt' ich mich eben zwingen, meine Schritte fortzusetzen, als ich dicht neben mir an dem gelbgetünchten Hause ein leises Klirren hörte, wie wenn man ein Fenster vorsichtig öffnet. Ich trat in den Schatten und

that, als ob ich eiligst meines Weges ohne mich umzusehen davonginge. Weiter oben aber in der Dunkelheit, sicher, daß man mich nicht mehr bemerken konnte, schlich ich über den Fahrweg hinüber und dann auf der andern Seite desselben so weit zurück, daß ich die Fenster des gelben Hauses beobachten konnte. Während dieses Manövers vernahm ich mit einer inneren Befriedigung, wie das Rollen des Wagens immer stärker wurde. So stark, daß es aus einer der nächsten Gassen im Dorfe zu dringen schien. Er wird doch hier vorüberfahren, dacht' ich, blieb an einem dunklen Plankenzaune stehen und besah mir ein Fenster nach dem andern an dem schrägüberliegenden Hause. In der That bewegte sich, wenn auch ganz wenig, eine Scheibe. Nicht anders, als hätte man den Flügel leichtfertig eingehängt und er wäre so, wie man sagt, „von selber“ wieder losgegangen. Hätt' ich vorher nicht den ächzenden Ton gehört, es kam mir nun nicht ein, den wahrscheinlich zufälligen Uebelstand mit den Augen wahrzunehmen. Nun aber, da ein Strahl des Laternenlichts so recht auf die Kante des Rahmens fiel, war freilich selbst auf meine Entfernung von über 30 Schritt kein Zweifel möglich, daß das letzte Fenster in der Reihe nicht ganz ordentlich schloß.

Und hui, da bogen zwei glänzende Laternen um die unterste Straßenecke und dazwischen stampften und schoben zwei dunkle Pferde durch den Schnee, daß das Knallen der Hufe und das Klatschen des Schneewassers in den Straßenpfützen die rollenden Räder zu übertönen schien. Plötzlich ein gedämpfter Ruf wie von des Kutschers Stimme und der jagende Trab ließ nach. Jetzt gingen die Pferde gar im Schritt. Wenn sie unter einer Laterne vorüberkamen, sah man die gehezten Thiere nur so dampfen. Dann spiegelte sich der Strahl in dem lackirten Wagendach und im nächsten Moment schien das ganze Gefährt nur wieder ein beweglicher Schatten, dessen Contouren immer unbestimmter wurden, bis sie unter dem Einfluß der nächsten Laterne wieder mehr und mehr an Schärfe zunahmen.

Ist das Augentäuschung? Nein! Das verdächtige Fenster geht breit auf. Die Scheibe blinkt im Licht und weit heraus beugt sich eine Kindergestalt, die ein graues Schawltuch über Kopf und Rücken gezogen hält, so wie Jemand, der eben aus dem Bett gestiegen ist und sich doch nicht erkälten will. Sie dreht das Gesicht spähend erst nach dem nahenden Wagen zu, dann auf die andere Seite. Leicht kann die Entfernung täuschen, aber wie der Lichtstrahl auf dies Gesicht fällt, dünkt es mich eines Mädchens von etwa zwölf Jahren. Es hat den Mund halb offen, die verschlafenen Augen halb zu, ein Büschel starrer blonder Haare guckt ihm aus dem Umschlagetuch über die Stirne.

Derweilen fährt der Wagen hart an der Grabenkante die Straße hin. Der Kutscher könnte, wenn er den Arm ausstreckt über den schmalen Bürgersteig, bequem mit der Peitsche das Fenster einschlagen. Er sieht gar nicht hin und doch hält vor dem Fenster der Wagen, als ob die Pferde zum voraus wüßten, daß hier gehalten wird. Das Kind beugt sich weit vor und

steckt einen Paden, der etwa wie ein Bündel Wäsche aussieht, an einen aus dem Wagenfenster gehaltenen länglichen Gegenstand, den ich für einen Regenschirm halte. Dann klirrt die Scheibe zu und im scharfen Trab jagen die Pferde mit dem Wagen an mir vorbei. Kaum daß ich Zeit habe, das Gesicht nach der Bretterwand zu kehren, um nicht aufzufallen unter dem streifenden Licht.

Von dem Kinde nichts mehr zu sehen. Das Fenster fest verschlossen. Was für seltsames Gebahren! Ich greife mit den Händen in den Schnee, um mich noch einmal zu versichern, daß ich wach und nüchtern bin. Sah das nicht aus wie ein Diebstahl, zu dem sich ein Hauskind mißbrauchen ließ? Ich ging ein paar Schritte zurück, so daß ich die Nummer des Hauses wahrnehmen konnte, schrieb diese in mein Taschenbuch und wandelte dann nach der Richtung zu, in welcher sich der Wagen verloren hatte.

Ich war keine zweihundert Schritte gegangen, als ich merkte, daß wieder ein Wagen, wahrscheinlich derselbe, von der Seite, wo jener eben verschwunden, zurückkam. Ich drückte mich hinter einen nassen Ahornbaum, der am Feldrain stand und zur Noth mich und meine Neugier verbergen konnte. Das hurtige Fuhrwerk mit dem nämlichen Kutscher — ein Fiader ohne Nummer — sauste vorüber und hielt abermals, eine gute Steinwurfslänge vor dem gelbgetünchten Hause, etwa halb Weges zwischen diesem und meinem Ahornbaum. Der Schlag war schon offen. Eine Frauensperson stieg heraus. Ob alt, ob jung, groß oder klein, konnt' ich nicht sagen, denn sie trat zu entfernt von mir und im tiefen Schatten aus dem Wagen. Nur wie sie unter der Laterne vorüber kam, bemerkt' ich, so hastig auch ihre springenden Schritte waren, daß ihr, ähnlich wie dem Kinde, nur ein viel größeres Tuch Kopf, Nacken und den Rücken bedeckte, daß sie die Röcke hoch aufgeschürzt trug und die Beine in groben bäuerischen Männerstiefeln stecken hatte, aus denen die Laschen über die Schäfte guckten. Sie sprang ihres kurzen Weges vornübergebeugt, ohne Umsehen. Am gelbgetünchten Hause angelangt, schob sie eiligst einen Schlüssel in's Thor. Ich hörte das Schloß nicht klappen, weder bevor noch nachdem sie geöffnet. Der Wagen war nicht mehr zu sehen, Alles wie ein Spuk verschwunden und ich hörte wieder nichts mehr als die schmelzenden Tropfen von den Ahornzweigen über mir in den Schnee fallen.

Der Schnee zu meinen Füßen war wieder recht lästig. Ein Schauer überflog mich von den Sohlen bis zum Scheitel. Hier war nichts mehr zu sehen und das Gesehene nicht des Wartens werth gewesen. Ich sputete mich nach Kräften, daß ich endlich nach Hause kam.

Des anderen Tages reißt' ich ab. Einem intimen Freunde, der als Advocat viel in Strassachen beschäftigt ist, gab ich einen Wink, daß er mich wissen lasse, wenn von einem Diebstahl oder Einbruch in dieser Gegend etwas verlauten sollte.

Da ich aber nichts dergleichen zu hören bekam, vergaß ich allmählig den Nachtmarsch und die ganze Geschichte. Auch Randolt kam mir in der Ferne

immer weniger in's Gedächtniß. Freilich sorgte dieser selbst nicht dafür, sich darin aufzufrischen. Daß er keine Briefe schrieb, fand ich nach eigenen Gewohnheiten nur zu verzeihlich. Aber daß auch nirgendwo von etwas Gedrucktem verlautete, was ihn, und wär's nur muthmaßlich, zum Verfasser haben mochte, das dünkte mich bedauerlich, denn nach dem Anlauf, den er genommen, durfte man Bemerkenswerthes von seiner frischen Feder erwarten. Solche Erwartungen stumpfen sich in unserer viel schreibenden Zeit leicht ab, wenn der damit Bedachte nicht selber dafür sorgt, daß er im literarischen Getümmel sichtbar bleibt.

IV.

Ich hatte gerade ein halbes Jahr von Wien ferne gelebt. Als ich wieder das Häuslein im Schatten des Rahlenberges bezog, war die Baumbblüthe kaum vorüber, aber der Mai fing kalt und regnerisch an und, da die wirthschaftlichen Zustände in jenem Jahr viel üble Nachrede verdienten, beeilten sich die lieben Wiener um so weniger, Sommerwohnungen zu suchen. So sollt' ich noch längere Zeit der erste und einzige Städter im Dorfe bleiben, wie ich nach dem Herbst der einzige und letzte geblieben war.

Die mitgebrachten und die zurückgelassenen Bücher ordnend, fiel mir ein Notizkalender vom vorigen Jahr in die Hand. Ich mußte mich doch eine Weile besinnen, warum ich auf das eine Blättchen die Ziffer 23 geschrieben hatte und noch dazu in so großen und unstandhaften Zügen, wie sie einer im Finstern auf's Gerathewohl hinsetzt, so daß ich Anfangs gar nicht recht glaubte, daß ich selber dies gethelt. Dann aber besann ich mich, das ist ja die Hausnummer, die ich mir für den Fall vermerkt habe, daß in der Straße so und so einer benachbarten Ortschaft von einer dortselbst begangenen Eigenthumsbeschädigung etwas verlauten sollte.

Nun, diese Sorge war umsonst gewesen. Aber jene nächtliche Scene stand mir auf einmal wieder recht klar vor der Erinnerung. Ich ward sie den ganzen Tag über nicht los und als der Tag sank und der Regen aufhörte, war es längst beschlossene Sache, daß ich meinen Abendspaziergang über den Hügel hin nach jenem Dorfe machen würde, mir Haus und Fenster und vielleicht auch die Leutchen hinter jenem Fenster genauer zu besehen.

Die Sonne, die sich den Tag über versteckt hatte, warf vor dem Scheiden noch ein paar freundliche Blicke über das hügelige Land, am Himmel liefen die Wolken roth an und auf der Erde spiegelte es rosenfarb aus den breiten Regenlachen. Es war ein lustiges Wandern. Man sah nur schmutzige Stiefel, aber nur lachende Gesichter. Ich wich einer Herde junger Gänse aus, die zwei Slovaken mit vieler Mühe und noch mehr Geschrei über Land bewegten, und unterhielt mich über diese Art von Viehtrieb mit einem eingeborenen Schlächterjüngling, der das Mäuschen auf einem Ohr, den langen Fleischsack aus Flechtwerk über der Schulter, in

seiner weißen Jacke und seinen weiß und roth gestreiften Beinkleidern gar froh und frech die Straße schritt.

So kam ich in die Nähe des gelbgetünchten Hauses. Es hatte sich nicht verändert. Es führte keinen Schild und keine Zeichen. Ein Mann trat aus seinem Thor, ein Mann mit breiten Schultern und mächtiger Brust, schneeweißes Haar über einem rothen Gesicht, das jünger schien als seine Jahre, eine würdig angerauchte Holzpfeife mit Silberbeslag unter dem gelblichen Schnurbart. Das rechte Auge war wie von einem Schlag oder Stoß braun und blau unterlaufen. Die Schürze, die er trug, war seitwärts an der Hüfte aufgesteckt. Hinten hing ihm vom Gürtel eine breite, rundliche Lederscheide, wie sie die Weinbauern zu ihrem Nebengeräthe tragen. Er warf das Thor mit einer Würde und Gelassenheit in's Schloß, daß man merken mußte, Schloß, Thür und Haus waren sein.

„Wer ist denn der?“ fragte ich den Schlächterjungen.

„Dös woas i net,“ antwortete der trokige Gesell. Als aber gleich darauf der Gegenstand meiner Neugierde mitten auf der Fahrstraße stehen blieb und den Kopf über die Schulter wendend den anderen mit einem Blick voll drohender Verachtung vom Scheitel bis zur Sohle maß, da besann sich der Jüngling in der roth und weiß gestreiften Hose auf einmal eines Besseren. Ich kann nicht vermuthen, daß der Mann Frage und Antwort, die vorhergegangen, gehört hatte; er schien mir seine Geringschätzung weniger der Person als der Junft meines Begleiters zu widmen. Er schritt stolz fürbaß und als er in der nächsten Gasse verschwunden war, verbesserte jener seine vorige Rede: „Ah, dös is ja der alte Gaisberger, der Joseph! a schiach (häßlicher) Krampus (Popanz), gelten's?“

„Im Gegentheil, er ist noch recht stattlich.“

„Wahr is! Und stark is er wie an Dös. So alt der Kerl is, neuli, 'n Sontag, hot er no mit unserm Aufhacknecht grafft. Wissen's, gnä' Herr, beim Heurigen (neuer Wein). Dessentwegen is er auf uns Fleischhacker so fuchti' (zornig). Habn's dös net grad' gleg'n? Der Großknecht hat eam dös blaue Vergifmeinnicht unter'm Neugerl mit auf'n Weg geb'n, eam selber freili hat der Alte den Dam (Daumen) brochn. Dös san G'schichten! Ja, der Heurige is halt heuer gar a so malafizisch stark!“

„Is er verheirath't der Bauer?“

„G'wesen! Er hat zwoa Frauen nach einander unter d' Erd bracht. Jetzt führ'n ihm halt d' Kinder d' Wirthschaft.“

„So, hat er Kinder?“ fragte ich möglichst harmlos.

„Stück a sechse, siebene. Buab'n wie viel, woas i net g'nau. Sand nimmer alle z' Haus. Grad zwoa mehr. Mabl'n sand's a (auch) zwoa.“

„Werd'n schon hübsch alt sein die Mäd'l.“

„Gi beileib! Die letzte Frau is no gar net lang todt. 's jüngste von die Kinder is no fane dreizehn alt. Und d' Sefferl, die jetzt die Milch austragt

und 's G'müs auf'n Markt verkauft, ... no ja wia alt wird die sein? ... mir san no mit einander in d' Schul gangen und i bin vorige Lichtmeß fibazehni word'n."

"Ist sie hübsch?"

"Wem's g'fällt! Mir is z' aufg'statt (aufgedonnert) und z' hoppa-tatschig (hoffärtig). Bild't sich viel z' viel ein, weil der Alt' a bißl a Gelsb hat, und auf was weiß ich noch! Uebrigens ma sichts net z' viel die Madln. Der Alte führt a grob's Regament z' Haus und laßt d' Weibsbilder net viel auslieg'n und wenn er b'soffen is, was wol alle Abend der Fall, haßt's erst recht auf'n Posten sein. Der Schwerenothskerl, der versteht kan'n Spaß! ... Aber da drüben hatscht ja eh' (ohnehin) die Sesserl daher. Segn's, gnä Herr, die mit'm rosenfarb'n Kopfstüchel. Ja die da!"

"Die will ich mir einmal genauer anschauen."

"Thun Sie dös, Ew. Gnaden. Servus!"

Ich wendete meine Schritte und betrachtete mir das Mädchen, das vor mir herging. Ein gelbliches, dreieckig gelegtes Schnupstuch, die lange Linie unter dem Kinn geknüpft, die freien Zipfel im Nacken flatternd, bedeckte das Haupt. Die sämtlichen anderen Kleidungsstücke mochten früher zum Sonntagsstaat gehört haben, sicherlich waren sie einmal von den verschiedensten Farben gewesen. Jetzt waren die hellen verschossen, die dunklen verblaßt, und alle so verwaschen und abgeseunden, daß sie nur verschiedene Schattirungen derselben graulichen unbestimmten Schmutzfarbe zu sein schienen. Dem schlechten Wetter zu Liebe waren wol die schlechtesten Kleider gewählt worden. Die Jacke, die etwas zu knapp und darum unordentlich saß, war ursprünglich aus schwarzem Sammet gewesen. Einige Knöpfe daran, die nicht durch beinerne Nachfolger allergewöhnlichster Sorten ersetzt, waren zierlich durchbrochen und versilbert. Je nun, man trug sich hier außen, keine Meile vor der Stadt, halb bäurisch, halb städtisch ... die Jacke bewies nichts. War das überhaupt dieselbe Person, die ich vor einem halben Jahre nach Mitternacht hatte aus dem Wagen steigen sehen? In Männerstiefeln stakten ihre Füße nicht, sondern in ganz dünnen Schuhen, denen in diesem Straßenschmutz gerade die allerleiste Anstrengung ihres Daseins zugemuthet wurde. Diese ehemaligen Stiefletten waren bis zur Formlosigkeit vertreten, die Haden seitwärts gedrückt, das Oberleder da und dort zerrissen, die Farbe namenlos. Und doch an einzelnen Punkten, wo die Falten sich zusammengeschoben hatten und weder Wische noch Roth eingedrungen war, da blinkte das Bruchige bräunlich roth und ein Restchen Glanzes verrieth, daß dieses Leder einst mit Goldkäferlack überzogen gewesen.

"Guten Abend, Mirzel!" sagt' ich an des Mädchens Seite tretend, „wie geht's denn allerweil?"

Dieses zog, ohne mich anzuseh'n, mit einem festen Ruck das Kopfstuch weiter über die Stirne herein, bis vom Gesicht nicht mehr als ein Spitzchen Nase zu entdecken war; sie warf die drei leeren blechernen Milchkübel über

den andern Arm, so daß sie zwischen mir und ihr nicht eben als Symbol freundlich vermerkter Annäherung, sondern wie ideale Bremsen baumelten und sagte dann schnippisch und trocken: „Ich heiß net Mirzel.“

„Wie denn? Sefferl?“

„Das hat Ihnen g'wiß der kralawatschete (krummbeinige) Mistbub' g'sagt. Ein so ein feiner Herr geht mit so 'em Haderlumpen! Daß i net lach'!“

Sie schien den Groll ihres Vaters gegen das Schlächterhandwerk zu theilen. „Wären Sie mir früher begegnet,“ sagt' ich, „wär' ich gleich mit Ihnen gegangen.“

„Sie haben's aber nöthig! Mir scheint, Sie fratscheln (plaudern, fragen) nach und nach döz ganze Dorf aus. Wöffentweg'n denn?“

„Zum Zeitvertreib!“

„Wohnen Sie denn da heraußen?“

„Seit vorgestern.“

„Je, döz mücht' i net, wenn i net müßt'! Und gar bei dem Wetter!“

„Wären Sie lieber in der Stadt, als auf dem Lande?“

„Kunnt schon leicht sein!“

„Kommen Sie denn so selten nach der Stadt?“

„Selten grad' net, alle Wochen a paar Mal, aber zu so aner ung'schickten Zeit. In der Nacht, wann Alles schon schläft. Und in aller Gottes Fröh geht's wieder retour.“

„Nun und warum denn juist um diese Zeit?“ fragt' ich.

„Warum?“ sagte das Mädchen und lachte, und die Milchkannen klirrten aneinander, als lachten sie mit. Jetzt zum ersten Mal wendete sie mir das Angezicht zu. Die Frage schien ihr gar zu naiv; sie wollte sich das Menschenkind betrachten, das solche Unkenntniß der wichtigsten Dinge verrieth. Dabei sah ich, wenn auch im Schatten des Kopfschutzes, ein frisches jugendliches Gesicht mit ein Paar großen Augen mich anlachen. Ein Büschel ungekämmter brauner Haare hing ihr unordentlich über die Stirne herein. Aus vollen Lippen glänzten prächtige Zähne.

„Was thut Ihr denn da in der Stadt?“ fragt' ich unerschrocken weiter.

„Na, die Milch und die Eier und 's G'müs und, wenn wir eins haben, 's Obst eintragen zum Verkaufen.“

„Aber der Markt fängt doch nicht mitten in der Nacht an und dauert doch bis in den Mittag.“

„Der Markt! Was geht denn uns weiter der Markt an. Wir verkaufen unser Sach' an die Händler. Die haben ihre Ständ' auf'm Markt und verkaufen's an die Stadtleut'. Wann die Sonn' aufgeht, sind wir Bauern schon lang' wieder z' Haus.“

„Zu Fuß?“

„Döz is a dumme Frag'. In der Nacht fährt kein Omnibus.“

„Ich denke, Du fährst manchmal im Fiacker zu Haus.“

Jetzt warf mir die Kleine einen Blick zu, wie einen Dolchstich. Aber

sie faßte sich gleich, biß sich auf die Lippen und zog das Kopftuch, das bei der Bewegung immer weiter auf den Scheitel zurückgerutscht war, wieder tief in die Stirne. „Was ist das für a G'schwäß?“ sagte sie dabei. „Unser eins in eim Fiader? Unsinn! Dös gibt's net. Meiner Lebtag net. . . Ach ja so, jezt weiß ich, was da ausspionirt worden ist. Bei uns im ersten Stod da wohnt a Wittib, an Officierswittib, die war amal hübsch und muß noch alleweil (immer) a Heß' haben. Da geht's halt noch manchmal auf die Gaude (Gaudium) und nachher kommt's im Fiader ham (heim).“

„Wie alt ist die Wittib denn?“

„So a vier Duzend Jahr'l'n wird sie schon überstanden haben; a bißl trummp und a bißl rinnaug (triefäugig) is s' auch. Na so a narrischer Zipfel, wie Se san!“ Sie lachte laut auf, sprang über die Straße, daß die Blechkannen flogen, und schlug mir lachend das Thor vor der Nase zu.

Wenn noch ein Rest von Besorgniß in mir war, daß ich vor einem halben Jahre einen Diebstahl belauscht hätte, so konnt' ich diesen Irrthum nun getrost fahren lassen.

Ich fragte mich, warum ich eigentlich so eifrig hinter der Sache her war. Daß die Erinnerung an Randolts Abenteuer durch die Wahrnehmung eines in der stillen Nacht daherrollenden Wagens seiner Zeit in mir erregt worden war, hatte ich lange vergessen. So fand ich, daß die Kleine nicht ganz im Unrecht war, wenn sie ihre Verwunderung über meine Neugier ebenso gröblich wie drollig laut werden ließ. Irgend eine Veranlassung, noch einmal nachzufragen, empfand ich durchaus nicht. Das Mädchen schien zwar recht hübsch zu sein, aber meinem Geschmack entzog sich diese Schönheit durch alle jene Schleier, welche aus dem Kuhstall aufsteigend so eine moderne Schäferin einhüllen, besonders am Abend nach einem regnerischen Werktag. Die Stimme des Mädchens klang recht frisch, aber die Unterhaltung mit ihr war weder lehrreich noch anregend gewesen. Ich hatte alle Neugier verloren, zu erfahren, was in jenem Bündel gesteckt, welches damals das Schwesterchen in den Wagen gereicht, und ich begriff schlechterdings nicht, warum ich mich überhaupt darnach erkundigt hatte, ob sie einmal im Leben in einem Fiader gefahren sei oder nicht. Genug davon!

V.

Da Randolt die ganze Zeit über nichts von sich hatte hören lassen und ich im Anfang meines Wiener Aufenthaltes allerhand wichtigere Geschäfte zu verrichten hatte, so dacht' ich nicht daran, den jungen Mann in seiner Wohnung aufzusuchen. Die Freunde, die ich nach ihm fragte, wußten nichts von ihm, als daß sein Name hie und da einmal unter dem Feuilleton einer wenig verbreiteten Zeitung zum Vorschein käme, und auch da weder durch die Stoffe, die er behandelte, noch durch den Stil, den er sich hingehen ließ, irgend welches Aufsehen erregte.

Die Herren vom Fach gaben mir ziemlich deutlich zu verstehen, daß ich mich für ein Talent erhitzte, das vielleicht in einem Provinzstädtchen hätte von sich reden machen können, hier auf dem großen literarischen Markt aber nichts bedeutete.

Eines schönen Nachmittags endlich stieß ich auf den guten Mann rein zufällig im Café Daum, wo er, ein Abendblatt, darin er nicht las, in der Hand, über zwei Stühle hingelehnt, dafuß und, allerlei Gewölk aus einer langen Virginiacigarre blasend, drei Herren zusah, die sich in einem hitzigen Kartenspiel erprobten. Er mußte mir von seiner literarischen Thätigkeit fast noch weniger zu melden, als jene Freunde.

„Sie haben sich einer Zeitung als ständiger Mitarbeiter angeschlossen?“ fragt ich.

„Gott soll mich bewahren!“ rief er mit einem Anflug von Größe, während er die Haare lächelnd in's Genick schüttelte. „Sie und da eine Kleinigkeit . . . ein Bißchen ungereimtes Nichts für Nichts . . . Gefälligkeitsachen, nicht der Rede werth! Hätte meinen Namen gar nicht druntersetzen sollen, aber die Redaction that's hinter meinem Rücken. Kriegen mich nicht wieder dran.“

„Nun und was sonst, lieber Randolt?“

„Wie meinen Sie dies was sonst?“

„Ich meine, was Sie außerdem geschrieben haben die Zeit her.“

„Je nun, so gut wie Nichts.“

„Zum Teufel, was treiben Sie denn? Arbeiten Sie denn nichts?“

„O doch, sehr viel! Ich habe ein ganz großartiges Ding im Kopf, das mich zu geringerer Arbeit gar nicht gedeihen läßt. Zwar keiner meiner Entwürfe genügt mir bisher. Aber es ist ein Stoff, der, einmal erfaßt, nur zu einem außerordentlichen Erfolge führen kann. Urtheilen Sie selbst . . .“

Und nun setzt' er mir mit lauter beiläufigen Redensarten und nebelhaften Phrasen ein unangreifbares Durcheinander von Composition vor, darin die Gedantentiefe eines Faust und die Phantastik Byrons parodirt schienen. Nirgends eine klare Handlung, nirgends eine lebenswahre Gestalt und überall ein Tieffinn von so billiger Herkunft, daß mir schon bei solcher Skizze das Gähnen ankam und ich mich nur fragte: hat er mich oder sich selber zum Besten?

Er schien sich indessen in seinen Auseinandersetzungen sehr zu gefallen und sagte ein über's andere Mal: „Wissen Sie, am Knochengerüste läßt sich bei solch' einem Vorwurf Nichts erkennen. Ich bin nicht der Mann der nüchternen Auseinandersetzung. Liegen aber erst Fleisch und Sehnen über dem Gerippe, dann sollen Sie sehen . . . u. s. w.“

„Nun und wie weit sind Sie mit der Arbeit gediehen?“

„Ich stecke noch in den Studien.“

„So! Und sind Sie mit der Bibliothek zufrieden?“

„Mit was für einer Bibliothek denn? Glauben Sie etwa, daß ich die

Studien, die mir zu solchem Werke nöthig sind, aus Papier und Pergamenten ziehen kann! Seien alle neun Muses davor! Und gar hier am Orte! Auf jeder Straße, in jedem Kaffeehause ist mehr vom Leben und von der Poesie zu lernen, als in hundert alten Scharteken! Genug der schablonenhaften Schulmeistererei! Diesmal soll man sagen: Der hat's aus dem Vollen gegriffen."

Mir fiel's wie Schuppen von den Augen, während er also in den Tag hinein schwatzte. Bis nun hatte mich die Freundschaft verblendet. Erst jetzt zog ich mir die Bemerkungen in Ueberlegung, die sich mir gleich im ersten Augenblick des Wiedersehens hatten aufdrängen wollen. Randolts äußerliches Wesen hatte sich in den sechs Monaten auffallend verändert. Jener Stempel eines schulmeisterlichen Idealismus, der freilich an die Provinz erinnerte, dem jungen Mann aber so gut ließ, war bis auf die letzte Spur abgestreift. Sein Bart war verschnitten, sein Haar geschaitelt und seine Tracht so modisch, so specifisch Wienerisch, daß man ihm die Vollendung des Großstädters schon von Weitem ansah. Am Verwunderlichsten war mir seine Sprache. Er gab sich Mühe, so viel als möglich Dialectwendungen anzubringen und auch die gewöhnlichen Worte mit kürzesten Endsyblen, dumpfen A's und anderen Eigenthümlichkeiten auszustatten, die aus seiner niedersächsischen Kehle so wunderbar klangen, daß ich nur aus Höflichkeit ihn zu rügen unterließ. Für den Augenblick war auch meine Entrüstung von Wichtigerem herausgefordert. Die Fabel von dem großartigen Werke, womit einer Gott weiß wie lange sich trägt und es doch nicht auf's Papier niederlegen kann, war mir im Leben schon zu oft aufgetischt worden. Ich wußte, wie viel es mit einem guten Vorsatze geschlagen hatte, der den Poeten in allen Straßen, Salons und Kneipen herumtrieb, während auf seinem Schreibzeug sich Schwämme ansehten.

„Schämen Sie sich nicht,“ sagt' ich, „mir altem Hasen solchen Kohn vorzusetzen? Schämen Sie sich nicht, so gottloser Weise zu faullenzen und für Ihre Bummelai nicht einmal bessere Ausreden erfinden zu können!“

Ich stand ärgerlich auf und griff nach meinem Hute. In seinen Zügen verrieth sich Beschämung. Er hielt mich am Arme fest und mit einer anderen Stimme, als er mir vorhin seine nichtigen Pläne vorgegeschwindelt, bat er mich leise, ihn mit auf den Weg zu nehmen und geduldig anzuhören. Er danke Gott, daß wieder ein Mensch so zu ihm gesprochen. Er fühle selbst, daß es höchste Zeit sei, sich aus solch thatlosem Brüten aufzuraffen. Aber . . . aber!

Alle diese Aber liefen schließlich auf ein Weib hinaus, das ihm den Kopf verdrehte und seine Gedanken nicht zur Ruhe und Ordnung gelangen ließ. Auf dasselbe räthselhafte Frauenzimmer, mit dem er vor einem halben Jahre bekannt geworden war und das aller Liebe, aller Verführung, allen Bitten zum Trotz den Schleier seines Geheimnisses nicht ein Bißchen gelüftet hatte.

Im Anfang war ihm sein Versprechen sehr geringfügig erschienen. Aber je länger dies wunderliche Verhältniß währte, je fester sich von Herz zu Herzen die gegenseitigen Bande schlangen, je mehr eines das andere zu besitzen wähnte, desto peinlicher erschien meinem unseligen Freunde der Umstand, daß seine Geliebte von ihm Alles und er von ihr Nichts wußte, als daß sie jung und schön und fröhlich war.

Und so trieb es ihn um, wie den Mann der Melusine in jenem schönen Märchen, dem es das Glück seiner Ehe verdarb, daß sein Weib sich jeden Freitag in einen Thurm einschloß und für ihn verschwand ohne eine Frage zu gestatten oder seinem Forischen zu genügen.

Ich mußte zugeben, daß er noch viel unglücklicher daran war, als jener Mann der Sage, denn in unseren nüchternen Zeiten durfte man Hundert gegen Eins wetten, daß es nicht eben höhere Mächte waren, deren Dienst ihm die Geliebte vorenthielt und sie zum Schweigen zwang.

Immer tiefer hatte sich in Randolt der peinigende Verdacht einge-fressen, daß er den Besitz des Mädchens mit einem Anderen theilte, mit einem unbekannten Dritten, der bessere und zwingendere Rechte über Vori ausübte. Die heiligsten Betheuerungen, welche sie diesem Verdacht entgegensetzte, die ganze schaurige Vermessenheit, mit der sie allen Fluch auf Erden und im Himmel sich auf Leib und Seele niederschwor, wenn je ein anderer Mann ihre Gunst, ja nur ihre Aufmerksamkeit gewonnen hätte, sie konnten sein zerstörtes Vertrauen nicht heilen. Sie thate und duldete überhaupt nichts Schlechtes, nichts, das sie vor ihrem Vater auf Erden und dem Vater im Himmel zu verbergen hätte, es mußte denn die Liebe zu Randolt sein. Doch war die sündhaft, so küßte sie das Glück derselben vollauf durch die böse Meinung, womit er sie so sehr kränkte, und durch die Qual, mit der er sich und ihr die guten Stunden verdürbe.

Und warum konnte sie ihm nicht gestehen, was doch ihr Vater wußte?

Weil dann seine Liebe ein Ende nähme.

Warum das, wenn nichts Schlechtes, nichts Ehrloses, nichts Heimliches dahinter stak?

„Ja weil's halt so ist!“ Ueber diese weibliche Logik war sie nicht hinauszubringen. Ich wunderte mich, daß es dem Manne nie gelungen war, durch Zärtlichkeit oder Schlaueit, durch List oder Schmeichelei dem Mädchen, wenn schon kein Geständniß, so doch eine Andeutung, eine Unbedachtsamkeit abzurufen, aus der sich weiter etwas folgern ließ.

Aber Randolt erklärte mir dies damit, daß sie überhaupt auf kein Gespräch einging, welches nur von fern auf ein Nachgeben in diesen Fragen hinielen könnte. Sobald sie solche Hintergedanken merkte, gäbe sie keine Antworten mehr und mahnte ihn nur an sein Versprechen. Sowie er aber geradezu den wunden Punkt mit schmeichelnden oder gebieterischen Worten berührt, schweigt sie mit solcher Hartnäckigkeit, als habe sie ein Starrkrampf befallen. Und läßt er nicht nach dem ersten Versuche nach, in sie

zu dringen, so bricht sie in einen Strom von Thränen aus. Und rühren ihn auch ihre Thränen nicht, so packt sie stumm zusammen und geht, keines Wortes mächtig, vor der Zeit von dannen.

Es war ziemlich deutlich, daß Randolt in dieser Kraft des Willens, in dieser Beharrlichkeit des Verneinens bei allem Verdruß doch auch einen Anlaß zur Bewunderung fand. Er liebte sie ja noch. Aber eben so deutlich war mir's, daß der Honigmond dieser Liebe in sein letztes Viertel getreten war.

Heftige Vorwürfe, kränkende Auftritte, Momente rasender Wuth und Mißachtung wechselten mit thränenreicher Versöhnung, gegenseitiger Selbstanklage und berauschemdem Vergessen.

Aber selbst im Genuß zitterte der Zorn und die Reue nach und der letzte Tropfen im Becher aller Freuden enthielt immer wieder einen neuen Verdacht.

Von solchem Stimmungswechsel umgetrieben, versank der begabte Mensch in Nichtsthun und ein leeres Brüten, das auf thörichte Dinge gerichtet war. Sowie er seine Gedanken zu ernster Anstrengung zusammenfassen wollte, schob sich ihm bald der gewohnheitsmäßige Gedanke unter: was thut sie jetzt? wo treibt sie sich herum? Und er empfand dies Geheimniß wie eine Schande. Seine Phantasie malte ihm flink die unsinnigsten Dinge vor. Und wenn die Stunde nutzlos verronnen war, die er ernster Arbeit hätte widmen sollen, schalt er sich selbst und seine Verkommenheit mit solcher Wuth, daß er sich sobald nicht wieder zu ruhigem, ernstem Nachdenken heimfinden konnte, oder noch häufiger jagte ihn die unsinnigste Eifersucht aus dem Haus, auf die Gasse und er trieb sich in den Vorstädten herum, sah in alle Fenster, die ihm verdächtig schienen, besuchte alle Wohnungen, wo man Zimmer zu vermietthen ausbot, fragte Polizisten und alte Weiber aus, denen er eine ungefähre Beschreibung der Geliebten zu machen wagte. Immer mit dem gleichen Erfolg. Zeit, Geld und Laune zu verderben und so klug wie zuvor, aber todmüde in einem Kaffeehause niederzusenken und, während er gleichgültigen Menschen in die Karten sah, an nichts zu denken.

In mir erwachte bei dieser Krankengeschichte seiner Seele die alte Theilnahme. Aber auch mir gegenüber war er sich durchaus nicht immer klar, was er wollte. Bald bat er mich um Hülfe, den geliebten Dämon zu entlarven, bald machte er sich die größten Vorwürfe, unritterlich an seinem Mannesworte zu freveln, ein gegebenes Versprechen wie ein Knabe zu bejammern und dem liebsten Mädchen auf der Welt alle Hingebung und Treue mit gemeinem Verdachte zu vergelten.

In solch einem Augenblicke der Verzweiflung erlaubt' ich mir ihn zu fragen, ob es nicht seines Charakters würdiger und vor Allem seinem Talente das Förderlichste wäre, ohne weiter in die heiklen Fragen forschen zu wollen, einfach mit der geheimnißvollen Schönen zu brechen und sich über ihren Verlust so oder so zu fassen.

Da suchte Randolt nur die Achseln, wendete das Gesicht, dessen Muskelbewegung er nicht länger zu beherrschen vermochte, von mir ab und ich konnte mir wol denken, daß die Antwort, die ihm auf die Zunge getreten, wäre sie ausgesprochen worden, nicht eben schmeichelhaft geklungen hätte.

Gleichviel! ich war entschlossen, das Geheimniß rücksichtslos zu enthüllen, wenn je mir der Zufall einen Zipfel des Schleiers in die Hand spielen sollte. Kein Schmerz der Trennung, der Enttäuschung, selbst der Schuld konnte schädlicher auf der Seele meines jungen Freundes lasten, als diese Art von Glück.

Eine Hoffnung auf solchen Erfolg konnte ich freilich noch nirgends entdecken. Aber blickartig leuchtete es in mir auf, als ich etliche Tage später zu Randolt kam und ihn mehr als je außer Fassung fand. Er wollte lange nicht mit der Sprache heraus, bis er auf einmal sich dicht vor mich hinsetzte und sagte: „Helfen Sie mir! Ich glaube nun in der That, Sie können mir helfen . . . Denken Sie, meine Lori kennt Sie . . . und ich habe gegründeten Verdacht, daß auch Sie das Mädchen kennen.“

Ich mußte lachen. Erst nach einigen Aufklärungen, die langsam genug zum Ziele führten, berichtete Randolt deutlicher also:

„Vorigen Mittwoch sitzt Lori hier auf meiner Stube. Während ich die letzten Zeilen eines schon vor ihrer Ankunft begonnenen Briefes mit fliegender Feder niederschreibe, spielt sie mit den Photographieen, die auf meinem Tische liegen.“

„Du! ruft sie plötzlich, wer ist denn das? — Die Photographie, die sie mir wies, war die Ihrige.“

„Ich nannte Ihren werthen Namen und entwarf arglos eine ziemlich schmeichelhafte Schilderung Ihres Wesens und Thuns.“

„Den kenn' ich auch, sagte sie. Das unbedachte Wort entfuhr ihr eben so. Mir aber stiegen die abscheulichsten, unsinnigsten Gedanken in den Kopf. Woher kennst Du denn den? fragt' ich und wandte mich von meinem Schreibtisch um.“

„Ueber ihr dunkles Angesicht flog aufzudende Röthe; auch ihr Blick und ihr Lächeln verrieth Verlegenheit — vielleicht auch nur Erschrecken über meinen jähen Born. Und also lächelnd sagte sie: Nu, ich hab' nur sagen wollen, ich hab' das Bild schon einmal gesehen, nicht den Herrn selber, das Bildel da, das war in der Auslag' (Schaufenster) . . . wo denn nur gleich? Richtig, auf'm Kohlmarkt, da waren mehr so von Eug (Euch) Schriftgelehrten ausg'hängt.“

„Ich mußte mich wol mit dieser Antwort zufrieden geben, aber ich meinte an ihren Augen eine mir bis jetzt ganz unbekannte Besorgniß abzulesen. Ich sah sie nur um so genauer an, während ich ihr mittheilte, daß Sie mein Freund, einer meiner besten Freunde auf der Welt und der beste jedenfalls in dieser Stadt seien. Sie wissen, wie sich das Mädchen

beherrschen kann. Sie suchte nicht mit der Wimper. Aber es mußte mir auffallen, daß sie, die voller Uebermuth gekommen, an jenem Abend trauriger ward als je und mehr als einmal aus tiefer Brust aufseufzte, ohne einen anderen Grund für diese auffallende Verstimmung angeben zu können, als den, daß ihr eben so „grantig“ zu Muth wäre.

„Noch zwei Umstände fielen mir peinlich und immer peinlicher auf. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ganz mein Herz ausschütte. Der erste ist der: Vori, die sich, wenn ich eben dringende Briefe abzuschicken habe, manchmal die Zeit, so gut's gelingt, vertreiben muß, bis ich fertig bin, Vori hat in diesen Monaten alle meine Photographieen hundert Mal in der Hand gehabt; es ist gar nicht zu denken, daß sie die Ihrige gerade bis auf diesen Tag hätte übersehen sollen — und um so weniger zu denken, wenn es wirklich das Bild eines Bekannten, des einzigen Bekannten unter allen diesen Larven gewesen wäre.

„Sodann das Zweite! Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich es gerade heraussage. Ich bin gestern den Kohlmarkt zu beiden Seiten abgelaufen und habe in jeder Kunsthandlung, ach in jedem Laden, der nur entfernt im Verdachte steht, mit Photographieen zu handeln, nach einem Conterfei Guer Gnaden gleichviel in welcher Art und Form gefragt und nirgends hatte man mir nicht nur nichts dergleichen anzubieten, man verschmor sich auch hoch und theuer, so lange man zurückdenken konnte, jemals eines verkauft, ausgestellt oder besessen zu haben.

„Was geht daraus hervor?

„Erstens daß mich Vori belogen, wenn sie gesagt hat, daß sie Ihr Bild in einem Schaufenster am Kohlmarke gesehen, daß sie vielmehr keinen Abklatsch, sondern Sie selber Angesicht von Angesicht kennen gelernt hat. Und zweitens, daß sie diese Bekanntschaft nicht vor Ihrer letzten Ankunft in Wien gemacht haben kann. Beides ist ganz klar. Und darum bitt' ich Sie, sich zu besinnen, wen Sie unter Ihren jüngsten Bekanntschaften im Verdachte haben können, meine Vori zu sein.“

Ich besann mich. Allein umsonst. Ich hatte in Salons und Theatern seit meiner Zurückkunft allerhand Bekanntschaften gemacht; hatte aus weiblichen Händen Handschuhe, Briefpapier und einen Regenschirm gekauft; mein Gastwirth hatte eine brünette Frau und mein Schneider eine schöne Tochter. Schließlich konnte Vori's Erinnerung an mein harmloses Angesicht auch von einer Fahrt auf der Pferdebahn oder einer ähnlichen Gelegenheit herrühren, bei der ich meines Gegenübers gar nicht geachtet hatte.

Aber das dem eifersüchtigen Randolt klar zu machen, war vergebene Mühe. Er sah in all' diesen Worten nur listige Ausflüchte, mit denen man um die Wahrheit herumkommen wollte. Er war unverschämt genug, den Ironischen zu spielen und meine Discretion sehr lobenswerth zu nennen.

Ich blieb ihm nichts schuldig und hatte schon die Thürklinke in der Hand, um den Narren sich selbst zu überlassen. Da that er mir wieder

leid und ich blieb auf seine Bitte hin. Aber ein Gespräch kam nicht mehr zu Stande. Randolt saß, den Kopf in den Händen, stumm vor seinem Tisch. Ich ging im Zimmer auf und nieder und quälte mein Personengedächtniß, das mir keine Gestalt, welche auf diese „Vori“ paßte, verrathen wollte.

Es war schwül in der Stube und es dunkelte. Ich trat an's Fenster und öffnete einen Riegel; dann sah ich sinnend zum regnerischen Nachthimmel empor. Da erweckte mich ein Geräusch und eine Ahnung durchzuckte mich. Unter mir auf der Straße zündete man just eine Laterne an. Es war mir nicht anders, als wäre damit auch mir ein Licht aufgesteckt worden. Das Geräusch rührte von einem schnell daherrollenden Fiaker her. Wie ich ihn nahen hörte, wie ich das Glanzlicht sah, das flüchtig sich spiegelnd auf seinem lackirten Dach erglänzte, während er unter der Laterne vorüberflog, da mußte ich an jenen anderen Fiaker denken, der Randolts Vori vom Stephansplatz entführt hatte, und an jenen dritten, den ich in der Winternacht auf dem Lande vor das Fenster mit dem Kinde hatte kommen sehen. Zum ersten Mal berührte mich der Gedanke, daß dies ein und derselbe Wagen sein könnte, denn das Mädel mit den Milchfannen war meine letzte Bekanntschaft; dies hatte sonnengebräunte Hautfarbe und blizende Augen, an seiner Regentracht waren Reste städtischer Kleidung zu erkennen und daß es Seffler gewesen, die damals von ihrem Schwesterchen erwartet und bedacht aus dem Wagen gestiegen war, darüber hatte ich schon seit ihren Abschiedsworten keinen Zweifel.

Aber ein Milchmädchen, eine bairische Dirne, deren Tagewerk sich im Kuhstall vollzog — das konnte doch unmöglich Randolts Melusine sein! Ich fürchtete einen Augenblick, es wäre der Wahnsinn, den Randolt in dieser Stube ausbrütete, ansteckend und benebelte auch meine Gedanken. Dann aber dachte ich: ein Milchmädchen, das in einem unnummerirten Fiaker nach Hause fährt, geht wol nicht immer in bairischer Tracht zur Stadt. Dort draußen leben sie ohnehin mehr wie in einer Vorstadt, als auf dem Dorfe. Tausend Beziehungen knüpfen sie an's Leben der nahen Capitale. Der Vater hat Geld, die Tochter führt die Wirthschaft und, während der Alte den schweren Kauf vom Heurigen verschnarcht, geht das Mädel, dem keiner von den Burschen auf dem Lande gut genug scheint, nach Wien auf Abenteuer und beglückt einen Fremdling, der weder ihren Dialect noch ihre Redewendungen abschätzen kann, der Alles, was er Außergewöhnliches und Wunderliches an ihr findet, getrost auf das ihm fremde Wienerthum schreibt und sich somit länger in Geheimnissen erhält, die ein Eingeborener mit mäßiger Mühe zerstreuen würde.

Darum war sie gerade gegen den Fremden so vertraulich geworden. Süßlich und lebendigen Geistes war sie ja. Und Seife und Kölnerwasser, „lange Kleider und spitze Schuh“ mochten ja wol ein Wunder wirken und aus der Milchmagd eine verwunschene Prinzessin zaubern, die einem jungen

Mann, der nach dem Leben lüstern aus einem Provinzstädtchen kam, wie eine zweite Melusine, wie eine Märchenkönigin erschien.

Meine Phantasie kam mir zu Hülfe. Ich sah, wie die kleine Schwester, früh abgerichtet und der älteren ganz ergeben, hinter dem Rücken des überstrengen rohen Vaters in's Complot gezogen ward. Sie schläft beim offenen Fenster, auf daß sie den Wagen rollen hört. Kommt er heran, so kriecht sie aus dem Bette. Ein Paar Stiefel des Bruders und eine alte Pferdebede hat sie schon vorher zurecht in ein Bündel gebunden. Das wird dann in den Wagen gereicht, damit Vori sich zur Noth in Sefferl verwandeln und ihren Staat verhüllen könne, damit sie ihre Saffianstiefelchen schon, wenn sie durch den dörfelichen Roth patst, und nicht durch städtische Kleidung auffalle, wenn sie sich in's väterliche Haus stiehlt.

In der Stadt kennt sie Niemand als die Höter auf dem Markte, die ihr das Gemüse und die Eier abkaufen, und selbst diese haben sie nur in der Nacht gesehen. Sie mag unerschrocken mit ihrem fremden Schatz unter die Städter wandeln. Bekanntschaften, vor denen sie sich verrathen könnte, geht sie nicht ein. Und wenn allein mit ihm, oder an einem Wirthstisch, oder in einer Loge unter dem seidenen Kleide die grobe Bauernmanier auf einen unbedachten Augenblick hervorguckt, ist Randolt der erste, den die Liebe blind macht?

Mit Gedankenschnelle stimmte mir also eins zum anderen. Dennoch wagt' ich es nicht, dem ohnehin so aufgeregten Freunde kurzweg als Entdeckung mitzutheilen, was denn doch nur eine Vermuthung war. Eine Vermuthung, die nur für mich zwingende Glaubwürdigkeit an sich hatte, dem Argmöhnischen aber nur wie Verhöhnung hätte klingen müssen.

Immerhin muß' er merken, daß mir etwas in den Sinn gekommen, was auf seine Neugier zu beziehen war. So ließ er es denn an Bitten und Drängen nicht fehlen.

Ich hätte viel darum gegeben, meinen jungen Freund aus seiner verderblichen Liebshaft befreien zu können. Aber für's erste war ich selbst ja noch ohne Gewißheit, daß meine Vermuthung gegründet sei. Und für's zweite: hatt' ich ein Recht, das Geheimniß eines Mädchens zu verrathen, das mir nie ein Leid gethan? Ich sagte nein. Ich konnte Randolt nicht zumuthen, mich seinen Schatz heimlicher Weise sehen zu lassen, wenn er zu oder von ihm ging. Mir widerstrebte solch' gemeine Hinterlist gegen ein vertrauendes Weib und ich bin überzeugt, Randolt selbst hätte trotz aller Eier, hinter das Geheimniß seiner Vori zu kommen, solch einen Gedanken als Niederträchtigkeit zurückgewiesen. Schon jetzt schien mir eine Art reumüthiger Sorge über seine Seele zu gehen und seine Entschlüsse zu wandeln. Ich täuschte mich nicht, wenn ich bemerkte, daß von dem Augenblick an, da ich ihm die Möglichkeit, sein Geheimniß zu enträthseln, hatte ahnen lassen, sein Wunsch, daß dies gelingen möge, an Hestigkeit einbüßte. Sein Drängen ward immer schwächer. Er wich mit seinen

Antworten aus. Er ermahnte sich immer eifriger daran, daß man Manneswort und Schwur nicht brechen dürfte. Er liebte seine Sklaverei und fürchtete schon jetzt, die Kette zu verlieren, die ihn zwar wund drückte, die ihn zwar in den Staub zog, aber auch sein Glück an ihn fesselte.

VI.

Randolt that sich Gewalt an, nicht mehr von seiner Geliebten mit mir zu sprechen. Nichts desto weniger kam er jetzt recht oft auf's Land heraus und blieb bis in die späte Nacht bei mir sitzen, bald in ein gewaltsam herangezogenes Gespräch sich vertiefend, bald stundenlang vor sich hinbrütend, immer aber wie einer, der das, was ihm das Herz abdrückt, nicht verlautbaren will.

Eines Abends, als er's gar zu arg trieb, nahm ich selber die Sache wieder auf, wenn auch vorsichtig und ohne einen Namen zu nennen. Ich drang nochmals in ihn, der tollen Geschichte wie ein Mann ein Ende zu machen.

„Ich kann nicht! Ich mag nicht!“ rief er aus. „Es wäre denn, Sie überzeugten mich, daß Lori ein verworfenes Geschöpf sei, dessen Heimlichkeiten sie und mich entehrten!“

Ich war nun weit entfernt, solch' etwas behaupten oder auch nur vermuthen zu dürfen. Der Kuhstall gilt mir durchaus nicht als eine unmoralische Anstalt. Da ich nun der Wahrheit gemäß solchem Verdacht nach meinem Wissen und Gewissen jede Berechtigung verweigerte, goß ich nur Del in die Flamme. Ich bin überzeugt, daß Randolts Entschluß, an seiner Lori festzuhalten, schon lange nicht mehr so deutlich in ihm redete, wie an jenem Abend, da er sich von mir trennte.

Einige Tage später erhielt ich ein Briefchen von ihm, worin er sich abermals für den Abend ansagte. Er war in sich gegangen, hatte sich zur Arbeit gezwungen und einen Essay geschrieben, von dem er sich um so mehr versprechen wollte, als die zu Grunde liegenden Studien nicht leicht bei der Hand lagen. Aber während des Niederschreibens fielen ihn, der so lange die Feder hatte ruhen lassen, allerhand Bedenken an. Er mißtraute der Klarheit seiner Gedankenentwicklung und die Gabe des Stils schien ihn verlassen zu haben. All' dieser Selbstquälerei sollte eine Vorlesung abhelfen. An meiner gedulbigen Seele wollt' er erproben, ob seine Gewissensbisse nicht übertrieben und seine Kraft noch beflügelt sei.

Nach meinen früheren Ermahnungen konnt' ich nun nicht verweigern, mir eine Frucht derselben vorlegen zu lassen. Ich zog ein paar Flaschen aus dem Keller und machte gute Miene. Allein die Vorlesung währte über eine Stunde. Und da sie spät begonnen worden, da viel über die Arbeit zu sagen und dieses nicht mit wenigen Worten auseinanderzulegen, zu bestreiten und in's endliche Gleichgewicht zu bringen war, da endlich das viele Reden durstig macht, so brauchten wir nicht zu erstaunen, als wir die lange Sitzung aufhebend nach der Uhr blickten.

Wir hatten den Schlag der Mitternacht gänzlich überhört und es fehlte jetzt nicht viel an zwei Uhr des Morgens. Aber es war eine milde sternhelle Frühlingsnacht. Alle Wege waren von den abgefallenen Blüthen der Akazien weiß bestreut und in des Nachbarn Garten schlug eine Nachtigall so schön, als wollte sie ausrufen, welch' eine Lust es sei, in solcher Nacht zu wachen. Mich selber reuten die Stunden nicht, in denen ich einen Wiedergefundenen bei der Arbeit kennen gelernt hatte. Ich durfte hoffen, daß Randolts Herzensfieber seine gefährliche Krisis durchgemacht und daß diese wunderliche Liebe ihren verderblichen Einfluß auf sein geistiges Treiben verloren habe.

Ich gab ihm bis über den Hügel das Geleite. Von droben sah man die schattenhafte Stadt mit Tausenden von glühenden Laternenpunkten unter sich liegen. Wie ein blasser Streifen wand sich die Donau durch's verdunkelte Gefild; man meinte, sie rauschen zu hören, so stille war's ringsum und manchmal blinkte und glitzerte es jählings in ihrem Fluß auf, als wär' ein Stern in's Wasser gefallen, der nun auf Nimmerwiedersehen versänke. Ueber's Marchfeld her kam ein Eisenbahnzug, man sah von ihm nur das glänzende Augenpaar der Locomotive, die rothen Laternen, und hörte nur am Schnauben des Dampfes, am Rassel'n der Räder, daß er tief unten näher kam und endlich fern in eine Halle einlief. Als er vorüber, ging ein Windhauch durch die Luft, daß die Bäume flüsterten und neuerdings ihre weißen Blüthen auf uns niedererschüttelten. Dann war wieder Alles still und man hörte hinter'm Dorf die Nachtigall schlagen.

Ich wünschte Randolt Glück auf den Weg und kehrte heim. Er hatte lange Beine; wenn er fest ausschritt, war er in einer Stunde vor seiner Thür. Ich sah noch einmal zurück, wie seine hurtige Gestalt unter den Bäumen sich entfernte. Rasch entschwand er meinem Blick. Ich hörte noch einen Hofhund bellen, den er im Vorübergehen aus dem Schlummer gestört haben mochte, dann suchte ich in Eile mein Bett.

Während ich schon feste schlief, ging Randolt seines Weges dahin und dachte wer weiß woran. Manchmal piffte er sich ein paar Takte vor oder brach ein Blatt vom niederen Akazienbaum, ohne still zu stehen. Die Sterne schienen immer heller und die Nacht ward immer finsterner. Aber dafür wurden, je näher man der Stadt kam, die Laternen immer regelmäßiger. Bald hatte er die Linie erreicht. Begegnet war ihm bisher Niemand als ab und zu ein Polizist. Jetzt holte ihn ein Wagen ein. Ein kleiner Leiterwagen, der ziemlich hoch bepackt und mit einem weißlich schimmernden Tuche überdacht war. Der Kutscher hieb trotzig in die Pferde, da er an dem einsamen Wanderer vorüberkam; hinten auf dem Wagen saß ein Weib und schlief, das Kopftuch über's Gesicht gezogen, die Füße vom Wagen niederhängend.

Später holte Randolt einen Trupp von fünf Menschen ein. Drei

Bursche und zwei Weibskleute, die vornübergebeugt unter hochaufgefüllten Tragkörben nicht ohne Mühsal des Weges nach der Stadt schritten. Trotzdem schienen sie guter Dinge, sie scherzten mit einander und lachten laut. Als Randolt sie im Rücken hatte, fing eine Knabenstimme hinter ihm zu singen an; sofort stimmten die anderen viere mit ein und es dächte den Wanderer gar artig, obwohl es vielleicht halber Spott war, was sie hinter ihm dreinsangen.

Später holte er nochmals zwei oder drei solcher fragentragenden Gestalten ein. Es waren wol ältere Menschen, die keine Lust zu singen hatten oder wußten, daß sich das bei nachtschlafender Zeit in der Stadt nicht schickte. Sie redeten nicht einmal mit einander, gingen mehrere Ellen weit auseinander, aber gleichen Schritts dahin und leuchteten jeder für sich unter ihrer Last.

Randolt merkte wol, daß das Alles Landleute waren, die ihre Waaren zu Märkte brachten, und meinte darnach, daß es wol noch früher gegen Morgen wäre, als seine Taschenuhr ihm zeigte. So kam er die Währingerstraße hinauf und über den Ring in die Stadt. Auch hier war's jezt recht still. Er hörte wol Wagen fahren, sah aber keinen. In einzelnen Kaffeehäusern brannten noch etliche Gasflammen. Er trat an's Fenster eines solchen und sah, daß auch hier Landleute die Gäste waren, die sich mit einer Tasse oder einem Gläschen stärkten, ehe sie auf den Markt rückten. Auf der „Freiung“ sah er einzelne Schattengestalten sich an einander vorüberdrücken, hier und dort hantieren, Butten zusammenschieben oder sich an die Wand kauern.

Die Sache hatte kein Interesse für ihn und ohne sich zu verweilen ging er vorüber.

Auf dem „Hof“, dem nächsten großen Platze, war's noch ruhiger. Er sah wol Butten gestellt und Körbe geschichtet, konnte jedoch keine Menschen dabei entdecken. Das verwunderte ihn. Er ging über den Fahrdamm, um genauer hinzusehen, und nun dächt' es ihn allerdings, als ob die ganze Fronte entlang unter dem Gebäude der Creditanstalt schwarze Schatten durcheinander kauerten. Waren das Menschen oder zusammengeworfene Säcke, Mäntel und Röcke?

Er trat auf diese Schatten zu und sah, daß dicht über diesen Säcken, unter diesen Mänteln, diesen Röcken allerdings Menschen lagen, gemüthsruhige Bauersleute, die des Käufers ihrer Waaren warteten, und bis dieser kam, sich nicht scheuten, den Schlaf, der ihnen daheim in ihren Betten nicht weiter gestattet war, auf dem Straßenpflaster nachzuholen.

Hier gleich an der Ecke lag ein stämmiger Bursch, halb Mann, halb Knabe, die Arme unter dem Kopf, die Beine breit über den Bürgersteig gestreckt und schnarchte, wie wenn's nirgend bessere Lagerstatt gäbe. Der Strahl der über ihm flackernden Gasflamme schien ihm gerade in den halb offenen Mund. Hier saß ein Mütterchen auf den Stufen der Apo-

theke in sich zusammengekrümmt, die Stirn auf den Armen, die Arme auf den Knien; der alte Strohhut über ihrem Kopftuch war vornüber gerutscht und sein verblichenes Band streichelte die nach oben sich krümmenden Spitzen altherrwürdiger Schmierstiefel. Hier kauerten drei Mädchen, eines an's andere gelehnt, die Arme über einander geschlungen, das Haupt des jüngsten in des ältesten Schooß, ein kleiner Hund zu ihren Füßen. Daneben drei Blumenstöcke, zu oberst in Papier gehüllt und mit Faden umwickelt, und eine Butte, aus der bleich wie Gespenster die spitzigen Laibe frischer Butter hervorguckten. Im Schatten dieser Butte, so dicht als möglich an die Wand gerückt, ein Schiebekarren. Auf demselben lag breit ausgestreckt, einen kleinen Sack unter dem Kreuz, die Hände in seine zusammengerollte blaue Schürze wie in einen Muff versteckt, ein junges Mädchen. Sein Gesicht konnte man nicht sehen. Es hatte, wol um sich das Licht abzuwehren, den einen Zipfel des Kopftuches vornüber gezogen, so daß er besser als eine Maske das Gesicht bis an's Kinn verbedeckte. Kaum daß man im Schatten die gelbliche Farbe des Tuches erkennen konnte. Aber man sah deutlich, wie der leichte Mattenzipfel oberhalb des Mundes von dessen Athemzügen in regelmäßiges Zittern gebracht wurde.

Unwillkürlich ward der müßige Betrachter von dieser verhüllten Gestalt gefesselt. In der Lage der Schlummernden war etwas, das seine Erinnerung herausforderte. Er wußte noch nicht warum und doch fühlte er, daß sein Herz rascher zu schlagen begann. Die Art, wie die Arme unter der Brust gekreuzt waren, wie der eine Fuß lang ausgestreckt über der Handhabe des Karrens gegen das Pflaster herabhing... der Fuß selber trug freilich einen eisenbeschlagenen Männerstiefel... und doch schien Randolt jedes Glied zuzurufen: kennst du mich denn nicht?

Randolt warf einen rathlosen Blick gen Himmel. Ein fahler Schein hauchte die Luft über den hohen Dächern an. Die Sterne waren all' verschwunden, aber der lichte Tag noch fern.

Der Rathlose blickte nach rechts und links. Auch hinter ihm keine wachende Menschenseele. Und wären ihrer Tausende gaffend um ihn gestanden, er konnte nicht anders, er mußte das gelbe Tuch von diesem Angesichte heben, das unter ihm so ruhig athmen konnte, während seine Pulse flogen, daß ihm die Hand, die er ausstreckte, wie im Fieber zitterte. Er bückte sich und faßte den sanft flatternden Zipfel. Vorsichtig zog er denselben gegen die Augen zurück — wie im Traum war's ihm, als finge hinter der Butte ein Hündchen zu knurren an; er kehrte sich nicht daran — und schon als er nur Kinn und Lippen frei gelegt hatte, rief er leise: „Lori!“

Und als sie nun gar die Augen weit aufriß und er sah, daß es Loris Augen waren und keine anderen, da rief er sie nochmals an und wollte sie mit beiden Händen fassen. Sie aber drückte sich hinter den

Karren an die Wand und schrie auf, als stünde der Teufel vor ihr, sie zu holen. Das Hündchen sprang laut kläffend gegen Randolts Beine und von den liegenden Gestalten erhob sich eine nach der anderen, durch Gebell, Geschrei oder Zuruf geweckt.

„Geh fort, geh gleich! um Gott's und aller Heiligen Willen, so geh doch!“ flüsterte das Mädchen, ehe die Ersten, die sich aufrafften, noch dicht herangesprungen waren. Aber Randolt war außer sich. Er sah nur seine Geliebte, die in nächtiger, feuchter Bauerntracht, aller Geheimnisse ledig, vor ihm stand. Eine verrückte Freude und ein brennender Schmerz zugleich machten ihm alle gesunde Ueberlegung unmöglich und während er hörte, wie das Mädchen schon um Schutz rief, und fühlte, wie derbe Fäuste ihn am Aragen packten, rief er noch immer die Widerstrebende bei ihrem vermeintlichen Namen und lachte dazu wie ein Thor.

Der kleine Tumult hatte etliche Sicherheitsleute herbeigelockt. Die Wachtmeister warfen die Weiber und Bauern rasch auseinander. Nach kurzem Wortwechsel, der nicht viel aufklärte, befreiten sie die aus dem Schlaf geschreckte Schöne von dem zudringlichen Fremden und schützten diesen vor Schlägen, die sie zwar für verdient, nichts desto weniger aber für polizeiwidrig erachten mußten.

Allem Widerstreben zum Trotz nahmen sie Randolt in die Mitte und führten ihn fort, als ging' es geraden Wegs mit ihm auf die Wache.

Rohe Stimmen lachten und schimpften hinter ihm drein und auf einmal hörte er Loris helle Stimme über den anderen klar. That nicht die Teufelin, als hätte sie ihn nie vordem gekannt.

„Hat ein Mensch schon so ein'n narrischen Ding g'sehn? Na, da legst Di nieder! Bei so an Kravall! und all's z'wegen seiner Lori. Muaf a nette Trub' (Hexe) sein — weil er mi dafür anschaut. I hab' do meiner Lebtag net Lori g'hasen. Daß i net wüßt! Ob's D' dani (von dannen, fort) gehst, patzeter G'schwuf (täppischer Stuger), mit Deiner Lori! So an Glöckelpolster (eig. Klöppelkissen, hier Bierbengel) hätt' i mir schon lang als Herzbünterl g'wünscht! Dös kunnt mi hab'n (mir einfallen)!“

Das klang seltsam wieder in meines Freundes Gemüth. Als er die Worte nicht mehr unterscheiden konnte, fühlte er auf einmal, daß die zwei Fäuste, die ihn an jedem Arme führten, nicht eben wohlthaten. Auch ward ihm die Nothwendigkeit klar, daß seine Unterhaltung mit Lori in keinem Polizeiprotokoll fixirt werden dürfe. Es gelang ihm, die einsichtsvollen Diener des Gesetzes sowol von seiner augenblicklichen Nüchternheit, als auch von seinen allzeit harmlosen Absichten zu überzeugen. Neugierde ist kein Verbrechen und wen hat nicht schon eine Ähnlichkeit irregeleitet! Es schien den Sicherheitswachmännern weit mehr darum zu thun, den Straßenlärm im Reine zu ersticken, als „einem so einen gebildeten Mann“ seine Freiheit und Nachtruhe zu entziehen. Schließlich bedauerten sie noch, „daß

halt die Bauern gar so rohe und jähzornige Leuteln waren, die kein'n Spaß verstanden. Er solle hübsch vorsichtig sein, nimmer umkehr'n und den Schrecken verschlafen". Aus mäßiger Ferne dem Freigelassenen folgend, überzeugten sie sich, daß dieser ihrem guten Rathe gehorchte und den nächsten Weg nach Hause einschlug.

Randolt versagte die momentane Aufregung jeden Einblick in den ursachlichen Zusammenhang der Begebnisse. Das Mädchen, das ihn mit allen Zaubern verliebter Geheimnißkrämerei bestrickt hatte, das in seinem poetischen Gemüthe, halb Fee, halb Königin, auf Melusinen's goldenem Stuhle saß, es war eine Bauerndirne, die auf einem Schiebekarren Butter zu Markte fuhr. Es gab gar keine Lori . . . Lori war ein Begriff, ein Hirngespinnst, ein zerflatternder Traum . . . Und was er in seinem Wahn für seine einzige, süße, zartfühlende Lori gehalten hatte, war in Wirklichkeit eine dralle Höckerin, die auf seine Kosten schläfriges Dorfsaad lachen machte und ihm kränkende Namen nachwarf!

Wollte er darum mit ihr brechen? Gott bewahre! Zum Theil war sie ja in Angst und Nothwehr gewesen. Und dann, mit dem Bauernmädel wird er doch nicht viel Umstände machen. Das konnte noch froh sein, wenn ihm der Stadtherr, und gar ein Mann wie er, Gnade angedeihen ließ! Wozu noch die übertriebenen Subtilitäten!

Und doch, wer ihn so lange hatte beirren können und bezaubern, wer aus dem Kuhstall tretend das Fräulein also täuschend spielen und sich so lebensstief in sein Herz graben konnte, das war kein gewöhnlich Ding. Wahrlich nicht! Und jegunder . . .

Ihm schwindelte all' das Zeug durch den Kopf. Er hatte nur einen klaren Wunsch: Schlaf! Im Vergessen war Kraft zu schöpfen. Der Erwachende würde wol klar sehen und nüchtern urtheilen.

Aufathmend, wie ein Schiffbrüchiger an den Strand sinkt, warf er sich auf sein Bett und des Schlummers gnädiger Gott hatte das Gebet des Mühseligen schon erhört.

VII.

Randolt schlief lang in den Tag hinein, als hätte er ohne Bewußtsein geahnt, daß ihm ernüchtert nicht viel Freude begegnen möchte. Das gestrige Erlebnis hin und her überlegend, glaubte er vollkommen klar zu sein, wie nun die Sache weiter zu führen sei. Es ward ihm merkwürdig leicht, der Geschichte eine humoristische Seite abzusehen und von dieser allein — so wollte ihm einleuchten — war über das Mißliche der Entdeckung hinwegzukommen und das Gute des alten Verhältnisses in's neue Leben hinüber zu retten. Er wollte seiner Lori — oder wie sie wol eigentlich hieß — erst ein Bißchen ernsthaft den Text lesen. Dann wollt' er sie ob ihrer Eitelkeit, Verstellung und Furcht hübsch auslachen. Und endlich mit nur billiger Ueberlegenheit die Lebensart vorzeichnen, nach

der sie fortan in aller Zufriedenheit und Liebe mit einander auskommen wollten. Ja wol: in Liebe! und warum nicht auch in Zufriedenheit — da dem Menschen denn doch nichts Vollkommenes wird!

Nur schade, daß die Rechnung ohne den Wirth gemacht war.

Lori kam in der That, da es Abend ward, zu ihm. Aber sie kam, um ein für allemal Abschied von ihm zu nehmen. Sein schönes Programm hielt in keinem Punkte Stich. Er fand gar keine Zeit, seine guten Vorsege vor ihr abzuspulen.

„So, da bin ich,“ sagte sie in's Zimmer tretend, „und nimmer komm' ich wieder. Ich hab' Dir überhaupt nur sagen wollen, daß Alles aus is, Alles! Reb' was D' willst, es hilft nig mehr. Warum hat Di Dei Neugierd' net in Ruh' g'lassen!“

Nun war es freilich an Randolt, ihr den zornigen Voratz auszuweisen. Er unterließ nicht, nach den Gründen solch' grausamen Entschlusses zu forschen, ihre Liebe zu beschwören und sich jeder bösen Absicht freizusprechen. Nicht sein Fürwiz, sondern nur der Zufall hatte ihn in der gestrigen Nacht umgetrieben. Er hatte sie gefunden, nicht weil er sie gesucht, sondern wie durch eine Fügung des Himmels.

„Nachher ist's auch Gott's Willen, daß wir auseinandergeh'n sollen,“ jagte die halbstarrige Schöne.

Aber worin lag denn die Nothwendigkeit einer Trennung? Randolt betheuerte ja, sie zu lieben, gleichviel ob sie ein Seidentkleid oder einen groben Kittel trug, ob sie Seffler hieß oder Lori.

„D Du guter Narr!“ antwortete sie auf all' dergleichen Zureden, „bei jedem Schritt, bei jedem Wort würfst mir, wenn auch im Stillen, die Bauerndirn vor. Du könnt'st es vergessen, glaubst, daß ich Dich sechs Monat' über mein' wahren Stand in d' Ir' g'führt hab'? Glaub' dös ja net! Du hast mi gar z' lang für a verwunschene Prinzessin g'halten. Mußt schon verzeih'n, daß i keine bin . . . I g'fallet' Dir, auch so wie i bin, noch alleweil, ja das weiß i, und Du thätst mir a noch die Gnab' erweisen hie und da, mich net für d' allerschlechteste z' halten . . . aber na, so mag i net. I hab' Dir's glei g'sagt am ersten Tag'. Entweder oder! so oder gar net! D'rum pfiat Di (behüte Dich) Gott, bleib' g'sund und laß mi geh'n!“

Und wieder folgten Rede und Gegenrede in gesteigerter Leidenschaft. Aber er begriff die Gründe ihrer Entschlüsse nicht und sie hörte aus allen Ueberredungsversuchen nur die schadenfrohe Hinterlist eines Mannes heraus, der sie heute geringer schätzte als vordem. In ihr glomm bereits ein Funken Hasses gegen den Geliebten, der nicht so viel Stärke besessen hatte, den einzigen Beding, an den sie Liebe und Liebesglück gebunden, festzuhalten. Er war ihr, und ob er zehnmal seine Unschuld beschwor, eben doch ein Wortbrüchiger und Meineidiger. Seine Liebe hatte vor seinem Fürwiz den Rücken gezogen. Was sie auch einander sagten, sie verstanden sich nicht mehr.

Und der Grund der Gründe, der ihre Entschlüsse bestimmte, vielleicht ohne daß sie selber über ihn ganz im Klaren, war die Scham. Sie schämte sich, etwas Geringeres zu sein, als er geglaubt hatte. Der größte Reiz dieses Verhältnisses war ja der für sie gewesen, daß es einen Menschen gab, der mit einer gewissen Andacht zu ihr emporblickte, einen Menschen, der nichts von dem leidigen Tagewerk wußte, das sie seiner hätte unwerth erscheinen lassen, der in ihr ein fremdartiges, geheimnißvolles, gleichberechtigtes Wesen verehrte, das so nur ihm erschien. Der ganze märchenhafte Zauber des Geheimnisses, mit dem sie sich für Randolt umgab, dünkte sie ein noch weit kostbarer Staat, als alle modischen Röckchen, Falbeln und Manschetten. Den Kram konnte man in jedem Laden kaufen, man brauchte darum noch nicht wie sie die Tochter eines reichen Weinbauers zu sein. Aber das Geheimniß war nur ihr allein und das Leben und Weben in seinem Zauber auch eine Art Schwelgerei in Idealität, die ihr unsagbar wohlthat, sie mit Stolz erfüllte und die guten Eigenschaften des Geliebten im Glanze einer höheren Welt leuchten ließ.

Mit einem Schlage war all dieser Zauber vernichtet, die rosigen Nebel schwanden, das Geheimniß war unwiederbringlich dahin und was übrig blieb, ein gemeines Alltagsverhältniß zwischen einem frechen Milchmädchen, das Kleider trug, die ihm nicht zustanden, und einem gefoppten Stadtherrn, den man auslachen mußte, wenn er sich keinen besseren Zeitvertreib fand.

Der Mann, der ihr dies einzige Glück so zutäppisch vernichtet, der undankbare Geselle, der sie so unbarmherzig entzaubert hatte — sie liebte ihn nicht mehr. Es that ihr wohl, ihm deutsch und derbe zu sagen, daß sie nichts mehr von ihm wissen wollte, daß sie sich nicht vor ihm fürchtete, daß er es nicht wagen sollte, ihr nachzuspüren, daß er sie nicht noch einmal belästigte.

Randolt begriff nicht, was sie so reden ließ und glaubte weder an den Ernst ihres Jornes noch an den Verlust ihrer Liebe. Trotzig pochte er auf die gemeinsamen Erinnerungen. Er meinte ein gutes Recht auf ihre Neigung zu haben, das nicht über Nacht verloren gehen könnte. Was in ihrem Herzen vorging, wußte er nicht.

So schieden sie ohne Versöhnung. Seine Gelassenheit und Zuversicht hatte sie nur noch mehr empört. Dieser Mangel an Reue konnte nur aus einem grundslechten Herzen kommen. Ein so gescheuter Mensch, wie Randolt, mußte doch eine Ahnung davon haben, was in ihrem Herzen zerbrochen worden, was sie litt, was sie verloren hatte. Statt sie zu trösten, mit ihr zu klagen, versuchte er nun, sie zu beschwägen wie ein unmündiges Kind und ihr zu befehlen wie einer Magd.

Es versteht sich von selbst, daß Randolt während ihrer Reden und Thränen sich mehr als einmal über seine Kurzsichtigkeit verwunderte. Wie hatte er nur aus dieser Haltung der Hände, diesen Bewegungen der Ellenbogen und Hüften, aus diesen Redensarten und dieser Art zu weinen

nicht schon am ersten Tag das Dorfkind erkannt. Liebe macht eben blind und die Menschen beobachten immer so einleuchtend, wenn sie nur erst einmal wissen, was ihnen einzuleuchten hat.

Mit dem Lächeln des überlegenen Mannes, der die Geliebte besser kennt, als diese sich selbst, reicht' er seiner einstigen Lori die Hand zum Abschied. Sie würde schon wiederkommen trotz ihrer gottlosen Reden. Davor war ihm nicht bange. Wie sollte denn jetzt auf einmal Alles aus sein? und warum? Weiberlaunen! Nur Geduld, sie wird kommen, wenn die Launen verraucht und Liebe und Sehnsucht wieder Herr geworden sind. Nur Geduld!

Tage vergingen. Randolt nahm — ich weiß nicht mit welchem Erfolge — seine alten Studien wieder vor. Er corrigirte die Bogen seiner Abhandlung, über sah dabei die meisten Druckfehler und dachte noch immer: sie wird schon kommen! nur ruhig Blut!

Eine Woche war vorüber. Das stattliche Heft gedruckt. Randolt empfand keine Lust, eine neue Schrift zu beginnen bei so unruhigem Sinn. Er blieb in den Abendstunden immer daheim, stand am Fenster, trommelte auf den Scheiben, machte sich Gedanken über Eigensinn, Trug und Lieblosigkeit der Weiber und sagte dazu: sie soll doch nicht Recht behalten!

Als aber auch die zweite Woche in's Land gegangen und keine Lori, keine Sesserl mehr zum Vorschein gekommen war, da sagte Randolt: solcher Unsinn kann nicht so hingenommen werden, ich muß dem Mädel den Kopf zurecht setzen, kost' es, was es wolle!

Die nagende Sehnsucht nach dem Weibe, das er so sehr liebte und das ihn doch verlassen konnte, trieb ihn bei Tag und Nacht umher. Durch Geld und gute Worte hatte er die Namen der Ortschaften ausgekundschaftet, deren Bauern gerade an diesen und jenen Tagen an dem Plage, wo er seine Lori auf dem Schiebekarren schlafend gefunden hatte, ihre Bütten zu Markte zu stellen pflegten. Unter den Marktleuten war sie selber freilich weder bei Tage noch bei Nacht noch einmal zu erblicken. Da ein paar spöttische Redensarten ihn in seinem Vorhaben nicht irren konnten und es ihm auf dem paar Gulden nicht ankam, meinte er auch etwas wie den Vaternamen seiner Angebeteten in Erfahrung gebracht zu haben.

Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, begab er sich auf die Suche und strich allabendlich auf den Dörfern umher, die man ihm bezeichnet hatte. Am Tage, das wußte er, war auf dem Lande nichts auszurichten. Da war Alles bei der Arbeit. Aber gegen Sonnenuntergang mußten die Leute doch aus Feldern und Weinbergen heim und aus Ställen, Scheunen und Wertstätten vor die Thüren kommen.

Es währte denn auch nicht lange, so begegnete er seiner Geliebten in der langen Dorfstraße, wie sie, die blechernen Milchkübel am Arm, von einer Kundschaft zur andern ging. Es war ein schöner lauer Juniabend.

Die Sonne war hinab. Der Himmel rosenfarb gesäumt und kein Schäfchen daran, nur im wachsenden Blau der Abglanz der geschiedenen Flamme, die noch die Luft vergoldete und erhitzte. Spielende Kinder hinter jedem Jaun und Vogelgezwitscher in allen Bäumen.

Sefferl war nicht so nachlässig angethan, wie an jenem Regentage. Sie trug ein frischgewaschenes Tuch um den Kopf; die Absätze standen gerad' und richtig unter den festen Schuhen; und an dem steif gestärkten Rattunkleidchen fehlte kein Knopf. Glatt und knapp umspannt' es die Taille und die hauchigen großen Falten rauschten nur so bei jedem Schritt. Es schien nicht anders, als hätte sie erwartet, daß der abgethane Liebhaber eines schönen Tages sie hier draußen überraschen würde. Da wollte sie für alle Fälle gerüstet sein und das sollt' er schon gewiß nicht sagen, daß das Milchmädel weniger „fesch“ sei, als die Stadtmamsell.

Und als er nun wirklich vor ihr stand, mußte sie die Augen ein Weilchen zu Boden senken. Bluth flog über ihr Angesicht und ein Lächeln in die Mundwinkel. Aber es war nur ein Augenblick und, was er auch bat und redete, sie schüttelte nur das Haupt und sagte nur immer nein.

Randolt ging so weit, ihr alles Ernstes die Ehe zu versprechen. Er wollte bei ihrem Vater um sie anhalten, wenn's ihr gefiel.

„Da sollten wir wol gleich dort droben Hochzeit machen!“ sagte sie lachend und deutete nach dem Narrenhause, das von der fernern Höhe herüberwinkte. „Nein, gnädiger Herr, Sie und ich, wir taugen net z'samm und thät eins dem andern kein Gut!“

Sie ließ sich nicht einmal bei der Hand fassen. Es machte ihr Freude, ihn recht zu quälen, ihn nur mit Sie und gnädiger Herr anzusprechen und überhaupt so zu thun, als sähe sie den Mann zum allerersten Mal.

Ganz nutzlos war sein Gang gewesen. Da er aber nun einmal wußte, wo und wie er dem Mädchen begegnen konnte, so wahrte es nur bis zum dritten Tag, daß er wieder kam, und da er an diesem auch nicht mehr ausrichtete als am ersten, so fehlte er auch am vierten und fünften nicht des Abends in der Dorfstraße.

Wol mußte er immer länger auf Sefferls Erscheinen warten. Sie kam jedes Mal später, und das letzte Mal waren schon die Straßenlaternen angezündet, als sie endlich aus dem Hause trat. Sie hoffte wol, daß ihm nachgerade die Zeit lang werden sollte, oder sie wollte nicht immer mit dem zudringlichen Herrn gesehen werden.

Nie wieder hatte sie im Ton alter Bekannten mit ihm geredet. „Wo zu is jetzt die ganze Seccatur?“ seufzte die Gequälte. „Den Leuten fallt's auf, daß S' immer auf mi passen und Ihnen hilft's doch nix. Man glaubt was Gott was und is do nindericht nix dahinter.“

Damit war sie in einem Hause verschwunden, wohin sie Milch zu

bringen hatte. Es währte länger als eine halbe Stunde, bis sie wieder zum Vorschein kam. Schon war's dunkle Nacht.

Randolt stand freilich noch auf dem Posten und wäre mit der Hoffnung, sie wiederzusehen, wol so gestanden bis an den nächsten Tag. Als nun Sefferl, aus der Thüre tretend, ihn wieder vor sich sah, zögerte sie von dem Schwellensteine herabzusteigen und, unverhohlenen Zorn im Auge, biß sie sich die Unterlippe wund. Dann hieß sie ihn fortgehen und nimmer wiederkommen. Ihre Stimme war rauh und ihre Worte barsch genug. Aber die Sommernacht war milde und die Nähe der Geliebten berauschte des entbehrenden Mannes Herz, so daß ihn ihre Stimme lieblich und ihre Worte Verstellung dächten. Er wollte Recht behalten, sie wiedergewinnen und darum die Stunde nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Er hatte die eine Hand erhascht und zog Sefferl nun sanft zu sich. Er redete mit aller Gluth der Empfindung. Alle süßen Erinnerungen wurden heraufbeschworen; die Nacht war still und die Dorfstraße leer und der Stern, den sie den Stern der Venus nennen, glanzvoll am verdunkelten Himmel sichtbar.

Sefferl antwortete nicht mehr, sie duldete, daß der einstgeliebte den Arm um ihr Nieder schlang und es war ihm, als fühlte er, wie ein leises Zittern unter seinem Arm über ihren Nacken ging. Je länger er im Weiterstreiten zu ihr sprach, desto starrer drückte sie das Kinn gegen den Hals. Nur ab und zu, wenn er gar zu schmeichelnd bat, warf sie das Haupt empor und ein Seufzer des Mitgefühls oder der Ungeduld stieg aus ihrer bebenden Brust gen Himmel.

Da waren sie vor's Thor ihres väterlichen Hauses gekommen. Das Mädchen gab Randolt ein Zeichen, leiser zu reden, und horchte in den Flur hinein. Auch der Begleiter horchte mit, aber er hörte nichts, als ein leises Aechzen über ihm. Das kam von einer Stange über dem Thor, die lei' im Winde knarrte. Ein grünes Zweigbündel, das an der Stangenspitze befestigt war, sah wie ein schwarzer Schattennäuel aus.

Ein Mann kam die Gasse herauf. Sefferl trat rasch in den Hausgang, um nicht gesehen zu werden. Randolt mit ihr. Und wie sie so in der Finsterniß bei einander standen, wo Eins das Andere nicht sah, wo es so stille war, daß Jeder des Anderen Athem gehen und das eigene Herz schlagen hörte, da besann sich Randolt keine Secunde, nahm den schönen Quälgeist in beide Arme und seine Lippen fanden den Weg zu den ihrigen.

Sie ließ es geschehen und rührte sich nicht. Nur die leeren Blechkübel knirschten an ihrem Arm, als hätten sie was drein zu reden. Eine Minute, dann war das Mädchen wieder frei und, als Randolt mit Flüsterworten es bestürmte, das Geschehene zu vergessen und ihm seine schöne Liebe wieder zu schenken, da hielt ihm, ehe er es zum zweiten Male küssen konnte, Sefferl die Hand vor den Mund und hieß ihn ganz

stille sein. Abermals horchte sie, ob Alles im Hause ruhig bliebe, dann fragte sie leise und er meinte trotz der Dunkelheit zu sehen, wie ein dämonisch Leuchten aus ihren Augen bligte: „Hast mich wirklich so ganz unsinnig lieb, wie Du thust, und net a Bissel weniger als früher?“

Randolt zögerte nicht, dies zu betheuern. Er mußte wirklich glauben, daß er ihren Groll besiegt und daß das starke Herz sich ihm auf's Neu' ergeben wollte. Er war wie in Glück getaucht, als er sie nun lächeln hörte: „In Gottes Namen, weil Du's schon durchaus net anders willst“ ... Sie schwieg, als kostete sie's große Ueberwindung fortzufahren. Endlich gelang's ihr mit einem Seufzer, dabei sie sich aus seinen Armen losmachte. „Wart' hier noch a Viertelstund', hörst? Nachher gehst da grad furt in's Haus nei. Rechts mit der Hand greiffst die Stiegen. Geh' schön langsam und stoß Di net. Alleweil grad furt, bis D' wieder an a Stieg'n kummst. Die steigst abi (hinunter) und tappst bis D' unter aner Thür an Lichtschein siehst. Bei dera Thür nachher gehst halt eini. Und dös Weitere wird sich find'n.“

Randolt hörte, wie die Treppenstufen unter Sessler's knarrenden Sohlen ächzten und bei jedem Tritt die Milchkannen klapperten. Eine Thüre knallte zu und dann war Alles still. Die Thurmuhr schlug. Hier und da war ein gedämpftes Geräusch von Männerstimmen zu vernehmen, die in irgend einer Stube des Hauses kein allzu heftiges Gespräch führen mußten. Dann holte die Thurmuhr draußen nochmal aus. Noch ehe sie ausgeschlagen, tastete Randolt sich an der Wand bis zur Treppe. Seine Augen hatten sich schon ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt. Droben aber fand er's noch viel finsterner als vordem im Hausflur, wohin von der Straße her doch noch ein Bißchen irrer Schimmer durch die Ritzen des Thores einschlich. Hier nun die Wand entlang. Er stieß ein paar Mal gegen feste Gegenstände. Er fand sich in einem Winkel, tastete um eine Ecke. Es kam ihm der Gedanke, ob ihn Sessler nur hier heraufgeschickt, damit er umginge, bis ihn einer hinauswiese. Er mußte jetzt nicht mehr recht, schritt er vorwärts oder wieder zurück. Die Treppe, zu der er endlich gelangte, schien ihm dieselbe, die er just hinaufgestiegen.

Als er aber, unten angekommen, etwa zwölf Schritt weit vor sich einen schimmernden Streifen am Boden sah, da schalt er sich freudigen Herzens einen Ungläubigen und fast so schnell, wie am lichten Tag, schritt er geradewegs im Dunkel hin dem Fadenschein entgegen — war's doch brennende Liebe, die ihn mit einem Funken aus ihrer Fadel zu sich winkte.

Mit aller Sorgfalt nahm er die Klinken in beide Hände. Nun war die Thüre offen und Randolt über der Schwelle. Aber das selige Lächeln auf seinen Lippen gefror. War er dennoch irre gegangen oder hatte man ihn zum Besten? Zurück konnt' er nicht mehr.

In einer qualmerfüllten Stube, aus der alle Möbel entfernt worden waren, bis auf einen klöbigen alten Tisch und vier Bänke, die mitten drin

standen, saßen sieben Menschen in Hemdbärmeln, die feuchtbeperlten Bärte über's Glas gereckt, die Ellenbogen auf die Tafel gestemmt. Eine rauchende Petroleumlampe brannte zwischen ihnen. Ein kleines trübglimmendes Oellämpchen hing an der Wand. Die Wand war frisch getüncht und kahl, ein kleiner Weihbrunnkessel neben dem Thürpfosten ihr einziger Schmuck. Auf einem Schragen weiße Flaschen und Gläser, die manchmal den Schimmer des Lichts zurückblinkten, wenn die struppigen Köpfe, welche die Lampe beschirmten, auseinander rückten.

Solches geschah in diesem Momente heftiger, als sonst hier der Brauch war. Aller Augen wendeten sich nach der aufgehenden Thüre. Der höchste und stämmigste unter der Gesellschaft, ein breitschultriger Mann mit weißen Haaren, gelbem Schnurbart und einer weißen Schürze trat Randolt entgegen. In seinen Zügen sprach es wie Mißtrauen, das mit Lustigkeit kämpfte, aber ein Zwinkern in den Augen verrieth jene ausgleichende Brutalität der Trunkenheit, in der klare Gedanken nicht mehr recht ge-
beihen.

„Ja, wo kommen denn Se da her, gnä' Herr? Durch die Kuchel? Auch net schlecht! Oder gar durch 'n Keller? Oder . . .?“

Die anderen Sechse stießen sich an die Ellenbogen und schwemmten ihr Lachen mit einem guten Schluß hinunter, eh' es laut wurde.

Mittlerweile war der Alte, der offenbar hier Hausrecht übte, höflich geworden und wischte für den Stadtherrn, der ihm die Ehre gab, am Ende der Bank einen Platz zurecht. Die Anderen rückten dafür so nah, als es ihre Leibesbeschaffenheit zuließ, an einander, sahen den ungewohnten Gast stier an und sprachen kein Wort, passten aber um so kräftiger aus ihren Pfeifen.

„Nazl,“ schrie der Wirth, an die Thüre tretend — und bei jedem Tritt ächzten die Dielen unter ihm, als empörten sie sich über das Gewicht dieses Mannes — „Nazl, a Seid'l Guld'n für den Herrn!“

Nazl kam wie gerufen und stellte nicht allzu höflich Glas und Flasche vor den neuen Gast. Der junge Bursche, stämmig und fest, die Hemdbärmel bis an die Ellenbogen über die mageren, aber sehnigen Arme zurückgetrempelt, das Haar über den Schläfen in zwei flach an die Stirne geklebten Schneeden bis an die Augenbrauen vorgebürtet, den langen Strohhalm einer Virginiacigarre hinter dem linken Ohr — der Bursche fesselte selbst in dieser Stimmung die Aufmerksamkeit des Fremden. Nazl und Sefferl waren ohne Frage Geschwister, die Aehnlichkeit der beiden Gesichter ließ keinen Zweifel zu und besonders die Augen, die jetzt mit einem Ausdruck herausfordernden Hasses sich auf Randolt hefteten, schienen die nämlichen, wie die seiner Geliebten.

Einer der Gäste, dem das ungemüthliche Schweigen zu lange währte, schrie zu dem Jungen herüber: „Was macht denn d' Sefferl? Is Dei

Schwes'ta g'sund und schlaft's eppa (etwa) gar scho? Oder derffat mer's (dürfte man sie) weck'n?"

„Halt's Maul mit solchem G'schwäg!" brüllte der Hausvater den Spötter an. „Für Di schlaft's net, für Di wacht's net. So wie so wird Dir's Maul sauber bleiben!"

Der also Angeredete, in dem Randolt nach diesen Worten einen unglücklichen Nebenbuhler erkennen mußte, wollte sich die Zurechtweisung nicht gefallen lassen. Es gab grobe Worte und hätte Schläge gegeben, wenn der Hausvater seinen kampflustigen Sohn nicht aus der Stube gescholten hätte. Mit einer Verwünschung und einem Blick, die eben so gut auf Randolt, wie auf den trunkenen Nachbarn gemünzt sein konnten, verschwand der angenehme Jüngling.

Der Wirth, der wahrscheinlich keinen seiner Gäste verlieren wollte, so lang' diesem noch ein Groschen in der Tasche stach, redete dem Gefränkten zu; halb gutmüthig, halb spöttisch rieth er ihm zu dieser oder jener, die er mit Namen nannte.

„Laß mi aus!" rief der Bauer, „i mag kua Bildl ohne G'nad'!“ „Ein Bild ohne Gnade“, will sagen ein Heiligenbild, das keine Wunder wirkt, nennt man in dieser Gegend eine Schönheit, die uns kalt läßt. Randolt nahm sich die Zeit, über dies treffende Gleichniß nachzudenken. Er konnte wol selbst beweisen, daß des Hauses Tochter nicht damit bezeichnet werden durfte. Und während er dies dachte, sah er auf den staubigen Ring unter der Lampe, der aus lauter armen Motten sich gebildet, die nicht von der Flamme hatten lassen wollen.

Derweilen wurde die Luft in der engen Stube immer dicker und unerträglicher. Randolt wußte nicht, ob er in einem Wirthshaus oder in einer Räuberhöhle sich befände. Ein Nachbar, mit dem er ein Gespräch anband, klärte ihn über die edle Sitte auf, daß es hierlands der Brauch sei, bei dem Weinbergbesitzer selber den jungen Wein zu trinken, bis die Fässer für den kommenden Most leer geworden. Dann zieht der eine den Stecken mit dem Buschen über seiner Thür ein und der Nachbar steckt seinen Stecken aus als fröhlichen Weiser, daß nun bei ihm der „Heurige“ vom Zapfen fließe. So geht's von einem zum andern. Jeder räumt eine Stube aus und so lange der Wein nicht aufgetrunken ist, bleibt das nomadische Wirthshaus in dieser Stube.

„Wenn Sie aber einen besseren Wein trinken wollen,“ schloß der Belehrende seinen Vortrag, „dann gehen Sie in's Gemeindewirthshaus und fragen dort nach dem Reßmüller sein'n Rußberger. Der Reßmüller bin nämlich ich und der Rußberger is meine eigene Feschung.“

Randolt hoffte noch immer, daß Sessler in's Zimmer treten sollte. Er konnte noch immer nicht glauben, daß die Dirne bloß ihn habe beschworen und loswerden wollen. Als aber ein Gast nach dem anderen fortging und der Wirth endlich seine Pfeife auf dem Tisch ausklopfte und

dazu rief: „Für heut' is Feierabend!“, da blieb dem Geprellten auch nichts anderes übrig, als aufzubrechen. Er wollte die Thüre nehmen, durch die er gekommen, aber der Nagl, der mit dem Rücken trotzig auf dem Brett lehnte, sagte fest und ohne die lange schwärzliche Cigarre aus dem Rundwinkel zu nehmen: „Geniren S' Ihna fein nicht! für die Gäst' hat der Zimmermann 's Loch dort drüben g'macht!“

Damit wies er ihn nach einer kleinen Glasthüre, die der Vater schon geöffnet hielt, um sie kaum, daß Randolt auf die Schwelle getreten war, schallend hinter ihm zuzuwerfen und zu verschließen. Man trug in diesem Hause kein Verlangen zur Schau, den städtischen Gast zur Wiederkehr einzuladen. Vater und Bruder schöpften offenbar Verdacht.

Er sah sich nun vor der Thüre um. Das war eine ganz andere Straße. Das Haus mußte in langer Flucht von einer Dorfgasse zur anderen reichen. Erst nach einigem Suchen fand er sich zu jener zurück, von der er mit Sessler in den dunklen Flur getreten war. Das Thor war fest verschlossen, hinter keinem Fenster ein Lichtschimmer, im ganzen Bau kein Lebenszeichen. Drohend ballte er die Faust gegen die Wand, hinter der die treulose Liebste schlief, und unzufrieden mit ihr, mit der Welt und mit sich selber ging er den Weg zur Stadt zurück.

VIII.

Ohne Zweifel hatte Randolt in jener Nacht sich verschworen, die Falsche zu vergessen und das Dorf, wo sie wohnte, nicht wieder zu betreten. Ein paar Tage kehrte auch kein freundlicher Gedanke bei ihm ein. Endlich aber überraschte ihn der Einfall, daß er dem Mädchen möglicher Weise schweres Unrecht thäte mit seinen Vorwürfen. Vielleicht war sie nur durch den Bruder oder den Vater abgehalten worden, an den Tisch zu kommen und vom neuen Weine zu nippen. Noch viel wahrscheinlicher, daß er in der Finsterniß einen falschen Weg gegangen und gar nicht die rechte Thüre gefunden hatte, hinter der sein Mädchen ihn erwartete. Raum gedacht, befreundete er sich immer mehr mit solcher Wahrscheinlichkeit und konnte schließlich gar nicht begreifen, daß ihm dieselbe nicht sofort in die Augen gesprungen war.

Einmal so weit, ließ auch der folgerichtige Entschluß nicht auf sich warten, sein Glück noch einmal auf dem Dorfe zu versuchen.

Es war ein drückend heißer Tag gewesen und noch am späten Abend schwül und hell. Randolt, den seine Ungeduld, fast hätte ich gesagt, sein reumüthiges Herz schon vor der Zeit aus der Stadt gejagt hatte, saß auf dem Hügel unter einem Kastanienbaum, wartete, bis die Sonne unterging und sah gedankenvoll hinab in's Weite, wo die große Stadt wie unter einer vergoldeten Dunstwolke lag, in die nur der Stephansthurm mit seiner glänzenden Spitze wie ein winziges Flämmchen reichte. Von den

Kirchen der umliegenden Dörfer hallte das Abgeläute, da brach der Mann auf und schritt zu Thal gegen die bekannte Straße. Noch eh' er unten angelangt war, sah er im Grünen zwei junge Menschenkinder bei einander stehen. Das eine war ein hübscher blonder Bursch, ein rundes Hüttlein auf dem Ohr, eine rothe Nelke zwischen den Zähnen. Er trug eine schneeweisse Jacke und roth und weiss gestreifte Beinkleider über kniehohen Stiefeln, die ihm gar gut saßen. Die lange Tasche aus Flechtwerk, die ihm über die Schulter hing, war leer. Während er sprach, wiegte er sich langsam in den Hüften, so daß das Wegmesser, das ihm an messingener Kette über die Lende fiel, leise gegen den goldenen Siegelring an der niederhängenden Rechten anschlug. Mit der Linken hatte er die Rechte des anderen Menschenkindes gefaßt. Dieses trug in der linken Hand drei Milchflaschen von Blech, und ob es gleich das Angesicht tief und nachdenklich zur Erde gesenkt hielt, mußte Randolt doch erkennen, daß es Niemand anderes war, als Sessler, die für ihn einmal Vori geheissen hatte.

Jetzt hörte er auch ihr eigenthümliches Lachen. Er sah, wie sie die Hand zurückriss und lustig davonsprang. Achselzuckend, aber nicht mit unzufriedenem Angesicht ging auch der Bursche von dannen. Randolt brauchte nur drei Schritte zu thun, so vertrat er dem Mädchen den Weg. Wie sie vor ihm zurückprallte, schrad sie zusammen und eine rothe Nelke fiel ihr dabei aus der Hand. Sie wollte sich drum bücken, aber Randolt setzte zornig den Fuß auf die staubige Blume.

„Du schon wieder!“ rief Sessler aus. Ihre Brauen zogen sich zusammen und ihre kleine braune Hand ballte sich unter ihrer Schürze zur Faust. Aber wie sie ihn reden hörte, so eindringlich und so zärtlich, da glätteten sich die Falten auf ihrer Stirne und sie ließ dem städtischen Schelm wenn nicht die ganze Faust, so doch zwei Finger daraus.

Ein Ausdruck der Rathlosigkeit, der Angst sprach aus den dunklen Augen, die sie jetzt halb zürnend, halb flehend auf den Mann richtete.

„Komm nimmer wieder!“ sagte sie dringend, „es soll nicht sein.“

„Es muß sein!“ rief Randolt dagegen und lachte ihrer Bedenken. Und als sie noch eine Viertelstunde so am Wiesenrain mit einander geschwagt hatten, da mußte die Bauernbirne, daß der seine Herr trotz ihrer Bitten und Befehle nicht von ihr zu lassen gedente, daß Alles beim Alten bleiben müsse und daß es jüngst nicht ihre, sondern lediglich seine Schuld gewesen, daß er nicht ihr Kämmerlein gefunden.

Sie antwortete wenig, aber wenn sie was sagte, so war es immer ein Ja. Und als er heute nicht ohne einen Kuß von ihr lassen wollte, sagte sie auch nicht Nein. Nein sagte sie nur einmal und das wol recht entschieden, als er den Vorsatz aussprach, heute den Versuch zu wiederholen, sich in ihres Vaters Hause zurecht zu finden. Ueberall, nur nicht dort! Wo aber sonst?

Drüben, eine halbe Stunde hinter dem Dorf in den Weingärten.

Ein altes Steinkreuz steht dort zwischen zwei Nußbäumen; davor scheiden sich die Wege hinauf und hinab den Berg. Jedes Kind hier draußen kennt die Stelle. Auch Randolt kennt sie und wird den bequemen Pfad nicht verfehlen. Aber wird sie auch kommen, sie, die nicht mehr Dori heißen wollte?

„Auf Ehr' und Seligkeit!“ sagte sie. —

In der That huschte zwei Stunden später eine kleine Gestalt zum Dorf hinaus, ein Paar Männerstiefel an den Füßen, ein flatterndes Tuch um Kopf und Nacken. Feucht fiel der Thau in der Sommernacht. Es war stockfinster in den Weinbergen. So klar der Himmel am Tage geleuchtet, jetzt war kein Stern ohne Schleier.

Ein Nachtvogel saß am Wege und ächzte zuweilen auf. Eines Käpfeleins Klage scholl von einem Zaun herüber nicht anders als eines Kindes Wehgeschrei. Der Nachtvogel flog krächzend vom Wege auf, da er Schritte hörte und das Rauschen eines flatternden Tuches, welches der Nachtwind fastete, ihn ängstigte. Und bald darauf krächzte der wilde Vogel wieder und noch viel heftiger als zuvor und die jammernde Klage antwortete schaurig mit ihrem menschenähnlichen Geschrei.

Ein gleiches Geschrei antwortete der Klage vom Gebirge her.

Wie täuschend so ein Vieh zu schreien versteht, sollte man nicht meinen, es rührte der Ton in der That von einem Menschen her?

Ein Sicherheitswachmann, der in der Sommernacht den einsamen Wandel bis an die Weinberge herangeführt hat, bleibt stehen und horcht und legt die Hand sinnend an den Mund. Die verwünschten Raken!

Nach einer Weile schüttelt der Polizist den Kopf und bricht von seinem Weg ab, quer einen Fußpfad in den Wingert einschlagend. Es ist ein elender Weg; über den trockenen, von der Sonne gehärteten Schollen knickt der Fuß im Gelenk um und tritt fehl in Löcher und Gruben. Auch dürfte nicht jeder den Weg nehmen. Aber der Wachtmeister geht rasch und sicher und bald ist er verschwunden.

Der gelbe dünne Mond, ein armseiger Mond im letzten Viertel geht auf und sein Schimmer beleuchtet im Flug phantastische Wolkengebilde. Zeitweise verschwindet er ganz hinter ihnen, dann wird's noch finsterner und selbst der Nachtvogel duckt sich tiefer in's Gezweig und wagt keinen Ton mehr.

Als der Mond wieder zum Vorschein kommt, beleuchtet sein schwacher Strahl zwei stämmige Gestalten, die eben aus dem Weinberg auf die Straße gesprungen sind. Sie athmen auf, sehen sich nach allen Seiten um, dann wischen sie sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne. Ein leiser Pfiff und eine dritte Gestalt kriecht über den Graben hervor, sie ist kleiner und trägt Weiberröcke und ein Kopftuch; das aber ist ihr beim Davoneilen in den Nacken gesunken und hängt da wie eine lose Halsbinde.

Die Mondfichel wirft einen largen Schein auf die Drei, nur so einen zwinkernden Blick, als wollte das Licht zu dem einen sagen: was hast du starker Perl doch für schneeweißes Haar! und zum anderen: warum leuchten dir so zornig deine braunen Augen? und zur letzten: du hast dieselben Augen, aber warum sind sie bei dir voll Thränen?

Die Dreie haben nicht Zeit zu antworten. Auf einen Wink des Alten geht der eine rechts, der andere links und das Mädchen zieht der andere an der Hand hinter sich her. Sie eilen. Der eine sieht sich nicht nach dem anderen um.

Auch den Mond freut's nicht länger zuzusehen. Er schiebt den Wolfenvorhang vor's Gesicht und einen zweiten und dritten darüber. Ein sanfter Sprühregen fällt gegen Morgen und erquickt die lechzende Erde. —

Sieh da, wie frisch alle Blumen die Köpfe heben! Doppelt glücklich athmet man die balsamische Luft ein. Auf dem Morgenwandel in meinem Garten komm' ich an's Thor gegen die Straße. Drüben vor des Nachbars Gitter steht der Gärtner voller Gelächter und Erstaunen und zwar ob einer Geschichte, die ihm zwei Polizeisoldaten erzählen.

Als er mich sieht, da nickt er. Offenbar gönnt er mir auch was von der Erzählung. Dann muß sie eine besondere Moral für Stadtleute mit sich führen. Die Sicherheitswache legt die Hand an die Klappe und kommt zu mir über die Straße.

„Haben's schon gehört, gnädiger Herr?“

„Na, was denn, Herr Wachtmeister?“

„Heut Nacht haben's halt wieder einen gefunden, wie er ist im Weinberg gelegen, bewußtlos, mit einem Paar Löcher im Kopf.“

Wie er dazu gekommen, wer könnte das sagen! Irgend eine Dirne mag ihn hinausgelockt haben und ihre Helfershelfer sind dann über ihn hergefallen und haben ihn beraubt. In der Nähe einer so großen Stadt strolcht allerlei Gefindel herum. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Und gar ein Fremder!

Also war's ein Fremder? Ja, so ein Preuß'. Als er auf der Wache zu sich gekommen, hatte er seinen Namen angeben können, seine Stadtwohnung und daß er Correspondent eines Stettiner Handlungshauses sei.

Eine schlimme Ahnung kam über mich. Ich eilte sofort nach der Stadt und nach der Wohnung meines Freundes.

Herr Randolt sei schwer krank, sagte seine Wirthin, aber ich durfte doch wol an sein Bette treten.

Randolt war wirklich sehr krank, aber beraubt war er nicht, wenigstens nicht an Geld und Geldeswerth.

Ich habe ihn gepflegt. Als es ihm besser ging, hatten wir Zeit genug, uns den Verlauf der Geschichte so weit klar zu machen, als sie hier erzählt wurde. Er hatte der Sicherheitswache absichtlich einen falschen Namen angegeben und später den Polizeicommissar, der die Unter-

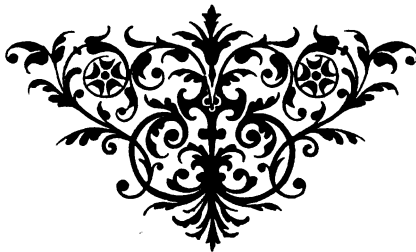
suchung führen sollte, gebeten, den Irrthum nicht so weit zu verbessern, daß sein wahrer Name in die Zeitungen käme. Der Beamte hatte das Einsehen, den Skandal, der aus einer solchen Notiz entstünde, für überflüssig zu erachten. Auch sonst kam aus der Untersuchung nichts heraus. Randolt verneinte beharrlich, seine Angreifer zu kennen. Er wäre, sagte er, nicht ganz nüchtern gewesen, als er den überflüssigen Lustwandel in den Weinberg unternommen, und der Commissar mußte es schließlich beim aufrichtigen Bedauern und bei dem noch aufrichtigeren Rathe bewenden lassen: künftighin seinen Fürwitz nicht so weit spazieren zu führen.

Ob Randolt an die Mitschuld Sefferls glaubte, wagt' ich ihn nicht zu fragen. Es hätte ihn nur kränken können. Er sprach nie wieder von dem Mädchen. Ohne daß er mir's zusagte, wußt' ich, daß er es nie wieder sehen wollte. Und das war genug.

Er erwähnte der fatalen Geschichte überhaupt nur selten und dann nur lächelnd. „Gestehen Sie,“ rief er aus, „so etwas kann einem auch nur hier wiederfahren!“

„Und hier nur Ihnen!“ erlaubt' ich mir hinzuzusetzen und er lachte.

Bald, nachdem er genesen, reiste Randolt ab. Ich weiß nicht, wie es ihm weiter ergangen ist.





Das Fenster in der Wohnung.

Eine Studie zur Kunst im Hause.

Von

Jacob von Falke.

— Wien. —



Diese Studie beschäftigt sich mit einer Frage, die eigentlich noch niemals schriftgemäß aufgeworfen worden: Wie soll man das Fenster behandeln, um es zu einem harmonisirenden Theil einer künstlerischen und behaglichen Wohnung zu machen?

Die Frage trifft die innere Seite des Fensters. Für die äußere wüßte der Architect wol Antwort zu geben, denn die Bildung des Fensters an den Außenseiten, seine decorative Umrahmung und Bedeckung ist ja eine seiner hauptsächlichsten und für jeden Stil charakteristischen Aufgaben. Die Fenster bedingen wie die Augen den Gesichtsausdruck der Fassade. Aber der Architect begnügt sich auch damit. Hat er vielleicht noch das Profil des Rahmens gezeichnet und für den Verschuß gesorgt, so ist seine Arbeit geschehen. Der Schmuck der Innenseite gehört den Bewohnern und in zweiter Linie dem Tapezier. Für beide pflegt es keine Kunstfrage zu geben, sondern nur eine Frage der Mode, der Schablone.

Aber ist es denn nöthig, aus der Decoration des Fensters auf der Innenseite, innerhalb der Wohnung, eine Frage der Kunst zu machen, eine Frage, die eine besondere und ausführliche Behandlung verdient? Wir sagen: erst recht. Ein höflicher Bauherr denkt freilich vor Allem an sein Publikum da draußen; er weiß, daß die Leute auf der Gasse reden und sie das Recht dazu haben; er unterzieht sich daher der undankbaren Mühe, es ihnen recht zu machen, und sinnt auf eine glückliche Fassade, zu der denn auch die Fenster gehören. Allein der Bewohner als solcher hat sehr wenig davon: ihm kann der Schmuck der Außenseite gleichgültig sein, wenn er da drinnen gesund, behaglich, mit allem Com-

fort behauset ist. Will er aber auch noch schön wohnen, so wird ihm das Fenster zu einer brennenden Frage, deren Wichtigkeit, deren Schwierigkeit zugleich in jüngster Zeit mit der veränderten Geschmacksrichtung und einem verfeinerten Kunstgefühl erheblich gesteigert ist.

Bis dahin machte sich die Bedeutung der Fensterfrage nicht so aufdringlich, wofür auch eine ganz natürliche Ursache vorhanden war. Die Wände unserer Wohnungen waren bis in die jüngste Zeit durchgängig licht, selbst weiß gehalten, oder wenn nicht geradezu licht, so doch ohne eine bestimmte und wirksame Farbe. Mit der hellen oder matten Wand machte die breite Lichtmasse des Fensters keinen so entschiedenen Gegensatz, daß sich ein wesentlicher Mangel dem Auge aufgedrängt hätte. Zwischen der hellen Wand und dem hellen Fenster bildeten die weißen, klaren Spitzenvorhänge, die „Gardinen“ von Norddeutschland, den ganz entsprechenden Uebergang, indem sie das grelle Licht dämpften und die scharfen architektonischen Linien verhüllten oder überschnitten.

Das ist nun aber anders geworden. Unsere Wohnung hat heute rothe, blaue, grüne Wände, wenn auch meist in gebrochenen, doch in sehr fatten, tiefen und dunklen Tönen, mit denen die gerade und scharf begrenzte Lichtmasse des Fensters einen schneidenden Contrast bildet. Dieser Contrast muß versöhnt werden, was nur wiederum durch Farbe geschehen kann. Wie das zu machen ist, darin besteht eben die Aufgabe, das ist die Lösung der Frage.

Die Lösung begegnet aber, wie gesagt, einer Schwierigkeit, und diese besteht darin, daß uns die Farbe, sei sie nun im Vorhang oder als Glasmalerei angewendet, das Licht vermindert, das Zimmer verdunkelt. Das ist nicht immer ein Fehler, denn wenn unsere Damen heute in der Regel Anfangs der dunklen Wand und den dichten Vorhängen widerstreben und von der hellen Wand und den weißen Vorhängen nicht lassen wollen, so ist das in vielen, vielleicht in den meisten Fällen nur eine Sache der Gewohnheit: sie sind eben unter diesen aufgewachsen. Sobald sie aber nur eine kurze Zeit sich an jene gewöhnt haben, so hat sich ihr Sinn in das Gegentheil verkehrt: sie finden das Dunkle heimlicher, gemüthlicher, vielleicht auch vornehmer, und sie haben keine Sehnsucht mehr, ich will nicht sagen, nach dem Lichte, sondern nach ihrer alten hellen, aber farblosen Umgebung. Die Farbe hat ihren Zauber geübt und das weibliche Gemüth gefangen genommen.

Aber allerdings ist auch das Licht ein Factor in der Wohnung, mit dem wir, zumal in den engen und tiefen Straßen unserer großen Städte, bedachtsam und schonend umgehen müssen. Alle Farbe nützt uns nichts, wenn das Licht sie nicht erhellt und verklärt; sie ist stumpf und matt und verfehlt ihres Reizes. Wer draußen im offenen Lande wohnt, wem der volle Himmel breit und hell in seine Fenster scheint, der mag immerhin dem Lichte Zwang anthun, es beschränken und versperren: für sein

ästhetisches Erforderniß wird ihm desselben genug übrig bleiben. Wer aber seine Behausung in enger Straße hat, wem nur ein Stücklein directes Himmelslicht auf seinen Fußboden fällt, oder der Arme, der in seiner Wohnung nur den Widerschein des Himmels genießt, der mag schon das Bißchen Licht, das ihm vergönnt ist, sorgsam zu Rathe halten und vor Verminderung behüten. Vorausgesetzt nämlich, daß er auch den Tag in diesen Räumen zubringt, denn wenn sie blos dem Abendgebrauche, der Gesellschaft bestimmt sind und eine künstliche Beleuchtung erfordern, so ist freilich das directe Himmelslicht für sie eine ganz gleichgültige Sache.

Wird somit die Bewahrung des Lichtes eine Frage, welche der Erfüllung unserer ästhetischen Anforderungen Schwierigkeiten bereitet und in jedem Falle nicht unbeachtet gelassen werden kann, so gibt es auch noch einen zweiten Umstand, der uns bei strenger Durchführung unserer ästhetischen Absichten in Verlegenheit setzt.

Der Mensch von heute hat sich daran gewöhnt, wenigstens als stiller Beobachter, ein Bißchen mit auf der Straße zu leben. Er bedarf der Aussicht zur Unterhaltung, zur Befriedigung seiner Neugierde. Gewiß eine leicht verzeihliche Angewöhnung, zumal wenn man die bisherige Unfreundlichkeit unserer Wohnungen bedenkt, der man oftmals gern den Rücken kehren mochte, um das Freie zu gewinnen. Es ist ja auch keine Sitte, die erst vom neunzehnten Jahrhundert datirt. Das Alterthum kannte sie freilich nicht, und auch der Orient hat ihr meist immer entsagt. Aber der Bürger des Mittelalters rückte gerne sein Haus ein wenig um die Linie des Nachbarhauses hinaus, um in dem gewonnenen Vorsprung seitwärts ein Fensterchen anzubringen, das ihm gestattete, die Gasse hinabzusehen, oder er baute Lauben, Altane, Erker vor, die ihm Aussicht und Luft zugleich gewährten. Aristokratisch und vornehm ist das freilich nicht. Als der Adel sich seine Paläste in den Residenzen baute, da suchte er vielmehr die einsamen Plätze, setzte das Gebäude von der Straße zurück statt vorzugehen, und schloß sich von ihr und all' ihrem Lärm und Getreibe durch eine hohe Mauer ab. Er selbst war gar nicht neugierig, aber ebenso wenig wollte er profane Blicke von außen in sein Heiligthum gestatten.

In den meisten Fällen kann es auch dem heutigen Stadtbewohner ziemlich gleichgültig sein, was auf der Straße vorgeht, wenn man nicht als Fremder kommt. Die Höhe der Häuser, die Enge der Gassen machen es ohnehin unbequem zu beobachten, was drunten in der Tiefe sich ereignet. Zufriedenheit und Wohligkeit in seinen vier Wänden ist eine weit wichtigere Frage, und hat man diese Eigenschaft erreicht, so hat ohnehin das Bedürfniß, hinauszusehen und mit dem, was draußen ist, sich zu unterhalten, seinen Boden verloren. Im Gegentheil, viel wichtiger ist es, bei der Enge der Straße seinem Gegenüber den Blick zu versperren und keine Einsicht in das Mysterium der eigenen Wohnung zu gestatten.

Macht uns in diesem Sinne die Bewahrung der Aussicht aus dem Fenster nicht viel Kummer, so ist es etwas Anderes, wenn die Wohnung eine sogenannte schöne Aussicht hat, wenn sie den Blick frei in die Ferne gestattet, wenn die Fenster auf einen blumigen Garten gehen, oder das Grün der Bäume freundlich hereinwinkt. Das Alles ist ein wirklicher Reiz der Wohnung, den man nicht unmöglich machen darf, den man bewahren, selbst mitwirken lassen muß. Mit ihm muß die Decoration rechnen, und wir werden auch unsererseits uns mit ihm abzufinden haben.

Diese in solchem Falle wohlberechtigte Rücksicht auf die Außenwelt läßt es auch nicht gleichgültig erscheinen, wie das Fenster vom Architekten aus angelegt ist. Wir können daher auch diese Frage nicht ganz übergehen, obwol unsere eigentliche Aufgabe sich auf die Decoration beziehen soll, einerseits auf die des Fensters selbst, d. h. des Glases, andererseits seiner Umgebung und Umrahmung. Es ist aber die architektonische Bildung des Fensters selbst auch für die Kunst im Innern der Wohnung von Bedeutung. Es ist eben das Fenster die Lichtquelle, und ob das Licht zerstreut oder geschlossen, aus einer breiten Oeffnung oder mehreren kleineren hereinfällt, ist ein Umstand, der für die künstlerische Ausstattung einer Wohnung so wenig gleichgültig ist, wie für den Maler bei seinem Bilde.

Die große Mehrzahl unserer Städtebewohner ist freilich dieser Sorge und Rücksicht überhoben. Sie zieht in gemiethete Wohnungen ein, und diese sind durchgängig nach gewisser Schablone angelegt. In diesen müssen wir uns mit unseren ästhetischen Bedürfnissen einrichten und gar oftmals eigenen und eigenartigen Wünschen entlagen, denn die Schablone ist der Feind der Individualität. Indessen ist das anzustrebende Ideal des Lebens ja doch immer das eigene Haus, und zwar die alleinige Benutzung desselben ohne fremde Miether, wie es ja in England noch durchaus die Regel und gar vielfach auch in Deutschland der Fall ist. Für solche glückliche Sterbliche, die in der Lage sind, ihre Behausung von innen heraus aus dem wohlverstandenen Bedürfniß und nicht unter dem Zwange einer willkürlich als Künstlerphantasie erfonnenen Fassade zu schaffen, für diese vorzugsweise sind einige Bemerkungen in Bezug auf das Licht gemeint. Ist die Schablone im eigenen Hause gebrochen, haben sich andere Ansichten geltend gemacht, so wird auch das Miethhaus folgen müssen.

Für gewöhnlich — wir sehen von Festgemächern ab — enthalten unsere Wohnzimmer je zwei Fenster an einer und derselben Wand, mit mehr oder minder Regelmäßigkeit angelegt. Das hat den Vortheil, an der Zwischenwand einen Spiegel in vollkommen zweckgemäßer Weise anbringen zu können. Aber dieser Vortheil ist auch der einzige und ist noch dazu ein sehr zweifelhafter, denn in Wirklichkeit ist der Spiegel im Wohnzimmer ein überflüssiges Stück Möbel, da man doch weder im Salon noch im Speisezimmer Toilette machen wird. Im Uebrigen hat jene

Anordnung mit zwei Fenstern an derselben Wand nur Nachtheile: sie zerschneidet die Wand in kleine Abschnitte und verdirbt dadurch den Stellraum, an dem wir ohnehin, Dank der Ueberfülle von Thüren in unserer modernen Wohnung, keinen Ueberfluß besitzen. Wir denken an bequeme Communication nach allen Ecken und Enden, machen aber damit alle Zimmer zu Durchgangsräumen, in denen es überall an behaglichen, stillen, ungestörten Sitz- und Rückzugsplätzen fehlt. Das zweifache Fenster zerstreut ferner das Licht und macht den Eindruck des Zimmers unruhig. Ist Einheit des Lichts eine Hauptbedingung für ein Bild, so ist es nicht anders mit dem Zimmer, das eben wie ein Bild betrachtet sein will.

Diese erwünschte Einheit des Lichts ist aber von vornherein durch den Architekten leicht zu schaffen: er braucht nur die zwei Fenster an einander zu rücken und so ein gekuppeltes Fenster zu machen oder überhaupt ein größeres, wie er es auch bilden will, statt der zwei kleineren, die, jedes für sich allein, nicht hinreichend wären, ein Wohnzimmer zu erhellen. Vielleicht macht ihm diese Anordnung einige Schwierigkeit in der Symmetrie und den Verhältnissen seiner Fassade. Das ist seine Sache. Bedürfen wir derselben für die Behaglichkeit und Schönheit des Innern — und wer gewohnt ist, in einem solchen Zimmer zu leben, wird es kaum anders haben wollen — so wird er sich unseren Wünschen fügen und seine Aufgabe in entsprechender Weise lösen müssen.

Die Beleuchtung mit einem größeren oder gekuppelten Fenster ist ja auch, zumal im Villenbau, nichts Ungewöhnliches mehr. Sie ist sogar geeignet, selbst dem Aeußeren des Hauses einen malerischen Reiz zu geben, besonders wenn sie in Verbindung mit erkerartigem Ausbau auftritt. Auch diese architektonische Form, der Erker und seine verwandten Erscheinungen, obwol zunächst auf den Genuß der Aussicht oder die Beobachtung der Straße berechnet, ist für die künstlerische Bildung des Inneren von Bedeutung. Der Erker gibt Abwechslung in den Bau des Zimmers, welche sich mitunter, wenn man es versteht, auch vortrefflich zur Decoration verwerten läßt; er schafft bei schönem Wetter einen lustigen, behaglichen, hellen Sitz, wo man die ersten Frühlingstage wie im Freien genießen mag, wenn man des Winters müde ist und aus dem dumpfen Zimmer sich hinaussehnt. Aber der Erker bringt auch Zug und Kälte und manche Unbehaglichkeit, weshalb die Schwärmerei für ihn nur eine bedingte Berechtigung hat. In der städtischen Winterwohnung, in der engen Straße hat er kaum Sinn und Verstand. Dagegen ist er auf dem Lande, wo er Aussicht bietet, oder dort, wo er überhaupt so etwas wie das Gefühl der freien Luft gewährt, durchaus wohl angebracht. Das haben die Engländer von heute sehr wohl begriffen. Nirgend sieht man den Erker oder den erkerartigen Ausbau des Fensters (baywindow) in dem eigentlich städtischen, doch so behaglich eingerichteten Hause, dagegen gibt es kaum ein Landhaus, das auf künstlerische Gestaltung Anspruch macht und nicht

in irgend einer Weise mit solchem Vorbau versehen wäre. Kein Stil ist davon ausgeschlossen. Der englische Architekt ist erfinderisch darin. Die Formen, die er dem baywindow zu geben versteht, sind sehr mannigfach; der kleine, bescheidene Erker in deutscher Art genügt ihm nicht; meist baut er die ganze Fensterwand oder den größten Theil derselben edig oder im Bogen heraus. Jedoch ist er nicht willkürlich darin, wenn anders er rationell verfährt; er bedenkt das Wetter und die Himmelsgegend, Wind und Sonne, Luft und Aussicht, und legt dieses Fenster nur da an, wo es dem Bewohner wirklichen Genuß gewährt.

Den Erker oder an seiner Stelle den Raum, der sich durch den Durchbruch des Fensters in der Tiefe der dicken Schloß- und Palastmauern bildete, verstanden unsere Vorfahren vortrefflich zu benützen. Er war im Sommer der Lieblingsplatz der Damen, die, viel gelangweilt, auf der einsamen Burg hausend, von hier aus die Blicke in die Ferne, in das Thal hinabschweifen ließen, um sich mit dem Wenigen, was sich in Wald und Flur oder auf der Heerstraße ereignete, die Zeit zu vertreiben. Hier ruhen noch heute die Orientalinnen, auf Divans ausgestreckt, vor den engen, zierlich gearbeiteten Holzgittern, ungelesen, aber selbst im Stande zu beobachten, was draußen vorgeht. Hier lauschte die Spanierin, und lauscht vielleicht noch, den Klängen der Serenade, die der verliebte Anbeter, gehüllt in seinen Mantel, gedrückt in die dunkle Mauernische, ihr bereitet. Hier saß das deutsche Bürgermädchen emsig am Spinnrad, nur aufblickend, um den Gruß eines Vorübergehenden zu empfangen, oder das Mütterchen, dem die Augen trübe worden, mit dem Gebetbuch in der Hand.

Auf der alten Burg oder wo die Dicke der Mauern es zuließ, waren Erker und Fensterraum nach rückwärts, nach dem Zimmer zu, durch Vorhänge abgesperrt und so gewissermaßen selbst zu einem Zimmerchen, zu einem heimlichen Rückzugswinkel gemacht. Oft war der Fußboden um eine oder zwei Stufen erhöht; an den beiden Seitenwänden befanden sich gemauerte oder hölzerne Sitze, mit Kissen belegt, mit bunten Rücklagen darüber; in der Mitte stand auch wol ein Tischchen zu stiller Arbeit, zum vertrauten Zwiegespräch, zum Spiel und zum Trunk selbender. Glasgemälde und Blumen, die hier am besten gediehen, gaben farbigen Reiz und so etwas wie poetischen Schimmer dem kleinen Raume.

Das Alles läßt sich auch heute erreichen und erzielen, vorausgesetzt, daß wir einen solchen Winkel in der Wohnung antreffen oder ihn zu schaffen vermögen. Aber man muß auch wissen, wo man ihn anzubringen und wie man ihn zu schmücken hat. Sonst kann er, wie schon angedeutet worden, sehr lästig werden und physisches und psychisches Unbehagen schaffen statt Reiz und Wohligkeit.

Der Erker und die Fensternische haben uns ein wenig abgeführt von dem Thema, von dem wir ausgingen, nämlich von der Einheit des Lichtes als einer, wenn nicht gerade geforderten, doch aus ästhetischem Gesichtspunkt

punkt sehr erwünschten Eigenschaft des Wohnzimmers. Selbstverständlich wird man in großen Räumen, in Sälen und Hallen, davon abzugehen haben, wie man es um so leichter überall dort zu thun vermag, wo es sich mehr um wechselnden und zeitweiligen Gebrauch, als um einen ruhigen und dauernden Aufenthalt handelt. Liegt das Gemach an der Ecke und ist es auf beiden Seiten vom Garten oder der schönen Natur umgeben, so daß man diese mitwirken läßt und man sich der Aussicht erfreuen will, so wird auch gegen das Seitenfenster nichts einzuwenden sein, obwol Schönheit und Wohnlichkeit im Innern durchaus nicht dadurch erhöht werden. Wie oft sieht man es, daß der Architect seiner Symmetrie wegen nach der Seite Fenster angebracht hat, die vom Bewohner im Innern wieder vermauert oder verdeckt worden. Aber ist dieses Seitenfenster erträglich, unter Umständen selbst erwünscht, so ist es geradezu unangenehm und ebenso unkünstlerisch, wenn sich, wie das z. B. bei Nürnberger Landhäusern des 17. und 18. Jahrhunderts oder unserer Zeit ganz gewöhnlich ist, Fenster auf zwei einander gegenüberstehenden Seiten des Zimmers befinden. Man glaubt in der Laterne zu wohnen; alle Schatten sind aufgehoben und eine künstlerische Wirkung ist undenkbar.

Es ist demnach auch für den Bewohner die Anlage des Fensters, sein Platz, seine Größenverhältnisse eine keineswegs gleichgültige Sache, und wenn er in der Lage ist, von vornherein darauf Einfluß nehmen zu können, so sind der Gründe genug zur ernstlichsten Erwägung, selbst auf die Gefahr eines Conflicts mit seinem Architekten. Aber diese Freiheit des Handelns ist der seltenere Fall. Für gewöhnlich bleibt uns nichts übrig, als die Fenster zu nehmen wie sie sind, und in der Decoration mit ihnen, österreichisch zu reden, einen Ausgleich einzugehen. Doch auch da noch haben wir hinlänglich Spielraum, Gutes und Erfreuliches zu leisten, wenn wir den Muth haben, uns über die Schablone hinwegzusetzen und unsere Ideen in Ausführung zu bringen. Die historische Redefreiheit der „Leute auf der Straße“ reicht nicht mehr bis hieher, und wir haben es nur mit dem Urtheil wohlwollender Freunde zu thun.

Die Fortschritte der Glasfabrikation in der Herstellung großer Scheiben haben nach und nach alle innere, constructive Zeichnung des Fensters beseitigt. Früher gab es nur kleine Scheiben, die durch irgend ein Mittel gehalten und verbunden werden mußten. Das von Alters herkömmliche Recht dazu hatte die Bleifassung. Da sich nun eine Menge schwarzer Linien ergab, so war man selbstverständlich bemüht, sie in eine gewisse künstlerische Ordnung zu bringen und mehr oder minder complicirte geometrische Muster aus ihnen zu bilden, ungefähr wie sie der Orientale vor Zeiten seiner Ornamentation zu Grunde legte. Das gab denn allein schon für sich eine Zeichnung, eine Art Decoration, auch ohne daß Farbe hinzutreten brauchte. Heute geschieht gerade das Gegentheil. Nach den Principien des „Master Vorwärts“ besteht das Ideal eines Fensters

in einer einzigen Spiegelscheibe, oder, sollte diese zu kostbar und für Oeffnung und Lüftung, für welche Master Vorwärts glücklicher Weise auch noch schwärmt, zu schwer beweglich sein, wenigstens aus zweien oder dreien. Letztere sind dann so geordnet, daß ein Querbalken ein oberes Dritttheil abschneidet, die unteren zwei der Oeffnung wegen senkrecht getheilt sind, eine Eintheilung, welche etwas von Galgenphysiognomie hat. In England ist bekanntlich Halbierung die Sitte, so daß sich zur Oeffnung die untere Hälfte nach oben, die obere nach unten schiebt.

Auf diese Weise ist das Fenster eine einzige große, scharf abgegrenzte, jeder Brechung, jeder Decoration entbehrende Lichtmasse geworden. Das mag das Ideal sein, wenn es sich lediglich um die Helligkeit oder um die Bewunderung der technischen Fortschritte unserer Industrie handelt. Allein wir sind so frei, auch ästhetische Bedürfnisse zu haben, und sind so verstockt, daß wir zu ihren Gunsten selbst Sünden wider den heiligen Geist unserer Zeit begehen und auf seine modernen Wunder freiwillig Verzicht leisten. Wir fühlen, daß die grelle Lichtmasse unseren Augen wehe thut, wir haben die Empfindung, wenn wir Fußboden und Plafond decorirt und mit reichem Schmucke rings die Wände behängt sehen, daß uns hier eine leere Fläche anstarrt, ein unausgefülltes Loch in unserem Bilde. Wir sehnen uns daher nach einem Etwas, das vielmehr die Helligkeit dämpft, den Contrast mildert und löset und das Fenster als ein harmonisches Glied in die Gesamtdecoration einfügt. Dazu aber müssen wir entweder dem Princip des Master Vorwärts entsagen und das Fenster selbst decoriren, oder, wollen wir die großen Spiegelscheiben und unsere gewöhnliche moderne Anordnung mit Querbälzern beibehalten, das Uebel auszugleichen trachten. Im ersteren Falle werden wir zur Glasmalerei geführt, im zweiten bilden Vorhänge das Mittel unserer Kunst.

Unsere Vorfahren kannten aber noch eine andere Art der Verglasung, welche decorativ gewissermaßen den Uebergang zur Glasmalerei bildet, daher wir zuvor davon reden wollen. Ich meine die sogenannten Buzenscheiben, davon sich wol heute noch mancherlei in veralteten Gebäuden, in vernachlässigten Räumen erhalten hat. Diese kleinen, runden Scheiben sind ein auseinander geflossener Klumpen Glases, der nach dem Rande zu sich verbünnt. Die Entstehung läßt eine gewisse Größe nicht überschreiten und macht eine Verbleiung von gegebenem, einfachem Muster nothwendig. Ein höchst primitives Verfahren, eine höchst unvollkommene Art der Verglasung, wenn man sie mit unseren Spiegelscheiben vergleicht! Keineswegs farblos, wenn nicht gerade trübe und undurchsichtig, doch den Blick nach außen verhindernd, wie kann man sie nur zusammenstellen wollen mit der Reinheit, Helle und Durchsichtigkeit unseres krystallinen Glases! Sie erscheinen wie der Anfang einer Industrie, die es endlich langen Weges so herrlich weit gebracht hat.

Und doch, vergessen, verachtet, wie sie waren, werden sie heute nicht bloß als Gegenstände des Alterthums gesucht und gesammelt, sondern auch wieder verwendet und neu fabricirt. Sie finden Nachfrage, und diejenigen, welche sie verwenden — Sonderlinge, gewiß! — sind nicht gerade solche Leute, die sich durch Mangel an Bildung und Unverstand in künstlerischen Dingen auszeichnen. Wer aber eine Weile hinter solchen Buzenscheiben gelebt hat und dabei ein Bißchen Gefühl für die Reize von Licht und Farbe besitzt, der begreift auch die Freude an ihnen. Freilich, auf die Außenwelt muß man verzichten, wenn man nicht das Fenster öffnet, und muß die Sinne nach innen kehren, in seine vier Wände hinein. Wenn aber der Sonnenstrahl durch diese Buzen flimmert, und mit seinen milden, sanften, gebrochenen Lichtern auf der farbigen Umgebung, auf dem Teppich, auf den Möbeln, auf der geschmückten Wand und all den Kunstgegenständen und den lieben Siebensachen, mit denen man sein Zimmer anfüllt, herumspielt, dann vergißt man ob dieser immer neuen Reize in seiner nächsten Nähe, in seinem eigenen Heim, nur zu gerne das, was den Blick nach außen lockt.

Es sind daher diese Buzenscheiben eine besonders günstige Art der Verglasung in jenen Räumen, in denen man absichtlich sich von der Außenwelt abwendet, in denen man bei sich Einteher hält, ohne doch des künstlerischen Reizes entbehren zu wollen. Das gilt also zunächst vom Studir- und Arbeitszimmer, wo sie alles Störende und Zerstreuende den Blicken entziehen, aber das Licht nicht wesentlich vermindern. Sie geben dem stillen Orte das Gefühl der Abgeschlossenheit, aber auch der Freundlichkeit und Behaglichkeit.

Will man zu den Reizen des spielenden, aber milden Lichtes, welches die Buzenscheiben gewähren, noch den der Farbe hinzufügen, so ist das in verschiedener Weise leicht und mit Vortheil zu bewerkstelligen, sei es, daß man Glasgemälde, sei es, daß man nur farbige Tafelchen in dieser oder jener Vertheilung mit ihnen verbindet. Will man andererseits sich noch die Aussicht retten, so mag man nur den oberen Theil mit den Buzen ausfüllen oder das ganze Fenster damit umrahmen und die Mitte hell und durchsichtig lassen; man wird auch so noch wenigstens einen Theil der Schönheit und des Genusses haben, falls man überhaupt für die leise Wirkung solcher Reize ein empfängliches Gemüth besitzt.

Was die Verglasung mit den Buzenscheiben leistet, das gewährt in weit höherem Grade die Glasmalerei. Sie schließt das grelle gähnende Loch in der Mauer und bildet den Uebergang von Decoration zu Decoration; sie fügt den spielenden Lichtern die Farbe hinzu und setzt selbst ein Bild an die Stelle der Leere; sie schafft so etwas wie Poesie im Gemache, entrückt es der Alltäglichkeit, gibt ihm Weihe, Wärme und Leben zugleich; an sich reizvoll, in Harmonie mit ihrer Umgebung, gießt sie

über das ganze Gemach und seinen mannigfachen Inhalt den verklärenden Schimmer.

Und trotz dieser Vorzüge hat die Glasmalerei so völlig aus der Welt, aus Haus und Kirche verschwinden können! Man entfernte sie von ihren Stätten, man ließ die Werkstätten eingehen und vergaß selbst die Tradition der Technik, daß man sie in unseren Tagen fast hat wieder erfinden müssen. Aber jede Kunst ist dem Geseze der Natur unterworfen: der höchsten Blüthezeit folgt der Verfall und der Untergang, um einstens eine Auferstehung zu erleben. Und diese Auferstehung scheint heute eingetreten zu sein.

Die Glasmalerei hatte im fünfzehnten Jahrhundert, also gegen den Ausgang des Mittelalters, wenn nicht ihre stilgerechteste Art, doch ihre größte Leistungsfähigkeit erreicht. An Glanz und Mannigfaltigkeit der Farben, an Kunst der Darstellung übertraf sie die romanische Periode, deren Grenzen, die sich innerhalb einer musivischen Kunst hielten, sie weit überschritten hatte. Sie wetteiferte in natürlicher Darstellung und Composition mit der Wand- und Tafelmalerei und statt zu decoriren, statt ein Schmuck zu sein, der sich in die Harmonie eines Raumes einfügt, malte sie Bilder, selbständige Kunstwerke. Damit aber, ihre eigenen Grenzen überschreitend, betrat sie selbst die erste Stufe des Verfalls. Nun kam die Reformation, welche sich dem Bilders Schmuck der Kirche feindlich zeigte, die Glasgemälde aus ihr verdrängte und sie in das Haus verwies. Aber hier fehlten ihr die großen Aufgaben und die mächtigen Flächen, und so sank sie herab und wurde aus der großen historischen Kunst, die sie geworden war, eine Miniaturkunst, eine decorative Kunst im kleinen Stil. Zugleich aber erhob sich, ein Kind des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die eigentliche Glasindustrie und erfüllte das Begehren der Zeit nach „mehr Licht“, das in den engen Straßen der alten Städte nur zu begreiflich war. Ganze Häuserfronten wurden zu Glasfenstern, nur soviel Balken- und Mauerwerk übrig lassend, als zur Stütze nöthig war. Eine Zeit lang wurden noch Wappen und kleine Bildchen in das helle Fenster eingefügt oder angehängt. Mit dem achtzehnten Jahrhundert war auch das vorbei. Niemand verlangte mehr nach Glasgemälden, nach farbigen Fenstern, und bei den lichten, verblaßten Farben und dem Grau der Wände und der Decke, wie sie herrschend wurden, war auch gar keine Ursache vorhanden.

Wir kehren aber heute zur Farbe zurück und fühlen ganz folgerichtig — es mußte so kommen — die Farblosigkeit unserer Fenster. Wir stehen aber zugleich noch unter dem Banne der Vergangenheit: wir wollen der Helligkeit nicht entsagen und fürchten uns vor Verdunkelung unserer Räume, ein Standpunkt, der, wie schon oben angedeutet worden, unter Umständen gewiß seine Berechtigung hat. Die Kirche hat ihn bereits überwunden oder eigentlich sich niemals viel darum bekümmert.

Es ist die Kirche gewesen, welche heute in Wiedererweckung der Glasmalerei vorausgegangen ist. Sie ist es, welche die Werkstätten wieder gegründet hat und immer reichlicher beschäftigt. Wo nur die Mittel zu farbiger oder künstlerischer Verglasung ausreichen, da erscheint es bei neuen Kirchen fast als die Regel. Aber im Gegensatz hat unser Wohnhaus bisher fort und fort der erneuerten Sitte widerstrebt. Der Kunstfreund, der Liebhaber des Alterthums hat wol solche Ueberreste alter Kunst an seine Fenster gehängt oder in dieselben eingesetzt, manches Ritter-schloß, manche restaurirte Burg hat desgleichen gethan, der Besitzer auch wol Wappen und Embleme von neuer Arbeit inmitten von Buzen-scheiben oder kleinen, verbleiten Scheiben in der Trinkstube oder im Rittersaale anbringen lassen. Aber solche Fälle, obwohl sie sich mehren, sind die Ausnahme. Das städtische Haus hat sich bis heute gänzlich abweisend dagegen verhalten. Und doch wird auch dieses, wenn es überhaupt nicht dem Schmutz entsagt, die Glasmalerei in seine Decoration aufnehmen müssen. Unseres Erachtens ist das kaum noch eine Frage der Zeit, sondern nur eine Frage des Wie? eine Frage des Ausgleichs mit den anderen Factoren im Punkte der Heiligkeit und der Aussicht.

Lassen wir Heiligkeit und Aussicht einstweilen ganz aus dem Spiele und fragen wir zunächst: wie haben wir die Glasmalerei oder die farbige Verglasung zu halten, um sie mit den decorativen Anforderungen der Wohnung in Einklang zu bringen?

Wir erinnern uns dessen, was oben bereits gesagt worden, daß die Farbe auf den Fenstern nöthig ist, die helle Lichtmasse zu brechen und einen Uebergang zu der übrigen Kunst, zu den übrigen farbigen Flächen zu bilden, welche das Zimmer allseitig begrenzen. Die Aufgabe also besteht in einer Decoration, nicht in einem Bilde, ein höchst beachtenswerther und nur zu häufig übersehener Unterschied. Das Ziel ist der Farbenreiz, nicht eine figürliche oder landschaftliche Darstellung. Der Farbenreiz braucht die figürliche Darstellung nicht, aber er schließt sie auch keineswegs aus. Sie kann den Werth der Malerei an dieser Stelle erhöhen, aber als Ziel steht sie immer in zweiter Linie.

Wenn das der Fall ist, so ist leicht zu entscheiden, welche von den zwei Methoden figürlicher Glasmalerei, die in der Geschichte derselben aufgetreten sind und sich auch heute gegenüber stehen, in der Wohnung die richtige ist. Die eine ist die mosaikartige, welche das Bild aus einfarbig gehaltenen Glasstücken zusammensetzt und mit Schwarz die innere Zeichnung und Modellirung angibt, daher sie auch wesentlich Flächenmalerei ist. Dies ist die ältere Art. Die andere trachtet, wie das Bild, die Natur in möglicher Realität mit durchgeführter Modellirung und Nuancirung der Farbentöne zu erreichen; sie gibt verschiedene Farben auf einer Glstafel und kennt in der Composition keine Schranken. Da sie Bild- und Natur-Ähnlichkeit anstrebt, so setzt sie das decorative Ziel aus den Augen und

erreicht gewöhnlich auch nicht den Effect der ersteren Art. Es kann daher keine Frage sein, daß diese musivische Art der Glasmalerei wie in den Kirchen so auch im Hause die richtige ist, was nicht ausschließt, daß man auch mit der anderen sehr schöne und dankbare Effecte erzielen kann.

Wenn das Bild als solches nicht ausgeschlossen, aber doch als Nebensache erscheint, so könnte man annehmen, daß nur eine Anzahl verschiedener farbiger Gläser, in gewissen geometrischen Mustern zusammengestellt, das decorative Ziel erreichen lasse. Das ist auch ganz richtig, wenn man die nöthige Mäßigung obwalten läßt; nur ist dabei ein Umstand wohl zu beachten. Selbstverständlich müssen die Farben in Harmonie stehen, aber das genügt nicht. Es ist auch die Art der Gläser zu beachten. Der Kenner weiß, daß die gewöhnlichen gefärbten Gläser oder Glascheiben sehr verschieden sind von den alten. Während die modernen, wenn das Licht, zumal das Sonnenlicht durch sie hindurch fällt, einen grellen Schein ergeben, erscheinen die alten, die technisch vielleicht unvollkommener sind, eben darum nicht minder tief in der Farbe, aber milde und ruhig. Sie scheinen nur farbig, aber werfen keine grelle Farbe auf den Boden und die Gegenstände. Es sind darum für eine rein decorative Verwerthung in unserer Wohnung, soll sie sich innerhalb künstlerischer Schranken halten, nur die alten Gläser brauchbar oder diejenigen, die heute nach ihrer Art und ihrem Muster gemacht werden. Da der Unterschied längst erkannt und von den Architekten stets betont worden, so sind die modernen Glasfabriken, welche für die Kirchen arbeiten, schon seit Jahren auf die Herstellung solcher Gläser bedacht gewesen. Sie sind daher unschwer zu erhalten.

Sind wir mit dem Princip und dem Material im Reinen, so fragt es sich weiter, in welcher Höhe und Stärke wir die Wirkung der farbigen Fenster in unserer Wohnung zu halten haben. Hier tritt nun sofort das Bedürfniß nach größerer oder geringerer Helligkeit mitbestimmend ein und führt das entscheidende Wort. Denn es ist klar, wenn wir das Fenster in tiefen und satten Tönen halten, so wird eine gewisse Verdunkelung des Zimmers nicht zu vermeiden sein. Können wir davon absehen, ist das Gemach lichtumfluthet oder sein Gebrauch der Art, daß eine größere oder geringere Helligkeit gleichgültig erscheint, so wird sich die farbige Haltung des Fensters nach der Haltung der übrigen Decoration zu richten haben. Ist diese sehr farbig in tiefen Tönen, steht das Fenster in einer dunkelbraunen oder gar schwarz getäfelten Wand, so wird auch das Fenster die entsprechende Tiefe und Sättigung verlangen. Denn nicht um den Gegensatz handelt es sich, sondern um die Harmonie. Die Harmonie beruhigt, der Gegensatz verschärft die Wirkung. Je farbiger und dunkler also Fußboden, Wand und Plafond gehalten sind, um so farbiger und tiefer muß auch das Fenster sein, wobei sich natürlich von selber versteht, daß die

Farben gut zusammenstimmen und gut vertheilt sind, daß sie neben einander keine grellen Contraste oder Mißlänge geben.

Nun sind wir aber selten in diesem Falle, daß uns das Maß des Lichtes eine gleichgültige Sache ist. Wir brauchen in der Stadt eine gewisse Helligkeit und wollen uns, wenn möglich, sogar die Aussicht retten. Wir müssen also Concessionen machen auf Kosten des Princip's. Glücklicherweise ist die Glasmalerei oder das farbige Glas an sich von so eminenter Wirkung, daß es schon in bescheidener, und in sehr bescheidener Anwendung wenigstens annähernd unserer Absicht entspricht. Wir können also von unseren principiellen Forderungen herabgehen und werden der Glasmalerei immer noch Gutes zu danken haben.

Muster gibt es auch dafür in alter Zeit. Als die Renaissance mit der Glasmalerei des Mittelalters brach, verwarf sie dieselbe nicht sofort und ganz, sondern mäßigte sie in ihrer Wirkung. Statt der tiefen, gesättigten Farben nahm sie leichte, flimmernde Töne, mischte sie in geometrischen Mustern mit hellen Scheiben und fügte kleine Bildchen, zum Theil nur wie in Grau gehalten, sowie Wappen und anderes zierlich hinein. Diese Art gemalter Fenster ist nach dem Muster derer, die sich noch in der Certosa bei Pavia befinden, vom Architekten Ferstel im Stiegenhause des österreichischen Museums zu Wien, einem farbig und reich geschmückten Raume, mit glücklichster Wirkung imitirt und verwendet worden. Wie hier, so wäre sie in Speise- und Wohngemächern durchaus anwendbar. Von zarter, flimmernder Wirkung, hell und durchsichtig, daß sie selbst Aussicht gestattet, nimmt sie unwesentlich vom Licht und gewährt der Phantasie des Künstlers Freiheit und Gelegenheit zu anmuthigen Erfindungen.

Diese Art Fenster lassen sich nun leicht reicher und einfacher, vollständiger oder unvollständiger ausführen. Man kann so das ganze Fenster in kunstgerechter Zeichnung decoriren oder sich auf Umrahmung und ein Mittelbildchen beschränken, so daß die größere Fläche hell und durchsichtig bleibt. In dieser Weise sind Licht und Aussicht vollständig gerettet, und doch ist immer noch eine farbige Wirkung vorhanden, welche dem Gemach Weihe und Stimmung verleiht. Wir haben also damit eine Möglichkeit der farbigen Fensterdecoration, die völlig kunstgerecht ist und sich mit allen unseren Wohnheiten, mit allen modernen Wünschen und Forderungen verträgt.

Das Alles aber, wird man einwenden, ist doch nur dann möglich, wenn man im eigenen Hause lebt und sich nach Belieben und auf die Dauer einrichten kann. Der „Haus herr“ wird nicht so liebenswürdig sein, seinem Miether auch noch farbige Decoration in die Fenster einzusetzen, und der Miether kann dergleichen Fenster doch nicht als Möbel betrachten, mit denen er von Wohnung zu Wohnung wandert. Das ist leider richtig. Wer aber zu solchem periodischen Wanderleben gezwungen ist, der kann

wenigstens dem Beispiel des Kunstfreundes und Sammlers folgen und kleinere Glasgemälde an sein Fenster hängen. Es ist freilich eine unvollkommene Art, ein unzulänglicher Ersatz für das, was eigentlich geschehen sollte, immerhin thut es seine guten Dienste. Wer einmal den Versuch gemacht und sein Auge an diesen Fensterschmuck gewöhnt hat, der wird ihn nicht mehr missen wollen. Der Reiz der wenigen Farbe, vom Sonnenlicht erleuchtet, ist wie die Wirkung eines Edelsteins; das ganze Fenster ist davon verklärt.

Vor der Hand freilich ist auch das nur wie ein frommer Wunsch, denn wo soll man auch diesen, im Verhältniß bescheidenen Schmuck sich verschaffen? Alterthümer zu kaufen ist nicht Jedermanns Sache, auch würde die Zahl der erhaltenen oder käuflichen alten Glasgemälde nicht ausreichen, sollte die Frage darnach mit der Sitte allgemein werden. Die vorhandenen Anstalten für Glasmalerei haben bisher fast einzig die Kirchen im Auge gehabt, und wenn sie einmal irgendwo den Rittersaal eines Schlosses zu schmücken hatten, so war das seltene Ausnahme. An das eigentliche Wohnhaus hat bis dahin Niemand gedacht. Unter diesen Umständen ist es Pflicht und Vergnügen, von solchen Bestrebungen Nachricht zu geben und zugleich die Quelle des Bezuges nachzuweisen. Allen Architekten und Malern, die es mit dem Bau und der Decoration von Kirchen zu thun haben, ist die Glasmalereianstalt von Neuhauser in Innsbruck längst bekannt. Seit Kurzem aber hat der jetzige Leiter Dr. Jele seine Bemühungen auch dem Wohnhause zugewendet und ist bemüht, in der von uns angegebenen Weise auch ihm den reizvollen Schmuck zu verschaffen. Seine Bilder, entweder Wappen und sonst mehr ornamentale Gegenstände in musivischer Art, die aus der Ferne wirken, oder kleine zierliche Darstellungen in Art der Schweizer Glasgemälde des sechzehnten Jahrhunderts, erfüllen auch vollkommen ihren Zweck. Jele steht unseres Wissens mit diesen Bemühungen heute noch vereinzelt und findet vielleicht nicht einmal die Anerkennung dafür. Aber sie kann nicht ausbleiben, und andere Anstalten werden zweifellos seinem Beispiel folgen, denn, wie die Dinge gehen, wird auch dieser Schmuck, mindestens innerhalb gewisser Grenzen, in das Haus wieder zurückkehren.

Hatten wir in Bezug auf die Glasgemälde noch die Frage des Ob? zu besprechen und für ihre Wiedereinführung in die Wohnung als einen Wunsch das Wort zu führen, so handelt es sich in Bezug auf die Vorhänge oder die ganze stoffliche und textile Decoration der Fenster nur um das Wie? Denn diese Decoration oder dieser Verschluß der Thür- und Fensteröffnungen hat vielleicht so lange wie diese selbst existirt, so lange als das Haus sich aus dem primitivsten Zustand des bloß schützenden Obdach's erhoben hatte. Aber das Wie? ist in der That auch heute eine Frage geworden, eine Frage von größter Bedeutung für die Kunst

im Hause, seitdem der alte Geschmack in das Wanken gekommen und die bisherige Schablone nicht mehr genügt.

Die Aufgabe, welche heute die Vorhänge in der Wohnung zu erfüllen haben, ist keine andere als diejenige, welche wir der Glasmalerei gestellt haben. Sie sollen den harten Gegensatz der Wand und der grellen Lichtmasse mildern, die scharfen architektonischen Linien verhüllen, sie sollen das Licht dämpfen und durch ihre Farbe die Gesamtdecoration des Zimmers, die hier eine Lücke bietet, ergänzen und fertig machen. Sie sind also aus ästhetischem Gesichtspunkte eine Nothwendigkeit, der man sich nur dann entziehen kann, wenn die Fenster mit Glasgemälden gefüllt sind. Glasmalerei und Vorhänge schließen sich nicht aus, sie sind sogar sehr wohl zu verbinden, zumal wenn die erstere unvollständig ist, aber sie können auch eines das andere entbehrlich machen.

In alter Zeit, im Mittelalter, war der decorative Zweck der Vorhänge, der bei uns weitaus in die erste Linie tritt, nur ein secundärer. Damals, da die Fenster in den Wohnungen noch selten mit Glas geschlossen waren und an ihrer Stelle ein anderes unvollkommenes Material der Luft und der Kälte nur allzu sehr den Durchgang ließ, häufig nur hölzerne Klappen die Oeffnungen schlossen, damals waren dichte Vorhänge eine Nothwendigkeit, sich besser gegen Zug und Kälte zu schützen. Man schloß auch, wie schon oben erwähnt, auf den Burgen die Erker und Fensternischen in den dicken Mauern mit ihnen ab, um traulich heimliche Plätze zu haben, die auch wol bei der Gemeinsamkeit des Lebens in einem einzigen großen Gemach den Damen zur Toilette dienten. Aus solchen Gründen, da der Nutzen vorwaltete, war auch die Art der Befestigung oder Anwendung in jener Zeit eine sehr einfache und rationelle. Der Zweck war, die ganze Fensteröffnung oder die ganze Nische möglichst vollständig, gewissermaßen luftdicht, zu verschließen. Die vor den Nischen ausgespannten Vorhänge oder Teppiche mußten also auf den Boden aufstoßen, sie mußten die ganze Oeffnung ausfüllen und leicht beweglich sein, um wegen des Lichtes zurückgenommen werden zu können. Zu diesem Zweck hingen sie oben an einer horizontalen, drehbaren Stange, mit der sie nach links oder rechts an die Wand zur Seite zurückgeschlagen wurden. Diese Art der Befestigung erforderte wegen der Drehung ziemlich viel Raum und war daher nicht überall in bequemer Weise anwendbar. Man hatte daher auch die zweite Art, sie oben in beweglichen Ringen an einer Stange hängen zu lassen, wodurch man sie leicht zur Seite ziehen konnte, oder auch nach beiden Seiten, wenn der Vorhang aus zwei Theilen bestand. Man künstelte und suchte weder mit dem Schnitt noch mit den Falten; letztere fielen einfach und gerade herab, wenn anders die Fülle des Stoffes es erlaubte. Einen Ueberhang, der den oberen Theil der Vorhänge bedeckte, hat wol erst das sechzehnte Jahrhundert eingeführt; sein Schmuck bestand in Stiderei, in kürzeren oder längeren Franzen und

Quasten, immer aber war er einfach, gerade, horizontal abgeschnitten, nicht in jenen widernatürlichen Linien, wie es zu unserer Zeit die Mode war und ist. Ebenso wenig war ein gekünsteltes Karnies vorhanden, das wir erst der Popszeit zu verdanken haben, um es selber noch popziger zu gestalten.

Wir wollen die Formengeschichte der Vorhänge hier nicht weiter verfolgen, sondern nur den Gegensatz angeben, in welchen wir heute zu jener alten Art gerathen sind. Mit dem Verlust des nützlichen Zweckes haben wir die Freiheit erhalten, nach Belieben an ihnen herumzumodeln, und wir haben das mit größter Willkür, um nicht zu sagen, mit größter Sinnlosigkeit gethan, seitdem in der Popszeit die naturgemäßen Principien in der praktischen Aesthetik zu Grunde gegangen waren. Wir machen aus der einfachen Stange, die den Vorhang zu tragen hat, eine überkünstliche Architektur, wir schweifen dieses Karnies in krummen Linien, vergolden und überladen es mit Schmutz oder pressen es gar aus Blech; wir schneiden den Ueberhang in so widersinnige herzförmige, gezackte, gelappte Schnörkel, die ebenso unschön als der Natur des gewebten Stoffes zuwider sind; wir schaffen wie künstliche Linien so auch künstliche Falten, und hängen den Stoff in weitem Wurf um die Stange, wie man Segel zum Trocknen aufhängt; wir fassen unten, wogegen an sich nichts zu sagen ist, rechts und links den Vorhang zusammen, und halten ihn hier mit oft wunderjam erdachten Haltern. Nehmen wir noch die Lambrequins in gleichfalls gelapptem oder gezacktem Ausschnitt hinzu, so haben wir hier ein ganzes Conglomerat von Sünden wider den Geist der Kunst, wider die Natur der Dinge. Und das war und ist Stolz und Freude unserer Tapezierer und Decorateurs, gerade der Theil ihrer Kunst, an den sie am meisten Sinnen und Denken verwenden.

Man sieht leicht, was noth thut. Man muß vor Allem formell zur alten Einfachheit und Naturgemäßheit zurückkehren und allen diesen Künsteleien und verschnörkeltem Wesen entsagen. Brauchen wir Muster und Autoritäten, was für die Rückkehr zur Natur gar nicht einmal nothwendig ist, so werden wir in den Bildern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts — und Manches ist noch im Original erhalten — Beispiele genug finden, die für uns vollkommen anwendbar sind und allen wohlverstandenen ästhetischen Anforderungen entsprechen. Die Befestigung mit beweglichen Ringen oben an einer Stange, so daß die Vorhänge rechts und links mühelos zurückgezogen, Abends aber, um das schwarze Loch des Fensters ganz mit Farbe zu verhüllen, wieder zugezogen werden können, das dürfte für unseren Gebrauch die beste Art sein. Ein Ueberhang ist nicht nothwendig, doch trägt er oft zur Verschönerung bei und macht reicheren Eindruck, zumal wenn er mit langen Franzen verziert ist. Man vermeide aber den künstlichen Schnitt desselben und fürchte sich nicht vor der geraden Linie. Schnüre, da oben angebracht, sind unnatürlich, denn

sie können doch nur den Sinn haben, daß man mit ihnen etwas zusammen- oder auseinanderziehen soll, wenn auch nur zum Scheine; da sie aber zu hoch hängen, um mit der Hand erreichbar zu sein, so wirken sie, wenn man sie nach ihrem Zwecke fragt, nur lächerlich. Dagegen sind Schnüre mit Quasten die beste Art, den Stoff unten seitwärts zusammenzufassen, jedenfalls unvergleichlich besser als die Arme von vergoldetem Blech, welche ohnehin wol gänzlich aus dem Gebrauche gekommen sind.

Die Einfachheit in Schnitt, Form und Befestigungsart der Vorhänge ist um so nothwendiger, je mehr diese den Veruß haben, auch durch ihre Farbe zu wirken. Im Bürgerhause haben sie freilich schon längere Zeit diesen Veruß verloren gehabt, und auch das vornehme Haus hat auf die weißen Spitzenvorhänge mehr Werth gelegt, als sie verdienen. Diese Art der Vorhänge hat im neunzehnten Jahrhundert die größte Rolle in der Fensterverzierung gespielt, aber, wenn nicht ihre Stunde geschlagen hat, so gehen sie heute doch einer Veränderung entgegen.

Seien sie nun als dünner Stoff, wie es früher war, oder spitzenartig durchsichtig gewebt, so kamen sie einem ästhetischen Bedürfnisse des neunzehnten Jahrhunderts entgegen, demjenigen nämlich nach möglichster Helligkeit. Sie vertrugen sich ganz gut mit der hellen Wand, nahmen möglichst wenig vom eindringenden Licht hinweg und verwehrten doch der Außenwelt die neugierigen Blicke in das Innere. Dafür aber gewährten sie, als Zierde des Zimmers betrachtet, auch gar keinen Vortheil, wenigstens nicht mehr, sobald nur im Geringsten die Farbe wieder im Zimmer zu herrschen begann. Als die Maschine sich vervollkommnete, suchte man dem Uebel abzuhelpen, indem man diese Spitzenvorhänge mit Blumen und Ornamenten verzierte, die zu Gärten, Landschaften, Architekturen und figürlichen Scenen heranwuchsen, aber man erreichte nicht damit, was noth that, denn es war immer nur eine Decoration weiß auf weiß, und man brauchte Farbe. Unsere deutsche Art, diese Spitzenvorhänge zu verwenden, zerstörte ohnehin die gute Absicht, denn, faltig zu beiden Seiten zusammengefaßt, machten sie aus der kunstvollen Zeichnung nur ein Herrbild.

Es war und ist diese complicirte und anspruchsvolle Decoration auch wol mehr auf die französische Art des Gebrauchs berechnet, welche die Spitzenvorhänge mit dunklen, farbigen in der Art verbindet, daß diese letzteren die eigentliche Fensterumkleidung bilden, zwischen ihnen aber ein einziger Spitzenvorhang, in gerader Fläche herabhängend, die Lichtöffnung verschließt. Man sieht, diese französische Art, welche auch über das ganze Europa im vornehmeren Hause Verbreitung gefunden hat, fragt sehr wenig nach Aussicht und Helligkeit. In der That herrscht auch gewöhnlich in den also decorirten Salons mehr eine Art Dämmerlicht, welches behaglicher Conversation durchaus nicht abträglich ist. In England dagegen

hängt man zwei Spitzenvorhänge hinter die dunklen stofflichen, so daß diese von jenen wie mit Spitzen umsäumt erscheinen. Wir unsererseits, wenn wir nicht den französischen oder englischen Sitten folgen, begnügen uns besten Falls, einen farbigen Ueberhang hinzuzufügen.

In jenen beiden Fällen sieht man das Bedürfniß nach Farbe vorwiegen und den Spitzenvorhang auf die Bedeutung einer Nebensache zurückdrängen. Allein der Spitzenvorhang hat noch einen Vortheil, der ihm wenigstens das Bürgerhaus einstweilen sichert, und das ist seine unvergleichliche Billigkeit. Kann man ihn farbig machen, ohne diesen Vorzug der Billigkeit viel zu schädigen, so macht man ihn verwendbar auch in der farbig decorirten Wohnung und sichert ihm eine neue Periode der Existenz. Waren die Franzosen nicht die ersten, die dieses Bedürfniß erkannt haben, so haben sie doch zuerst mit ihrem Spitzenvorhange Farbe verbunden, indem sie Figuren und großgeschwungene Ornamente in Roth und anderen Farben applicirten oder in breiter Manier aufstifteten. Sie erreichten damit für sich einigermaßen ihren Zweck. Aber hat diese Art den Nachtheil, den Stoff bedeutend zu vertheuern, so ist sie für uns auch unbrauchbar, weil wir durch die Faltung das bedeutungsvolle Muster barbarisch zerstören würden. Wir können nur ein bedeutungsloses, rein decoratives Ornament gebrauchen. Die schöne Zeichnung desselben ist natürlich nicht ausgeschlossen. Geschieht das in richtiger Weise, wie wir Wiener Beispiele von neuester Fabrication mit rothen applicirten Ornamenten auf einem gelblich gehaltenen, ganz einfachen Negfond gesehen haben, so ist die Wirkung völlig angemessen. Wir erreichen den gewünschten Zweck, farbige Decoration, wo wir Farbe brauchen, ohne die Helligkeit im Zimmer zu vermindern. Immer aber bleibt der Uebelstand einer sehr beträchtlichen Vertheuerung.

Auch dieser Uebelstand läßt sich vermeiden, allerdings durch einen etwas kühnen Versuch. Wozu halten wir denn überhaupt an der weißen Farbe fest, wenn wir sie nicht mehr brauchen können, wenn sie unserem gegenwärtigen Bedürfniß nach Decoration nicht mehr entspricht? Wir wollen uns nur eine gewisse Helligkeit bewahren. Also tauchen wir unsere Spitzenvorhänge in haltbare Farbe, und die Aufgabe ist gelöst. Es hat uns oft gewundert, daß dies nicht längst geschehen ist. Wir haben den Versuch mit einem einfach gemusterten Spitzenvorhang gemacht, der in Türkischroth echt gefärbt worden, und haben die Wirkung vollkommen gut und entsprechend gefunden. Es muß freilich die Decoration des Zimmers danach sein, daß sie die kräftige Farbe vertragen kann, die übrigens von dem durchfallenden Lichte, dem sie keine großen Flächen bietet, bedeutend gemildert wird. Was mit dieser Farbe, ließe sich auch mit anderen machen, vorausgesetzt, daß sie die Wäsche vertragen können. Denn, obwohl die gefärbten Vorhänge natürlich weniger den Staub zeigen und weniger für den Schmutz empfänglich sind, also auch weniger der Wäsche

bedürfen, so werden sie doch um ihrer Art und ihres Stoffes willen derselben nicht ganz entgehen können.

Wer nicht in der Lage ist, sich der Spitzenvorhänge bedienen zu müssen, kann ihrer zu einer künstlerischen Decoration seines Fensters völlig entbehren. Ja, er thut besser, auf sie keine Rücksicht zu nehmen und sich an die festen und farbigen Stoffe allein zu halten. Hier aber treten ihm andere Schwierigkeiten entgegen. Er hat Stoff, Farbe und Verzierungsart zugleich zu berücksichtigen.

Mit dem Stoffe wird er am Leichtesten in das Reine kommen, denn hier ist der Charakter des Zimmers, der Charakter der übrigen Ausstattung so entscheidend, daß die Wahl nicht schwer fallen kann, da es sich immer nur um den leichten oder den schweren, den glänzenden oder den ernstesten Stoff handelt. Schwieriger schon ist die Farbe, bei der wir einstweilen von ihrer weiteren Verzierung absehen wollen. Natürlich lassen sich auch hier keine bestimmten Regeln aufstellen, da Alles auf den concreten Fall ankommt. Die Vorhänge müssen zu Wand und Möbel stimmen, sind also von deren Farbe abhängig. Es kann sich dabei nur die Frage erheben, welche öfter aufgeworfen wird, ob man Vorhänge und Möbelüberzüge von derselben Farbe und demselben Stoffe nehmen und dieselbe Farbe selbst auf die Wände ausdehnen, oder sie vielmehr in einen gewissen Gegensatz stellen soll. Wir unsererseits reden dem letzteren Verjahre das Wort, nicht bloß um der Einfarbigkeit und Langweiligkeit zu entgehen, sondern weil der Grund in der Sache selbst liegt. Es sind eben verschiedene Dinge, die ihr eigenes Recht haben, die sich von einander abheben, aber für das Auge nicht in Eins zusammengehen sollen. Man wird sich aber andererseits hüten müssen, die verschiedenen Farben für Wand, Vorhang und Möbel nicht in schroffem oder hartem Contrast zu wählen, selbst wenn sie harmoniren oder wissenschaftlich zusammenstimmen. Ein solcher Contrast thut nie gut, es sei denn, daß man es auf Pracht und starke Wirkung abgesehen hat. In der Wohnung aber, in welcher es auf Behaglichkeit ankommt, nimmt er das Gefühl der Ruhe.

Die weitere Frage für den Vorhang ist nun die, ob einfarbig oder verziert? Man wird jedenfalls mit den einfarbigen Vorhängen seltener fehlgehen. Von schwerem Stoffe und dunkler Farbe machen sie ernsten und vornehmen Eindruck und haben doch durch ihre Falten Leben genug, um nicht einförmig zu scheinen, zumal wenn sich längerer Franzenbesatz hinzugesellt. Andererseits sind sie wiederum durch die breite, ungebrochene Farbenmasse, wenn sie zur Umgebung in Gegensatz tritt, zu großer Wirkung geeignet; diese vermag gut, aber auch roh und brutal zu sein, wenn die Wahl eine verkehrte, der Gegensatz ein zu greller ist. Dann ist das Uebel, das geschieht, nur um so ärger.

So gut und so vortheilhaft sich also der einfarbige Stoff unter Umständen verwenden läßt, so hat er doch nicht allein Berechtigung. Jedes

nach seiner Art. Besitzt er die Fähigkeit, verschiedenen Absichten zu entsprechen, so ist das mit dem verzierten, dem bunten Gewebe noch in höherem Grade der Fall, denn seine Verschiedenartigkeit, sein Reichthum ist größer. Er vermag allen Stimmungen gerecht zu werden, alle Forderungen zu erfüllen, die der Einfachheit und Bescheidenheit wie diejenige anspruchsvoller Pracht, diejenige der Leichtigkeit wie der Gediegenheit, der Heiterkeit wie des Ernstes, der Gemüthlichkeit und Behaglichkeit wie des Glanzes und des Reichthums.

Die Fabrikation hat sich von jeher bemüht, in Gemäßheit des Zeitstils allen diesen Anforderungen zu entsprechen. Heute treiben wir noch dazu alle Stilarten, und die wechselnde Mode schafft immer Neues und Neues hinzu. So mag uns die Fülle des Vorhandenen wahrlich in Verlegenheit setzen. Die Frage nach dem Stil nützt uns wenig, da unsere Wohnung selten stilgerecht, am wenigsten in einem bestimmten historischen Stile eingerichtet ist, andererseits auch die Motive der Vergangenheit häufig ganz verkehrt auf den Vorhang- und Möbelstoffen angewendet sind.

Durch diese bunte Mannigfaltigkeit hindurch für alle Fälle die rechten Wege zu weisen, ist mit wenigen Worten nicht möglich. Wir verzichten darauf und beschränken uns auf einige Bemerkungen allgemeinerer Art, die als Grundlage eigener Beobachtungen dienen mögen. Sie betreffen die Zeichnung, denn was die farbige Haltung betrifft, so steht sie in so engem Zusammenhange mit der übrigen Ausstattung des Zimmers, ist so von derselben bedingt, daß man ohne diese nicht über sie bestimmen kann.

Vor Allem darf nie vergessen werden, daß die Vorhänge, wenigstens nach unserer Art, dazu bestimmt sind, in Falten gelegt zu werden. Ihre Musterung muß also die Faltung vertragen können. Dadurch verbieten sich von selbst gewisse kunstreiche Compositionen, großgeschwungene, über die ganze Fläche sich verbreitende Muster, deren Schönheit im Schwung der Linien besteht, vor Allem aber figürliche Scenerien. In diesen Fehler verfallen französische Gewebe sehr häufig. Wozu nützt der Aufwand von Kunst, wenn das, worauf der Werth gelegt ist, nur in gebrochener, zerstörter Weise zur Erscheinung kommt? Im Gegensatz empfehlen sich als allgemein gültig am meisten diejenigen Stoffe, in welchen die Zeichnung des Musters anspruchsloser ist, so daß es sich gewissermaßen nur um die Mehrfarbigkeit oder die Abtönung der Farbe auf der großen Fläche handelt. Dieses ist im Wesentlichen das orientalische Princip, das mit seinen Mustern und seiner Art bereits vielfach Eingang, wie in unsere Teppiche, so auch in unsere Vorhänge gefunden hat.

Zwischen beiden Ornamentationsweisen liegen aber noch andere Arten, die auch zum Theil ihre Bedenken erregen. Dahin gehört das großblumige, naturalistische Tapetenmuster, das sich auch auf den Vorhängen breit machte. Zwar von den besseren und kostbareren Geweben ist es heute so ziemlich verschwunden, aber in Boudoirs und im Schlafzimmer,

denen es gerade um ruhige und zarte Wirkung zu thun wäre, setzt es auf den leichteren bedruckten Stoffen seine Sünden wider den guten Geschmack noch immer in lärmender Weise fort. Wir wollen keineswegs Blumenmotive verbannt wissen, denn sie sind doch am besten geeignet, uns den blumigen Eindruck zu machen, den wir so oft wünschen und gebrauchen können, aber nirgends dürfen sie in roher Gestalt erscheinen, sondern geordnet von der Hand der Kunst und unterworfen den Zwecken der Kunst. Je leichter aber die Stoffe selbst sind, um so leichter und grazioser muß auch ihre Blumen- und Rankenverzierung gehalten sein. Bei jener Art der naturalistischen großblumigen Muster ist das Resultat, wenn der Vorhang am Fenster hängt, nur ein Wirrwarr von Farben, gebrochenen Formen und Linien.

Eine andere Art, die auch ihre Bedenken erregt, sind die gestreiften Stoffe. Sie standen vor wenigen Jahren vielleicht mehr in Mode als heute, sind aber keineswegs so ausgestorben, noch werden sie es so bald, um nicht mit einigen Worten ihre Art in's Klare zu stellen. Es scheint durchaus angemessen und richtig zu sein, wenn die Vorhänge, da sie doch hängende, herabfallende Stoffe sind, ihre Richtung also von oben nach unten geht, wenn sie diese Richtung betonen und sich mit senkrechten Streifen verzieren. Man sieht auch viele und in der Farbenzusammensetzung sehr hübsche Muster dieser Art, aber dennoch lehrt uns der Augenschein, daß diese Verzierungsweise nicht günstig ist. Sind die Vorhänge ausgebreitet, z. B. des Abends, so gibt es der senkrechten Streifen zu viele und die Decoration erscheint unangenehm, gerade wie das Gleiche auf der Wand mit den senkrecht gestreiften Tapeten der Fall ist, die niemals günstig wirken. Zieht man die Vorhänge nach der Seite zusammen, so verwandeln sich die senkrechten Streifen in schiefe, und auch da ist der Effect unglücklich.

Besser ist die Wirkung der horizontalen Streifen, trotzdem sie mit der Hauptrichtung der Vorhänge in die Quere gehen. Es muß freilich das Muster nicht so sein, daß von oben bis unten abwechselnd contrastirende Streifen die ganze Fläche erfüllen. Was wir im Sinne haben, sind orientalisirende Stoffe, mit ursprünglich spanischen Mustern, bei denen eine und dieselbe Grundfarbe in gewissen Abständen von breiten horizontalen Streifen durchbrochen ist, welche Streifen aber wieder aus verschiedenen bunten Farben in sehr kleiner, zum Theil geschachter Musterung bestehen. Die in den letzten zehn bis zwanzig Jahren vielgebrauchte Art wird Jedermann bekannt sein. Die Streifen geben nur ein leichtes buntes Farbenspiel und behalten trotz der Faltung die horizontalen Hauptlinien und damit ihre Ruhe, so daß diese Vorhänge wohl geeignet sind, unter Umständen eine ausgezeichnete und künstlerische Wirkung zu machen.

In allen bisherigen Fällen handelte es sich mehr um die Decoration der ganzen Fläche. Es läßt sich aber auch die Form des Vorhanges als

solche berücksichtigen und die Ornamentation danach componiren. Dieses geschieht z. B., wenn eine schmälere Borte an den Langseiten herabläuft, während eine sehr breite den Fuß bildet, eine dritte etwa dort eintritt, wo die Schnüre den Vorhang zur Seite binden, eine vierte aber den Ueberhang, falls er vorhanden ist, begleitet. Die ganze Fläche mag alsdann einfarbig unverziert gehalten, oder mit einem stilisirten Muster, wozu sich besonders die mittelalterlichen Flächenmuster eignen, in regelmäßiger Vertheilung überstreut werden. Dieses Motiv, vielleicht das am meisten künstlerische Verfahren von allen, haben die Orientalen, insbesondere aber die Indier, mit ihren seidenen, in Gold und Silber brochirten Stoffen zu höchstem Glanze entfaltet.

Wir werden zwar selten in der Lage sein, von dieser indischen Pracht, der höchsten vielleicht, die in der Decoration des Fensters erdacht werden kann, Gebrauch zu machen, allein die Art selbst ist eine so dankbare und so freie zugleich, daß sie dem Künstler die Gelegenheit zu einer Fülle der reizvollsten und zugleich kunstgerechtesten Erfindungen gewährt. Seiner Phantasie steht hier ein weites Feld offen, was übrigens mit allen anderen Arten der Decoration des Fensters, von denen im Verlaufe dieses Aufsatzes die Rede gewesen, nicht minder der Fall ist. Denn nicht um Beschränkung war es uns zu thun, um Einengung des künstlerischen Gebietes, sondern vielmehr um eine Erweiterung desselben, nur allerdings in der richtigen Weise, auf gesetzmäßigen und vom guten Geschmack erlaubten Wegen.

Was vom Künstler gilt, das sei auch vom Bewohner gesagt, der ja in den seltensten Fällen sich des Rathes eines Künstlers bedienen kann und zumeist in der Lage ist, selbst zu handeln, wenn er sich nicht der Schablone des Tapezierers unterwerfen will. Wir freuen uns allemal, wenn wir sehen, daß er sich von der Schablone befreit hat und daß seine Wohnung einen individuellen Charakter trägt, der sein eigen ist. Ihn darin zu unterstützen, ihm Muth zu machen, den eigenen Weg zu gehen und ihn dabei vor Irrthümern zu bewahren, das war vor Allem in diesen Erörterungen unsere Absicht. Sie erstrecken sich nur auf einen Theil der Wohnung, einen Theil der Decoration, aber einen höchst bedeutungsvollen, der uns künstlerisch ebenso wichtig ist, sei es, daß er des Tages das von außen hereinfallende Licht den Zwecken der Kunst dienstbar macht, oder daß er Abends bei künstlicher Beleuchtung die schwarze Stelle des Fensters mit farbigem Verschlusse harmonisch verhüllt. —





Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Von

Karl Vogt.

— Genf. —

Hat es überhaupt jemals Perioden in der Geschichte der Menschheit gegeben, wo Wissenschaft und Glaube in Frieden nebeneinander lebten, ohne sich zu bekämpfen? Ich habe mir manchmal diese Frage gestellt, bin aber im Ganzen genommen stets wieder auf dieselbe Antwort hingewiesen worden, nämlich daß eine solche Periode, wenn sie überhaupt je existirte, in das leider untergegangene Lemurien zurückversetzt werden müsse, in jene Zeit, wo die Hädel'schen Alalen stumm auf den Bäumen umherkletterten und zu den Früchten, welche ihnen die tropischen Wälder in Fülle lieferten, auch zuweilen ein Ei oder ein Nestvögelchen zur Bethätigung ihrer fleischfresserischen Tendenz verzapften. Seitdem aber Lemurien sich, wie der Nautilus des Capitains Nemo in Jules Verne's „Wundersamer Insel“, auf den Boden des Meeres versenkt und das sprechende Menschengeschlecht mühsam auf seinen Hinterfüßen humpelnd sich über die Erde verbreitet hat, tobt der Streit, bald heftig wie in Fieberanfällen, bald wie eine schleichende, chronische Krankheit ohne Ende fort. Er tritt natürlich um so mehr in den Vordergrund, je mehr die Zeiten dazu angethan sind, die Gegensätze in den beiden feindlichen Lagern selbst schärfer auszuprägen und zu vertiefen. Was Wunders also, wenn er jetzt wieder mit neuer Kraft auslodert!

Constatiren wir zuerst, daß die Wissenschaft in den meisten Fällen der angegriffene Theil ist, der sich seiner Haut wehren muß, um nicht gänzlich übermannt zu werden. Daß ein gut geführter Vertheidigungskrieg einzelne Offensivstöße nicht ausschließt, wird jeder Einsichtige zugestehen müssen und es wäre wahrlich thöricht, uns dieses Mittels nicht

bedienen zu wollen und es dem Gegner zu überlassen, den Kampfplatz auszuwählen nach seinem Gutdünken.

Daß wir Naturforscher ganz besonders friedfertige Leute seien, wollen wir gar nicht behaupten. Diese Friedfertigkeit wäre auch kaum am Plage, denn unsere Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, das ja den Friedfertigen allein angehört, ist nicht so übermächtig, um uns darüber alles Andere vergessen zu machen. Aber wir verlangen doch nur, daß man uns gewähren läßt, wie wir es am Zweckmäßigsten finden; daß man uns selbst darüber entscheiden läßt, was wir erforschen und in welcher Weise wir die Wahrheiten ergründen wollen, welche die Zielpunkte unseres Strebens sind, und daß man uns endlich die Freiheit läßt, das Gefundene und Gedachte in solcher Weise darzustellen, daß auch Andere es verstehen und begreifen können. Das Parlament des sogenannten „tollen Jahres“ hatte das in seinem Entwurfe einer, nicht in allen Theilen verwerflichen Verfassung kurz und bündig mit den Worten ausgedrückt: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei — aber wer erinnert sich heute noch an solche unpraktische Träumereien? Jedenfalls ist der freien Wissenschaft seit dem 11. August des vorigen Jahres in England ein Maulkorb angelegt worden, der nichts zu wünschen übrig läßt und bei dessen Anwendung die Handschellen und Daumenschrauben nicht vergessen wurden. Wie das gekommen, mag hier um so mehr erzählt werden, als es Zeit ist, hohe Zeit, sich der Agitation entgegen zu stemmen, die von England aus jetzt wieder auf den Continent zurückzuspringen droht, nachdem sie dort ihren ersten Ursprung genommen. John Bull an und für sich wäre nicht sehr gefährlich, aber wenn sich seine Schwägerin, die alte Jungfer Miß Threadneedle Snob mit ihren Schoßhündchen und Hauskazen in die Sache mischt, so können die Dinge sehr unangenehm werden. Denn sie haben Geld, heidenmäßig viel Geld, diese alten Jungfern und ihr Gefolge von Augendrehern, Gottesträppelern und frommen Reverends aller möglicher Secten hat Zeit und Spürkraft genug, um überall umher zu schnüffeln und dem gottseligen Gruseln, dessen die guten Leute nicht entbehren können, stets neue Nahrung zu verschaffen. Früher wurden die Gläubigen nur mit den eigenen Qualen im Fegfeuer und in der Hölle geschreckt — jetzt erhält man sie in heilsamem Jammergefühl durch die Ausmalung der fürchterlichen Torturen, welche gottlose Professoren an den thierischen Freunden der Menschheit, an den lieben Hündlein und den sanften Rätzchen ausüben.

Doch zur Sache. Es handelt sich um einen Sturmhauf gegen Methoden der Untersuchung, welche ganz besonders der Physiologie, dann aber einer Menge anderer Wissenschaftszweige unumgänglich nöthig sind. Die Versuche und namentlich die operativen Eingriffe an lebenden Thieren stehen als Angriffsobject im Vordergrunde — aber hinter den Vivisectionen sollen auch alle experimentellen Untersuchungen verpönt werden, welche überhaupt lebenden Thieren Schmerz oder nur Unlust verursachen.

Was heißt Physiologie? Die Lehre von den Erscheinungen des Lebens, von den Functionen der einzelnen Organe des Körpers. Was ist die Physiologie? Die Grundlage alles Wissens vom Leben des Organismus. Nur wenn man die Functionen des lebenden, gefunden Körpers auf das Genaueste kennt, kann man sich auch eine Vorstellung von den Bedingungen machen, welche nöthig sind, um dieses Leben zu erhalten und zu fördern, um die Schädlichkeiten abzuwehren, die es bedrohen und die Wirkungen dieser Schädlichkeiten zu bekämpfen, sobald sie Störungen der Functionen veranlassen. Freilich ist dies in den Augen der Frömmeler nur eine höchst geringe und unbedeutende Aufgabe — handelt es sich ja doch nur um den Sündenkumpen, Körper genannt, und um den Aufenthalt in diesem irdischen Jammerthal, das Jeder wünschen muß, so bald als möglich mit dem himmlischen FreudenSaal zu vertauschen!

Die Physiologie beruht auf der Anatomie, auf der Kenntniß der Gestaltung des Körpers und seiner einzelnen Organe, sowie der kleinsten Formelemente, welche dieselben zusammensetzen. Mit richtigem Verständniß dieses Verhältnisses hat man auch schon zu wiederholten Malen begonnen, das praktische Studium der Anatomie, das Seciren von menschlichen Leichen, wenn nicht zu verbieten, doch so viel als möglich zu hintertreiben. Kann man dasjenige, was man an dem Secirische lernt, nicht noch weit besser an Zeichnungen und Modellen studiren? Geschwind also! Gründen wir Gesellschaften und Vereine, welche die Leichen unbekannter Verstorbener auf ihre Kosten begraben und sie so den Rohheiten der Anatomen, der Professoren und Studenten entziehen!

Aber es wollte nicht recht damit steden. Hier und da hatte man zwar recht vielversprechende Anfänge gemacht, allein der Rader von Staat wollte von seinen Vorurtheilen nicht lassen, verlangte für die medicinische Staatsprüfung die Herstellung eines anatomischen Präparates, baute Anatomieen und sorgte auch dafür, daß dieselben gehöriges Material zu ihren Uebungen erhielten. Und dann fehlte ein Hauptmoment: das gruselige Mitleid! Der Leiche thut es nicht weh, wenn sie zerschnitten und zerlegt wird und die angehenden Aerzte haben ohnehin schon meistens den Fuß aufgehoben, um dem Teufel, der sie auf dem Rücken umher-schleppt, aus der Hütte zu hüpfen.

Es ist nicht nöthig, hier des Weitläufigeren auseinander zu setzen, daß die physiologischen Untersuchungen nicht nur in engster Beziehung zu den gesammten medicinischen Wissenschaften stehen, sondern auch Schritt für Schritt ihr Gebiet ausdehnen mußten, um sich mit dem Leben des gesammten Volkes sowol wie jedes Einzelnen zu beschäftigen. Jedes organische Wesen will leben und in dem Kampfe um das Dasein obliegen. Um diese Zwecke der Physiologie handelt es sich indessen noch nicht; keiner der Stürmenden möchte die Resultate missen, welche die Wissenschaft des Lebens erobert hat; aber die Methoden, durch welche man zu

diesen Resultaten gelangt, sind ihnen ein Greuel. Die Frucht würde ihnen schon schmecken, aber von der Art und Weise, wie diese Frucht gepflanzt, gezogen und gepflückt wird, wollen sie nichts wissen. Unschuldige Thiere werden gemartert, unschuldiges Blut vergossen — der Frevel schreit zum Himmel!

Entkleiden wir die Frage dieser Gefühlsduselei, die gänzlich bei Seite gelassen wird, sobald es sich um den eigenen Vortheil handelt. Nehmen wir für den Augenblick an, alle Physiologen seien Ungeheuer, moralische Troppmanns, die nur am Massenmord ganzer Hundefamilien ihr Vergnügen haben (ein Reverend hat wirklich diese Vergleichung zwischen einem bekannten Professor der Physiologie und dem Meuchler von Pantin angestellt) und stellen wir, nachdem wir den gebührenden Schauer über unsere Seele haben ziehen lassen, den Popanz einstweilen in die Ecke, um ihn bei passender Gelegenheit wieder hervorzuholen.

Je weiter wir in den exacten Wissenschaften vorwärts schreiten, desto mehr tritt die praktische Thätigkeit, der Versuch, in den Vordergrund, während die theoretische Betrachtung und Lehre mehr und mehr zurücktritt. Wohin wir schauen, werden Laboratorien und Institute zu praktischen Arbeiten gebaut, weil man mehr und mehr begreift, daß zum Verständniß der Natur und ihrer Erscheinungen die Kathederlehre nicht genügt, sondern daß man Hand angelegt haben muß, um eindringen zu können in die Fragen, welche uns vorgelegt werden. Der Physiker, der Chemiker, der Geologe, der Botaniker, der Zoologe können sich nicht mehr, wie es im Mittelalter wol möglich war, mit der Kenntniß der Leistungen Anderer und der Auffassung der äußeren Erscheinungen begnügen; die Beobachtung dessen, was die Natur ihnen vorführt in mannigfacher Verwickelung, kann nur einen Theil der Fragen beantworten, welche ihnen vorliegen; sie müssen durch den Versuch die einzelnen Kräfte zu isoliren, ihre Wirkungen zu analysiren und die störenden Nebeneinwirkungen zu beseitigen suchen.

Wenn aber die Physiologie das Leben und seine Functionen untersuchen und kennen lehren soll, so muß sie auch selbstverständlich sich an das Leben selbst wenden und da, wo ihr dieses Leben nur die Resultate einer zahllosen Menge einander durchkreuzender Ursachen und Wirkungen entgegen hält, muß sie durch den Versuch eine jede der thätigen Kräfte zu isoliren suchen, um ihre speciellen Wirkungen an und für sich kennen zu lernen.

Es ist wahr, daß eine Menge von Beobachtungen und Versuchen von dem Beobachter theils an sich selbst, theils an Anderen oder an Thieren angestellt werden können, ohne daß den Objecten dieser Untersuchungen auch nur das geringste Unbehagen verursacht wird. Es kann nur einem Narren einfallen, eine Untersuchung über die Farbenempfindung des Auges z. B. damit zu beginnen, daß er einem Hunde ein Auge

ausfällt. Wer solchen Studien sich hingibt, experimentirt an sich selbst, so lange es der Zustand seiner Augen erlaubt, und wenn ihm diese, was schon manchmal vorgekommen ist, den Dienst versagen, so weiß er eifrige Schüler zu gewinnen, die seine Versuche controliren und an sich selbst weiter führen. Damit hat es also gute Wege; Helmholtz steckt seine Resonatoren nicht einem Hunde, sondern sich selbst in das Ohr, wenn er den Begleitton eines Instrumentes von dem Hauptton unterscheiden will, und Marey hütet sich wohl, dem Vogel, dessen Flug er mit seinen sinnreichen Instrumenten studiren will, um die Geseze des Fluges selbst zu ergründen, auch nur das geringste Leid zuzufügen, welches das Flugvermögen schwächen oder ganz aufheben könnte.

Nicht minder richtig ist es auch, daß eine Menge von Untersuchungen an eben getödteten Thieren oder an Theilen vorgenommen werden können, die zwar von dem Körper losgelöst sind, die aber die ganze Energie ihrer Functionen erhalten haben und längere Zeit erhalten. Welche unendliche Reihe von Versuchen ist nicht mittelst des theilweise enthäuteten Froschschenkels angestellt worden, dessen Nerv seine Reizbarkeit Tage lang bewahrt und bei der Reizung durch den leisesten galvanischen Strom eine Zuckung der Muskeln veranlaßt, zu welchen der Nerv sich begibt! Das Herz des Frosches, aus dem Körper entfernt, pulst noch so lange fort, daß der verstorbene Czermak in Leipzig mittelst Projection durch einen Beleuchtungsapparat seine Bewegungen einem Auditorium von tausend Personen demonstrieren und vor Augen führen konnte. Glaubt man, daß die Forscher, welche sich mit Untersuchungen in dieser Richtung beschäftigen, deren Resultate dadurch compromittiren werden, daß sie den lebenden Frosch anwenden? Sie würden einen Fehlgriß begehen, vor dem sie sich hüten werden, denn umsonst arbeiten und aus freien Stücken Fehlerquellen schaffen, denen man aus dem Wege gehen kann, ist die Sache eines Thoren, nicht aber die eines überlegenden, auf ein vorgestelltes Ziel hin arbeitenden Forschers.

Der Eine wählt diese, der Andere jene Richtung seiner Forschungen. Die Fragen, welche die Einzelnen sich stellen, deren Beantwortung ihnen theils aus dem praktischen Bedürfnisse, theils aus ihren eigenen Studien und der Kenntniß des Standes der Wissenschaft als wünschenswerth erscheint, sind so mannigfaltig, so verschieden unter sich, daß Jedem Raum gegeben ist, sich sein eigenes Feld zu wählen und diejenigen Methoden der Untersuchung zu bestimmen, die ihm geeignet erscheinen, um der Lösung seiner Aufgabe näher zu treten.

Nun gibt es eine Menge Fragen, welche sich nur durch mehr oder minder große Eingriffe in das Leben der Versuchsobjecte lösen lassen. Es bedarf zur Anstellung dieser Versuche derselben Ueberwindung, welche der Arzt, der Chirurg, der Geburtshelfer nöthig hat, um im gegebenen

Fälle einen wirksamen Eingriff zur Abwendung größerer Gefahr, zur Heilung oder zur Rettung eines neuen Lebens zu machen.

Viele solcher Untersuchungen lassen sich auch ohne bedeutende operative Eingriffe machen, ohne deshalb minder unangenehm für das Thier zu sein, an welchem die Versuche vorgenommen werden. Nehmen wir den Fall der Empfehlung eines neuen Nahrungsmittels. Ich erinnere mich aus meiner Studienzeit der Empfehlung der Kräftsuppen aus Gelatine, aus Leim. Mit einem Domino'steine, sagte der Erfinder, ernähre ich einen Kranken im Spital während eines Tages. Die Leimtafeln, aus Knochen bereitet, welche man im Papin'schen Topfe durch überhitzten Dampf zerkocht hatte, fanden eine allgemeine Verbreitung. Magendie, der viel verschrieene Magendie war es, wenn ich nicht irre, der zuerst Versuche über das neue Nahrungsmittel anstellte. Er fütterte Hunde nur mit Leim — sie gingen elendiglich zu Grunde, denn sie verhungerten. Der Grausame, der unschuldige Hunde in Käfigen hielt, wo sie heulten Tag und Nacht, bis sie endlich vor Schwäche und Erschöpfung abstanden! Freilich geschah das, aber die Versuche retteten vielleicht Tausenden von Convalescenten das Leben. Wenn dann später Bischoff und Voit diese Versuche wiederholten, um sie zum Studium der Ernährung der Fleischfresser überhaupt zu verwenden und daraus Schlüsse über die Rolle der Leimsubstanzen im Allgemeinen bei der Ernährung und dem Stoffwechsel des Körpers zu ziehen — war es dann am Platze, sie der Grausamkeit zu zeihen und ihnen von Staatswegen solche Versuche zu verbieten? Wenn heute ein Physiologe oder ein Geburtshelfer sich eine ähnliche Frage hinsichtlich des Nestle'schen Kindermehles oder der Liebig'schen künstlichen Milch stellte und junge Hunde und Katzen von ihren zärtlich sie liebenden Müttern trennte, um sie mit diesen Surrogaten der Muttermilch aufzupäppeln — würde man ihm Vorwürfe machen, wenn auch Hunderte von diesen Jungen zu Grunde gingen, was ja leicht möglich wäre!

Hier handelt es sich nur um Studien über gesunde Functionen — aber je mehr die Medicin vorschreitet, desto mehr tritt eine Reihe von Versuchen in den Vordergrund, welche die Heilkunde früher kaum kannte, die aber jetzt ihre wesentliche Grundlage bilden. Ich meine einerseits die toxicologischen Experimente, die Untersuchung der Wirkung der Gifte und Gegengifte, andererseits die experimentelle Pathologie, welche sich mit dem Studium künstlich hervorgerachener Krankheiten befaßt. Wenn es einen Wissenschaftszweig gibt, der des Versuches und selbst des grausamen Versuches nicht entbehren kann, so sind es diese. Die Beobachtung des Vergiftungsfalles am Menschen abwarten, um dann im Blinden nach Gegenmitteln herumzutappen, heißt das Leben des Einzelnen dem Zufalle in die Arme werfen. Die meisten Gifte sind außerdem noch die wirksamsten Heilmittel in unserem Arzneischatze — um so mehr aber muß der Arzt

auf das Genaueste mit ihren Wirkungen, mit den Erscheinungen vertraut sein, welche den Augenblick kennzeichnen, wo die Heilwirkung umschlägt und gefährlich wird. Wo wäre es möglich, diese Erscheinungen zu studiren, wenn nicht an Thieren? Die Wirkungen mancher dieser Gifte sind entsetzlich schmerzhaft; der Tod durch das Rad ist gewiß demjenigen durch Arsenik vorzuziehen und die Qualen, welche die meisten scharfen, Entzündung und Blutzersehung erzeugenden Gifte namentlich dann im Gefolge haben, wenn sie langsam und in kleinen, nicht unmittelbar tödtlich wirkenden Dosen beigebracht werden, gehören zu dem Furchtbarsten, was der Organismus erdulden kann. Diese in den Eingeweiden wühlenden Schmerzen lassen sich mit den schwersten operativen Eingriffen nicht in Parallele stellen — aber selbst die rasendsten Angreifer der Vivisectionen haben bis jetzt noch kein Wort gegen diese Art von Experimenten vorgebracht. Warum? Vielleicht aus Unkenntniß, wahrscheinlich aber, weil auch dem Blödesten die unmittelbare nützliche Anwendung der daraus abgeleiteten Resultate in die Augen springen muß. Käme auch die Bereicherung unseres Arzneischatzes, die richtigere Einsicht in die Wirkung und Anwendung der betreffenden Mittel nicht in Betracht, so muß sich doch Jeder selbst sagen, daß schon die Vervollkommnung unserer Methoden, die Gifte nach dem Tode aufzufinden und nachzuweisen und so das Verbrechen an das Licht zu ziehen und zu bestrafen, alle die Leiden aufwiegt, welche wir den Thieren zufügen können. Der Verbrecher, der in jetziger Zeit mit Arsenik vergiftet, ist ein unwissender Stümper in seiner Kunst, denn sonst müßte er sich sagen, daß er einen Stoff wählt, dessen Entdeckung gar nicht ausbleiben kann, sobald nur der Verdacht eines durch Gift herbeigeführten Todes laut und eine Untersuchung angehoben wird. Um aber zu dieser absoluten Sicherheit der Methoden zur Auffindung dieses wie anderer Gifte zu gelangen, mußten Tausende von Hunden, Kaninchen, Ratten und Mäusen vergiftet und unter greulichen Schmerzen getödtet werden. Ja noch mehr! Um den angehenden Chemiker, den Apotheker, den Arzt, dem später einmal gerichtliche Vergiftungsfälle zugewiesen werden können, in den Stand zu setzen, die Methoden richtig anzuwenden, müssen solche Vergiftungsversuche beständig wiederholt werden — denn ein Anderes ist es, das Gift zu entdecken, welches in dem lebenden Organismus aufgesaugt und in der Blutbewegung umgetrieben wurde, ein Anderes, dasselbe nur aus der Mischung mit organischen Substanzen herauszufinden.

Soll ich nun auch noch die Wichtigkeit der experimentellen Pathologie hervorheben? Es gilt, die Krankheitsprocesse in ihrem innersten Wesen, in ihren Ursachen und Erscheinungen zu ergründen und um dies zu können, genügt das complicirte Experiment nicht, welches uns die Natur in dem kranken Menschen vorführt, indem sie uns eine gewisse Reihe von Erscheinungen gegenüberstellt, die meist nur Reflexe der innen sich ab-

spielenden, krankhaften Prozesse sind, welche der Arzt so lange errathen muß, bis der Tod und die Section ihm die letzten Resultate kundgeben. Welche positive Kenntniß können wir von dem Verlaufe dieser Prozesse haben, wenn es nicht in unserer Hand steht, sie zu erzeugen und in jedem Stadium ihres Verlaufes die Veränderungen zu constatiren, welche sie in den Organen hervorbringen? Was wüßten wir z. B. von dem ganzen Heere der Infectionskrankheiten, wenn nicht der Versuch an Thieren, die Inoculation, die Einspritzung, die Einathmung der inficirenden Körper die Beobachtungen controlirten, welche am Krankenbette gemacht werden? Um ein grobes Beispiel anzuführen, das ich nur in entfernte Parallele mit den auf mikroskopischen Organismen beruhenden Infectionskrankheiten stellen will, was wüßten wir von den Wurmkrankheiten und ihrer Entstehung, wenn uns das Experiment an Thieren nicht zu Hülfe gekommen wäre? Welche Schenjsale von Grausamkeit sind doch diese Siebold, Küchenmeister, Leuckardt, Pagenstecher, Virchow und wie sie Alle heißen mögen, die Schweine und Kaninchen, Hunde und Schafe mit Trichinen, Bandwürmern oder Leberegelten inficirten! Konnte sich die Menschheit nicht an dem Mosaischen Verbote des Schweinefleisches genügen lassen und durch den Abscheu vor dem unreinen Thier sich zugleich die Trichinose vom Leibe halten? Aber nein! Gegen alle diese Versuche finden unsere Frommen kein Wort, denn sie wollen als gute Christen gern rohe Schinken und Würste essen, ohne dabei befürchten zu müssen, sich selber das Gericht in Gestalt einer Trichinenkrankheit auf den Hals zu laden, nach dem biblischen Spruche: Wer es unwürdig isst und trinkt, der isst und trinkt sich selber sein Gericht!

So bleibt denn in den Augen der Stürmer eigentlich nur der blutige operative Eingriff, die Vivisection im engeren Sinne übrig, auf welche sie die ganze Schale ihres Hornes ausgießen. Die Beschreibungen mahnen fast an die mittelalterlichen Darstellungen der Höllenstrafen; *al fresco* illustriert, würden sie zu den Wandgemälden im Campo Santo von Pisa würdige Seitenstücke geben. Die Physiologen sind Oberteufel, die von Blut überströmt, mit aufgestreiften Hemdbärmeln in den Eingeweiden der armen Schlachtopfer wühlen, welche sich in ingrimmigen Schmerzen drehen und winden und zum Himmel aufheulen um Rache, während eine Rotte junger Teufel in Studentenröcken umhersteht, deren Herz unter dem Eindrucke dieser Blutscenen anfangs zwar erbebt, dann aber sich so verhärtet, daß es keines menschlichen Gefühls mehr fähig ist. So üben denn die Physiologen täglich die grauelfhaftesten Schandthaten aus, verletzen die Gesetze der Humanität, indem sie die Thiere nicht nur augenblicklichem Schmerze, sondern auch „verlängertem Leiden“ aussetzen, wirken durch schlechtes Beispiel auf die unverdorbene studirende Jugend, deren Herz und Sinn sie verhärten und stören am Ende noch den Frieden und die nächtliche Ruhe der Umgebung durch das Geheul ihrer Schlachtopfer.

Dies Alles aber, zu welchem Zwecke geschieht es? In gar keinem, nur aus reiner Bosheit, denn hochgestellte Autoritäten (hier folgen einige Namen, von denen nie ein Mensch gehört hat) haben erklärt, daß entweder durch die Vivisectionen gar Nichts geleistet worden sei, oder, wenn Resultate gewonnen worden seien, so könne man auch sagen, daß diese abgeschlossen und keine weiteren mehr zu erringen seien.

Sehen wir nun zu, wie die Sache sich wirklich verhält. Man kann dreist sagen, daß unsere ganzen Kenntnisse von den Functionen des Lebens zu einer inhaltslosen Seifenblase umgestaltet würden, wenn die Resultate der Vivisectionen, welche den thatächlichen Inhalt der Wissenschaft größtentheils bilden, weggestrichen würden. Von dem Kreislaufe und seinen Gesetzen, von den Functionen der Nerven und der Centralorgane des Gehirnes und Rückenmarkes, von den Processen der Verdauung, der Absorption und Aufsaugung wüßten wir kaum mehr als Nichts, wenn nicht unablässige Versuche und operative Eingriffe am lebenden Thiere uns darüber belehrt hätten und beständig unsere Kenntnisse erweiterten. Es wäre vielleicht einmal an der Zeit, im Interesse der Abwehr solcher lästerlicher Behauptungen der Unwissenheit, daß ein Physiologe den Herren an den Fingern herrechnete, welche Gewinnste die Wissenschaft aus den Vivisectionen nur seit der Zeit gezogen habe, seitdem Harvey durch seinen Nachweis des Kreislaufes des Blutes eine nicht minder große Revolution in der Physiologie herbeiführte, als sein Zeitgenosse Cromwell durch eine noch eingreifendere Operation in der politischen Gestaltung seines Vaterlandes. Man würde staunen über den Schatz von Kenntnissen, die auf diesem Wege erlangt wurden und von dem Operationstische weg ihren Platz sich eroberten in der Wissenschaft, um von hier aus ihre Anwendung zu finden in dem gesammten Getriebe des Lebens der Einzelnen, wie der Völker, bis sie endlich in das Bewußtsein selbst der niedersten Schichten der Gesellschaft übergingen! — Die Wissenschaft kommt aber nie zum Abschluß. Eine jede gelungene Beantwortung einer Frage schließt eine Reihe neuer Fragen in sich, die ebenfalls gelöst werden müssen und durch diese Lösung eine neue Generation von Fragen erzeugen. Darum ist es auch lächerlich, von der Erschöpfung einer Untersuchungsmethode zu sprechen. Die Hülfsmittel können verbessert, umgestaltet, erneuert werden, aber so lange das Object der Untersuchung daselbe bleibt, wird auch die Grundlage einer erfolgreichen Untersuchungsmethode dieselbe bleiben. Seit Tausenden von Jahren beobachteten die Astronomen die Gestirne des Himmels anfangs mit bloßen Augen, dann mit Röhren, zuletzt mit Teleskopen und welches Instrument auch noch erfunden werden möge, die Beobachtung des Himmels wird nie und nimmermehr aufgegeben werden können. Wie sollte der Physiologe, der die Functionen der lebenden inneren Organe ergründen soll, die Beobachtung und Erforschung dieser Functionen an den lebenden Organismen missen können?

Betrachten wir nun aber die Art und Weise, wie heute die Vivisectionen gemacht werden.

Man darf kühn behaupten, daß von hundert solchen Versuchen kaum einer angestellt wird, bei welchem man dem Thiere nicht allen Schmerz erspart.

Wir besitzen jetzt eine Reihe unschätzbbarer Mittel, welche durch die Betäubung des Bewußtseins die Schmerzempfindung gänzlich aufheben. Das Einathmen von Aether oder Chloroform, das Einspritzen von Chloral- oder Morphinumlösung wirkt durchaus in gleicher Weise in Beziehung auf die Schmerzempfindung — alle diese Mittel vernichten sie. Die Erfindung und Anwendung dieser Substanzen, welche Anästhesie (so nennt man den empfindungslosen Zustand) herbeiführen, ist eine der größten Wohlthaten, welche unsere Zeit der leidenden Menschheit, und nicht blos dieser, geschenkt hat. Wir verdanken aber diese unschätzbare Gabe einzig und allein den Versuchen an Thieren. Erst nachdem man sie hier nach allen Seiten hin experimentirt hatte, schritt man auch zu ihrer Anwendung auf den Menschen — nicht nur weil dieselbe den Schmerz dem Leidenden erspart, sondern auch weil sie durch Aufhebung der Reaction die Operationen erleichtert, viele sogar allein ermöglicht. Operationen, die stundenlange Thätigkeit, absolute Unbeweglichkeit des Operirten und sorgfältigste Präparation der Theile erfordern, können bei dem Menschen wie bei dem Thiere nur unter der Bedingung der Anästhesie angestellt werden.

In allen Fällen also, wo der Physiologe eine Vivisection zu machen hat, deren Resultat durch die Anästhetisirung nicht gefährdet oder vernichtet wird, greift er schon im eigenen Interesse zu diesem Mittel, selbst wenn ihm das Mitleidsgefühl es nicht geböte. Und er darf die Betäubung um so energischer wirken lassen, als ihn nicht, wie den Chirurgen, die Rücksicht auf die Lebensgefahr des Operationsobjectes zurückhalten kann. Der Chirurg operirt, um das Leben zu erhalten — er muß also ängstlich darauf bedacht sein, dasselbe nicht durch die Chloroformirung zu bedrohen; für den Physiologen ist der Tod des Hundes, der durch allzu energische Anwendung des Mittels herbeigeführt wird, nur ein materieller Schaden, insofern er ein anderes Versuchsthier herbeischaffen muß. Er wird aber, wenn nur irgend möglich, chloroformiren, weil das Thier, das in vollständigster Betäubung daliegt, nun nicht mehr gegen den operativen Eingriff reagirt, nicht zappelt und winselt, und ihm so erlaubt, mit aller Ruhe und Genauigkeit die oft äußerst feinen und schwierigen Operationen durchzuführen, die er beabsichtigt.

Weitaus die meisten Versuche werden gemacht, während das Thier in der Betäubung erhalten und, wenn nöthig, durch künstliche Athmung der Kreislauf des Blutes ununterbrochen fortgesetzt wird. Ist der Versuch beendet, so läßt man das Thier in der Betäubung sterben oder verhindert sein Erwachen durch den Genickfang. Es hat kein Interesse mehr, es

weiter am Leben zu erhalten und dies Leben ist vernichtet worden auf vollkommen schmerzlose Weise.

Wir geben aber gerne zu, daß viele Versuche nicht in dieser Weise geendet werden können, daß andere (freilich die wenigsten) sogar des Schmerzes, den der operative Eingriff erzeugt, nicht entbehren können. Die Erregung des Schmerzgefühles selbst, der Einfluß eines mehr oder minder lebhaften Schmerzes auf den Verlauf gewisser Functionen und Krankheiten, die Beziehung eines localisirten Schmerzes zu dem Sitz krankhafter Veränderungen in anderen Organen — alle diese Punkte sind ja Dinge von höchster Wichtigkeit, und wie sollten sie untersucht werden können, wenn der durch den Beobachter erregte Schmerz nicht zum Bewußtsein des Thieres käme, und durch dieses eine wahrnehmbare Reaction mittelst Bewegungen erzeugte?

Geht es dem Chirurgen nicht ebenso oder ähnlich? Die Betäubung einerseits, die von Esmarck erfundene Methode der elastischen Compression andererseits, erlauben ihm, eine Menge von Operationen, namentlich an Armen und Beinen zu machen, ohne daß ein Tropfen Blut verloren oder der geringste Schmerz verspürt wird. Kein Chirurg wird es unterlassen, sich diese unendlichen Erleichterungen zu verschaffen, wo er nur irgend kann. Aber bei Operationen am Halse und Kopfe kann die elastische Compression nicht angewendet werden, und nicht selten verbieten besondere Zustände des Kranken die Anwendung der betäubenden Mittel. Der Chirurg möchte dem Leidenden gern den Schmerz, den Blutverlust ersparen (alle diese Methoden sind ja nicht von frommen Vetbrüdern, sondern von Männern erfunden worden, die sich an Blut und Schmerz gewöhnt hatten), aber er kann es nicht und doch muß die Operation gemacht werden. So wählt er denn unter zwei Uebeln das kleinste und thut, was er nicht lassen kann noch darf.

Den experimentirenden Physiologen leitet, wie den Chirurgen, der Grundsatz, der in der „Methodik der physiologischen Experimente und Vivisectionen von C. Chon, Gießen 1876“ ebenso bündig als treffend mit den Worten formulirt ist: „Man operire an Thieren immer so, als beabsichtige man, sie nach der Vivisection unter den besten Bedingungen am Leben zu erhalten.“

Freilich, wenn es sich darum handelt, das Thier nach dem operativen Eingriff am Leben zu erhalten, so werden ihm Schmerzen so wenig erspart werden können, als dem operirten Kranken, zu dessen Lebenserhaltung der Chirurg zum Messer hat greifen müssen. Der operative Eingriff ist schmerzlos, die Heilung ist schmerzhaft, denn in den meisten Fällen kann sie nicht ohne Entzündung, Fieber und Eiterung vor sich gehen. Aber hier kann man sagen, daß das Thier im Allgemeinen weniger leidet als der Mensch, und daß namentlich das am meisten benutzte Versuchsthier, der Hund (von dem Frosche gar nicht zu reden), eine auffallende innere

Unempfindlichkeit verräth. Ein Weinbruch, eine tiefe, eindringende Kopf-, Brust- oder Bauchwunde entlocken einem Hunde entfernt nicht so viele Schmerzensäußerungen, als ein Dorn in dem Fußballen oder selbst nur ein Bleiblättchen, welches man ihm zwischen die Zähne schiebt und das er nicht los bringen kann. Der Maulkorb, der überall als prophylaktisches Mittel gegen die Hundswuth von Polizeiwegen angelegt wird und der in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, in Genf in Permanenz erklärt zu sein scheint, ist nach allen Äußerungen des Unbehagens, die wir beobachten können, eine größere Qual für den Hund, als ein zerßlahgenes Wein.

Aber wenn auch die Vivisectionen noch in der alten Weise gemacht werden müßten, wie sie vor Erfindung der Betäubungsmittel gemacht wurden, wenn auch die Nachwehen der Operationen noch hundert Mal schmerzhafter wären, als sie wirklich sind, so berechtigt dies Alles in keiner Beziehung, über die Vivisectionen selbst den Stab zu brechen. Ja, selbst in dem Falle, wo durch dieselben kein praktischer Nutzen für die leidende Menschheit oder für das Wohl der Gesammtheit gewonnen würde, selbst in diesem Falle müßten wir uns gegen das unsinnige Gebahren der Stürmer erklären. Nichts ist ja thörichter, als das Verlangen der sogenannten praktischen Leute, welche eine wissenschaftliche Entdeckung nur dann gelten lassen wollen, wenn eine unmittelbare Anwendung derselben sich erblicken läßt. Ueber diesen Standpunkt der Kurzsichtigkeit sind wir hoffentlich längst hinaus. Die größten und fruchtbringendsten Entdeckungen, welche die ganze Oekonomie der menschlichen Gesellschaft umgestaltet haben, sind gemacht worden, ohne daß man ihre weitgreifenden Folgen nur im Mindesten ahnte. Der Fortschritt der Wissenschaft im Ganzen, nach allen Seiten hin, ist es, der Blüthen und Früchte bringt, und wenn der Baum nicht Tausende von Knospen treiben ließe, die keine Blüthen entfalten, keine Früchte ansetzen, so hätte er auch die Kraft nicht, Früchte zu geben, die unmittelbare Verwendung gestatten.

Die Wissenschaft kann nur gedeihen, wenn sie sich selbst ihre Gesetze gibt, wenn sie sich selbst die Richtungen vorzeichnet, die Wege absteckt, die sie wandeln will, wenn sie selbst der höchste Richter ist über das, was sie thun und lassen soll. Man klagt uns an, als seien wir zum Mindesten Mörder und Giftmischer und nicht gebildete Menschen, die ein höheres Interesse haben, als diese Schreier um mißverstandene Humanität, diese heuchelnden Augenverdreher, die jede Rücksicht auf augenblicklichen Schmerz oder verlängerte Leiden hintansetzen, sobald es gilt, ihrem Wanst zu fröhnen. Man verzeihe mir den Ausdruck, es ist ein biblischer und wird deshalb von unseren Gegnern nicht nur am Leichtesten verstanden werden, sondern auch vor ihren Augen vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

„Man muß sich wundern,“ sagt Professor L. Hermann in Zürich in einem vortrefflichen, soeben erschienenen Schriftchen (Die Vivisections-

frage. Für das größere Publicum beleuchtet. Leipzig 1877), „man muß sich wundern, daß die Thierschützer sich nicht zuerst gegen Gebräuche wenden, deren Umfang alle Vivisectionen um das Tausendfache übertrifft. Warum eifern sie nicht vor Allem dagegen, daß Verstümmelungen an Thieren zu rein wirthschaftlichen Zwecken oder gar aus bloßer Liebhaberei in ungeheurer Zahl vollzogen werden? Läßt sich etwa vom Standpunkte dieser Moral aus das Castriren der Pferde, Rinder, Schafe und Schweine (man kann noch Hunde und Katzen zufügen) rechtfertigen, und ist nicht gegen die Summe des Schmerzes und der Qual, die hier lediglich des Gewinnes (sogar nur der Mode oder des Vergnügens) halber bereitet wird, die wissenschaftliche Thierquälerei ein wahres Kinderspiel?“ Hermann führt hier eine Berechnung von Professor Krämer in Zürich an, die auf den Ergebnissen der Viehzählung im deutschen Reiche vom Jahre 1873 beruht, und wonach jährlich im deutschen Reiche verschnitten wurden: 65,000 Hengste, 650,000 Stiere, 2 Millionen Bodkämmer und Böcke und 8 Millionen Schweine beiderlei Geschlechts nebst unzähligem Geflügel. Dazu kommt dann noch bei Schafen, Pferden und Hunden das Abhacken der Schwänze, das Stutzen der Ohren bei Hunden und eine Menge ähnlicher Operationen, wie sie die Mode eingibt!

Ich wundere mich fast über die Naivetät, mit welcher Hermann unseren Anklägern gegenüber solche Gegenklagen in den Vordergrund stellt. Von diesen Erzbischöfen, Bischöfen, Decanen und Reverends, welche die Petitionen gegen Vivisectionen unterzeichneten, die an das englische Parlament geschickt wurden, verlangen zu wollen, daß sie künftig nur Roastbeefs von Stieren, statt von gemästeten Ochsen auf ihre Tafel bringen sollen; diesen Prinzen, Herzögen, Marchesen, Earls, Viscounts und Baronnets zuzumuthen, ihr mutton-chop nur aus Böcken und nicht aus feisten Southdown-Hämmeln zuschneiden zu lassen; von diesen höheren Offizieren und Mitgliedern des Hauses der Gemeinen zu fordern, daß ihre Yorkschinken von Ebern und Mutter Schweinen entnommen werden; den feinen Ladies die Zumuthung zu stellen, auf langschwänzigen Pferden im Hyde-Park zu galoppiren, oder ihre Zähne an alten Hähnen und Hennen in Gefahr zu bringen, statt an Kapaunen und Poularden, die zu Millionen aus Frankreich eingeführt werden, oder gar den alten Jungfern die Herzenspein zu verursachen, daß ihre Lieblingsklagen auf den Dächern umhermiauen, statt in Folge einer gewissen Operation hübsch still zu Hause zu bleiben in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl — heißt das nicht naiv sein? Unglücklicher Züricher Professor, der verkennet, daß die landwirthschaftliche Vivisection mit der wissenschaftlichen durchaus nicht auf dieselbe Linie gestellt werden kann, da die letztere nur dem Kopfe, die erstere aber dem Magen dient! Welche Nahrung bleibt denn noch dem Engländer, wenn man ihm sein Mastfleisch nimmt? Seine Gemüse? Seine potatoes?

Hermann hat aber doch Recht. Entweder müssen wir alle Vegetarianer werden und uns gänzlich des Tödtens von Thieren, sowie der Operationen an denselben zum Zwecke der Mästung und der Verbesserung des Fleisches enthalten, oder wir müssen der Wissenschaft das Recht zugestehen, sich ebenfalls auf Kosten der Thiere zu ernähren und zu erhalten. Die Physiologie, die Lehre vom Leben, kann aber ihre Nahrung nur in lebenden Wesen finden; schneidet man ihr diese Ernährungsquelle ab, so tödtet man damit die Wissenschaft selbst.

Gut, sagen Manche, wir wollen euch den Versuch gestatten, wenn es sich darum handelt, neue Forschungen zu machen, aber ihr sollt keine Versuche wiederholen, deren Resultate längst festgestellt sind, ihr sollt keine Demonstrationsversuche machen, lediglich zu dem Zwecke, damit die Zuhörer sehen, daß dasjenige, was ihr ihnen vordemonstrirt, auch richtig ist; ihr sollt keine Versuche von Schülern machen lassen nur zu dem Zwecke der Uebung ihrer Hand und ihres Auges.

Wir antworten in sehr einfacher Weise. Ein einziger Versuch, das weiß ein jeder Anfänger, ist so gut wie keiner. Es sind der Zufälligkeiten so viele, der kreuzenden Einflüsse so manche und unvorhergesehene, daß erst eine zahlreiche Reihe von Versuchen die richtigen Resultate in das Licht stellen, die Fehlerquellen aufdecken kann. Nichts ist vollkommen abgeschlossen in der Wissenschaft; überall tauchen neue Gesichtspunkte auf, die besonderer Berücksichtigung bedürfen. Was der eine Beobachter übersieht, das findet der andere; die Bestätigung eines Resultates ist oft mehr werth, als die erste Entdeckung. Niemand ist unfehlbar, Jeder kann irren, Keiner kann zum Voraus bestimmen, wo die Glaubwürdigkeit einer Autorität beginnt und wo sie aufhört. Wenn Versuche, seien sie noch so methodisch ausgedacht und durchgeführt, nicht wiederholt werden sollen, so verbiete man sie lieber gleich ganz; ein Irrthum, welcher der Controle und der Bestätigung entzogen und in Folge dessen als Wahrheit angenommen wird, ist der Wissenschaft hundert Mal schädlicher, als eine unbekannte Thatsache. Nehmen wir ein praktisches Beispiel. Man hat, um die Vorgänge der Verdauung zu studiren, bei Hunderten, ja ich glaube nicht zu viel zu sagen, bei Tausenden von Hunden Magen fisteln angelegt, mit anderen Worten, man hat ein Loch in den Magen geschnitten und die Ränder dieses Loches so mit der Bauchwunde verheilt, daß es offen blieb und nicht nur den Einblick von Außen in den Magen, sondern auch das Einbringen von Stoffen und das Ausleeren des Magensaftes, sowie der halbverdauten Speisen gestattete. Beiläufig gesagt, lautet das für den Laien schrecklich — der arme Hund mit einem Loch im Magen, in welches etwa der abgeschliffene Hals einer Flasche eingeheilt ist, der mit einem Stöpsel geschlossen wird. Welche furchtbare Mißhandlung! Gemach, ihr Mitleidigen! Einmal verheilt, was ausnahmslos in einigen Tagen geschehen ist, befindet sich der Hund so wohl als zuvor. Als das

physiologische Laboratorium der Universität Genf noch mit dem zoologischen unter meiner Leitung verbunden war, lebte „Fistule“, so war der operirte Hund genannt worden, dort heiter und vergnügt mehrere Jahre lang. Er war trefflich dressirt — beim ersten Rufe sprang er auf den Tisch, legte sich auf den Rücken und wedelte mit dem Schwanz mit allen Aeußerungen der Zufriedenheit, während man ihm den Stopfen auszog und den Magen inspicirte oder auswusch. Trotz seines Stopfens war „Fistule“ zärtlicher Gatte und Familienvater, und noch heute besißt mein Diener einen seiner Nachkommen, den er liebgewonnen hatte. — Doch zurück zu unserem Beispiel. Die Anlegung solcher Magen fisteln ist unzählige Male geschehen — soll nun dieselbe nicht mehr gestattet werden? Mit dem Verbote wäre allen künftigen physiologischen Untersuchungen über Verdauung der Boden entzogen. Sind aber diese Untersuchungen erschöpft? So wenig, daß heute noch Forscher über dieses Thema arbeiten, über welches sie vor zwanzig Jahren auch schon arbeiteten, und daß man mit Zuversicht behaupten kann, daß in hundert Jahren noch immer über dasselbe Thema gearbeitet werden wird und gearbeitet werden muß.

So macht und wiederholt Forschungsversuche, rufen die Gemäßigten unter den Angreifern, aber Demonstrationsversuche vor Schülern und Hörern sollen euch nicht gestattet sein. Die Schüler müssen schon glauben, was ihr ihnen sagt; sie brauchen nicht zu sehen, sondern nur zu hören.

Man glaubt sich in die schöne Zeit des Mittelalters versetzt, wo ein Katheder und einige Bänke in einem Saale genügten, eine Universität auszustatten. Unsere Zeit krankt noch immer an diesem System des Lehrens, obgleich man schon Manches gethan hat, um es durch ein besseres zu ersetzen. Die Kathederlehre hat nicht allein den Nachtheil, daß das Gehörte und ohne Anschauung aus Büchern Gelernte zu dem einen Ohre hinein und größtentheils zu dem andern Ohre hinaus geht, sie krankt noch viel mehr an dem Uebelstande, daß sie den unbedingten Respect vor der Thatfache aufhebt, den nur die Anschauung, die Erfahrung und Uebung einpflanzen kann. Ich habe mich oft im Stillen darüber gewundert, daß Leute, welche die exacten Wissenschaften vernachlässigt, sonst aber in andern Fächern sogar eine hohe Stellung errungen hatten, durchaus nicht einzusehen vermochten, daß man unter Thatfachen und objectiven Wahrheiten nicht wählen kann, wie unter philosophischen Systemen und subjectiven Anschauungen, sondern daß man die Thatfachen so lange annehmen muß, bis ihre Irrthümlichkeit durch andere Beobachtungen dargelegt ist. Je mehr aber die exacten Wissenschaften fortschreiten, desto mehr müssen sie darauf bringen, daß jede wissenschaftliche Behauptung auch durch Thatfachen belegt und als objective Wahrheit dargethan werde, und je mehr solcher Beweise vorgebracht werden, desto tiefer werden auch die Dinge sich einprägen und in dem Geiste des Lernenden sich festsetzen. Die schönste und beste Beschreibung des Blutkreislaufes wird auf den Geist

des Studirenden nicht den Eindruck machen, den die Beobachtung des in den Adern rollenden Blutes in der Schwimnhaut eines Froschbeines macht. Das bleibt haften und wird stets wieder lebendig in der Erinnerung, während das Gehörte ewig nur Gedächtnißtram bleibt. Wozu gäbe sich der Chemiker die Mühe, die Niederschläge, Reactionen und Verbindungen der Stoffe seinen Schülern vor Augen zu führen, wenn er nicht wüßte, daß ohne diese Versuche seine Zuhörer auch nicht den leisesten Begriff von Chemie haben würden? Wozu überhaupt der ganze Anschauungsunterricht, der ja doch jetzt, und mit vollem Rechte, eine so große Rolle in unserem heutigen Unterrichtswesen von den ersten Anfängen an spielt, wenn man ihn durch Vorträge ersetzen könnte? Schafft die Chemischen, die physikalischen Experimente, das Vorzeigen von Pflanzen, Thieren und Mineralien, die anatomischen Demonstrationen an Leichen, die Kliniken — kurz, schafft all' diesen demonstrativen Unterricht in anderen Fächern ab und dann kommt und sagt der Physiologie und der pathologischen Anatomie, daß sie ihre Demonstrationen an Thieren, an lebendem Material ebenfalls aufgeben soll. Aber so lange man den ungemeinen Werth aller dieser praktischen Demonstrationen in anderen Wissenschaften anerkennt, so lange man alle Anstrengungen macht, um dieselben immer mehr auszu dehnen, so lange kann man auch der Physiologie ein Lehrmittel nicht entziehen, das den mächtigsten Erfolg hat.

Ähnliche Bewandtniß hat es mit den praktischen Uebungen der jungen Leute im physiologischen Experimentiren. Früh übt sich, was ein Meister werden will! Ich habe in den Anfängen meiner Studienzzeit noch Universitäten gekannt, wo man Doctoren der Medicin nicht nur promovirte, sondern auch zur Praxis zuließ, die in ihrem Leben noch keine chirurgische Operation gesehen hatten. Ich bin noch Zeuge der Rathlosigkeit gewesen, womit solche junge Doctoren, die summa cum laude bestanden waren, den einfachsten Fällen gegenüberstanden, trotz ihrer vorzüglichen theoretischen Kenntnisse. Jeder, der während seiner Studienzzeit nicht Hand anlegen konnte, wird mir zugestehen müssen, daß erst nach manchen bitteren Erfahrungen, deren Fehler der Kranke büßte, es ihm gelang, sein praktisches Handeln mit seiner theoretischen Kenntniß in Einklang zu bringen. Blut ist ein ganz besondrer Saft und derjenige, der in einem speciellen Falle hilfreich beispringen soll, muß den Schauer, den der Anblick des strömenden Blutes bei jedem Neuling hervorruft, überwunden haben, um die Ruhe der Ueberlegung zu bewahren, die ihn befähigt, wirksame Hülfe zu leisten. Was an dem Thiere etwa gesündigt wird, kommt später dem Menschen zu Gute — doppelt zu Gute, denn bei den Versuchen an lebenden Thieren stehen Professoren und Assistenten leitend und belehrend dem Schüler zur Seite, während später dieser nur zu häufig auf sich selbst angewiesen ist. Ich weiß sehr wohl, daß nicht jeder Studirende der Medicin Physiologe und nicht jeder Arzt Chirurg

wird — aber es wäre doch wahrlich Tollheit, wenn man aus diesem Grunde nun auch den jungen Leuten die Möglichkeit abschneiden wollte, sich zu Physiologen oder Chirurgen auszubilden. Nur den Meistern gestatten, Vivisectionen zu machen, den Schülern aber es verbieten, hieße gerade so viel, als wenn man nur denjenigen, die schon schwimmen können, den Eintritt in die Bäder gestatten wollte.

So kommen wir denn wieder auf den anfangs in Erinnerung gebrachten Satz: Die Wissenschaft und ihre Lehre sei frei! Wo sie nöthig findet, Versuche zu machen, seien sie auch grausam und schmerzhaft, möge sie dieselben anstellen, und diejenigen, welche es thun, sollen allein nur vor dem Richterstuhl der Wissenschaft verantwortlich sein; wo sie Demonstrationen zweckmäßig erachtet, soll sie sogar dazu verbunden sein, denn Lehre, intensive Lehre ist ihr Zweck und wo Schüler durch eigene Arbeit sich mit den Ergebnissen der Forschung vertraut machen wollen, soll sie die Thüren weit öffnen, damit Jeder hereintreten könne, der Lust und Liebe dazu hat. Der Segen solchen Gebahrens wird nicht ausbleiben — das Erz, das die Wissenschaft aus tiefem Schachte holt, kreist zuletzt doch als Edelmetall in den Händen Aller!

Alles recht schön, wird man mir vielleicht sagen, aber du fichtst gegen Windmühlen! Wir haben bis jezt noch nichts von diesen Angriffen gehört, gegen welche du dich vertheidigst. Noch Niemand hat dem deutschen Physiologen etwas in den Weg gelegt — weder du Bois-Reymond noch irgend ein Anderer hat sich beklagt und du selbst — schreiest du nicht, ohne gezwickt worden zu sein?

Letzteres ist vollkommen wahr. Deutschland ist bis jezt eben so gut wie Frankreich von dem Sturme verschont geblieben, der in Italien begonnen und in England seinen Gipfelpunkt erreicht hat. Ich selbst habe kein persönliches Interesse dabei, denn meine Studien haben eine andere Richtung genommen. Aber gerade aus dem Grunde, weil ich schon seit langen Jahren keine Vivisectionen mehr gemacht habe, zu denen ich mich übrigens nie besonders hingezogen fühlte, gerade aus diesem Grunde habe ich geglaubt, zur Feder greifen zu müssen. Es könnte mir durchaus gleichgültig sein, wenn man Hunde, Katzen, Kaninchen und Frösche, die beliebten Versuchsthiere der Physiologen, in Europa für eben so unantastbar erklärte, als weiland den Stier Apis in Aegyptenland; noch kein Thierschutzverein hat daran gedacht, die kleinen, meist mikroskopischen Bestien, mit welchen ich mich herumquäle, seiner Aufmerksamkeit zu würdigen. Das Wort des Unbetheiligten wirkt aber vielleicht mehr, weil es nur für die Sache, nicht auch für die eigene Person eintritt.

Vivisectionen sind seit Galen und Harvey immerhin von zahlreichen Forschern angestellt worden; ich glaube aber, niemals in so ausgiebigem Maße, als in den dreißiger Jahren und noch während meiner Studienzeit. Die ganze Physiologie erhielt damals eine neue Wendung, Florenz,

Magen die und später Longet in Frankreich, sowie Johannes Müller in Deutschland arbeiteten über Nervenphysik; man sah in allen Laboratorien Hunde mit durchschnittenen Nerven, Tauben mit weggenommenem Großhirn, Frösche mit eröffnetem Rückenmarkskanal und zerstörten Nervenwurzeln. Die Betäubungsmittel waren damals noch nicht erfunden, die Versuche also unendlich viel grausamer und schmerzhafter als heute. Aber nirgends erhob sich eine Stimme gegen diese Untersuchungen, die man im Gegentheile, und mit vollem Rechte, als eine Errungenschaft der Wissenschaft anerkannte. Heute ist es in England Mode geworden, gegen Magen die zu schreien, der allerdings des Guten vielleicht zu viel that in dieser Hinsicht — wenn aber damals, wo die drei genannten Pariser Forscher noch lebten, Jemand sich hätte beikommen lassen, dieselben als moralische Ungeheuer ohne Herz und Mitleid zu verschreien, so wäre er wol von den Zeitgenossen eines Besseren belehrt worden. Auch hütet man sich wohl, solche Anklagen gegen die jetzt lebenden Nachfolger dieser Forscher, wie Claude Bernard oder Vulpian vorzubringen, obgleich diese zu ihren bahnbrechenden Untersuchungen über Wirkung der Gifte u. s. w. vielleicht nicht weniger Versuchsthiere geopfert haben. In Frankreich scheint überhaupt nicht der rechte Boden zu einem Sturme gegen physiologische Experimente vorhanden zu sein — hoffentlich auch sonst auf dem Continente nicht. Man schwieg und ließ die Physiologen gewähren.

Aber es geschah vor wenigen Jahren, wenn ich nicht irre, im Jahre 1873, daß der alte blinde Marchese Gino Capponi in seinem Palazzo in Florenz vor Hundegebell nicht schlafen konnte. Seine Hunde im Garten antworteten anderen Hunden gegenüber, die frische Ankömmlinge zu sein schienen. Der blinde Greis war natürlich des anderen Morgens nach schlaflos zugebrachter Nacht sehr unwirsch und erfuhr auf Erkundigungen hin, daß das Laboratorium der Physiologie unter der Leitung von Professor Schiff nach der Via San Sebastiano übergesiedelt sei und daß die in diesem Laboratorium mißhandelten Hunde den Nachtlärmen machten. Das Laboratorium selbst war noch nicht vollständig hergerichtet und Professor Schiff nach Paris gereist, um dort eine unfreiwillige Ruße zur Fortsetzung einer Arbeit zu benutzen; die Hunde waren einstweilen in den neuen Ställen untergebracht worden und heulten dort zum Zeitvertreib, wie alle gesunden Hunde thun, die man in Räumen einsperrt, in welche das Tageslicht eindringt. Operirte Hunde heulen nicht, wie Jeder weiß, der Experimente anstellt und in vollkommen dunkle Räume eingesperrte Hunde heulen auch nicht — nur muß die Dunkelheit vollkommen sein.

Die eingesperrten Hunde heulten also aus langer Weile, nicht aus Schmerzen, Gino Capponi schlief nicht und in Folge einer natürlichen Ideen-Association schrie der mit den Hundesitten nicht vertraute Historiker das Geheul den Qualen zu, welche die armen Thiere unter dem grausamen Messer des abwesenden Schiff seiner Meinung nach erduldeten. Also

Klage gegen den Super-Intendanten des Instituts, Peruzzi, und gegen den Thierquäler Schiff. Ersterer sollte das Laboratorium verlegen, Letzterem das Handwerk gelegt werden.

Es war gerade politisch ruhige Zeit, der Proceß also, der mit allem Aufwand juristischer Mittel geführt wurde, ein gefundenes Thema für die Journale in ereignißloser Zeit. Politische und unpolitische Parteien traten für und wider in den Kampf ein; Kläger und Beklagte boten Unmassen von Zeugen auf; Hunderte bezeugten, daß sie Hundegeheul gehört hätten, doppelt und dreifach mehr Zeugen waren bereit, zu beschwören, daß der Skandal schon längst aufgehört habe und zwar seit der Rückkehr Schiffs. Eine Vorverhandlung, zu der halb Florenz sich hinzudrängte, endete damit, daß das Gericht sich competent erklärte. Aber damit endete auch der Proceß und zur Hauptverhandlung kam es nie. Capponi und Peruzzi schlossen Frieden; Ersterer erklärte, er könne jetzt schlafen, da Alles um ihn her stille geworden und die Sache selbst schien eingeschlafen.

Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturme. Die kunstliebenden Engländer, welche die Posaunenengel Fra Angelicos in den Uffizi dugendweis copiren lassen und nebenbei Philanthropie und protestantische Propaganda treiben, hatten die englischen Zeitungen mit Correspondenzen überhäuft und in glücklicher Unwissenheit der Thatsache, daß auch in England Vivisectionen gemacht werden, auf den Schandfleck Florenz hingewiesen, das im Gegensatz zu dem frommen England solche Greuel gestatte. Die Artikel flogen herüber und hinüber; die Thierschuß-Vereine wurden aufgerufen und an die Spitze der Agitation stellte sich Gräfin W., eine geborene Engländerin.

Nun kam Leben in den Streit. Die aus dem Proceß Nicotera berücktigte Gazette d'Italia, welche überhaupt die Stahl'schen Principien von der Umkehr der Wissenschaft predigt, stand in der vordersten Reihe der Stürmenden; Schiff und seine Freunde wehrten sich aus Leibeskräften; es gab endlich eine ganze Broschüren-Literatur über die „Animali martiri“. Schiff lud den Thierschuß-Verein, dem er angehörte, ein, seinen Versuchen beizuwohnen und sich zu überzeugen, daß die Thiere schmerzlos operirt und meist noch während der Betäubung schmerzlos getödtet würden — Niemand kam, aber man schimpfte nur um so ärger. Der Thierschuß-Verein verlangte das Recht, das Gebahren der Professoren in den Laboratorien zu überwachen; die Professoren erklärten, das Zusehen gestatteten sie, die Ueberwachung nicht, und als der Verein auf seinem Verlangen bestand, traten sie aus. Schiff hatte einen Vertrag mit der Behörde, wonach ihm alle, der Polizei verfallenen Hunde ausgeliefert werden sollten; man verlangte die Aufhebung des Vertrages, Schiff bestand auf seinem Schein, die Behörde sagte ihm auf's Neue die Hunde zu.

Es ging auf diesem Wege nicht. Die Contessa W. aber fand einen anderen. Das Laboratorium zahlte ein Geringes für jeden Hund und

lieferte die Leiche an den Schlachthaus-Unternehmer, der das Recht besaß, dieselbe zu verwerthen. Eine offene Hand kann viel thun und Geld hatten die Gegner. Wie es kam, weiß man nicht — aber das Laboratorium bekam keine Hunde mehr und in den Hundezwingern wurden, unter Leitung der Contessa, Versuche angestellt, die Hunde direct umzubringen. Ein Thierfreund schlug Strchnin vor. Waren die Dosen zu schwach, oder hatte der Lieferant der vergifteten Pillen sich einen übermäßigen Gewinnst zueignen wollen — eines Tags wanden sich etwa 60 Hunde unter schrecklichen Krämpfen mehrere Stunden lang am Boden, bis man sie aus Mitleid abkeulen mußte. Aus einer Broschüre hatte man ersehen, daß der Genickfang die Thiere augenblicklich tödtete. Es wurde versucht — die ungeschickten Hände hatten die rechte Stelle nicht getroffen und eine schauerhafte Megelei entstand. Endlich baute man einen Ofen und erstickte die Thiere im Kohlendunst — auch nicht ohne Qualen.

Der Florentiner Krieg endete damit, daß Schiff, der Quängeleichen müde, einen Ruf an die neu gegründete medicinische Facultät in Genf annahm. Kaum war dies in Florenz bekannt geworden, so flogen auch von dort die Correspondenzen herüber. Aber sie fanden wenig Echo. Einige schwache Versuche wurden gemacht, einstweilen ohne allen Erfolg. Aber wir wollen nicht dafür einstehen, daß sie nicht wiederholt werden.

Unterdessen hatte sich aber der Sturm nach England verzogen und dort einen fruchtbaren Boden gefunden. Die „Royal Society for the prevention of cruelty to animals“ ist das active Centrum, von welchem aus der Krieg geführt wird und der Kriegsschaß liegt nicht in dem Thurme von Spandau, sondern, wenn ich recht berichtet bin, in der Börse der Miß Burdett Coutts. Daraus kann mehr als eine Mobilmachung bezahlt werden.

Ich will hier nicht wiederholen, was in Professor Hermanns Schrift, welche den englischen Machinationen eingehend folgt, schon gesagt ist. Schließlich gelangte man dazu, daß nach einem Geplänkel im Parlament im Sommer 1875 eine königliche Commission eingesetzt wurde, welche den Gegenstand untersuchte und einen Bericht in Form eines Blaubuches erstattete.

Wenn Eines überrascht bei Lesung dieses Berichtes, so ist es einerseits die Kühnheit, ich möchte sagen, die Frechheit, mit welcher die Ankläger, Eisenbahn-Ingenieure, Thierschuß-Verein-Secretäre, Reverends und ähnliche Leute, die nie einen Versuch angesehen und von den Zwecken der Physiologie gar keinen Begriff haben, auftreten und andererseits die Schüchternheit, womit die wenigen Vertreter der Wissenschaft diesen Anklagen gegenüberreten. Vor der Commission hat Keiner gewagt, das Princip zu vertheidigen, welches hier einzig maßgebend sein kann, daß die Wissenschaft allein Richter über ihre Methoden sein könne, und außerhalb

der Commission ist es bis jetzt nur Einer gewesen, der den Muth gehabt hat, dem ganzen Convolut von Pfaffenthum, Unwissenheit, Verdrehtheit und Verkehrtheit mit dem richtigen Worte entgegen zu treten.

Dieser Eine aber ist Tyndall.

In einem kürzlich zu Glasgow abgehaltenen öffentlichen Vortrage über Gährung und ihre Beziehung zu den Krankheiten drückt sich der berühmte Physiker folgendermaßen aus:

„Ich erlaube mir, bei dieser Gelegenheit gewissen Leuten, welche die besten Absichten haben, einige Worte zur Aufklärung zu sagen. Wir sind an einem Punkte der Frage angelangt, wo es von der größten Wichtigkeit ist, daß einmal für allemal Licht werde über die Art und Weise, wie ansteckende Krankheiten entstehen und sich mittheilen. Zu diesem Zwecke muß die Wirkung der verschiedenen Fermente auf die Organe und die Gewebe des lebenden Körpers studirt werden; man muß den Wohnort einer jeden Art von Organismen in Beziehung auf die Erzeugung einer jeden specifischen Krankheit und die Art und Weise kennen lernen, in welcher die Keime dieses Organismus, welche die Ansteckung bewirken, sich verbreiten. Nur mittelst außerordentlich genauer Versuche können wir die Mittel kennen lernen, mit welchen wir diese Zerstörer bekämpfen und überwältigen können. Wenn ich das Untersuchungsfeld, das sich jetzt vor der Physiologie eröffnet, vorurtheilsfrei in das Auge fasse, so muß ich hier erklären, ob ich gleich Grausamkeiten jeder Art verabscheue und das größte Mitleid für jedes leidende Thier fühle — glücklicherweise sind meine Arbeiten nicht der Art, daß ich dabei Thiere zu mißhandeln hätte — ich muß erklären, sage ich, daß das Aufgeben dieser experimentalen Untersuchungen das größte Unglück wäre, welches die Menschheit betreffen könnte. Eine Dame, welche durch ihre Philanthropie berühmt geworden ist, sagte mir eines Tages, die Wissenschaft werde unmoralisch; die Untersuchungen seien früher angestellt worden ohne, wie heute, grausame Methoden zu benöthigen. Ich antwortete ihr, daß die Wissenschaft Keplers und Newtons, auf welche sie anspielte, die Erforschung der Gesetze der anorganischen Natur zum Zwecke gehabt habe, daß aber in der jetzigen Zeit die wesentlichsten Fortschritte der Wissenschaft in der Biologie oder der Wissenschaft vom Leben gemacht würden und daß die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche in dieser Richtung, wenn auch um den Preis einiger augenblicklicher Leiden gemacht würden, schließlich tausend Mal nützlicher sein würden, als die früher angestellten Untersuchungen.“

Man muß den Muth anerkennen, mit welchem hier Tyndall, der Physiker, der persönlich in keiner Weise von dem Streite berührt ist, für das Recht und die Pflicht der Wissenschaft eintritt. Tyndall sagt übrigens, nur mit anderen Worten, was Hermann in seiner Broschüre mit gesperrter Schrift über das jetzt in England gültige Gesetz ausruft: Man wird die geschenkten Thierleben mit Menschenleben bezahlen.

Doch zurück zu unserem Thema. Die Thierschützer brachten es endlich dahin, daß am 11. August 1876 von dem Parlamente ein Gesetz angenommen wurde, welches der Experimental-Physiologie in England gänzlich den Hals umgedreht haben würde, wenn nicht eine kleine Clausel angehängt worden wäre, die folgendermaßen lautet: „Eine Verfolgung auf vorliegendes Gesetz hin gegen eine lizenzierte Person (wir werden gleich sehen, wer diese Personen sind) soll nur gestattet sein, wenn der Staats-Secretär seine schriftliche Einwilligung dazu gibt.“ Wäre diese Hintertür nicht geöffnet, so müßte jeder englische Physiologe, der den geringsten Versuch anstellen will, unmittelbar den Canal kreuzen, um auf dem Continent ein Asyl zu suchen.

Sonst ist das Gesetz drakonisch genug — Strafen bis zu hundert Pfund Sterling und 6 Monat Gefängniß! Versuche dürfen nur an registrierten Stellen und nur von mit Lizenz versehenen Personen ausgeführt werden; der Staatssecretär registriert, gibt die Lizenzen, läßt ab und zu durch Inspectoren revidiren. Hunde, Katzen, Pferde, Esel und Maulthiere, also alle Thiere, an welchen das Herz der Wetschwester oder des Sportsman hängen kann, sind gänzlich tabu und dürfen überhaupt nur unter ganz speciellen Bedingungen angerührt werden; an anderen Wirbelthieren, also Kaninchen, Meerfischweinchén, Ratten, Mäusen, Fröschen und Kröten dürfen Versuche nur unter vollständiger Betäubung und Tödtung während der Betäubung angestellt werden, aber auch nur zum Zwecke neuer Entdeckungen und niemals zur Illustration von Vorlesungen oder zur Uebung in der Fertigkeit des Operirens. Dann ist aber doch den weisen Gesetzgebern klar geworden, daß es immerhin Fälle geben könne, wo diese Regeln nicht eingehalten werden könnten, und so dürfen denn Lizenzbesitzer auch Versuche in Vorlesungen oder ohne Anästhesie oder ohne Tödtung oder auch ohne den Zweck neuer Entdeckungen vornehmen, wenn sie von der Royal Society, der British Association, den verschiedenen Colleges oder den Universitätsprofessoren der Physiologie, Anatomie, Medicin und Chirurgie eine legalisirte Bescheinigung beibringen, daß ohne diese Ausnahmen der Versuch nicht statthaben oder die Lehren nicht demonstriert werden können, die Gestattung der Ausnahme also absolut nothwendig sei. Nur über wirbellose Thiere kann der englische Physiolog schalten und walten nach Belieben — Maikäfer und Krebse, Schnecken und Würmer fühlen, nach der Ansicht des Parlaments, keinen Schmerz.

Nun stelle man sich die Lage eines freien Engländer's vor, der Physiologie treiben will. Zu Hause darf er es nicht thun — er muß sich Eintritt in eine vom Staatssecretär registrierte Stelle verschaffen. Derselbe Staatssecretär, der von den Forderungen der Wissenschaft gerade so viel Kenntniß hat, als der Esel vom Lauteschlagen, muß ihm dann einen jeden Augenblick widerrufbare Lizenz ausstellen. Nun hat der Unglück-

liche zu einer Versuchszreihe Hunde nöthig — er muß also eine legale Bescheinigung beibringen, daß kein anderes Thier dazu verwendet werden kann. So steht es im Gesetz — wie aber Jemand eine solche Bescheinigung geben kann, ist, mir wenigstens, vollkommen unklar, denn offenbar könnten Haushunde durch Wölfe, Schakale u. s. w. ersetzt werden. Aber immerhin — der Betreffende erhält die Bescheinigung, sendet sie dem Staatssecretär und wenn dieser Oberaufseher der Physiologie binnen acht Tagen nicht antwortet, so darf er seine Versuche machen. Nun sieht der Unglückliche bei einem Versuche, daß es nothwendig wäre, das Thier nicht gleich zu tödten, sondern leben zu lassen. Aber das darf er nicht — er muß erst wieder eine gesetzliche Bescheinigung haben, daß es absolut nothwendig sei, das Thier leben zu lassen, diese dem Staatssecretär einschieben und wieder acht Tage warten.

Blödsinn, du hast gesiegt! möchte man ausrufen. Einstweilen rettet die Hinterthür, wie schon gesagt. Aber da der Staatssecretär aus politischen und nicht aus wissenschaftlichen Gründen sein Amt erhält, so könnte es ja eines Tages vorkommen, daß ein bigotter Vetsündler an das Ruder käme, der sich gleich gedruckte Formulare zu Erlaubnißscheiden für Verfolgungen gegen lizenzierte Personen anfertigen ließe und dann möchten wir die liebliche Heze sehen, welche unsere theuren Fachgenossen in England durchzumachen hätten!

Man sollte glauben, daß mit diesem Gesetze nun die Sache abgethan wäre. Bewahre! Der Sturm hat dadurch erst neue Nahrung bekommen. Der Thierschutz-Verein ist wüthend — allwöchentlich fast erhalten einzelne privilegierte Personen Rollen mit ellenlangen Predigten, ja selbst so verhärtete Sünder, wie ich, werden mit solchen Zusendungen nicht verschont. Das richtet sich an die Weiber, an die Kinder, an die Christen, ja sogar die Dichter werden aufgefordert, in Flammenworten den „Dämon Tortur“ von hinnen zu scheuchen. Hier die Titel der verschiedenen Blätter einer solchen Sendung: „Weib und Vivisection“, vier große Quartseiten eng gedruckt; „Kinder und Torturen“, zwei Quartseiten; „Gedanken über Vivisection“, eine Folioseite; „An den Dichter“, eine Quartseite in ungereimten Strophen; „Die Göttlichkeit des Mitleids“, ein Blatt, 85 Centimeter lang; „Die Sünde der Vivisection. Allen Christen gewidmet“, Klein-Folio; „Gründe, warum man eher die Petition für die Aufhebung der Vivisection, als diejenige für die Beschränkung der Vivisection unterzeichnen soll“, Octavblatt.

Ich denke, die Titel mögen schon beinahe genügen, um zu zeigen, aus welcher Küche die Gerichte kommen, die hier aufgetischt werden. Vor allen Dingen ist es das grausam herzlose Geschlecht der Männer, welches angeklagt wird. „Vivisection,“ heißt es in der Adresse an die Weiber, „ist das Verbrechen des Mannes, nicht des Weibes.“

„Es gibt,“ sagt die Adresse an die Christen, „drei Klassen von Leuten,

die den Vivisectionen gegenüber schweigen — diejenigen, welche vergessen, daß der Gott des Gesetzes auch der Gott der Barmherzigkeit ist und die zugeben, daß Torturen der unaussprechlichsten Art unter modificirenden und einschränkenden Bedingungen angewendet werden dürfen — und die kühneren und noch gefährlicheren Lehrer, welche ohne Zaudern zu Falle kommen und Wissenschaft treiben, selbst wenn die Forderung der Vivisection gegen das Moralgesetz verstößt."

„Diesen letzteren bringen wir besonders in Erinnerung, daß die Erb-sünde des Ungehorsams, an welche sie zu glauben behaupten, auf die Begier des Wissens gegründet ist. Wenn auch ein so großes Ziel wie das Wissen erreicht werden soll, Alle müssen lernen, daß keine Vernunft mächtig genug ist, zu streiten — keine Entschuldigung, sei sie noch so subtil, wird von dem göttlichen Geiste angenommen, wenn es gilt, die Abweichung vom Gesetz zu entschuldigen."

„Die Schlange betrog mich also, daß ich aß."

„Soll der Geist wünschen, noch mehr Früchte von dem verbotenen Baume der Erkenntniß zu essen?"

„Der Christ soll dem Uebel nicht nahen, aus dem Guten folgen mag!"

Habe ich zu viel gesagt, wenn ich in Uebereinstimmung mit Hermann den Ursprung aller dieser Umtriebe in der pietistischen Gefühlsfascie finde, welche jede Krankheit für eine Strafe des rächenden Gottes und jede auf die Wohlfahrt der Menschen hinielende Arbeit für eine Sünde hält, weil sie das irdische Jammerthal wohnlicher zu machen strebt? Aber wir haben auch Recht, wenn wir sagen, daß die ganze Wühlerei ein Angriff auf die Wissenschaft überhaupt sei. Wir sollen nicht weiter von dem „verbotenen Baume des Erkenntnisses Guten und Böses essen“, wir sollen in unserer primitiven Unwissenheit verbleiben und in dieselbe zurückgeschleudert werden. Das ist des Pudels Kern, das der weitere Ziel-punkt, den sich die Agitation gesteckt hat. Die experimentale Physiologie und Pathologie ist nur der erste Sündenbock, mit vielem Geschick deshalb ausgewählt, weil man auf die Thränenrüsen und Zwerchfellnerven der Hunde-, Pferde- und Katzen-Liebhaber und Liebhaberinnen damit wirken kann; ist dieses Vorwerk einmal erobert, so werden die Stürme auf die andern Wälle nicht ausbleiben. Das geht klar aus dem Tone dieser sämtlichen Flugblätter, Schriften und Petitionen hervor, mit denen jetzt alle Welt bestürmt wird, um jede Vivisection überhaupt zu verbieten. Das oben erwähnte Blatt für Abschaffung, ja gänzliche Unterdrückung jeglicher physiologischen Versuche an lebenden Thieren liefert dafür das beste Zeugniß — zugleich eines für den Aberwitz, zu welchem diese Menschen kommen. Hier wörtlich dessen Inhalt.

„Die Abschaffung der Vivisection ist die Entscheidung des Grundes, daß das Leben niemals gegeben wurde, um Versuche darüber anzustellen."

„Sie ist die Ausübung unparteiischer Gerechtigkeit — die kräftige Auswägung des Rechtes der Wehrlosigkeit.“

„Sie ist das Obdach der Barmherzigkeit, das denen gewährt wird, die selbst Barmherzigkeit erwarten.“

„Sie ist die Entjagung auf in uns selbst zusammenlaufende Rücksichten in Bezug auf fortschreitende material-physiologische Entdeckungen.“

„Beschränkungen sanctioniren das Princip der Vivisection, das heißt die Zulassung der Tortur, unter dem inhumanen Vorgeben, daß die Forderungen der Menschheit das Opfer von lebenden, zitternden und verstümmelten Thieren verlangen, was nothwendig zu der Hypothese führt, daß der Mensch bereit sein soll, lebendig secirt zu werden für die höheren Rechte von Organisationen, welche ihm in aufsteigender Stufenfolge zunächst stehen und zu den erhabensten der geschaffenen Wesen aufsteigen.“

So steht es wahrlich gedruckt zu lesen! Macht euch also fertig, ihr ungläubigen experimentirenden Physiologen und Pathologen! Dadurch, daß ihr an lebenden Thieren experimentirt, gebt ihr den Engeln und Erzengeln, den Seraphim und Cherubim und wie alle diese „loftiest of created beings“ heißen mögen, die „next in ascending gradation“ über dem Menschen stehen, das Recht, euch bei lebendigem Leibe zu seciren. Darauf können es aber die Betreffenden meines Erachtens schon ankommen lassen. Engel mit Chloroformfläschchen und Secirmessern in den Händen, statt mit Palmzweigen und Lilienstengeln, um einen auf dem himmlischen Operationstische angebundenen Physiologen gruppiert, dürften aber immerhin ein ganz interessantes Gegenstück zu Rembrandts Anatomie im Haag abgeben!

Damit mag es denn auch genug sein. Wir fürchten kaum, daß die Agitation, wenn sie auch auf das Festland übertragen werden sollte, dort ähnliche Ziele erreichen würde, wie sie jetzt schon in England erreicht hat. Noch hält man in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien die Wissenschaft zu hoch, als daß man versuchen sollte, ihr solche abgeschmackte und unvernünftige Fesseln anzulegen, und wenn es je einen Physiologen oder Pathologen geben sollte, der die Forderungen, welche die Wissenschaft im Verein mit den Gefühlen der Humanität an ihn stellt, so weit vergessen sollte, daß er „öffentlich oder in Vergerniß erregender Weise Thiere böshaft quälte oder roh mißhandelte“, so haben wir jetzt in allen civilisirten Staaten Gesetze, welche solches Gebahren mit nachdrücklichen Strafen belegen. Bis jetzt aber ist noch nie eine solche Klage erhoben worden und wird auch, davon sind wir überzeugt, niemals erhoben werden. Wozu also all' der Lärm?



Dramaturgische Unterhaltungen.

Von

Adolf Wilbrandt.

— Wien. —

Mein Freund Scävola.

Raum eines Schattens ist der Mensch! summte mein Freund vor sich hin, ein letztes Wort aus dem Gespräch wiederholend, das wir eben geführt hatten; rieb sich elegisch sacht an meinem Ofen (als thue es ihm doch wohl, die Körperlichkeit dieses Schattentraumes zu erproben) und schickte aus seiner Cigarre langsam aufschwebende, geringelte Rauchwolken in die Luft. Ich stand am Fenster, mit dem Rücken gegen das Abendlicht, und schwieg. Wer kennt die Ursache der Eigenheiten der Menschen? Warum steht mein Freund so gern in der Ecke an meinem Ofen, und ich am andern Ende der Diagonale, an meinem zweiten Fenster, den Rücken gegen das Licht? Thun wir das unbewußt, um auszudrücken, daß unsere „Seelen“ sich zu einander weder parallel, noch auch entgegengesetzt, sondern diagonal verhalten? Es könnte sein; denn die Sache ist so. Mir kam dieser Gedanke, während ich so dastand, und unwillkürlich mußte ich lächeln und schwieg.

Mein Freund Scävola sah mich lächeln; — Mucius Scävola, wie wir, seine Universitätsfreunde, ihn nennen, seit er sich damals die rechte Hand an einem Bündhölzchen verbrannt hatte, das über seiner eigensinnigen Beredsamkeit zwischen seinen Fingern zu kurz ward. Er war immer ein eifriger, zäher Disputator gewesen; an jenem Abend — wol zwanzig Jahre ist's her — hatte er in seinem Zimmer mit uns disputirt, er allein gegen uns Drei, über die Willensstärke. Die Cigarre war ihm darüber ausgegangen, er nahm die Bündhölzerschachtel, steckte ein Hölzchen in Brand, und da die innere Streitbarkeit ihm in die Finger fuhr, stieß

er sich die offene Schachtel aus der Hand, daß alle die Hölzchen sich über den Boden verstreuten. Wir wollten zuspringen, sie aufzusammeln; doch er wehrte uns, und das eine brennende Bündholz zwischen den Fingern haltend sprach er ruhig fort, seinen Hymnus über die Willensstärke zu Ende führend, uns stolz und trotzig fixierend, bis endlich die Flamme ihm so dreist am Finger zehrte, daß er mit einem Fluch, den der Schmerz ihm auspreßte, das Stümpfchen zu Boden warf. Wir lachten laut; doch im Stillen bewunderten wir ihn. Er hatte wirkliche Brandwunden an Zeigefinger und Daumen; die Narben hat er noch heute. Auch der Name Mucius Scävola ist ihm geblieben; von jenem jugendlichen Willensstolz — ist nun Manches dahin.

Worüber lächelst Du? fragte er vom Ofen her. Weil ich es bin, der es eben nachsprach, daß „der Mensch Traum eines Schattens ist“? — Ja, ja! Was mich betrifft, hat der alte Pindar Recht; doppelt Recht. Ich möchte wol wissen, was ich anders bin, als der Traum eines Schattens. Was leiste ich? Was habe ich geleistet? — Gestern kam ich wieder einmal über mein altes „Stoffbuch“, das ich anlegte, als wir miteinander studirten. Dreizehn fertige dramatische Entwürfe sind darin; Entwürfe; ausgeführt hab’ ich davon zwei — nein, um gerecht zu sein: drei. Und die drei — was ist aus ihnen geworden? Schatten. Geträumte Schatten. Großer, erhabener, langweiliger Pindar! wie sehr hast Du Recht!

Er sagte das mit einem halben Lächeln, doch auch in diesem Lächeln war Melancholie. Wie wenn er das Schicksal wäre, das seine dramatischen Entwürfe einen nach dem andern in die Lüfte blies, so ließ er seine blauen Ringeln langsam gegen die Decke steigen und sah ihnen nach; mit einem Ausdruck, den ich nicht beschreibe.

Mucius! sagte ich endlich. Es ist wahr, wozu redet man darüber; wir thaten es oft genug, und es half zu nichts! Doch zuweilen, wenn ich Dich so ansehe — Deine Schiller-Nase (er lächelte), Deine Trauerspielsichter-Augen, die satirischen Mundwinkel — und dazu diese Stirn, hinter der zu allen Teufelskünsten Platz ist — so versteh’ ich Dich nicht. Du warst doch vor Zeiten so bereit, Dir die Finger zu verbrennen. Warum hast Du nichts mehr geschrieben all die Jahre her? Warum schreibst Du nichts?

Mucius (er lächelte, indem er die „satirischen Mundwinkel“ verzog). Warum?

Ich. Ja, warum.

Mucius. Ich? Was soll ich schreiben? — Du weißt, Anderes als Dramatisches zu schaffen, hat mich nie gereizt; ich bin nun Einer von Denen, die der dramatische Teufel sich ansehen hat, um ihnen auf den Nacken zu springen, ihnen seine Stachel in die Seiten zu bohren und sie zu Tode zu reiten. Er, der Teufel, weiß, was für ein höllischer, verfluchter Zauber es ist, Dramen zu denken, Dramen zu entwerfen —

mit Armen und Beinen über dieses Wildwasser zu rudern — Kraft gegen Kraft! — Ein lyrisches Gedicht — das ist Gnade: es kommt, oder kommt nicht; ein Roman — das ist Ausdauer: hast Du Deinen Leser erst eingefangen, mit Dir in See zu stechen, hernach führt ihn Dein Dreibänder — Dreimaster, will ich sagen — wohin es Dir gefällt: in tropische Leidenschaften, an den Nordpol der Reflexion, in die gemäßigte Zone der Erbauung — und zuletzt dankt er noch Dir und seinem Schöpfer, wenn er wieder an's Land kommt. Ein Drama — das ist Ringkampf; siegen oder sterben! Die feste dramatische Form, wie aus Eisen gefügt steht sie vor Dir da; wie der Magnetberg zieht sie Dich heran; scheiterst Du nicht, so fühlst Du, was Du kannst, fühlst Du, was Du bist!

Ich (ging vom Fenster weg, blieb in Mucius' Nähe stehn). Verzeih, wenn ich lächelte, als Dein alter Fanatismus gegen den dreibändigen Roman — — Nun gut! Es lebe das Drama! — Auch das ist Gnade (Mucius nickte), und auch das ist Ausdauer (er nickte, etwas widerstrebend); doch wenn es vor Allem der Magnetberg ist, der uns lockt und zieht, — warum zieht's Dich nicht mehr? — Hörst Du Deine Landsleute nicht klagen, wie übel es damit steht? Darf Einer unter uns feiern, der den Beruf in sich spürt, dem deutschen Theater zu helfen? — Diese satirische Grimasse (denn er schnitt wirklich ein abscheuliches Gesicht) — die ist keine Antwort. Mucius Scävola! Warum schreibst Du nichts?

Mucius. Weil ich — — nun, mein Gott! Weil es mein Unglück war, und mein Unglück ist, mit diesen meinen sehenden Augen alle die ewigen Hindernisse zu sehen, die sich dem deutschen Dramatiker vor die Füße werfen! Weil ich — — Du bist anders als ich. Du schreibst von je darauf los, kümmerst Dich um nichts; nicht um die Intendanten, die Dir Deine Stücke zurückschickten, noch um die Schauspieler, die sie Dir verdarben; nicht um die Menge, die doch dem Schlechteren nachläuft, noch um die Kritiker, die der Erfolg so reizt, wie das rothe Tuch den andalusischen Stier. Du — Du dachtest weiter; Du legst die neue Erfahrung zu den alten, „entwickelst Dich“, schaut mit diesem verwünschten ruhigen Blick vorwärts in die Zukunft. Mein Freund, diese Philosophie hatte ich nicht, hab' ich nicht, werde ich nicht haben!

Ich. Was also steht Dir im Wege?

Mucius. Alles! — — Keine Hauptstadt! Zwei halbe: Wien und Berlin! daß ich von den Vierteln nicht rede! — Will ich anfern gelehrten Nachmittagspredigern zu Gefallen dichten und so recht aus der „Gegenwart“ heraus-, so recht der „Gesellschaft“ an's Herz greifen: wo ist sie, diese Gegenwart? wo ist sie, diese Gesellschaft? Frankreich ist Paris; wo ist Deutschland? Kann ich, der Dramatiker, der Sittendichter, mir mein Deutschland aus allen Gauen zusammensuchen? Muß es nicht sein wie eine Luft, die mich allständlich umgibt, wie ein Horizont, den ich stets erfasse, wie ein Spiegel, der mir mich und meine Wirkung zurück-

strahlt? — Dann das „Publikum“! Das wahre Publikum des Dichters ist nur dieselbe Gesellschaft, die ihm den Stoff gab, von der sein Schaffen sich nährte! Der Berliner in München — der Wiener in Berlin — können sie sich wie im Mutterboden fühlen? Und verbleiben sie still bei sich daheim, wie entkommen sie dem einseitig Halben, dem Berlinerthum, dem Wienerthum? oder wie entgehen sie dem „Stückwerk“? — — Da ist dann die Kritik —

Ich. Numero drei —

Mucius. Lache nicht; es ist leider eine ernste Sache um die deutsche Kritik! Denn weil auch sie keinen Mutterboden, keinen Mittelpunkt, keine geistig herrschende „Gesellschaft“ hat, so weiß auch sie nicht, was sie will und soll; so besteht sie aus lauter Einzelnen, die mit losgelassener Subjectivität, oder mit kleinslichem Eliquen-Geist durcheinander fahren; so muß man doppelt froh, doppelt zufrieden sein, wenn sich der Eine und Andere unter ihnen in gradem, gesundem Wuchs, rechtschaffen aufwärts entfaltet! — Aber da kommen dann diese Schiefgewachsenen, mit ihren verbogenen Talenten, mit ihren theoretischen Lehrgebäuden, ihren unfruchtbaren Schrullen — — Mich stören diese Schrullen; sie reizen mich auf, sie beschäftigen mich — sie lähmen mich; ich bekenne' es. Wenn mir der Eine beweist: „keine Trauerspiele mehr! nur Aristophanesse können uns noch helfen!“ wenn der Andere sein wöchentliches Ceterum censeo hinschreibt: „nur auf Schillers und Goethes Wege — edle, gebildete Menschlichkeit — kann unser Drama noch fortschreiten!“ wenn der Dritte schreit: „keine Römerstücke!“ der Vierte: „kein Mittelalter! Gegenwart, neunzehntes Jahrhundert, letztes Viertel!“ — so macht mich das, aus Verdruss und Gegenstoß, für eine Weile unproductiv; ebenso unproductiv wie Die, welche es schreiben. Ich verfasse Gegenkritiken, gegen den Ersten, den Zweiten, den Dritten und den Vierten; ich führe sie ad absurdum, ich „vernichte“ sie — — Alles nur im Kopf — — denn, mein Gott, wozu das niederschreiben: es hülfte ja zu nichts! — Ich bitte Dich, unterbrich mich nicht; nur noch drei Worte, schau, dann bin ich fertig. Endlich die Schauspieler! — Hab' ich einmal etwas besonders Zartes, Feines im Kopf, das sich gestalten will, so weiß ich: außer Zweien, Dreien werden sie mir's alle vergrößern; denn zum Vergrößern zieht man ja unsere Schauspieler heran! Und vergrößert, ver„derb“t, was ist es dann? Verdorben; entseelt; unwahr geworden; also schlimmer als todt. Was ist der Dichter, mein Lieber? Das, was der Schauspieler aus ihm macht! Sieht Jemand durch den vergrößernnden, ver„derb“enden Schauspieler hindurch, was der Dichter gewollt hat? Wah! Vel duo, vel nemo! Auch die Besten nicht; sie ahnen nicht, wie undurchsichtig, wie breitschultrig der Schauspieler vor dem Dichter dasteht; nein, sie schütteln ihre deutschen Köpfe, aber sie ahnen es nicht! — Dann heißt es am andern Tag in allen fünfundzwanzig Kritiken: „die Schauspieler thaten ihr Möglichstes, das Stück zu retten“; oder: „selbst

den heroischsten Anstrengungen der Darsteller gelang es nicht, uns für die unklare Dichtung zu erwärmen“; oder: „bei den Darstellern hat sich der Verfasser zu bedanken, daß ihm ein vollständiger Mißerfolg erspart blieb“; — während seine reinsten, zartesten, sinnvollsten Intentionen von handwerksmäßigen, begeisterungslosen, schreienden Naturburichen zwischen den Zähnen zermalmt wurden! — Dem allen soll ich mich aussetzen? Nein, mein Bester! Lieber steh' ich an Deinem Ofen, rauche Deine Cigarre, fülle Deine Luft mit meinem Mißmuth an, und lese Deine Stücke, statt die meinen zu schreiben!

Ich (nach einer Pause). Und nun wärst Du zu Ende.

Mucius. Ja.

Ich. Hm —!

Mucius. Ist das alles, was Du mir erwierdest?

Ich. Du sagtest vorhin selbst: ich sei anders als Du. (Ich sah uns wieder in der geistigen „Diagonale“; doch ich sagte es nicht.) Nur eine Frage, vor Allem. Warum meintest Du, auch gegen die Schrullen der Kritik kritisch aufzutreten „hülfe doch zu nichts“? Warum entwickelst Du Deine eigene Meinung nur im Kopf, nicht auch vor den Leuten? Warum suchst Du nicht wenigstens durch Deine Gedanken zu wirken, wenn Dir die Lust zum Dramenschreiben vergeht?

Mucius. Kritische Aufsätze schreiben? Gegentritten? — Ich mag nicht. Nenne mich, wie Du willst; das Gedruckte ist überhaupt meine Sache nicht. Muß denn Jeder schreiben und drucken? — Lieber Freund — das lebendige Wort! — Diese Alten wußten, was sie thaten, als sie ihre Ideen fortpflanzten durch das lebendige Wort; die Pythagorasse, die Sokratesse voran, dann die Systematischen, die Bücherschreiber dergleichen: was sie aufschrieben und veröffentlichten, war nur das Größte, Verständlichste, das „Exoterische“; aber das eigentliche Geheimniß ihrer Lehre, das Innerste, das „Esoterische“ ging von Aug' zu Aug' und von Mund zu Mund. Wenn ich so dastehe und über ein gutes Wort, einen fruchtbaren Gedanken mit Dir plaudere, so weiß ich: das wird nicht gedruckt — denn Du, mein Lieber, bist schon ganz und gar nicht der Mann, noch etwas Anderes als Deine Stücke zu schreiben — kurz, es bleibt unter uns; wir aber haben eine Stunde wahren Lebens gelebt! Oder wenn ich mit irgend einem Jüngeren, Strebenden, noch Unerfahrenen zusammenkomme, durch vernünftiges Gespräch, durch ein herzliches Sich-Ausschütten auf ihn zu wirken suche, so — Ich möchte wissen, worüber Du jetzt lächelst. Warum gehst Du zur Thür und horchst?

Ich. Weil eben Jemand kommt, den Du auf Deine Weise fassen könntest: durch das „lebendige Wort“. Ich erkenne ihn an der jugendlichen Stimme; er fragt nach mir, auf dem Vorplatz. Ein angehender Poet, ein Dramatiker; — doch mir scheint, Du kennst ihn. (Es ward geklopft.) Herein!

Der junge Mann, den ich erwartet hatte, trat ein; nicht eine bedeutende, doch eine angenehme Erscheinung, mit liebenswürdig unreifem Gesicht, ein etwas stilloses Bärtchen auf der Oberlippe. Ich hatte mich nicht getäuscht: Mucius Scävola kannte ihn schon, den jungen Franz (wie ich ihn hier nenne). Wir waren noch nicht weit über die ersten Begrüßungen hinausgekommen, so verbreitete sich ein schüchternes, ernst geheimnißvolles Lächeln über Franzens Gesicht; für den erfahrenen Scävola das Zeichen, nach des Jünglings Brusttasche zu blicken. In der That erschien auch gleich darauf aus dem Abgrund dieser Brusttasche ein zusammengebogenes, starkes Manuscript. Die Oberlippe mit dem Bärtchen bewegte sich, einige Worte folgten, von denen ich „Trauerspiel“ und „Frucht dieses Winters“ verstand, und auf meiner ausgestreckten Hand ließ diese Frucht sich nieder. Ich öffnete sie und warf einen Blick auf Titel und „Personen“. Es war ein Trauerspiel aus dem deutschen Mittelalter; zwei Kaiser und ein Papst standen obenan; zwanzig bis dreißig Personen von geringerer Lebensstellung folgten.

Sie wünschen, daß ich es lese, nicht wahr, fragte ich den Jüngling.

Franz (der eine Hand auf das starke Manuscript legte, wie um es so besser zu empfehlen, oder aus unbewußtem Vaterstolz). Ich bitte Sie um ein Urtheil, — eh' ich das Ding da drucken lasse und an die Bühnen versende. Es behandelt eine der wichtigsten Epochen, und — natürlich ist die Gesinnung patriotisch; durchaus patriotisch. Die neuesten historischen Quellen habe ich benützt. Sind zu viel Personen, so kann man einige weglassen; die Anweisung dazu hab' ich in einer Schlußbemerkung gegeben.

Ich (das Manuscript zu Scävola hinüberreichend). Wenden wir uns vor Allem an diesen Herrn, lieber Franz; der liest das Stück noch heute Abend oder heute Nacht, — und zwei Urtheile sind doppelt so viel wie eines. Morgen gibt er's dann mir.

Mucius nickte.

Franz (zu Mucius, der in das Heft hinein sah). Glauben Sie nicht auch, daß es gut war, diesen Stoff zu wählen —

Mucius (sah den Jüngling an). Wie leben Sie?

Franz (erwiederte verdußt seinen Blick; warf dann den zweiten auf mich). Wie ich lebe?

Mucius. Ja.

Franz (immer befremdeter). Wie meinen Sie das? — Wie ich meine Tage verbringe —?

Mucius. Ja.

Franz. Nun — wie Jedermann in meiner Lage: (lächelnd) ich lese, ich schreibe, ich lebe mit allerlei Leuten; ich gehe in's Caffeehaus, in's Theater, — und Nachts geh' ich zu Bett.

Mucius erwiederte nichts, sondern vertiefte sich wieder in das Manuscript.

Franz (nach einer Weile). Wenn ich fragen darf: wie finden Sie die Verse? — Glauben Sie, daß es besser gewesen wäre, ich hätte das Stück in treuherziger deutscher Prosa geschrieben, à la Götz — wie das jetzt einige Kritiker empfehlen? Oder meinen Sie nicht auch, daß für so eine Kulturkampf-Tragödie der schwungvolle Vers doch das Bessere ist?

Mucius (wieder aufblickend). Sind Sie schon gereist?

Franz (diesmal verlor er geradezu die Fassung). Ob ich schon gereist bin?

Mucius. Ja.

Franz. Ich — ich verstehe nicht recht, warum Sie das fragen. (Er sah wieder auf mich; doch ich, ein aufsteigendes Lächeln unterdrückend, winkte ihm stumm, sich an Scävola zu halten. Franz fuhr hierauf fort:) Ich — ich war in Norwegen; und in Philadelphia auf der Weltausstellung. Es interessirte mich sehr — — Ah, Sie kommen da eben an die große Scene in Rom! Die hab' ich auf Anrathen eines meiner Freunde noch hineingeschrieben; es fehlte ihm das Schiller'sche, das Marquis Posa'sche in meinem Stück, — wie das Stück vorher war. Finden Sie nicht auch, daß die Scene gut thut —

Mucius. Mit was für Menschen leben Sie hauptsächlich?

Franz. Ich?

Mucius. Ja, verehrter Herr; Sie.

Franz. Mit was für Menschen ich hauptsächlich lebe?

Mucius (immer ernsthaft). Haben Sie die Gnade, mein Herr, sagen Sie mir das.

Franz (der nicht umhin konnte, zu lächeln). Wenn Sie es durchaus wünschen, — mit Vergnügen! — Ich lebe viel im Caffeehaus; mit jungen Literaten, die einen Verein gegründet haben, worin sie Vorträge halten; mit Kritikern, die sich zum Theil schon für mich interessiren; — einem von ihnen verdank' ich jene Scene in Rom. Dann in Familien, wo man Literatur macht; wo ich auch allerlei weibliche Collegen kennen lerne —

Mucius (murmelte). „Da habt ihr ein groß Publikum!“ (Dann vertiefte er sich abermals in das Manuscript.)

Franz. Wie verstehen Sie das?

Mucius (deutete, statt zu antworten, auf eine Stelle in der Tragödie) Diese warmen Worte des alten Raubritters Fulso erquicken mein national-liberales Herz.

Franz. Ich weiß nicht, — spotten Sie? (Mucius schüttelte mit der ernsthaftesten Miene den Kopf.) Diese Rede des Fulso — in unserm Verein wirkte sie ganz besonders; sie schlug ein! — Nur wer die Ideen unserer Zeit zum Ausdruck bringt, wirkt auf unsere Zeit! — Uebrigens die folgende Scene ist wieder ganz naiv, handelt nur von Liebe; auf Anrathen einiger literarischer Freundinnen hab' ich sie noch verstärkt; des

Contrastes wegen. Meinen Sie nicht auch, daß der Contrast hier gut thut —

Mucius. Was für Schriftsteller lesen Sie hauptsächlich?

Franz starrte den Mucius eine Weile an; dann stand er auf.

Ich. Warum schweigen Sie, Franz? Warum machen Sie ein so verstörtes, beleidigtes Gesicht? — Dieser Freund will Ihnen wohl; er hat nur seine eigene Art. Warum sollte man einen jungen, strebenden, werdenden Menschen nicht fragen, wie er sich geistig ernährt? aus was für Büchern und Menschen?

Franz (sich wieder fassend). Ich finde nur, daß alle diese Fragen — — Was ich lese? — Ich verfolge die Zeitschriften, die großen und kleinen Journale; ich sehe aus den Kritiken, was in der Welt neu erscheint, — es entgeht mir nichts. Die Bücher, die in den Zeitungen empfohlen werden, schaffe ich mir an; dann natürlich, was durch die literarischen Freunde mir in's Haus kommt — — Warum lächeln Sie beide? — Machen Sie es anders? — Soll man denn nicht fortgehen mit seiner Zeit; ist man nicht dazu da? Und wenn ich als Schriftsteller, als Dichter, die Bedürfnisse meiner Zeit nicht kenne, wie soll ich es erreichen, das zu schreiben, was ihr gefällt?

Mucius. Wem, wenn ich fragen darf?

Franz. Wem? Nun, dem Publikum —

Mucius. Ihnen selber nicht?

Franz (etwas verwirrt). Mir? — — Nun, natürlich auch mir. Ich setze voraus, daß es auch mir gefällt —

Mucius. Warum auch Ihnen gefällt? Weil es Ihrer inneren Ueberzeugung entspricht, oder weil es dem Publikum gefällt?

Franz (überlegen). Die innere Ueberzeugung — das ist wol ein sehr ungewisser Boden; ein bestechliches Tribunal. Hab' ich das Publikum für mich, so hab' ich ja, was ich wollte! Denn für wen schreibt man anders seine Tragödien und Komödien, als für das Publikum —

Mucius. Für welches, mein werther Herr?

Franz. Für welches? — Nun, für das chinesische nicht; sondern für das deutsche. Für das Publikum, das meine Sprache spricht; das unsre Theater füllt —

Mucius. Für das Publikum der ersten Aufführung? des ersten Abends? nicht wahr?

Franz. Zunächst für dieses; natürlich.

Mucius. Aber auch für das Publikum des zweiten Abends?

Franz (lächelnd). Ja, mein Herr; auch für das.

Mucius. Und für das Publikum des zehnten Abends?

Franz. Mein Gott, ja; natürlich —

Mucius. Und des hundertsten?

Franz. Ich weiß nicht, was Sie wollen. — Und des hundertsten; ja!

Mucius. Wir nehmen also an, werther Herr, Ihre Culturskampfs- Tragödie mit der verstärkten Liebeszene und dem national-liberalen Raubritter Fulko komme auf die Bretter! Erste Aufführung; der gesunde Gedankengang des Raubritters Fulko schlägt ein, die Raibetät der Liebenden flößt uns Mitleid und Furcht ein; rauschender Erfolg. Sie haben dem Publikum gefallen; Sie haben also, was Sie wollten; Alles ist in Ordnung! — Zweiter Abend: ein anderes Publikum; ein Publikum, das die Zeitungen gelesen hat — die Zeitungen, die das Stück zum Theil ohne Maß gelobt, zum Theil ohne Barmherzigkeit zerrissen haben; — zweifelhafte, ungewisse Stimmung; Beifall, Widerspruch; endlich geht man ruhig nach Hause. Dritter Abend: bei der tüchtigsten und bravsten Rede des Raubritters Fulko fangen einige Niederträchtige auf der dritten Bank an zu lachen; der naive Schmerz seiner Tochter, die den atheïstischen Neffen des Papstes liebt, flößt weder Mitleid noch Furcht ein; am Schluß der Tragödie brechen dennoch einige Mitglieder des literarischen Vereins in plötzlichen Beifall aus; doch die Zahl der Niederträchtigen ist größer und man zischt sie nieder. Vierter Abend — der letzte —

Ich. Ah! ah! Genug! — Siehst Du denn nicht, wie blaß Franz geworden ist. Wie er im Uebermaß der Gefühle seinen Schnurrbart decimirt! — Schonung für den Jüngling —

Mucius. Laß mich nur: ich richte ihn wieder auf! — — Sagen Sie mir, Herr Poet: welches von diesen vier Publikums war denn nun das rechte? Für welches dieser vier hatten Sie geschrieben? Von welchem dieser vier nehmen Sie Ihren Spruch?

Franz (nach einigem Ueberlegen, mit liebenswürdiger Fassung). Nun — ich müßte glauben, daß mein Werk einiges Gute hatte, das den Wohlwollendsten und Empfänglichsten gefiel; doch daß es zu schwach war, um sich zu behaupten —

Mucius. Nicht zu schnell, werther Herr! Uebereilen Sie sich nicht! — Nehmen wir an, seit dem vierten und letzten Abend sind zehn Jahre dahin; Sie haben inzwischen große Erfolge errungen, wie Sie es wahrscheinlich verdienten (Franz lächelte einen Augenblick; doch er nahm schnell wieder eine ernste, ruhige Miene an); Sie sind der sogenannte „Löwe des Tages“ (Franz kämpfte mit einem zweiten Lächeln, doch dieses war stärker als er); — kurz, dem neuen Director, einem klugen Kopf, kommt eines Tages der Gedanke: graben wir jenes erste Stück, mit dem Raubritter Fulko, über den wir Drei damals so herzlich lachten, — graben wir das Teufelszeug aus dem Archiv wieder hervor! — Es wird ausgegraben; Aufführung; finster Abend; — ungewisse Stimmung. Von dem Löwen des Tages, unserm großen Franz, hatte man mehr erwartet; man achtet den wohlmeinenden Raubritter Fulko, aber man begeistert sich nicht; die Liebe seiner Tochter erregt ein angenehmes Mitleid, aber nicht genug nervenquälende Furcht; — endlich, mit dem selbstverständlichen

Respect vor dem Genius unseres Franz, „der sich auch hier nicht verleugnet“, geht man laulich angeregt heim. Sechster Abend: ein anderes Publikum; ein Publikum, das Morgens im „leitenden Blatt“ den Aufsatz des großen Kritikers K. gelesen hat; des großen Kritikers K., der aus dieser ersten „Klaue“ schon damals (denn er sagt es) den ganzen Löwen erkannt hatte, — der die große Rede des Raubritters Fulko über Wilhelm Tells Monolog stellt, und kaum mehr den Muth hat, Egmonts liebliches Clärchen mit Fulkos unsterblich rührender Tochter zu vergleichen. Undächtige Stimmung des gefüllten Hauses; wachsendes Erstaunen. Welche Shakespeare'sche Mischung von Humor und Tieffinn in diesem deutschen aller deutschen Ritter; welche Kleist'sche Kühnheit der Naivetät in dieser jungfräulichen Liebe! Zuerst ein dumpfes Grollen des Erfolgs; endlich ausbrechender Sturm. Der Director — seht dieses Krokodil! — der Director hält sein Taschentuch vor die Augen, vor das ganze Gesicht, um sein schmunzelndes Lächeln zu verbergen. Siebenter, achter, neunter, zehnter Abend — zählen wir nicht mehr: einer wie der andre. Fulko hat gesiegt; zwanzig, dreißig, vierzig Abende folgen nun dem sechsten so gewiß, wie dem munteren Veithammel seine ermunterte Heerde!

Ich. Du hast es Dich etwas kosten lassen, den gebeugten Poeten wieder aufzurichten. Doch er ist getröstet. Welche Mühe es ihm macht, wieder so kaltblütig dreinzuschauen wie ein alter Römer. — Franz! Woran denken Sie?

Franz. An den eigentlichen Sinn all dieser Reden und Fragen —

Mucius. Wir sprachen vom Publikum, wenn Sie sich erinnern. Welches Publikum ist denn nun das rechte, für das Sie leben und schaffen? Das des ersten Abends, oder das des letzten? Das von einem früheren „Heute“, das Sie fallen ließ, oder das vom heutigen „Heute“, das Ihnen zuläuft, weil man Sie ihm anpries? Das von morgen, das Sie als „zeitgemäß“, als „modern“ bejubelt, oder das von einem fernen Uebermorgen, das Sie wie ein unreifes Pflänzchen still verdorren läßt? — Sagen Sie! sagen Sie! — Ist es die Menge, die am nächsten Abend im Circus über die Clownsspäße wiehert, oder die kleine, elegante Gemeinde des Salons, die am Theetisch über einen kräftigen Ausdruck Ihres Helden die duftenden Köpfe schüttelt? Sind es die Nüchternen, die der Schöpfer in seinen kalten Momenten zum Kritisiren erschuf, oder die Empfänglichen um jeden Preis, die in ihrer weitherzigen Begeisterung Elephanten und Rameele verschlucken? — Sagen Sie doch, mein werther Herr! — Aber Sie sagen nichts. Sie sehen mich nur an. — Wenn Sie soeben etwas gesagt haben sollten, das ich etwa nicht hörte, so bitte ich ganz ergebenst: sagen Sie's noch einmal!

Franz (treuherzig). Nein, ich sagte nichts. (Er wandte sich, eingeschüchtert, zu mir:) Warum sind Sie so still? — Sie, der Sie doch auch für das Publikum schreiben — — Zwar, nach diesem Herrn weiß

man nicht, für welches! — — Mir scheint, der Herr möchte mir überhaupt verzeihen, für irgend Jemand auf der Welt zu schreiben und zu dichten —

Ich. Nein! so scheint es mir nicht! — Wenn ich ihn recht verstehe, will er Ihnen nur sagen: Suche nicht das Publikum, dem Du gefallen könntest, sondern suche Dich selbst! Suche nicht draußen um Dich her die Mittel auf, durch die Du gefallen könntest, sondern suche Deinem Innern einen Zweck zu geben, der auf Die da draußen zurückwirke! — Mir scheint, er will Ihnen sagen: Was thust Du und wie lebst Du, um nicht mit den Kleinen klein, mit den Eintagsfliegen zur Eintagsfliege zu werden, sondern um den „reichen Mann“ aus Dir zu machen, der für Die von heute, Die von morgen, Die von übermorgen gute Gaben genug hat? der nicht zu fragen braucht: von welchem Beifall leb' ich diesen heutigen Tag — sondern der fragen darf: welches Gute kann ich morgen, übermorgen wirken? — Er will Ihnen sagen, Franz: mach' einen ganzen Menschen aus Dir; so wird vielleicht aus dem ganzen Menschen auch ein ganzer Poet! Lebe mit den Besten, — ob sie nun vor Jahrtausenden lebendigen Fleisches waren, oder ob sie heute herumwandeln; gefalle Dir nicht unten im Reich, wo die Stimmen des Tages quaken, sondern da oben rings Dich hinauf, von wo dieses scheinbar große „Meer der Zeit“ zum fern quakenden Reich wird; — und dann, zu den Meistern über Dir hinausschauend, Schulter an Schulter mit den gleichgesinnten Genossen, hinunterhorchend auf die Stimmen der Zeit, die da kommen und gehen, suche zu lernen, zu schaffen und zu wirken: vielleicht gefällt es dann Gott, daß auch Du gefallest!

— — Franz stand auf. — Eine Weile sagte er nichts; seine schlanke, etwas schmalgeschultrige Gestalt stand regungslos gegen das Abendlicht, das hinter ihm durch die großen Fensterscheiben hereinsiel. Endlich kam er zu mir und gab mir die kühl, fast kalt gewordene Hand, während die Wangen ihm brannten. Er ging auch zu Mucius, der sich leise am Ofen hin und her bewegte, und drückte ihm die Hand, noch immer ohne zu sprechen. — Ich — — ich danke Ihnen! sagte er, dem Schweigen ein Ende machend, mit ungewisser Stimme. Ich — — Leben Sie denn wohl! — Denken Sie nicht, daß ich dieses Gespräch — — daß ich es vergesse. „Sondern suche Dich selbst“ — — das ist der Gedanke, der mir fehlte. Den ich ganz verstehe. „Suche Deinem Innern einen Zweck zu geben“ — — ich danke Ihnen! (Er drückte mir nochmals die Hand.) Glauben Sie mir, meine Herren — — glauben Sie mir — — Gute Nacht!

Er warf im Gehen noch einen Blick auf sein Manuscript, das neben Mucius auf einem Stuhl zurückblieb; wie es schien, wünschte er noch zu fragen, wann er unser Urtheil darüber hören werde; doch es wollte ihm kein Wort mehr über die Lippen. Mit einer Art von — bewußter

oder unbewußter — Selbstverachtung schüttelte er leise den Kopf, und ging hinaus.

— Glaubst Du, daß es sitzt? daß es ihn hat? fragte Mucius, als wir Beiden allein waren. Glaubst Du, daß er noch „wird“?

Ich zuckte die Achseln; und so viel ich mich erinnere, antwortete ich nichts.

So viel weiß ich, fing Mucius wieder an: der wird's nicht machen wie ich; der wird Stücke schreiben, eines nach dem andern, und das kleine, spitze Stahlschwert in seiner rechten Hand wird einen langen, grausamen Krieg mit dem Publikum führen — und wer weiß, ob er nicht gewinnt! — — Werd' ich ihn dann beneiden? Nein; das werd' ich nicht. Gute Nacht, mein Lieber! Gieb mir meinen Hut vom Tisch herüber; es wird Zeit, daß ich Dich verlasse.

Warum? Wohin? fragte ich.

Heim, sagte er; noch heute Abend lese ich dieses wunderbare Stück. Ich sage Dir, der Anfang hat mich an meine Jugend erinnert; ähnliche Sachen schrieb ich auch einmal — nur etwas mehr Feuergeist, den' ich, war darin. Guter Gott! wie viele Dramatiker von meinem Schlag in diesem verwünschten Deutschland sterben und verderben! — Muß es denn sein? — Wird es immer so sein? — — Doch ich will Dich und mich nicht melancholisch machen. Ich werde heute Nacht von Fulkos lieblicher Tochter träumen — — Träumen — — „Traum eines Schattens ist der Mensch.“ Was waren zu diesem Jüngling Deine letzten Worte? „Vielleicht gefällt es dann Gott, daß auch Du gefallest“ — — Bei mir gefiel es ihm nicht! — Wenn ich vor Dir sterben sollte — was mir nicht mißfiel — so laß auf meinen Grabstein etwa Folgendes schreiben: „Hier ruht Gajus Mucius Scävola; statt deutsche Trauerspiele zu verfassen, war er selber eines; eines unter vielen. Es scheint, die Natur hatte den Wunsch, viel aus ihm zu machen; doch er ward höchstens etwas — und nun ist er nichts!“ — — Ich werde von Fulkos lieblicher Tochter träumen. Ich werde von meiner Jugend und von der Kunst in Deutschland — — Gieb mir meinen Hut. Gute Nacht!





Ein literarischer Findling als „Lessings Faust“.

Von

Kuno Fischer.

— Heidelberg. —

I.

Da die Welt diesen Faust nie wirklich gesehen hat, so ist er nicht wiedererschienen, sondern er ist da — ein paar Jahre vor Lessings hundertjähriger Todesfeier! Er war nicht todt, nur todtgeglaubt, bürgerlich todt, im tiefsten Incognito begraben, also kein Revenant, sondern ein Verschollener, ein Findling! Wadere Männer haben den Pfad nach der Stelle, wo er lag, ausgespürt, einer hat sie gefunden.

Noch bevor ich das seltsame Phänomen näher in Augenschein nehmen konnte, bin ich einigemal von Bekannten mit der Anrede überrascht worden: „wissen Sie schon, daß Lessings Faust entdeckt ist?“ Es ist der Faust „ohne alle Teufelei“. Der gute Engel im Stück, der den Faust rettet, heißt Ithuriel, und der gute Engel, der das Stück selbst gerettet hat, heißt Karl. Hier ist der Titel: „Johann Faust. Ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen (gedruckt 1775, ohne Angabe des Verfassers). Muthmaßlich nach G. E. Lessings verlorenem Manuscript. Herausgegeben von Karl Engel. Oldenburg 1877.“

Ich habe vordem schon mancherlei Täuschungen erlebt, die man mit Lessing getrieben, und bin etwas vorsichtig geworden. Unwillkürlich kommt mir die Erinnerung an eine Schrift, deren Verfasser gleich im Eingange erklärte, es gebe ein Testament Lessings, worin der verborgenste und tiefste Gedanke des Mannes niedergelegt sei, der eigentliche Kern seiner Welt:

anschauung, nur dem Eingeweihten erkennbar, von ihm, dem Eingeweihtesten, zum erstenmale erkannt; er aber verhalte sich auch zu Lessing, wie der Sohn zum Vater, wie der Bubensohn, der den Vater am tiefsten kenne, er habe dessen Hinterlassenschaft durchspäht, ungeduldig, das Document zu finden, das der Vater in der Absicht aufgesetzt, daß dieser Sohn es entdecken und der Welt aufschließen solle. Meine Erwartungen waren auf das Höchste gespannt. Zuerst mußte ich die ganze Lebensgeschichte Lessings nach Danzel und Guhrauer passiren, die ich kannte; je weiter ich las, um so größer wurde meine Ungeduld, und ich rief, wie das römische Volk bei der Antoniusrede, einmal über das andremal: „das Testament! Zeig' mir das Testament!“ Endlich kam es, der Bubensohn zog es aus der Brusttasche, es war — die Erziehung des Menschengeschlechts mit ihren Sätzen von der Seelenwanderung, eine Idee, die jeder Leser des großen Mannes kennt und jeder Kenner Lessings an ihren Ort zu stellen weiß. Ein anderer dieser Lieblingsöhne, die zu sagen pflegen „mein Lessing“ — es gibt deren weit mehr als drei — hatte dem Nathan sein tiefstes Geheimniß abgelautet, er hatte entdeckt, daß Lessing in diesem Stück Swifts Liebesgeschichte dramatisirt und daß ihm unter anderem bei der Reda (wie schon die Lautähnlichkeit beweise) Fräulein von der Reda vorgeschwebt habe. Seitdem gehe ich den Lieblingsöhnen gern aus dem Wege, die auf ein Haar aussehen, wie der ältere Bruder vom verlorenen Sohn.

Unter diese Leute rechne ich nun keineswegs obigen Engel, der vielmehr die gute Absicht gehabt, Lessings verlorenen Sohn in's Vaterhaus zurückzuführen, und nur die hoffnungsvolle Muthmaßung hat, der von ihm gefundene Faust sei der von Lessing verlorene. Jedenfalls gebührt ihm das Verdienst, mit vieler Mühe ein bisher unbekanntes Stück der dramatischen Faustliteratur an's Tageslicht gebracht zu haben. Freilich macht die Mühe des Finders noch nicht den Werth des Fundes.

Jetzt handelt es sich um die Anerkennung. Die Frage heißt: ächt oder unächt? Auf welche Voraussetzungen gestützt, wagt man den Schluß oder auch nur die Vermuthung, das Stück könne von oder auch nur nach Lessing gedichtet, d. h. aus einer Kenntniß seiner vollständigen Fausttragödie geschöpft sein? Und wenn die äußeren Gründe haltbar sind, wie steht es mit den inneren? Trägt das Stück die Spur einer Verwandtschaft mit Lessings Geist?

Wir lesen in gewissen Zeitschriften schon zustimmende Urtheile mit der Erklärung, das Stück sei deshalb anonym erschienen, weil das Manuscript gestohlen und dann theilweise verändert worden. Man ist, wie ich sehe, im besten Zuge, Lessings Vaterschaft anzuerkennen und für die Erhaltung dieses „Johann Faust“, der in demselben Jahre aufgesetzt wurde, wo Lessings ächter Sohn, wie es heißt, verloren ging, ihn die Kosten

zahlen zu lassen. Warum nicht? Zur Abwechslung soll auch in unserer Literatur einmal der Findling den Fürstensohn spielen!

Nachdem die deutsche Faustsage eine lange Reihe literarischer Metamorphosen durchlaufen und im Geiste Lessings eine mächtige Umgestaltung und Erhöhung angestrebt hat, ist dieser Lessing'sche, uns nur in der Anlage bekannte Faust selbst zeitig genug Gegenstand einer Sagenbildung geworden, aus deren Wolke plötzlich der anonyme Findling „Johann Faust“ hervortritt. Im Gotha'schen Theaterkalender von 1779, den Reichard herausgab, wird das Stück angeführt, es ist in München 1775 erschienen, außerdem bringt der Kalender in dem Personalverzeichniß einer wandernden Schauspielertruppe die merkwürdige Notiz, „Herr Waldbherr habe mit Mephistopheles in Lessings Johann Faust debutirt“.

II.

Was weiß man von Lessings Faust? Es ist nöthig, diese Frage so zu beantworten, daß die betreffenden Zeugnisse nicht, wie zu geschehen pflegt, durcheinander gemengt, sondern mit der gehörigen kritischen Rücksicht gesichtet und geordnet werden. In erster Reihe stehen Lessings eigene Aeußerungen, die öffentlichen, brieflichen und was sich im Nachlaß findet; die Zeugnisse zweiter Reihe sind in Briefen an Lessing zu suchen, sofern diese seinen Faust berühren; in dritter Reihe kommen die späteren Berichte.

1. Von Lessings öffentlichen Schriften hat nur eine den Faust zum Gegenstand und enthält zugleich das einzige von ihm veröffentlichte Fragment einer Faustdichtung: der berühmte siebzehnte Literaturbrief vom 16. Februar 1759. Er bringt die Kriegserklärung gegen Gottsched und den französischen Geschmack als Führer unseres nationalen Dramas, die Hinweisung auf Shakespeare und die Griechen als unsere ächten und geistesverwandten Vorbilder. „Daß aber unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen, Doctor Faust, hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland und ist es zum Theil noch in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig, ihn zu lesen? Hier ist er. Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben, und nun fängt die dritte Scene des zweiten Aufzugs an. — Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch!“

Das Motiv der Scene, die Wahl des geschwindesten der Hölle-

geister, ist alt und in der Magusſage begründet, die dramatiſche Aus-
führung findet ſich ſchon in dem deutſchen Volkſchauspiel *Faust*, und man
kann ſie im Puppenspiel nachleſen. Leſſing hat ſeine Scene dem Volkſ-
ſchauspiel nachgebildet und nennt ſie einen „alten Entwurf“, war es
ihm doch um die Wiederbelebung des volksthümlichen Dramas zu
thun. Dennoch athmet die Scene in Gedanke und Sprache den unnach-
ahmlichen Leſſing'schen Geiſt, und es iſt unbegreiflich, wie man heutzutage
dieſe Scene für ein Citat halten kann. Auf die Frage: „Und welcher
von euch iſt der Schnellſte?“ antworten die Geiſter alle: „Der bin ich!“
„Ein Wunder!“ ruft *Faust*, „daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner
ſind. Ich muß euch näher kennen lernen.“ Im Volkſchauspiel iſt der
geſchwindeſte Teufel ſo ſchnell als der Gedanke des Menſchen; dem
Leſſing'schen *Faust* iſt er zu langſam. Schneller iſt die Rache des Rächers,
des Gewaltigen, der ſich allein die Rache vorbehielt. „Teufel, du läſterſt
— ſchnell wäre ſeine Rache? ſchnell? Und ich lebe noch? Und ich ſündige
noch?“ Und was antwortet der Geiſt? „Daß er dich noch ſündigen
läßt, iſt ſchon Rache!“ Ich ſollte meinen, in dieſem Worte müßte
ein Tauber Leſſing reden hören, nur ihn. Der ſiebente Geiſt iſt ſo
ſchnell, als der Uebergang vom Guten zum Böſen. „Ha! Du biſt mein
Teufel! So ſchnell als der Uebergang vom Guten zum Böſen! Ja, der
iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als der! Ich habe es erfahren, wie ſchnell
er iſt, ich habe es erfahren!“ Ich möchte wiſſen, wer unter Leſſings
Freunden, außer ihm ſelbſt, der Mann war, der ſo zu denken und zu
ſchreiben verſtand?

2. Aus Leſſings Nachlaß kennen wir den Entwurf des Vorſpiels
und die Skizze der vier erſten Auftritte. In einem alten Dom, um
Mitternacht, hält Beelzebub eine Verſammlung hölliſcher Geiſter, in der
verderbliche Thaten berichtet und geplant werden. Der ſchlaueſte der
Teufel hat einen Heiligen verführt und rühmt ſich, im Laufe eines
Tages auch den *Faust* in's Verderben zu ſtürzen, von dem es heißt, er
ſei nicht ſo leicht zu verführen. Das Unmaß ſeiner Wißbegierde ſoll
ihn ſtürzen. In der erſten Scene erſcheint *Faust* in philoſophiſche Zweifel
vertieft, zu deren Lösung er von Neuem den Geiſt des Ariſtoteles
beſchwört. Dieſmal gelingt die Beſchwörung. In der zweiten Scene
erſcheint in der Geſtalt des Ariſtoteles jener Teufel, der es unternommen
hat, den *Faust* zu verführen. Nachdem er ihm die ſpizigſten Fragen be-
antwortet hat, verſchwindet der Geiſt. In der dritten Scene folgt eine
neue Beſchwörung, auf die in der vierten ein neuer Dämon erſcheint.

Das iſt Alles, was wir aus Leſſings *Faust* durch den Dichter
ſelbſt wiſſen.

3. Dazu kommt über den *Faust* eine ſehr merkwürdige Notiz in
den nachgelassenen „*Collectaneen zur Literatur*“. Unter der Ueberschrift
„*Dr. Faust. Zu meiner Tragödie über dieſen Stoff*“ wird eine Stelle aus

Diogenes von Laerte, ein Ausspruch des Tamerlan und eine Scene aus einem englischen Werk über Universalgeschichte angeführt. Hier wird das Verderben, das durch einen saracenischen Fürsten über die Stadt Pergamus kommt, als ein göttliches Strafgericht für deren Frevel geschildert. Auch Tamerlan habe seine Grausamkeit damit entschuldigt, daß er als Geißel Gottes auf Erden erschienen. Und von dem Cyniker Menedemus erzählt Diogenes, er sei in einer Furienmaske herumgezogen, mit dem Vorgeben, er komme aus der Hölle, um auf die Sünder Acht zu haben und den Geistern daselbst Nachricht zu bringen. Hierzu bemerkt Lessing: „Dieses kann vielleicht dienen, den Charakter des Verführers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen. Desgleichen was Tamerlan zur Entschuldigung seiner Grausamkeit gesagt haben soll u. s. f.“

Diese Notiz bezeugt, daß Lessing einen „zweiten Faust“ im Sinn hatte, worin der Verführer (den Namen Mephistopheles finden wir von Lessing nicht genannt) anders gefaßt war, als im ersten. Ob dieser zweite Faust, als die obige Notiz geschrieben wurde, ausgeführt war oder nicht, darüber geben die Collectaneen keine Auskunft. Ich halte dafür, daß er nicht ausgeführt war, sondern erst concipirt oder entworfen. Hatte Lessing einen seiner Charaktere ausgeführt, so glaube ich nicht, daß in seinen Augen irgend ein Citat dazu dienen konnte, diesen Charakter „wahrscheinlich zu machen“. Wohl aber mochten sie zur Ausführung einen solchen Dienst leisten. Aus den obigen Stellen leuchtet so viel ein, daß Lessing den Verführer im Faust als ein Werkzeug Gottes gefaßt haben wollte, in einer Rolle, wie sie der theatrale Menedemus sich anmaßt, und der dämonische Tamerlan sie ausführt. Er streift schon an die Vorstellung, die das Diabolische umsetzt in die zerstörende Gewalt einer dämonischen Menschennatur (auch die Macht der Verführung ist zerstörend): „Ich bin ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Diese Fassung ist nicht mehr im Geist der alten Sage. Wenn sie nach Lessings Worten seinen „zweiten Faust“ charakterisiren sollte, so schließen wir, daß eben darin der zweite Faust sich vom ersten unterschied, und also dieser der Sage näher stand als jener. Merkwürdig genug, daß auch in der Goethe'schen Dichtung unterschieden werden muß zwischen einem ersten und zweiten Faust (die nicht gleichzusetzen sind dem ersten und zweiten Theil). Die Collectaneen schrieb Lessing in den Jahren vom Ende der Breslauer bis in die Anfänge der Wolfenbüttler Zeit, sie fallen ihrem größten Umfange nach in die Hamburger Periode.

4. In Lessings Briefen finden sich zwei, die sehr bemerkenswerthe Aeußerungen über den Faust enthalten. Der erste, aus der glücklichsten und fruchtbarsten Zeit seines Berliner Aufenthaltes, fällt dicht vor die Literaturbriefe, der zweite dicht vor die Hamburger Dramaturgie.

Lessing schreibt den 8. Juli 1758 an Gleim: „Sie haben es er-

rathen, Herr Ramler und ich machen Projecte über Projecte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir alles werden geschrieben haben! Besonders ich! Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Voratz ist jezt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen, als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doctor Faust hier spielen lassen. Kommen Sie doch geschwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn sehen können!" Wir finden in diesen Zeilen den Ausdruck einer freudig productiven Stimmung, worin die Ausführung gewisser Werke dem Dichter näher erscheint, als sie ist. Ganz ähnlich stand es fünfzehn Jahre später mit dem Goethe'schen Faust. Ich fürchte, Gleim wäre damals umsonst nach Berlin gekommen. Auch ist der ganze Ton in Lessings Schreiben mehr scherzend als ernsthaft.

In der Nachschrift eines Briefes an seinen Bruder, datirt Hamburg, den 21. September 1767, heißt es: „Ich bin Willens, meinen Dr. Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran. Da ich aber zu dieser Arbeit die clavicula Salomonis brauche, die ich mich erinnere Herrn Fl. gegeben zu haben, um sie gelegentlich zu verkaufen, so mache ihm mein Compliment, mit dem Ersuchen, sie bei dem ersten Packet, das er an einen hiesigen Buchhändler sendet, mitzuschicken.“ Es ist nicht anzunehmen, daß er neun Jahre vorher vollendet hatte, woran er jezt aus allen Kräften arbeitet. Und wäre einer der beiden Fauste fertig gewesen, warum hätte er diesen nicht im Winter von 1767/68 in Hamburg sollen aufführen lassen? Ich schließe, daß in dem Zeitraum von 1758—1767 zwei Fauste projectirt waren, aber keiner vollendet.

5. Dieser Zeitraum unfertiger Faustdichtung dehnt sich noch weiter aus, wie aus gewissen Briefen an Lessing erhellt. Ich nenne Mendelssohns Brief aus dem Jahre 1755 und einige Briefe Eberts in Braunschweig aus den Jahren 1768—1770.

Mendelssohn schreibt den 19. November 1755 (nicht den 19. März, ein Schreib- oder Druckfehler bei Danzel, der aus seinem Werk zu den Nachschreibern übergegangen ist): „Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiel? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exclamation O Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen. Wieder ein Rathgeber, werden Sie sagen, der gar keinen Beruf dazu hat! Nun wohl! So lassen Sie es nur dabei. Ich will alsdann das Vergnügen haben, selbst mit dem Leipziger Parterre zu lachen und Sie bei jedem Gelächter sich entflammen zu sehen. Denn lachen muß man gewiß, wenn Ihre Theorie vom Lachen anders richtig ist.“

Im Jahre 1755 entstand Miß Sara Sampson, unser erstes bürgerliches Trauerspiel, das Lessing schuf. Wahrscheinlich wollte er damals den Faust in eine Tragödie dieser Art verwandeln, um statt der englischen

Familiengeschichte einen national deutschen Stoff, einen der beliebtesten, in die neue Form einzuführen. Das Ei, aus dem die Sara geschlüpft war, Villos Kaufmann von London und Richardsons Clarissa, hatte der Schalen zu viel in dem deutschen Trauerspiel zurückgelassen. Eine bürgerliche Tragödie von deutschem Schrot und Korn war ja die Aufgabe, von der Lessing in jenem siebzehnten Literaturbriefe sprach und hinwies auf den Faust. Statt des Trauerspiels kam die acht deutsche Minna, ein Stück, das Lessing selbst ein „Luftspiel“ nannte. Endlich erschien das deutsch empfundene, bürgerliche Trauerspiel, aber in italienischer Maske: Emilia Galotti! Der Faust kam nicht. Die Aufgabe einer rein deutschen, aus unserem Volksleben gegriffenen Tragödie hat Lessing im Faust vor Augen gehabt, aber nicht gelöst, wenigstens nicht vor unseren Augen.

Warum lacht Mendelssohn? Weil er das Volksschauspiel Faust, das er vielleicht gemeinsam mit Lessing in Berlin sah, — es wurde dort auf der Schuch'schen Bühne den 14. Juni 1753 aufgeführt — nur lächerlich fand. Was ist dem weisen Mendelssohn mit seiner Aufklärung und seinen dünnen, reinlichen Begriffen die Magie und der Magus der Volksfage mit seinen Teufelsbeschwörungen und dem grauenvollen Ende, das ihm das Gericht des Himmels verkündet: „Faustus, Faustus, bereite dich zum Tode! Du bist angeklagt! Du bist gerichtet! Faustus, Faustus, du bist auf ewig verdammt!“ Ich höre förmlich, wie der gute Mendelssohn, der sanfte Weise, nachdem er das Stück gesehen, in die Worte ausbricht: welcher Unsinn! Und nun will sein Freund Lessing einen tragischen Faust dichten! Welche Thorheit! „Liebster Lessing! Eine einzige Exclamation O Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen.“

Ebert gibt den 4. October 1768 seinem Freunde Eichenburg, der nach Hamburg reist und sich Lessings persönliche Bekanntschaft wünscht, ein Empfehlungsschreiben, worin er unserem Dichter seine literarischen Schulden aufzählt. Er habe im Namen Lessings vielen Anderen den Dr. Faust versprochen, er werde schon lange von diesen Vielen um den Faust gemahnt und müsse ihn nothwendig haben, wenn er nicht Lessings wegen zum Schelm werden solle. „Wo bleibt Dr. Faust?“ heißt es in einem zweiten Briefe vom 26. Januar 1769. Ein Jahr später, nachdem Lessing in Braunschweig gewesen, berührt Ebert in einigen Stellen seines Briefes vom 7. Januar 1770 wieder den Faust. Offenbar ist von diesem Werk bei Lessings Aufenthalt die Rede gewesen. Selbst einige Hofdamen lassen ihn grüßen und bitten, bald wiederzukommen und ja nicht den Dr. Faust zu vergessen. Im Eingang des Briefes heißt es: „Sie müssen zaubern und mich citiren können, wie Ihr Dr. Faust die Geister citirte.“ Wenn Ebert nichts weiter von Lessings Faust wußte, so war er genau so klug als wir, denn das stand seit elf Jahren zu lesen in jenem Fragment, das der siebzehnte Literaturbrief enthielt. Und wenn er in einer folgenden

Stelle Lessing mit seiner bekannten Spielsucht aufzieht: „Sie müßten es denn auch durch Zaubereien dahin bringen, daß ich mich den Teufel reiten ließe und einmal spielte; doch mich dünkt, das traurige Exempel meines Verführers selbst ist allein schon hinreichend, mir eine ewige Warnung zu sein“ — so ist hier scherzend von Lessing die Rede und nicht vom Faust. Muß denn überall, wo einen der Teufel reitet, der Faust dabei sein? Unbegreiflich, wie Dangel in diesen Worten eine Anspielung auf Lessings zweiten Faust vermuthen konnte!

Wir kennen Lessings Antworten auf die eben erwähnten Briefe. Auf Mendelssohns Frage in Betreff des Faust antwortet er nichts; in der Erwiderung auf Eberts ersten Brief, den ihm Eschenburg gebracht, schreibt Lessing den 18. October 1768: „Sie sehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftstellerenthusiasmus befinden mag. Meine Antwort also auf Ihre freundschaftliche Exquirungen können Sie errathen. Zum Fenster mit alle dem Bettel!“

Aus den obigen Zeugnissen insgesammt erhellt, daß Lessing in dem Zeitraum von 1755—1770 zwei Entwürfe des Faust gemacht und keinen vollendet hat, daß er in beiden eine national-deutsche Tragödie bezweckte, die im ersten dem Volksschauspiel näher stand als im zweiten, worin die Rolle des Verführers weniger diabolisch als dämonisch-menschlich, weniger als Widersacher, denn als Werkzeug Gottes gedacht war.

6. Nach der in den Collectaneen gemachten Bemerkung ist anzunehmen, daß Lessing während seines Breslauer Aufenthalts mit einer neuen Bearbeitung des Faust beschäftigt war. Wir sind begierig, von dem besten Gewährsmann, der über jene Zeit berichtet hat, Näheres zu erfahren; indessen weiß Rector Klose nicht mehr zu sagen, als daß Lessing auch bisweilen an seinen Dr. Faust gedacht und aus einem alten Stück, Moels Lucifer, einige Scenen habe benützen wollen. Auch daß einer der Freunde Lessings zwölf Bogen des Faust in Breslau gelesen haben will, bestätigt, wenn es sich so verhält, nur unsere obige Vermuthung, führt uns aber in der Sache nicht weiter.

7. Im Jahre 1775 macht Lessing die improvisirte Reise nach Italien, die ihn zweimal nach Wien führt, wo unter seinen Verehrern sich besonders der Staatsrath von Gebler hervorthut. Dieser hat sich bei Lessing selbst nach dem Faust erkundigt und schreibt darüber den 9. December 1775 an Nicolai: „ich wünsche, daß Ihre Hoffnung wegen der Erscheinung des Lessing'schen Faust zutreffen möge. Mir hat unser großer, aber zu wenig gegen das Publikum freigebiger Freund auf mein Befragen mündlich anvertraut, daß er das Sujet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand.“ Diese Aeußerung stimmt mit den Collectaneen und unseren Schlüssen; es ist

nicht zu zweifeln, daß Lessing eine solche Erklärung gegeben, zugleich wird der unfertige Zustand der Arbeiten bestätigt. Denn „die letzte Hand“ kann noch viel zu thun haben.

Leider blieb ihr nichts mehr zu thun übrig. Als Lessing dem Wiener Freunde anvertraute, wie es mit seinen Faustdichtungen stand, gehörten diese bereits, wie die Sage geht, zu den verlorenen Handschriften. Lessing reist den 9. Februar 1775 von Wolfenbüttel über Leipzig nach Berlin, und geht im folgenden Monat von dort über Dresden und Prag nach Wien. Um leichteres Gepäck zu haben, sendet er von Dresden eine Kiste voll der verschiedenartigsten Dinge nach Leipzig, von wo der Braunschweigische Buchhändler Gebler, der sich eben zur Ostermesse dort aufhält, sie nach Braunschweig mitnehmen und dann weiter nach Wolfenbüttel expediren soll. Diese Kiste soll heute noch ankommen, sie ging spurlos verloren und mit ihr sämtliche Faustmanuscripte. Warum Lessing diese wichtigen Handschriften von Wolfenbüttel über Leipzig und Berlin nach Dresden schleppt, um sie von hier nach Wolfenbüttel zurückwandern zu lassen, ist eine wohlauzuwerfende Frage, die unbeantwortet bleibt. Alle Nachforschungen des Bruders, der in der Vorrede zu Lessings vermischten Schriften (1784) sogar einen öffentlichen Aufruf an den Finder der Kiste erließ, sind vergeblich gewesen. Es galt für ausgemacht, daß auf diese Weise Lessings Faust verloren gegangen. Blankenburg erzählt die Geschichte, als ob er dabei war, wie Lessing in Dresden seine Faustmanuscripte einpackte; doch weiß er nichts Genaueres, denn er irrt sich im Adressaten, der nach ihm ein Kaufmann Lessing in Leipzig gewesen sei; dieser würdige Mann, ein Verwandter des Dichters, habe sich sehr sorgfältig nach der Kiste erkundigt, an Lessing geschrieben u. s. w. Auch der Bruder zeigt sich in der Vorrede zu den vermischten Schriften nicht genau unterrichtet, er glaubt, die Kiste sei erst von Wien nach Leipzig gesendet worden und auf dem Wege abhanden gekommen. So viel steht fest und zwar durch Lessing selbst, daß die Kiste von Dresden nach Leipzig an den Buchhändler Gebler aus Braunschweig geschickt wurde. Aber die Frage ist, ob die Handschriften des Faust wirklich darin waren?

Im Nachlaß Lessings hat sich von Faust nichts weiter gefunden als der Entwurf des Vorspiels und die vier ersten Auftritte, die der Bruder im zweiten Bande des „Theatralischen Nachlasses“ veröffentlicht hat (1786). Er kommt in der Vorrede wieder auf die verlorene Kiste zu sprechen und fügt hinzu: „mir ist es nicht anders, als daß mein Bruder mir selbst gesagt, mit dem Verluste dieser Kiste sei auch Alles, was er über den Faust gearbeitet, verloren gegangen.“ Die Wendung: „mir ist, als ob“ achte ich für kein Zeugniß; um so weniger, als ich allen Grund habe zu glauben, daß der Bruder sich irrt. Nach seiner Rückkehr von Italien hat Lessing gegen seinen Bruder in einem Briefe aus Braunschweig vom 16. Juni 1776 ausführlich der unglücklichen Kiste Erwähnung

gethan: er hat seitdem, so viel ich sehe, seinen Bruder nicht mehr gesprochen, unmöglich kann er ihm etwas anderes gesagt haben, als er ihm damals geschrieben. Offenbar hat dem Letzteren, als er zehn Jahre später die Vorrede zum „Theatralischen Nachlaß“ schrieb, jener Brief in undeutlicher Erinnerung vorgezeichnet, und ihm war, als ob Lessing ihm etwas gesagt habe, was er nicht gesagt hat. Was nämlich stand in dem Briefe? „Die traurige Geschichte mit meiner Kiste aus Dresden hatte ich schon von dem hiesigen Buchhändler Gebler vernommen. Allem Anschein nach ist sie verloren, und mit ihr zugleich eine Menge Dinge, die mir unerseßlich sind. Zugleich die Stücke von deiner Wäsche, die du mir auf allen Fall mitgabst. — Was macht Boß der Vater? Ich bin sehr bekümmert um ihn, und der Verlust der Kiste ist mir um so mehr vorzüglich unangenehm. Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wiederherstellen kann. Auch war meine fast völlig fertige Abhandlung von Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs darin. Nicht zu gedenken eines Manuscripts aus der hiesigen Bibliothek, das ich in Dresden collationiren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut fahren.“

Ich wüßte nicht, daß Lessing von dieser Kiste, mit deren Schicksal die Sage das seines Faust unauflöslich verknüpft hat, sonst wo geredet. Er specificirt in dem obigen Briefe deren Inhalt, er nennt die Fabeln, die Abhandlung, den Codex, er sagt keine Silbe von seinem Faust. Lieber noch im Abgrund der Hölle verschwinden, als in dem einer Kiste! Wenn Lessings Faust wirklich in jener Kiste begraben wurde, so war dem Dichter, wie es scheint, an diesem Verluste gar nichts gelegen. Da er kein Wörtchen davon sagt, so glaube ich, daß die Faustmanuscripte nicht in jener Kiste waren, die auf dem Wege von Dresden nach Leipzig oder in Leipzig für immer verloren ging.

Doch sind sie verloren, denn in Lessings Nachlaß hat sich keine Spur, außer den oben erwähnten Entwürfen, gefunden. Ich bin sehr geneigt anzunehmen, daß Lessing seine unvollendeten Arbeiten über den Faust selbst vernichtet hat, da er sah, daß ihm die Lösung seiner Aufgabe nicht gelingen wollte; er war auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen (Goethe hat ganz dieselbe Erfahrung gemacht), das alte Volksschauspiel mit seinem Höllepparat wollte sich nicht in die Form eines bürgerlichen Trauerspiels auflösen lassen, und wiederum paßte die tragische Anlage des Stückes, die Lessing festhalten mußte, nicht zu der höheren Idee, die er ohne Zweifel der Volksage gab und als Schluß im Sinn hatte. Er ließ die Arbeit liegen, er war darin stecken geblieben und sie war ihm verleidet, denn das Steckenbleiben war nicht seine Sache. Er setzt den Anfragen nach dem Faust ein unheimliches Schweigen entgegen, das mir unwillkürlich den Eindruck macht: der Faust lebt nicht mehr. Auch jene Worte an Ebert: „meine Antwort auf Ihre freundschaftliche

Erequirungen können Sie errathen; zum Henker mit alle dem Bettel!" klingen wie eine Verurtheilung.

Einige der Absichten, die Lessing bei seinem zweiten Faust gehabt, sind einer anderen Dichtung zu gute gekommen; das bürgerliche Trauerspiel wurde in der Emilia Galotti in einer Form vollendet, die Lessing nicht überbieten konnte. Und der Plan zu dieser Tragödie war so alt als der des Faust. Ein Hauptproblem in der zweiten Bearbeitung des Faust war die menschliche Wahrheit in dem Charakter des Verführers, der Teufel als menschlicher Dämon. In der Emilia Galotti wurde diese Aufgabe gelöst. Statt des Mephistopheles erschien Marinelli. Des Prinzen letztes Wort heißt: „Gott! Gott! Ist es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" Nachdem Lessing den Marinelli geschaffen, war die Idee ausgeführt, die ihn in seinem zweiten Faust besonders gereizt hatte. Darum möchte ich glauben, daß nach der Emilia Galotti der Faust unter den Projecten Lessings für immer verstummte. Die Stimmung dafür war schon vorüber, als er die Emilia Galotti ergriff und dem Faust vorzog. Das Interesse an dem letzteren war erloschen.

8. Innerlich der Dichtung abgewendet, wie es der Brief an Ebert verräth, mag Lessing den vielen mündlichen Anfragen nach seinem Faust mitunter ausweichend geantwortet haben: es schwirren jetzt der Faustdichtungen viele in der Luft, er wolle mit der seinigen warten, bis sie erschienen seien. Daraus ist dann wieder ein Stück Sagen Geschichte über Lessings Faust entstanden; als ob er den Anderen etwas hätte abgucken oder gar der Mann sein wollen, der nach dem Sprichwort zuletzt lacht. Wozu warten und worauf und auf wen? Blankenburg berichtet: „Lessings Faust war, meines Wissens, fertig." Er sagt nicht, woher er es weiß. Wir wissen, daß er nicht fertig war. Er fügt hinzu: „er wartete bloß auf die Erscheinung der übrigen Fauste, man hat es mir mit Gewißheit erzählt." Also weiß er es nur von Hörensagen. Und in demselben Berichte heißt es: „Lessing unternahm die Umarbeitung, vielleicht auch nur die Vollendung seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren." Also wußte Blankenburg keineswegs, daß Lessings Werk fertig war, aber er sagt es. Die Umarbeitung fällt in die Breslauer und Hamburger Zeit. Welche Fauste waren damals angekündigt? Man nennt Lenz, der nie einen Faust gedichtet oder angekündigt (denn das „Fragment aus einer Farce, die Höllenrichter genannt", worin Faust in der Unterwelt erscheint und von Bacchus in ersehnte Vergessenheit gesenkt wird, ist ein Blättchen aus seinem Nachlaß, das für keinen Faust gelten kann*), den Maler Müller,

*) Lessing erwähnt Lenz in einem Brief an seinen Bruder vom 8. Januar 1777: „Lenz ist immer noch ein ganz anderer Kopf als Klinger, dessen letztes Stück ich unmöglich habe auslesen können."

dessen Faust ein Jahrzehnt später fällt als die Dramaturgie, Goethe, der damals noch nicht an den Faust dachte, von dessen Absicht einer Faustdichtung die nächsten Freunde vor 1772 kaum eine Kunde hatten, von dessen Dichtung selbst weitere Kreise erst mehrere Jahre später etwas erfuhren. Und dieselben Leute, die an die Riste glauben, mit der im Jahre 1775 Lessings Faust für immer verloren ging, erzählen guten Muthes, Lessing habe auf die Erscheinung des Goethe'schen Faust gewartet, von dessen Existenz er vor 1775 sicher nichts gewußt hat. Er soll gesagt haben: „meinen Faust holt der Teufel, ich will Goethes seinen holen!“ Dieses geflügelte Wort hat Engel in Berlin dem Wiener Hofschauspieler Müller erzählt, der es in seiner Biographie wiederholt, und A. Roberstein hat es in einem Aufsatz über „Lessings Faust“ (im Weimariſchen Jahrbuch von 1855) von Neuem erwähnt. Engel gab es als eine Befräftigung, daß Lessing seinen Faust sicher herausgeben würde, sobald der Goethe'sche Faust erschienen sei. Ich weiß nicht, ob Engel zu den Ristengläubigen gehörte. Aber er wußte ja, denn die Welt hat es von Blankenburg und ihm erfahren, daß den Lessing'schen Faust der Teufel nicht holt. Wie also konnte er jene Aeußerung, wenn sie Lessing wirklich gethan hat, ernsthaft nehmen? Er hätte in dem Worte: „meinen Faust holt der Teufel!“ einen ganz anderen Sinn wittern sollen. Und was hat Lessing der Kritiker nicht Alles geholt! Ich höre in dem Worte: „ich will Goethes seinen holen!“ nicht den Dichter drohen, sondern den Kritiker.

9. Wir haben über Lessings Faust noch zwei Berichte, beide nach dem Tode des Dichters erschienen. Der erste ist ein Schreiben des Hauptmanns v. Blankenburg in Leipzig vom 17. Mai 1784 „über Lessings verloren gegangenen Faust“, in Archonholz' „Literatur und Völkerrunde“; der zweite ein Brief des Professors Engel in Berlin an Lessings Bruder, von diesem veröffentlicht im „Theatralischen Nachlaß“ zugleich mit Lessings Entwurf (1786). Beide schildern den Prolog.

Blankenburg erzählt, daß in jener nächtlichen Versammlung der Höllengeister, die Verderben brüten, einer der letzteren dem Satan berichtet, er habe einen Mann auf Erden gefunden, dem nicht beizukommen sei, er habe keine Leidenschaft, keine Schwachheit, nur einen Trieb und eine Neigung: einen unausslöschlichen Durst nach Wahrheit und Erkenntniß. „Dann ist er mein!“ ruft der Oberste der Teufel, „und auf immer mein und sicherer mein, als bei jeder anderen Leidenschaft!“ Nun erhält Mephistophiles Auftrag und Anweisung, wie er es anzufangen habe, um den Faust zu fangen. In den folgenden Acten beginnt und vollendet er dem Scheine nach sein Werk. Hier kann ich keinen bestimmten Punkt angeben. Genug, die höllischen Heerschaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; sie stimmen im fünften Act Triumphlieder an. Da unterbricht sie eine himmlische Erscheinung. „Triumphirt nicht!“ ruft ihnen der Engel zu, „ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft

gesiegt, die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr sahet und jezt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom.“ So weit Blankenburg, dessen eingestreute schale Bemerkungen ich weglasse. Wir hören nicht die Analyse eines Stückes, sondern nur die eines Planes. Er selbst sagt von den folgenden Acten: „Hier kann ich keinen bestimmten Punkt angeben.“

Geschidter ist Engels Bericht. „Von Lessings Faust, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieses und jenes; wenigstens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der ersten Scene und der letzten Hauptwendung derselben.“ Er spricht also nur von dem Prolog, dessen Schauplatz hier nicht blos „ein alter Dom“, sondern „eine zerstörte gothische Kirche“ ist. „Zerstörung der Werke Gottes ist Satans Wollust.“ Die Scene selbst schildert Engel in dramatischer Form. Der erste Teufel hat die Hütte eines Armen* zerstört, der zweite eine Flotte mit Wucherern vernichtet, der dritte die Unschuld eines Mädchens mit wollüstigen Traumbildern vergiftet, der vierte hat nichts gethan, nur einen Gedanken gehabt, teuflischer als die Thaten der anderen, er will Gott seinen Liebling rauben: einen denkenden einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben, nur für sie athmend, jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit; der Verführer habe ihn umschlichen, aber nirgends eine Schwäche gefunden, wobei er ihn fassen könnte. „Hat er nicht Wißbegierde?“ ruft der Satan, und wie der Teufel antwortet: „mehr als ein Sterblicher!“ ist er seiner Sache gewiß. „Ueberlaß ihn mir, das ist genug zum Verderben.“ Alle Teufel sollen ihm helfen, dieses Meisterstück satanischer Macht und List auszuführen. Da ruft eine Stimme aus der Höhe: „Ihr sollt nicht siegen.“ „So sonderbar, wie der Entwurf dieser ersten Scene,“ fährt Engel fort, „ist der Entwurf des ganzen Stückes. Die Verführung geschieht an einem Phantom, das der schlafende wirkliche Faust als Traumgesicht schaut. Die Teufel sind getäuscht, der erwachte Faust gewarnt und belehrt. Unser Berichterstatter schließt mit den Worten: „Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anspinnen und fortführen, müssen Sie keine Nachricht von mir erwarten; ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt, aber wirklich liegt alles, was mir davon vorschwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder an's Licht zu ziehen.“

Nach alle dem scheint Engel das Lessing'sche Werk nicht aus der Handschrift, sondern nur aus mündlichen Schilderungen des Dichters gekannt zu haben.*) Die Erinnerung ist verblaßt. Von der Ausführung

*) In den Biographien Lessings und Engels, soweit mir dieselben bekannt sind, findet sich jeztlicher Weise gar nichts über den Verkehr beider Männer,

weiß weder er noch Blankenburg etwas Bestimmtes. Ihre Berichte beschränken sich im Wesentlichen auf das Vorspiel und stimmen in den Hauptzügen mit dem von Lessings Hand hinterlassenen Entwurf so sichtbar überein, daß sie für glaubwürdig gelten dürfen. In zwei Punkten geben sie mehr als der authentische Entwurf verräth: daß in dieser Fausttragödie die Hölle nicht siegt, vielmehr durch ein Phantom getäuscht wird. Nach Blankenburg fällt die Entscheidung an das Ende des Stückes, nach Engel wird sie schon am Schluß des Vorspiels verkündet. In dieser Idee liegt die Erhöhung und Umdichtung des Faustmythus, die Goethe aufnahm und zum Thema seiner zweiten Faustdichtung machte; es war neun Jahre nach der Herausgabe von Lessings Entwurf und Engels Bericht. Ich zweifle nicht, daß Goethe seinen großen Vorgänger auch an dieser Stelle gekannt und vor Augen gehabt hat, obgleich kein Beugniß darüber vorliegt, daß Lessings Prolog auf den Goethe'schen eingewirkt.

10. Die Idee der Rettung Fausts ist ohne Zweifel echt lessingisch, auch wenn sie nicht mit seinen eigenen Worten bezeugt ist. Sie liegt in seinem Entwurf. Faust soll durch seine zu große Wißbegierde gestürzt werden, nur durch diese, darauf allein gründet der Teufel seinen Plan. Dies war schon eine Abweichung von der Volksfage, eine solche Abweichung, wie sie Lessing machen mußte. Er ergriff den Faust der Volksfage an dem Zuge, der ihm der geistesverwandteste war. Schon in dem Vorspiel erkennen wir einen Lessing'schen Faust. Dieser Faust beschwört zuerst den Aristoteles, wie Lessing selbst in seiner Dramaturgie! Dieser Faust wählt zu seinem Diener den Höllengeist, der so schnell ist, wie der Uebergang vom Guten zum Bösen, gleichsam den Dämon des Sündenfalls. Wir hören aus seinen Worten, wie tief er die Macht des

nach Ort, Zeit und Art. Ich kenne kein Zeichen ihrer Correspondenz, ausgenommen ein einziges Briefchen Lessings an Engel (vom 16. Juni 1776), das Leisewitz überbrachte. Es wäre doch der Mühe werth, diesen Punkt einmal aufzuklären. Wann machte Lessing unserem Berichterstatter jene Mittheilungen über verschiedene theatralesche Pläne, insbesondere über den des Faust? Engel, zwölf Jahre jünger als Lessing, kam nach Leipzig, als Lessing von Breslau nach Berlin ging (1765), und er kam nach Berlin in einem Zeitpunkte (1776), nach welchem Lessing diese Stadt nicht wieder sah. Auf seiner Reise nach Wien hat Lessing im Februar 1775 Leipzig berührt und dort einen kleinen Aufenthalt gemacht. Wenn damals (elf Jahre vor Engels Bericht) jene mündlichen Mittheilungen über den Faust stattfanden, so ist zu schließen, daß Lessing die Handschriften gar nicht bei sich hatte und mit sich führte. Ich weiß für einen Besuch Lessings bei Engel nach Zeit und Ort keine andere Gelegenheit ausfindig zu machen. Für einen Besuch Engels bei Lessing fehlen mir die Data. Zusammengelebt in demselben Ort haben sie nie. Das Verhältniß beider Männer, das schon wegen des Faust eine literarische Denkwürdigkeit hat, bedarf einer Untersuchung.

Bösen kennt, er hat sie erfahren, was braucht er sie noch zu erfahren? Daß er aus eigener Wahl und Kraft dem Basilisken in's Auge schaut, ist seine Macht über den Basilisken. Der Geist der Wißbegierde, gegenübergestellt dem Dämon der Sünde: so offenbar dachte sich Lessing den Gegensatz, aus dem nimmermehr der Triumph des Satans werden sollte.

Hier aber entstand die Collision zwischen der Anlage und dem Ziel der Fausttragödie; hier mußte sich der Lessing'sche Faust von dem der Volksfage scheiden und dieser herabsinken zu einem Phantom. Der Faust, den die Teufel verführen und erbeuten, ist nicht der wahre, ächte, nach Wahrheit ringende Faust, sondern dessen Schatten und Scheinbild. Die ganze diabolische Tragödie wird zur Phantasmagorie, die der wahre Faust wie in einer Betäubung, in einem Traume erlebt. Dieser abenteuerliche, den Weltbegierden hingeebene und in den Abgrund getriebene Lebensgang ist „das Leben ein Traum“, angewendet auf den Faust! Ich glaube gern, daß Lessing eine solche Idee hatte und finde sie seiner ganz würdig. Unsere Berichterstatter waren nicht die Leute, einer solchen Idee auf den Grund zu sehen. Aber daraus ließ sich weder ein bürgerliches Trauerspiel, noch überhaupt ein dramatisches Kunstwerk lösen, denn der wirkliche Faust handelt hier so gut wie gar nicht. Eine solche Anlage hatte der erste Faust, den Lessing verließ. Er unternahm einen zweiten, der eine lebendige und active Fausttragödie werden sollte, worin die verführerischen Mächte irdisch und menschlich gefaßt waren. Wie dieser zweite Faust ausfiel und wie weit er gediehen, davon weiß ich nichts und kenne keinen, der etwas davon weiß.

Es ist eine höchst interessante und bedeutungsvolle Thatsache, daß auch der Goethe'sche „Faust“ in zwei verschiedene Dichtungen zerfällt, deren erste aus demselben Grundgedanken entspringt, den Lessing bei seiner zweiten hatte, und deren zweite denselben Grundgedanken ergreift, von dem Lessing in seiner ersten ausging.

Ich glaube, daß meine Erklärung mit allem übereinstimmt, was wir von und über Lessings Faust aus literarischen Zeugnissen erfahren, deren ich jedes an den Ort, der ihm aus kritischen und historischen Gründen zukommt, gestellt und dort gewürdigt habe.

III.

Nun überrascht mich die Kunde, daß Lessings „zweiter Faust“ aller Wahrscheinlichkeit nach entdeckt, die dunkelste Gegend Lessing'scher Dichtung plötzlich erhellt und alle Welt glücklich in den Stand gesetzt sei, sich über diesen „Faust ohne alle Teufelei“ genau zu unterrichten.

Zuerst muß man den Rüstenglauben beschwören, der sich in die Sagen Geschichte von Lessings Faust völlig eingenistet hat; dann läßt

man die Geschichte einer verlorenen und wiedergefundenen Handschrift geschehen, die sich in der Welt schon oft zugetragen; endlich gibt man zu, daß der Lessing'sche Text allerhand Veränderungen erfahren, schon um das gestohlene Gut klüglich zu verhehlen.

Darf man fragen, was unverändert geblieben? Wer steht dafür, daß man dem Ring einen anderen Stein eingesetzt und diesem Stein eine andere Fassung gegeben, daß aus dem Diamant am Ende Glas, aus dem Gold Blech geworden? Oder soll der Ring so aussehen, wie der in der Fabel, „daß selbst der Vater seinen Musterring nicht unterscheiden kann“?

Ist, wie der Bruder meint, mit der Kiste alles verloren gegangen, was Lessing über den Faust gearbeitet, warum blieben die Entwürfe zurück, die sich im Nachlaß fanden? Warum ist mit dem zweiten Faust nicht auch der erste zum Vorschein gekommen? Wo soll dieser geblieben sein? Müßige Fragen! Seien wir froh, daß wir den zweiten besitzen, es hat ein Jahrhundert gebauert und dem Finder Mühe genug gekostet.

Die erste „Spur von Lessings Faust“ brachte im October 1875 das Wiener illustrierte Musik- und Theaterjournal: es war die Entdeckung jenes alten Theaterkalenders von 1779, worin die beiden schon angeführten Notizen zu lesen sind, daß jemand mit „Mephistopheles in Lessings Johann Faust“ debutirt habe, und ein allegorisches Drama „Johann Faust“ ohne Namen des Verfassers zu München 1775 erschienen sei. Mit der Auffindung dieses Stückes durch R. Engel hat sich nun die Entdeckung vollendet.

Dem Stücke voran geht ein „Vorbericht“, unterzeichnet „Der Verfasser“. Der Anonymus gedenkt der alttheatralischen Gewohnheit, „allegorische Figuren zu bekörpern“, er wolle nicht „die glänzenden Beispiele eines Shakespeare und Voltaire durch Geistererscheinungen nachahmen“, er erteilt der Dichtung „das erhabene Vorrecht, sich in die Grenzen des Unmöglichen zu schwingen“, er schreibt „Melanchton“ und nennt ihn einen „Geschichtschreiber“. Er versteht die Kunst, Lessing zu verheimlichen; er muß thun, als ob er die Hamburger Dramaturgie nie gelesen habe, worin „dem glänzenden Beispiele Voltaires“ der Vorrang gemacht wurde und namentlich die Geistererscheinungen eines Voltaire so schlecht wegkamen im Gegensatz zu den Geistererscheinungen eines Shakespeare: der Geist des Minus im Gegensatz zu dem des Hamlet! Mit einem Wort, der Verfasser redet Blech, damit ja niemand merkt, daß er Lessing'sches Gold in den Händen hat.

Es ist keine Kleinigkeit, Lessing, dieses Muster unserer sprachlichen Correctheit, in den Sack zu stecken. Wer wird hinter schwülstigen Phrasen, schlechten Provinzialismen, unlogischen und fehlerhaften Ausdrücken, hinter Wendungen, wie „vergeß er nicht auf mich“ (S. 6), „vergiß nicht auf dich selbst“ (S. 13), „er läßt euch über eure Zukunft zittern“ (S. 15) u. s. f., den ersten Stilisten Deutschlands vermuthen?

Hier ist die Fabel des Dramas, soweit bei diesem Stücke von einer Fabel und von einem Drama die Rede sein kann.

Faust, der Sohn armer Eltern, die Theodor und Elisabeth heißen, selbst ein gutmüthiges aber ganz willensschwaches Subject, hat aus Vergnügungssucht und keinem anderen Grunde einen Bund auf zwanzig Jahre mit dem Höllegeist Mephistopheles geschlossen, einem „der gefallen Geisterchen“, die unter den Menschen Verderben anstiften und dadurch Gott bekämpfen wollen. Ihm gegenüber steht Ithuriel, der gute Engel, der vom Himmel herabgestiegen ist, um den Faust zu bekehren und zu retten. In der Hölle des Ueberflusses und der Pracht hat Faust in seinem Palast mit seiner geliebten Helena, die ihm einen Sohn Eduard geboren, und mit seinem Kammerdiener Wagner die lustigen Jahre als Wollüstling verschwelgt bis auf die Reige. Die letzten Tage sind da und jetzt soll die Nagelprobe gemacht werden. So beginnt das Stück.

Durch die Zaubermittel des Mephistopheles sind alle seine Wünsche erfüllt worden. Niemand weiß von seinem geheimen und verderblichen Bunde, außer der gute Ithuriel. Indessen steht Faust bei dem Publikum im Geruch eines Hexenmeisters, bei dem allerhand Zaubermittel zu haben sind. Dabei macht der Kammerdiener seine Ernte. Donnereschlag sucht ein solches Mittel gegen die Lähmung, die ihm eine eifersüchtige Geliebte angeheft habe, vermuthlich nicht durch die Eifersucht, sondern durch die Liebe; er heißt „Donnereschlag“, weil er poltert und den Schlag zu befürchten hat. Man nennt das „eine allegorische Figur“! Spuraus, „ein gekrönter Poet und Pedant“, wie es im Personenverzeichnis heißt, ist selbst eifersüchtig und wünscht ein Zaubermittel, um unsichtbar die Geliebte zu behorchen. Diese Geliebte, Namens Emilie, eine alte Schachtel, mit der Brille auf der Nase, hat sich weißmachen lassen, sie werde ein gekröntes Haupt heirathen, eine Prophezeiung, die ihr Wagner gewünschtermaßen bestätigt, da er eben hört, Spuraus sei poeta laureatus. Alles überaus geistreich, echt lessingisch! Die allegorische Bedeutung von Spuraus und Emilie ist so tief, daß sie unergründlich ist.

Fausts Stimmung ist gedrückt und trift, wie es nach zwanzig Jahren der Schwelgerei und bei der angenehmen Aussicht auf das nah bevorstehende Ende nicht anders sein kann. Es geht mit ihm wie mit „omne animal“. Zwar bildet er sich ein, die Zaubermittel seines höllischen Vertrauten nur zum Guten angewendet zu haben, doch dieser belehrt ihn eines Schlimmeren. Alle seine Handlungen waren Thorheiten; die Uebelthat hat sich in Wohlthat, die Wohlthaten sämmtlich haben sich in Uebelthaten verkehrt. Aus Nachsucht hat er einen Reichen in Armuth und Elend gestürzt, aber die Armuth hat den Mann gut und glücklich gemacht, darum heißt er auch „Friedreich“. Umgekehrt hat er einen armen Teufel Millionär werden lassen, der sich jetzt als Wucherer, Geizhals und Betrüger vor ihm aufspielt, sein Name sagt genug wohl schon: Silber-

geiz. Aber Faust kann durch höheren Beistand die Leute nicht bloß arm und reich machen, sondern ihnen auch persönliche Eigenschaften, Tugenden und Stellungen anzaubern. So hat er durch die Gabe der Schönheit ein kokettes Frauenzimmer geschaffen, die dreißig Liebhaber zu verwalten hat, durch die der Tapirker ein grausamen Wütherich, durch den ersten Platz am Hofe des Fürsten einen nur für sich und seine Stellung besorgten Günstling, und der arme Bogenschreiber, den er zum glänzenden Advocaten gemacht, ist der unredlichste Rabulist geworden, der seinen Klienten nichts Besseres zu rathen weiß als den Meineid. Die Namen sind äußerst sinnvoll gewählt: Gräfin Schönheitlieb, Kaufgern, Graf Sorgenvoll (weil er besorgt ist) und Waisenplag. Diese allegorischen Lumpen erscheinen auf den Wink des Mephistopheles und reden frisch von der Leber weg, da jeder in Faust seinen Vertrauten zu sehen meint. Die Verwandlung geschieht im Umsehen. Faust muß bei dieser Gelegenheit auch die Gestalt der gräßlichen Kammerjungfer Lisette passiren!

Solches Zeug, das sonst nur in den elendesten Zauberpossen Mode war, wollte unser wiederaufgefundener Lessing einführen in die bürgerliche Tragödie! Das ist der Faust ohne alle Zauberei und Teufelei! Doch ich vergesse immer, daß es ja der gestohlene Lessing ist, der verstoßen im Sack steckt. Der Vorbericht, die elende Sprache, die albernen Zaubereien, die kindischen Allegorien gehören eben zum Sack. Je gröber das Zeug, je garstiger die Sackleinwand, sie ist noch garstiger als Fallstaffs Hemden, um so feiner der Schlaupkopf von Verfasser, der die Kunst des Fehlers zu üben hatte.

Endlich öffne ich den Sack, auf den Inhalt begierig. Ich will jetzt nicht Lessings Testament, sondern das ihm gestohlene Stück!

Ithuriel und Mephistopheles kämpfen um Fausts Seele. So oft sie zusammentreffen, gibt es allemal eine heftige Scene, worin jeder den andern so schlecht macht als er kann und immer wiederholt, was er schon gesagt hat. Im ersten Act redet Ithuriel dem Faust gut zu, unterhält ihn von Freiheit und Unsterblichkeit und bringt ihn zu dem Entschluß, sich von der geliebten Helena zu trennen. Warum gerade von dieser, ist nicht einzusehen, da man, wie der Verlauf zeigt, sie mitbessern könnte. Aber was weiß ich von der Pädagogik der Engel! Gleich darauf erscheint die geliebte Helena und stößt den eben gefaßten Entschluß wieder um. Es bleibt alles beim Alten. Nur denke man bei dieser Helena ja nicht an etwas Griechisches, ihre einzige griechische Eigenschaft besteht darin, daß sie schlechtes Deutsch spricht. Der erste Act ist aus.

Der zweite Act beginnt wieder mit einer Zankscene zwischen der himmlischen und höllischen Excellenz. Dann werden die allegorischen Lumpen ausgepackt, die wir schon kennen. Faust bedarf einiger Zerstreuung und läßt sich vom Kammerdiener etwas auf der Harfe vorspielen, wobei der Kammerdiener auch singt. Der zweite Act ist aus.

Im dritten Act seufzt Faust, läßt sich aber das Essen schmecken. Mephistopheles kommt mit schwerem Geschütz, einer Schaar „schöner Mädchen“, die aber dem Kammerdiener besser gefallen als dem Herrn, der seine trübe Empfindung nicht los wird. Dagegen bringt Ithuriel auch schweres Geschütz: Fausts bekümmerte Eltern, Theodor und Elisabeth, die der Kammerdiener im ersten Act weggelogen hat. Das Diner wird gestört, die Verführung macht sich aus dem Staube, und es kommt zuletzt zu einer recht ernsthaften Familienscene. Der Alte liebt den Sohn die Leviten, Mutter auch, beide verwünschen ihn, werden aber weich, wie der Sohn zu ihren Füßen Besserung gelobt. Vater weint, Mutter auch. Da kehrt Mephistopheles zurück, mit ihm Helena, ihren Sohn Eduard an der Hand, den sie auf der Stelle zu ermorden droht, wenn Faust ihr nicht treu bleibe. Vater flucht, Mutter weint. Faust ist wirklich in einer prekären Lage, er sucht allen Theilen gerecht zu werden, indem er den Vater lieben und die Helena behalten will. Wiederum bleibt alles beim Alten. Mephistopheles sinnt auf „neues Vergnügen“, das er dem Faust machen müsse. Der dritte Act ist aus.

Mit diesem Vergnügen beginnt der vierte. Es ist ein „Ballet, der Zauberpalast der Liebe“, worin Amor und Venus die Hauptrollen spielen und alle Personen sich einmal in „rasender Stellung“ befinden. Die Stellung ist rasend, die Gruppen bewegt! Alles fein allegorisch. Doch fehlt es nicht an dem mene tekel. In „goldenen Buchstaben“ erscheinen die finstern Worte: „Faust, es wird Abend!“ Nun will der erschreckte Faust dem Ithuriel folgen, aber — erst morgen. Die Alten kehren zurück, damit der Sohn umkehre, sie liegen vor ihm auf den Knien und weinen beide. Helena will die Hütte der Armuth mit ihm theilen, sie redet als treue Gattin, und man begreift nicht, warum sie drei Acte lang Noth gemacht hat. Endlich muß ein Ruck in die Geschichte kommen, das Idyll kann los gehen. Wir erwarten, daß Vater, Mutter, Sohn, Schwiegertochter und Enkel sich zu einem frugalen Frühstück setzen, wobei Ithuriel das Tischgebet verrichtet. Aber der Enkel Eduard fehlt. Der arme Junge ist in den Händen des Mephistopheles, der ihn als „Geißel“ festhält, die schöne Familienscene unterbricht und feierlich erklärt, die Zeit des Bundes sei um, der Vertrag abgelaufen, Faust die wohl erworbene Beute der Hölle. Jetzt machen sich die Alten davon, Faust wünscht einige Zeit zur Ueberlegung, man weiß nicht, was die Ueberlegung helfen soll, aber er geht ab, nur Helena bleibt und legt sich auf's Bitten. Mephistopheles verspricht ihr die Rettung des Geliebten und den Sohn als Agio, unter der Bedingung, daß sie den Vater, den guten alten Theodor, im Schlaf tödtet, was ihr natürlich einige Skrupel verursacht. Vorher hat sie etwas Medea gespielt, jetzt soll sie etwas Lady Macbeth spielen. Man merkt, der Verfasser hat theatrale Reminiscenzen. Es folgt eine sehr gerührte Scene zwischen Faust und Helena, die mit den tiefgefühlten Worten der

letzteren beginnt: „Ich liege an Deinem Busen, ich wasche Dich mit meinen Thränen!“ Vielleicht verrathen diese letzten Worte auch Reinechtigkeitsgefühl. Sie ist entschlossen, den Geliebten zu retten, was so viel bedeutet, als den Alten abzurufen. Zuletzt nimmt der gewaschene Faust wehmüthigen Abschied von seinem Kammerdiener, der auch wehmüthig gestimmt wird, womit der vierte Act endet.

Im fünften Act fallen die Leute wie die Fliegen. Mephistopheles schlägt mit einer Klappe nicht bloß zwei, sondern drei. Der alte Faust hat ihn erboht, weil er den Sohn fast befehrt hätte, er muß umkommen: das ist Nr. 1. Helena dient nur der Rache des Teufels, während sie glaubt, zum Besten des Geliebten zu handeln, sie wird durch Betrug zum Mord, durch die Enttäuschung zum Selbstmord getrieben und hoffentlich die Beute der Hölle: dieser kleine Nebengewinn ist Nr. 2. Faust selbst ist die dritte Fliege. Mephistopheles ersucht ihn, sich mit eigener Hand aus der Welt zu schaffen, und gönnt ihm die Wahl zwischen Schwert, Dolch, Gift und Strick. Er vergiftet sich und scheidet sterbend, wie die Geliebte seinen Vater umbringt. Uebrigens leben alle drei so lange, daß der Vater noch Zeit hat, den Sohn und die Mörderin zu segnen und Gott um Erbarmen zu flehen, in welches Gebet Faust einstimmt. In diesem erbaulichen Moment schlägt die Mitternachtsstunde, die Posaune des Gerichts ertönt oder, wie sich der Verfasser tragisch ausdrückt, sie „röchelt“, Mephistopheles erscheint im Höllenkostüm, Ithuriel in glänzender Himmelsgestalt, beide mit Cortège, und der gute Engel verkündet, daß Gott gerichtet und in seiner Barmherzigkeit verziehen habe. Ende gut, alles gut! würde ich sagen, wenn nicht Mephistopheles die Sache so ernsthaft nähme, daß er mit seinem ganzen Gefolge zu Boden stürzt. Ich will ihn aufrichten. Er theile sich mit seinem himmlischen Antipoden brüderlich in den Faust, lasse jenem die Seele und begnüge sich mit dem Leib. Es gab hier in Süddeutschland vor Jahren einen Schulrektor, der in einer feierlichen Rede das mir unvergeßliche Wort aussprach: „Der Körper ist der edelste Theil des Menschen nach der Seele!“

IV.

Ich habe den Sack geleert bis auf den Grund und nichts gefunden als — Säcke, angefüllt mit Stroh!

Wo ist die bürgerliche Tragödie? Soll die Civilisirung etwa darin bestehen, daß man aus dem Famulus einen Kammerdiener gemacht hat? Die Strohpuppe, die hier als „Johann Faust“ figurirt, braucht keinen Famulus; in dem Palast, den diese Strohpuppe bewohnt, ist auch nicht ein Winkelschen von Studirzimmer. Der Grundzug des Lessing'schen Faust ist die Wißbegierde; diesen Zug hat Lessing so sehr zur Hauptsache gemacht, daß er in dem Charakter seines Faust ihn allein

erleuchtet. Er wußte, warum. Kein Zweifel, daß in diesem Zuge sein zweiter Faust dem ersten gleich war. Und diesen Grundcharakter hat der Verfasser unseres Stückes so gründlich verschwiegen, daß er ihn auch nicht mit einem leisen Wörtchen verräth, auch nicht von fern ahnen läßt, vielmehr wendet er zur Verheimlichung desselben das positivste Mittel an und macht aus seinem Faust einen — Strohkopf. Nun rathe noch jemand auf Lessing!

Wo ist die versprochene Tragödie „ohne alle Teufelei“? Das spukt ja von oben bis unten das ganze Stück hindurch. Soll etwa der Kniff darin bestehen, daß Engel und Teufel fünf Acte lang incognito herumlaufen, wie weiland Prinzen und Minister in der Komödie, und erst am Ende den Ueberzieher aufknöpfen und auf ihren Orden zeigen?

Das Stück ist freilich ein Unicum; es ist in der Faustliteratur einzig in seiner Art, es ist der einzige Faust, der gar keiner ist, der auch nicht ein Stäubchen von dem hat, was man faustisch nennt. Wäre dieser Johann Faust anonym, wie sein Verfasser, so würde bei einer solchen Figur und einem solchen Stücke der Name Faust selbst seinem Herausgeber nicht einfallen. Und ihm konnte beikommen, daß Lessing der Verfasser sei, der muthmaßliche? Daß in diesem Strohsack Lessings zweiter Faust stecke? Und es gibt Zeitschriften, die bei diesem Wechselbalg, den man Lessing unterschieben möchte, Gebatter stehen! Schlimm genug, daß in Deutschland fast ein Jahrhundert nach Lessings Tode eine solche Probe des Ungeschmacks und der Unkritik an den Tag treten kann, für deren Ableger Lessing nicht bloß umsonst, sondern gar nicht gelebt hat! Es scheint, Blankenburg hat sich geirrt. Er sagt in seinem bekannten Bericht: „Zu fürchten ist nicht, daß, wenn ein Anderer mit dieser verlorenen Feder sich sollte schmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde, denn was man von den Versen des Homer und den Ideen des Shakespeare sagt, gilt mit eben so vielem Recht von den Arbeiten Lessings, und der verloren gegangene Faust gehört zu diesen.“ Nein, er soll sich nicht geirrt haben!

Die äußeren Gründe, die den meisterhaften Schluß zu Wege gebracht, jenes Stück könne Lessings verlorener Faust sein, sind nicht um ein Haar besser, als die inneren. Im Jahre 1775 soll Lessings Faust abhanden gekommen sein, in demselben Jahre erscheint irgendwo ein anonym Faust, also ist dieser Anonymus muthmaßlich Lessing: das ist der Schluß, den man „eine Spur von Lessings Faust“ genannt hat! Warum nicht lieber umgekehrt schließen: wenn Lessings Faust, wie die Sage geht, zur Ostermesse 1775 in einer Kiste in Leipzig verborgen lag, so ist schwerlich anzunehmen, daß er in demselben Jahre in München gedruckt erschien?

Noch ich vergesse ja den Debutanten, der nach dem Theaterkalender „den Mephistopheles in Lessings Johann Faust“ gespielt haben soll. Diese Notiz hat man sich dergestalt zu Herzen gehen lassen, daß man den Kopf darüber verloren, den wirklichen Lessing ganz vergessen und den ersten

besten Johann Faust, der um die gleiche Zeit auf dem Büchermarkt erschien, für Lessings seinen angesehen hat. Herr Waldbherr, der Debutant aus dem Theaterkalender von 1779, ist das Irrlicht gewesen, dem man heutzutage nachgelaufen ist, im Wahne, Lessing auf der Spur zu sein, bis man richtig im Sumpf lag bis über die Ohren. Nun hält man den Sumpf für Lessing'sches Duellwasser.

Beiläufig sei bemerkt, daß Lessings Dichtung nicht „Johann Faust“ hieß, sondern „Dr. Faust“ und nie anders, wo immer davon geredet wird. Der Name Johann stammt aus den Volksbüchern und dem Volksschauspielen. Es könnte ja sein, daß in dem Volksschauspiel „Johann Faust“ die Scene der Geisterbeschwörung einmal nach Lessing gespielt wurde, und nun das ganze Ding auf dem Theaterzettel „Lessings Johann Faust“ hieß.

Aber seit wann gilt überhaupt der Theaterzettel einer Wander- und Winkeltruppe für eine literarhistorische Quelle? „Lessings Johann Faust“ wäre nicht die erste Lüge, die auf einem Theaterzettel gestanden.

Ich weiß nicht und habe gar kein Interesse, es zu ergründen, wer diesen „Johann Faust“ zusammengesubelt hat, aber ich habe mich bei der Lectüre nicht des Eindrucks erwehren können, daß der Verfasser eine Mischung war aus Literat und Komödiant, ein davongelaufener Student, der anfang Theaterstücke zu schreiben und mit Winkelschauspielern zu vagabondiren. Das Thema vom Faust lag in der Luft, unser Mann wußte, daß man von Lessing eine Fausttragödie mit großer Spannung erwartete; er machte seinen Erstlingsversuch im Drama und schrieb einen „Johann Faust“, er wollte auch einen Erstlingsversuch auf der Bühne machen und debutirte in Dunkelbühl oder sonstwo mit seinem eigenen Mephistopheles; der Mann war Gründer in seiner Art und hielt es für ebenso profitabel als sicher, auf dem Theaterzettel in Dunkelbühl die kleine Fälschung auszuposaunen: „Lessings Johann Faust“. Auf ähnliche Art sind in der Literatur zahllose Fälschungen entstanden.

Wie wäre es, wenn unser Mann „Waldbherr“ geheißen? So hätten unsere heutigen Lessingspürer wenigstens darin eine feine Nase gehabt, daß sie zwischen dem Johann Faust, worin der Debutant den Mephistopheles spielte, und jenem anonymen Stück, das 1775 in München erschien, eine geheime Beziehung herausgewittert. Ich würde ihnen diesen Triumph gönnen.

Mein Geschichtchen ist gleich zu Ende. Der wackere Theaterkalender bringt noch eine artige Notiz: „Herr Waldbherr muß nicht gefallen haben, denn er verließ noch in demselben Jahr die Gesellschaft.“ Vielleicht ging er nach München und ließ sein verkanntes Stück drucken. Das Publikum hatte ihn und seinen Johann Faust ausgepiffen. Braves Publikum! Ich pfeife auch.



Ferdinand Lassalles letzte Rede.

Eine persönliche Erinnerung.

Von

Paul Lindau.

Die Umstände, unter denen ich Lassalles persönliche Bekanntschaft gemacht habe, sind sehr einfache und natürliche. Ich war im Jahre 1864 Redacteur der „Düsseldorfer Zeitung“. Eines Tages — es war in der letzten Woche des heißen Monats Juni — besuchte mich in der kleinen Redactionsstube der Grabenstraße ein Kaufmann L., der Bevollmächtigte der socialdemokratischen Arbeiterpartei für Düsseldorf, und theilte mir mit, daß Lassalle in den nächsten Tagen dort eintreffen werde, um seine Vertheidigung vor den Richtern zweiter Instanz selbst zu führen. Lassalle war bekanntlich wegen Veröffentlichung der Rede, die er in den Versammlungen des allgemeinen deutschen Arbeitervereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf im Herbst des Vorjahres 1863 gehalten hatte, von der ersten Instanz zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt worden. Er und der Staatsanwalt, der das höchste Strafmaß von zwei Jahren beantragt hatte, hatten gegen dieses Erkenntniß Berufung eingelegt, und die Verhandlungen der zweiten Instanz waren auf den 27. Juni vor der Düsseldorfer correctionellen Appellkammer anberaumt worden. Der Bevollmächtigte legte mir gelegentlich der Mittheilung über Lassalles bevorstehende Ankunft ein Schreiben Heinrich Heines vor, in welchem sich der Dichter des „Romancero“ in wahrhaft begeisterter Weise über den jungen hochbegabten Ferdinand Lassalle ausspricht. Er fügte hinzu, daß die Veröffentlichung dieses Briefes in der „Düsseldorfer Zeitung“ dem von allen liberalen Blättern auf das Heftigste angegriffenen Agitator unter den jetzigen Verhältnissen sicherlich angenehm und vielleicht auch nützlich sein würde; und da mein Liberalismus

nicht so weit ging, um die Bedeutung Ferdinand Lassalles zu leugnen und seine Verurtheilung als etwas Wünschenswerthes zu betrachten, ich es vielmehr für meine Nächstenpflicht hielt, der feindseligen Stimmung, die gegen den Verurtheilten vorherrschte, in diesem kritischen Augenblicke entgegenzuarbeiten, soweit eben meine geringen Kräfte reichten, so reproducirte ich zwei Tage vor dem Prozesse gleichzeitig mit der Mittheilung, daß Lassalle in Düsseldorf eingetroffen sei, den Heine'schen Empfehlungsbrief. Diese ganz objective Wiedergabe wurde mir, beiläufig bemerkt, von meinen liberalen Gefinnungsgeossen und von den andern rheinischen Blättern sehr verübelt.

Auf den Abend desselben Tages, 25. Juni, war eine Arbeiterversammlung in Obercassel, das Düsseldorf gegenüber auf der andern Rheinseite liegt, anberaumt. Lassalle hatte die Absicht, die Düsseldorfer Gemeinde zu begrüßen. In jene Versammlung begab ich mich, um über den Verlauf derselben Bericht zu erstatten. Dieselbe wurde, ich weiß nicht mehr aus welchen formellen Gründen, verboten. In Folge einer komischen Verwechslung wurde ich bei diesem Anlaß der Gegenstand einer ganz unverdienten Ovation. Ich hatte ungefähr Lassalles Größe, und der Zufall wollte es, daß wir beide hellgraue Sommerkberzieher und einen runden schwarzen Hut trugen. Ich war erst seit kurzer Zeit in Düsseldorf, und mich kannten nur Wenige. Als ich nun etwa um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr das Versammlungslocal betrat, wurde ich mit stürmischen Hochrufen, die gar kein Ende nehmen wollten, angejubelt. Im ersten Augenblicke war ich ganz verdußt; aber nach ganz kurzer Zeit durchschaute ich die Situation und mußte herzlich lachen. Der auf das Geschrei aus dem anstoßenden Zimmer herbeieilende Bevollmächtigte übernahm es, die Versammlung aufzuklären; „Herr Lassalle“, schrie er in die jubelnde Menge hinein, „befindet sich in dem benachbarten Locale und bittet Sie, um alle Störungen zu vermeiden, ruhig nach Hause zu gehen.“ Nun schlug der Jubel in unendliches Gelächter um, das sich noch verstärkte, als einer der Anwesenden, der mich zufällig kannte, ausrief: „Dat is ja de Dunnerkiel von de Döesseldorfer Zeitung!“ Die Versammlung löste sich bald in Folge des Befehls ihres Herrn und Meisters auf.

In dem an den Saal stoßenden Garten traf ich den Kaufmann L., und neben ihm stand Lassalle. Auch ihm hatte die närrische Verwechslung großen Spaß gemacht, so daß schon während der ersten begrüßenden Worte, die wir austauschten, eine recht gemüthliche, vergnügte Stimmung herrschte. Er dankte mir in überaus liebenswürdiger, fast überschwänglicher Weise dafür, daß ich die Thatsache seiner Ankunft in Düsseldorf nicht mit den gehässigen und hämischen Bemerkungen, an die er von Seiten der liberalen Presse gewöhnt wäre, sondern sogar mit einem Zeichen von wirklicher Sympathie gemeldet hätte.

Wir legten den Heimweg zusammen zurück. Unsere Unterhaltung

war gleich bei dieser ersten Begegnung eine so lebhafte, daß wir gar kein Ende finden konnten und das Quadrat des Karlsplatzes vielleicht vier-, fünfmal plaudernd umwandelten, bevor Vassalle in sein Hotel trat. Die Unterhaltung wurde übrigens fast einseitig geführt; ich ließ es mir an der Rolle des aufmerksamen Zuhörers genügen. Ein von mir discret dazwischen geworfenes Wort genügte auch schon, um Vassalle sofort zu einer längeren, übrigens immer interessanten und wohlgefügtten Gegenrede zu veranlassen. Er begleitete seine Worte mit sehr ausdrucksvollen, nur etwas zu unruhigen Geberden. Er blieb oft stehen und wechselte in seiner Rede häufig die Tonlage. Er pflegte die Sätze im hohen Tenor zu beginnen und im wohlklingenden Bariton zu beschließen. Er articulirte sehr scharf und sprach mit Aufmerksamkeit, aber den Schlesier konnte er doch nicht verleugnen. Beim Abschied drückte mir Vassalle die Hand wie einem guten Bekannten; wir verabredeten, am andern Tage zusammen zu speisen.

Als ich ihn am 26. Juni abholte, fand ich ihn in jener eigenthümlichen, wie mir scheinen will, recht unbequemen Lage, die die Amerikaner besonders lieben. Er hatte sich auf das Sopha ausgestreckt, der Kopf ruhte auf dem tiefen Sitze, während er die übergeschlagenen Beine gegen den Tisch stemmte, so daß die Füße höher lagen als der Kopf. In der Hand hielt er einen Blaustift und vor sich auf dem rechten Schenkel einige beschriebene Octavblätter. Es war das Concept seiner Rede, die er am andern Tage halten wollte, und die er nun noch einmal memorirte und verbesserte. Er knüpfte sofort an das Ende unserer fröhlichen Unterredung oder vielmehr seiner fröhlichen Rede von gestern den fröhlichen Anfang einer neuen an und sprach mit ungewöhnlicher Lebendigkeit von allem Möglichen, namentlich von einigen Deputationen, die er aus den benachbarten rheinischen Städten am Vormittag empfangen hatte, und von der Zukunft seiner Partei. Zu der letzteren gab er vor großes Vertrauen zu haben, während einige Aeußerungen über den gegenwärtigen Stand der Dinge, namentlich über die Mühseligkeiten seiner Agitation, über die anstrengenden Reisen und Reden, über die Unannehmlichkeit, alle möglichen Leute empfangen zu müssen, den leidigen Verkehr mit Nichtswissern und Schwätzern und besonders über die Behelligungen von Seiten der Behörden deutlich eine gewisse Verstimmung verriethen.

Wir hatten das Essen auf 1 Uhr verabredet, und kurz vor 1 Uhr war ich in seinem Zimmer erschienen. Während er mir seinen Vortrag hielt, hatte er Toilette gemacht — ich hatte ihn in einem ungewöhnlich eleganten, beinahe koketten modischen Morgennegligé angetroffen — inzwischen war es aber auch 2 Uhr geworden. Um 3 Uhr hatte ich mich bereits zum zehnten Male erhoben, um das Zeichen zum Aufbruche zu geben; aber Vassalle schien, während er sprach, für alles Nebenfächliche, als da ist: Zeit und Magen, das Verständniß gänzlich verloren zu haben. Er animirte sich immer mehr beim Sprechen, obgleich ich wenig that, um

diese Lebendigkeit zu schüren. Er durchmaß beständig das ziemlich große Zimmer und ging wol einige hundertmal von der Thür zum Fenster und vom Fenster zur Thür, unausgesetzt gesticulirend und den Kopf in eigenthümlichen Schwanckungen bald nach rechts, bald nach links bewegend, ihn bald senkend, bald aufrichtend. Alles was er sagte, hatte Hand und Fuß; aber so sehr mich der seltsame Mann auch fesselte, ich konnte doch nicht vergessen, daß ich seit zwei Stunden dem Mittagessen vergeblich entgegenstrebte. Es war etwa $\frac{1}{2}$ 4 Uhr, als ich mich endlich zu einer längeren Rede ermannte: „Herr Laffalle,“ sagte ich zu ihm, „ich habe einen furchtbaren Hunger.“

„Aber weshalb haben Sie denn das nicht schon längst gesagt?“ entgegnete er, indem er wiederum die ersten Worte in der gewöhnlichen Stimmlage hervorbrachte, bei dem Worte „längst“ in eine ungewöhnlich hohe Fistelstimme überschlug und das letzte Wort im tiefsten Bariton sprach.

Am demselben Tage machte ich auch die Bekanntschaft der Frau Gräfin Hapsfeld, die in demselben Hotel Domhardt eine Treppe tiefer wohnte. —

Der 27. Juni, der Tag der öffentlichen Gerichtsverhandlung, war sehr heiß. Schon in früher Morgenstunde hatten sich vor dem Gerichtsgebäude Hunderte von Neugierigen und Anhängern Laffalles aus dem Arbeiterstande angesammelt. Nur ein geringer Bruchtheil der Einlaß Heischenden konnte berücksichtigt werden, und eine halbe Stunde vor Beginn der Sitzung, die auf 9 Uhr anberaumt war, war der nicht große Zuschauerraum in dem dumpfen unsauberen Verhandlungszimmer des alten Gerichtsgebäudes so überfüllt, daß die Thüren geschlossen werden mußten. Mir war in meiner Eigenschaft als Berichterstatter durch den Präsidenten, Herrn Hellweg, in dem für die am Proceß Betheiligten reservirten Räume ein Platz angewiesen worden. Dieselbe Vergünstigung war der Frau Gräfin Hapsfeld zugestanden, die gerade neben mir saß und die Freundlichkeit hatte, während der langen Sitzung mir den unbeschränkten Gebrauch Ihres mit Eau de Cologne gefüllten Flacons zu gestatten. Diesem Samariterdienste habe ich es zu verdanken, daß ich diese Erinnerung an Laffalles letzte Rede hier niederschreiben kann; denn sonst hätte ich es in dem schwülen, lustleeren und drückend heißen Raume, in welchem die Ueberzahl von Menschen eine schwererträgliche Temperatur verbreitete, trotz Laffalle wahrscheinlich nicht ausgehalten.

Kurz vor 9 Uhr war Laffalle zur Stelle. Die Richter befanden sich noch im Vorbereitungszimmer, aber der Staatsanwalt war schon im Sitzungsfaale und unterhielt sich just mit dem Advokaten Laffalles, Herrn Bloem, als der Angeklagte eintrat.

Der Ausdruck des Entsetzens, der sich auf den Physiognomien der Beiden spiegelte, als sie Laffalle mit allem Zubehör erblickten, werde ich

nie vergessen. Lassalle, der aus Respect vor dem hohen Gerichtshof Wall-toilette angelegt hatte: Lacktiefel, Frack und weiße Cravatte, trug nämlich unter dem linken Arme eine so erhebliche Anzahl von Büchern aller Formate, wie dieser überhaupt zu fassen vermochte, und hinter ihm her leuchtete der Kaufmann L., der während des Düsseldorfer Aufenthaltes Lassalle die Dienste eines Famulus erwies, und der unter beiden Armen eine noch beträchtlichere Anzahl von Büchern heranschleppte. Es war eine Bibliothek, die Lassalle mit in den Sitzungsaal brachte. Ich hörte deutlich den Ausruf des Staatsprocurators, Herrn Nebe-Pflugstedt: „Um Gotteswillen!“ Eine gedämpfte Heiterkeit ging durch die ganze Versammlung. Auf Anordnung des Advokaten wurde ein Tisch hergerichtet, auf welchen Lassalle und sein Begleiter die verschiedenen Werke, Broschüren, Zeitungen, Schriftstücke &c. deponirten. Lassalle ordnete das ganze Material; er war mit dieser Vorarbeit gerade fertig, als der Gerichtshof eintrat.

Lassalle setzte sich auf die Anklagebank. Er richtete aber gleich nach Eröffnung der Sitzung an den Präsidenten das Ersuchen, ihm gestatten zu wollen, an dem hergerichteten Tische Platz zu nehmen, da er seine Vertheidigung selber führen wolle und dazu „einigen wissenschaftlichen Materials“ dringend benöthigt sei. Dies wurde ihm auch ohne Weiteres gewährt, und die Verhandlung nahm nun zunächst ihren gewöhnlichen Verlauf. Es vergingen zwei und eine halbe Stunde, bevor Lassalle das Wort zu seiner Vertheidigung erhalten konnte, da unter Anderem auch die angeklagte Rede wörtlich verlesen werden mußte, deren Lectüre allein ungefähr eine Stunde beanspruchte. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr begann das Plaidoyer Lassalles. Der Angeklagte sprach bis 1 Uhr; darauf wurde die Sitzung auf drei Stunden vertagt; er nahm seine Rede um 4 Uhr wieder auf und sprach bis $\frac{1}{2}$ 7, also vier volle Stunden.

Lassalles Vortrag machte durchaus den Eindruck der freien Rede, die allerdings vorher reiflich durchdacht und durch eine gedrungene schriftliche Disposition consolidirt sei. Er hielt in der rechten Hand eines der Octavblättchen, auf das er von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick warf, um dann eine längere Zeit anscheinend zu extemporiren. Er sprach mit musterhafter Deutlichkeit und mit großem rhetorischen Schwunge. Dieselbe Eigenheit, die ich schon in der Privatunterhaltung an ihm beobachtet hatte: das Herumspringen seines modulationsfähigen Organs in allen Stimmungen, zeigte sich auch hier und in noch verstärktem Maße. Sein Vortrag war im höchsten Grade wirksam, wenn auch nicht ganz frei vom Theatralischen. Für jede Stimmung, die er hervorrufen wollte, wußte er den richtigen Accent zu finden; aber Alles machte, gerade wie bei Gambetta, den Eindruck des sehr Beabsichtigten, vorher Studirten, zum mindesten vorher Probirten. Sei es, daß er spöttisch und ironisch über die ungenügenden Kenntnisse seiner Richter herzog, sei es, daß er das Pathos des eigenen Bewußtseins

anwandte und den Brustton der Ueberzeugung anschlug, oder durch den wehmüthigen Ausdruck seines Märtyrertums zu wirken suchte — trotz aller Bewunderung für die Schärfe der Gedanken, für die Knappheit und die Gewalt des Ausdrucks, für die hohe Beredtbarkeit wurde man den Eindruck des Schauspielerischen nicht recht los. Derselbe wurde noch verstärkt durch das lebhaftes Mienenspiel und durch die Gesten, mit welchen Laffalle den Vortrag begleitete.

Der Ausdruck seines Gesichts wechselte beständig. Bald spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund und er schloß halb mittheilend, halb verächtlich die Augen zur Hälfte; bald öffnete er sie in ihrer ganzen Weite, und drohende Blicke schossen zu den erhöhten Sitzen der Richter hinauf. Bald ließ er den Kopf in vernachlässigter Haltung hin und herschwanke — so z. B. wenn er die erheblichsten und schwierigsten wissenschaftlichen Feststellungen als etwas Nebensächliches, jedem Richter unbedingt Geläufiges erwähnte —, bald warf er den Kopf vornehm und kühn in den Nacken wie ein römischer Imperator.

Am meisten illustrirte er seine gesprochenen Gedanken durch die Handbewegungen. Hände und Arme waren in fast unausgesetzter Activität. Ruhig verhielt er sich nur bei den scharfen, rein juristischen Deductionen, für welche er die volle Aufmerksamkeit der Richter beanspruchen wollte; dann stützte er sich leicht mit der linken Hand auf den Tisch und verbarg die rechte, die immer eines der Octavblättchen hielt, hinter dem Tuch der tiefausgeschnittenen Weste. Galt es aber eine rhetorische Wirkung zu erzielen, so gesticulirte er mit der rechten in ganz merkwürdiger Weise. Da schnellte er den Arm nach vorn, als ob er bogen wollte, da zerhackte er mit dem zusammengekniffnen Blättchen die Luft, als ob er Zweiviertelтакт im Prestissimo schlug, da hob er wie drohend die Hand auf und suchte damit so leidenschaftlich, daß ihm mehrfach die geschriebenen Seiten entfielen und in langsamen Schwingungen zu Boden flatterten. Da dieser Effect sich zwei- oder dreimal und immer am Schluß eines Gefüges seiner Beweisführung wiederholte — so daß die Pause, die durch das Sammeln und Aufheben der Blätter nothwendig wurde, sehr erwünscht war —, so konnte ich mich dem Eindrucke, daß auch diese Wirkung eine beabsichtigte sei, nicht ganz verschließen.

Während der langen Rede wechselte Laffalle auch häufig seine Stellung. Mitunter lustwandelte er hinter dem mit Büchern bedeckten Tische auf und ab, bisweilen blieb er auch einige Minuten wie festgewurzelt stehen, um alsbald wieder einige Schritte zu machen und langsam den Richtern sich zu nähern. Diese vorschreitende Bewegung hatte er namentlich am Schluß seiner Rede; während der sehr effectvollen Sätze, mit denen er endete, rückte er allmählich ganz unmerklich vor, so daß er bei dem letzten Worte hart an den Stufen stand, die zu dem Podium des Tribunals hinauf führten. Den Schlußpassus sprach er mit so erhobener Stimme und mit

so lebhaften Bewegungen in die Richter hinein, daß sich der Präsident unwillkürlich etwas zurückbog.

Die Rede machte die tiefste Wirkung. Lassalles Advokat beschränkte sich auf wenige Worte. Der Staatsprocurator löste seine schwierige Aufgabe mit großem Geschick. Er sprach sehr kurz, sehr eindringlich und verzichtete vollkommen darauf, Lassalle mit den Waffen, die dieser geführt hatte: mit begeistertem Pathos, mit zündender Beredtsamkeit entgegenzutreten. Alle Zuhörer hatten die Ueberzeugung, daß Lassalle freigesprochen werden würde. Keiner war davon tiefer durchdrungen als der Angeklagte selbst.

Zum Glück hatte Lassalle sehr langsam gesprochen, und es war mir vermöge der sonderbaren Schnellschrift, die ich mir zu meinem Privatgebrauche als Kammerberichterstatter in früheren Jahren allmählich angeeignet hatte, gelungen, dem Vortrage mit den nur mir verständlichen Aufzeichnungen so zu folgen, daß ich im Stande war, mit Zuhülfenahme des unter dem Eindruck des Freischempfangenen noch besonders bereitwilligen Gedächtnisses den ungefähren Wortlaut nach dieser Niederschrift herzustellen. Nur an einigen Stellen, wo ich durch die interessante Persönlichkeit des Angeklagten von meiner Arbeit abgezogen war, machte mir die Redaction der Rede nach meinen Aufzeichnungen Schwierigkeiten. Um diese zu heben, wandte ich mich an Lassalle selbst. In der Zeitung hatte ich zunächst einen kurzen resumirenden Bericht gebracht und einen ausführlichen mir vorbehalten. Am andern Tage, am 28., ging ich zu Lassalle und bat ihn mir bei dem Berichte zu helfen. Ich las ihm vor, was ich geschrieben hatte; er änderte einige wenige Kleinigkeiten und füllte durch sein Dictat alle Lücken aus. Die Revision und die Nachträge erforderten immerhin noch mehrere Stunden. Ich saß als Secretär am Tische und schrieb nach dem Dictate Lassalles noch einige zwanzig Seiten, so daß der Bericht über die Rede allein 12—15 Spalten der Zeitung füllte. Lassalle dictirte wieder nach seiner Disposition, indem er beständig im Zimmer auf- und abschrift. Sein Dictat stimmte mit der am Tage vorher gehaltenen Rede bis auf die kleinste Wendung, bis auf's „und“, wie die Schauspieler sagen, genau überein. Es fiel mir auf, daß er auch jetzt, da sich das Auditorium auf meine Person allein beschränkte und er keinerlei rhetorische Wirkung zu erzielen brauchte, ganz dieselben Accente wählte wie in der öffentlichen Sitzung und an den betreffenden Stellen auch dieselben Bewegungen machte wie am Tage vorher.

Die wörtliche Uebereinstimmung dieses Dictates mit der vor den Richtern gehaltenen Rede legte mir die Vermuthung nahe, daß auf den Octavblättchen die Rede wörtlich aufgeschrieben sei, und daß diese nicht bloß, wie ich ursprünglich angenommen hatte, die Disposition dazu enthalte. Ich fragte ihn danach, und als Antwort reichte er mir seine Niederschrift hin mit dem Bemerken: „Sehen Sie sich das Ding genau an, es ist sehr praktisch! Sie können vielleicht einmal von dieser Art der Arbeit Gebrauch

machen. Wenn es Ihnen Spaß macht, mögen Sie es behalten; Sie haben sich ja genug gequält!"

Ich nahm das interessante Geschenk natürlich mit herzlichem Danke an, und auf diese Weise bin ich in den Besitz des Manuscriptes der letzten Rede Lassalles gekommen. Ein Vergleich desselben mit dem Wortlaute der gesprochenen Vertheidigung ist lehrreich und interessant. Das Manuscript umfaßt nur 21 ziemlich weit geschriebene Octavseiten und läßt sich in demselben Tempo, in welchem Lassalle sprach, bequem in 25 Minuten vorlesen. Lassalle hat, wie ich schon sagte, vier Stunden gesprochen; und gleichwol fehlt in dieser geschriebenen Redeskitze nicht nur kein Glied, es fehlt nicht ein einziges Wort, auf das es irgendwie ankommt, so daß ein Jeder, der die Rede gehört oder gelesen hat, im Stande ist, bis auf einige wenige Sätze am Schlusse nahezu den ungefüzten Wortlaut derselben nach dieser kurzen Aufzeichnung wieder herzustellen. Mit einem Worte: es ist eine geradezu meisterhafte Skizze!

Schon in dem Aeußerlichen erkennt man die gedankenvolle, systematische Anordnung dieses Vortrages. Die Rede ist von Anfang bis zu Ende eine Kritik des Urtheils der ersten Instanz und folgt diesem Urtheile Zug um Zug. Lassalle hat seine Entgegnung in eine große Anzahl von Haupt- und Nebengruppen, die sich wiederum zertheilen und abzweigen, zerlegt. Die Hauptgruppen bezeichnet er mit römischen Ziffern I, II u. s. w. Es sind deren acht, die zur Entkräftung eben so vieler Punkte im Urtheil der ersten Instanz dienen sollen. Die den Hauptrubriken der Entgegnung untergeordneten sind mit kleinen lateinischen Buchstaben a, b, c 2c. bezeichnet, und die Abzweigungen dieser untergeordneten Rubriken mit griechischen Buchstaben α , β , γ 2c. Weitere Unterabtheilungen haben große lateinische Buchstaben A, B, C 2c., die dann in der Beweisführung wiederum verstärkt werden durch andere, welche ad A, ad B 2c. und mit arabischen Ziffern 1. 2. 3. bezeichnet sind. Alle diese einzelnen Momente der Beweisführung werden am Schlusse eines jeden Hauptabschnittes resumirt, und dies wird für das Auge schon dadurch sichtbar gemacht, daß verschiedene Striche von den einzelnen Gruppen nach dem resumirenden Satze hin gezogen sind. Auf den ersten Blick hin sieht die Sache ganz verwickelt aus, prüft man die Skizze aber genauer, so bietet sie eine geradezu bewunderungswürdige Klarheit und Anschaulichkeit dar. Man erkennt, daß es das kunstvolle Werk eines systematischen Denkers, eines wunderbar klaren Kopfes ist. Bisweilen hat Lassalle die Sätze ganz wörtlich niedergeschrieben und sogar die einzelnen Wörter kaum abgekürzt, bisweilen aber genügt ihm auch ein einziges Wort, nicht bloß um einen Satz, sondern um den Stützpunkt für einen ganzen Complex von juristischen Deductionen und Ausführungen zu haben. Alles das wird sich am besten erkennen lassen aus der Gegenüberstellung der Skizze und des Wortlautes der gehaltenen Rede in einzelnen Stellen. Die Rede beginnt:

I Strafmaaß. Niemals, so oft auch etc.

Diesmal sogar zuerst. Grund:

Richter nicht der polit. Leidenschaft. Schwer, in polit. angeregter Zeit. Immer Mensch. Wenn ich also auch milde u. menschlich genug, um es wenigstens entschuldigbar zu finden, wenn der Richter der polit. Stimmung. & Leidchft. 1 gew. Raum in seiner Brust nicht entziehen kann, so giebt es doch hierfür Grenzen.

Dieses Urtheil aber, über das ich mich bei Ihnen beschwere m. H. u. bitter beschwere überschreitet alle solche Grenzen, soweit man sie ziehen mag, durchaus u. bis in's Unzulässigste! Dieses Urthl. üb. wicks mich beschwere, ist — es thut mir leid das sagen zu müssen, aber ich erkläre es Ihnen Gerechtigkeit heischend t. höchster Ruhe als meine unumstößliche sittliche Ueberzeugung u. ich werde Ihnen Punkt für Punkt den unwiderleglichsten Beweis dafür erbringen — durch u. durch dem Quell politischer Leidenschaft entslossen a., Und dies beweist zunächst am deutlichsten das Strafmaaß. In jeder andern Hinsicht könnte das Urth. ein mal jugé sein, wie deren ja so viele etc.

Aber das Strafmaaß zu dem man gegriffen, zgt. unwidersprechlich die Leidenschaft, welcher dieses Urthl. entslossen ist.

Um zu zeigen, wie Lassalle in der Disposition äußerlich das Unterzuordnende unterordnet, um die einzelnen Glieder klar zu legen, die

„Meine Herren Präsident und Räte! In den fast zahllosen Prozessen, deren Gegenstand ich war und die fast stets mit meiner Freisprechung endeten, habe ich fast niemals über das Strafmaaß gesprochen. Ich habe mich immer nur in quali vertheidigt und hielt es gleichsam unter meiner Würde, mich auf die quantitative Frage einzulassen. Diesmal muß ich umgekehrt mit der Betrachtung des Strafmaaßes sogar beginnen. Der Grund ist einfach.

Die politische Leidenschaft soll diesen Räumen nicht naßen, der Richter soll — diese Forderung stellt das Gesetz an Ihr Amt, an Sie — keinen Raum geben in seiner Brust der politischen Leidenschaft, der politischen Stimmung. Es ist dies schwer in einer politisch angeregten Zeit, denn der Richter bleibt immer ein Mensch. Wenn ich also noch milde und menschlich genug bin, um es wenigstens entschuldigbar zu finden, wenn der Richter der politischen Stimmung und Leidenschaft in seiner Brust einen gewissen Raum nicht entziehen kann, so giebt es doch hierfür Grenzen. Dieses Urtheil aber, über das ich mich bei Ihnen beschwere und bitter beschwere, überschreitet alle solche Grenzen, so weit man sie auch ziehen mag, durchaus und bis in's Unzulässigste. Dieses Urtheil ist — es thut mir leid dies sagen zu müssen, aber ich erkläre es Ihnen, Gerechtigkeit heischend, mit höchster Ruhe als meine unumstößliche sittliche Ueberzeugung, und ich werde Ihnen Punkt für Punkt den unwiderleglichsten Beweis dafür vorbringen — dieses Urtheil ist durch und durch dem Quell politischer Leidenschaft entslossen. Und dies beweist zunächst am deutlichsten das Strafmaaß. In jeder andern Hinsicht konnte das Urtheil ein mal jugé sein, wie es deren ja so viele gibt, aber das Strafmaaß, zu dem man gegriffen, zeigt unwidersprechlich die Leidenschaft, deren Product dieses Urtheil ist.“

dann in der Rede als ein einheitlicher Körper erscheinen, mag hier die kürzeste Rubrik II in der Skizze und im Wortlaut aufgeführt werden.

II „In Erwägung, was das Strafmaaß betrifft.

a., — — „Strafbar bekannt sei mußte“. Aber dies ist 1 gß allgem. Requisit jeder Strfbkrt. überhpt! Aber lesen Sie etc. Aber . .

b., „daß er durch seine Reden in den Arb. Verslggn. in gefährl. Weise agitirt hat, wovon die Herausgabe d. Broschüre nur 1 Fortsß ist“.

Niemals ht man unvorsichtiger ds Geheimniß 1 Verurthlg etc!

Der Richter erklärt hier t einer unglbl. Aufrichtigkeit, dß er gar nicht eigentl. das angekl. Vergehen bestrafe, — die Herausgabe d. Broschüre — welche er mit einem „nur“ bezeichnet — sondern ds, was nicht angekl. ist u. nicht angekl. werden kann, meine gß gefehl f. d. Boden d. Gßs stehde Agitation, die niemals von den Behörden gehindert od. angegr. worden ist, w! o konnte — diese erklrt hier d. Richter, w! sie ihm o convenirt, ihm gefhrlch scheint, eigentlich z. vrurth., o ds angekl. Verbr. ds er als „Nur“ hinstellt. (Später noch deutlicher!)

c., Vorbestrafg.

Das Urtheil sage hierüber zuerst: „In Erwägung, was das Strafmaaß betrifft, daß dem Angeeschuldigten das Strafbare seiner Handlungsweise bekannt sein mußte.“ Dies aber ist ein ganz allgemeines Requisit jeder Strafbarkeit überhaupt. Ohne das Bewußtsein einer Widerrechtlichkeit gibt es bei allen nicht culposen Vergehen — lesen Sie alle Criminalrechtslehrer — gar keine Strafbarkeit, und dieses Motiv hat daher mit dem Strafmaaß gar nichts zu thun.

Das zweite Motiv hierüber lautet: „daß er durch seine Reden in den Arbeiterversammlungen gefährlich agitirt hat, wovon die Herausgabe der Broschüre nur eine Fortsetzung ist.“

Niemals, meine Herren, hat man unvorsichtiger das Geheimniß einer Verurtheilung enthüllt.

Der Richter gesteht hier mit einer unglaublichen Aufrichtigkeit, daß er gar nicht eigentlich das angeklagte Vergehen bestraft, die Herausgabe der Broschüre, welche er mit einem „nur“ bezeichnet, sondern das, was nicht angeklagt ist und nicht angeklagt werden kann: meine ganz gefehliche, auf dem Boden des Vereinsgesetzes stehende Agitation, die niemals von den Behörden verhindert oder angegriffen ist, weil sie dies nicht werden konnte — diese erklärt hier der Richter, weil sie ihm nicht gefällt, ihm gefährlich scheint, eigentlich verurtheilen zu wollen, nicht das angeklagte Vergehen, das er als ein „nur“ hinstellt.

„Das dritte Motiv, durch welches das Urtheil das exorbitante Strafmaaß rechtfertigt, lautet: — „und daß er wegen ähnlichen Vergehens schon bestraft worden.“ Dieses Motiv bezieht sich auf eine Verurtheilung, die wegen der Aufforderung der Bürgerwehr zum Widerstand beim November-Conflict vom Jahre 1848 gegen mich ergangen ist. Ich habe in dieser

- α. Amnestie (für Andere)
 β. Keine Recidive — — Urth. des
 Berliner Kammergerichts.
 (Rechtskräftig) sdrückl.

Hinsicht zwei Bemerkungen zu machen: die erste würde ich vielleicht zu stolz sein geltend zu machen, wenn ich derselben persönlich bedürfte und wenn sie nicht vielmehr von mir blos deshalb gemacht würde, um einem großen allgemeinen Mißbrauch, der hier wie überall von der Staatsanwaltschaft in den politischen Processen getrieben wird, entgegenzutreten. Ueberall kommt die Staatsanwaltschaft bei politischen Processen auf Vorbestrafungen aus den Jahren 1848 und 1849 zu sprechen.

„Aber bei dem Thronwechsel haben wir eine Amnestie aller politischen Verurtheilungen erlebt. Die Amnestie bezeitigt alle noch nicht eingetretenen Folgen eines Strafurtheils, somit auch die Strafverschärfung, die im Fall der Recidive aus einem solchen Strafurtheil sich ergeben kann. Und gleichwol stolpern hier, wie anderwärts, die Staatsanwälte über diese königliche Amnestie hin, als ob sie gar nicht existirte! Ich selbst bin der Bezugnahme auf diese Amnestie keineswegs bedöthigt, denn in meinem Falle wird es unmöglich sein, von einer Recidive oder von einer Aehnlichkeit des Vergehens zu sprechen!“ zc.

Auf den ersten Seiten ist die Skizze am eingehendsten; je mehr sich die Rede dem Schluß nähert, desto geringer sind die schriftlichen Aufzeichnungen Lassalles. Es genügt ihm da, um eine große rhetorische Wirkung herbeizuführen, bisweilen nur ein hingeworfenes Schlagwort; er weiß dann ganz genau, was er sagen will. Ich führe zum Beweis die folgende längere Stelle der Rede an:

VIII Komme jetzt zu d. 1pten Motiv d. Urth., dem wichtigsten, d. wahren Frageballen.

„—nur den Zweck haben können“ etc. Richter attestirt also selbst, daß er wenn er an einen seriösen, einen heilsamen einen berechtigten Zweck htte giben können, natürl. mt. entfernt gewesen wäre bis Urth etc.

„Ich komme jetzt zu dem letzten und wichtigsten Motiv des Urtheils, dem wahren Frageballen desselben, dessen Betrachtung ich eben deshalb bis jetzt verschoben habe.

Das Urtheil sagt: „daß die in der Broschüre enthaltenen Angriffe der Bourgeoisie und die Ausfälle gegen die Presse nur den Zweck haben können, die besitzende Klasse bei den Arbeitern in Verachtung zu bringen und sie gegen die-

Staatsanw. gesagt „wider besseres Wissen st. 20 Jahren zerr. Fahne“ Volksztg.

Also was natürlicher? Alfenhß, unwahre Erbittg, stupide Bewegg. Wer sympathisirt da o t b. edlen Zorn d. Richters?

Dies Motiv urtheilt also ab üb. d. gesamte merite an fond m. Agit., über d. Frage: ist es 1 grße culturh. Bew. oder nicht? und dann natürlich — — —

Ueber das philos. u. oekonom. Verd. an fond —

In m. Abwesenheit! heut selbst da — aber kann ich?

selben aufzuregen.“ Der Richter attestirt also hier selbst, daß er, wenn er an einen ernsthaften, einen heilsamen, einen berechtigten Zweck dieser Agitation hätte glauben können, natürlich weit entfernt gewesen wäre, dieses Urtheil zu fällen.

Das angeführte Motiv erklärt sich auch nur durch einen von dem Staatsanwalte, Herrn Efferz, in erster Instanz mit höchstem Nachdruck aufgestellten Satz: „Der Angeklagte erhebt wider besseres Wissen eine bereits seit zwanzig Jahren zerrissene Fahne.“ Dieser Satz, m. H., hat wörtlich so in einem der Leitartikel gestanden, welche die Volkszeitung in Berlin im Sommer vorigen Jahres gegen mich geschrieben hat. Sie sehen also beiläufig auch hier wieder, mit welchem Recht ich behaupte, daß es die Stimme meiner Feinde ist, die aus dem Urtheil erster Instanz und dem Plaidoyer des Staatsanwaltes spricht.

Dieser Unterstellung aber, von der bereits seit zwanzig Jahren zerrissenen Fahne, einmal zugegeben — was ist da natürlicher, als dieses Urtheil? Es ist also eine unwahre, frivole, nur zu stupidem Klassenhaf und Erbitterung treibende Bewegung! Einen andern Zweck kann wenigstens der erste Richter, wie er selbst in dem angeführten Motiv bezeugt, bei seiner Auffassung dieser Agitation, sich nicht als möglich vorstellen — und diese Auffassung einmal zugegeben, wer sympathisirt da nicht mit dem edlen Zorne des Richters?

„Dieses Motiv urtheilt also ab über das gesamte Verdienst an fond meiner Agitation, über das philosophische und ökonomische Verdienst derselben, über die Frage: ist es eine große kulturhistorische Bewegung, die ich erregt habe, oder nicht?

Hierüber urtheilt jener Richter ab, in meiner Abwesenheit, und ohne meine Schriften zu kennen! Heute bin ich selbst da, aber kann ich wirklich diese Frage vor Ihnen plaidiren?

Welch merkwürdiger Proceß, wo die wichtigste Frage etc.!

denn Zeit.

Welch merkwürdiger Proceß, wo die wichtigste Frage, um die es sich handelt, nicht einmal plaidirt werden kann!

Denn welche Zeit wäre wol erforderlich, um vor Ihnen zu entwickeln die philosophischen und ökonomischen Gründe, die historischen und statistischen Beweise, kurz das gesammte Material, welches das geistige Fundament meiner Agitation bildet und einen Umfang von fast siebenzig Bogen füllt? Sie finden gewiß schon, daß ich jetzt einen ungebührlichen Gebrauch von Ihrer Zeit mache, wie viel Tage und Wochen würde ich aber plaidiren müssen, um diese Frage zu erörtern?

Rassalle führt nun aus, welche gewaltigen Resultate seine Agitation in der kurzen Zeit gehabt, wie er nicht bloß den Bischof, sondern sogar den König von Preußen zur Anerkennung des Hauptgrundsatzes seiner Lehre (Staatshülfe) veranlaßt habe, und fährt dann fort:

Wie Ihr rasende Erfolg möglich, u. im Lfe 1 Jahres?

Und vorausgemußt und vorausverkündet die Erfolge! (März, Hochverr. Rede p. 63 unten.) Wie war möglich? Habe ich von Vorsahr Faustus d. Höllenzwang etc.?

Geheimniß Ihr Erfolge enthüllen u. Ihnen dad. klaren Ueberbl. über den Verdanken m. Agitation geben.

Zwei Dinge müßten zusammenkommen. Höchste Wissenschaftl. Mit Panzerhemd von Stahl, — Maschinen;

Wie war dieser rasende Erfolg nur möglich, und zwar im Laufe eines Jahres? Pflügt sich die Wissenschaft so rasch die Praxis zu unterwerfen?

Ich habe im Gegentheil in meinen „Indirekten Steuern“ gezeigt, daß z. B. die Einsicht von der Verderblichkeit der auf nothwendige Lebensmittel gelegten Steuer sich seit dreihundert Jahren durch alle wissenschaftlichen Compendien schleppt, ohne deshalb sich die Praxis unterworfen zu haben. Wie also, frage ich, war bei der weit schwierigeren Frage, um die es sich bei meiner Agitation handelt, in der kurzen Zeit eines Jahres ein so erstaunlicher Erfolg auch nur möglich? Habe ich von meinem Vorsahr Faustus den Höllenzwang geerbt?

„Ich will Ihnen das Geheimniß dieser Erfolge jetzt enthüllen, meine Herren, und Ihnen dadurch den letzten Einblick in das Verständniß meiner Agitation gewähren.

Zwei Dinge mußten zusammenkommen. Zunächst die höchste Wissenschaftlichkeit dieser Bewegung! Mit einem Panzerhemde von Stahl, mit unzerreißbaren Maschinen mußte jeder meiner Beweise um-

Aber noch nichts.

Die Großen der Erde haben l. Nöthigung, ja l. Veranlassung z. kümmern um das, was einsamer Denker etc.

Aber die Massen durchdringen t dem Widerhall ihr Lehre, aber sicher ihrer Wahrheit t ihr auf d. großen Markt treten, aber sich aus dem tausendfachen Echo der Volksstimme, das selbst die Gegner nur vermehren, einen Keil machen, um an das Gewissen d. Bischöfe und Einsicht d. Könige anzupochen — das war s etc.

Urthl: „sich an die Arbeiter wendet.“

Findet Erläuterung in d. Ausführn d. Staatsanw. Darüber: milde gesagt: Verstehn gg u. gar os v. dsn Dingen.

Abgghn davon dß d. Arb. sehr gt begrfn haben, dß ohne ihr Wgrfn dse Reform gar o szfhrn wären — kommen sie vor allem als Resonanzboden in Betracht!

Auf dsn Resonanzboden mußte ich sichlggn l. t. d. Hammer d. Wisschft, um allen Lärm der Interessen zu übertäuben und alle Intelligenzen zu zwingen — freilich,

sticht sein. Wehe mir, wenn eine einzige Majke riß!

„Aber dies war noch nichts. Ich hätte, trotz aller Wissenschaftlichkeit, Jahrhunderte lang gelehrte Werke schreiben können, ohne daß sich die Praxis darum gekümmert hätte! Die Großen der Erde haben keine Nöthigung, keine Veranlassung und nicht die Gewohnheit, sich um das zu kümmern, was der einsame Denker in seinem Zimmer schreibt.

„Aber die Massen durchdringen mit dem Widerhall dieser Lehre, aber sicher ihrer Wahrheit mit ihr auf den großen Markt treten, aber sich aus dem tausendfachen Echo der Volksstimme, das selbst die Gegner nur vermehren, einen Keil schmieben, um anzupochen an das Gewissen der Bischöfe und das Pflichtgefühl der Könige — das war es, worauf es hier ankam!

Das Urtheil konstatirt es in einer kurzen und dunkeln Wendung als ein besonderes Unrecht, daß ich mich an die Arbeiter wende.

Dieser dunkle Satz findet seine Erläuterung in den Ausführungen des Staatsanwaltes erster Instanz, welcher gleichfalls darin, daß ich mich an die Arbeiterklasse wandte, einen Beweis mehr für die Verwerflichkeit meiner Bestrebungen sah! Ich werde dem Staatsanwalt und dem Richter erster Instanz, um milde zu sein, antworten: Sie verstehen ganz und gar nichts von diesen Dingen.

„Abgesehen davon, daß die Arbeiter sehr gut meine Lehren begriffen haben, denn sie sind Menschen, wie Sie, meine Herren, und der Vernunft zugänglich, wie Sie, abgesehen davon, daß ohne das Begreifen der Arbeitermassen diese Reform gar nicht praktisch auszuführen wäre — kommen hier die Arbeiter vor allem als Resonanzboden in Betracht.

Auf diesen Resonanzboden mußte ich aufschlagen können mit dem Hammer der Wissenschaft, um allen Lärm der Tagesinteressen zu übertäuben und alle Intelli-

freil, mit Ausnahme d. Düss. Staatsanw. u. d. Düss. Ger. I Inst. — alle zu zwingen, bis zum Bischof, bis zum König die Frage zu studiren, resp. d. d. ihnen z. Obdt. sthbn Intelligzn studiren zu lassen!

Das Verspr. d. Königs ist so mein Werk — die Folge gerade davon daß ich an d. Arb. mich wandte (s. Stille d. Studierzimmers) — u. dafür werde ich angeklagt!

Eulenburg (Buchdrucker) „tritt die wichtige Frage an uns heran“

Concis.

Nicht Stellg u. Gewohnht d. Staatsmanns Probleme aufzusuchen. Abwarten bis durch d. öff. Meing herantreten.

Zusage d. Ministers wie Verspr. d. Königs mein Werk. 1844 Bajonette — jetzt Aenderg. ihrer Lage d. d. Gesetzgeb. —

Mein Werk! dad. daß ich mich an die Massen wandte und mit ihrem Echo die Stimme d. Wissensch. verstärkte. Dessen werde ich angeklagt.

Und noch Eins.

Bischof. „Ueberstürzg.“

In der That!

genzen zu zwingen — alle Intelligenzen, sage ich, freilich, freilich mit Ausnahme des Düsseldorfers Staatsanwaltes und des Düsseldorfers Richters erster Instanz — um alle bis zum Bischof, bis zum Könige zu zwingen, diese Frage zu studiren und respective durch die ihnen zu Gebote stehenden Intelligenzen studiren zu lassen.

„Das Versprechen des Königs ist so mein Werk, die Folge gerade davon, daß ich, aus der Stille des Studierzimmers heraustretend, an die Arbeiter mich wandte, — — und dafür werde ich angeklagt!“

„Der Minister Graf zu Eulenburg hat vor Kurzem einer Buchdruckerdeputation, die um das Coalitionsrecht petitionirend bei ihm war, gesagt: „Von allen Seiten tritt die so wichtige Arbeiterfrage an uns heran“ und es werde nichts übrig bleiben, als durch Gesetzesvorschläge an den gesetzgebenden Körper ihre Lösung zu versuchen.“

Ich finde jene angeführten Worte höchst concis. Es ist nicht die Stellung, nicht die Gewohnheit unserer Staatsmänner, Probleme aufzusuchen. Sie warten ab, bis sie durch die öffentliche Meinung an sie herantreten.

„Die Zusage des Ministers wie das Versprechen des Königs ist mein Werk. 1844 kreuzte man die Bajonette gegen die schlesischen Weber — heute verspricht man ihnen, dem Principe meiner Agitation beipflichtend, Aenderung ihrer Lage, Abhülfe ihrer Noth durch die Gesetzgebung!“

„Diese merkwürdige, diese heilsame Umwandlung ist, ich wiederhole es, mein Werk. Sie ist die Folge gerade dessen, daß ich an die Massen mich wandte und mit ihrem Echo die Stimme der Wissenschaft verstärkte! Und dafür werde ich angeklagt?“

„Und noch Eins: der Bischof fürchtet, wie ich Ihnen sagte, Ueberstürzung der Ausführung dieser von ihm für durchaus ausführbar gehaltenen Maßregel.“

Und in der That, diese Ueberstürzungsgefahr ist und war seit je, bei allen großen Reformen gerade um so mehr vorhanden, je gerechter sie waren.

Disciplin.

Wie Ein Mann. Diese Massen etc.

50 Jahre nach meinem Tode über die gewaltige und merkwürdige Kulturbewegung anders denken als Düst. Ger.

— (Schluß) —
Wissenschaft.

Nun wohl! Die Zeit erwartend, wo jene Reformen sich vollbringen, disciplinirt inzwischen meine Agitation diese ungebildigten Massen.

Wie Ein Mann eilen sich und gedulden sich (der Redner wandte sich bei diesen Worten halb rückwärts in das fast nur aus Arbeitern bestehende dicht gedrängte Auditorium, welches mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck von Spannung jedem seiner Worte folgte), drängen vorwärts und halten zurück diese großen Massen, welche unsern Verein bilden am Rhein, wie an der Elbe, an der Nordsee, wie an der Donau, auf meinen Ruf. Die Zeit jener praktischen Reform abwartend, bringt mein Verein diesen Massen inzwischen die Disziplin bei, die nicht bloß für militärische Zwecke, nein, die in eben so hohem Grade für alle großen organisatorischen Reformen unerläßlich ist.

„O, meine Herren, fünfzig Jahre nach meinem Tode wird man anders denken über diese gewaltige und merkwürdige Kulturbewegung, die ich unter Ihren Augen vollbringe, als der Düsseldorfer Richter erster Instanz, und eine dankbare Nachwelt wird — dessen bin ich sicher — meinem Schatten die Beleidigungen abgeben, welche jenes Urtheil und jener Staatsanwalt gegen mich verübt!

„Endlich, meine Herren, wie komme ich zu dieser Bewegung und wie ist sie entstanden? Bin ich ein unruhiger Zeitungsschreiber? Nachdem ich einen schweren praktischen Kampf beendet, der in den Annalen dieser Provinz seiner Zeit Aufsehen gemacht hat und zu dem mich, ich darf es sagen, nur mein praktisches ritterliches Pathos drängte, zog ich mich in die Stille des Studierzimmers zurück. Ich schrieb nicht Zeitungsartikel, noch Broschüren; ich gab große gelehrte Werke heraus in den schwierigsten Feldern des Wissens — und auf dem Gebiete der Wissenschaft lassen mir ja selbst meine leidenschaftlichsten Gegner, wie ungern auch, Gerechtigkeit widerfahren! Da fühlte ich

Unicum.
nicht erwartet.

zur Zeit der Ruhe.
Nordb. Allg. Ztg.

nich, gerade durch den Zusammenhang aller dieser Studien noch einmal in meinem Gewissen gezwungen, einen praktischen Kampf zu bestehen und diese Agitation, von deren unerläßlichen Nothwendigkeit ich überzeugt war, in das Volk zu werfen.

Und wartete ich vielleicht, bis die Atmosphäre mit Pulverdampf und Barrikadenstaub erfüllt war, um mit dieser Agitation aufzutreten? Ich las einst in einem Fortschrittsblatt den höhnischen Ausruf: diese Bewegung käme sich selbst zu früh; wenn ich Erfolge hätte haben wollen, so hätte ich das Eintreten einer Krise abwarten müssen. Ich mußte herzlich lachen, als ich hier so klar das Umgekehrte meines Gedankens ausgesprochen sah. Gerade in der Zeit der höchsten Ruhe und vollkommenen Friedens trat ich auf mit dieser Agitation; diese Probleme sollten in tiefster Ruhe discutirt, durch Liebe und Einsicht gelöst werden; diese Reformen sollten durch Liebe und Weisheit eingeführt werden, oder aber, traf uns eine Krise, so sollte sie eine durch die öffentliche Discussion bereits reife und entwickelte Ueberzeugung der Nation vorfinden.

„So sehen Sie hier das merkwürdige Schauspiel einer Agitation, welche die Massen erfaßt hat, welche eine ganze Nation für und wider erregt und die ohne jede Hülfe von Ereignissen, die das Volk auf die Straße werfen, lediglich aus dem Gewissen eines Mannes hervorgegangen ist. Wenn irgendwo, so liegt hierin ein großes Verdienst, und selbst in dem Leitartikel eines ministeriellen Organs wurde vor Kurzem (der Redner verliest den Schluß eines Leitartikels der Nordb. Allg. Ztg. vom 12. Juni) das Verdienstliche anerkannt, welches darin liege, sociale Schäden aufzudecken und zu discutiren „vor dem Einbrechen gefährlicher Krisen.“

s. m. Gewissen die Bewegg. hervorgeggn,
an Ihr Gewissen wende ich mich. Wenn
halb so viel etc. Frsprchg. ungewißht.

„Meine Herren, wie diese Bewegung aus meinem Gewissen hervorgegangen ist, so wende ich mich an Ihr Gewissen bei diesem Urtheil. Wenn Sie sich nur mit

der Hälfte jener Gewissenhaftigkeit und Objectivität bei diesem Urtheil prüfen, mit welcher ich mich prüfte, als ich das Banner dieser Agitation erhob, so ist jede Verurtheilung absolut unmöglich! Denn erlauben Sie mir mit einer Versicherung zu schließen, die Sie nicht als ein rhetorisches Kunststück, sondern als den tiefsten Ausdruck meiner sittlichen Ueberzeugung betrachten wollen. Es ist hart für einen Mann meines Alters und meiner Lebensgewohnheiten, auf zwölf Monate, ja nur auf zwölf Tage in's Gefängniß zu gehen, und es steht in dieser Hinsicht nicht Alles mehr bei mir wie in meiner Jugend, wo ich mit derselben Gleichgültigkeit in's Gefängniß ging, wie ein anderer zum Ball! Aber trotzdem — lieber wollte ich mein Lebtag nicht wieder die Nacht des Kerkers verlassen, als dieses Urtheil gefällt zu haben!!“

Bemerkenswerth erscheint es, daß Lassalle den effectvollen Schluß, der beiläufig bemerkt einer Stelle in den Memoiren Beaumarchais' fast wörtlich nachgebildet ist, schriftlich gar nicht, oder doch nahezu nicht skizzirt hat. Hier war er seiner Sache offenbar ganz sicher. Vor dem letzten Passus: „wie diese Bewegung aus meinem Gewissen hervorgegangen ist“ u., faltete er das Octavblatt sorgsam und bedächtig zusammen und legte es bei Seite. Darauf veranstaltete er, während er mit erhobener Stimme die Schlußsätze sprach, jene langsame Vorbewegung auf den Präsidenten zu, von der ich vorhin sprach, so daß er diesem beim letzten Worte gerade gegenüber und so nahe wie möglich stand. Die Wirkung war außerordentlich.

Die Verkündung des Urtheils wurde auf den 1. Juli angesetzt. Lassalle reiste aber, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, schon am 29. oder 30. Juni ab. Ich brachte ihn mit dem Bevollmächtigten zur Bahn. Ich bin kein Freund von seltsamen Geschichten und bin nicht abergläubisch; aber ich muß hier doch eine Thatsache wiederholen, die ich schon vor etwa 13 Jahren, als die Meldung von Lassalles plötzlichem Tode eintraf, mitgetheilt habe. Ich war mit Lassalle während der Tage seines Aufenthaltes in Düsseldorf zwar sehr viel zusammen gewesen und hatte das lebhafteste Interesse für den in jeder Beziehung merkwürdigen Mann gewonnen, sein Benehmen gegen mich war das der größten Liebenswürdigkeit und des freundlichsten Entgegenkommens; aber von irgend einer Intimität konnte bei der Kürze unseres Verkehrs, bei dem Unterschiede des Alters und der Bedeutung natürlich nicht die Rede sein. Gerade deshalb war die Art und Weise, in der er sich von mir verabschiedete,

im höchsten Grade überraschend für mich. Unsere Unterhaltungen oder vielmehr seine Vorträge waren fast ausnahmslos geschäftlicher Natur gewesen; sie hatten keine Agitation, den Proceß und was damit zusammen hing betroffen. Als nun der Schaffner die Coupéthür geöffnet hatte, und Lassalle mir die Hand zum Abschied reichte, überfiel ihn plötzlich eine ganz seltsame Rührung; er drückte mir die Hand mit einer Innigkeit, daß ich beinahe aufschrie, er sah mich an wie einen guten Freund, von dem man Abschied für immer nimmt, und sagte mir mit zitternder Stimme wahrhaft erschüttert: „Ich werde Ihnen Ihre Freundlichkeiten nie vergessen.“ Darauf schloß er mich in seine Arme mit der vollen Zärtlichkeit eines väterlichen Freundes. Ich war von diesem unerwarteten Ausbruch von Herzlichkeit ganz betroffen; auch ich empfand eine seltsame Rührung gleichzeitig mit einem unbeschreiblichen Gefühl angstvollen Befremdens. Die ganze Sache kam mir nicht geheuer vor. Ich habe nie in meinem Leben Ahnungen gehabt; aber in diesem Augenblicke hatte ich die ganz bestimmte Empfindung: den Mann wirst du wol nicht wiedersehen! Um mir das auszureden, sagte ich ihm — er war inzwischen in das Coupé getreten, die Thür war geschlossen, und er steckte den Kopf durch das Fenster —: „Auf Wiedersehen, Herr Lassalle!“ Er antwortete: „Wer weiß?“ Und als ich ihn darauf erstaunt anblickte, fügte er hinzu: „Ein Jahr oder auch nur ein halbes Jahr kann ich mich der Freiheit nicht mehr berauben lassen! Ich halte es einfach nicht aus. Lieber expatriire ich. Ich bin nervös ganz herunter! Rigi Kaltbad wird mich hoffentlich wieder brauchbar machen.“ Die Locomotive piff, und unter dem schweren passenden Reichen der Maschine setzte sich der Zug langsam in Bewegung. „Leben Sie wohl!“ rief Lassalle. Wir schwenkten die Hüte und sahen noch einige Secunden die Silhouette seines herrlichen runden Kopfes, der mit einem kleinen grauen Reishute bedeckt war. Er nickte uns zu. —

Auf dem Heimwege sprach ich mit meinem Begleiter noch über den merkwürdigen Abschied. Wir erklärten uns denselben auf die natürlichste und richtigste Weise: es sei nur ein Symptom der äußersten nervösen Ueberreiztheit.

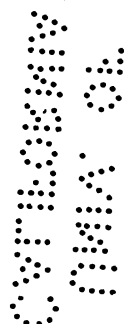
Wegen der Veröffentlichung der Lassalle'schen Rede wurde ich angeklagt und später auch bestraft. Ich sollte durch diese Veröffentlichung die Düsseldorf'sche Richter erster Instanz beleidigt haben. Ich schrieb an Lassalle nach Rigi Kaltbad, ob ich ihn bei den bevorstehenden Verhandlungen als Zeugen laden dürfe, und ob er kommen werde. Der Brief blieb unbeantwortet. Es war natürlich. Zwei Tage später meldete eine Depesche den Tod Ferdinand Lassalles.

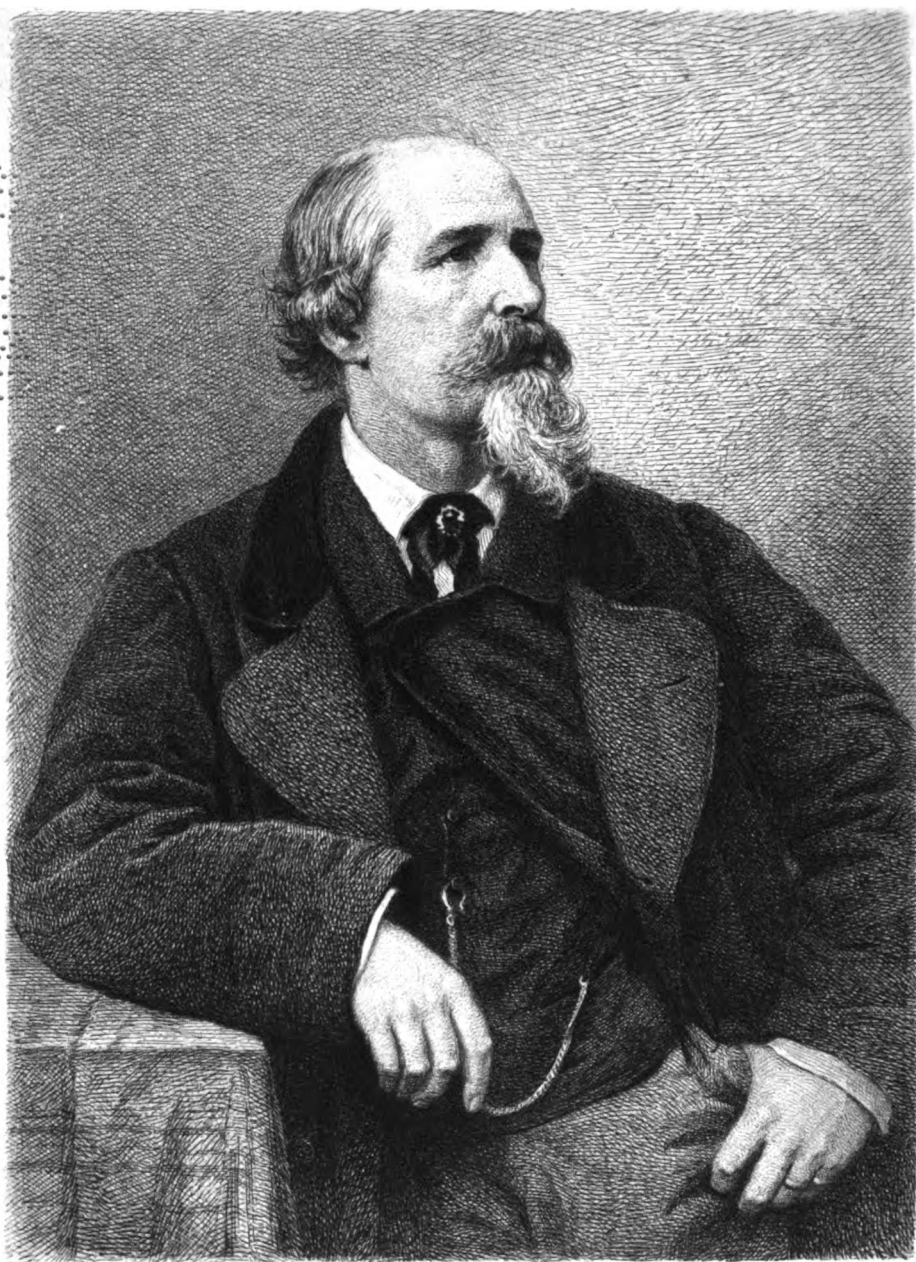
Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisestraße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

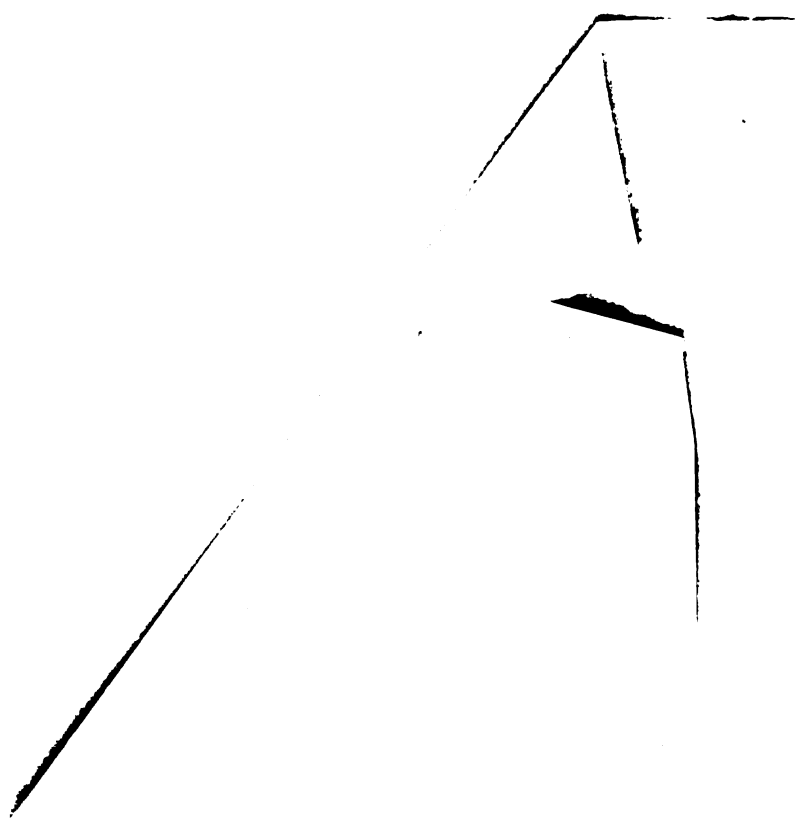
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterzagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.





Lucien Guibal.





Die Jagd von Beziers.

Vorspiel einer Albigenfertragödie.

Von

Emanuel Geibel.

Am den Anfang der fünfziger Jahre beschäftigte mich längere Zeit lebhaft der Gedanke einer Albigenfertragödie, in welcher ich den Kampf der freieren religiösen Richtungen in Südfrankreich wider die Satzungen der römischen Kirche darstellen wollte. Zu meinem Haupthelden hatte ich den jungen ritterlichen Vorkämpfer der neuen Lehre, den Vizgrafen Roger von Beziers gewählt; neben diesem waren es seine namhaftesten Bundesgenossen und Gegner, die in dem Plan meines Dramas als Träger der Handlung hervortraten: hier der übermüthig trotzige, jeder Form des Glaubens abholde Graf von Foix und der geistvolle aber schwache Raymund von Toulouse, dort Simon Montfort, der gewaltige Feldherr des Kreuzheeres, Arnold, der wildfanatische Abt von Citeaux mit seiner staatsklugen Schwester Fastrade und die beiden Sendboten des Papstes, Dominicus und Peter von Castelnau. Papst Innocenz selbst sollte nur in einer einzigen Scene am Schlusse des dritten Aufzuges vorgeführt werden und in seiner majestätischen Gestalt die Idee der römischen Kirchenherrschaft in ihrer einseitigen Größe gleichsam verkörpert erscheinen.

Die großen Linien der äußeren Handlung, die vom Ausbruche des Religionskrieges bis zur völligen Niederlage der Albigenfer führt, waren mir durch die Geschichte vorgezeichnet. Die persönliche Verwicklung mußte erfunden werden; sie ergab sich mir aus einem leidenschaftlichen Verhältnisse Rogers zu Isolden, der einzigen Tochter Simon Montforts.

Dies Verhältniß mit den sich für die Liebenden daran knüpfenden inneren Kämpfen bildet in meinem Entwurfe den idealen Mittelpunkt, um welchen sich die äußerlich buntwechselnde Handlung stetig fortbewegt, und führt schließlich zur tragischen Katastrophe, indem Isolde zu derselben Stunde, da ihr Vater endlich das kühnste Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche, die Belehnung mit den reichen Länden Raymunds von Toulouse, errungen hat, an der Leiche des erwürgten Geliebten sich selbst als Anhängerin der neuen Lehre bekennt und so dem unerbittlichen Spruche des geistlichen Gerichtes rettungslos anheimfällt.

Das Ganze war breit angelegt, auf ein sehr zahlreiches Personal, vielfachen decorativen Schmuck und große Massenwirkungen berechnet. So sollte der Minnehof Raymunds von Toulouse, in dessen poetische Spiele die ersten Blitze des aufsteigenden Kriegswetters hereinleuchten, so sollten die wechselnden Stimmungen der Albigensergemeinde und die wilde Begeisterung des Kreuzheeres in reichbewegten Ensemblescenen zur Anschauung gebracht werden und der Brand des belagerten, von den Bürgern unter geistlichen Gefängen vertheidigten Beziers das Schlußtableau des vorletzten Actes bilden.

Ich hatte bereits das Vorspiel vollendet und eine weitere Reihe von Scenen bis etwa zur Mitte des dritten Aufzuges in erster Skizzirung auf's Papier geworfen, als ich in der Arbeit durch meine Berufung nach München unterbrochen wurde. Hier erwarteten mich völlig heterogene Aufgaben und ich sah mich zunächst fast ausschließlich auf wissenschaftliche Ziele hingewiesen. Später, als ich, mit meiner neuen Thätigkeit vertrauter geworden, mehr dichterische Muße fand, ließ das inzwischen von mir wiederaufgenommene Studium unserer mittelhochdeutschen Literatur das angefangene Albigenserdrama hinter der gleichfalls schon begonnenen Brunhild zurücktreten und der dramatische Aufbau dieser Tragödie führte mich wiederum, ihrem Stoffe gemäß, auf einen Stil, dessen knappe Geschlossenheit von der epischen Breite des früheren Werkes weit ablag und den ich eine Zeit lang fälschlich für den unserer gegenwärtigen Bühne einzig angemessenen hielt. Nach Jahren aber, da ich meinen Irrthum erkannt hatte und den Versuch machte, die Albigenser wieder aufzunehmen, wollte es mir nicht mehr glücken, den alten Ton wiederzufinden; die zuversichtliche Wärme der Begeisterung, mit der ich einst den Gegenstand ergriffen und seine spröden Massen in Fluß gebracht hatte, war eben zum besten Theile verflogen. So ist das Drama, das vielleicht gerade in unseren Tagen ein besonders empfängliches Publikum gefunden hätte, zur größeren Hälfte unausgeführt geblieben.

Das Vorspiel, das ich auf den Wunsch des Herausgebers dieser Blätter hier mittheile, sollte den Zuschauer in die unmittelbar vor dem Beginne der Haupthandlung im Languedoc herrschenden Zustände einführen und zugleich die späterhin zwischen Roger und Isolden eintretende Ver-

wicklung von vorne herein motiviren. Alle tendenziöse Beziehung auf die Gegenwart lag mir ferne. Im Jahre 1850 dachte, wenigstens in Norddeutschland, kein Mensch an die Möglichkeit eines Kulturkampfes.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich, bis auf ein paar Kleinigkeiten im Ausdrucke, an der ursprünglichen Fassung der Scenen nichts geändert habe. Die Arbeit gehört einer abgeschlossenen Entwicklungsperiode an, und würde durch tiefer greifende Nachbesserungsversuche aus späterer Zeit schwerlich gewonnen haben.

Personen des Vorspiels.

Vincent, ein wohlhabender Landmann im Languedoc.

Margot, sein Weib.

Antoine, sein Knabe.

Isolde Montfort, Graf Simon Montforts Tochter.

Roger, Graf von Beziers und Carcassonne.

Gaston, Spielmann.

Ein Hauptmann des Erzbischofs von Narbonne.

Knechte, Gewappnete.

Zeit der Handlung: 1208.

Ländliche Gegend unweit Beziers. Zur Linken ein stattliches Gehöfte, an das sich gegen den Hintergrund zu ein von Baumwipfeln überragter Gartenzaun schließt, dessen Gatterpforte offen steht. Vorne zur Rechten ein auf einfachen Pfeilern ruhendes Weindach, darunter ein Tisch und mehrere Stühle. Es ist früher Morgen.

Erster Auftritt.

Vincent. Margot. Antoine. Drei Knechte.

Vincent.

Herr, unser Fels und Hort, wir preisen dich.
Mit süßem Schlummer hast du unsern Leib
Auf's neu erquickt und, da wir schlafend lagen,
Das droh'nde Wetter über unsern Häuptern
Hinweggeführt und über unserm Feld,
Das nichts als Segen aus der Wolke trank.
Denn, ob du wohnst im Donner, zu den Deinen
Nahst du im Säuseln, Herr. Hör' unsern Dank!
Und wie du uns gesegnet hast zur Nacht,
Gesegn' auch unser Tagwerk! Amen.

Margot und die Knechte.

Amen.

Vincent.

Und nun zur Arbeit, Kinder! Du, Jerome,
Gräbst heut den Weinberg um; du, Martin, führst
Am Wiesenhang den Wassergraben weiter
Und du, Didier, bestellst das Weizenfeld.
Um Mittag werd' ich nachseh'n. Gott mit euch!

(Die Knechte gehen.)

Antoine.

Vater, und ich?

Vincent.

Du bleibst. (zu Margot) Was macht die Fremde?

Margot.

Sie schläft noch, glaub' ich, und ich gön'n' es ihr.
Die Ruhe wird ihr wohlthun auf die Fahrt
Und auf die Schreden des vergang'nen Abends,
Da im Gewitter plötzlich ihr zur Seite
Der Blitz den Diener sammt dem Gaul erschlug.
Ein Glück nur, daß du in der Nähe warst
Und die Entsetzte, halb Ohnmächtige
Gleich unter unser Dach geleiten konntest!
Wer mag sie sein? In ihrem Wesen liegt
Etwas von Fürstenart.

Vincent.

Ich weiß nicht mehr,
Wie du. Wer fragt nach Stand und Namen gleich!
Nur eins erfuhr ich, daß sie römisch ist;
Denn von der Wallfahrt kehre sie zurück,
Erzählte sie, die um des Vaters Siechthum
Sie zu Sanct Jakobs Wunderbild gethan.

Margot.

Das ist nicht gut.

Vincent.

Wie? Soll sie dir ein minder
Willkomm'ner Gast sein, weil sie anders glaubt?

Margot.

Nicht das, Vincent. Allein da wir zu Nacht
Zu unserm Gottesdienst versammelt waren,
Sah ich die Jungfrau steh'n am Fensterlein,

Das in den Saal aus ihrer Kammer führt.
Ich dachte, zu den Unfern zähle sie
Und bete mit. Doch nun beängstigt's mich.

Vincent.

Sei was! Wir thaten nichts, was Unrecht ist.

Margot.

Wir thaten nichts, was Unrecht ist vor Gott.
Doch weißt du selbst, die Zeit ist wunderbar.
Allüberall ist Hader und Entzweiung
Um Lehr' und Glauben; in den Ehen selbst,
In den Spinnstuben Abends zanken sie
Um das, was heilig ist und heilig sein soll.
Des Spielmanns Lied klingt für und wider Rom
Und wilde Mönche wandern durch das Land
Und eifern für den Papst und forschen streng
An allen Thüren, ob man drinnen auch
Der Messe Wunder und die Heil'gen ehrt,
Und denen, die sie Ketzer heißen, droh'n sie
Mit Kirchenbuße, Bann und Martertod.
Wenn uns die Fremde nun —

Vincent.

Sei ruhig, Margot.

Sie wird nicht Rettung lohnen mit Verrath.
Und wär' es selbst: wer wagt uns anzutasten!
Noch sitzt Graf Raymund fürstlich zu Toulouse,
Der kaum an Macht und ritterlichem Glanz
Dem König nachsteht und zur reinen Lehre
Sich offen neigt; noch schützt uns unser Herr,
Der abliche Roger, das beste Schwert,
Soweit im Land die Zunge klingt von Oc;
Noch hält zu uns der wilde Graf von Foix,
Der selbst den Teufel nicht so grimmig haßt,
Wie Pfaffen, Kirch' und Papst. So lange die
Uns nicht verlassen, dürfen wir getrost sein,
Und ob es Bettelmönche regnete.

Margot.

Still, still! Da kommt die Jungfrau —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Isolde (tritt aus dem Hause).

Isolde.

Gott zum Gruß,

Ihr wadern Leute. Herzlich dank' ich euch
 Für Lager, Speis' und Trant und herzlicher
 Für euer treu Gemüth, das liebevoll
 Die Fremde pflegte wie ein Kind des Hauses.
 Ich mag nicht denken, was ich ohne euch
 Erbuldet hätt', im schwarzen Wald verirrt,
 Ein hilflos Mädchen bei des Dieners Leiche.
 Drum nochmals Dank!

Vincent.

Der ärmste Flügel auch
 That euch dasselbe, wenn er euch betraf.
 Doch seht, vorüber zog das grimme Wetter
 Und heiter strahlt der Tag. Nichts hindert euch,
 Vom Schlaf gestärkt die Reise fortzusetzen.
 Wohin begehrt ihr, daß mein Bub' euch leite?

Isolde.

Ich bin noch weit vom Ziel. Zum Rhonestrom
 Geht meine Fahrt. Doch bis zum nächsten Ort
 Nehm' ich mit Dank den Führer an.

Vincent (zu Antoine).

So rühre

Dich, Bursch, und zäum' im Stall das Maulthier auf!
 Und du, Margot, schaff' einen Imbiß her;
 Man darf nicht nüchtern auf die Reise geh'n.

Margot.

Gewiß nicht. Und das edle Fräulein wird
 Mein einfach Frühstück, hoff' ich, nicht verschmäh'n.
 Ich bring' ein Huhn und ein Gericht Oliven.

(Margot und Antoine ab ins Haus.)

Dritter Auftritt.

Isolde. Vincent.

Isolde.

Noch Eine Bitte hört, mein treuer Wirth,
 Die mir am Herzen liegt. Ich lasse scheidend

Den alten Bonifaz euch hier zurück,
Zwar Staub, doch eines wadern Mannes Staub.
Vielleicht noch liegt er in der Wildniß draußen,
Der wilden Thiere Raub —

Vincent.

Wo denkt ihr hin!
Schon gestern Abend bracht' ich ihn im Finstern
Herein und bettet' in der Scheuer ihn.

Isolde.

Gott lohn' es euch! — So nehmt denn diesen Ring
Und laßt ein ehrlich Grab dem Todten werden
Und fromm Begängniß. Schafft auch einen Priester
Zum letzten Segensspruch! Doch war der Mann
Der römischen Kirche zugethan — und ihr — (stodt)

Vincent.

Seid Reher, wollt ihr sagen. Nun, gleichviel!
Es soll ein Mönch das Todtenamt ihm halten.

Isolde.

Ihr legt ein herbes Wort mir in den Mund.
Doch — red' ich offen — dacht' ich gestern noch
Nicht allzugut von euren Glaubensbrüdern.
Denn früh von Kind auf war mir immerdar
Eu'r Thun und Lehren, eu'r Gebet und Dienst
Als wüster Heibengräuel vorgestellt.
Doch als mich heut zu Nacht die fromme Weise
Wie goldner Engelsflügel lindes Rauschen
Vom Lager auftrieb, als ich dann den Greis,
Deß ganzer Priesterjchmuck die Silberscheitel,
In brünstigem Gebet so kindlich fleh'n,
So tiefbewegt den Segen sprechen hörte,
Da fühlt' ich wohl, das sei kein Teufelswerk.
Nein, Andacht, Fried' und wunderbarer Trost
Kam über mich, als sentt' in lichter Wolke
Der Herr sich nieder auf den Gnadenstuhl.

Vincent.

Und also war's. Denn wo Zwei oder Drei
Versammelt sind in seinem heil'gen Namen,
Da will er selbst in ihrer Mitte sein.
Das ist die Kirche.

Isolde.

Wohl. Doch faß' ich nicht,
Warum ihr stolz die allgemeine Straße
Des Heils verschmäht.

Vincent.

Weil wir auf gradem Weg,
Nicht über Rom zum Himmel reisen wollen. —
Laßt euch ein Gleichniß sagen, edle Jungfrau.
Als unser Heiland noch auf Erden ging
Und segnend, in der Wunderkraft des Vaters,
Zum Lahmen sprach: Steh auf! zum Blinden: Sieh!
Da strömte wogend zahllos Volk herbei,
Daß sie die Zeichen sähen, die er that.
Und eines Tages ward auf seinem Bettlein
Auch ein Gichtbrüchiger daher gebracht,
Der keine Rettung hoffte, denn von Ihm.
Allein das Haus, darin der Meister eben
Sein Lebenswort verkündete, war eng
Und vollgedrängt; es saßen dort im Kreis
Die Pharisäer und die Schriftgelehrten
So dicht, daß sie das Pfortlein schier versperreten
Und daß kein Zugang auszufinden schien.
Doch der Gelähmte, der in heißer Sehnsucht
Nach Trost begehrte, wollte nicht zurück
Und rief und klagte. Lieben Männer, rief er,
Tragt mich auf's Dach des Hauses, hebet dort
Die Ziegel aus und laßt an Seilen mich
Sammt meinem Bettlein nieder vor dem Herrn.
Er wird nicht zürnen, daß ich heilverlangend
Den eignen Weg zu ihm gesucht, er wird,
Mir sagt's das Herz, an mir auch Wunder thun.
Und wie er's gläubig aussprach, so geschah's.
Die Kraft des Herrn ward offenbar an ihm
In ihrer Füll', und fröhlich und gesund
Trug er sein Lager heim und lobte Gott.

Isolde.

Noch faß' ich euer Bild nicht. Redet weiter!

Vincent.

Seht, Fräulein, jene stolzen Pharisäer,
Die breit die Pforte sperren, sind der Papst,

Die Erzbischöfe, Bischöf', Aebt' und Mönche.
 Sie haben zwischen uns und unsern Herrn
 Sich eingebrängt; das lichte Gnadenthor
 Des Himmels wollen sie nach ihrer Weisheit
 Verschließen oder aufthun aller Welt.
 Wir aber, die wir dürsten nach dem Heil
 Gleich dem Dichtbrüchigen im Evangelium,
 Verschmäh'n die angemaste Pfortnerschaft
 Und haben, frischen Muths, wie jener that,
 Den eignen Weg uns zu dem Herrn gebrochen,
 Den eignen Weg, den uns die Schrift gezeigt.
 Und seht, er hat den redlich Suchenden
 Die Fülle seines Segens nicht verschlossen
 Und tränkt mit solchem Frieden unser Herz,
 Daß wir den Segen Roms getrost entbehren.

Isolde.

So leugnet ihr der Priester heil'ge Würde?

Vincent.

Wer sind denn diese Priester? Schaut sie an!
 Man kennt den Baum an seiner Frucht. Sind das
 Des heil'gen Geists unsträfliche Gefäße?
 Nein, aller Weltlust Knechte kenn' ich sie,
 Hoffärtig, üppig, schnöder Habgier voll.
 Anstatt vom Wort der Liebe trieft ihr Mund
 Von Flüchen. Nur dem nimmersatten Gözen
 Der eignen Herrschsucht opfern sie und streu'n
 Der Zwietracht Samen aus, um über Trümmern
 Ihr Regiment zu bau'n. Und diesen sollte,
 Den selbst Unheiligen, der Richterspruch
 Zustehen über unser ewig Heil?

Isolde.

Aus eigener Kraft nicht, aus der Kraft des Amts,
 Die selbst im minder Würd'gen mächtig bleibt;
 Doch groß ist wahrlich auch die Zahl der Reinen.

Vincent.

Und wär' ihr Wandel wie December Schnee:
 Sie bleiben Menschen doch wie wir, und steh'n
 Auch um kein Haar breit näher unserm Gott,
 Als jeder, der ihm frommen Herzens dient.
 Denn, seit am großen Tag der Passion

Zerriß der Vorhang, der das Heilige
 Vom Allerheiligsten im Tempel schied,
 Ist alles Hohenpriesteramt erfüllt
 Und keines neuen Mittlers braucht es mehr.
 Wir aber sollen uns hinfort nicht scheiden
 In geistlich Hoch und Nieder, Lai'n und Klerus,
 Denn wir sind Priester worden allzumal.

Ipsolde.

Zum ersten Male hör' ich solch ein Wort.
 Mich überrascht's. Noch kann ich nicht das Neue
 Sogleich ergreifen oder von mir weisen;
 Doch klingt ein wunderbares Etwas drin,
 Das mit Gewalt mir an die Seele rührt.
 Ihr gebt mir viel zu denken.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Margot kommt mit Wein und Speisen; später Antoine.

Margot.

Kommt jetzt, Fräulein!
 Genießt, was unser Haus euch bieten mag.
 (Sie setzen sich unter dem Weindach.)
 Greift zu und nehmt fürlieb!

Vincent (einschenkend).

Wir können zwar
 Nur Wein euch schenken, den wir selbst gepreßt,
 Doch mancher Durst'ge hat ihn schon gelobt.

Ipsolde (trinkt).

Ein Trank der Labe, kräftig, mild und klar,
 Wie euer Sinn.

Vincent.

Stoßt an! Auf gute Reise!
 Und mögt am Ziel daheim den Vater ihr,
 Der, wie ihr sagtet, krank darniederlag,
 Genesen finden, oder Heilung selbst
 Ihm bringen, wie Tobias Sohn. Die Freude
 Bezwang schon manches Siechthum.

Antoine (kommt eilig und verkündet).

Vater! Vater!

Vincent.

Was gibt es?

Antoine.

Als ich eben aus dem Stall
Das Saumthier führen will, da springt ein Mann,
Ein bleicher, blut'ger Mann in unsern Garten
Und stürzt den Weingang athemlos herauf.
Seht, seht, dort kommt er!

Vincent (blickt hinaus).

Gaston ist's, der Spielmann!

Was kann dem Wadern zugestoßen sein?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Gaston stürzt herein, an der Schläfe verwundet.

Gaston.

Um Gotteswillen, rettet, rettet mich!

Margot.

Was ist? Ihr seid voll Blut —

Gaston.

Mich streift' ein Pfeil.

Verbergt mich! Schützt mich! Sie sind hinter mir.

Margot.

Wer?

Vincent.

Laß das Fragen jezt und fort in's Haus!

Ihr schwankt, gebt mir den Arm — dort könnt ihr ruh'n!

(Man hört eine Pforte gewaltsam aufbrechen.)

Margot.

Horch, welch ein Lärm!

Antoine.

Ein Haufen reiß'ger Knechte

Bricht in den Garten, erzbischoflich Volk.

Isolde.

Sie kommen!

Vincent (Gaston gegen das Haus drängend).

Fort denn, fort!

Gaston.

Es ist zu spät.

Sie haben mich gewahrt. — O schützt mich, schützt mich!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Hauptmann des Erzbischofs von Narbonne bringt an der Spitze eines gewappneten Haufens durch die Gatterpforte des Gartens herein.

Hauptmann.

Im Namen erzbischöflicher Gewalt
Ergreift den Mann dort!

Vincent.

Sprecht, was soll's mit ihm?

Was that er, daß ihr wie ein blutend Wild
Ihn durch die Felder hegt? Ich stelle Bürgschaft,
Der Mann hat nimmer schwere Schuld begangen.

Hauptmann.

Setzt vor der eignen Thüre! Fort mit ihm!
Er ist ein Keger.

Vincent (tritt dazwischen).

Was verbrach er? Redet!

Margot.

Bei unsres Heilands Blut, was habt ihr vor?

Hauptmann.

Er sang ein Spottlied auf die Priesterſchaft
Und unser Brief heißt kurz Gericht. Drum vorwärts!
Hier ist ein Strick und dort ein Baum.

Gaston.

Weh mir!

Isolde.

O Gott! Sind das die Boten deiner Kirche?

Hauptmann.

Ergreift ihn!

Vincent.

Haltet ein, er ist mein Gast.

Hauptmann.

Und wär' er eures Herrn, des Grafen, Gast,
Es könnt' ihn heut nicht retten. Frisch, Gesellen,
Legt Hand an ihn!

Isolde.

Hört mich zuvor, ihr Männer!

Das ist des Erzbischofes Wille nicht,
Er kann's nicht sein, daß ihr um solch Vergehn
Den Mann hier sonder Spruch zum Tode schleppt.
Denn Milde lehrt ihn schon sein heilig Amt,
Sein erst Geschäft ist Segnen, Bischof sein,
Das heißt als guter Hirt die Seelen weiden
Und den Verirrten nachgeh'n in Geduld.
Ihr aber lästert eures Herrn Gebot
Und wandelt ihm den sanften Hirtenstab
In fressend Eisen. Nein, was ihr beginnt,
Das ist nicht bischöflich, das ist ein blutig
Unmenschlich Werk der Rache. Drum gedenkt
Der Rechenschaft, die ihr zu geben habt!

Hauptmann.

Was schwacht ihr? — fort! Sein Blut auf meinen Kopf!
Er ist verfehmt.

Isolde (tritt vor Gaston).

Wohlan, so stell' ich mich
Wie eine Mauer zwischen ihn und euch.
Und eher sollt ihr eure Wuth nicht kühlen
An diesem armen Opfer, bis von hier
Ihr mich hinweggerissen mit Gewalt.
Ein Weib nur bin ich, doch es fließt in mir
Das beste Blut von Frankreich und empört
Sich wider euer himmelschreiend Thun.
Wer rührt mich an, ihr Schergen! Wer vermißt sich,
Unritterlich die rohe Knechtesfaust
Zu heben gegen mich! O wär' ich Mann,
Der schwächste Knabe nur: beim ew'gen Gott,
Mein Horn erwählte statt der Zunge sich
Ein Schwert und sprach' in Streichen.

Hauptmann.

Reißt sie fort!

Sie raß't in hohlen Worten. Zaudert ihr?
So thu' ich selbst, was sie nicht anders will.

Vincent.

Zurück, Verwegner!

Antoine.

Vater, nehmt die Art!
Laßt uns sie lehren, Frauen zu mißhandeln!

Hauptmann.

Still, freche Brut! Und wer sein Leben liebt,
Der meidet uns're Spieße. Greift den Keger!
Mit diesem Weibe nehm' ich's selber auf.
(Er sucht Horden wegzubringen. Die Knechte wollen sich Gastons bemächtigen.
Vincent und Antoine leisten ihnen Widerstand.)

Holde.

Schmach über euch und Schande!

Margot.

Hülfe! Hülfe!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Roger in einfachem Jagdgewande, das Horn am Gürtel.

Roger.

Was ist? Wer rief um Hülfe? Auseinander!
Die Speere nieder! — Sonst, bei meinem Eid,
Bertret' ich euch, Wahnsinnige!

(Die Knechte weichen zurück.)

Und ihr,

Mein edles Fräulein, denn ihr seid's, so wahr
Mein Auge den Rubin vom schlichten Kiesel
Zu unterscheiden weiß, wie find' ich euch
Im wüsten Lärmen des Getümmels hier?

Holde.

O rettet, rettet diesen Unglücksel'gen,
Den sie erwürgen wollen um ein Lied!

Hauptmann.

Ja, um ein gottlos Lied.

Roger.

Ihr wagt's und rühmt
Euch noch des Frevels?

Hauptmann.

Nicht so stürmisch, Herr!
Wir stehen hier auf Recht. Ich habe Vollmacht
Vom Erzbischof —

Roger.

Was fällt dem Priester ein!
Kein Lai' ist ihm gerichtsbär, sagt ihm das,
Und hier am wenigsten, im freien Bann
Der Grafen von Beziers.

Hauptmann.

Der Mann ist Keger,
Und Keger straft der Rächerarm der Kirche
Wo er sie findet. Sie sind vogelfrei
An jedem Ort.

Roger.

Ja, wenn der Herr des Orts
Ein Pfäffling oder Feigling ist, sonst nicht.
Versteht ihr mich? Sonst nicht! Und Graf Roger
Ist keins von beiden. Drum hinweg mit euch! —
Was säumt ihr noch? — Ich sag' euch, dieser Mann
Steht unter meinem Schutze.

Hauptmann (zieht das Schwert).

Schützt euch selbst!
Wir führen unsre Waffen nicht zum Spiel.
Vor euren Augen schlepp' ich ihn zum Strange.

Roger (stellt sich vor Gaston).

Versuch's!

Hauptmann (dringt auf ihn ein).

Wohlan denn!

Roger (schlägt ihm das Schwert aus der Hand, daß er taumelnd in die Kniee sinkt).

In den Staub mit dir,
Nichtswürd'ger Bluthund! — Fort! Mein Ritterschwert
Ist viel zu gut für dich. — Zurück, ihr Schergen!
Und häuft das Maß nicht eurer Schuld!

(Hört in's Horn, Antwort von allen Seiten; Gewappnete erscheinen)

Schaut um!

Ein klirrend Netz von Eisen schließt euch ein
Und kein Entrinnen ist vor diesen Lanzen.

(zu den Seinen)

Entwaffnet sie! —

Setzt nur ein Wink von mir,
 Und euch geschieht, was jenem ihr gedroht.
 Doch mag ich euer Blut nicht. Geht und dankt
 Der hohen Jungfrau, deren reine Nähe
 Den finstern Spruch von euren Häuptern wehrt.
 Dem Bischof aber meldet, Graf Roger
 Wird' ihm die Jagd auf seinem Grund gedenken!

(Die Knechte gehen.)

Gaston (wirft sich vor Roger nieder).

O laßt mich eure Knie' umfassen, Herr!
 Ihr schenkt zum andern Male mir das Leben,
 Die schöne Erde gebt ihr mir zurück,
 Des Himmels blau Gewölb und Sonn' und Thau
 Und alle Luft der Welt. O nur wer schon
 Den Schlund des Todes vor sich gähnen sah,
 Empfindet ganz, wie süß es ist zu athmen.
 Drum was noch übrig ist von meinen Tagen,
 Sei eurem Dienst geweiht.

Roger (hebt ihn auf).

Wer bist du, Freund?

Gaston.

Mein Nam' ist Gaston und ein Spielmann bin ich,
 Der auf den Dörfern singt und geigt zum Tanz.
 Der alten schönen Lieder weiß ich viel.

Roger.

Ein Mann der heitern Kunst? Wohlان, du magst
 Mein Sänger sein, wenn du mir folgen willst;
 Denn meines Schutzes wirst du noch bedürfen.
 Doch du bist wund —

Gaston.

Ein Streißschuß, hoher Herr,
 Die Schmarre heilt von selbst.

Isolde.

Laßt jetzt auch mich
 Euch danken und die ew'ge Vorficht preisen,
 Die euch zur rechten Stunde hergesandt.
 Ihr habt ein ächtes Ritterwerk vollführt
 Zum Schutz der Schwachen. Wie Sanct Michael,

Wenn er im Harnisch mit dem Flammenshwert
Die Schaar des Abgrunds in ihr finstres Haus
Herniederbräut, daß sie, geblendet, taumelt,
Erschient ihr uns. Vergessen werd' ich's nie,
Und immerdar in mein Gebet euch schließen.

Roger.

Ich bitt' euch, thut's. Zwar lohnt ihr mir damit
Weit über mein Verdienst; doch alles Höchste
Wird nie verdient ja, sondern frei geschenkt.
Von Gottes Engeln weiß ich mich umschirmt,
Wenn solche Lippen Segen mir erslehen.

Isolde.

Ach, keine Heil'ge bin ich, nur ein Kind
Der Welt.

Roger.

So red' ich weltlich: Denket mein
In Huld! Und gönnt mir, daß ich euer denke.

Isolde.

Wie sollt' ich's wehren! Nur zu bald erlischt wol
Das flücht'ge Bild der fremden Pilg'rin euch
Im Strom des Lebens.

Roger.

Nein, beim ew'gen Himmel!
Ihr kennt euch selbst nicht, kennt nicht die Gewalt,
Die ihr unvollend übt. Wer eures Danks
Gewürdigt ward, der kann die Stunde nie
Vergessen, da ihm solches Heil begegnet.
Ein Unterpfand des Glückes hält er sie
Im Herzen fest, ein Kleinod der Erinnerung,
Zu dem nur allzu willig die Gedanken
Zurück ihm schwärmen. Eh' vergäh' im Herbst
Der wilde Schwan den Flug in's Land der Sonne.

Isolde.

O Herr, ihr redet wie ein Troubadour.

Roger.

Wär' es ein Wunder? Hoher Frauen Güte
Erweckt ja Lieder, wie die Morgenröthe
Mit süßem Licht des Waldes Stimmen weckt.
Doch mein Gefühl, o glaubt's, ist kein Gedicht.

Antoine (tritt an Isolden heran).

Befehlt ihr, edle Jungfrau, daß ich euch
Das Saumthier bringe?

Isolde.

Du ermahnst mich recht.
Ach, fast vergaß ich, wie ein Kind, das Nächste.
Die Reise drängt. So gilt's zu scheiden, Herr.

Roger.

Ist alles Glück denn gar so kurz? — O laßt
Zum mindesten ein Wiederseh'n mich hoffen!

Isolde.

Wenn unser Stern es fügt, ich wüßt' ihm Dank.
Bucht ihr dereinst an Simon Montforts Schloß,
So wird sein Kind euch froh willkommen heißen.

Roger.

Ihr macht mich zwiefach glücklich. Denn der Weg,
Der euch dorthin führt, ist für heut der meine.
Zum Minnehofe zieh' ich, den Graf Raymond
Aus schrieb zum freien Markt nach Montpellier.
Bergönnt ihr, daß ich euch bis dort geleite?

Isolde.

Wo fänd' ich bessern Schutz, als euern Arm?

Roger.

Wohlan! Doch statt des Maulthiers harret ein Zelter
Von Andalusierzucht der holden Last.
Mein Zug hält dort am Forst. — Ist's euch genehm?

Isolde.

Ich folg' euch. Lebt denn wohl, mein treuer Wirth!
Habt nochmals Dank und was ihr mir so warm
An's Herz gelegt, soll unvergessen sein.
Lebt wohl, Frau Margot! Wenig Stunden haben
Uns rasch befreundet.

Vincent.

Glück auf euren Weg!

(Roger, Isolde, Gaston, die Gewappneten ab.)

Achter Auftritt.

Vincent. Margot. Antoine.

Antoine.

Gelt, Vater? das war Hülfe in der Noth.

Vincent.

Dem Herrn sei Dank. Sieh nicht so düster, Margot!
Vorüberzog das Unheil.

Margot.

O mir graut,
Denn nun erfüllt sich, was mir oft geschwant
Und schrecklich bricht der Tag des Jorns herein.
Dies war der erste Blitz des Wetters nur.

Vincent.

Beschwichte dein Gemüth! Es thut nicht gut,
Von künft'ger Noth stets und Gefahr zu träumen.

Margot.

Nicht ich. Du aber träumst mit offenen Augen,
Daß du nicht siehst, an welcher Ault wir steh'n.
Verkündet nicht der Himmel selber uns
Ein unerhört Geschick in grausen Zeichen?
Herniederflammt er mit Kometenschein,
Die Erde bebt, die Bäche treten aus
Und schwarz und traurig hängt am Stock die Rebe.
Das Aergste seh' ich kommen — Krieg, Verfolgung
Wird sich erheben über diese Dinge
Und nach dem Glauben fragen wird das Schwert.
O Gott, schon hör' ich mit prophet'schem Ohr
Der Trommeln Schall, der erz'nen Haufen Schritt,
Der Kinder Weinen und der Priester Dräu'n;
Schon seh' ich Flammen steigen überall
Aus Hütten, Schöffern, Kirchen — denn Ein Brand
Wird dieses unglücksel'ge Land verwüsten
Und anders nicht erlöschen, als in Blut,
In deinem auch, Vincent —

Vincent.

Still, Margot, still!
Reb' uns kein Unglück auf das Haupt herab!

Die Furcht verwirrt dich. Gleich das Aeußerste
Siehst du in Allem —

Margot.

Wenn die Sonne sinkt,
So werfen kleine Dinge große Schatten.

Vincent.

Wir steh'n in Gottes Hand. Geh' an dein Werk!
Ich grab' ein Grab, den Todten zu bestatten.

(Der Vorhang fällt.)





Künstlerbräute.

Novelle

von

Ferdinand Kürnberger.



in heiterer Himmel umblaute das grüne Thal und eine wohlgestimmte Kirchenglocke durchhallte es tonreich. Im Tempo dieser melodischen Begleitung schritten zwei junge Männer fürbaß.

Sie hatten nach Künstlerart viel beobachtet und wenig gesprochen, indem sie die schöne Thalstraße hinwanderten. Und immer zahlreicher zogen Trupp an Trupp die festlich gekleideten Landleute an ihnen vorbei.

Ein schöner Menschenschlag hier! bemerkte der Ältere.

Und Glückskinder sind wir, antwortete der Jüngere, daß es just Sonntag und Kirchgang ist. Das ganze Thalvolk defilirt uns wie auf Musterung vorüber.

Es ist wahr, wir könnten nicht bequemer Modellschau halten. Ich wette, hier finden wir unsere Modelle. Du Deine Madonna; ich meine schaumgeborene Venus.

Die finden wir wol in keinem irdischen Thale, antwortete der Jüngere.

Ah pah; alles Himmlische muß sich auf Erden finden, oder es ist überhaupt nicht zu finden, warf der Ältere mit reifer Leichtigkeit hin.

Aber der Jüngere trogte mit dem weichen Troße der Jugend, der so hübsch wie Charakter aussieht. Darin werden wir ewig auseinander gehen! sagte er standhaft.

Das amüsirte den Älteren. Er lächelte ihm unter den Panamahut in die schwärmerischen Augen und sagte mit der Bonhomie einer wahrhaft

väterlichen Ueberlegenheit: Ewig, mein junger Herr von zwanzig Jahren? Wir werden noch viele Ewigkeiten erleben, lieb Brüderchen!

Aber das Brüderchen machte ein steifes Principien-Gesicht.

Der Ältere schwieg wieder und sah unter die Leute. Gib Acht, wer uns da entgegenkommt, stieß er den Jüngeren an. Eine wahre Penelope! Wie gefällt Dir diese Prachtfrau von einer Bäuerin? Da hast Du gleich ein Modell! Ein Modell, wie gemacht um noch gefreit zu werden und schon Matrone zu sein. Was?

Meinethalben. Aber eine Göttin?

Ah, mein Freund, wo es solche Mütter gibt, dort sind die Töchter Götinnen.

Das klingt frivol. Aber sei so gut und laß mir die Bauern Bauern und den Homer Homer bleiben.

Das heißt: laß mir „Ideal und Wirklichkeit“ nur immer fleißig auseinander liegen und nach dem Ideal dann schwindsüchtig „ringen“, derweil es lustig auf allen Bäumen blüht!

Wenn dem so ist, dann nennen wir uns lieber gleich Photographen statt Künstler! sagte der Jüngere fast heftig.

Ei, Brüderchen, Du wirst mir ja böse! koste der Väterliche. Nun, nun, nur nicht so ernsthaft! Nimm die Kunst ernsthaft, aber jedes Kunstgespräch heiter. Denn wenn wir auch ewig auseinander gehen, so laß uns doch trachten, ewig zusammen zu kommen. Das Trachten wenigstens schmolle mir nicht hinweg.

Das herzliche Wort traf das Herz des weichen Jünglings. Einlenkend sagte er: Ich gebe Dir ja zu, daß wir Motive finden können, einzelne Züge, die wir vielleicht . . .

Halt, Freundchen, laß mich kutschiren. Einzelne Züge, die wir dann im Schweiß unseres Angesichtes zusammenschweißen, bis das „selbstgezeugte Ideal“ herauskommt, dem der deutsche Selbstherr, dieser hochmüthige, aber ehrliche Abstractionsmensch, so unverbesserlich nachjagt! Wir halten Wunders auf unsern deutschen Idealismus und haben freilich Recht, uns mit Bettelstolz an diesen Bettelstab anzuklammern, denn wo die schöne Natur fehlt, ist es wenigstens besser als gar nichts, eine schöne Imagination zu haben. Aber komm nur erst nach Italien, dann wirst Du Deinen deutschen Idealismus anders beurtheilen. Bis dahin streiten wir um des Kaisers Bart; ich weiß es, mein Lieber, aber Du weißt es nicht.

Der kleine, verstockte Idealist hatte im Grunde ein offenes Ohr. Es war sein guter Wille, belehrt zu werden, indem er fast händeringend ausrief: Aber Du wirst doch nicht sagen wollen, daß das Portrait schon das Ideal ist?!

Ja! geradezu, ja! antwortete der Ältere fest. Das Portrait, von der Natur schön gegeben und von der Kunst wiedergegeben in einem schönen Momente. Und siehe, Schatz, just das ist es, was uns Italien lehrt.

Noch war der Stern der Antike nicht aufgegangen, aber die byzantinische Heiligenmalerei, die Monotonie der Starre und des Todes, schon untergegangen; man wußte zwei Jahrhunderte nicht, woran sich halten. Es fehlte eine Lehre von allgemeinem Ansehen, ein Kunststil, eine Schule. Was that da Italien? Es schlug die Augen auf. Einige Künstler merkten, daß ihre Frauen und Töchter, ihre Matrosen und Hirten — eigentlich schön waren! Da kam ihnen der Einfall — vielleicht wie ein Diebsgedanke und mit klopfendem Herzen, — diese Menschen auf die Altäre der Kirchen einzuschmuggeln, wo sonst die Byzantiner ihre furchtbaren Maskengesichter geschnitten. Und da sie Künstler waren, nicht Photographen, wie Du so trugiglich sagst, so begriffen sie, daß sie freilich noch mehr thun müßten, als die Schönheit bloß porträtiren. Aber dieses Mehr brauchte doch nur ein Weniges zu sein. Sie gaben der Schönheit eine schöne Bewegung, eine schöne Handlung, oft auch nur einen schönen Zustand. Ah, eine heilige Familie wird fast von selbst heilig, wenn das Familienleben nur zart und freundlich ist! Schöne Kinder werden von selbst Engel, wenn sie einträchtig spielen, ja, auch nur anmuthig schlafen. Laß einen schönen Menschen auch noch gut sein, z. B. ein mildes Almoßen spenden, und er scheint fast ein Gott! So malten die Italiener auf die Kirchenaltäre ihr Volksleben, und Du siehst es mit wärmster, inniger Andacht, obwohl Du nur Menschen siehst. All Deine deutschen Stichworte lassen Dich im Stiche. Ist das Kirchenstil, Genrestil, Historienstil? Nichts von alledem; wir nennen es: Existenzmalerei. Das Wort ist gut, viel besser als unser deutsches Stimmungsbild. Stimmung ist Zufall und am aller schlimmsten oft — Selbstbespiegelung. Eine Mutter, die ihr Kind säugt, ist kein Stimmungsbild, aber ein Existenzbild. Eine „santa conversazione“ ist kein Heiligenbild, sondern meistens eine Portraitgruppe von zeitgenössischen Cardinälen, Mönchen, Gelehrten und Dichtern; aber sie unterreden sich mit hohen Gedanken und werden von selbst heilige Menschen oder menschliche Heilige. Die Italiener haben manch andere Kunstausdrücke als wir, und sie wissen wohl, warum. Sie bezeichnen eben ihre Kunst und nicht die unsrige, die berühmte „Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit“. Sie idealisiren natürlicher und ihre Natur ist idealer.

Gilt das auch von der Sixtinischen Madonna und von der Transfiguration, dem höchsten Flug des Ideals, das ganz Himmel ist und die Erde aufgezehrt hat?

Ja, ja, so meint ihr's, ihr jungen langhaarigen Idealisten; ich weiß es. Gleich das Höchste verlangt und in erster Jugend! Nur so konntest Du leugnen, daß wir hier unsere Göttinnen finden. Sixtinische freilich nicht, das ist wahr. Wisse aber, mein Knäblein, die Madonnen fliegen nicht bloß in Adlershöhe, sondern auch in Schmetterlingshöhe. Eh die Madonna gen Himmel flog, hat sie auf Kinderwindeln ein Kind gesäugt. Damit sang' an. Verlange weiter nichts als ein weibliches Modell,

das Jugend und Schönheit hat, jene Schönheit, welche nicht mehr zu sein braucht, als ein glückliches Gesicht, das mit Leichtigkeit sich seinem seelischen Ausdrucke fügt. Und der seelische Ausdruck braucht nicht mehr zu sein, als Sittsamkeit und Mütterlichkeit. Eine bescheidene Miene und im Auge ein Blick, der voll Wärme und Süßigkeit auf einen Säugling herabblicken kann. Male mir solche Existenzbilder und Du wunderst Dich selbst, wie nahe sie dem Idealbilde kommen. Wenigstens ist es der richtige Weg, von der menschlichen Liebenswürdigkeit zu der feierlichen Göttlichkeit aufzusteigen. Umgekehrt kannst Du nur heruntersinken, aber hast Du einmal Mißmuth über mißglückte Ideale eingeheimst, dann triffst Du auch das naiv Schöne nicht mehr und Du wirst „ein zerrissenes Kunstgenie“. Freilich hat auch das Existenzbild seine Klippe, nämlich das Kleinliche und Süßliche. Aber von der ist schon eher loszukommen. Was eine ordentliche Biene ist, die arbeitet zeitlebens im Süßen und verklebt sich doch nicht die Flügel, sondern bleibt immer flugfähig.

Diese Rede hatte der Jüngere still und fromm hingenommen und seiner Miene war anzusehen, daß, wenn er widersprach, der Widerspruch manierlich ausfallen würde. Da zog ein Mädchen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Unter den Begegnenden kam ihnen eine Bauerstochter entgegen, — groß gewachsen, rüstig vom Knochenbau, strogend von Muskelfleisch, schwarz von Zöpfen und Augenbrauen, das Gesicht aber angenehm und Gang und Haltung elastisch. Es war eine auffallende Erscheinung!

Die schreitet ja wie aus einem alten celtischen Jahrtausend heraus! rief der Aeltere, voll von Bewunderung. In diesem Thale spuckt's überhaupt von einem episch-klassischen Alterthum. Die Leute haben entweder römisches oder celtisches Blut in den Adern; es wird Einem ganz heroisch zu Muth. Ich bitte Dich, bleib stehen; sieh ihr nach. Welch eine Menschenpracht! Das sind die Leiber für Künstler. Ist sie dick? Nein. Ist sie schlank? Ja, aber man schämt sich des schwächlichen Wortes. Auch Tannen sind schlank und doch haben sie keine Taille. Siehe, so wünschen wir's. Das sind Typen. Ich werde sie einem Colleggen denunciren, der irgend eine Barbaren-Königin sucht, eine Penthesilea, Brunhilde, Artemisia, etwas übermenschlich Großes, Halb-Wildes und doch weiblich Ausgeglichenes und Harmonisches.

Sie kommt mir jaust recht, sagte der Jüngere. Solche Modelle sind nicht peu à peu zu idealisiren. Zu der hinauf gibt's keine Bienenflügel, nur Adlersflügel.

Willst Du mich abtafeln? Es ist wahr, einem Existenzbilde ist sie entwachsen; aber was beweist das? Wird sie denn die Letzte sein, die uns begegnet? Just solche Proben lassen das Gegentheil hoffen. Es sind ja die seltensten Erscheinungen, welche in einer stilvoll ausgeprägten Naturfertigkeit der Kunst nichts übrig lassen und ihr den Stil, der gleich der höchste sein muß, förmlich dictiren. Oh uns die Menschenform Ein Mal

das Junomobell liefert, das nur mit Herkulesarmen anzufassen, gibt sie uns zehn Mal die zarteren Spielarten, die auch mit der Zuderzange noch anzufassen. Aber was sag' ich? Bleiben wir nur bei ihr selbst. Diese Virago tagire ich heute auf sechsundzwanzig; aber einst war sie dreizehn, fünfzehn, siebzehn und da wird sie manchen Stil zugelassen haben, den sie jetzt ausschließt. Vielleicht wäre sie damals meine schaumgeborene Venus oder Deine Madonna gewesen.

Für meinen Theil zweifle ich. Ueberhaupt begreife ich schwer, wie leicht Du Dir das zusammen reimst. Die Leute hier sind ja durchgehends schwarz, aber Venus und Madonna gehen so weit auseinander . . .

Daß ich nicht wüßte. Meine Venus ist eine Jonierin, also ein schwarzlockiges Teufelskind, und Deine Madonna eine Jungfrau aus Judäa, das heißt wol auch eine Brünnette und schwarzhaarig.

Aber hör' auf. Jonierin! Jüdin! Wer wird sich denn gar so realistisch der geographischen Wirklichkeit anschließen! Dazu wirfst Du mich nie verführen.

Je nachdem, antwortete der Aeltere. Wir handeln ja nur Meinungen und nicht Principien ab. Und plaudern läßt sich von Vielem. Denn wenn Mephisto meint, nichts ist so gut, daß es nicht werth wäre, zu Grunde zu gehen, so könnte man doch auch sagen: nichts ist so schlecht, daß es nicht werth wäre, ein Bißchen zum Plaudern zu dienen.

Daß klang lässig und war es doch nicht. Der Aeltere liebte es, mit solchen Schlußwendungen zu schließen, aber es war bei ihm wohlüberlegt. Denn der Jüngere liebte nach Jugendart Principien und Doctrinen und war recht streitbar in seinem Idealismus. Der Reifere gab solchen Gelegenheiten zu akademischen Reden nach, schon um den Unreiferen zu leiten und zu führen; als sein Reiffstes aber gab er dann immer den Wink, daß das Entscheidende doch nicht das Reden sei, und Theoretisiren höchstens die Zeit vertreibe, aber nicht mehr leiste, besonders einem Künstler nicht. Es lag für den Jüngling eine feine Warnung darin, vom Reden nur bildende Anregungen, nicht aber die Bildung selbst zu erwarten.

So schwiegen sie nun wieder eine Strecke lang. Und doch kam ihnen soeben entgegen, was just die Krone ihres Gespräches gewesen wäre, wenn die Menschen stets ehrlich mit einander umgingen.

Die Kirchenglocke hatte zu läuten aufgehört, die Kirchengänger kamen vereinzelter und fast schon als Nachzügler. Da war nun ein Greis unterwegs, welcher buchstäblich nachgehinkt kam, denn er war lahm. Für sich allein wäre er überhaupt nicht mehr Fußgänger gewesen, auch mit seinem Krückenstock nicht. Aber indem er sich links darauf stützte, schleppte er sich rechts am Arm eines jungen Mädchens, das ihn fast trug. Das war das letzte Paar. Vielleicht Großvater und Enkelin.

Dieses Mädchen aber war eine Schönheit, welche jedes Auge auf sich gezogen hätte. Gab es doch schon ein Schauspiel, das auffallen mußte,

wie leicht sie den auflastenden alten Mann trug, der seinen Gang fast auf sie umlegte und die Schönheitslinie des ihrigen doch nicht erschütterte. Es war ein Schauspiel von hoher Grazie und einer Kraft aus dem innersten Kern heraus, mit welcher spielender Freiheit die Jugend das Alter stützte. Und wie ihr Köpfchen, das die angenehmste Form eines Lindenblattes hatte, den gebeugten Graupopf überragte, nicht anders als ob auf einem dürrn Ast eine junge Maienknospe sich wiegte, so war es das glücklichste Gesicht, um in gottbegnadeter Mütterlichkeit ein liebliches Kind anzulächeln, oder selbst Göttin zu sein und Wunderkind der Schönheit, das schaumgeboren in's lachende Dasein emporspringt.

Die Haarfarbe des Mädchens war wieder das Schwarz der ganzen hiesigen Thalschaft. Ihr sammetenes Mandelauge blickte aus Wimpern, dunkel wie Nachtschatten und unter Augenbrauen, wie von zartesten Tuschenschräffeln. Kurz, es war ein Bild, welches wie gerufen kam, um dem Aelteren unseres Künstlerpaares auf's Ueberraschendste Recht zu geben.

Und doch war es noch überraschender, wie die Brüder davon Notiz nahmen.

Das wäre gleich so ein Doppel-Modell, warf der Aeltere einsilbig hin. Der alte Krückenstößer? fragte der Jüngere.

Narr, seine Führerin.

Die hab' ich ganz übersehen.

Das war stark! Der Bruder blickte erstaunt auf den Bruder. Er wußte doch selbst, wie sehr er geheuchelt, aber der Andere übertrumpfte ihn noch. Der Aeltere heuchelte Phlegma, der Jüngere gar — Blindheit.

Was ging vor? Es war ein Vorgang, wie unter ertappten Dieben.

Der Aeltere wiederholte seinen Blick auf den Bruder. Der war blaß geworden und blickte seitwärts.

Jetzt wichen sie sich auch mit den Augen aus. Noch weniger fiel mehr ein Wort zwischen ihnen. Am wenigsten — über das Doppel-Modell!

Wie verwandelt schritten sie weiter. Seite an Seite gingen sie — nicht wie ein Paar, sondern wie zwei Vereinzelte.

Nach einigen Schritten verlangsamte der Aeltere seinen Schritt. Sofort blieb der Jüngere ganz stehen. Sie erriethen sich.

Der Aeltere fing an. Was nun, Bedä? Wandern wir das Querthal zu Ende und durchstudiren wir programmäßig das Längenthal draußen, oder bleiben wir auch ein wenig in diesem Winkel hier, der eigentlich nicht auf unserm Quartierzettel steht?

bleiben wir! bleiben wir! brach der Jüngere los und sein Gesicht erglühte.

Ich meine es auch, sagte der Aeltere mit unerschütterlicher Ruhe. Wenigstens eines Versuches scheint es mir werth, daß wir uns hier ein Bißchen umsehen, aber vom Hauptthale herein hätten wir nur das doppelte hin und her Gehen oder Fahren. Also bleiben wir einstweilen. Und

nun will ich gleich in's Wirthshaus hinauf und Quartier machen, Du aber sei so gut und laufe zum Bahnhof hinaus, um unser Gepäck zurückzutelegraphiren, das wir, ein Bißchen übereilt, nach unserm vermeintlichen Hauptquartier schon vorausgeschickt.

Könnten wir es nicht umgekehrt machen? sagte der Jüngere, den wir Beda nennen gehört. Laß mich in's Wirthshaus gehen.

Mit vollendeter Verstellungskunst machte der Andere die Miene, als ob er sich das überlegte, da er doch sehr einig mit sich war, was er wollte. Außerst sanftmüthig antwortete er: Du weißt, Wirths- und Wirthsfachen sind mein Departement. Auch ist heute Sonntag, vielleicht sind Gäste da und es kostet möglicherweise einen Kampf oder eine Kunst, ein Logis zu belegen. Dann gehörte um so mehr meine Hand dazu. Also thue, wie ich Dir vorschlage. Geh zum Bahnhof hinaus und droben im Wirthshaus neben der Kirche erwarte ich Dich.

Damit wandte der Ältere sich wieder rückwärts; der Weg des Andern ging vorwärts. Die Brüder trennten sich. Aber kaum war es geschehen, so suchte sich Beda ein Buschversteck, um unbemerkt beobachten zu können. Mit brennendem Augendurst ließ er sich jetzt die Zügel schießen, um dem Mädchen noch nachzusehen, das ihn in's Herz getroffen. Mit einem Berdachte, den er aus sich selbst schöpfen konnte, wollte er sehen, ob der Bruder seine Schritte beschleunigte, um das Paar noch einzuholen. Aber er sah nichts. Derselbe Busch, der ihn selbst verdeckte, zog sich in langen Säumen zwischen dem Bach und der Straße hin und verdeckte auch Andere. Er gab seine heiße Schaubegierde auf. Da seufzte er tief und — „aus seinen Augen flossen Thränen“. —

Im Bahnhofe herrschte ein starkes Gedränge an der Casse. Es war größtentheils das Publikum des Localverkehrs; um so mehr aber fiel eine Dame darunter auf, deren Stand ein vornehmerer sein mochte und welche sich hier ganz buchstäblich „im Gedränge“ befand. Beda, sein Telegraphen-Bureau im Auge, sah es im Vorbeieilen und warf dem drängenden Haufen das Wort zu: Aber so machen Sie doch dieser Dame hier Platz; Sie zertreten sie ja förmlich! Trotzige Männerköpfe wendeten sich nach ihm um. Es schien ein Trupp von Vereinsmitgliedern irgend einer ländlichen Gesellschaft oder Körperschaft, in Tracht und Abzeichen Alle gleich, ganz besonders aber gleich im handfesten Ausdruck exclusivster Männlichkeit. Man sah es diesen nachdrücklichen Gestalten an, daß sie gewohnt waren, das Recht des Stärkeren in sorgloser Selbstüberzeugung zu genießen und das Recht des Schwächeren sich nicht anfechten zu lassen. Sie hörten diesen Appell jetzt zum ersten Male, und angehaucht von dem ihnen fremden Zauber der Galanterie, waren sie wenigstens nicht grob, sondern schwiegen bloß. Nur sah man, wie die Gefahr sie durchzuckte,

daß ihr herrlicher Männerbund gelodert werden sollte, und als gute, unerschütterte Gefellen rückten sie Schulter an Schulter — ein Bißchen enger zusammen.

Da machte Beda kurzen Proceß. Er fuhr mitten unter sie, holte die Dame aus dem Gedränge, bot sich an, ihr Billet zu lösen und fragte: Wohin? Die zarte Frau, mit ihrem Geiste nicht schnell bei der Sache, blickte suchend und rathlos umher und stotterte verwirrt: Wo nur mein Kammermädchen bleibt! Sie kann doch nicht . . . Man hörte die Bahnglocke. Zweites Läuten! Einsteigen! erhob der Portier seinen Mahnruf. — Wohin? drängte der Jüngling. — Schloß Adelskam. Aber mein Gott, ich begreife gar nicht . . . Schloß Adelskam, erste Classe! rief Beda und eroberte sich mit Macht den Schalter und das Billet. Die Vereinsreden wichen zurück, um so mehr, als in diesem Augenblicke der Obmann abgefertigt war, denn er empfing ein Bündel Billete für seinen ganzen Haart. Beda empfing das seinige. Die Dame von Adelskam dankte zerstreut, kramte nach Geld, ließ das Portemonnaie fallen, fragte und suchte nach ihrem Kammermädchen und das Alles mit jener auf Bahnhofen eigenthümlichen Hast, welche beim zarten Geschlechte bis zur nervösen Aufregung gehen kann. — Einsteigen! einsteigen! drängte der Portier die Fremde, die bereits die Letzte war und mit nichts fertig wurde. Die Dame weinte fast. Sie gab das Geldzählen auf und fragte geflügelt: Wohin darf ich's schicken? Ich bitte um Ihre Adresse, mein Herr. — Wir haben keine. Wir sind fahrende Künstler. Aber Schloß Adelskam fliegt ja nicht durch die Luft. — Drittes Läuten . . . fertig! — Portier und Conducteur trugen die Dame fast auf ihren Armen fort. Diese stotterte noch von ihrem Dank . . . von ihrem Kammermädchen . . . das Coupé fiel in's Schloß, die Locomotiv-Pfeife erscholl . . . ein Augenblick — und der Zug brauste fort.

Beda suchte sein Telegraphen-Bureau.

Sein Geschäft daselbst war bald gethan.

Er kehrte zurück.

Auf dem Rückweg nahm er einen Fußpfad, welcher aus der Straße, die er ganz sichtlich abschnitt, in's Grüne ländlicher Grundstücke führte. Freilich führte er gleichzeitig hügelan, denn das bleibt nun einmal die Philosophie der Landleute, daß sie zwar die Umschweife auf ebenem Boden vermeiden, dagegen für nichts es achten, wenn der scheinbar kürzeste Weg der gebogenen Linie von Anhöhen folgt. Beda hatte sich bald verfliegen, gerieth in einen Wald, auf Holzwege und merkte, daß selbst nach Bauernpraxis dieses Wegprofil unmöglich das kürzeste sein konnte. Er kehrte wieder um und fand seinen rechten Weg endlich über eine abschüssige Wiese, wo es eine kaum merkbliche Fußspur war.

Er hatte Zeit verloren und war in wachsende Aufregung gerathen. Alle seine Gedanken haften ja — an jener Kirche und an jenem Kirchen-

weg! Sein ganzes Trachten war, jenen Punkt, wo er sie zum ersten Male gesehen, noch rechtzeitig zu besetzen, um ihren Rückweg abzuwarten.

Auf seiner Anhöhe konnte er das Alles überblicken. Die Kirche, das Kirchdorf, das Thal, den Busch, aus dem sie ihm plötzlich erschienen und wo sich dann bald darauf die Brüder getrennt. Wie jede Anhöhe verschönerte auch diese das Landschaftsbild, das schon auf ebener Straße so schön gewesen. Beda sah wie in eine neue und fremde Welt hinein. Er kannte kaum noch das Thal, wie hehr und hoch ihm jetzt Alles erschien. Es geschah ihm wie im Traume. Die Schönheit des Daseins ergriff ihn mit ihrer schmerzlichsten Süßigkeit. All dieses Leuchten und Funkeln blendete ihm mehr als die Augen, es blendete ihm die Seele. Die weißen Sommerwolken am blauen Himmel, die weißen Häuser und Hütten in den grünen Schattirungen, das feurige Goldgrün an der Sonne, das kühle Seegrün in den Schlagschatten, das Wehen der Lüfte, die ihre Athemzüge nach anderen als menschlichen Pulschlägen machten, die festeste Ordnung des Daseins kam ihm wie eine freie Dichtung vor. Er wußte nicht mehr, sah er eine Landschaft oder ein Leben, fühlte er Gegenwart oder Zukunft, hatte er ein Recht oder bloß eine Gnade. Das aber fühlte er, daß dieser Welt noch eine andere zu Grunde liegt, welche mit Leichtigkeit hervorquillt, sobald sie geweckt wird. Den wehenden Ton hatten — Arions Leier, Hüons Zauberhorn, Papagenos Glodenspiel. Dieser Ton ist kein Märchen; just umgekehrt. Alles Wirkliche ist Scheinwesen und nichts wahrer als die Bezauberung. Er ist durchdrungen von dieser Wahrheit, aber sie ergreift ihn mit Schwindeln. Wie er ohne Verdienst in diese Welt der Schönheit gekommen, so leicht kann er aus ihr herausfallen. Träumer und Nachtwandler sind die, welche turnen, Knochen und Muskel üben und denken, auf die Gesundheit kommt's an. Nein, wer das Leben von der ernstesten Seite nimmt, der weiß: auf das Auge der Schönheit kommt es an! Je nachdem das blickt, ist es Leben — oder schwarzer, schwindelnder Todesabgrund. Der Mensch kann nichts — als schaudern und bitten!

In dieser Bewegung sah der erhitzte und aufgeregte Jüngling den Schauplatz eines Ereignisses, das mit zwanzig Jahren so neu ist! Er kam zurück — als ob statt Minuten Jahre vergangen. In seiner Verwandlung blickte er auf den Ort, wo sie vor sich gegangen, fast mit Mitleid herab. Dort war er ein Kind, ein Nichts gewesen — und was war er jetzt!

Er eilte den Grashügel hinab. Plötzlich stand ein großer, schwarzer Hund vor ihm, welcher sich fest und still wie ein Monument ihm in den Weg stellte. Nach der majestätischen Art der großen Hunderrassen bellte er mit keinem Laut dazu, sondern behielt den fremd gekleideten Mann nur aufmerksam im Auge, indem er seine Ordre abzuwarten schien. Er brauchte nicht lange zu warten. Chalybs, herein! erscholl ein Ruf, und

das edle Thier, frei von bözartigen Leidenschaften, machte mit einem weitgeschweiften Rundsprung bereitwillig Kehrtum. Beda blickte auf. Eine Gruppe von fünf Landleuten kam den Hügel heran. Drei gingen voran, in der Mitte ein lahmer Mann, gestützt auf zwei Andere, ein ältliches Paar von Bauer und Bäuerin. Als Beda den Lahmen erblickte, schoß ihm alles Blut nach dem Herzen. In der That folgte dem Lahmen auf dem Fuße — sie, das schöne Mädchen. Ihr zur Seite ging ein jüngerer Mann in forstmännischer Tracht. An diesen schmiegte sich jetzt der schwarze Hund an.

Beda war verwirrt. Es überraschte ihn freudig, daß das zweite Begegniß noch früher, als er es ahnte, da war; aber der Forstmann verwandelte ihm die Freude in Mißbehagen. Er sah ihn an, als ob er eine Erscheinung sähe, die weder wirklich noch möglich sein kann. So zog die Gruppe an ihm vorbei.

Beda stand und sah nach. Sie sahen sich um. Dieser Augenblick war nun nicht zu verlieren. Er erinnerte sich seines Vortheils als Fremder und ergriff die Gelegenheit, die ein solcher immer dazu hat: — er fragte nach Wegen. Leider konnte er nicht nach dem Dorfe fragen, denn das lag ja in offenem Thale an der Sonne funkelnd vor allen Augen. So fragte er nach den Gangsteigen, auf denen er sich verirrt, und im Gefühle, wie bald dieser Faden reißen müßte, fand er endlich das Rechte, um seine innere Verwirrung nicht länger bloßzustellen. Er stellte sich als einen reisenden Künstler vor, der einen günstigen Ort für seine Studien suche. Er fragte jetzt den Häusern und Höfen nach, die im Gehügel droben eine schönere Lage hätten, als das Thaldorf, nur wären sie in diesem Augenblicke verschlossen und menschenleer und die Bewohner wahrscheinlich auf dem Kirchgange abwesend.

Beda war entzückt, wie gut er jetzt sein Fahrwasser gefunden. Er hatte den Vorwand, den er für den Augenblick brauchte, um zu bleiben und mitzugehen, und bereitete gleichzeitig seine Absichten für die Zukunft vor. Auch antworteten ihm die Landleute zutraulich-arglos und in Rede und Gegenrede spann sich so die Gelegenheit, sie zu begleiten.

Ja, noch mehr. Im sachten Bergansteigen fingen sie nach und nach an, sich zu zerstreuen. Erst verabschiedeten sich die zwei Bauersleute, dann der Forstmann mit seinem Hunde. Beda sah mit Vergnügen, daß zwischen ihm und dem Mädchen das Abieusagen ganz so phlegmatisch vor sich ging, wie es die Gewohnheit der kurzgriffigen und etwas mundfaulen Landleute ist. Nur mit dem Hunde ging's pathetischer her. Das schöne Thier umsprang und umstellte das schöne Mädchen mit einem Sturm von Zärtlichkeit und auch sie überhäufte seinen prachtvollen Kopf mit den beneidenswerthesten Liebkosungen.

Beda war jetzt allein im Genuße seines Glückes. Es überstieg alles Maß seiner Erwartungen, wie leicht und rasch diese Gelegenheit gekommen.

Jetzt erst wurde er ganz ihrer froh. Es kam ja Schritt um Schritt nach Wunsch. Aber er hütete sich wohl, sich zu verrathen. Daß das Mädchen seine Madonna sei, konnte er schon nicht mehr anders denken; aber vom Denken zum Sein wollte er nichts überstürzen.

Er begnügte sich nun, mit dem lahmen Alten und seiner schönen Führerin gleichgültige Worte zu wechseln. Ach, welch süße Gleichgültigkeit! So scheint die Frühlingssonne auf nackte Zweige und läßt sich nicht merken, daß sie die fruchtschweren Zweige des Herbstes im Sinne hat. Seine gleichgültigen Reden lenkte Beda — auf Bilder und Bildermalen, auf schöne Landschaften, auf schöne Menschen, auf schöne Thiere, auf den Hund, auf den Forstmann, auf Alles, was ihm das Wichtigste war. Und das Wichtigste war ihm das Neben selbst! Es ist ja ein Wunder, daß man spricht — um zu verschweigen, daß man hört — um zu sehen und anzusehen. Er sieht seine Zukunfts-Madonna an und macht sie sprechen, um sie ansehen zu dürfen. Dabei hilft er ihr den lahmen Großvater zu stützen, der es respektvoll ablehnt. Er bewundert ihn, daß er noch Berge steigt, aber der Lahme wundert sich, warum er es nicht sollte. Es geht ja ganz gut, sagt er mit jenem naiven Egoismus, welcher völlig verkennt, auf wessen Kosten es geht. Beda drückt mit einem Blick voll leidenschaftlicher Auerkennung dem jungen Mädchen sein besseres Wissen aus, aber sie beachtet es kaum oder versteht es wenigstens nicht. Auch sie scheint ihr eigenes Verdienst nicht zu kennen. Wie einfach empfinden die Landleute! Ganz Gewohnheit sind sie; man muß langsam mit ihnen gehen, wenn man etwas Neues in ihr Bereich bringt. Diese Lehre zieht sich Beda daraus und beschönigt so vor sich selbst — seine langsam gehende Jugendblödigkeit.

Und doch ist ein Künstlerjüngling anders blöde als ein Philister. Es war ein Einfall, der seiner künstlerischen Erfindsamkeit alle Ehre machte, welchen Vortheil er noch dem letzten Augenblicke abgewann. Denn als sie auf dem Hügelplateau jetzt eine muldige Einsenkung erreicht hatten, worin zwischen Wald und Wiese ein ländliches Gehöfte sichtbar wurde und der Alte mit den Worten: Hier sind wir zu Hause, den Jüngling nicht einzutreten aufforderte, vielmehr wie Einer, der sich verabschieden will, im Wege stehen blieb, da hatte Beda die Geistesgegenwart, noch seinen besten Trumpf auszuspielen. Auf schmaleinm Aufstieg hatte man den Fremden vortreten lassen; der Lahme mit seiner Führerin folgte nach. Indem sich Beda nun umwendete und den Lahmen in ansteigender Stellung mit vorgebeugter Haltung und ausholendem Knie dastehen sah, musterte er künstlerisch diese Stellung und sagte: Je länger ich den alten Herrn betrachte, desto mehr leuchtet es mir ein, daß das ein prächtiger Lazarus oder Vater Tobias wäre. Mit Erlaubniß! Und sofort zog er sein Skizzenbuch und fing zu zeichnen an. Aber nein! rief der Alte, das ist ja unerlaubt. Wie läme ich armer, gebrechlicher Mensch zu Personen,

die in der Bibel und im Evangelium stehen und obendrein nach der heiligen Sonntagspredigt! — Seid ohne Sorge, antwortete Beda, das war immer so. Wie denkt Ihr denn, daß die Heiligenbilder in den Kirchen gemalt worden sind? Wenn sie recht gut sein sollen, so macht man sie nicht aus dem Kopf, sondern man nimmt lebendige Menschen dazu. Zum Beispiel Fräulein Eveline hier gäbe eine wunderschöne jugendliche Mutter Gottes und ich bin gar nicht sicher, daß ich sie mir zum Zeichnen und Malen nicht noch ausbitte. — Das hieß staatsklug sein! Mit wahrer Begierde führte der junge Meister diesen willkommenen Vorbereitungscours noch weiter aus, indeß seine Hand auf dem Papier schwebte, nicht anders als wie eine Schwalbe, welche bald hier, bald dort ein Insektchen pickt, jene wunderliche Zeichnerhand, welche im Gegensatz zur soliden, gleichmäßigen Schreiberhand in einem Taumel von Verrücktheit zu sein scheint, auf allen Seiten zugleich zugreift und von allen abspringt, so daß der Zuschauer schwindlig wird und die Bewegungen eines nervösen Fiebertraums zu sehen glaubt, daher er gewöhnlich über die Achseln guckt, um doch irgendwie sicher zu gehen.

Im Nu hatten sich die flüchtigen Striche zu einem Ganzen gefügt, das in Skizzenmanier ein Fertiges war. Der Künstler durfte es zeigen. Das ländliche Paar fand sein höchstes Gefallen daran. Es waren Menschen, welche nur von ausgeführten Bildern Portraitähnlichkeit erwarten, dann aber auch die höchste; dagegen wie bezaubert dreinsehen, daß wenige Striche, deren Rohheit selbst sie begreifen, einen eben so vollkommenen Spiegel des Lebens geben, ja, in ihrer Art auch noch Feinheit und Grazie haben. Sie sehen hinter die Coulissen und doch wirkt das Stück wie vor den Lampen.

Beda schenkte ihnen die Skizze und fügte mit Bescheidenheit hinzu: Es sind rohe Umrisslinien, welche den Charakter nur allgemein andeuten; ich mußte ja eilig sein. Der alte Herr ist offenbar müde und wird zu sitzen verlangen; darauf mußte ich Rücksicht nehmen und durfte mir nicht erlauben, ihn als mein stehendes Modell zu einer längeren Arbeit hier festzuhalten.

Das war gelungen. Es machte seiner Artigkeit Ehre, wie seiner Kunst. Es war ein „Abgang“, der seines Eindrucks nicht verfehlen konnte und er ging fort wie Einer, der das gute Gewissen hat, daß er mit Ehren wiederkommen darf.

Und er kam wieder. Drei Tage ließ er vergehen, die er schwer genug aushielt, dann aber glaubte er dem langsamen Tempo der Landleute, die Alles, was nicht ihre eigene Art ist, beargwohnen, mit kluger Vorsicht sich anbequemt zu haben, und hochschlagenden Herzens schlich er den Graspfad in seine hügelversteckte Schatzkammer hinan. Unterwegs stellte er sich seine ganze Aufgabe noch einmal vor. Er wiederholte sich, was er zu sagen habe und erinnerte sich dabei, wie viel er schon gesagt

habe. Viel war es und gut und deutlich, was er vom weltlichen Modellmalen der Heiligenbilder zum Besten gegeben. Auch glaubte er, daß diese Kunstbegriffe von den Naturmenschen aufgefaßt worden und daß es just nicht die ländlich härtesten Köpfe gewesen, die er vor sich gehabt. Zwar der Großvater war aus den bäuerlich geringsten Verhältnissen nur als Helfer in den Dienst jenes Gewerks eingetreten, wo ihm der unglückliche Sturz einer schweren Eisenstange den Schenkelknochen zerschmetterte; aber unter einem Regimente von so vielen technischen Beamten hatte er doch Formen von Bildung gesehen und theilweise sich angeeignet. Dasselbe war der Fall mit seinem Schwiegersohne, dem Vater Evelinens, der es als fähiger Kopf zu einem der Unter-Werkmeister gebracht, obschon auch er nur dem Bauernstande angehörte, dem das Hüttenwerk sein Arbeitermaterial so vielfach entlehnte. So war Eveline aufgewachsen, in ihrem geistigen Gefüge ganz als ein Bauernkind und doch hatte Beda schon nach wenigen Worten mit ihr jenes Etwas entdeckt, das nur die Culturnähe mittheilt. In seiner verschönernden Anschauung bezauberten ihn diese Spuren; das Wenige dünkte ihm viel und wäre es auch nicht mehr gewesen, als daß sie das Herrenkleid zu achten schien und den Lodenrock, zum Beispiel des Forstmanns, tiefer ansah. So wanderte der junge Künstler seine einsamen Pfade, begleitet von allen guten Genien der Hoffnung. Und so kam er an.

Beda war ein Glückskind. Es ging ihm auch heute nach Wunsch, ja, diesmal noch mehr als vor drei Tagen. Denn als er das süße Gehöste nun erreicht hatte, stand Eveline unter der Thür, nicht anders als ob sie ihn erwartet hätte, als ob ihn die Göttin Gelegenheit auf's Kürzeste an's Ziel führen wollte. Selbst dem Modell, wie die Künstler meistens es brauchen, war sie durch Zufall schon angenähert, denn sie stand da, wie die Städter sich ausdrücken, „im tiefsten Neglige“. Jedermann aber weiß, daß just das auch das vorherrschend malerische ist, etwa Prunkbilder ausgenommen. Glücklicherweise ist es vor dem natürlichen Fühlen der Landleute sogar das genügende, denn für sie existirt der Begriff „Neglige“ überhaupt nicht. Der ländliche Anstand heit nur, daß die Blöße bedeckt ist; er verlangt nicht, wie der städtische, daß die Bedeckungen zwei- und dreifach über einander liegen, sondern nimmt auch die einfache für voll, zum Beispiel Hemd und Röchen. In dieser häuslichen Sommerbekleidung verweilte die ländliche Schöne vor ihrer Hausthür.

Sie hatte sich im Vorgärtchen mit einem zahmen Eichkschen gesagt. Das schelmische Thier schien zwischen der Freiheit und der Gefangenschaft fast nur zu schwanken, um sich kofett zu unterhalten, denn es entzog sich der schönen Jägerin mit allen Vortheilen seiner ewig schönen Wehenbigkeit, sprang ihr aber dann freiwillig zu. Als Beda, welcher leiser aufgetreten, um das Spiel nicht zu stören, nunmehr auf Grufsnähe herangekommen, war es in den Händen Evelinens. Sie ließ es auf dem linken

Arm sitzen, den sie gebogen über der Brust hielt und redete mit liebkosenden Scherzworten auf das vierfüßige Püppchen herunter. So fand Beda die Scene.

Den jungen Maler aber ergriff es bei diesem Anblick wie eine plötzliche Inspiration. Um Gotteswillen, bleiben Sie so! rief er dem Mädchen an Grufes Statt zu. Das ist das schönste Modell einer Madonna. Diese Kopfneigung, dieses Lächeln, Alles ist einzig zum süßesten Mutterglück einer gottbegnadeten Auserwählten. Es fehlt nur der Säugling und die Mutterbrust.

Eveline meinte, er scherze und lachte, indem sie ihn ansah.

Aber der Künstler drängte in seinem Eifer: Halten Sie den Kopf wie zuvor. Es war unnachahmlich schön! Bitte, folgen Sie mir; es ist mein Ernst. Und dann die Brust! Denken Sie sich das Eickfäßchen als einen Säugling und geben Sie ihm die Brust. Ich bringe es schnell zu Papier.

Er zog seine Mappe und als Eveline noch immer Miene machte, die Modellscene nicht zu begreifen, glaubte er ihr helfen zu müssen. Mit jener selbstvergessenen Hand, womit ein Künstler in der Draperie noch Anordnung nennt, was Laien Unordnung nennen, trat er an die Jungfrau heran. Die aber prallte vor seiner Berührung zurück, zuckte das Stirnfältchen und schoß pfeilschnell in die Hausthür, nicht ohne ihre Borneswallung in einem verletzenden Worte zu äußern.

Es schlug wie ein Blitz in den armen Jungen. Beda stand da, seiner Besinnung nicht mächtig. Er konnte es nicht fassen, was jetzt geschehen war. Ein Faden war zerrissen, der in seinem Innern noch fortlief. Es war ihm, als hielte er eine Krystallvase in der Hand, die zugleich zertrümmert zu seinen Füßen liegt. Er sieht doppelt, er sieht wie in Schwindeln. Was ist außen, was innen? Er taumelt, er vergeht.

Dem Mädchen nachzustürmen, war der nächste Trieb seines Herzens. Aber ach, wenn es „blinde Triebe“ nur gäbe! Thierische ja, menschliche nicht. Im Trieb ist schon Bewußtsein, und er braucht nur das, nur den ersten Funken davon, und er hält wieder inne. Was will er? Reden und durch Reden gut machen. Aber reden ist eitel. Diese Lehre hat er ja soeben empfangen. Er hatte so hübsch über's Modellmachen geredet, als er den Vater Tobias gezeichnet, und war so hübsch, wie er meinte, verstanden worden. Aber das war nun Täuschung. Ein anderer Verlaß ist bei Städtern, ein anderer bei Landleuten auf's Reden. Der Städter wird durch einen guten Redner wirklich bestimmt; der Landmann hört ihm zu — vielleicht aus Respekt, aus Wohlgefallen an der „schönen Sprache“, die ihm ein seltener und leederer Schmauß; im Uebrigen beharrt er in seiner Starrheit, die durch Reden so leicht nicht aufgelöst wird. Zu spät erkennt Beda diese Wahrheit. Und nun fehlt ihm der

Ruth, seiner Suada von Neuem zu vertrauen. Er empfindet ganz, was die gemeine, trostlose Phrase sagt: gar nicht zum Worte kommen!

Mit zerrissenem Herzen schleicht er den Berg hinab.

Aber nicht mit zerrissenem Denken. Ein Strom von Gedanken wehrt sich gegen die Demüthigung, die er erlitten. Je tiefer er fühlt, wie seine eigene Unschuld der geheime Verbündete des Mädchens, desto hinreißender wird seine innere schöne Beredtsamkeit, womit er ihr Alles sagt, was mit ihrer Ehre auch der seinigen gerecht wird.

Und nun fällt ihm ein: wenn sie das hören könnte, — einen Stein müßte es erweichen! Und nun thut er, was ein Zwanzigjähriger in seinem Zustande ansehnlich thun muß: er geht nach Hause und schreibt bis in die Dämmerung hinein — einen sechs Seiten langen Brief.

Ausruhend von dieser heißen und drangvollen Jugendthat, saß er im ersten Blinken des Abendsterns unter der Wirthshauslinde und erwartete den Glühwein, den er sich statt alles Abendessens bestellt; da setzten sich stumm grüßend zwei Fremde an den Lindentisch, wovon der Jüngere gegen den Älteren das Zwiegespräch, in welchem sie begriffen waren, mit den Worten fortsetzte oder vollendete: Ich habe ihren Brief gar nicht mehr gelesen, viel weniger beantwortet. Ich zerriß ihn uneröffnet und zündete mir die Cigarre damit an.

Beda erbleichte. Es war ihm gar nicht eingefallen, daß auch das das Schicksal von Briefen sein könne. Nicht eröffnet, nicht gelesen! Er stand vom Lindentisch auf und trieb sich hinter dem Wirthshaus am Walde herum. Er war unglücklich.

Die schöne Briefarbeit! Noch ist die Tinte feucht und schon kann Alles vergebens sein. Ein Kartenhaus seine geschriebenen Worte, wie seine gesprochenen!

Er versucht nun zu errathen, ob Eveline so grausam sein werde, wie der Cigarren anbrennende Fremde. Aber kann er seine Sache auf's Rathen stellen? Und so trifft er freilich das Rechte. Er muß seinen Brief persönlich bestellen. Wer ihm nicht Zeit läßt, sechs Seiten lang zu reden, der wird ihm doch Zeit lassen, zu bitten: lies diesen Brief! Ein bittendes Wort, ein flehender Blick wird ihm doch gegönnt sein! Ja, er muß den Brief persönlich bestellen. Und nun dankt er dem Schicksalswink, den er so rechtzeitig erhalten. Er kehrt unter die Linde zurück.

Am nächsten Morgen begab er sich auf seinen Briefbotengang. Heute fand er vor dem einsamen Häuschen den lahmen Großvater sitzen, welcher Holzspäne schnitzte. Zu seinen Füßen lag Chalhys, der schöne Newfoundland. Der erhob sich und umknurrte den Fremdling. Der Alte wies ihn zur Ruhe, aber zögernd und gleichgültig.

Beda war bestürzt. Er stand wie auf Nadeln. Er versuchte eine Unterhaltung anzuknüpfen. Vergebens hoffte er, der alte Mann würde

ihn zum Eintreten oder zum Verweilen und Sitzen einladen, oder Evelinen rufen, oder von ihr sprechen. War es doch selbstverständlich, daß der junge Mann das junge Mädchen zu sehen wünsche; warum verkannte das der Großvater? Mit gepreßtem Herzen und auf gesuchten Umwegen ergriff endlich Beda das Wort dieses Gegenstandes. Aber seine Fragen nach dem Mädchen glückten ihm schlecht. Das Gespräch darüber floß ungefähr so: Eveline? die hat eine Base besucht. — Wo ist das? — O weit von hier. — Darf man es wissen? — Ja wohl, fast zehn Stunden weit. — So ging's noch zwei- oder dreimal, aber jede Wendung verfehlte an der schlaun Einfalt des Landmannes ihren Zweck. Die letzte Frage, wann sie zurückkommen würde, blieb ganz zu Boden gefallen, denn in diesem Augenblicke — trat der Forstmann aus der Hütte.

Um der Abstoßungskraft dieses Anblicks nicht allzu auffallend zu folgen, zwang sich Beda noch eine Weile zu bleiben; als diesem Scheine aber genügt war, empfahl er sich und trug seinen Brief in der Tasche wieder den Berg hinab.

Mit gesunkenster Hoffnung wiederholte er Tags darauf seinen Versuch. Jetzt aber fand er das Häuschen überhaupt menschenleer und Thür und Fensterläden verschlossen. Ein Paradies war verloren, noch eh' es gewonnen war, eine Knospe vom Reif zerstört, noch eh' sie in's Blühen gekommen. Zuriück! rief ihm die verlassene Hoffstätte mittheilend zu.

Und er kehrte zurück. Zurück — mit Stolz und Erbitterung im Herzen, diesen nahen Verwandten der zärtlichsten Weichheit.

Widerwillig näherte er sich dem Dorfe. Sich jetzt zur Schau zu stellen, dieser Gedanke wurde ihm vollends zur Hölle. Er war in einem Zustande, welcher die Einsamkeit sucht, oder unter Menschen wenigstens die fremdesten, was der Einsamkeit gleicht. Aber welche Pein, ein künstlerisches Zusammenleben mit seinem Bruder! Kann er sein innerliches Weinen und Bluten verbergen? Und kann er es preisgeben? Kann und mag er sich mittheilen? Und just dem, der dieses Leid über ihn gebracht? Es war ja sein Bruder, der ihn verführt; von ihm stammt diese unselige Idee der säugenden Madonna. Mit geheimem Groll trägt er ihm's nach. Er weiß, der Groll ist unbillig, aber was fragen die Empfindungen nach Billigkeit? Was hilft es, wenn Ursachen unschuldig sind; genug, sie haben verursacht! Er kann nicht anders, er ist verstimmt gegen den Urheber seiner Schmerzen.

Als die zwei Brüder an diesem Abend sich sahen, geschah es, wie zum Hohn aller menschlichen Voraussicht, unter dem heitersten Wetter. Lachenden Herzens trat der Ältere den Jüngeren an: Du kleiner Duckmäuser, Du machst ja die schönsten Eroberungen und sagst mir kein Wort davon! Da haben wir einen Geldbrief aus Schloß Adelskam, persönlich bestellt durch einen Boten, welcher weiter nichts suchte, als zwei „fahrende

Künstler“ in diesem Thale. Natürlich habe ich den Brief entsiegelt und gelesen, aber mich geht er nicht an. Also offenbar Dich.

Ganz recht, antwortete Beda und erzählte dem Bruder das kleine Bahnhof-Abenteuer.

Seht mir den vornehmen Herrn, scherzte dieser, wie nonchalant er das behandelt und todtschweigt! Aber lies nun diesen Brief. Während Du Deine Abenteuer verschläfst, haben andere Leute ihre Augen offen, wie Figura zeigt. Deine Dame schickt Dir Dein Geld und redet Dich dabei an, wie folgt:

Geehrter Herr! Schloß Adelskam fliegt nicht durch die Luft, sagten Sie, Aber vergebens warte ich nun auf meinen felsenfesten Grundmauern, daß Sie dieses Wort zur Wahrheit machen und mir nach Schloß Adelskam eine genauere Adresse schicken, als die Sie mir im Fluge genannt: Zwei fahrende Künstler. Ich will nun versuchen, ob es mir durch den Verstand des Boten, den ich mir ausgewählt habe, gelingt, auch unter einer so mangelhaften Adresse meine Geldschuld abzutragen. Meine Dankeschuld für Ihre ritterliche Hülfe und Artigkeit habe ich gleichfalls nur dieser schwieligen Botenhand anzuvertrauen, da mir die bessere Gelegenheit, sie mündlich abzutragen, leider fehlt. Mit Ergebenheit

Hirlanda von Adelskam.

Dieses Billet las der ältere Bruder dem jüngeren mit allem Ausdruck, den er darin gefunden. Aber nicht zufrieden damit, fügte er noch seinen eigenenen Commentar hinzu und sagte:

Hast Du gehört, Brüderchen? Die schwielige Botenhand ist die Hälfte eines Gegensatzes und die andere Hälfte ist — der weiche Mund. Natürlich sagt sie das nicht, sondern sagt bloß, mündlich. Aber sie nennt es die bessere Gelegenheit und so beleuchtet ein Wort das andere. Der ganze Brief besteht aus zwei Theilen: einer leichten Empfindlichkeit, daß Du so nachlässig gewesen und einem lieblich durchsichtigen Wunsch, Deine Nachlässigkeit Dir zu verzeihen. Aber da mußt Du nun selbst dazu thun. Daß Du bisher just nicht Eile gehabt, das begreift sich und ist ganz recht, weil der leidige Nebenumstand einer Geldeinforderung mitspielt. Nachdem Du aber diese Zeilen erhalten, ändert sich das. Du hast jetzt nichts anderes zu thun, als sogleich aufzubrechen und der Schloßfrau von Adelskam Deine Aufwartung zu machen.

Das will ich! das will ich! rief Beda erglühend. Im reinsten Augenblicke zeigte sich ihm dieser Ausweg. Fort von hier! und aus den Augen der Männer, die nur Blicke der Ironie haben, in den Fort des Frauenherzens, das discret übersieht, oder theilnahmsvoll mitfühlt!

Er schnürte sein Bündel und wanderte aus dem Querthal in's Hauptthal hinüber, wo Schloß Adelskam eine schönbewaldete Hügelterrasse bekrönte.

Mein Mann liegt schwer krank zu Bette und ich habe mich ganz seiner Pflege zu widmen. Aber ich hoffe, Sie sollen das nicht empfinden. Der Schloßverwalter und seine Frau sind längst gewohnt, die Gäste gut zu versorgen. Es wird Ihnen an nichts fehlen. Sie müssen mich nur entschuldigen, daß mir die Gelegenheit fehlt, Sie oft in meine Gesellschaft zu bitten. Ich bin Tag und Nacht Krankenträgerin.

Die Schloßfrau hatte den jungen Künstler gefragt, ob seine Muße frei sei, und da dies der Fall, so nahm sie es mit diesen Worten als selbstverständlich an, daß er nicht ihr Besuch, sondern ihr verweilender Gast sei. Mit einem dankbaren Handkuß nahm Beda diese Aufnahme an, die ihm in seiner Lage so wohl that.

Seine Augen, welche nach blöder Jünglingsart der Dame nicht in's Antlitz gesehen, sondern daneben, entdeckten ein Cabinetsstück im Boudoir, wovon sie sich mehr, als just artig war, fesseln ließen. Noch unbefangener verrieth er sein Interesse, indem er geradezu fragte: Wer ist dieses engel-süße Aquarell auf Ihrem Bureau?

Leise seufzend antwortete Dame Hirlanda: Ich bin es selbst, als sechszehnjähriges Mädchen. Haben mich seit zwölf Jahren die Spuren der Jugend so gänzlich verlassen, daß es sogar ein Künstler nicht mehr erkennt?

Beda wurde blutroth. Aber da Frauen mit der linkischen Jugend unerschöpflich nachsichtig zu sein wissen, so half ihm Hirlanda heraus. Trösten Sie sich, sagte sie, wie Ihnen ging es noch Allen. Zuerst erkennt man die Ähnlichkeit, aber früher oder später kommt doch der Augenblick, wo sie Jeder zu finden meint.

Der Augenblick ist jetzt schon da! schwur Beda mit Feuer. Ich muß ja blind gewesen sein; aber es fällt mir wie Schuppen vom Auge!

Hirlanda lächelte gütig, daß er die goldene Brücke, die sie ihm baute, wenigstens zu betreten gewußt. —

In diesem Augenblicke fiel ein Schuß.

Die Dame schrak zusammen und über ihr Antlitz fuhr es mit einem Ausdrucke, der es wie in ein fremdes verwandelte. Es war ein wilder, fast aufschreiender Schmerzenszug, wie aus einer zerrissenen Seele, welcher die letzte Geduldsfalte gesprungen.

Beda stand voll Bestürzung da.

Glücklicherweise trat jetzt der Schloßverwalter ein, welchem die Schloßfrau während ihrer Empfangsrede an Beda geklingelt. Der würdige Alte führte den Jüngling durch einen Corridor, während Hirlanda wie eine aufgeschreckte Taube in die entgegengesetzte Richtung fast fluchtähnlich fortstürzte.

Was war das für ein Schuß? fragte Beda seinen Führer.

Vielleicht ein Spazenschreck im Garten, antwortete dieser.

Nicht doch, es klang im Innern der Schloßgemächer.

Der Alte zuckte die Achseln. —

Das war Bedas erster Eintritt in Schloß Adelskam. Ein Empfang, bestrebend genug, um zu reizen, und nicht beunruhigend genug, um zu verstören.

Der Schloßwart führte den neuen Gast auf ein Zimmer, das fast ein Saal war und in seinem alterthümlichen Geschnitzte und seiner landschaftlichen Aussicht entschieden wohnlich anheimelte. Ein Gastzimmer im gastlichsten Sinne!

Beda fing sogleich an, sich einzurichten, was bald gethan war. Er überblickte seine neue Lage — nicht mit Zufriedenheit, die seinem Herzen fehlte, aber stimmungsvoll. Er entwarf sich keine Tagesordnung, sondern überließ es dem Abenteuer, wie es sich formen wolle.

Die äußerliche Form war die einfachste. Er menagirte mit dem Schloßwart und die Tischzeiten ausgenommen — mit allen Geistern der Einsamkeit. Die Hausfrau hielt Wort, sie konnte sich, schien's, ihrem Gaste nicht widmen.

Der Pistolenschuß, das seltsame Geheimniß dieses Schlosses, erscholl mit dem dumpfen Ton der Entfernung, wohin man ihn bequartiert, wiederholt an sein Ohr.

Es schien, als ob er sich daran gewöhnen müsse. Aber hätte er nur die Erklärung davon gewußt! Am nächsten lag, daß sich irgend eine Person im Zimmer-Pistoletschießen übe; aber das hätte der Schloßwart gesagt. Daß er die Detonation, welche handgreiflich in den Mauerräumen erscholl, nach dem Garten verlegt, just das mußte auffallen. Der streng geschulte Mann schien grundsätzlich entschlossen, weder die Wahrheit zu sagen, noch direct eine Unwahrheit.

So hatte Beda das Gefühl, in diesem Schlosse wie vor einem Theatervorhang zu sitzen, was eine gewisse Spannung in die Monotonie seines Aufenthaltes brachte, die ihm übrigens mehr lieb als leid war.

Eines Tags hob sich der Vorhang.

Es war am fünften Tage seiner Gastanwesenheit. Als er Morgens nach seinem Aufwachen an's Fenster trat, sah er auf dem Thürmchen des vorspringenden Schloßflügels — eine schwarze Fahne aufgezo gen. Voll Schrecken beeilte er seinen Anzug, aber kaum war er fertig damit, da klopfte es leise und artig an seine Thür. Auf sein Herein! trat der Schloßwart ein und machte ihm mit einer förmlichen Amtsmiene die Meldung: Heute Nachts hat der Herr Baron das Zeitliche mit der Ewigkeit vertauscht. Das Schloß hat Trauer.

Am Frühstückstisch fand Beda die Schloßverwalterin heute allein. Das außerordentliche Ereigniß der Nacht mochte dem Manne zu thun geben und wol auch der Frau. Daher schickte Beda sich an, um ihr die Hand frei zu machen, sein Frühstück zu beeilen. Aber es kam ganz anders. Schon die Miene des seelenguten und etwas herzenseinfältigen

Weibes sah vergnügter als je drein und bald nach den ersten Worten der Conversation ließ sie auch ihrer Zunge, welche der Schloßwart sonst mit einem einzigen Wink im unterwürfigsten Saume gehalten, den freien Lauf einer tiefen, glückseligen Herzenserleichterung.

Der Unmensch! der Tyrann! sprach sie von dem Verstorbenen, mag Gott mit ihm fertig werden; den Menschen war er zur Geißel auf der Welt. Sie müssen ja auch seine Pistolenschüsse gehört haben! Das war seine Zimmervlocke. Auf seinem Nachtkasten mußte immer ein geladener Revolver liegen; den schoß er ab und damit rief er die arme Baronin, die er Tag und Nacht an sein Bett schmiedete, wenn sie vielleicht, während er eingeschlafen, auf einen Augenblick auch sich selbst leben wollte. Nicht einmal die Augenblicke seiner eigenen Ruhe gönnte er der ihrigen. Nun, so sollen sie ihm seinen Revolver mit in's Grab legen, dem Wütherrich. Aber das sag' ich Ihnen: er mag drüben schießen wie er will, im ganzen Himmel kommt ihm kein Engel, wie er auf Erden einen gehabt hat. Statt zu klingeln, mit Pistolen schießen! Haben Sie schon so etwas gehört? Das geht besser in die Nerven, hohnlachte er, wenn ihm die Leute zusammenzitterten, als ob der Donnerkeil niederführe. Das ist ja ein Einfall, wie ihn gar kein Christenmensch haben kann. Aber in diesem Spiegel sehen Sie den ganzen Mann. Ich brauche nichts weiter zu sagen.

Und so sagte sie weiter und weiter, was sie nicht weiter zu sagen brauchte. Beda hörte jetzt lange Geschichten von einem alten brutalen General, von einer jungen, himmlischen Frau und was für bange Ehestandsscenen dieses schöne Schloß Adelskam gesehen, das alle Fremden ein Paradies nennen. Beda wurde Feuer und Flamme unter der breiten Weichherzigkeit der Rednerin. Die Bilder, zwischen die sie ihn stellte, hier „der tolle Bornteufel“, dort „der Engel, die Dulderin, die Märtyrin“, waren fast künstlerische Contraste: seine jugendliche Künstlerphantasie erglühete von ihnen und mit der Phantasie sein Herz.

Welch' eine heroische That dieses Herzens war es daher, als sich Beda bald nach dem Begräbniß hinsetzte und folgende Zeilen niederschrieb: Hochverehrte Frau Baronin! In einem Hause, das einen Hausherrn hat, ist man der Gast desselben, auch wenn man ihn nie gesehen und fast schon sterbend vorgefunden hätte. Dieser Boden trägt mich nun nicht mehr. Ich bin der Gast — einer jungen Wittwe und bin nichts weniger als ein alter Mann. Mit blutendem Herzen folge ich dem Gebote der Sitte, die es mir jetzt zur Pflicht macht, Ihr Haus zu verlassen. Nie aber wird meine Theilnahme aus diesen, in kurzer Zeit mir so heilig gewordenen Räumen scheiden und Sie erlauben mir vielleicht, noch manchmal in meinem Leben einen Blick nach dem Ihrigen zu thun und mich zu erkundigen — sei's aus der Nähe, sei's aus der Ferne — wie sich ein Menschenjoch gestaltet, dessen Glück auf ewig der Gegenstand meiner feurigsten Wünsche sein wird.

Dieses Billet wurde versiegelt und von dem arglosen Jüngling thatsächlich an seine Adresse geschickt.

Der originelle Brieffsteller erhielt umgehend folgende Antwort: Geehrter Herr! Daß ein Mann eine Frau über die Sitte belehrt, ist zwar neu, aber wenigstens ein Beweis, daß er sie selbst hat oder zu haben glaubt, also immerhin erfreulich. Noch neuer ist es, daß er ihr in einem so weiblichen Punkte sogar noch zuvorkommt, aber ich erkläre mir das aus der imponirenden Gewohnheit der Männer, in einer Schöpfung, worin sie nun einmal die Herren sind, allweg die Initiative zu haben. Dankend für Ihre wohlthuende Theilnahme lade ich Sie nun ein, Ihren Aufenthalt fortzusetzen. Sie sind nicht der Gast einer jungen Wittve, Sie sind der Gast des Schlosses. Ein großes Haus hat öffentliche Pflichten, an welchen Privat-Umstände nichts ändern. Unsere Gäste sind der Schloßverwaltung empfohlen und eigentlich Gäste von dieser. Sie kommen und gehen, ob die Herrschaft beim Hause ist oder nicht, ob Beide, ob Eines. Einige werden uns vorgestellt, Andere bloß mit Namen genannt, Andere nicht einmal dieses. Aber es hieße den Erfahrungen Ihrer Jugend, die sich gewiß noch in größere Verhältnisse einleben wird, vorgeifen, wenn ich das weiter ausführte. Uebrigens meditierte ich soeben, ob ich bleiben oder für die erste Trauerzeit zu meinen Eltern gehen soll: Ihr werthgeschätztes Avis könnte mich zu Letzterem bestimmen. Die junge Wittve wird dem gesitteten Jüngling aus dem Wege gehen, und so darf ich Sie bitten, in Ihrer häuslichen Bequemlichkeit sich nicht stören zu lassen. Mit Ergebenheit Hirlanda von Adelskam.

Das heißt mit anderen Worten: man ist ein dummer Junge gewesen, murmelte Beda, nicht ohne Künstlerhumor. Er durchlief diese Zeilen immer wieder und sah mit einer Art von Bezauberung das Gräßliche seiner Aufführung darin herummarschiren. Er sah es jetzt mit den völlig offenen Augen einer Intelligenz, welche in seinen Jahren der bodenlosesten Naivetät ganz harmlos zur Seite gehen kann.

Er ergriff die Feder, um das Alles wieder gut zu machen. Kaum aber hatte er zu schreiben begonnen, so wurde er schon wieder intelligenter. Solche Frauenbriefe sind eben bildend für Jünglinge: der männliche Charakter macht in Minuten Fortschritte. Er begriff, daß es männlich sei, persönlich sich vorzustellen. Und je beschämter er sich fühlte, desto ritterlicher kam es ihm vor, diese Buße auf sich zu nehmen. Er that es, der wadere Knabe.

Aber als er nun vor Frau von Adelskam stand — mit seinem sündigen Gesichte, seinen niedergeschlagenen Augen und seinen gestammelten Worten: ich bin Ihnen eine Genugthuung schuldig, Frau Baronin; da überwallte ihr gutes Herz und sie unterbrach ihn auf's Goldseligste: Ich, ich muß Sie um Verzeihung bitten! Ich habe mein Billet augenblicklich bereut. Mit einer kindischen Empfindlichkeit streute ich Stacheln ein, die

Sie nicht verdient haben. Sie meinten es ja so gut, so gut! Ich habe wahrlich nicht Ursache, Worte wie die Ihrigen zu unterschätzen. Ich habe sie nicht oft in meinem Leben gehört und nie so uneigennützig. Verzeihen Sie mir. Ich bin Ihnen dankbar, recht dankbar für Ihre warmen, herzlichen Worte.

Es kam nun eine Stunde, wie sie nur Frauenhände spinnen können. Beda sah sich mit einer Güte behandelt, welche Liebenswürdigkeit war, und doch lag der zarte, bescheidene Duft eines Trauerhauses darauf, dämpfend wie jene Silbernebel, welche die Heiterkeit des Himmels zugleich verschleiern und durchscheinen lassen. Beda hatte durch seine sinnliche Kunst für Contraste und Farbenmischungen auch der seelischen Welt ein Auge und so empfand er mit stillem Entzücken die Erscheinung einer zartgebildeten Frau, welcher es unvergleichlich gut stand, zu trauern und — erlöst zu sein! Er sah in ihr Mienenspiel all' jene Schicksale, Leiden und Kämpfe hinein, wovon ihn die Schloßwärterin so reichlich unterrichtet und es imponirte ihm, daß ihre Seele nicht erniedrigt und slavisch zerquetscht war, daß sie noch wagte, mit freimüthigem Naturadel durchbliden zu lassen, — wie ihre Welt jetzt eine andere geworden. Aber welches Maß hielt sie darin! es war das ächteste Schönheitsmaß! Er sah, wie der Tod, die ernsteste Sache aller Lebendigen, sie mit seinem Ernste berührt, und dem Tode entblühend sah er das junge, befreit aufathmende Leben. Dieses Wittwenbild war ihm ein Schauspiel des sublimsten Frauenreizes, aber nur dieser Frau, nur dieser Wittwe möglich.

Jetzt, wo ihm ihr Portrait wie aus elementaren Urteufen aufging, verlangte es ihn, ihr Mädchenportrait wieder zu sehen. Aber das Miniaturbild stand nicht mehr an seiner Stelle. Wo ist mein sechszehnjähriger Aquarellengel? fragte er erschrocken und lebhafter als es besonnen war. — Ein Schatten fuhr über das Antlitz der Frau von Adelskam. Ich habe es meinem Manne in's Grab mitgegeben, sagte sie, aber nicht mit dem Anspruch von Glaubwürdigkeit, sondern ablehnend und als sollte nicht mehr davon die Rede sein.

Nach vierundzwanzig Stunden war es in seinen Händen.

Das trug sich so zu.

Apollonia, Hirlandas Stubenmädchen, war ein Bauernkind von einer fast abenteuerlichen Gutherzigkeit gegen Thiere und Menschen. Takt und Maß aber leiteten sie so wenig dabei, daß die fabelhaften Streiche ihrer Naivetät wie ein Sagentkreis um Schloß Adelskam umliefen. Einer dieser Streiche war ja auch die Ursache jener Bahnhofscene gewesen, wodurch der junge Künstler und ihre Herrin mit einander Bekanntschaft gemacht. Apollonia hatte ein Mädchen in der Volkstracht ihres Thales am Bahnhof erblickt und, hingerissen von einem plötzlichem Heimweh, hatte ihr das genügt, um auszureißen, dem Mädchen nachzulaufen, sich mit ihr zu ver-

plaudern und ihre Gebieterin, die sie völlig vergaß, einstweilen der Bedienung durch fremde Männer zu überlassen.

Als nun Beda das Boudoir der Baronin verließ, begegnete er diesem Mädchen auf dem Corridor. Er war unvorsichtig genug, das enfant terrible zu fragen: Ist es wahr, daß die gnädige Frau ihr Mädchenportrait dem alten Herrn in den Sarg gelegt hat? Es wäre Schade um das schöne Bild, ich gäbe Alles darum, es zu haben. Das Mädchen wieherte lachend und Tags darauf hatte er's. Sie machte kein Hehl, ja ein Verdienst daraus, daß sie sich's heimlich verschafft. Beda wurde roth und murmelte, er wolle es nur copiren — abmalen — sie solle es bald wieder haben.

Das geschah aber nicht, denn der junge Künstler künstelte nicht, er lebte!

In Schloß Adelskam stieg die Temperatur hoch und rasch. Nicht weil es Sommer war, sondern weil der Sommer die Zeit der Freiheit ist und „in's Freie“ ruft.

In den Schloßmauern freilich herrschte nach wie vor die Etiquette. Die junge Wittwe speiste auf ihrem Flügel allein, manchmal mit Gästen von Condolenzvisiten, manchmal mit dem Schloßverwalter und seiner Frau. Erst in letzterem Falle zog sie den fremden Künstler an ihren Tisch. Das war der Schloßbann.

Anders der Garten! Da gab's Freiheit, Zwanglosigkeit. Da begegnete man sich ungesucht, denn wer konnte sagen, daß das Begegniß — gesucht wurde? Man fand sich! Und die Schloßfrau nickte huldvoll und der fremde Herr grüßte respectvoll. Ein höfliches Begleiten — wie ein magnetisches Anziehen. In Blick und Miene, in jedem Athemzug die erfüllte Sehnsucht: das ist die Stunde, die dem ganzen Tag seinen Werth gibt! Und dann in der schwülen, schlaflosen Sommernacht ein leises Zucken im wachen Gewissen — wie viel davon Wahrheit und wie viel Phantasie?

Es war die Geschichte weniger Tage. Ein überhandnehmendes Schwellen und Wachsen, denn der Frühling verliert keinen Augenblick und die Jugend auch nicht. Ihr ganzes Sein hat Ziel und Bezug auf die letzten Zwecke des Daseins.

Jedes Wort, das in den Fichtenschatten des Gartens halbgeflüstert und halberstickt zwischen dem Paare hin und her ging, hätte Jedermann hören können, denn es war das gleichgültigste Wort. Aber jedes Wort hatte Beziehung. War es denn nicht schon beziehungsweise, daß Hirlanda mit nichten zu ihren Eltern ging, noch auch sie einlud, zu ihr zu kommen? Auf was bezog sich diese Unterlassung, als auf den Wunsch, mit Beda allein zu sein? Und auf was bezog sich dieser Wunsch?

Das beziehungsvollste Wort war folgende Verabredung.

Eines Tages sagte Beda mit einem Scherz, dessen Ernst ihn fast

erstidte: Wie ich das Sprichwort widerlege: dreitägiger Gast wird eine Last! Heute sind jauch drei Wochen voll und Sie lassen mich immer weniger fühlen, daß ich lästig wäre. Wenn ich mir den Tag denke, an dem ich doch fort muß, so denke ich wie in's Leere, ja wie in's Unmögliche. Es ist mir, als griffe ich blind in einen Loostopf und könnte nur, wie das erste Mal, einen Mißgriff machen. Was ist der rechte, was ist der unrechte Tag? Ich weiß es nicht. Wissen Sie es? Wenn Sie es wissen, so geben Sie mir ein Zeichen davon. Ja, Frau Baronin, geben Sie mir selbst das Zeichen, wann ich fortgehen soll. — Hirlanda sah ihn erstaunt an, halb vorwurfsvoll, halb spöttisch. Beda, mit erleichtertem Herzen, verbesserte sich augenblicklich: Oder nein, machen wir's umgekehrt. Geben Sie mir ein Zeichen, wenn Sie wünschen, daß ich dableiben soll. — Da sah sie ihn wieder an, aber mit einem zärtlichen Lächeln. Beda küßte ihre Hand und sie drückte die seinige.

Dieser Tag war ein Wendepunkt.

Am Abende dieses Tages durchschritt Hirlanda ihre Gemächer, trat wiederholt vor den Spiegel und setzte ihr Auf- und Abschreiten im Selbstgespräch fort. Disraeli hatte eine Frau, — die war um achtzehn Jahre älter als er und die Ehe war glücklich. Barnhagen hatte eine Frau, — die war um zwölf Jahre älter als er und die Ehe war glücklich. Ich bin nur um sechs Jahre älter. Warum spüre ich sie wie ein warnendes Gewissen? Warum? Weil es die Welt eine ungleiche Ehe nennt. Die Welt! Was weiß die Welt, was gleich oder ungleich? Laßt das Die wissen, die es am nächsten angeht!

Am Abende dieses Tages schrieb Beda an seinen Bruder: Firmin, komm zu mir. Ich habe Dir viel zu sagen, aber das Beste mußt Du sagen. Sei mein Brautwerber! Was wir uns sagen können, ohne Alles zu wagen, das ist gesagt. Unsere Worte krabbeln wie subtile Insektenfüßchen mit Blumen- und Blüthenstaub an einander herum und sondiren. Nun, ich denke, ich darf vertrauen. Es scheint mir an dem, daß jetzt ein Dritter das letzte Wort sprechen kann. Mach schnell. —

Hirlanda hatte in dieser Nacht ihre sechs Jahre „beschlafen“, das heißt, in einer schlaflosen Nacht einen Entschluß gefaßt. Sie hatte den Aberglauben dieser sechs Jahre abgeschüttelt und jugendlich rasch pulsrte ihre Morgenstimmung. Sie war entschlossen, das Zeichen noch heute zu geben.

Was sie zum Zeichen wählte, war ihr nicht zweifelhaft. Ihr Mädchenportrait! Das wird er ja nicht geglaubt haben, daß sie es jenem Todten geopfert, der schon die Blüthen des Urbilds bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Sein Herz wird es ihm ja gesagt haben, daß sie es nur verborgen, um ihn zu necken und ein wenig zu strafen, aber daß sie ihm und sich selbst die Freude vorbehalten, am rechten Tag und zur rechten Stunde ihn damit zu überraschen.

Der rechte Tag und die rechte Stunde waren jetzt da. Das Bild, an dem sein Herz hing, und ach nur allzu stark, das war das Zeichen, das er verstehen mußte.

Mit diesen lieblichen Gedanken kramte die junge und reizend verjüngte Frau unter ihren Schmuck- und Kippsachen nach dem kleinen Gemälde. Sie war verwundert, überall, wo sie es suchte, es nicht zu finden. Zufällig hatte sie just an diesem Tage mehr als Einen Besuch zu empfangen und diesen Zerstreuungen schrieb sie es endlich zu, daß ihr Suchen erfolglos.

Am zweiten Tag ging sie planmäßig an die Arbeit. Sie suchte sich zu erinnern, was seit dem Todesfall im Hause verändert und umgestellt worden, denn sie war bereits vollkommen unsicher, ob sie statt einer neuen Ordnung nicht Unordnung gestiftet. Umsonst, das Bild war verschwunden.

In solchen Dingen folgte sie lange ihrem eigenen Kopf und war nicht gewohnt, sich auf das Kammermädchen zu verlassen, welches weit weniger als die Herrin selbst das Concept der häuslichen Nettigkeit hatte. Da sie aber am dritten Tage, was ihr längst durch die Hand gegangen, immer vom Neuen und nur mit dem alten Mißerfolg durchmusterte, da wurde sie müde, fast thränenweich und völlig rathlos verschmähte sie es nicht, jetzt auch ihr Kammermädchen zu fragen.

Apollonia lachte über ihr ganzes Gesicht. Der junge Herr hat's. Sie erzählte treuherzig Alles.

Es ist gut, sagte die Schloßfrau von Adelskam. Da hätten wir freilich lange suchen können!

Aber ihre Frauengebanken wogten und gährten. Sie lebte an diesem Tage still vor sich hin. In den Garten kam sie heute nicht; die vier Wände ihres vertrauten Gemachs hielten die Gedanken besser zusammen. Endlich fand sie den Gedanken, der ihrer würdig war. Da setzte sie sich hin, seufzte — und schrieb einen Brief.

Die drei Tage, welche Hirlanda in der Unruhe über ihr Bildniß zugebracht, vergingen ihrem — Bräutigam eben so unruhig über die Ankunft seines Brautwerbers. Er durchwandelte die Hallen von Adelskam wie auf glühenden Kohlen. Seine ganze Beschäftigung war, die Ankunft seines Bruders auszurechnen. Er konnte in zwölf Stunden da sein, wenn er umgehend kam, und wie sollte er in einer so wichtigen Sache anders als umgehend kommen? Warum verging diese Frist zwei und drei Mal? Warum?

Als er am dritten Tage auch den Schloßgarten vergebens durchstrich und seine Hirlanda an keinem der gewohnten Plätzchen fand, da verließ ihn vollends die Fassung. Hatte er einen Liebesfehler begangen? Mit der Schüchternheit und Unsicherheit, womit der unerfahrenen Jugend dieser Gedanke ewig nahe liegt, erforschte er sein Liebesgewissen, aber er fand

es schuldlos. Die Verabredung des Zeichens, meinte er, war zwar kühn, aber gelungen. Er erinnerte sich deutlich ihres beifälligen Lächelns. Des wahren Fehlers erinnerte er sich nicht. Er ahnte nichts. Seine Gedanken waren ganz bei dem Heute. Wo blieb Giralda? Was ist geschehen? O daß Firmin käme!

Endlich kam er.

Warum so spät? war der grämliche Gruß des von Sehnsucht und Ungeduld Gefolterten, der ganz von sich selbst erfüllt ist.

Hoho, rief Firmin, glaubst Du, die ganze Welt hat nichts anderes zu thun, als Schloß Abdelfam zu erobern?! Bübchen, Deine Liebes- und Glücksheirath ist ein Prachtstück, das ich Dir nicht zugetraut hätte; aber schließlich sind wir doch Künstler und haben noch andere Prachtstücke zu liefern. Das Deinige reicht höchstens bis zur goldenen Hochzeit und dann kräht kein Hahn danach; unsere Hähne aber krähen erst recht nach Halbjahrhunderten, denn goldene Künstler-Hochzeiten dauern länger. Schau her, was ich gemacht habe. Komm, laß uns auspacken. Zwar bringe ich nur die Farbenskizze mit und das grand tableau original steht in unserem Bauernwirthshaus drüben; aber bist Du nicht selbst Künstler? Du siehst auch in der Skizze den Gedanken.

Und nun mußte statt von Werbung und Hochzeit und ähnlichen, auch den Philistern gemeinsamen Angelegenheiten unter Künstlern zuerst von der Kunst die Rede sein. Mit einer Schaffensfreude, frisch vom Borne her, entrollte Firmin seine Farbenskizze und hielt sie triumphirend vor Bedas Augen.

Mit einem Aufschrei prallte Beda zurück.

Das heißt einmal eine schreiende Aehnlichkeit! lachte Firmin. Du kennst sie noch, das reizende Enkelkind des lahmen Mannes. Eveline heißt sie. Aber da siehst Du nun selbst, wie wenig man zu idealisiren braucht, wenn schon die Natur schön und richtig linirt hat. Ich gebe zu, wir sehen nur ein brünettes jonisches Mädchen, das da dem Meere entsteigt; aber was können die Jonier thun, als sie anbeten? Eine Venus Anadyomene ist ja keine Venus Urania. Keine Göttin von oben hernieder, aber vom Niedern hinauf. Was? Ist's wahr? Hab ich's getroffen? Nein sinnlich malte ich ja doch nicht, sondern für Sinne, welche auch beten können.

Firmin, schrie Beda und ergriff seinen Bruder an beiden Händen, sag: dieses Mädchen ist Dir zu dieser Venus Modell gestanden?!

Firmin stuchte. Er sah den Bruder in einer Aufregung, welche aus den Wegen eines Kunstgesprächs hinausging. Was bedeutete seine Frage?

Beda konnte und wollte nicht an sich halten. Sein Herz war aufgESPrenkt, er sagte dem Maler der Venus — was dem Maler der Madonna begegnet!

Er schloß seine Mittheilung tonlos und hoffnungslos mit der Frage:

Und nun noch das Letzte, Bruder. Wie erreichst Du dieses Modell? Schone mich nicht; nach diesem Anblicke bin ich auf Alles gefaßt. Sag: welchen Preis zahltest Du für dieses Opfer — der Dirne?!

Einen schwarzen Hund. Bald hätte sie einen Revierförster geheirathet, den sie eigentlich nicht mag, der aber einen wunderschönen Newfoundlandler hat, in den sie verliebt ist. Das war die Basis meiner diplomatischen Situation. Natürlich kaufte ich dem Kinde die Puppe und nun war mir das Kind dankbar. Aber nach solchen Kindereien und Spielereien muß man eben herumschnüffeln, wenn man mit Weibern zu thun hat. Bleiben sie doch alle Kinder und Puppenspielerinnen ihr Lebelang. Und das muß so sein; wie könnten sie Kinder sonst auferziehen? Probire das 'mal ein Mannsbild und ziehe ein kleines Kind nur eine Woche lang auf! Dazu gehört selbst Kindersinn. Viel Spiel und wenig Ernst, so geht's. Aber eure ernsthaften tragischen Gesichter, ihr blöden Schäfer und doppelt blöden Idealisten, . . . o, ich seh Dich leibhaftig vor mir, wie Du um Deine Madonna erworben hast! Du bist ein Kerl!

Von dieser nützlichen Rede wird Beda wenig oder nichts gehört haben, denn er war ganz mit sich selbst beschäftigt.

Also dieses Mädchen ist nicht unnahbar! murmelte er in sich hinein.

Er sah von der schaumgeborenen Venus mit einem zerrissenen Blick auf die Mauern und Brüstungen von Adelskam hinaus, davon er so bald der Schloßherr sein sollte.

In diesem Augenblicke klopfte der Schloßverwalter und gab ihm einen Brief an seine Adresse ab. Es war Hirlandas Hand. Hastig zerriß er den Umschlag und las wie folgt:

Mein theurer Freund. Ich dachte, Ihnen ein, wie ich meinte, willkommenes Zeichen zu schicken, nämlich mein Mädchenportrait. Aber durch Güte meines Kammermädchens besitzen Sie es schon selbst. Um so besser. Ich wünsche uns Beiden Glück dazu. Ihnen, denn der Anblick von Jugend und Schönheit scheint Sie glücklich zu machen; mir, denn mich macht eine rechtzeitige Erkenntniß glücklich, d. h. verhütet ein Unglück. Theilen wir also redlich. Ich hülle mich in meine achtundzwanzig Jahre, worin es gut sein wird, Ihnen ewig unsichtbar zu bleiben; Sie weiden Ihr Künstlerauge an meinen schöneren sechszehn. So ist das Unglück verhütet. Es ist ja immer ein Unglück, eine jüngere und schönere Nebenbuhlerin zu haben, Ursache zur Eifersucht zu haben. Aber diese Ursache geben Sie mir. Ich bin eifersüchtig auf mich selbst. —

Beda ist fort. Ueberstürzt reiste er noch in der Nacht ab. Firmin fand am Morgen sein Zimmer leer und nichts als das offene Billet der Frau von Adelskam, ihr Miniaturportrait und von Bedas Hand folgende Zeilen auf einem Papierschnitzel: Ich muß fort. „Was ich besitze, seh

ich wie im Weiten Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“ Du bist der Ältere, der Klügere, Du warst mein Lehrer, mein Führer. Sprich mit ihr. Sage ihr Alles. Lebt wohl.

Firmin verlor seine Fassung nicht bei dieser raschen und thörichten Jugendthat. Er war von dem jungen brausenden Künstler dergleichen gewöhnt. Sein Bruder war nur durch Schüchternheit zahn, durch Temperament nicht. Er wirbelte und flackerte. Was ihn ergriff, riß ihn dahin.

Sage ihr Alles. Aber was war dieses „Alles“? Das vergaß der leidenschaftliche Jüngling. Als ob das Herz, das in ihm schlug, eine Sturmglöcke wäre, die laut hin durch's Land schlägt!

Wol ahnte Firmin, aber das reichte nicht aus. So that er denn, was jeder Diplomat gethan hätte: er blieb auf dem Boden der That-sachen stehen. Als ein Brautwerber war er berufen worden und dafür hielt er sich noch. Es war hier höchstens von Unbesonnenheiten und Empfindlichkeiten die Rede, welche noch gut gemacht werden können.

„Sage ihr Alles“ verstand der kluge Mann zunächst so, daß er von ihr sich Alles sagen ließ. Zwar Billet und Bild sprachen so ziemlich selbstredend; da aber in Herzenssachen Alles auf die Nuance ankommt, so mußte ihm Dame Girlanda das Genaueste schildern. Firmin fand den Fall so verzweifelt nicht. Vor Allem beeilte er sich, seinem Bruder Unrecht und der Dame Recht zu geben. Er könne es nur verehren, daß sein Drang nach ihrem Jugendbilde ihr nicht schmeichle, wie es wol andere Frauen aufgefaßt hätten. Sie habe die Zweifelt ihrer Person zwar viel zu scharf unterschieden, denn er selber finde den Unterschied milder; desungeachtet billige er ihre Uebertreibung, sei's auch nur als Erziehungsmethode: der junge Mann habe eine Lehre verdient und die gab sie ihm eindringlich. Nach diesen Wendungen aber lenkte er um. Es möge des grausamen Spieles genug sein. Sie möge nicht den vollen Ernst daraus machen. Sie möge ihn in ihrer Schule erziehen, aber nicht aus der Schule jagen. Bald genug werde er ja Meister sein und die später reisende Bildung seines Geschlechtes auch ihr volleres Maß haben. Sie finde jaust noch die letzten Unebenheiten auf dem Uebergang vom Jüngling zum Manne; ihre Geduld werde nicht lange mehr geprüft werden.

Das klang menschlich! Und Frau von Adelskam war durch den Mann, der ihr am nächsten gestanden, gewöhnt, von dem starken Geschlechte Rauheit bis zur Unmenschlichkeit zu erfahren. Sie fürchtete die Ansprüche der Männer und die Gewaltthätigkeit, womit sie in die kleinste Gunst sich eindrängen und Rechte daraus machen. Sie fürchtete schon ein böses Spiel zu haben. Daß sie mit Hiererei, mit Sentimentalität gehandelt habe, zitterte sie, wenn nicht dem Worte, doch dem Sinne nach hören zu müssen. Ihre Handlung war auf einen Jüngling berechnet, dem sie sich allenfalls gewachsen fühlte; von einem Manne erwartete sie

schärfere Krallen. Sie traute der männlichen Bildung nur noch in der Conversation, im Kampf um den Vortheil nicht. Da rechnete sie auf Egoismus. Daß sie in einem Interessenstreit, wo sie wehrlos gegen zwei Männer stand, von einem Manne Recht bekam, war ihr neu. Es war ihr neu und that ihr wohl. Der Ton dieser Fürsprache gefiel ihr. Sie wurde aufmerksam auf den Mann, der den Ton so gut traf. Firmin erreichte eine Wirkung, auf die er nicht ausgegangen war.

Er sah aber gutes Wetter. Er spürte und athmete eine Luft, welche Vertrauen heißt. Er spürte, daß ihm Hirlanda Gehör schenke. Indem er den Grund davon verkannte, meinte er nun selbst, daß die junge Frau ihren Absagebrief für widerwärtig halte und mit sich sprechen lasse. Da hörte er vollends auf, im Tone der Ueberredung und der Bearbeitung zu sprechen; er sprach mit jener leichten, gefälligen Sicherheit, aus welcher es fast schon dankbar herausklingt — dankbar für einen erreichten Erfolg.

Plötzlich fragte ihn Dame Hirlanda: Sagen Sie mir, sprechen Sie in seinem Auftrag?

Firmin fühlte, daß eine Frau, um deren Herz es sich handle, so fragen müsse; aber daß er nicht geradezu Ja sagen konnte, dämmerte ihm wie eine aufsteigende Wolke heran. Desungeachtet antwortete er noch mit ziemlicher Fassung: Sein Auftrag ist es doch wol. Du bist der Ältere — der Klügere — sprich mit ihr — sage ihr Alles; — das kann ich nur so lesen: Sage ihr Alles, was mich entschuldigt.

Lesen! Hat er geschrieben?

Und da Firmin es bejahte, bat sie sich die Schrift aus. Er ging und holte sie.

Hirlanda schüttelte leise den Kopf zu dem, was sie las. Und welchen Sinn hat das Wort: Was mir verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten?

Vielleicht soll es das Citat aus dem Faust-Prolog nur complet machen. Legt denn ein Jüngling in seiner Liebes-Vervorrenheit jedes Wort auf die Goldwaage, um davon Rechenschaft zu geben?

Aber während er noch sprach, fühlte Firmin, daß er jetzt auf dem Wege der Ausflüchte war. Eine dunkle Ahnung, die ihn nur durchhüschte und der er gar nicht nachgehangen, fühlte er vor dem Blicke dieser Frau hell und heller werden. Die aufsteigende Wolke zeigte ihre Umrisse schärfer. Er besann sich, daß ihm sein Bruder nicht heiliger sei, als Herz und Ehre dieser Frau, als Wahrheit und Unparteilichkeit. Da erzählte er ihr loyal genug die Geschichte von dem Venus-Modell und schloß mit den Worten: Ich vermuthe, er läuft diesem Mädchen nach. Wenn eine Frau, wie Sie, sich versagt, so sieht es einem Zwanzigjährigen ganz ähnlich, daß er sich aus Verzweiflung in eine par dépit-Liebschaft stürzt und die Nede des Herzens ausfüllt, — es sei womit immer.

Aber sehen Sie denn nicht, daß ich, ich keine par dépit-Liebe war?!
24*

Sehen Sie denn nicht, daß er dieses Mädchen vor mir geliebt und glühend geliebt hat?! Giralda rief's mit dem Vollgefühl innerster Ueberzeugtheit.

Firmin machte ein dummes Gesicht.

Aber ein dummes Gesicht in einem Falle, wie dieser, ist der schönste Abelsbrief eines Mannes. Wer ihn so ansah, dem konnte nicht einmal der Gedanke kommen, daß er es besser gewußt und daß er seinen Bruder nur vertrat — einer gemeinen Glücksheirath wegen. Es ging Alles grundehrlich zu.

Mit ehrlichem Nachdenken sagte Firmin nach einigen Augenblicken: Ich überlege mir, was Sie da sagen, und finde es zugleich wahrscheinlich und unwahrscheinlich. Wahrscheinlich vielleicht unter anderen Umständen, unwahrscheinlich unter den obwaltenden. Ich kenne doch meinen Bruder und kenne ihn länger als Sie. Mein Veda ist ein unverdorbener Junge. Bedenken Sie, Baronin, was für ein Maß von Frivolität dazu gehörte, ein Herz wie das Ihrige just für gut genug zu halten — um dieses Modell-Dirnchen sich zu ersetzen! Nein, nein, es ist nicht möglich! Wann und wo hätte mein Veda gelernt, Ihr Geschlecht und die Besten Ihres Geschlechtes so gering zu schätzen?

Frau von Abelskam sah ihm wie einem Traumredenden in die Augen und verbarg mühsam ein Lächeln. Ihr Herren seid wunderbar, sagte sie. Zeit Lebens spricht ihr von Liebe und versteht doch so wenig davon. Es stellt mich ja besser, nicht schlechter, was Sie mir da erzählten. Veda liebte und das fühlte ich. Das ehrte mich vor mir selbst, wenn ich es bedenklich und fast beschämend fand, über den Altersunterschied hinweg zu sehen. Er stellte sich mir dar — in einem erhöhten, gesteigerten Zustand; er glied die Jahre aus durch ein Etwas, das idealischer ist, als Jahreszahlen. Es war so liebenswürdig, wie in seine jugendliche Schüchternheit eine Berge, ein Glanz hineinblitzte, jenes Herrschende, das das active Geschlecht vor dem passiven hat! Der Damoiseau war Ritter — durch den großen Ritterschlag der Liebe! Soll ich mich schämen, wenn ich glaubte: der Liebe zu mir? Seien Sie versichert: er glaubte es selbst. Die dürstende Phantasie, welche mit offenen Organen saugt und lechzt, ist noch ganz anderer Selbsttäuschungen fähig! Frivolität, wie Sie meinen, gehört nicht dazu. Sicherlich nicht! Auch Ihre Rangunterschiede beleidigen mich nicht; so lang wir noch ungebildet empfinden, empfinden wir das anders. Jeder Mann sucht jedes Weib als eine Offenbarung des Naturlebens; ob das ein Modell-Dirnchen oder eine Baronin ist, bleibt sich gleich. Wir Alle haben den gleichen Werth: den Werth einer Lebenslust, eines Elementes.

Firmin ergriff die Hand der Sprecherin und neigte sich zum Handkuß. Gnädige Frau, sagte er, ich bin ein Schüler! Sie haben Recht.

Damit war die Sache „Veda“ erledigt. Aber in dem Gespräche darüber war durch Klarheit und Willensreinheit der Himmel so wohl-

thuend heiter geworden, daß die Theilnehmenden es stillschweigend annehmen fanden, unter diesem Himmel noch zu verweilen. Sie fuhren fort wie zwei Menschen zu sprechen, die sich zwar im Interesse eines Dritten kennen gelernt, die aber ein Interesse daran finden, auch sich selbst ein wenig kennen zu lernen.

Ein Gespräch über Todte wird immer das unschuldigste Mittel sein, daß Lebende unter einander Theilnahme austauschen, oder wenigstens in Ansichten und Meinungen die Seiten ihres Charakters entwickeln. In einem Hause mit der wehenden Trauerflagge auf dem Dachgiebel war es schon eine Pflicht der Höflichkeit, daß Firmin dieses Thema berührte. Die junge Wittve nahm es mit Zwanglosigkeit an. Sie sprach sich über ihre Ehe mit dem Verstorbenen aus.

Sie that das mit einer einzigen Bemerkung, die aber in ihrer Einfachheit recht vielsagend und weittragend war. Sie sagte: Anders lieben Bürgerliche und anders Cavaliere. Ich mußte diese Erfahrung mit meiner Person bezahlen, womit ja Frauen fast immer bezahlen. Ein Bürgerlicher macht den Hof und wartet seinen Erfolg ab. Ein Cavalier, der den Hof macht, hält den Erfolg für sein Recht. Er dient der Dame nicht anders wie dem König: er muß dafür belehnt werden. Ein bürgerlich Liebender kann anspruchlos sein, ein Cavalier ist immer anspruchsvoll. Bei ihm ist die Anmaßung kein Charakterfehler, sie scheint fast seine Standespflicht zu sein. Wenn es ein Bürgerlicher auf Gnade und Ungnade, auf Schmachten und Sehnen ankommen läßt, so liebt ein Cavalier nicht um zu schmachten; man wird ihm verpflichtet. Er hält seine Person für so hoch, daß ihr Geltung nicht versagt werden darf, wo er diese kostbare Person einzusetzen so gnädig ist. Wehe dem bürgerlichen Mädchen, das diese Standesansprüche nicht kennt! Mit ihrer Mädchenfreiheit ist es dahin, sobald sie unter bürgerlichen Bewerbern einen adeligen zuläßt. Jeder Tanz, den sie gewährt, jedes Beilichen, das sie angenommen hat, gibt diesem ein Recht und ein Vorrecht vor Andern. Wer es bestreiten will, der mag es vor der Degen- spize und der Pistolenmündung thun! Mit Schrecken sah ich eines Tages dieses Netz über mein bürgerliches Köpfchen geworfen. Ich mußte, um Blutvergießen zu verhindern, den Baron Adelskam heirathen, einen betagten Reitergeneral, der, wie so Viele, das Haus meines Vaters, eines berühmten Gelehrten, besucht, der mir Aufmerksamkeiten erwiesen, die in meinen Augen die leichtesten waren, die in den seinigen aber nur mit mir selbst bezahlt werden konnten. Er wäre der Letzte meiner Wahl gewesen, aber ich und mein Haus ahnten gar nicht, daß die Wahl uns entschlüpft. Es brauchte hierauf wahrlich des besten Willens von meiner Seite, um in einer zehnjährigen Ehe mit der eisernen Säbelsaust die ärgsten Ungleichheiten nothdürftig auszugleichen.

Firmin schauderte über die „eisernen Säbelsaust“. Und der beste Wille war nur auf einer Seite! Welch einen blutigen Sinn verschleierten diese

schlichten, schüchternen Worte! Er murmelte etwas von dem opfervollen Heldennuth des Frauenberufes, denn sein Herz überfloß von Bewunderung und Mitgefühl; aber Hirlanda verließ dieses Thema, dem sie möglichst knapp genügt haben wollte und knüpfte nur noch folgende Betrachtung daran:

Wie schlimm sind aber erst solche Verhältnisse vor den Augen der Welt! Man ist dann ein Mädchen gewesen, das sich aus Eitelkeit einem alten Aristokraten „verkauft“ hat! Solche Executionen muß man ungehört über sich ergehen lassen. Und wie ich Ihrem Bruder gesinnt war, so wußte ich oft selbst nicht, war ich es, oder war es die Stimme der Welt in mir, daß ich dabei mein Alter wie einen Vorwurf fühlte. Und doch mußte ich mich an meine sechs Jahre fast gewaltsam erinnern, denn ich war unter meinem Manne wenig oder nicht gewachsen, er, der mein Wachsthum niederhielt, der mich mit schwerwiegender Obergewalt in einem ewigen Gefühle von Unmündigkeit erhielt, was aber die Welt, die Alles richtet und so wenig weiß, freilich nicht wissen konnte! Nein, das ahnte sie nicht, daß diese Wittve an der Seite dieses Jünglings fast auch noch ein Halbkind war, wie er, und diesem gar nicht so unähnlich. Erst als er selbst mich fühlen ließ, daß ich für jugendliche Phantasien nur noch gemalt auf der Welt sei, konnte die arme, reifere Weisheit sich aufraffen, damit ein unglücklich falscher Schritt nicht zum zweiten Male geschähe. Erst in dieser Stunde bin ich ihm wirklich entwachsen. Aber von solchen Vorgängen ahnt die Welt nichts. Sie hätte die ältere Wittve, die sich den zarten Jüngling erkor, tapfer geschmäht, wie sie das junge Mädchen schmähte, das sich dem alten Baron verkauft. Aber diesmal hat es sich besser gefügt. Es war noch rechtzeitig, daß ich mich selbst gefunden.

Wenn nur nicht Beda sich selbst jetzt verliert! erwiederte Firmin. Ihre Vermuthung geht mir im Kopfe herum. Ich werde sogleich zurückkehren müssen, um meines vormundschaftlichen Amtes zu warten, daß er mit diesem Landmädchen nicht etwa Ernst macht.

Frau von Abelsam schüttelte den Kopf. Sie berufen sich auf meine Vermuthung; aber wie ich mich ausgedrückt habe, so ist es schon Ernst. Der junge Mann weiß, was er will. Von Evelinen zu mir, von mir zu jener Ersten zurück, — glauben Sie mir, er hat in diesen Tagen eine jener Krisen durchlebt, wo Tage für Jahre zählen. Der Vormund rechnet dann nach alter Zeitrechnung, aber dem Mündel ist eine neue angebrochen. Er ist mündig geworden. Inzwischen, — wenn Sie es für eine Pflicht der Familiensorge halten, — so reisen Sie mit Gott.

Firmin hörte die Sprecherin nicht bloß, er sah sie. Und was er sah, drückte er in der Antwort aus: Ich glaube zu fühlen, gnädige Frau, daß Sie nicht Alles gesagt haben. Ich sehe Sie ein Wort noch zurückhalten; aber ich bitte um Ihr ganzes Vertrauen.

Nun denn, sagte Hirlanda mit einem leichten Erröthen und Lächeln,

das Wort, das Ihr Künstlerauge sieht, ist ein egoistisches. Es bezieht sich auf mich. Ich fürchte, Sie bringen Ihrem Bruder die Einbildung bei, indem sie ihn von Gelinen zurückhalten, daß er noch immer auf Aelkam zu hoffen hat und auch hoffen soll. Seit das Sprichwort erfunden ist: *qui s'excuse s'accuse*, würde auch ein ausdrückliches Dementi nichts helfen. Die Jugend ist eitel, weil sie phantasieüppig ist. Und nun begreifen Sie, daß mir das unaussprechlich empfindlich wäre, daß ich nur mit Pein daran denken könnte. Abgesehen auch von ihm: Sie brächten ihn vielleicht doch wieder in's Schwanken, stürzten ihn in neue Verwirrungen und hätten ihm mehr geschadet als genützt. Ich meine daher, Sie müßten sich jetzt, wenn Sie bei ihm wären, eher entfernen, um ihn seinen Weg allein finden zu lassen; da Sie aber ohnedies schon fort sind, so sollten Sie sicherlich auch fort bleiben.

Das gilt! rief Firmin mit allem Nachdruck der Ueberzeugung und des Entschlusses. Vor diesen Gründen beuge ich mich. Sie sprechen mich an, einer mehr als der andere. Es ist die Stimme einer wirklich besseren Einsicht.

Auf die Vernunft dieser Vorstellungen hin blieb also Firmin. Aber wenn die Vernunft so oft gegen das Herz spricht, so hatte sie diesmal auch „aus dem Herzen“ gesprochen! Die Herzen waren zufrieden mit diesem guten Grunde, — sich nicht so schnell trennen zu dürfen. Ob das unbewußt oder halbunbewußt vorging, lag jetzt noch in Dämmer und Tiefe.

Aber wie ein Siegel des Himmels selbst war es, daß sich in der Nacht das schöne beständige Sommerwetter brach und mit Hagelschlag und Wolkenbruch ein Landregen begann, der Tage lang anhielt. Schon nach achtundvierzig Stunden hörte man von schwellenden Wassern, von ausgetretenen Bächen, von paflosen Straßen und Brücken, kurz, von den Wetter Schäden einer Gebirgslandschaft. Und just die Strecke zum Bahnhof wurde am gründlichsten unfahrbar.

In diesen Tagen sagte Firmin zu Hirlanda: Theure Frau, ich habe eine Bitte an Sie. Man kann mit Künstlern nicht lange verkehren, ohne daß von „Sitzungen“ die Rede wäre. Nicht wahr, das lassen Sie gelten? Aber eine Frau, die soeben ihre ganze Kraft verzehrt hat, Tag und Nacht an einem Krankenlager zu sitzen, braucht Bewegung, nicht Sitzung. Ich hätte diese Rücksicht genommen und meinen Wunsch für mich behalten, wenn nicht Bewegung im Freien jetzt unmöglich und Zimmerclausur ohnedies an der Tagesordnung wäre. Durch diesen Umstand aber verliert meine Bitte an Unbilligkeit. Ich bitte Sie also, — mir zu einer Madonna zu sitzen.

Zu einer Madonna? Soll das eine Schmeichelei sein? Von Ihnen würde mich eine Schmeichelei diesen Genres — überraschen! Hirlanda sagte es recht merklich betreten.

Aber Firmin lächelte. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Worte! Können Sie denn wissen, was mein Madonnen-Ideal ist?

Ich habe immer gemeint, es ist ein feststehendes.

Ganz recht. Und eben darum nicht das meinige. Ein feststehendes Ideal ist schon ein bißchen Gemeinplatz und Redensart. Man muß von Zeit zu Zeit wieder neu aus der Quelle schöpfen, was dann freilich Diejenigen, die das verkennen, gleich realistisch nennen. Aber in diesem aparten ich möchte sagen, in diesem Geheimsinne bin ich Realist. Sehen Sie, unser Madonnen-Ideal, das sie leider so richtig ein feststehendes nennen, steht der Hauptsache nach beim Raphael fest. Raphael hat es vom Studium der Antike, er hat es von der südlichen Menschenschönheit, er hat es nicht aus der schlichten Realität, er hat es nicht aus den Worten des Evangeliums: Damals lebte eine fromme Jungfrau im Lande Judäa. Können Sie sich eine einzige Raphaelische Madonna als eine fromme Jungfrau in Judäa denken? Es sind Köpfe, vom Erdengrund losgelöst und gegen Himmel geworfen, wie eine beleuchtete Wolke. Seine Lichtwolke hängt mit dem Menschenweibe kaum mehr zusammen, als wie man auch in Wolken Gestalten, Gesichter, Wesen sieht: es ist ein Spiel der Phantasie, aber die Wolke braucht das nicht; sie bleibt schön und erhaben auch als beleuchtete Wolke. Mir nun, der ich ein Realist bin, geht die fromme Jungfrau im Kopfe herum. Ich habe viel darüber nachgedacht. Aber das Wort „fromm“ klingt uns heutzutage fast fatal. Was ist eine fromme Jungfrau? Im heutigen Sinne vielleicht eine Betschwester, eine Kirchläuferin. Wenn ich's schon ernsthaft nehme und ohne moderne Frivolität, so ist eine fromme Jungfrau eine gottesfürchtige Jungfrau. Aber auch diesen Begriff kann ich nicht brauchen. Was hat eine Jungfrau Gott zu fürchten? Ja, ich sage geradezu: was geht Gott ein Weib an? Er geht den Mann an. Gott ist ein Geist, und Geistleben hat der Mann. Das Weib hat Naturleben und ihr Gott ist ihr in der Natur geoffenbart. Ist sie fromm, so ist sie berufsfromm. Sich willig und hingebend der Natur zur Verfügung zu stellen, die blinden Naturforderungen zu vollstrecken mit der Tugend und dem Verdienste eines menschlichen Pflichtbewußtseins, das heißt mir fromm im weiblichen Sinne. Fromm als Gattin und Mutter. Nun sagt unser Legenden-Wunder freilich: als Mutter allein. Eine Jungfrau ist Mutter! Aber jetzt bin ich bei meiner Aufgabe. Die Madonna also wird mir zum Bild — nicht des Gattenfinns, sondern des Mutterfinns. Und das geht wahrlich nicht wunderbar zu, sondern bleibt immer noch menschlich. Zu allen Zeiten gibt es ja in und außer den Klöstern Tausende von unvermählten Mädchen; vielleicht aber gibt es nicht Eines, dem der Mutterinn fehlte und das kein Kind aufziehen wollte. Das fromme Mädchen, das in Judäa auserwählt war, wird also das mütterlichste gewesen sein. Ihr Herz war nicht bei einem Gatten, hatte aber einen solchen Schatz von Muttertugend, daß ihr Gott

selbst seinen Sohn anvertrauen mochte. Diesen psychologischen Umstand konnte Gott schon in einem fünfzehn- und sechzehnährigen Herzen gelesen haben, denn sein Auge ist allwissend; uns Andere aber läßt er ihn lesen in der Schrift der Erfahrung. Das verkennen so viele Idealisten, welche die Madonna lächelnd und süßlich jung malen: sie haben sich hinter Gott gesteckt und auf Treu und Glauben gemalt. Das darf nicht gelten. Ein Realist, wie ich, malt aus dem Gewissen und beweist, was er sagt. Damit aber bin ich beim letzten meiner Programmworte. Aus meiner Madonna soll ein weibliches Menschenschicksal sprechen! Ich male einen Madonnentopf, in den man mit gefesselter Aufmerksamkeit lange hineinsinnt und dann herausliest: Du hast es wol durch die Erfahrung erlebt, daß die Mütterlichkeit des Weibes besserer Theil! Dir glaube ich Deine innerliche Unberührtheit!

Und das soll ich sein? hauchte Hirlanda mit feuchtem Auge. Oft schalt ich mich vor meinem Spiegel, wenn ich mir halb bitter, halb weinerlich vorkam; aber wie idealisirt das Ihr Auge! Und das heißt ein Realist! Solche Ahnungen hat freilich kein Jüngling; das wird eine andere als eine Beda-Madonna!

Firmin war glücklich. In diesem Worte fühlte er zum ersten Male — einen Vorzug vor seinem Bruder.

Die Sitzungen fingen nun an. Draußen regnete es, aber im Innern war der Himmel nie schöner. Was für ein Himmel wölbt sich, seit gemalt wird, über Maler-Sitzungen! Wenn Goethes Werther von der verjünglichen Vertraulichkeit des Tanzes gesagt hat: so viel weiß ich, meine Geliebte möchte ich keinem andern Tänzer überlassen; — so hätte die Delicateffe dieses Feinfühligen auch sagen können: so viel weiß ich, meine Geliebte möchte ich keinem Portraitmaler zu Sitzungen überlassen. Welch' eine Augensprache, Welch' ein Austausch der Blicke, Welch' ein intimes Ansehen und Angesehenwerden! Und das Gespräch! Dieses abgerissene Hin- und Herconversiren! Der dringendste Herzenserguß ist nicht so viel-sagend; es sieht ja aus, als sei Sturm und Drang noch das Fremdere, dagegen Einigkeit, Ruhe und Nähe just dieses kurze, sprunghafte Plaudern, das unterhält und nicht stört, dieses Nippen in Zwischenreden, dieses Naschen in Einfreuungen, dieser Puls- und Fendelschlag auf und ab schwingender Wechselworte, dieses schlaftrunkene Zufallsspiel halbgeflüsterter, wie im Traume gesprochener Unwillkürlichkeiten! Das Gespräch scheint immerdar einzunicken, weil das Werk die Hauptsache ist, aber es rieselt immerdar fort und recht gut geht's dem einzelnen Tropfen, der länger schwebt und schwerer wiegt, als im hastigen Redefluß! —

Diesen von unsichtbaren Goldseligkeiten begleiteten Kunstfleiß unterbrach, wie ein Auf zum Fenster herein, ein schmetterndes Brieffposthorn. Firmin erhielt einen Brief von Beda. Der Bruder meldete ihm — seine Verlobung mit Evelinen!

Hirlanda erschrad. Sie brach sogleich in den Selbstvorwurf aus: Meine Schuld ist's, wenn Sie diese Heirath für eine Mißheirath halten! Sie wollten sie verhindern, aber ich hinderte Sie selbst. Wie verantworte ich nun das?! — Wie jede gute That, sagte Firmin. Ihr Rath war der bessere und mit besserer Einsicht befolgte ich ihn. — Wer überzeugt mich davon? Ich hätte Ihnen nie widersprechen sollen. Ich nahm's leichter, als es noch ungewiß war; jezt, wo es da ist, denke ich fast selbst wie Sie. — Aber wie denke denn ich? sagte Firmin; laßt einmal sehen. Jezt, da es da ist, finde ich mich drein. Es ist wahr, wir gebildeten Stände haben ein Vorurtheil gegen die ungebildeten. Es träumte mir nicht, daß mein Beda ein Bauernkind heirathen soll, am wenigsten ein Mädchen, — das sich für einen schwarzen Hund exponirt hat! Das ist kein Familienruhm. Inzwischen heirathen Künstler nicht selten ihre Modelle; freilich die älteren Herren. Aber just einem Jüngeren könnte es besser bekommen. Mein Beda wird diesem Rohstoff ein Prometheus sein. Wo er Sinnengluth hat, ist er Enthusiast und vergöttert. Das gibt Herrschaft über unentwickelte aber bildungsbedürftige Gemüther. Höherstehende könnten aus dem weichen Stoff seines Feuers allerdings etwas wie Strohfeuer herausfühlen und indem sie es richtiger taxiren als er selbst, müßten sie ihn verbittert und unglücklich machen, denn er hätte sein Bestes gegeben, ohne es zurück zu empfangen. Auch seine nicht geringe Dosis von Troß, Härte und Eigensinn, diese Schildkrötendecke schwärmerischer Gemüther und Idealisten, wird bei einem Mädchen, wie Eveline, nur die Wirkung männlicher Festigkeit machen, denn sie übersieht ihn nicht. Was will man mehr? Nein, nein, es ist schon gut so. Die Ehe ist gut. Dort wird er selber bilden und nicht gebildet werden und das braucht er. Er muß sich fühlen, kann nicht der Zweite sein, denn ein Cäsar ist er ja doch, mein kleiner lieber Beda, — also ein Dorf-Cäsar, wenn kein Rom-Cäsar.

Hirlanda war blaß und roth geworden. Welche Bilder malte dieser Maler! Mit wenigen Strichen nicht nur ein einfaches, sondern ein doppeltes Ehebild: das ihrige mit! Es war meisterhaft wahr, das fühlte sie, und doch blieb ihr eine Beschämung erspart, denn es war immer noch ein Bild, welches jeder Frau ein Wähnen und Schwärmen, eine holde Täuschung erlaubte — von der kürzesten bis zur lebenslänglichen.

Aber jezt fiel ihr ein, ob zur lebenslänglichen eine Frau just dort stehen müsse, wo das Landmädchen stand und nicht höher. In diesem Gedankenkreis kehrte sie, nach Frauenart, zu ihrem ersten Gedanken zurück und sagte mit einem skeptisch verlegenen Lächeln: Ich glaube es schon, daß Sie mir Ihre wahre Meinung sagen, aber ob Ihre ganze? Die wird nur das Blatt Papier sehen, das Sie an Beda zurückschreiben! Ich wüßte erst wirklich, daß ich mir keinen Vorwurf machen darf — wenn Sie auch ihm keinen machen.

Ei, da nennen Sie ja ein praktisches und einfaches Mittel. Lesen Sie also diesen Brief!

Es wird ein Brief sein — von Bruder zu Bruder. Ueberlegen Sie's wohl. Mich schonen Sie vielleicht, aber mit ihm sprechen Sie wol intimer!

Sie sollen es sehen, theuerste Frau. Da es Ihre Ruhe gilt, so haben Sie ein Recht darauf. Ich bitte Sie nun ausdrücklich, meinen Brief an Beda Ihnen vorlegen zu dürfen.

Bei dieser Wendung blieb es zur Stunde. Gemalt wurde heute nicht mehr; das wichtige Tagesereigniß machte sich geltend.

Am folgenden Morgen war wieder reiner Himmel. Die Schloßfrau regierte. Statt der Malersitzung war Rathssitzung. Sie empfing ihren Schloßverwalter und Wirthschaftsrath, gab und berieth Aufträge mit ihm, wann und wie die Arbeiten, die der Regen gestört, nun einzuordnen wären. Sie war viel beschäftigt.

Firmins Stunde kam heute später.

Auch griff er nicht nach Malerstock und Palette, er griff in die Tasche. Der Sitzungsaal, in den er eingetreten war, strahlte von Sonnenlicht.

Das ist das Licht, sagte er, das wir Maler nicht brauchen können. Aber — nach Regen Sonnenschein. Ich stehe in dieser Glorie — wie mitten in der Gottheit! Es ist ein Himmelszeichen!

Unter diesen Worten hatte er aus der Tasche den Brief geholt. Ich bitte Sie, dieses Blatt zu lesen, sagte er, indem er es in Hirlandas Hand übergab. Er that es mit einer hochgestimmten Heiterkeit, gemildert von einer gewissen Feierlichkeit. Hirlanda sah den familienhaften Beda-Zug darin, den innerlich stürmenden, nach Harmonien dürstenden Enthusiasmus, — nur bei dem älteren Bruder kräftiger, schattirter.

Was bedeutete das? Sie fing zu lesen an:

Lieber Bruder. Ich wünsche Dir Glück und gebe Dir meinen Segen. Jung gefreit, hat Niemand gereut. Es ist freilich gegen alle Kleiderordnung, daß Du mit zweiundzwanzig Jahren nach der Patriarchenwürde des Hausvaters und Familienhauptes greiffst, derweil ich mit meinen zweiunddreißig die Welt noch als Junggeselle verunziere. Aber — was lange währt, wird gut. (Merkst Du meine Sancho Panza-Weisheit in Sprüchen?) Nun, wenigstens siehst Du, daß ich gut aufgelegt bin. Ich lese dem Gemahl Evelinens nicht den Text; wir wollen gute Freunde bleiben, auch wenn es die künftigen Schwägerinnen reservirter damit halten müßten. Du bist Mann und weißt, was Du thust und wirst diesen Fall vorgesehen haben. Es könnte ja leicht sein, daß ich eben so hoch greife, als Du tief; ja es ist sogar so. Ich bin entschlossen, die Frau von Adelskam noch heute um ihre Hand zu bitten, und da Gottes Barmher-

zigkeit immer größer ist als die Unwürdigkeit der Sünder, so hoffe ich von dem Engel Gewährung. Dein getreuer Bruder und Freund Firmin.

Firmin hatte die Lesende beobachtet. Sie hatte erst gelächelt, dann sich verfärbt und jetzt ruhte ihr Blick auf dem Blatte, das sie längst nicht mehr las.

Es war an Firmin. Er trat an Hirlanda heran, suchte ihre Hand und sagte weich: Wenn Sie mir verzeihen, daß ich diesen Brief zu einer kleinen Falle gemacht, so verspreche ich: es soll das Erste und Letzte sein, was Sie mir zu verzeihen haben. Hirlanda! darf ich diesen Brief abschicken?

Sie wendete sich zur Seite, überließ ihm die Hand, die er ergriffen, und sagte: Ja! —





Peter Paul Rubens.

Don

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Am 29. Juni, dem Peter- und Paulstage, werden es drei Jahrhunderte, daß einer der größten Künstler, die jemals Pinsel und Palette gehandhabt, geboren ward. Peter Paul Rubens ist aber nicht bloß einer der mächtigsten Meister der Malerei, sondern auch einer der hochsinnigsten Charaktere in einer Zeit wild entfesselter Leidenschaften, eine wahrhaft vornehme Natur, hoch gebildet in freier Humanität. Nicht zufrieden mit diesem doppelten Ruhme haben die Geschichtsschreiber des Meisters bis vor Kurzem sein Leben mit wunderlichen Märchen ausschmücken zu müssen geglaubt; selbst einen abligen Stammbaum und einen Ursprung aus fernem steirischen Lande hat man für ihn erfunden, als ob ein vornehmes Wappenschild den angeborenen Adel eines solchen Genius noch zu erhöhen vermöchte. Rubens ist vielmehr, wie neuere urkundliche Ermittlungen beweisen, von bürgerlicher Abkunft. Seine Vorfahren, die sich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurück verfolgen lassen, trieben in Antwerpen sämtlich die bescheidenen aber nahrhaften Gewerbe von Gewürzkrämem und Lohgerbern. Erst der Vater des großen Malers, Jan Rubens, durchbrach diese engen Lebenskreise und schlug die Laufbahn des Rechtsgelehrten ein. Ihm wurde sogar die besondere Gunst zu Theil, seine Studien zu Rom im Collegium der Sapienza zu vollenden und als Doctor beider Rechte in seine Vaterstadt zurückzukehren. Im Jahr 1562 wurde er mit dem angesehenen Amt eines Schöffen betraut.

Es waren unruhige, gefährvolle Zeiten damals für die flandrischen Lande. Die kalte Grausamkeit Philipps II. lag wie ein Alp auf dem Volke, jede Regung nach politischer Unabhängigkeit und religiöser Freiheit gewaltsam im Blut der Edelsten erstickend. Als 1568 die Häupter von

Egmont und Hoorn auf dem Schaffot gefallen waren, erkannten die Patrioten, daß von einem Aufstande nichts mehr zu erwarten war. Der kluge Wilhelm von Oranien verließ das Land, und ihm folgten zahlreiche Gesinnungsgenossen. Auch der Doctor Rubens hatte sich, obwol — oder vielleicht gerade weil er Rom kennen gelernt, den reformatorischen Ideen angeschlossen und war zum Protestantismus übergetreten. Er fand es deshalb gerathen, um den Spürhunden eines Alba nicht verdächtig zu werden, seine Heimath zu verlassen und sich in's Ausland zu begeben. Köln war der Ort, welcher eine große Zahl der belgischen Emigranten aufnahm. Auch die Familie Rubens ließ sich dort nieder. Aber schwere Verwickelungen sollten sie bald aus diesem Asyl vertreiben. Jan Rubens trat in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, der den gewandten Rechtsgelehrten bald in seine Dienste nahm. Während aber der Prinz für die Unabhängigkeit der Niederlande im Felde kämpfte, knüpfte seine Gemahlin Anna von Sachsen, die leichtsinnige Tochter des Kurfürsten Moritz, ein Liebesverhältniß mit dem eleganten, feingebildeten Doctor Rubens an. Längere Zeit hatte dies strafbare Einverständniß gedauert, da wurde es entdeckt, und Jan Rubens 1571 auf einer seiner Reisen, die er zur Fürstin machte, gefangen genommen und auf die Festung Dillenburg in Haft gebracht. Schwach und wankelmüthig erscheint uns der Charakter des Mannes; ließ er sich doch durch elende Todesfurcht verleiten, in der Untersuchung die ganze Schuld auf die Fürstin abzuwälzen, die ihm aufmunternd entgegengekommen sei. Diese schmachvolle Haltung war indeß vergeblich: der Spruch der Richter lautete auf Tod durch den Strang.

Man kann sich die Qualen der unglücklichen Frau Marie Rubens denken, die mit ihren vier Kindern in Köln wochenlang auf die Rückkehr und selbst auf Nachrichten von ihrem Gemahl harrete. Schon mochte sie ihn für verschollen und verloren glauben, als die Schreckensbotschaft von seiner Schuld, Gefangennahme und Verurtheilung mit einem Schlage sie traf. Unverzüglich machte die hochherzige Frau sich auf, den Vater ihrer Kinder zu retten. Mündlich und schriftlich bestürmte sie den beleidigten Fürsten und die Seinigen so lange mit ihren ergreifenden Bitten, bis es ihr gelang, den Gefangenen vom Tode zu befreien, ja endlich den Damm des Kerkers zu sprengen. Den edlen Sinn der hochherzigen Frau lernen wir aus ihren veröffentlichten Briefen kennen. „Dein unwürdiger Gatte“, so hatte in richtiger Selbsterkenntniß ihr Gemahl sich in einem seiner Briefe unterzeichnet. Mit engelgleicher Sanftmuth beschwört sie ihn, an das Vergangene nicht mehr zu denken, denn das sei Alles vergessen!

Mit dem geretteten Mann und den Kindern zieht nun 1573 Marie Rubens nach dem kleinen, damals nassauischen Städtchen Siegen, welches ihnen als Aufenthaltsort angewiesen war. Wie öde mögen in dem weltentlegenen Orte die Tage, Monden und Jahre dem an große Lebens-

verhältnisse gewöhnten Manne dahingeschlichen sein. Es war auch eine Art von Gefängniß, nur versüßt durch die Liebe der edlen Frau und durch den Kreis herziger Kinder. Am 29. Juni 1577 ward Peter Paul als sechstes Kind seiner Eltern geboren, und so fügte sich's durch die schicksalvollen Verhältnisse seines Vaters, daß einer der größten Künstler aller Zeiten fern von allen künstlerischen Anregungen in dem weltabgeschiedenen Thale des Siegerlandes zur Welt kam. Im folgenden Jahre wird endlich der Familie erlaubt, nach Köln zurückzukehren, und sie lassen sich in dem Hause der Sternengasse nieder, welches jetzt fälschlich durch eine Marmortafel als Geburtshaus von Peter Paul Rubens bezeichnet wird. Der Vater gibt bald ein neues Zeugniß von seinem schwankenden Charakter, indem er in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrt. Er stirbt 1587 und wird in der Peterskirche begraben, welche später durch das gewaltige Altarblatt seines Sohnes berühmt werden sollte. Im folgenden Jahre 1588 kehrt Marie Rubens mit ihren Kindern nach Antwerpen heim und erlangt sogar durch unablässige Bemühungen, daß das confiscirte Vermögen ihr zurückgegeben wird.

Elf Jahre war also Peter Paul alt, als er seiner Heimath zurückgegeben ward. Köln verdankte er die Grundlagen seiner Erziehung, und die Schule der Jesuiten wird es gewesen sein, auf der er die ersten Unterweisungen empfing. In Antwerpen setzte er seine wissenschaftliche Ausbildung bei den Vätern der Gesellschaft Jesu fort, die durch streng methodische Ordnung des Unterrichts als Lehrer der Jugend sich empfahlen. Hier gewann der junge Rubens, den die Mutter zu einer gelehrten Laufbahn bestimmt hatte, jene umfassende Bildung, welche ihm später einen so hohen Rang in der Gesellschaft anwies. Um ihn sodann in den Lebensformen der höheren Stände heimisch zu machen, wußte die sorgsame Mutter, nach abgeschlossener Studienzeit, ihm eine Stelle als Page in dem Hause der Gräfin Lalain, einer der vornehmsten, reichsten und gebildetsten Damen des Landes, zu verschaffen. Ohne Frage eignete sich hier der junge Rubens die feinen Umgangsformen an, welche ihm später im Verkehr mit den höchsten Gesellschaftsklassen, mit den fürstlichen Persönlichkeiten aller Länder, Italiens und Spaniens, Frankreichs, Englands und der Niederlande so sehr zu statten kamen.

Alein das vornehme Leben vermochte den Genius in ihm nicht zu fesseln. Die ihm eingeborene künstlerische Anlage regte sich und ein leidenschaftliches Verlangen zog ihn immer mächtiger zur Malerei. Ungern gab die Mutter den Gedanken auf, ihn in der Robe des Rechtsgelehrten zu sehen; endlich aber mußte sie dem Begehren des Lieblings willfahren, und so kam er zu einem geschickten Landschaftsmaler Tobias Verhaecht in die Lehre. Noch war die Landschaftsmalerei jener Zeit in einer bunten, stimmunglosen Anhäufung massenhafter Einzelheiten befangen. Mit den überreich gegliederten Vordergründen, den Baum-

gruppen, mannigfach abgestuften Gebirgszügen, den belebten Mittelgründen verband sich eine wechselvolle figürliche Staffage. Die Landschaft hatte sich vom Gesichtsbilde noch nicht zu befreien vermocht. In Italien zu meist war dieser Typus ausgebildet und besonders durch Roland Savery und David Vindebooms, Johann Brueghel („Sammt- oder Blumenbrueghel“) und Jodocus de Momper allgemein verbreitet worden. Auch Tobias Verhaecht hatte sich in Italien umgesehen, und durch eine Darstellung des damals beliebten Themas vom Thurmbau zu Babel Bewunderung geerntet. Bilder dieser Art mit einem unermesslichen Gewimmel von Figuren sieht man noch vielfach in unseren Museen, unter Anderem ein überaus charakteristisches Gemälde in der Berliner Galerie. Nicht minder beliebt waren Gegenstände wie die vier Jahreszeiten, die vier Elemente, die vier Tageszeiten, welche auch Verhaecht gemalt hat. Der junge Rubens konnte jedenfalls bei seinem ersten Meister die soliden technischen Grundlagen und eine gewisse Gewandtheit in Darstellung landschaftlicher Gründe mit menschlicher und thierischer Staffage sich zu eigen machen. Bald jedoch ging er in die Werkstatt des Adam van Noort über, bei welchem er vier Jahre blieb. Dies war ein etwas derber, aber handfertiger Künstler, der das Technische der Malerei, und namentlich die Farbengebung tüchtig verstand. Er muß als Lehrer einen besonderen Ruf gehabt haben, denn unter vielen Anderen waren Jacob Jordaens und Hendrick van Balen seine Schüler. Zusagender mochte es indeß dem fein gebildeten jungen Rubens sein, als er endlich in die Werkstatt des Otto van Beem (Venius) eintrat, der damals einer der berühmtesten Künstler der Niederlande war und in hohem Ansehen bei den Beherrschern des Landes stand.

Es ist in aller Entwicklung naturgemäß, daß die Vorläufer von den großen siegreichen Nachfolgern verbunkelt werden. Um aber die Stellung des Octavius van Beem richtig aufzufassen, bedarf es eines kurzen Rückblicks über die Geschichte der flandrischen Malerei. Wundergleich erhebt sich im Anfang des 15. Jahrhunderts in den Brüdern van Eyck die Malerei der Niederlande zu einer Blüthe, deren Voraussetzungen, deren erste Keime sich jeder Nachforschung entziehen. Tiefes Studium der Natur, zwingende Macht des Realismus, nie geahnte Leuchtkraft und Harmonie der Farben, für welche die Erfindung oder vielmehr die Vervollkommenung der Oelmalerei entscheidend war, geben den Werken jener Meister eine siegreiche Gewalt, welche selbst Italien zur Nachahmung zwang. Wie ein neuer Lenz in voller Blüthenpracht gemahnen uns noch jetzt ihre Werke, deren Leuchtkraft selbst vier Jahrhunderte nicht zu trüben vermochten. In Hubert van Eyck verbindet sich mit dem neuen Realismus der Form die mystische Tiefe mittelalterlicher Anschauung. Wie ein Epos, wie eine divina Commedia gemahnt uns sein Genter Altar mit der Anbetung des Lammes (S. Bavo zu Gent und Museum zu Berlin).

Durch ein ganzes Jahrhundert, von 1420 etwa bis 1520, dauert in unverminderter Kraft durch mehrere Generationen die Blüthe dieser ächt nationalen Kunst. Huberts jüngerer Bruder Jan van Eyck mit seinen idyllischen Madonnenbildern, Rogier van der Weyden mit seinen leidenschaftlich bewegten dramatischen Scenen der Passion, Hans Memling, der liebenswürdige Lyriker der Schule, und endlich Quentin Massys, in welchem sich die Energie Rogiers und die Zartheit Memlings zu vermählen scheinen, bezeichnen die einzelnen Stadien im Entwicklungsgang dieser Schule; Allen aber gemeinsam ist nicht bloß die Schönheit einer harmonischen Farbengebung, sondern auch, was sie mit den übrigen Meistern des Nordens, besonders unserem größten, Albrecht Dürer, theilen, die ungeschminkte treue und scharfe Auffassung des wirklichen Lebens, dessen Gestalten sie oft mit der ganzen ungemilderten Herbigkeit des Realismus wiedergeben. Für sie gibt es keine geläuterte ideale Form, keinen Schönheitscanon; indem sie die heiligen Geschichten in den Charakteren und den Culturformen ihrer Zeit darstellen, streifen sie ihnen das Göttliche, Ueberirdische ab, setzen dafür aber das Menschliche in sein volles Recht ein. So wirken sie ähnlich erschütternd auf ihre Zeit, wie die vor allem Volke aufgeführten Passionsspiele.

Inzwischen hatte in Italien der moderne Realismus eine andere Entwicklung genommen. Begünstigt von einem milderen Himmel, unter den Anschauungen eines schöneren Menschenbildes, einer feineren Sitte und höher entwickelten Cultur, vor Allem aber unter dem läuternden Einfluß des klassischen Alterthums und seiner reinsten Schöpfungen, hatte sich die Malerei dort zu klassischer Vollendung emporgeschwungen. War im Norden das germanische Ideal die unerschöpflich reiche Welt des Individuellen und Charakteristischen, so strebte Italien nach dem Reiz vollkommener Schönheit. In den Schöpfungen seiner größten Meister strahlt uns eine ideal geläuterte Form, durchhaucht von der Schönheit griechischer Meisterwerke, entgegen.

In der Entwicklung der Menschheit beobachten wir einen steten Wechsel im Hinüber- und Herüberfluthen beherrschender Strömungen. Hatte die flandrische Malerei im 15. Jahrhundert auf Italien eine Zeitlang bestimmend eingewirkt, bis dort der eigene Genius, befruchtet durch die fremden Einflüsse, sich wieder emporrang, so vollzog sich im 16. Jahrhundert ein Widerspiel dieser Bewegung. So siegreich strahlten die Gestirne eines Rafael und Michelangelo bis in die nordischen Nebel hinein, daß auch die Künstler Flanderns, von der Sehnsucht nach südlicher Schönheit ergriffen, nach Italien wanderten, um dort bald den Einflüssen der fremden Kunst zu erliegen. In der Schule Rafael's, in der Nachahmung Michelangelos verloren sie schnell ihre heimische Kunstweise und tauschten dafür eine ihnen fremdartige Form ein, die gar bald zu einer äußerlichen, leblosen Manier erstarrte.kehrten sie heim, diese Mäbuse, Bernardin

van Orley, Gogcie, Schoreel und wie sie alle heißen, so glaubten sie in der mehr plastischen als malerischen Behandlung, in den klassischen Gewandwürfen, vor Allem in den mythologischen und antiken Stoffen und der durch sie bedingten freieren Aufnahme nackter Figuren das Heil der Kunst erworben zu haben, und ihre Zeitgenossen rühmten, daß sie aus Italien die richtige Art zu componiren und die Darstellung von nackten Figuren heimgebracht hätten. Daß sie dabei die ganze nationale Kraft ihrer eigenen Schule, vor Allem die Harmonie der Farbe eingeübt hatten, erkannte damals Niemand. So stark war der Strom der humanistischen Bildung, so überwältigend der Siegesgang der Renaissancecultur, daß ein halbes Jahrhundert lang diese Richtung ungehemmt sich verbreiten konnte. Namentlich in Meistern wie Lambert Lombard (Sutermans) und Franz Floris, den seine Zeit den niederländischen Rafael nannte, fand diese Kunstweise weitere Ausbildung.

Gewiß gehören die Werke dieser Meister nicht zum Erquicklichsten in unseren Galerien. Die Kühle einer mehr verstandesmäßig berechnenden als phantasievollen Auffassung, die Neußerlichkeit in der Nachbildung einer fremden, entlehnten Form, dazu die harte Buntheit der Färbung lassen diese Werke unerfreulich erscheinen. Dennoch sollte eine objective Geschichtsschreibung endlich aufhören, über jene Epoche ohne Weiteres den Stab zu brechen und sie als ein Unglück, als eine allgemeine Landescalamität zu behandeln. In der That hatte die Eyck'sche Schule durch drei Generationen ihre Aufgabe erschöpft, und es war auf dem Boden jenes etwas engen Realismus eine Weiterentwicklung nicht mehr möglich. Der Norden konnte sich des Einflusses der italienischen Renaissancebildung nicht auf die Dauer entschlagen. Die großen geistigen Güter der Menschheit werden durch die wetteifernde Arbeit Aller gewonnen. Bald fällt die Führung dem einen, bald dem anderen Volke zu. Was jedes erarbeitet hat, ist nicht bestimmt, sein ausschließlicher Besitz zu bleiben, sondern Gemeingut der Menschheit zu werden. Wenn dadurch auf einem Punkte ein scheinbarer Rückschritt eintritt, so wird derselbe auf anderen Punkten im großen Strom der Entwicklung aufgewogen. So war es auch mit der flandrischen Malerei. Wenn sie ein halbes Jahrhundert lang daran arbeitete, die italienische Renaissancekunst bei sich einzubürgern, wenn eine Reihe von Talenten zweiten und dritten Ranges providentiell dazu bestimmt schienen, sich in diesem Proceß abzuopfern und aufzuopfern, so sollte zur rechten Zeit der Genius erstehen, der den alten heimischen Realismus mit gewaltiger Hand neu belebte, indem er ihn in das Läuterungsfeuer der gewaltigen italienischen Kunst brachte, er allein Mannes genug, auch in der Berührung mit den Zaubern der südlichen Kunst seine starke Manneskraft, seine nationale Gesinnung, sein derb flandrisches Empfinden sich unverfehrt zu erhalten. Das war die Mission von Peter Paul Rubens.

Aber so ganz ohne Vorgänger, wie man gewöhnlich es darstellt, war

doch auch dieser große Meister nicht. Prüfen wir aufmerksam die Bilder seines Lehrers Otto Venius, so treffen wir manche Reime, aus denen sich die große Kunst eines Rubens wol entwickeln konnte. Zwar beherrscht auch ihn noch die italienische Anschauung, aber nicht mehr so ausschließlich, wie bei den ihm vorausgegangenen Künstlern. In den vier großen Bildern, welche das Museum von Antwerpen von ihm besitzt, findet man nicht bloß lebendige Composition, gediegene Zeichnung und Durchführung, sondern auch ein harmonisches Colorit, welches dafür Zeugniß ablegt, daß der Künstler bei seinem fünfjährigen Aufenthalt in Italien sich mehr der venetianischen als der römischen Schule angeschlossen hat. Er ist im Besiz eines Hellbunkels, welches seinen kräftig behandelten Gemälden harmonischen Reiz verleiht. Hierin sowie in manchen Formen und Motiven sind Züge enthalten, welche, freilich zu höchster Meisterschaft entwickelt, bei Rubens wiederkehren. Man darf vielleicht sagen, daß Otto van Been sich zu seinem berühmten Schüler verhalte wie die Vorläufer Shakespeares, die Marlow, Silly, Greene u. A. zu ihrem großen, Alle verdunkelnden Nachfolger.

Die Zeiten waren damals besonders günstig für die Entwicklung der Kunst in Belgien. Nach Philipps II. Tode waren unter seinem Neffen Erzherzog Albrecht und seiner Gemahlin Isabella (seit 1596, demselben Jahre, in welchem Rubens zu Otto Venius kam) für die spanischen Niederlande bessere Tage angebrochen. Wenn auch die religiöse Unbulsamkeit die gleiche blieb, so bethätigte das Fürstenpaar doch ein wohlthätiges Streben, das Land materiell zu heben, Handel und Verkehr zu fördern und die schweren Schläge, welche der Wohlstand desselben in den unruhigen Zeiten erlitten hatte, zu heilen. Wenn auch der Krieg mit den nach Unabhängigkeit strebenden nördlichen Provinzen noch fortbauerte, so erfreute sich das Land im Innern doch des Friedens. Freilich war die Bigotterie des Erzherzogs und seiner Gemahlin im Sinne jener Zeit, die unter der starken Strömung der Gegenreformation stand, sehr groß. Brüssel besaß schon zwanzig Klöster; sie fügten zwölf neue hinzu. Die Jesuiten, welche ihre Machtstellung in der Kirche mit allen Mitteln auszudehnen und zu befestigen wußten, brachten es in Belgien auf nicht weniger als dreißig Professhäuser und dreihundert Collegien. Aber der Blüthe der Kunst war diese starke religiöse Bewegung nicht ungünstig. Zahlreiche Kirchen und Klöster in dem pomphaften Barockstil jener Tage wurden errichtet und mit allem Glanz eines siegesgewissen Cultus ausgestattet. Die üppige Decoration jenes Stiles, der Glanz der großen Altarbilder mit ihrem leidenschaftlich dramatischen Ausdruck, die heftige Bewegtheit, welche selbst auf die Werke der Plastik ihr Pathos überträgt, sind recht eigentlich als Jesuitenstil zu bezeichnen. Auch Otto Venius wurde als Hofmaler des Erzherzogs für geistliche und weltliche Werke vielfach beschäftigt. Es war ein Mann nicht bloß von gediegener künstlerischer Aus-

bildung, sondern auch von humaner Art und feinen gesellschaftlichen Formen, in dessen Umgang der junge Rubens sich wohl fühlen mußte. Als er drei Jahre in der Werkstatt seines Lehrers gearbeitet hatte, durfte er 1598, einundzwanzigjährig, als selbständiger Meister in die St. Lucasgilde eintreten. Was Rubens damals schon vermochte, zeigt das Bild der Dreieinigkeit, welches aus der Karmeliterkirche in das Museum zu Antwerpen gekommen ist, ein kühnes Bravourstück von jeder Ausführung in derben Formen.

Seine Lehrjahre waren zu Ende; die Wanderjahre begannen, als er am 9. Mai des Jahres 1600 die Reise nach Italien antrat. Otto Venius hatte ihn vorher noch als seinen vielversprechenden Schüler dem Erzherzog Albrecht und seiner Gemahlin vorgestellt, die fortan ein warmes Interesse an ihm nahmen. Sein Weg führte ihn zuerst nach Venedig, dessen große Meister er mit Hingebung studirte. Mehr noch als Tizian fesselte ihn der farbenprächtige Paul Veronese, dessen heitere Weltlust ihm innerlich sympathisch war. Aber auch die vornehme Einfachheit Tizians, die in dessen Bildnissen am schlagendsten hervortritt, wußte er zu würdigen. Wie er den Meister studirt hat, erkennen wir jetzt noch aus manchen Copien nach dessen Bildern, so namentlich aus der schönen Dame mit dem Fächer in der Dresdner Galerie (Belvedere, Wien). Aber so selbständig war damals schon sein Kunstnaturell ausgebildet, daß man nicht von einer sklavischen Copie, sondern von einer freien Uebertragung in den Rubens'schen Stil sprechen muß. Noch auffallender tritt diese Selbständigkeit bei der Nachbildung eines Theils vom Triumphzuge Cäsars nach Mantegna hervor (Nationalgalerie, London). Der herbe plastische Stil des alten paduanischen Meisters ist hier auf's Geistvollste in's Malerische umgesetzt.

In Venedig, wie es scheint, lernte er den Herzog Vincenzo Gonzaga von Mantua kennen. Unverbürgt freilich ist die Anekdote, daß der Herzog ihn einst beim Malen überrascht habe, Verse aus Virgils Aeneis recitirend. Als er ihn darauf lateinisch angeredet, habe er zu seinem Erstaunen vom Maler in derselben Sprache fließende Entgegnung erhalten. In der That aber war Rubens nicht bloß im Lateinischen völlig bewandert, sondern er verstand außer seiner flandrischen Muttersprache das Deutsche, Französische, Englische, Spanische und Italienische. Ueberhaupt war er ein Mann von seltenem Umfang wissenschaftlicher Bildung, ja von klassischer Gelehrsamkeit, von bezauberndem Reiz der Unterhaltung und einer persönlichen Anmuth im Auftreten und im Verkehr, daß er beim ersten Eindruck für sich einnahm und bei näherer Bekanntschaft fesselte. Wahrscheinlich war es eine Einladung des Herzogs, die ihn noch in demselben Jahre an den kunstliebenden Hof von Mantua führte. Der Herzog liebte nicht bloß weltlichen Glanz, sondern war ein Freund der Poesie, der Wissenschaften und Künste; mit Galilei stand er im Briefwechsel, den unglücklichen Tasso hatte er aus dem Gefängniß befreit. Rubens zog er noch im Laufe des:

selben Jahres in seine Dienste, doch scheint er ihn mehr zu Copien als zu selbständigen Arbeiten verwendet zu haben. Die damals an Meisterwerken überreiche Galerie zu Mantua bot dem jungen flandrischen Maler reiche Gelegenheit zu Studien. Wie ihn Mantegna's Arbeiten zur Nachbildung reizten, haben wir schon gesehen. Innerlich zusagender waren ihm aber jedenfalls die gewaltigen Fresken Giulio Romanos, besonders die im GigantenSaal des Palazzo del Te, wo etwas von dem zügellosen Uebermuthe schäumt, der auch in Rubens Natur lag.

Im Sommer des folgenden Jahres begab sich Rubens mit Empfehlungen des Herzogs an den Cardinal Montalto nach Rom. Hier tritt nun der Gegensatz des jungen 24jährigen Meisters zu seinen Vorgängern schlagend hervor. Hatten jene ihre Eigenart rasch in der Berührung mit der römischen Kunst eingeübt, so sehen wir Rubens als gefestigten, in sich abgeschlossenen Charakter den fremdartigsten Einflüssen gegenüber sich behaupten. Damals gerade war das künstlerische Leben Roms in heftiger Gährung. Neben die abgelebte Kunst der Manieristen stellte sich in den Eklektikern das Streben nach einer Läuterung des Stils, während die Naturalisten, Caravaggio an der Spitze, durch derbe Auffassung der Wirklichkeit neue Wege einschlugen. Rubens eigene Natur neigte sich am meisten den letzteren zu, ohne jedoch sich ihnen unbedingt anzuschließen. Mit freiem Blick über den Parteien stehend, nahm er alles Förderliche in sich auf. Nicht bloß die großen Schöpfungen Rafaels und des ihm vielfach verwandten Michelangelo verarbeitete er in sich, sondern auch den Meisterwerken der Antike mußte sein klassisch gebildeter Geist gerecht zu werden. Wir besitzen werthvolle Aeußerungen von ihm über die Bedeutung der antiken Kunst und über den Werth ihres Studiums für den Maler. Später wußte er selbst eine Anzahl antiker Sculpturen in seinen Besitz zu bringen, wie er denn auch treffliche geschnittene Steine sammelte und selbst eine Publication antiker Denkmäler beabsichtigte.

Mitten unter diesen Studien traf ihn ein Auftrag Erzherzog Albrechts, dessen Interesse für den jungen Meister auch in der Ferne nicht erkaltet war. Es galt einen Flügelaltar für Sta. Croce in Jerusalem zu Rom: die heilige Helena, das Kreuz umarmend, die Dornenkrönung und die Kreuzigung Christi. Die Bilder sind später nach Petersburg verkauft worden; von ihrer Beschaffenheit wissen wir nichts, aber die rasche Sicherheit, die schon damals Rubens erlangt hatte, wird uns durch die Nachricht verbürgt, daß er das Hauptbild in vierzehn Tagen vollendet habe. Im Frühjahr 1602 kehrte er nach Mantua zurück, und im folgenden Jahre sandte der Herzog ihn mit Geschenken an den königlichen Hof nach Spanien. Sicher war es mehr die weltmännische Bildung und Gewandtheit als die künstlerische Bedeutung, welche ihm diesen Auftrag verschaffte, denn wie man den Herzog auch entschuldigen mag, soviel steht fest, daß er die künstlerische Größe des jungen flandrischen Meisters nicht zu erkennen

vermochte; verwandte er ihn doch vorzugsweise für Copien, während ein Pourbus der bevorzugte Portraitmaler des Hofes war. Wie man früher es liebte, Rubens schon in seiner italienischen Zeit im Glanze des weltberühmten Meisters zu schildern, so wurde auch die spanische Reise wie ein wahrer Triumphzug für ihn dargestellt. Nichts weniger als dieses, war sie vielmehr eine Kette von widerwärtigen Ereignissen, sowol zu Wasser wie zu Lande. Als der Abgesandte nach vielen Fährlichkeiten in Alicante gelandet war und mit seinen Geschenken, den Karossen, Pferden und Bildern nach mühevoller Reise unter unaufhörlichen Regengüssen den Hof in Valladolid erreichte, waren die Gemälde, meistens Copien untergeordneter Art, so beschädigt, daß Rubens sie herzustellen und zu übermalen gezwungen war. Wol wurde es ihm gestattet, den allmächtigen Herzog von Lerma zu Pferde zu malen und im Auftrage seines Herrn einige weibliche Schönheiten zu portraituren, aber von einer besonders auszeichnenden Behandlung am spanischen Hofe erfahren wir nichts. Mit Recht beschwerte er sich darüber, nicht einmal dem Könige vorgestellt worden zu sein. Als Rubens 1604 nach Mantua zurückgekehrt war, erhielt er endlich vom Herzog den Auftrag zu einem Flügelaltar für die Kirche der Jesuiten, der indeß bis auf einen geringen Rest untergegangen ist. Gegen Ausgang des Jahres 1605 durfte er abermals nach Rom gehen, wo er im Auftrage des Cardinals Borghese ein Altarbild für Sta. Maria in Ballicella malte. Als dann Gonzaga einen Ausflug nach Genua machte, hatte er sich dorthin zu seinem Herrn zu verfügen. Während dieser mit glänzenden Festlichkeiten gefeiert wurde, fesselten Rubens die großartigen Anlagen der genuesischen Paläste. Die malerische Schönheit derselben, die prächtigen Durchblide ihrer Vestibüle und grandiosen Treppenhallen reizten ihn zu Aufnahmen, welche er später in einem Kupferstichwerk veröffentlichte. Denn in der Vielseitigkeit seiner Anlagen fehlte auch die Begabung des Architekten nicht, die er nachmals beim Bau der Jesuitenkirche in Antwerpen glänzend bethätigen sollte. In einer Zeit, wo die Architektur im höchsten Grade malerisch geworden war, lag es näher als je, daß ein großer Maler auch ein bedeutender Architekt sein konnte.

Von Rom aus hatte Rubens sich auch nach Florenz begeben, wo er für den Großherzog mehrere mythologische Bilder malte, von welchen die drei Grazien sich noch in der Galerie der Uffizien befinden. Ebenso besuchte er Bologna, dessen Schule damals durch die Carracci einen bedeutenden Aufschwung nahm. Wie offen er den verschiedensten Eindrücken sich hingab, welche Vielseitigkeit und Beweglichkeit in der Anschauung und Würdigung der Kunstwerke ihm eigen war, erkennt man weiterhin daraus, daß er in Mailand dem Abendmahl Leonardos eingehende Studien widmete und eine Zeichnung davon entwarf, welche Soutman später im Stich vervielfältigte. In Genua malte er mehrere Portraits und für die

Kirche der Jesuiten ein großes Bild des heiligen Ignatius als Wunderthäter, welches er aber erst später in Antwerpen vollendete. Zum dritten Mal ging er sodann 1608 zu Anfang des Jahres nach Rom, um an das Altarbild für die Ballicella die letzte Hand zu legen. Bei der Aufstellung des Bildes zeigte sich das Licht so ungünstig, daß Rubens sich veranlaßt sah, es auf Stein zu copiren. Das Original bot er dem Herzog an, der es indeß ablehnte, den Künstler dagegen beauftragte, ein Bild von dem Manieristen Pomeranzio um jeden Preis zu kaufen. Schon vorher hatte Erzherzog Albrecht brieflich um Urlaub für Rubens nachgesucht, damit derselbe heimkehren und seine Angelegenheiten regeln könne. Aber obwol Gonzaga den vollen Werth des genialen Künstlers schwerlich erkannte, wollte er ihn doch nicht ziehen lassen, weil er fürchten mochte, ihn für immer entbehren zu müssen. Für die Bescheidenheit und den edlen Sinn des Künstlers aber spricht es, daß er seinem Herrn ergeben war, in der keineswegs glänzenden Stellung acht Jahre lang ausharrte und auch später mit Dankbarkeit seines Verhältnisses zu Gonzaga gedachte. Wol mochte etwas von dem hochherzigen Duldergeist seiner Mutter auf ihn übergegangen sein, der ihn bewog, ruhig auszuharren, wenn auch sein Genius ihm sagen mußte, daß er zu Höherem berufen sei. Da traf ihn am 26. October die Nachricht von der schweren Erkrankung der geliebten Mutter. Ohne den auf Reisen abwesenden Herzog um Urlaub zu bitten, brach er sofort auf und setzte zu Pferde unaufhaltsam die Reise nach der Heimath fort. Aber als er in Antwerpen eintraf, fand er die Mutter nicht mehr am Leben. In tiefer Erschütterung zog er sich in das Kloster St. Michel zurück, um sie in der Einsamkeit zu betrauern.

Es war ein entscheidender Wendepunkt im Leben des Meisters. Acht Jahre der Wanderschaft lagen hinter ihm; er hatte die Welt nach allen Seiten kennen gelernt, fremde Länder und Völker studirt, alles Herrliche, was Italien und Spanien bot, sich angeeignet, rastlos an der Vertiefung und Bereicherung seines Wesens gearbeitet. Was die Vorzeit und die Mitwelt an Schöpfungen bot, hatte er in sich aufgenommen und in das eigene Fleisch und Blut übergehen lassen. Befruchtet mit dem Geist der Antike, belebt durch den Kampf der großen Schulen, welche sich damals um die Herrschaft der Malerei stritten, war er in all diesen fremden Einflüssen doch er selbst geblieben; seine starke Individualität und der tiefe, ächt nationale Zug seines Wesens waren unberührt aus der bestridenden Macht des Südens hervorgegangen. Aber so stark war der Reiz, welchen Italien durch Natur und Kunst auch auf seine empfängliche Seele ausübte, daß er, nachdem der erste Schmerz um den Verlust der Mutter sich gemildert hatte, nach dem Süden zurückzukehren beschloß. Da trat Erzherzog Albrecht mit seiner Gemahlin für die Heimath ein, fest entschlossen, ihn für immer an das Vaterland zu fesseln. In ehrenvollster Weise bei Hofe aufgenommen, konnte Rubens dem Andringen

nicht widerstehen, als Hofmaler gegen ein Jahrgehalt von 500 Gulden in die erzherzoglichen Dienste zu treten. Am 23. September 1609 wurde die Anstellung ausgefertigt; eine goldene Kette mit den Bildnissen Albrechts und Isabellas war ein weiteres Zeugniß der fürstlichen Gunst. Rubens aber, der in Italien auch die Schattenseiten solcher Hofstellungen kennen gelernt hatte, nahm diese Bestallung nur mit der Bedingung an, daß es ihm vergönnt sei anstatt am Hofe zu Brüssel in Antwerpen, als dem Mittelpunkt der flandrischen Kunst, zu leben. Hierin schon zeigt sich der klare Verstand, welcher Rubens in allen Lebensverhältnissen auszeichnete und der Phantasie, die in ihrer Einseitigkeit den Künstler so oft in Conflict mit der Wirklichkeit bringt, ein schönes Gleichgewicht hielt. Unverzüglich schritt er dazu, in seiner Vaterstadt sich eine Häuslichkeit zu gründen. Am 13. October 1609 vermählte er sich mit Isabella Brandt, der Tochter des Stadtsecretairs Jan Brandt. Zuerst wohnte er im Hause seines Schwiegervaters; dann aber (1611) kaufte er sich ein Haus, das er mit einem Aufwand von 60,000 Gulden umbaute und selbst mit Freskobildern schmückte. Es stand in Verbindung mit einem ausgedehnten Garten, in welchem er einen Rundbau nach Art des Pantheon aufführen ließ, der ein centrales Oberlicht hatte. Dies ward das Museum für die Kunstwerke, antike Statuen, Büsten und Reliefs, kostbare Gefäße, geschnittene Steine, Medaillen und Gemälde, welche er in Italien zu sammeln angefangen hatte und sein Leben lang mit erfolgreichem Sammeleifer vermehrte. In der geräumigen Werkstatt, die er hinzufügte, drängte sich's bald von einer Schaar lernbegieriger Schüler. Denn vielleicht nie hat ein Meister einen mächtigeren Einfluß zugleich als Lehrer geübt. Schon im Jahre 1611 konnte Rubens selbst berichten, daß er des übergroßen Andrangs wegen mehr als hundert Schüler habe abweisen müssen.

In rastloser Thätigkeit begann nun für den Meister die Epoche edelster und freiester Schöpferkraft. Noch tritt in seinen Werken der später sich immer breiter hervordrängende Antheil seiner Gehülfen und Schüler nicht zu Tage. In der Auffassung wird sein derbes flandrisches Naturell, das später ihn oft bis in's Unschöne forttriß, noch gezügelt von den Einflüssen edler italienischer Kunst, die über den Schöpfungen dieser Epoche wie ein verklärender Hauch schweben. Neben der edlen maßvollen Haltung athmen aber diese Meisterwerke eine Größe des Stils, eine Freiheit und Kühnheit der Behandlung, neben welcher alles Frühere klein und besangen erscheinen mußte. Seine Kunst erhob sich riesengroß vor den Augen der staunenden Zeitgenossen, wie einst bei den Griechen durch Phidias der große freie Stil in die Plastik eingeführt worden war. Ein kraftvoller Naturfönn, eine ächt nationale auf gesundem Realismus beruhende Auffassung verband sich mit einer Größe der Formenbehandlung, welche er aus der italienischen Kunst und der Antike geschöpft hatte. Dazu kam eine leuchtende Klarheit und Schönheit des

Colorits, die zunächst auf Studien der Venetianer, vor Allem aber auf seiner eigenen Naturschauung beruhte. Die thauige Frische seiner Carnation, jene blühenden Frauengestalten mit dem zarten Teint und den derben Formen, dem üppigen blonden Haar und den blauen oder braunen Augen zeugen von der ächt germanischen Art des flandrischen Stammes. In der Farbenbehandlung brachte Rubens es zu einer geistreichen Kühnheit und Freiheit, die selbst bei den Venetianern unerhört war. Zuerst verschmelzt und vertreibt er die einzelnen Farbentöne noch in weichen Uebergängen; bald aber setzt er die einzelnen Farben mit vollem Pinsel unvermittelt auf die Leinwand und verbindet sie nur durch leichte Lasuren. Bewundernswürdig ist die geistreiche Lebendigkeit und Raschheit, mit welcher er oft *alla prima* seine Werke anlegt und sie dann durch Lasuren vollendet. Vor der lebensprühenden Frische solcher Bilder begreift man den staunenden Ausruf Guido Renis: „Mischt dieser Maler Blut unter seine Farben?“ Im Laufe der Zeit bricht sich eine derbere Richtung bei ihm Bahn, die nicht selten zu unschönen Formen, besonders zu übermäßig üppigen Frauengestalten und übertriebenem Ausdruck sich verirrt. Das sind Ausflüsse des ungezügelter Kraftgeistes jener Barockzeit, die wir eben so wenig wie die Auswüchse des ihm so vielfach verwandten Shakespeare mit dem schwächlichen Maßstab unjerer zahmeren Cultur messen dürfen.

Selten ist eine geradezu unerschöpfliche Phantasie durch einen unermüdlieheren Fleiß unterstützt worden. Sein Tagwerk war von größter Regelmäßigkeit. Sehr früh, im Sommer schon um vier, erhob er sich vom Lager, wohnte als frommer Katholik der ersten Messe bei und ging dann an die Arbeit. Während derselben ließ er sich gern aus dem Plutarch, Seneca oder anderen Klassikern vorlesen, weil es seinem hochgebildeten Geist Bedürfnis war, in steter Berührung mit dem Alterthum zu bleiben. Dazwischen empfing er Besuche, oder prüfte die Arbeiten seiner zahlreichen Gehülfen und Schüler, denen er im Laufe der Zeit, da die Aufträge sich in's Ungeheure steigerten, einen immer größeren Antheil an der Ausführung zuwies. Eine Stunde vor dem Mittagessen ruhte er aus, indem er einen Spaziergang durch seinen Garten machte oder seine Kunstwerke betrachtete und die aus der ganzen Welt an ihn einlaufenden Briefe durchging. Seine Mahlzeiten waren überaus einfach; er liebte weder Delicateffen noch Wein und Spiel. Nach kurzem mäßigen Genuß der Tafel begab er sich wieder an die Arbeit, und gegen Abend machte er zur Erholung einen Spazierritt auf einem der edlen Andalusier, die er stets im Stalle hielt. Abends versammelte sich in der Regel bei ihm ein Kreis hochstehender Gelehrter, Staatsmänner und Künstler, die in der Vielseitigkeit seines Wesens reiche Anregung fanden.

Eins der ersten Bilder, die er bald nach seiner Rückkehr malte, war der berühmte Flügelaltar, welchen er im Auftrage Erzherzog Albrechts

für die Brüderschaft des heiligen Idefonso ausführte. Auf dem Hauptbilde sieht man die Madonna thronend, wie sie dem heiligen Idefonso, von vier weiblichen Heiligen umgeben und von Engeln umschwebt, erscheint, um ihm ein prachtvolles Messgewand zu überreichen. In der feierlichen Anordnung erkennt man den Nachklang der großen italienischen Altarwerke. Das Ganze, in zarten Düst gehüllt, macht den Eindruck einer Vision. Auf den Flügelbildern knien Albrecht und Isabella, von ihren Schutzheiligen empfohlen. Die Bildnisse sind voll vornehmer Lebens, die Köpfe der Heiligengestalten tragen den entschiedenen flandrischen Typus. Diese herrlichen Bilder, jetzt im Belvedere zu Wien, machten mit Recht den größten Eindruck. Man ehrte den Künstler durch die Aufnahme in jene vornehme Brüderschaft, die er dankbar annahm, während er den ihm gebotenen Beutel mit Pistolen ablehnte. Um dieselbe Zeit (1610) führte er für die Kirche der heiligen Walburga die jetzt im Dom zu Antwerpen befindliche Aufrichtung des Kreuzes aus. In diesem gewaltigen Werke betritt Rubens zum ersten Mal das seinem innersten Wesen entsprechende Gebiet dramatischer Darstellung. Die Wucht der physischen Anstrengung, mit welcher das Kreuz sammt dem daran hängenden Erlöser aufgerichtet wird, erhält an der erschütternden Gruppe der ohnmächtigen Schmerzensmutter und der trauernden Frauen ihr volles Gegengewicht. Mit Werken dieser Art traf Rubens in's Herz seiner Zeit. Anderthalb Jahrhunderte früher hatte Rogier van der Weyden in ähnlicher Gesinnung durch ergreifende Szenen der Passion seine Zeitgenossen zum Mitgefühl hingerrissen. Das germanische Volksgemüth hat stets am liebsten sich an solchen Szenen des Leidens erbaut, und in der Musik sollte später Sebastian Bach die gleiche Mission erfüllen. Zu Rubens Zeit kam diesem Streben der leidenschaftliche Drang der Gegenreformation entgegen, und die Führer der kirchlichen Bewegung, die Jesuiten, wußten diese Richtung der Kunst, die den leidenschaftlichen Instincten der Menge diene, auf's Nachdrücklichste zu fördern. Rubens steht in dieser Richtung dem Caravaggio am nächsten, während dieselbe Zeitstimmung in der spanischen Malerei den Ausdruck visionärer Entzückung hervorruft.

Das Gegenstück zu diesem Bilde schuf der Meister im folgenden Jahre, als er von der Gilde der Armbrustschützen den Auftrag erhielt, für ihren Altar in der Kathedrale ein Bild zu malen. Sie wollten nach alter Sitte nur den heiligen Christophorus als ihren Schutzpatron; Rubens malte ihn auf die Außenseite der Flügel, wie er das Christkind trägt; auf den inneren Flügeln schilderte er in der Heimsuchung und der Darstellung im Tempel andere Momente, in denen das Christkind getragen wird. Das Mittelbild aber zeigt den leidenden Erlöser, ebenfalls von seinen Getreuen getragen, und zwar in der berühmten Kreuzabnahme. Auch hier hat der Künstler eins der größten dramatischen Meisterwerke geschaffen. Jede Gestalt und jede Bewegung bezieht sich auf den Mittel-

punkt des Ganzen, den vom vollen Licht übergossenen Leichnam Christi, der mit dem Bahrtuch auch coloristisch das Herz der Composition bildet. Die Darstellung physischer Anstrengung wird auch hier durch den Ausdruck mannigfach abgestuften Seelenausdrucks aufgewogen. Für das ganze großartige Werk erhielt der Meister 2500 Gulden und ein Paar Handschuh für seine Frau, welche auf 8 Gulden und 10 Sous zu stehen kamen.

Im folgenden Jahre malte er im Auftrage des Erzherzogs das große Bild der Anbetung der Könige, welches sich jetzt im Louvre befindet. Was für Paolo Veronese die biblischen Gastmähler, das war für Rubens dieser Gegenstand, den er nicht weniger als zehn Mal in großen Altarbildern immer neu variirt hat. Die Pracht und der Glanz orientalischer Fürsten mit ihrem Gefolge, der Gegensatz der unscheinbaren Familie mit ihrem stillen Glück, die freudige Aufregung einer schaulustig herandrängenden Menge war ein Thema, welches für den reichen Farbenglanz seiner Palette sich vorzüglich eignete. Wenn bei den Gastmälern des Venetianers nach der Sitte des Südens eine vornehme Gesellschaft in geistreichen Gesprächen einer glänzenden Tafelrunde geschildert wird, so ist es für den Meister des germanischen Nordens wieder bezeichnend, daß all der weltliche Glanz das stille Familienglück schlichter Bürgerleute zum Mittelpunkt hat, und daß ein neugeborenes Kindlein die Seele des Ganzen bildet. Die gemüthvolle Herzlichkeit, mit welcher Rubens dieses Thema immer wieder geschildert hat, ist bezeichnend für seinen Charakter. Nicht minder bezeichnend, daß er so gern sich und die Seinen uns in Bildern vorgeführt hat, welche denselben gemüthlichen Zug tragen. Aus dieser Zeit stammt das anziehende Bild in der Pinakothek zu München, auf welchem wir den Meister mit seiner Gemahlin in der traulichen Geißblattlaube seines Gartens sitzen sehen. Nicht minder werthvoll ist das in der Galerie Pitti zu Florenz unter der seltsamen Bezeichnung der vier Philosophen befindliche Bild, auf welchem der Maler voll geistreicher Lebendigkeit sich selbst, seinen Bruder Philipp, sowie die Gelehrten Hugo Grotius und Justus Lipsius dargestellt hat. Zu den bedeutendsten Werken dieser frühen Zeit gehören noch die Fußwaschung Christi in der Ermitage zu Petersburg und die jetzt im Museum zu Antwerpen befindliche Kreuzigung Christi, bei welcher er auf die malerisch wirkfame Anordnung verfiel, die drei Kreuze in stark perspektivischer Verjüngung in die Diagonale des Bildes zu stellen. Es ist eins der mächtigsten und bedeutendsten Bilder des Meisters, voll energischer Bewegung und tiefen Ausdrucks, der freilich in den rothgeweinten Augen der Madonna schon an die Grenze des Schönen geht. Auch der Flügelaltar des heiligen Thomas in derselben Sammlung mit den Bildnissen des ihm befreundeten Bürgermeisters Nicolaas Rodog und seiner Gemahlin gehört noch dieser frühen Zeit an, und zeichnet sich durch edlen, maßvollen Ausdruck aus. Rubens hatte damals schon eine Freiheit und Sicherheit der Behandlung erreicht, daß

er in unglaublich kurzer Zeit die größten Meisterwerke vollendete. So führte er in 13 Tagen jene Anbetung der Könige für 1300 Gulden und in 25 Tagen für 2500 Gulden das gewaltige Triptychon der Kreuzabnahme aus. Bei solcher Art der Thätigkeit durfte man es nicht für unbescheiden halten, wenn er jeden Arbeitstag mit 100 Gulden berechnete.

Aus dem Kreise antiker Anschauung gehört in diese Frühzeit die wundervolle Amazonenschlacht der Pinakothek zu München. Höchste Kühnheit und Leidenschaftlichkeit, reichste Fülle dramatischer Episoden, leuchtende Kraft der Färbung und ebenso geistreiche als sorgfältige Ausführung stempeln dieses Werk zu einem der vorzüglichsten des Meisters. Wie aber im Laufe der Jahre eine derbere Richtung oft selbst bis in's Unschöne bei ihm Platz griff, zeigt die Communion des heiligen Franziskus in der Akademie zu Antwerpen von 1619. Es ist eine in's derb Flandrische übersehte Umbildung von Domenichino's Communion des heiligen Hieronimus, voll Kraft, aber auch schon voll Uebertreibung. Der Künstler empfing dafür 750 Gulden, hatte also wahrscheinlich nur sieben und einen halben Tag daran gearbeitet.

Mit dem Beginn der zwanziger Jahre tritt mehr und mehr eine Umwandlung des künstlerischen Stiles bei Rubens ein. Die Aufträge häuften sich bei ihm in einer Weise, daß er nur durch die unglaubliche Fruchtbarkeit seiner Phantasie, durch die geniale Leichtigkeit seines Schaffens, besonders aber durch die immer stärker herbeigezogene Mithilfe seiner zahlreichen Schüler den Anforderungen zu entsprechen vermochte. Der Antheil der Letzteren macht sich immer mehr geltend, die Ausführung athmet nicht mehr das feine Gefühl der früheren Zeit, sondern nimmt einen mehr decorativen Charakter an, die Formen werden derber, namentlich die weiblichen Gestalten gar zu üppig, die Empfindung läßt nach und greift nicht selten zur Uebertreibung des Ausdrucks, das Colorit zeigt schärfere Gegensätze, namentlich kühl röthliche Fleischtöne und bei brillanterer Wirkung geringere Lebenswahrheit. Dennoch ist bis in die späteste Zeit der Meister in einzelnen Fällen, wo es ihm darauf ankommt, ganz auf der alten Höhe, wie denn die geistreiche Lebendigkeit der Erfindung niemals nachläßt.

Einer der ersten von diesen Massenaufträgen kam ihm von den Jesuiten zu Antwerpen, die ihre Kirche nach seinen Plänen neu aufzuführen und mit nicht weniger als neun und dreißig großen Altarbildern schmücken ließen. Wer war mehr als Rubens dafür geeignet, den Glanz und das dramatisch Ergreifende des Cultus wie es die klugen Väter der Gesellschaft Jesu dem Volke vorzuführen liebten, künstlerisch zu gestalten? Im Jahre 1621 konnte die Kirche bereits eingeweiht werden, obwol der Contract über die Ausführung erst vom 29. März des vorhergehenden Jahres datirt. Leider wurde der prachtvolle Bau 1718 durch einen Blitz zerstört; nur der Chor mit seinen beiden Seitenskapellen und den drei darin

befindlichen großen Altarbildern blieb unverfehrt, und die Bilder gelangten in das Belvedere nach Wien. Es ist die Himmelfahrt der Maria, eine brillante rauschende Festscene, mit reizenden Engelschaaren, wie der Pomp des Cultus solche Scenen besonders damals liebte. Sodann die beiden noch größeren Altarbilder (17 F. hoch, 12½ F. breit) mit Wundern des heiligen Ignatius von Loyola und des heiligen Franz Xaver. Das erstere nicht ohne eine gewisse derbe Uebertreibung und etwas schwer in der Farbe, die in derselben Galerie vorhandene Skizze nicht erreichend, das andere aber von hoher malerischer Schönheit und der ebendort befindlichen Skizze bedeutend überlegen. In edler Weise hat der große Künstler hier verstanden, die Klippe des äußerlich Theatralischen, die bei solchen Gegenständen so nahe liegt, zu vermeiden.

Raum war dies große Unternehmen vollendet, als Rubens durch Maria von Medici, die Wittve Heinrichs IV., nach Paris berufen wurde, um die Galerie des Luxembourg-Palais mit Gemälden zu schmücken. In 21 Bildern sollte er Scenen aus dem Leben der Königin, von ihrer Geburt bis zu ihrer kurz vorher erfolgten Versöhnung mit ihrem Sohne ausführen. Im Sinne der Zeit griff der Künstler dabei zur Allegorie und verband ohne Weiteres die Götter des Olymps und allerlei Personificationen mit den Gestalten der Gegenwart. Die Bildung der Barockzeit nahm an solchen wunderlichen Vermischungen keinen Antheil, und die geniale Kraft der Rubens'schen Phantasie wußte die sonst frostige Allegorie mit solcher Fülle-pulsirenden Lebens auszustatten, daß man sich kaum etwas Prächtigeres in dieser Art von Decoration denken kann. Da aber die Königin den Künstler drängte, so daß schon im Mai 1625 die gewaltige Reihe der 21 Bilder aufgestellt werden konnte, so mußte die Betheiligung der Schüler eine besonders starke sein. Trotzdem würde die decorative Wirkung dieses unvergleichlichen Gesamtdenkmals von großem Zauber sein, wenn man nicht das Ungeschick gehabt hätte die Bilder von dem ursprünglichen Orte, für welchen sie bestimmt waren, zu entfernen und in die Galerie des Louvre zu übertragen und obendrein durch starkes Putzen ihre malerische Harmonie zu zerstören. Von den durch Rubens vorgelegten ungemein geistreichen Originalskizzen befinden sich 16 in der Pinakothek zu München, 3 in der Ermitage zu Petersburg. An diese Arbeiten knüpfte sich ein zweiter Auftrag der Königin, das Leben ihres verstorbenen Gemahls in einer ähnlichen Reihenfolge darzustellen. Von diesem Cyclus, welcher wegen der späteren Verbannung der Königin nicht zur Ausführung kam, rühren die beiden Bilder der Schlacht von Ivry und des Einzugs in Paris her, die man in den Uffizien zu Florenz sieht. Eine Skizze der Uebergabe von Paris, ehemals in der Sammlung Suermondt, befindet sich jetzt im Berliner Museum.

In die Zeit des Pariser Aufenthalts fällt die Bekanntschaft mit dem Herzog von Buckingham, dem Günstlinge Jacobs I. und Karls I. Der

Herzog, bekanntlich ein großer Kunstfreund, wußte durch eifriges Drängen den Meister zu bestimmen, ihm seine bedeutenden Kunstsammlungen zu überlassen. Dieselben waren in der That von fürstlicher Art, denn ohne die antiken Skulpturen, geschnittene Steine und andere Kostbarkeiten zu rechnen, umfaßte sie nicht weniger als 19 Bilder von Tizian, 8 von Palma Vecchio, 13 von Paolo Veronese, 17 von Tintoretto, 21 von den Bassanos, endlich 3 von Rafael, ebenso viele Leonardos und 13 von Rubens selbst. Der Kaufpreis betrug die für die damalige Zeit ansehnliche Summe von 100,000 Gulden.

Die Verhältnisse des Meisters waren inzwischen immer großartiger geworden, und sein Ansehen in den höchsten Lebenskreisen wuchs derartig, daß er selbst für wichtige Staatsgeschäfte, für politisch diplomatische Verhandlungen herangezogen wurde. Namentlich war es die Infantin Isabella, seit dem Tode ihres Gemahls 1621 die alleinige Beherrscherin der Niederlande, welche ihn in jeder Weise auszeichnete und sich seines Rathes auch in politischen Angelegenheiten bediente. Zu gleicher Zeit hatte Rubens jedoch in seinem Privatleben schwere Verluste zu erleiden. Zuerst starb ihm sein treuer Freund Jan Brueghel; in herzlichem Wohlwollen nahm er sich der Kinder des Verstorbenen an und sorgte für sie als Vormund. Noch schwerer traf ihn im folgenden Jahre 1626 der Tod seiner geliebten Frau, die ihm in einer siebenzehnjährigen Ehe zwei Söhne geboren hatte. In einem Briefe an den berühmten Gelehrten Pierre Dupuy spricht sich der tiefe Schmerz des Meisters in männlicher Fassung ergreifend aus. Um den schmerzlichen Eindrücken seiner Umgebung und dem verödeten Hause zu entfliehen, unternahm er eine Reise nach Holland, wo er die bedeutendsten Maler aufsuchte. Als nun in den nächsten Jahren durch die Siege der Holländer unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien die spanischen Niederlande, namentlich Antwerpen, in immer größere Bedrängniß geriethen, sandte die Infantin ihn zuerst 1627 nach Holland, dann im folgenden Jahre an den Hof Philipps IV. nach Madrid, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Bei dem faumseligen, indolenten Charakter der spanischen Politik zogen sich die Angelegenheiten so in die Länge, daß Rubens' Aufenthalt in Madrid bis in das folgende Jahr hinein währte. Dem Künstler kam freilich diese Zeit zu statten, da er auch hier wieder eine Reihe von Bildern schuf, die freilich größtentheils nach seinen Skizzen von der Werkstatt daheim ausgeführt wurden. Wiederholt mußte er auch den König und die Königin porträtiren. Um diese Zeit wird zum ersten Mal eines Gicht- und Fieberanfalles gedacht, die sich später öfter wiederholen und die letzte Lebenszeit des Meisters vielfach trüben sollten. Mit Ehrenbezeugungen überhäuft, verließ Rubens Madrid, um in rascher Reise mit kurzem Aufenthalt in Paris zur Infantin zu eilen und ihr zu berichten. Kaum gewann er Zeit, seine Familie in Antwerpen zu

sehen und in seiner rüstig fortarbeitenden Werkstatt die nöthigen Weisungen zu erteilen, da er unverzüglich sich an den englischen Hof zu Karl I. begeben mußte. Seine Aufnahme bei diesem kunstsinnigen König war nicht minder ehrenvoll als am spanischen Hofe. Damals entstand das allegorische Bild der Segnungen des Friedens, jetzt in der Nationalgalerie zu London, das er dem Könige zum Geschenk machte. Der Diplomat nahm die Hülfe des Künstlers in Anspruch, um den König für den heiß ersehnten Frieden zu gewinnen. Im Auftrag des Königs entwarf er sodann Skizzen für die Ausmalung des von Inigo Jones erbauten Festsaals von Whitehall, welche in der beliebten allegorischen Weise den Vater des Königs, Jacob I., verherrlichen sollten. Für die von der Werkstatt ausgeführten Deckenbilder erhielt er die Summe von 3000 Pfund. Auch acht Entwürfe zu Teppichen, Scenen aus dem Leben des Achill darstellend, entstanden damals. Wie edel der Künstler immer noch auffassen und wie vollkommen er darstellen konnte, zeigt das Portrait des als Kunstkenner berühmten Grafen Arundel. Der König schlug den Künstler selbst zum Ritter und entließ ihn überhäuft mit Günstbezeugungen.

Wiederholt hatte Rubens noch in den folgenden Jahren mit diplomatischen Sendungen zu thun; aber eine ablige Insolenz des von den Provinzialstaaten Belgiens ernannten Gesandten, des Herzogs von Aremberg, fügte dem edlen Meister eine solche Kränkung zu, daß er sich für immer von den Staatsgeschäften zurückzog. Ueber sechs Jahre lang hatte er aus Liebe zu seinem Lande, aus Schmerz über dessen Leiden, den diplomatischen Sendungen mehr Zeit gewidmet als dem Künstler gut war. Ihn verlangte mit Recht nach der Ruhe des Hauses, nach der Arbeit seiner Werkstatt. Nach vier Jahren einsamen Wittwerstandes hatte sich der 53jährige Meister mit der 16jährigen Helene Fourment (Forman) vermählt. Noch einmal ging ihm im Besitz der schönen Frau ein volles häusliches Glück wieder auf, das er noch zehn Jahre genießen sollte. Fünf Kinder entsprangen dieser neuen Ehe. Wenn auch die letzten Jahre öfter durch Anfälle von Gicht getrübt wurden, so war es immer noch ein schöner Nachsommer, ein fruchtbarer Herbst dieses reichsegneten Lebens. Bei aller Massenhaftigkeit der Production, an der die Werkstatt einen immer überwiegenderen Antheil nahm, gab es immer noch bis in die letzten Jahre genug Anlässe, die den Meister auf der vollen Höhe seines Schaffens zeigten.

In der erstaunlichen Fülle und Mannigfaltigkeit des Schaffens kann wol kein Künstler sich mit Rubens messen. Wenn man die Zahl seiner Werke auf weit über tausend angibt, so greift man nicht zu hoch. Vieles darunter freilich ist Arbeit der Werkstatt; aber doch nur in der Ausföhrung, denn die Erfindung gehört ihm allein an. Was ihm bei der unglaublichen Raschheit und Fruchtbarkeit seines Schaffens zu stattem kam, war nicht bloß eine malerische Phantasie, wie sie so reich und kühn kein Anderer je besaß, sondern eben so sehr ein Umfang und eine Tiefe

der Bildung, ein zu Hause sein in der antiken Geschichte, Sagenwelt und Mythologie, wie im christlichen Legendenkreis, wie es nur einem auf der vollen Höhe seiner Zeit stehenden Manne beschieden war. Mit diesen Eigenschaften verband er eine geradezu wunderbare Fülle und Frische der Naturschauung, so daß die mannigfachsten Formen, Bewegungen, Ausdrucksmittel ihm stets zu Gebote standen. Freilich ergab sich daraus auch eine nicht selten hervortretende Wiederholung und Monotonie gewisser Köpfe und Gestalten und ebenso bei rastlos gesteigertem Schaffen eine Neigung zu Uebertreibungen aller Art in den Formen, besonders den ungeheuren Fleischmassen der weiblichen Körper. Aber er stand damit unter dem Einfluß jener derben naturstrogenden Zeit, deren Aeußerungen wir ebenso in seinem großen Zeitgenossen Shakespeare empfinden. Nur daß dergleichen beim Maler störender, ja widerwärtiger, weil handgreiflicher auftritt, als beim Dichter. Ueber alles dieses aber werden wir immer wieder hinweggehoben durch die ungeheure Gewalt des Lebens, welche in ungedämmten Strömen von Kraft und Gluth aus dem titanischen Geschlecht, das er geschaffen, hervorbricht. Das Leben selbst um jeden Preis, auch um den der Schönheit, des edlen Maßes, ist Inhalt und Ziel seiner ganzen Kunst. Um dies im Einzelnen darzuthun, mag ein rascher Umblick genügen.

Nie hat ein Künstler in univerrer Weise die ganze Welt der Erscheinungen beherrscht als Rubens. Er repräsentirt nicht bloß die Gesamtkunst seiner Zeit, sondern er enthält vorgreifend die ganze spätere Entwicklung der niederländischen Kunst. Daß er im Kirchenbilde und in der religiösen Malerei sowol den Scenen feierlicher Repräsentation, als auch den leidenschaftlichen Darstellungen jeder Art gewachsen ist, sahen wir schon. Will man sich klar machen, was die Zeit damals verlangte und was besonders die jesuitische Praxis für den Cultus vorschrieb, so kommen zunächst die Darstellungen der Himmelfahrt Mariä in Betracht. Es ist der Rausch der Ekstase, nicht so erdvergessen wie bei Murillo, sondern derber und weltlicher, aber von um so glänzenderer Pracht. Die Chöre lieblicher Engel, welche die Madonna umschweben und emportragen, sind von jener entzündenden Schönheit, mit welcher Rubens die Kinderwelt darstellte. Nicht weniger als zehn große Bilder dieses Gegenstandes kennen wir, unter denen das Bild im Belvedere zu Wien und das auf dem Hochaltar des Doms zu Antwerpen die vorzüglichsten sind. Eine ganze Reihe großer Altarbilder behandelt das damals mehr als je beliebte Thema des Jüngsten Gerichtes und des Sturzes der bösen Engel. Das berühmteste dieser Bilder, das kolossale Jüngste Gericht in der Pinakothek zu München, für die Jesuitenkirche von Neuburg gemalt, zeigt den Künstler von jener derb sinnlichen Seite, welche nicht selten seine Kirchenbilder für unsere Empfindung stark beeinträchtigt. Man muß sich freilich dabei immer gegenwärtig halten, daß jene üppige Barockzeit mehr

verlangte als wir bei religiösen Darstellungen zu ertragen vermögen. Die Renaissance hatte in der ganzen katholischen Welt jene naive Verschmelzung von heidnischem Naturalismus und Christenthum zur Herrschaft gebracht; unter welcher die unserm Gemüthe zum Bedürfnis gewordene, durch die Reformation vollzogene strenge Scheidung des Heiligen vom Profanen gar nicht Platz griff. Schon bei Correggio, diesem modernsten Meister der Renaissance, ist eine solche Vermischung stark zu spüren; seine Madonnen lächeln fast eben so kokett, wie seine Danae und Leda. Kein Wunder, wenn diese Richtung sich unter der Herrschaft des flandrischen Naturalismus noch verstärkte. Es ist daher auch in solchen Darstellungen von Rubens das Kraftstrophende sinnlich derber Naturen fast ausschließlich das Dominirende. In der gewaltigen Kühnheit und Leichtigkeit, mit der er alle diese emporstrebenden oder herabstürzenden Figuren auf die Leinwand wirft, ist unverkennbar eine Verwandtschaft mit Michelangelo's Jüngstem Gericht. Die Gestalten des Flamländers sind Nachkommen der Titanen des großen Florentiners; aber sie sind im Wohlwollen üppig geworden, und was dort Knochen, Nerv und Muskel war, ist hier zu fetten Fleischmassen gewuchert. Daß die coloristische Wirkung dieser großen Prunkstücke eine wunderbar schlagende ist, versteht sich von selbst. In derselben Galerie sind noch mehrere andere große Darstellungen ähnlicher Art, dem Jüngsten Gericht in Erfindung und Durchbildung überlegen. So besonders das kleinere Jüngste Gericht; der große Sturz der Engel; das mächtige Bild aus der Apokalypse, das den Erzengel Michael im Kampf mit dem siebentöpfigen Drachen schildert, während die unbefleckte Jungfrau der Schlange den Kopf zertritt, ehemals im Dom zu Treising; endlich ein wiederum kleineres Bild, das die Seligen vor dem über Wolken auf dem Regenbogen thronenden Erlöser darstellt. Zu den Meisterwerken dramatischer Composition gehört in derselben Sammlung Simsons Gefangennahme durch die Philister, in glänzendem Effect eines grell einfallenden Fackellichts meisterlich durchgeführt. Der Kindermord ebendort zeigt, wie die Phantasie des Künstlers auch vor dem Entsetzlichen nicht zurückbebt. Wie Megären kranken und krallten sich die unglücklichen Mütter in die Mörder ein und suchten selbst durch Beißen sich ihrer zu erwehren. Noch graufiger ist es, wenn auf dem für die Jesuitenkirche in Gent gemalten Altarbilde der Marter des heiligen Diebin die dem Heiligen ausgerissene Zunge einem Hunde hingehalten wird, der danach schnappt. Auch in Darstellungen aus dem antiken Mythos überläßt Rubens sich zuweilen diesem Gange nach dem Entsetzlichen; so im Museum zu Madrid bei dem Saturn, der eben in eins seiner Kinder hineinbeißt; oder bei dem Bilde des Tereus, welchem durch Progne und Philomele der Kopf seines von ihm verzehrten Kindes vorgehalten wird.

Im Uebrigen war es die Poesie des Naturlebens, das Walten einer freien Sinnlichkeit in Schönheit und Kraft, was Rubens zu Stoffen aus

dem klassischen Alterthum hinzog. Hier ist er mit vollem Bewußtsein der Meister der Renaissance, der ihren ganzen Lebensgehalt in sich aufgenommen hat. An solche Werke dürfen wir wieder nicht mit dem Maßstab unserer ungleich reineren und tieferen Auffassung des Alterthums herantreten. Seine Römer und Griechen sind nichts anderes als standrische Menschen in antikisirendem Costüm, so gut wie in Shakespeares antiken Stücken nur die Engländer seiner Zeit auftreten. Aber welche Lebensfülle, welche freie Sicherheit und Kraft strömt uns überall entgegen. Und auch hier geht er am liebsten dramatisch bewegten Scenen nach. Solcher Art ist das vorzügliche Bild der Münchener Pinakothek, welches den Raub der Töchter des Leukippos durch Kastor und Pollux darstellt. Mit packender Gewalt weiß er uns den Kampf dieses heroischen Geschlechtes vor Augen zu bringen, so daß wir fast athemlos auf den Ausgang gespannt sind. Ähnliche Accorde schlägt er in Scenen an, wie dem Raub der Proserpina im Museum zu Madrid, der Jagd des kalydonischen Ebers im Belvedere zu Wien u. a. Voll ruhiger Anmuth sind andere Bilder, wie Perseus und Andromeda in Madrid und in der Ermitage zu Petersburg, sowie in einer geistreichen kleinen Skizze des Berliner Museums; das Urtheil des Paris in der Nationalgalerie zu London und das köstliche Venusfest auf der Insel Kythere (Belvedere zu Wien), wo der Zauber eines hochgesteigerten Lebens voll Jubel und Jugendlust an der köstlichen Landschaft den üppigsten Rahmen erhält. Derbere Daseinslust athmen die Darstellungen aus dem bakchischen Kreise, so namentlich die prächtigen Bilder zu München, Madrid, Petersburg und Blenheim, wo der gewaltige kraftstrobende Rubens'sche Naturalismus sich in Schilderung des ungestümen Treibens der Satyrn und Silene ergeht. Und wiederum die harmlose Lust der Kindheit stellt der Meister nicht minder lebenswahr in den köstlichen Kindergruppen zu München und Berlin dar.

Läßt Rubens sich auf profangeschichtliche Darstellungen ein, wie in den sechs großen Bildern aus dem Leben des Decius in der Galerie Liechtenstein in Wien, so kommt auch hier eine freie Fülle und kühne Gewalt des Lebens zu Tage, wie wir sie etwa in Shakespeares Römerdramen antreffen. So gewiß unsere Zeit Darstellungen aus dem klassischen Alterthum archäologisch treuer gibt als die Renaissancezeit, so hat jene Epoche in ihrer congenialen Kraft und Kühnheit den Nerv der Sache weit richtiger getroffen, die großen Scenen republikanischer Heldentugend weit hinreißender vor Augen gestellt. Besonders zusagend war Rubens ein Thema wie der Raub der Sabinerinnen, das er mit der ganzen Verbheit sinnlicher Gewalt wiederholt geschildert hat. In den Galerien zu London, Madrid und Petersburg sieht man Bilder dieser Art. Merkwürdiger Weise hat er auch einmal ein mittelalterliches Turnier dargestellt, in dem sechs, brillanten Bilde des Louvre, wo sechs Cavaliere zu Pferde paarweise gegen einander rennen.

In anderen Bildern ist Rubens der Vorläufer und zugleich der vollendetste Meister der Genredarstellungen, in welcher die spätere niederländische Kunst ihre Lebensaufgabe fand. Bilder der glänzenden Lebenslust der Renaissance sind namentlich jene Liebesgärten, wo in prachtvollen Gärten mit Springbrunnen und lauschigen Boskett's eine vornehme Gesellschaft von Herren und Damen jener Zeit sich in heiterem Verkehr ergeht. In den neckischen Liebesgöttern, die er überall einzeln und in Gruppen vertheilt hat, spricht sich die Stimmung des Ganzen in köstlicher Laune aus. Das Original dieser berühmten und beliebten Composition besitz das Museum zu Madrid; eine kleinere Wiederholung die Galerie zu Dresden. Ein nicht minder lebensvolles Bild derselben Art sieht man im Belvedere zu Wien. Diese Gattung von Bildern ist bekanntlich später durch die Terborch, Mehu und Netscher bis zu den Watteau, Boucher, van Loo weiter ausgebildet worden; aber der glänzend kühne Geist der goldenen Renaissancezeit, der bei Rubens sich mit einem Ueberschuß von Lebenskraft geltend macht, wird sowol in der gesammten Auffassung wie in der malerischen Behandlung erheblich abgedämpft.

Dasselbe gilt von seiner Darstellung des niederen Lebens, wie sie so unvergleichlich wild in der berühmten Kirmeß des Louvre sich ausspricht. Alles, was später ein Teniers und andere Bauernmaler von Szenen ähnlicher Art geschaffen haben, erscheint uns zahm und dürrig neben dieser entfesselten Gewalt, dieser stürmischen Lebenslust gemeiner und roher, aber energischer Kraftmenschen. Es ist zugleich eine Kühnheit und Leichtigkeit malerischer Behandlung, die deutlich beweist, mit welcher Lust der Künstler der Schilderung dieses nationalen Festes sich hingegeben hat. Ein anderes Mal in jenem Bilde der Pinakothek zu München schildert er nicht minder ergreifend die Nachtseiten des Lebens und zwar die Greuel des Krieges, wie sie jene Zeit in so furchtbarer Weise durchzumachen hatte. Man glaubt den Simplicissimus zu lesen, mit so rücksichtsloser Wahrheit ist die Schilderung durchgeführt.

So ganz war leidenschaftlich bewegtes Leben seinem Künstlergenius Bedürfniß, daß er dasselbe über die menschlichen Kreise hinaus bis in die Thierwelt verfolgte. Ueberhaupt: wenn man die im wohligen Gefühl eines sonnigen Daseins schwebenden Gestalten der Venetianer als den Ausdruck eines passiv genießenden Eudämonismus bezeichnen kann, von dem es nur in seltenen Fällen, wie in Tizians Dornenkrönung oder Petrus Martyr eine Ausnahme gibt, so kann man sagen, daß bei Rubens der höchste Reiz des Daseins in der Entfesselung der Thatkraft, in der Darstellung des Kampfes Aller gegen Alle besteht. So ist es auch bei seinen Bildern aus der Thierwelt. Man kann nichts Gewaltigeres sehen als die Löwenjagd in der Pinakothek zu München (1618 gemalt). Hier ist der Kampf des Menschen mit dem königlichen Thiere in seiner furchtbarsten Wahrheit geschildert, um so ergreifender, da die Entscheidung sich

noch in der Schwebel befindet; denn der Löwe reißt einen der Jäger vom Pferde herunter, während die Löwin einen anderen niedergeworfen hat, mehrere Genossen aber ihren angegriffenen Kameraden mit Jagdspießen und Degen zu Hülfe eilen. Kaum minder bedeutend ist eine andere Löwenjagd der Dresdner Galerie. Auch sonst hat der Künstler dies königliche Thier mit Vorliebe geschildert, am großartigsten wol in dem Bilde, jetzt in der Sammlung des Herzogs von Hamilton, welches Daniel in der Löwengrube darstellt. Die Thiere waren ihm hier so sehr die Hauptsache, der Prophet dagegen so gleichgültig, daß man den Ausspruch des Malers Füßli begreift: es sei kein Wunder, daß die Löwen einen so armseligen Gefellen nicht fressen möchten. Voll dramatischer Wucht ist sodann eine Eberjagd in der Galerie zu Dresden, wo Jäger und Hunde mit stürmischem Ungestüm einen umgestürzten Baum zu überklettern suchen, hinter welchem der auf den Tod getroffene wüthende Keiler sich mit letzter Kraft zu vertheidigen sucht. Ebenso interessant ist die große Wolfsjagd von 1612 in der Galerie Ashburton zu London, wo der Hauptheld des Dramas, ein riesiger Wolf, hoch aufgerichtet auf den Hinterfüßen steht, mit blinder Wuth in die Spitze eines Jagdspießes beißend, mit welchem ein Jäger ihm zu Leibe geht. Dieses und alle die anderen Motive in solchen Bildern sind so frappant, daß sie sich der Phantasie unauslöschlich einprägen. Voll stürmischen Lebens ist auch die große Hirschjagd im Museum zu Berlin.

Ist in allen diesen Bildern und in so vielen anderen das landschaftliche Element von hoher Bedeutung, so hat der Meister bisweilen ausschließlich landschaftliche Darstellungen geschaffen, in denen er kaum minder groß erscheint. Die Landschaft war zuerst von den Venetianern, von Giorgione und Tizian zu selbständiger Bedeutung erhoben worden; doch blieb sie noch immerhin eine bloße Zugabe der historischen Darstellungen, mochten sie kirchlicher oder profaner Natur sein. Der Norden hatte seit den Brüdern van Eyck bis auf Albrecht Dürer hin die Landschaft ähnlich verwendet, ihr aber jene unerschöpflich reiche Mannigfaltigkeit gegeben, in welcher das liebevolle, dem germanischen Gemüth eigene Versenken in das Einzelleben der Natur sich spiegelt. Im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts hatten Künstler wie Mathäus Bril der Landschaft ein selbständiges Leben zu verleihen gesucht. An diese Bestrebungen knüpft Rubens an, indem er den Reichtum der Naturformen durch glücklich vertheilte Licht- und Schattenmassen und durch ein stimmungsvolles Hell- und Dunkel zu harmonischer Wirkung abzdämpfen weiß. In einzelnen Fällen sind es sogenannte historische Landschaften, wie jene gewaltige Ueberschwemmung auf dem Bilde mit Philemon und Baucis im Belvedere zu Wien, oder jene ergreifende Landschaft in der Galerie Pitti, auf welcher Odysseus, an die Küste der Phäaken geworfen, Hülfe flehend der Nauisikaa naht. Vielleicht darf man aber jenen Landschaften den Vorzug geben,

in welchen der Meister die schlichten Formen und die segensvolle Anmuth seiner heimatlichen Gefilde nicht ohne einen tieferen Herzensantheil darstellt. Da breiten sich endlos jene wellenförmigen Ebenen aus, wo ein einzelner Sonnenstrahl aus dunklen Wolken über reisende Kornfelder, saftige Wiesen und dunkle Wälder hinstreift. Hirten mit ihren Heerden, Landleute bei der Arbeit des Säens oder Erntens beleben die Gründe, den Eindruck idyllischen Friedens, ländlichen Glückes vollendend. Bisweilen bricht aus zerrissenen Wolken die späte Abendsonne und malt den Regenbogen in die Luft (Bilder in der Galerie des Louvre, der Sammlung des Sir Richard Wallace). Andere schöne Landschaften dieser Art in der Pinakothek zu München, der Ermitage zu Petersburg, der Nationalgalerie zu London.

Daß Rubens auch in der Portraitmalerei eine der ersten Stellen einnimmt, durften wir schon in den Gemälden der Galerie Luxembourgen erkennen; denn aus der oft gleichgültigen Schablone der allegorischen Gestalten ragen die Bildnisse durch lebensvolle Kraft der Auffassung hervor. Selten hat ein Künstler in solchem Maße wie Rubens Gelegenheit gehabt, mit den vornehmsten Kreisen seiner Zeit in nahen Verkehr zu treten. Sein Leben an den Höfen Italiens, Spaniens, Frankreichs, Englands und der Niederlande brachte ihn in Verbindung mit der ganzen Aristokratie seiner Zeit; seine vielseitige wissenschaftliche Bildung verband ihn mit den gelehrten Kreisen; sein offener neidloser Charakter stellte ihn mit der Künstlerschaft aller Länder auf vertrauten Fuß: alle diese Lebens-elemente hat er in zahllosen Bildnissen mit freier Meisterschaft und mit Liebe aufgefaßt und dargestellt. Daher athmen die Portraits des Meisters eine lebensvolle Wahrheit, einen gewissen freudigen Glanz, und dazu eine aristokratische Anmuth, wie bei wenig anderen Künstlern. Wenn die Vornehmheit seiner Gestalten nicht dieselbe ist, wie wir sie bei Tizian finden, so dürfen wir nicht vergessen, daß zwischen dem Venedig des beginnenden sechszehnten Jahrhunderts und der Welt des beginnenden siebzehnten ein gewaltiger Unterschied ist. Die Zeiten waren im Ganzen derber, freier, fester geworden. Dazu kommt, daß jeder Portraitmaler, so objectiv er zu sein wünscht, doch einen starken Beigeschmack seines eigenen Ichs mit in die Palette mischt. Und Eins ist noch besonders zu betonen. Während die älteren großen Bildnißmaler des Nordens, von van Eyck bis Dürer, ihren Gestalten etwas Herbes, fast Düsteres, Freudloses geben, als ob jenes ganze Geschlecht mit sich selbst und dem Leben in hartem Kampfe gelegen hätte (nur Holbein macht eine Ausnahme), verleiht Rubens seinen Gestalten etwas von dem sonnig heitern Lebensblick, von der herzlichen Freude am Dasein, die ihn selbst erfüllt. Einzelnes hier hervorzuheben, ist kaum möglich, zumal oben bereits verschiedene Werke dieser Art berührt wurden. Besonders Interesse aber erregen die Bilder, in welchen er sich und die Seinigen zu verschiedenen Zeiten darzustellen nicht müde

ward. Den klugen freundlichen Kopf und die geistvollen dunklen Augen seiner ersten Frau, sowie die üppigen Formen und die mehr sinnliche Schönheit der zweiten hat er nicht bloß wiederholt in Einzelbildern gefeiert, sondern unzählige Male in seinen historischen Compositionen, kirchlichen wie profanen verwendet. Wie er sich und seine erste Frau in der Zeit seiner frisch aufblühenden Meisterschaft in jenem Bilde der Pinakothek zu München geschildert hat, wurde schon oben erwähnt. Das anziehende Bild seiner beiden Söhne voll frischen Lebens besitz die Galerie Liechtenstein zu Wien, ein anderes Exemplar die Galerie zu Dresden. Am meisten hat ihn indeß die etwas derb sinnliche Schönheit seiner zweiten Gemahlin begeistert. Nicht weniger als neunzehn Bildnisse von ihr lassen sich nachweisen. So das herrliche Portrait in ganzer lebensgroßer Gestalt in der Ermitage zu Petersburg. Das schwarzseidene Kleid und der breite Spizentragen heben die üppige Gestalt prächtig heraus, und der breitkrämpige schwarze Kistorhut mit Federn wirft über das anmuthige Gesicht einen Schlagschatten von köstlicher Klarheit glühenden Hellbunkels. Sie ist wie auf einem Spaziergang begriffen in landschaftlicher Umgebung dargestellt und hält in der Hand einen Fächer von Straußenfedern. Die vornehme Eleganz der Zeittracht kommt freilich Bildern dieser Art mächtig zu Statten. Aehnlich ist ein großes herrliches Bild in der Galerie zu Blenheim, wo man die Dame ebenfalls im Begriff sieht, einen Spaziergang anzutreten. Das Prägnante und Augenblickliche solcher aus dem Leben gegriffener Situationen kommt noch frappanter in dem Bilde des Belvedere zu Wien zu Tage, wo der Meister die schöne Helene ganz nackt, nur mit einem Pelz bekleidet, dargestellt hat, als wolle sie eben in's Bad steigen. Liebenswürdig und thaufriisch erscheint sie auf einem Bilde der Pinakothek zu München, eben im Begriff, sich zum Ausgang zu rüsten, indem sie die Handschuh auszieht. Sich selbst hat er mit seiner jungen Frau in seinem schönen Garten spazierend mehrmals dargestellt, einmal in einem Bilde zu Blenheim, dann in einem andern in der Münchener Pinakothek. Diese Gemälde erzählen von einem glückverklärten Leben, wie es selten so reich und voll einem Künstler zu Theil ward. Zu den Familienbildern kann man noch das berühmte, unter dem ganz unpassenden Namen „Chapeau de paille“ bekannte Frauenbildniß, jetzt in der Nationalgalerie zu London, rechnen. Es ist eine Michte des Künstlers und wol eins seiner vollkommensten Bildnisse.

Rubens hatte, um sein häusliches Behagen zu mehrern, im Jahre 1635 für 93,000 Gulden, eine für jene Zeit höchst bedeutende Summe, in der Nähe von Mecheln das mittelalterliche Schloß Steen mit einem mächtigen Park angekauft. Dort verlebte er, nachdem er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, die Sommermonate. In demselben Jahre hatte er im Auftrage der Stadt Antwerpen die Entwürfe zu eilf

Triumphbögen zum feierlichen Einzuge des Statthalters Ferdinand zu machen. Sechs von diesen Skizzen besitz die Ermitage zu Petersburg, drei andere sieht man in der Akademie zu Antwerpen. Es versteht sich, daß die Allegorie dabei im Sinne der Zeit wieder bedeutenden Spielraum hat, aber die Fülle von Geist, die malerische Freiheit und Lebendigkeit dieser Arbeiten ist erstaunlich. Wenn man die ungeheure Größe der ausgeführten Triumphbögen bedenkt, von denen der eine 80 Fuß hoch und 60 Fuß breit, während die anderen nicht viel kleiner waren, so bekommt man einen Begriff von der Masse künstlerischer Kräfte, über welche der Meister in seiner Werkstatt verfügen konnte. Rubens sollte den Infanten beim Einzuge zu Pferde begleiten, denn mit Recht durfte man ihn als den ersten Bürger Antwerpens ansehen. Da aber ein Gichtanfall ihn verhinderte, so besuchte der Fürst ihn in seinem Hause und betrachtete mit Interesse den Reichthum seiner Kunstschätze. Diese waren seit jenem Verkauf an den Herzog von Buckingham wieder so bedeutend angewachsen, daß der nach dem Tode des Meisters gedruckte Katalog nicht weniger als 319 Bilder aufweist, darunter 93 von seiner eigenen Hand. Unter Anderm befanden sich dabei 20 Portraits nach Tizian von ihm copirt. Der Erlös dieser und aller anderen Kunstfachen erreichte die enorme Summe von 280,000 Gulden. Die Könige Philipp IV. von Spanien und Wladimir IV. von Polen, Kaiser Ferdinand III., der Cardinal Richelieu und der Kurfürst von Baiern erstanden die meisten dieser Werke.

Die letzten Lebensjahre des Meisters wurden durch häufige Gichtanfälle getrübt; es war so ziemlich der einzige Schatten dieses beispiellos sonnenhellen Lebens, das uns wie eine Illustration zu dem Worte des Dichters erscheint „wie sich Verdienst und Glück verketten“. Noch in den letzten Lebensjahren entstanden einige Hauptbilder, die den Meister auf der vollen Höhe seiner Kraft zeigen: 1636 malte er im Auftrage des reichen Kunstfreundes Zabach in Köln das gewaltige Bild der Kreuzigung des heiligen Petrus, jetzt in der Kirche des Heiligen auf dem Hochaltare aufgestellt. Zwei Jahre darauf entstand noch einmal ein großes allegorisches Bild im Auftrage des Großherzogs von Toscana, jetzt in der Galerie Pitti befindlich. Er schildert darin ergreifend das schwere Unheil, das die Kriegsfurie schon so lange Zeit über Europa gebracht hatte. Er selbst sagt darüber in einer an den Maler Justus Sustermans gerichteten Beschreibung, nachdem er das Uebrige geschildert hat: „Jene schmerz erfüllte Frau aber in schwarzem Gewande und mit zerrissenem Schleier, aller Juwelen und alles sonstigen Schmuckes beraubt, ist das unglückliche Europa, welches schon so viele Jahre lang Raub, Schmach und Elend erleidet, von denen jeder Einzelne so schmerzlich berührt wird, daß es nicht nöthig ist, dies näher anzugeben.“ Es ist ein schönes Denkmal seiner menschenfreundlichen, edlen Denkweise, der das allgemeine Weh der Menschheit innig am Herzen lag.

Bis in die letzten Lebenstage blieb der große Künstler geistig frisch, wenngleich von mancherlei körperlichen Leiden heimgesucht. Am 30. Mai 1640 war seine irdische Laufbahn vollendet. Unter allgemeiner Theilnahme der ganzen Stadt wurde der Leichnam in der Jacobskirche zuerst im Erbbegräbniß der Familie seiner Frau beigesetzt. Bald darauf wurde dem Chor der Kirche eine Familientapelle angebaut, in welcher die Gebeine des Meisters bis auf den heutigen Tag ruhen. Den Altar schmückt eines der schönsten seiner kirchlichen Bilder: die thronende Madonna von Heiligen und Engeln umgeben. Bei den weiblichen Heiligen verwendete er die Köpfe seiner beiden Gemahlinnen; der glänzenden Rittergestalt des heiligen Georg dagegen hat er die eigenen Züge geliehen. Am bedeutendsten ist die äußere Erscheinung des Meisters in einem Selbstbildniß aus seiner späteren Zeit ausgedrückt, welches das Belvedere in Wien besitzt. Er erscheint hier nicht mehr in der vollen Frische der Jugend, sondern gereift von Arbeit und Mühen des Lebens. Um so zwingender tritt die männliche Würde, die geistvolle Feinheit des edlen Kopfes hervor. Eine ächte Einfachheit und Vornehmheit der Haltung charakterisirt ihn als den bedeutenden Künstler, den geistig frei und hochgestellten Mann voll Unabhängigkeit in der Gesinnung, den wir in ihm verehren.

Zu den wichtigsten Documenten seines Geistes gehören die Briefe, deren Veröffentlichung wir hauptsächlich Gaget verdanken. Nur ein geringer Theil derselben bezieht sich auf seine künstlerischen Arbeiten; weit- aus die Mehrzahl behandelt die politischen Verhältnisse der Zeit, die wol nie ein Künstler mit so freiem, umfassendem Blick beherrscht hat. Ueberall zeigt er sich nicht bloß in den kriegerischen und diplomatischen Verhältnissen und den Fändeln der Zeit vollständig unterrichtet, sondern er urtheilt auch mit der Freiheit eines edel angelegten und hochgebildeten Geistes, der über die engen Vorurtheile, namentlich über die Bigotterie seiner Zeit erhaben ist. So tadelt er die grausame Kriegsführung von Tilly und Wallenstein; so fällt er ein unbefangenes, strenges Urtheil über Buckingham und Richelieu, über die politischen Umtriebe des Papstes, die schlechte Verwaltung der spanischen Niederlande und die unheilvolle Streitsucht der Fürsten, wobei er den alten Spruch: *quidquid delirant reges, plectuntur Achivi citirt*. Rubens diente als ächter Patriot seinem Lande und dessen Wohlfahrt, nicht den Fürsten; frei und unbefangen stand er über den Parteien seiner Zeit. Er war ein guter Katholik und veräumte an keinem Tage die Messe; aber er war kein Knecht des Papstes, und die heutigen Ultramontanen würden wenig Freude an ihm haben. Er verband im Sinne der Renaissance mit seinen kirchlichen Anschauungen und Gewohnheiten jenen hohen Grad freier humaner Bildung, den er dem Studium des klassischen Alterthums verdankte. Wenn man manche seiner Briefe liest, in denen er mit den ihm befreundeten bedeutendsten Gelehrten der Zeit über literarische und antiquarische Dinge verhandelt, über antike Statuen

oder neue Bücher, so sollte man ihn selbst oft für einen Gelehrten halten. Das Höchste aber in diesem reinen und großen Leben ist, daß wir nie auf die leiseste Spur einer unedlen oder unlauteren Gesinnung stoßen. Wenn das Glück den Meister unablässig bis an's Ende begünstigte, so war diese Huld des Schicksals reichlich verdient durch ein Dasein angestrengtester Thätigkeit. Als es galt, sein Vaterland von den schweren Leiden des Krieges zu befreien, widmete er Jahre lang Zeit und Kraft hochherzig diesem patriotischen Streben. So ward es ihm beschieden, während er sein Volk und Land durch unsterbliche Werke der Kunst verherrlichte wie Keiner je vor oder nach ihm, zugleich für die politischen Zustände und das materielle Wohl Belgiens neue Grundlagen zu schaffen. Fürstengleich ist die Lebensstellung, die er sich aus eigener Kraft errungen hat; aber höher noch schätzen wir die Unabhängigkeit der Gesinnung, in welcher sich der starke Sohn des flandrischen Bürgerthums zu behaupten weiß.

Und um nun schließlich die kunstgeschichtliche Bedeutung von Rubens kurz zusammen zu fassen: von einer unvergleichlichen schöpferischen Genialität getragen, war er bestimmt, die Errungenschaften italienischer Kunst mit dem kraftvollen germanischen Volksthum zu verschmelzen und so der Schöpfer einer neuen, durchaus nationalen Kunst zu werden. Der großen kirchlichen Strömung seiner Zeit gibt er einen machtvollen Ausdruck; aber er geht nicht darin unter: er ist eben so sehr ein Sohn der Renaissance, der die Traditionen des klassischen Alterthums in der kraftvollen Auffassung seiner Zeit zur künstlerischen Erscheinung bringt. Und neben der großen historischen Kunst, neben kirchlichen, mythologischen, profangeschichtlichen Werken schildert er in Portraits und Genrebildern die höheren und niederen Stände, in Thierstücken und Landschaften die ganze Wirklichkeit in ihrer Breite und Tiefe. Indem er somit die gesammten Bildungsmomente jener Epoche in Schöpfungen voll höchsten Lebensgehalts zusammenfaßt, stellt er in sich den Abschluß und die Vollendung dessen dar, was wir die deutsche oder germanische Renaissance nennen.





Emanuel Geibel.

Von

Karl Goedeke.

— Göttingen. —



Es ist zu bedauern, daß Geibel die Dichtung nicht ausgeführt hat, von welcher zuerst in der zweiten Auflage seiner Gedichte ein Fragment unter dem Titel „Clotar“ mitgetheilt wurde. Nach Form und Anlage war hier ein Gedicht begonnen, das die Fähigkeit hatte, jeden Stoff und jede dichterische Stimmung in sich aufzunehmen, ohne den einheitlichen Charakter zum Opfer zu bringen. Die achtzeilige Stanze der italienischen Epiker mit männlichen und weiblichen Reimen fügt sich willig jeder Ausdrucksweise, sei es, daß der Dichter sich der weichen Empfindung überläßt oder rasch und energisch vorschreitet. Der Abschluß mit der achten Zeile führt fast mit Nothwendigkeit darauf, den Stoff in einzelne kleine Abschnitte zu zerlegen, von denen jeder ein selbständiges kleines Bild zu geben hat, die um so anmuthiger erscheinen, je mehr sie sich bunt von einander abheben und in ihrem wechselnden Fortschreiten den Stoff, den Gedanken, die Stimmung dem einheitlichen Charakter des Ganzen entsprechend zur Erscheinung bringen. In einem Gedichte solcher Art ist kein Ton unzulässig. Der Dichter kann im heitern Geplauder die alltäglichsten Dinge sagen und mit einer leichten Wendung das Tiefste, was die Menschenbrust bewegt, erfassen. Scherz und Ernst, Ironie, Spott, Satire, nichts liegt dem Kreise fremd, in dem sich der Dichter bewegt; neben den Ton der muthwilligen Neckerei darf sich der weiche Erguß des Gefühls, der enthusiastische Ausdruck der idealen Schwärmerei wagen, denn der einheitliche Charakter des Ganzen besteht darin, an einem losen, lockern Faden der Erzählung alles zur Sprache zu bringen, was dem Dichter darzustellen überhaupt gestattet ist: der Umfang des gesammten menschlichen Lebens auf eine höhere Stufe gehoben, als die der Wirklichkeit.

Byron war es, der im Childe Harold und im Don Juan diese Dichtungsform eingeführt hatte, die dem Epiker wie dem Lyriker in gleicher Weise bequemen Spielraum bot. In Deutschland hatte Niemand einen ähnlichen Weg betreten, als Geibel, fern vom Vaterlande, in Aephisia bei Athen, den Versuch machte, mit dem englischen Dichter zu wetzeln, wenigstens der Form nach. Er zeichnete einen seltsamen Gesellen, halb Mann, halb Kind, einen Menschen, als sei er im April geboren, bald rasch zur That entschlossen, bald träumerisch der Schwärmerei hingegeben, trübsinnig, wetterlaunisch und am nächsten Tage froh, heiter, sorglos, bald wehmuthweich, bald trotzig, wandelbar, mit einem Worte: ein Stück Poet, der in Berlin am blanken Theetisch, wo das Wasser brodelt und der Blaustrumpf glänzt, sich nicht zu finden weiß, nichts von Ceremonien und Visiten hält, die schönberingte Damenhand zu küssen verläßt und lieber bei seinen Büchern auf des Lebens tiefverborgene Quellen lauscht oder beim Gelage im Freundeskreise die Cithar klingen und den Becher schäumen läßt. Findet er sinnige Mädchen, lieb und schlicht, so weißt er gern; er fühlt die Liebe nicht, aber er ahnt sie. Diese ahnungsvolle Stimmung wird in der Natur, im Erwachen des Tages, im Kommen des Frühlings, in der Sehnsucht des jungen Herzens anschaulich geschildert, um Clotars plötzlichen Entschluß zu motiviren, in die Welt hinauszuzwandern, zum Hallischen Thore hinaus, ohne von den herrlichen Schönheiten Berlins, dem fischberühmten Stralau, dem schönen Pantow, dem schönen Staub der wimmelnden Chausseen, dem schönen Corps der feingeschnürten Fähndrichs zu Thränen des Abschieds gerührt zu sein; denn schön ist dort alles, Erde, Luft, Wasser, Menschen und vor allem die Charlottenburger Pferde!

Geibel hatte alle diese und viele andere Herrlichkeiten der durch ihren Friz und ihren Sand und ihre tausend Dichter, welche Niemand kennt, berühmten Stadt an der Spree kennen gelernt, ohne sich selbst darüber zu verlieren. Denn als er dort studirte, hatte er schon ein schönes Stück Deutschlands gesehen und sich in mannigfaltigen Beziehungen des Lebens bewegt, woraus schon eine gewisse feste Bildung hervorgegangen war, die ihn auf die eigenen sicheren Füße stellte.

Das friedliche Predigerhaus in der Fischerstraße zu Lübeck, in dem er am 18. October 1816 geboren war, wimmelte von Kindern, Mädchen und Knaben, von sehr verschiedenem Temperament und ungleicher Begabung, alle sich fast selbst überlassen und nur soweit der väterlichen und mütterlichen Erziehung unterworfen, als es nöthig erschien, vor etwaigen Irrwegen zu bewahren. Im Uebrigen hatten die Schule und das Leben das Ihrige zu thun. Denn alle diese Kinder hatten nach Geschlecht, Altersstufe und Neigung ihre besonderen Kreise, die jedoch nicht so streng geschieden waren, daß nicht manchmal mehrere zusammenfloßen oder auch zusammenstießen. Der wildeste und lauteste Kreis hatte sich um Geibel

gefellt. Die Fischerstraße, die auf den Quai an der Trave stößt, wußte von den übermüthigen Streichen zu erzählen und im Grunde doch nichts anderes, als daß eine frische gesunde Jugendkraft sich austobe, Vielen zur Freude, Manchem zum Verdruß; aber auch diese mußten anerkennen, daß in dem Treiben und den Launen der wilden Buben, die es besonders auf eine lächerliche Persönlichkeit, den Maler Häring, abgesehen hatten und ihn mit lustigen Schwänken verfolgten, etwas Ungewöhnliches sich rege. Die Scherze, die auf dieses Helden Kosten verübt wurden, erzählte man sich weit über die Fischerstraße hinaus, und als Häring oder Bückling, wie er literaturfähig benannt war, gar zu den ersten schriftstellerischen Leistungen begeisterte, schrieb man sich diese Tertianer- oder Secundanerarbeiten zum dauernden Ergötzen ab. Die handelnden Personen waren; außer dem unglücklichen Stichblatte des Wizes, die Genossen des Verfassers, die er ebenso wenig schonte wie seinen Helden oder sich selbst.

Dieser muthwilligen und doch gutmüthigen Außenseite des Treibens fehlte ein ernstere Kern nicht. Ein Jugendfreund Geibels theilte mir ein Erlebnis mit, das ich mit seinen Worten wiedergebe, weil dieser Bericht Aufschluß über Schein und Wesen gewährt. Geibel hatte einen Freund verloren, den Sohn eines Mecklenburger Gutsbesizers, jenen Arthur, dem er ein so rührendes Denkmal der Freundschaft gesetzt hat. Arthur war mit dem Pferde gestürzt und auf der Stelle todt geblieben. Vorauszuschicken ist noch, daß unter Jacob, dem Director des Lübecker Gymnasiums, ein Schulfest im Freien ausgeführt wurde, das noch gefeiert wird. Schüler, Lehrer und Eltern wanderten nach dem schönen Buchenbergwalde, dem Riesebusch bei Schwartau, und verbrachten den Tag im Schattengrün bei einfacher Kost und im heitern jugendlichen Spiel. Die Primaner, wenigstens einige, die lieber eine studentische Kneiperei gehabt hätten, pflegten es spöttisch das Milchfest zu nennen. „Aber Geibel und mir,“ berichtet der Altersgenosse, „und meinen genaueren Bekannten bereitete es die reinste Jugendfreude und brachte uns mit Lehrern und Mitschülern in nähere Beziehungen. Wir spielten im Riesebusch Räuber und Soldat. Geibel mit seiner dominirenden Weise, seinen Bärenkräften und seiner Stentorstimme war selbstverständlich Räuberhauptmann und fühlte sich ganz als Karl Moor. Ich zartes Bürschchen war, ich weiß nicht wie, mit unter die Räuber gerathen. Angeborene Phantasie und Lust am Abenteuerlichen riß mich mit fort, und der Zufall fügte es, daß ich mit meinem Hauptmann eine Weile allein im Hinterhalte lag. Da saßen wir an einer alten Buche am abhängigen Ufer der Schwartau. Es entspann sich ein Gespräch. Ich weiß nicht, ob Geibel etwas an mir finden mochte, was ihn an seinen verlorenen Arthur erinnerte, wenigstens sprach er mir sogleich von ihm. Ich aber war erstaunt, in dem wilden Burschen eine ebenso zarte wie kräftige Seele, ein

so feinführendes Gemüth zu finden. Bald trennte das Spiel uns wieder, aber unsere Freundschaft war geschlossen und Abends wanderten wir abgesondert von den Anderen allein mitsammen nach Hause.“

An diesem neuen jungen Freunde machte Geibel eine glückliche Eroberung; denn er war musikalisch sehr begabt und vermochte jedes kaum gehörte Lied augenblicklich mit einer ansprechenden Melodie zu versehen, die er mit schöner klangvoller Baritonstimme sang und mit der Guitarre, die er auf Geibels Wunsch spielen lernte, begleitete. Auch bei Anderen fanden die jungen Lieder des Primus der Prima Theilnahme. Namentlich war Mosche, ein Lehrer am Gymnasium, ein Freund des älteren Bruders Karl, den Liedern zugethan und componirte und veröffentlichte ein Duzend derselben, darunter den Zigeunerknaben im Norden, der seitdem durch Leiermänner und Harfenistinnen allgemein verbreitet wurde. Manche der von Mosche in Musik gesetzten Lieder sind nur dort gedruckt, da der Dichter sie später verworfen hat.

Als der Gymnasialcursus durchlaufen war, entschloß sich Geibel zum Studium der Theologie, mit dem er das der klassischen Sprachen zu vereinigen dachte. Er wählte Bonn, vielleicht weniger der Universität als des Rheines wegen, den er von dort aus zu Berg und zu Thal besuhr und auch in seinen Nebenthälern kennen lernte. Mit dem Leben an dem schönen Strome bildete das in Berlin, wo Geibel seine Studien fortsetzte, nur daß er der Theologie völlig entsagte, einen schneidenden Gegensatz. Hatte dort die freie weite Natur den zauberhaftesten Reiz geübt, vor dem die Menschen zurückweichen mußten, so traten diese in Berlin entschieden in den Vordergrund. Die meisten der alten Lübecker Schulgenossen hatten sich in Berlin wieder zusammengefunden und bildeten einen engeren Kreis, alle von gleich eifrigem Streben nach gründlicher Durchbildung erfüllt und ihren Anlagen und Neigungen nach doch so grundverschieden, daß es an geistiger Reibung nicht fehlte. Auch in diesem engeren Verkehr bildete Geibel wieder den Mittelpunkt; nur Marcus Niebuhr, dem Sohne des Historikers, einem feinen weltmännisch gebildeten Gesellschaftsmenschen, der schon damals die höchsten Ziele im Auge hatte, es aber nicht verschmähte, sich im ausgefuchtesten Cynismus zu bewegen, oder Ernst Curtius, dessen Kenntnisse an Tiefe und Umfang die aller Uebrigen hinter sich ließen und doch sich so wenig hervordrängten, hätten allenfalls die Führerrolle streitig machen können, die aber Geibel durch unererschöpfliche Laune und Entschiedenheit des Willens sich zu bewahren wußte. Was er wollte, geschah und war' es auch noch so wunderbar gewesen. Einer der Freunde hatte sich einen schönen rothen Schlafrock gekauft, in dem er sich sehr gefiel. Kaum sah Geibel dies Prachtstück, als er es zum Weihnachtsgeschenke für einen anderen gemeinschaftlichen Freund bestimmte, dem er die Rolle des Mephisto zuzuthellen pflegte. Er sammelte unter den Freunden, um den mephistofelischen Talar anzukaufen, und setzte seinen Einfall gegen

den Besizer durch, der sich dann lachend selbst an der Kauffumme theiligte.

Um Politik bekümmerten sich die Freunde nicht; sie lasen nicht einmal die Zeitungen, etwa Niebuhr ausgenommen, der als eifriger Preuße sehr viel von den Kölner Wirren zu reden hatte und den König Ernst August, der seine Hannoveraner mit hoher diplomatischer Bewilligung von Wien um ihre Verfassung brachte, den besten König nannte. Dadurch provocirte er Geibel zum Widerspruch. Doch wurde die Sache mehr humoristisch genommen und zum Nummenschanz benutzt. Zu einem solchen hatte Geibel die Freunde eines Morgens in sein Thurmzimmer, das er in Härings (Wilibald Alexia) Hause bewohnte, eingeladen. Mit einer Papierkrone, halbverklebten Augen, Bart und Augenbrauen von weißer Wolle, den Schlafrock als Königsmantel drapirt, stellte er Ernst August vor. Marcus Heise im schwarzen Anzuge mit weißer Halsbinde spielte den Minister von Schele, F. Röse den opponirenden Unterthan, der en canaille behandelt wurde. Mantels als Mephistopheles gab seine Rathschläge, um schließlich alle zu holen. Unter dieser tumultuarischen Scene öffnete sich die Thür und in derselben, starr vor Erstaunen, stand die kleine Figur des Dr. Häring, dem Geibel in einem komischen Gemisch von Uebermuth und Verlegenheit, ihn hereinnothigend, die Mitspielenden nicht etwa mit ihren Namen, sondern in ihrer Rolle vorstellte. Damit war Marcus Niebuhr abgetrumpft, der selbst im damaligen Berlin keiner großen Sympathie für seinen besten König begegnete. Das wußten die Freunde und vor Allen wußte Geibel es, der in die weitläufigsten Bekanntschaften gerathen war.

Bei vielen Professoren und in manchen Beamtenkreisen hatten ihm väterliche oder sonst von Lübeck mitgebrachte Empfehlungsbriefe, die er nicht einmal alle abgab, Zutritt verschafft. Von da aus empfahlen ihn sein eigenes frisches, fröhliches, offenes Wesen und seine Talente; er sang nach dem Gehör fast jedes Lied und er besaß die Gabe, kurze treffende Trinksprüche in zierlichen Versen zu improvisiren; auch las er mit tiefem Gefühl und seelenvollem Ausdruck fremde und eigene Gedichte, sprach gut und stets in selbständiger Auffassung der Gegenstände und vereinigte mit allen diesen geselligen Talenten eine große Bescheidenheit und Duldung Anderer, ohne im Geringsten sein Selbstbewußtsein zu verleugnen oder jemals zu schmeicheln. Noch in späteren Jahren, als ihm die Bewunderer lästig wurden, bewahrte er in den ersten Augenblicken jene gewinnende Freundlichkeit und Güte, die dann aber bald, wenn der Besuch gar zu unbequem wurde, die rauhe Rehrseite zeigten, so daß die Ueberraschten sich hart enttäuscht sahen, während sie nur darin getäuscht hatten, daß sie ein Verständniß entgegenzubringen schienen, wo es sich um nichts als um die Befriedigung einer müßigen Neugier handelte, um sich der persönlichen Bekanntschaft mit einem gepriesenen Dichter rühmen zu können.

Auch in Berlin wäre damals schon öfter Gelegenheit zum Losbrechen gegeben, aber der jugendliche Dichter ertrug das Unvermeidliche mit Geduld, da er im Allgemeinen meinte „verstanden“ oder bewundert zu werden. So nennt es ein Freund jener Tage, bei dem er, wenn die Geselligkeit ihn abgemattet hatte, oft noch tief in der Nacht Ersatz suchte für den todtgeschlagenen Abend.

Die Einzelheiten dieses Gesellschaftstreibens gewähren kein Interesse mehr. Die Menschen sind längst von der Bühne des Lebens abgetreten und haben auch nur eine untergeordnete Rolle gespielt, obgleich sie damals in der Rolle der Geh. Räte sich fühlten. Kaum mehr Interesse gewährt es, die dichterischen Bekanntschaften zu nennen, in die Geibel durch Hitzig eintrat. Durch ihn wurde er in die Montagsgesellschaft eingeführt, eine Auszeichnung, die noch keinem Studenten widerfahren. Dort erschienen Eichendorff, dessen Taugenichts mit dem Liederanhang schon früh seine Wirkungen auf den Dichter geübt hatte; Gruppe, der mehr als Gelehrter denn als Dichter anzog; Raupach, den Geibel damals über die Achsel ansah, dessen dramatische „Mache“ er später aber wohl zu würdigen wußte. Genaueren Verkehr hatte er mit Chamisso, dem er bei der Redaction des *Rusenalmanachs* helfen mußte und dessen eigene Gedichte er von Sprachfehlern reinigen half, denn der geborne Franzose stand nach mehr als einem Menschenalter mit der deutschen Grammatik noch auf ziemlich fremdem Fuß. Die nur durch den Tod gelöste Verbindung mit Hitzigs Schwiegersöhne, Franz Rugler und seiner schönen Frau, Clara, die ein so tragisches Ende genommen, war die liebste und am vollkommensten befriedigende. Dort florirte die wahre Kunst im vollen Umfange, Poesie, Musik, Malerei, und das volle Verständniß für alle Abzweigungen und besonders ein volles Verständniß für Geibel, der wie ein Kind im Hause gehätschelt wurde und stets die wärmste Hingebung bethätigte. Rugler war lange Jahre hindurch die Instanz, an die Geibel bei allem, was er schuf, dachte; den er ungeduldig als Hörer herbeiwünschte, wenn er glaubte, ihm sei etwas besonders gut gelungen; der, so vorübergehend seine eigenen Productionen auch gewesen sind, eine stets fördernde Kritik übte und mit leichter Andeutung dem Dichter den richtigen Weg zeigte, nach dem dieser selbst lange vergeblich gesucht hatte.

Wie die Freundschaft mit Rugler bedeutend auf die innere Entwicklung einwirkte, so war die Bekanntschaft mit Bettina, der er durch Rumohr empfohlen war, vom größten Einfluß auf die Gestaltung seines äußeren Lebens. Bettina hatte seine Sehnsucht nach dem klassischen Boden Griechenlands und seine zuversichtliche Hoffnung kennen gelernt, daß er diese Sehnsucht befriedigen werde. Sie half ihm dazu, indem sie eine Hauslehrerstelle bei Katafazi, dem russischen Gesandten in Athen, die ihr Schwager Savigny zu vergeben hatte, ihm Weihnachten 1837 anbot und, als er freudig und gottvertrauend einschlug, die Angelegenheit so rasch

förderte, daß sie Ende Februar geordnet war und Geibel seine Reise im April über München, Verona, Padua und Venedig nach Triest antreten konnte. In Triest ging er am 16. Mai 1838 an Bord und nach Verlauf einer Woche war er in Athen, glücklich, den Boden zu betreten, über den die höchste Blüthe der Menschheit hingeschritten und doppelt beglückt, die klassischen Stätten mit seinem lieben Freund E. Curtius durchwandern zu können, der dort seit Jahresfrist eine gleiche Stellung im Hause des Cabinetsraths Brandis einnahm und mit diesem eben von einer Reise durch den Peloponnes zurückkehrte.

Was Griechenland für die Auszubildung des Dichters gewesen ist, bedarf keiner Auseinandersetzung, wenn man die Berichte von dort liest und die steten Rückblicke auf griechische Localitäten in den Gedichten sich vergegenwärtigt. Vorzüglich anregend und nachwirkend war eine Reise nach den cykladischen Inseln, die mit Curtius gemeinschaftlich unternommen wurde; Syra, Paros, Naxos sind leuchtende Bilder, auf die das Auge des Dichters immer wieder zurückkehrt. Dort lernte er die ächten Griechen kennen, während die in Athen schon von der europäischen Cultur angekränkt erschienen. Auf dem Hintergrunde jener großen Welt, deren Trümmer wie unverwüstliche Zeugen der höchsten Kraft und der reinsten Schönheit umherlagen, nahm sich das lebende Geschlecht erbärmlich aus; kleinlich, habgierig, ränkevoll, unzuverlässig und dabei selbstgefällig, herrisch, in der Einbildung zu jeder Großthat befähigt und die fremde Herrschaft nur mit Widerwillen ertragend. Aus den Jahren der Befreiung vom türkischen Joch gingen zwar noch denkwürdige Gestalten in Athen umher, aber mit ihnen schien die Kraft erschöpft zu sein, wie felsenfest der Glaube auch stand, jeden Tag, der rufen werde, Größeres vollbringen und Griechenland in seinen alten Grenzen wieder herstellen und die Republik aufrichten zu können. War der Gewinn, der sich aus der näheren Kenntniß des Volkes ergab, auch nicht lohnend, die Natur war unverändert, Himmel, Gebirge und Meer dieselben wie zu Perikles Zeiten und Denkmäler der Kunst aus jenen klassischen Tagen noch in großer Fülle vorhanden. Ein Gewinn des Lebens in Attika ist aber vor allem zu bezeichnen: die Entfernung von Deutschland, das gerade damals kein erfreuliches Bild gewährte, weder in politischer, noch in literarischer Beziehung. Es war die Zeit des hoffnungslosen Verfassungskampfes in Hannover, der das ganze nichtswürdige damalige Staatsleben in Deutschland auch dem blüdesten Auge sichtbar machte. Die besten Kräfte wurden von der Gewalt aufgerieben. Das brutale Unrecht fand die nachsichtigste Duldung, und selbst als der König von Hannover mit einer entschieden unwahren Entscheidung des Bundestages sein Volk um die rechtmäßige, in anerkannter Wirksamkeit bestandene Verfassung brachte, hatte nur Baiern den Muth, im Schooße der Bundesversammlung zu erklären, daß die hannoversche Regierung sich auf eine Entscheidung des Bundes berufe,

die gar nicht existire. Solche Zustände drängten fast mit Gewalt zur Revolution. Aber eine Revolution ist stets ein Uebergang vom Gewissen in's Ungewisse. Und auf diesem Wege befand sich die Literatur jener Zeit; sie strebte Zielen zu, die andere waren, als die von unseren großen Denkern und Dichtern am Ende des vorigen und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erstrebten, andere als die von den Romantikern verfolgt und vor allem andere als die, welche in der Restaurationsperiode leitend gewesen. Ob es bessere waren, blieb die Frage, und diese Frage wurde mit Leidenschaftlichkeit nach ihrem Für und Wider bejaht und verneint, ohne daß die Production weiter gekommen wäre. Man sehe die gepanzerten Lieder von Karl Beck oder die Romane und Dramen des f. g. jungen Deutschlands aus den dreißiger Jahren einmal wieder an, jene Spaziergänge und Weltfahrten, Charakteristiken und Kritiken, männlichen und weiblichen Charaktere, Reisenovellen und Aquarelle; man blättere in den Journalen der Zeit und in den Streifschriften — man wird erstaunen, wie wenig Positivem, wie wenig Poesie man darin begegnet; wie unter der Miene, einen großen Kampf um hohe Ziele zu kämpfen, die kleinlichsten Rücksichten, die Interessen des eigenen Ichs, des Journalruhms, des Bühnenerfolgs, des persönlichen Hasses und Neides vorwalteten und die jungen Talente, die sich in dies Treiben des literarischen Claquewesens verwickeln ließen, von der Bahn des poetischen Schaffens auf den dünnen Anger journalistischer Planketeilen hinübergedrängt und hinübergezogen wurden. Das war keine Zeit, Dichter groß zu ziehen. Der einzige, der damals neu hervortrat und mit seinen kräftigen, sinnlichen, farbenreichen Bildern im Fluge einen dauernden Namen errang, wurde von den Parteien umworben, sich ihnen anzuschließen. Seine Art, ohne die er doch nichts gewesen sein würde, sei nicht die rechte; er müsse die bloße äußerliche Malerei aufgeben und zur Gedankenpoesie übergehen, an den Kämpfen des Tages Theil nehmen, nicht sein, was er sei, sondern sich vertiefen, ein völlig Anderer werden. Der Beslege habe ich Dutzende.

Diesem verderblichen Getriebe war Geibel in Griechenland weit entrückt. In der Ferne verschwanden die kleinen Kämpfe. Der Blick blieb auf das Ganze geheftet, das Verhältniß des Dichters zur Gesamtheit ein reines. Dort konnte und mußte er sich nach seiner Eigenart entwickeln und seine dichterische Kraft nur auf solche Gegenstände richten, die eine Dauer über die flüchtige Zeit hinaus verhießen. Die Summe seines Lebens bis zu seiner Heimkehr aus Griechenland, im Mai 1840, liegt in dem dünnen Bändchen der Gedichte vor, die er im Jahre der Rückkunft veröffentlichte. Diese Gedichte hatten gleichsam die Feuerprobe bestanden. Die fertigen Bogen waren mit dem Manuscript beim Brande der Druckerei eingäschert. Die Sammlung mußte mühsam aus dem Gedächtniß und aus verstreuten Abschriften hergestellt werden. Manches ge-

wann dadurch im Ausdruck, wie der Dichter selbst gewachsen war. Die Aufnahme beim Publikum schien nicht viel zu versprechen: keine öffentliche Stimme ließ sich vernehmen. Aber gerade dies stumme Vorbeigehen der Kritik an einem Lieberbuche, das von Jahr zu Jahr einen stets zunehmenden Erfolg hatte und jetzt, freilich mit reichen Erweiterungen, in mehr als achtzig Auflagen und mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet ist, zeigte, wie unabhängig von der Kritik das Publikum seine Lieblinge herauszufinden mußte. Der Erfolg allein bestimmt freilich den Werth nicht, aber er fordert zum Nachdenken über seine Bedingungen auf.

Der Dichter selbst hat immer sehr bescheiden über diese ersten Gedichte gesprochen und gedacht. Vor dem gereifteren Urtheile, meinte er, könnten sie nicht viel bedeuten, nur der melodische Hauch trage sie leicht dahin; aber er rühmte sich auch, daß der Erfolg ihn niemals verblendet, daß er das Geschenk des Kranzes treu zu verdienen gestrebt habe. Und dies Bekenntniß sagt die Wahrheit. Er hebt es hervor, daß er die Tiefen des Herzens zu erschließen, dem Gemüth wieder zu seinem Rechte zu verhelfen gesucht habe, daß er der Seele wieder ihren Ausdruck gegeben, der unter dem verstandesmäßigen Schaffen, der sogenannten Gedankenpoesie gelitten hatte. Was ihm vor allem die Gunst des Publikums erwarch, war die sichtbare Uebereinstimmung seiner Poesie mit seinem ganzen Wesen und das Positive desselben in der Zeit der Negation. Er war erwärmt für rein menschliche Regungen, er liebte, ihm war die Liebe eine Gnade von oben, kein Sinnentaumel, vielmehr ein Kaufsch der Seele, der alle Kräfte freier und froher emporhebt. Seine Liebe ist ihm ein Glück, auch wo sie nicht erwidert wird oder auf Hemmungen stößt, ein Glück, das ihm die Pflicht auferlegt, sich desselben würdig zu machen, es zu verdienen durch Selbstbeherrschung, durch Reinigung und Läuterung der Leidenschaften, durch Vereblung des Besten, was in ihm lebt und strebt.

Den Ausdruck der geistigen Physiognomie dieser Jugendgedichte hat er selbst erschöpfend und am Besten in dem späteren Gedichte „Ein Bild“ gezeichnet, in welchem er sich schildert und das in seiner ursprünglichen treffenden Form lautet: „Leichtsinzig, redlich, Mann und Kind zugleich, Voll Uebermuth und Demuth, starr und weich, Von Sinnen wild, im Innersten doch rein, Verfolgt von Lieb' und doch in Liebespein, Ein Wandervogel, voll Begehr nach Ruh, Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu, — O Bild des Widerspruchs, wann kommt der Tag, Der allen deinen Zwiespalt fñhnen mag!“ Der Tag ist nicht gekommen und konnte nicht kommen, am wenigsten in der Jugend, denn diese ist, um mit Goethe zu reden, nichts ganz; sie ist auf die Ausgleichung ihrer inneren Widersprüche angewiesen und hat von Glück zu sagen, wenn es ihr gelingt, nur die entschiedensten zu überwinden. Dazu bedarf sie eines festen positiven Elementes, und dies fand Geibel damals im kirchlichen Glauben. Die Frömmigkeit klingt überall durch; sie war ein Theil seines Wesens

und nicht der am wenigsten geeignete, ihm Theilnahme zu gewinnen, da die gleiche Stimmung in der eigentlichen Tiefe des Volkes vorwaltete und es noch thut, vor allem bei der Frauenwelt, die des Glaubens nicht entbehren kann und Recht hat, ihn nicht gegen etwas auszutauschen, was ihr wenigstens keinen Ersatz leisten würde, da ihr Leben im Gefühl begründet ist und ihr Gemüth das reine Denken überwiegt.

Es war aber unbillig, den Dichter, weil er dem Christenthum in der kirchlichen Form angehörte und seinem höchsten Aufschwunge fast die Form des Gebetes verlieh, zu denen zu stellen, die aus der Frömmigkeit ein Geschäft machen, oder ihn, wie man sich ausgedrückt hat, zum Gesangbuchspoeten zu machen. An sich wäre das kein Tadel, da auch das Gesangbuch Dichter aufweist, die ganz und voll diesen Namen verdienen und schon seit Jahrhunderten als solche in Ehren stehen. Ich nenne nur Gerhardt, der viele weltliche Dichter überdauert hat und noch viele überleben wird. Aber es ist unbillig, einen allerdings bedeutungsvollen Bestandtheil einer Dichternatur zum Ganzen zu stempeln, und ebenso unbillig ist es, was auch geschehen, dem Dichter, weil er dem jugendlichen Liebesjubiläum und Liebeschmerz ergreifenden Ausdruck gegeben, für alle Folgezeit die jugendlich liebende Welt als einziges Publikum anzuweisen. Am unbilligsten aber war es, Geibel deshalb, weil er in seinen jugendlichen Gedichten die Töne nicht unterdrückte, die er von Anderen gelernt hatte, zum bloßen Nachahmer zu machen. Er ist in der kirchlichen Frömmigkeit nicht erstarrt; er hat nicht den Minnesänger allein in sich ausgebildet und er hat an den Weisen anderer Dichter nur gelernt, den eigenen Ton zu finden, der auch schon neben jenen erlernten sich charakteristisch genug kundgab. Geibel selbst hat, mit Anspielung auf die Devise seines ersten Verlegers *Inter folia fructus*, gebeten, das milde und jugendlich Aufgeschossene zu verzeihen und sich die Frucht im wuchernden Laube gefallen zu lassen. Manches, was er begonnen und versucht, sei nicht zur Vollendung gebiehn, aber er selbst sei daran gewachsen.

Dies Wachsen im Einzelnen zu verfolgen, hieße die einzelnen Gedichte in ihrer chronologischen Reihe und in ihrem Zusammenhang mit seinem Leben begleiten. Dazu würde aber ein Buch nicht ausreichen. Nur die Hauptmomente können hervorgehoben werden, und auch diese nur als Erinnerung an bekannt gewesene Dinge und Zeiten, die allmählig in halbe Vergessenheit gefallen sind.

Als Geibel von Griechenland in die Heimathstadt zurückkehrte, fand er noch das vorhin erwähnte Hin- und Herwogen der Parteiungen auf literarischem Gebiete. Das konnte ihn nicht anmuthen. Auch erlitt die reine Stimmung, die er aus dem Süden mitgebracht, sonstige Trübungen. Es drängte sich die Frage auf, wie sein Leben fortan zu gestalten sei. Er war entschlossen, kein Amt anzunehmen, dem er sein dichterisches Talent hätte zum Opfer bringen müssen. Die Stellung war mißlich; aber der

Entschluß stand fest, nichts zu thun, was seinem innersten Wesen widerstreite. Die Situation wurde noch mißlicher, als mit dem preussischen Thronwechsel und dem bald darauf in Frankreich erhobenen Geschrei nach dem Rhein als Grenze die Poesie sich in die politische Attitüde warf, die ihr bisher fremd gewesen. Nicht daß nicht schon vorher die Poesie sich der praktischen und realen Politik angeschlossen hätte; aber die Debatte um Principien, um mögliche Gestaltungen der Zukunft, die politische Poesie, die nicht auf positiven Dingen fußte, sondern um allgemeine Ideen kämpfte, war neu. In den Liedern eines Lebendigen fanden die vorwärts drängenden Bestrebungen ihren energischsten und meistens einen wirklich dichterischen, in den Gedichten von R. Bruß ihren doctrinären Ausdruck, während Nicolaus Becker's Rheinlied sich auf den gegebenen Fall beschränkte und einfach sagte, was in diesem wenigstens nicht geschehen solle, und deshalb so weiten Nachhall fand. In wesentlichen Dingen konnte Geibel mit Herwegh übereinstimmen, in anderen wesentlichen Stücken mußte er von ihm abweichen. Beide konnten vor der Gefahr, die von Westen und Osten drohte oder zu drohen schien, warnen und ihren Blick vertrauend auf Preußen als sichersten Schutz richten, und beide haben es gethan. Aber in den Ruf konnte Geibel nicht einstimmen, die Kreuze aus der Erde zu reißen, um Schwerter daraus zu schmieden, da ja auch ohne solche Zuhilfenahme noch Eisen genug zu haben war, und da, wenn der Ruf symbolisch gelten sollte, Geibel eher alles Andere preisgegeben hätte, als das Kreuz.

Dies wollte er als werthen Talisman in den Kampf zwischen Nacht und Licht, zwischen Geist und Stoff, zwischen Gott und Antichrist vorantreiben, mit der Rose der Freiheit im Schilde und dem Schwert des Geistes in fester Hand. Das war die Lösung der „Zeitstimmen“, mit denen er sich unter die politischen Dichter reihte, nur mit dem Unterschiede, daß er den Absoluten, wie der Gräfin Louise Stolberg, und den Negativen gleich fern und einstweilen als Partei für sich dastand. Von jenen schied ihn sein Unabhängigkeitsgefühl und sein lebhaftes Gefühl für das Recht. Wenn er sich vorläufig noch nicht laut dagegen erklärte, so mochte es deshalb unterlassen werden, weil diese Stimmen niemand zu verführen geeignet waren und die Gefahr nicht in den Rundgebungen dieser Dichter beruhte, sondern in den Machthabern, denen sie schön thaten, die aber durch Gedichte, und wären es auch die kräftigsten und gewaltigsten gewesen, nicht zu bekehren waren. Dringender schien die Pflicht, sich gegen die Negativen, die alles Verneinenden, zu wenden, denen das Jauchzen der Menge folgte. Diesen rief er zu, sie möchten ihn immerhin zu den Schwachen werfen, er wolle sich das Lächeln der Freude und das Weinen nicht rauben lassen. Zu ihrer Höhe, wo frostige Sonnen leuchten, könne er sich nicht erheben; er vermöge nicht bloß zu hassen und zu verneinen; seinem Herzen seien Lieben und Glauben noch Bedürfniß. Er bestreitet ihnen die Befugniß, sich Heiden zu nennen, da diese die Gottheit im Sturm der Meere und

im Donner und Sonnenglanz gesehen, während sie nur bemüht seien, jedes Götterbild zu zertrümmern, daß ihnen nichts übrig bleibe, als die große Leere.

Es war in Eicheberg bei Kassel, wo Geibel die meisten seiner Zeitstimmen dichtete, auf dem walдумrauschten gastlichen Schlosse des mit dem Vater befreundeten Karl Otto von der Malsburg, der ihn im Frühjahr 1841 zu sich eingeladen hatte und dort bis zum Sommer des nächsten Jahres mit einer Art von tyrannischer Liebe festhielt. Er wurde jedesmal zornig, wenn vom Abschiede die Rede war. Die Zeit verging dort jedoch nicht bloß in Vergnügungen, Zanf und Versöhnung. Geibel wußte damit ein sehr ernstes Studium der spanischen Poesie zu vereinigen, wozu die von dem Dichter Ernst von der Malsburg, dem verstorbenen Bruder des damaligen Schloßbesizers, angelegte Bibliothek das reichhaltigste Material bot. Aus diesem Studium gingen die „Volkslieder und Romanzen der Spanier“ hervor, die Geibel im Vermaß des Originals verdeutschte und 1843 mit einer Widmung an „Ferdinand Freiligrath, den Dichter und Uebersetzer“ erscheinen ließ. Die meisten sind in der Folge dem „spanischen Lieberbuch“, das er 1852 mit Paul Heyse oder dem „Romanzero“, den er 1860 mit F. v. Schack herausgab, einverleibt. Die vollendete Tüchtigkeit und Schönheit dieser Uebersetzungen bedürfen keines Lobes weiter, da der größte Kenner dieser Dichtungen, Ferdinand Wolf, ihre Meisterschaft in der Widmung seiner Sammlung spanischer Romanzen ausdrücklich anerkannt hat. Manche sind mit kundigem Blick und leichter Hand über das Original hinaus verschönert, einige aber auch nur in dem Stile der Gattung gedichtet, da sich ein spanisches Muster für dieselben nicht entdecken läßt. Der Nachdichter lebt sich unwillkürlich in die fremden Gedanken und Formen ein, so daß ihm ein solcher Wetteifer nahe liegt. Diese eingeschobenen Stücke sind wahre Prachtwerke, deren sich jeder alte spanische Dichter freudig rühmen dürfte.

Erst während des Aufenthalts in Eicheberg wurde Geibel mit den Gedichten Herweghs bekannt. Willig erkannte er die dichterische Begabung an, aber die Verwendung derselben erschien ihm als ein Mißbrauch des anvertrauten Pfundes. Die Uebereinstimmung mit manchen Grundzügen, die vorhin erwähnt wurden, schien es um so mehr erforderlich zu machen, gegen das, was er nicht billigen konnte, sich offen zu erklären, um nicht mit ihm zusammengestellt zu werden. Lange trug er sich mit einem Protest, der natürlich in poetischer Form auftreten mußte. Im Februar 1842 dichtete er dann das Lied „An Georg Herwegh“, den er einen Poeten von Gottes Gnaden nannte, der aber mit seinen Liebern, aus denen sich Jeder nach seinem Sinne das Aergste herauslesen könne, zum Aufbruch läute. Wie ein Säemann, der Zerstörung säe, wie ein Glöckner, der den Sturm der Empörung aufrufe, schreite er einher und wolle den reinen Gottesstrahl zur Fackel Herosstratz entweihen. Das sei nicht deutsche Art, die nach Freiheit und neuem Leben ringe, aber aus alter Zeit die Treue

bewahre. Wol hoffe Deutschland weder von Rußland noch von Frankreich sein Heil; es werde es durch sich selbst erringen. Paris lehre, daß die Freiheit nicht aus dem Morde erwachse. (Es war eben wieder einmal ein Attentat benützt, um Präventivmaßregeln zu begründen.) Die Freiheit wolle vom Geiste errungen werden; doch wer ihr reines Gewand mit blutigem Makel zu entweihen vermöge, der sei, ob er auch mit Engeln singe, ein Streiter der Welt, nicht Gottes. Der Dichter hebt hervor, daß er in einer freien Stadt geboren, daß er um keines Königs Gunst singe; aber als freier Priester freier Kunst, der nur der Wahrheit geschworen, könne er nicht anders. Ob ihm die Welt auch den Stab breche, das Gericht stehe bei Gott.

Das Gedicht hat, wie viele andere von Geibel, seine besondere Geschichte. Er hatte es in die Vaterstadt gesandt. Sein Schwager, der dortige Prediger A. Michelsen, ließ es Pfingsten 1842 als Anhang zu einer Uebersetzung drucken und während er selbst sich auf dem Titel nicht nannte, ließ er „Emanuel Geibel an den Verfasser der Gedichte eines Lebendigen“ darauf nennen. Aus diesem Versteck zog Geibels alter Freund Hitzig das Gedicht und ließ es im Berliner Gesellschafter abdrucken. So kam es an den König von Preußen, und der König, um dessen Gunst Geibel nicht geworben hatte, warb nun gewissermaßen um die Gunst des Dichters, den er von einer ganz andern Seite hatte kennen lernen. Rumohr, der alte Gönner Geibels, hatte dem Könige einen kurzen übermüthigen Vers des Dichters mitgetheilt, der noch aus der Schülerzeit herstammte und jetzt in Lübeck bei allen Photographiehändlern in Illustration zu haben ist. Vor dem Holstenthor zu Lübeck stehen auf dem Brückengeländer einige Statuen nach alten Mustern, die Friedrich der Große geschenkt haben soll; darunter auch ein nackter, nur mit dem Güte und den Flügelshuhen versehener Merkur. Er kehrt den Rücken gen Westen, gegen Holstein, das damals in dänischem Besiz war. Auf diesen Unbekleideten hatte Geibel den Scherzvers gemacht, der in Aller Munde war:

Zu Lübeck auf der Brücken
Da steht der Gott Merkur,
Der zeigt in allen Stücken
Olympische Natur.
Er wußte nichts von Hemden
In seiner Götterruh,
Drum kehrt er allen Fremden
Den blanken Spiegel zu.

Der König, den ein Scherz manchmal lebhafter erfüllen konnte, als das schönste Kunstwerk, hatte große Freude daran und ging um so leichter auf einen Vorschlag Rumohrs ein, dem jungen Poeten, der für sich keinen rechten Platz in der Welt finden könne, die Selbstständigkeit zu sichern. Nach Weihnachten 1842 lud Rumohr seinen Schützling allein zu Tisch und

legte ihm unter die Serviette ein Schreiben aus Berlin des Inhalts, daß der König ihm zur ungestörten Fortführung seiner poetischen Studien einen Jahrgelt von dreihundert Thalern auf Lebenszeit bewilligt habe. Geibel, der keine Ahnung davon gehabt, was Rumohr für ihn auf eigene Hand erwirkt hatte, war unbeschreiblich erfreut über diese Auszeichnung, die ihm gewährte, was er bedurfte, um nur sich und seinem Genius zu leben, „ein Leben vom Staube des niedern Marktes unberührt“. Er dankte dem Könige in jenem schönen Gedichte voll Bekenntnisses und Gelübdes, das Banner deutscher Ehre, Zucht und Art festhalten zu wollen. Und jetzt darf man, ohne begründeten Widerspruch zu erwarten, mit Wahrheit sagen, er hat sein Gelübde unverbrüchlich gehalten, selbst in den Zeiten, als er die Richtung, die vom Könige ausging oder von den in sein Vertrauen berufenen Räten, nicht mehr billigen konnte; er wenigstens hat sich auf seiner Bahn, die eine consequente war, folgerecht weiter bewegt und hat die hohen Ziele, die ihm vor schwebten, fest im Auge behalten, als Andere die Blicke davon abwendeten.

Zunächst machte die königliche Auszeichnung die Aufmerksamkeit auf den Dichter allgemeiner und gewährte ihm bald die frohe Ueberzeugung, daß er in der Neigung seines Volkes fest zu wurzeln beginne. Das machte ihm die betretene Bahn leicht und heiter. Auch andere Dinge erfreulicher Natur schlossen sich allmählig an. Freisigrath lud zu einem Besuche in St. Goar am Rheine, wohin er von Darmstadt gezogen war, ein und gern folgte Geibel der Aufforderung, dort den Sommer zu verbringen. An dem herrlichen Strome mit seinen reizenden Nebenthälern lebten die beiden Dichter, zu denen sich auch Levin Schücking gesellte, bald in einander ein und schlossen eine Freundschaft, die, wenn auch in der Folge nicht mehr Auge in Auge sah, doch die politischen Meinungsverschiedenheiten, die sich schon damals, wenn auch nicht trennend, zeigten, überdauert hat. In St. Goar entstand eine Reihe der innigsten Gedichte Geibels, von denen nur „Spielmanns Lied“ genannt werden mag. Es wird darin mit der anmuthigsten Bilderreihe der Gedanke eingekleidet, daß es unmöglich sei, den liebenden Dichter von der Geliebten zu trennen; sein Lied überfliegt Berg, Thal und Strom, Wind und Waldbögelein tragen es weiter, der Fischer singt es, wenn er sein Netz in's Meer wirft, die Mägde mit den Krügen am Brunnen, der Jäger summt es im Buchenhage, und so kommt es zum Ohr der Geliebten und sie spürt es, wer es sendet, das Lied: „Ich habe dich lieb, du Süße, Du meine Lust und Dual, Ich habe dich lieb und grüße Dich tausend, tausendmal“. Es ist Volkslied geworden und ich habe gehört, daß lärmende Kinder, die von der unwilligen Magd von den Stufen vor der Hausthür weggewiesen wurden, sie mit dem Singen des Refrains zum Lachen brachten und weiterlärmern durften.

Den Winter verlebte Geibel, nach einem Herbstbesuche bei Kerner, in Stuttgart, um seinen ersten dramatischen Versuch zu wagen, der zwar miß-

lang, aber ihn nicht entmuthigte. Beim Studium der spanischen Romanzen hatte sich ihm der Stoff, der in der Geschichte des Königs Rodrigo vorlag, dargeboten. König Roderich sendet seinen Feldherrn Julian an die Grenzen des Reichs, um diese zu schützen und auszudehnen. Während der Feldherr die Vorschläge der Mauren abweist, bringt ihm seine Tochter Florinde die niederschmetternde Botschaft, daß der König sie entehrt und ihr Genugthuung versagt habe. Er wendet sich nun im Bunde mit den Mauren gegen den König, der von seiner Hand fällt. Das Grundmotiv, der Fall Florindens, um den sich die beiden ersten Acte fast ausschließlich bewegen, machte die Darstellung geradezu unmöglich. Ein Gretchen, das dem Führer im Stüd geopfert wird, erträgt man; aber ein gefallenes Mädchen, das als solches gleich auftritt, ist eine peinliche Erscheinung. Der Mißgriff, den der Dichter bald selbst erkannte, in diesem deshalb entschieden verworfenen Stücke zeugt von einer weltunerfahrenen Unschuld des Herzens, die, was im epischen Gedichte leicht angedeutet war, nun auch vor den Augen und Ohren der Schauenden und Hörenden glauben behandeln zu können. Auch in der Charakterzeichnung zeigt sich, trotz einiger geschickter Züge, die unsichere Hand des Anfängers, und selbst die Sprache hat den natürlichen poetischen Ton nicht zu treffen und geschraubte Wendungen nicht zu vermeiden gewußt. Es ist zu bedauern, daß ein kritischer Freund den Dichter nicht von der Veröffentlichung zurückhielt. Denn diese verunglückte Dichtung ist schuld gewesen, daß er längere Zeit an seiner dramatischen Begabung irre wurde. Er wußte sehr wohl, daß sich der wahre Dichter nur bewähre, wenn er sich auch im Drama bewähre, die Gedanken in lebenden Gestalten vor Augen stelle und Menschengeschicke durch sie entwickle. An Entwürfen fehlte es nicht und manche darunter, die seiner Natur entsprachen, wie ein Tristan, besonders die Albigenser, würden ihm gelungen sein und Muth und Selbstvertrauen zurückgegeben haben, wozu ein Umblid in der Zeit nicht geeignet war. Diese zeigte ihm mehr und mehr einen getrübbten Horizont und brachte ihn zu dem verzweifelnden Wunsche, daß ein tüchtiger Krieg dem Haber in West und Ost Schweigen gebieten möge. Da er es nicht für seine Aufgabe hielt, den händeringenden Tribun zu spielen, um den Lärm auf den Gassen zu vermehren, und da ihm das Handeln versagt war, glaubte er auch auf das Wort verzichten zu müssen und das Unabänderliche hinnehmen zu sollen, wenn auch nicht mit Freude, doch mit Gelassenheit.

Andere dachten anders und unter diesen sein rheinischer Freund, der durch Hoffmann von Fallersleben aufgestachelt die preußische Pension nicht stillschweigend zurückgab, sondern mit seinem Glaubensbekenntniß mitten unter die radikalsten Häufen trat. Es waren zum Theil ältere Gedichte, die ihrer selbst wegen concipirt und nun gut oder übel mit einer politischen Spitze versehen waren, Zerrbilder, wenn man die frühere Gestalt dagegen hielt. Damals machten sie ein kaum noch begreifliches Aussehen

und auf Geibel übten sie eine fast lähmende Wirkung. Es war, als ob der schöne Sommer am Rhein eine gespenstische Täuschung gewesen. Wie hatte er mit dem Dichter leben können, der ein solches Glaubensbekenntniß damals verschwieg! Aber Freiligrath hatte damals keinen Hauch von solchem Geiste gehabt, er war ein völlig objectiver Dichter gewesen, der von sogenannter Tendenz nichts wußte.

Die einzige Möglichkeit für Geibel, sich von dem lähmenden Eindruck zu erholen, den die unerwartete Wandlung des Freundes auf ihn gemacht hatte, lag darin, daß er sich der grübelnden, in sich selbst wühlenden Lyrik entzog und Stoffen zuwandte, die eine objectivere Behandlung verlangten. So entstanden die Balladen vom Bagen und der Königstochter, das kleine epische Gedicht von König Sigurds Brautfahrt, der morgenländische Mythos und andere, die ihn von ganz neuer Seite zeigten und ihm das für den Dichter unerläßliche Vertrauen in die eigene Kraft vollständig wiedergaben. Bald kam auch ein äußerer Anlaß, der ihm den rechten Weg zeigte.

Lübeck war auf den Handel angewiesen und sah sich durch seine Einteilung zwischen fremde Territorien fast auf die Wasserstraße der Trave beschränkt. Die freie Schifffahrt war durch den dänischen Sundzoll gehemmt; sie hatte fast nur noch das Becken der Ostsee und dieses nicht allein, sondern mußte darauf die Concurrenz der anderen Uferstaaten bestehen. Als diese ihre Häfen durch Eisenbahnen zu verbinden begannen, durfte die alte Hansestadt es nicht versäumen, in dieses sich erweiternde Netz einzutreten. Der Senat beabsichtigte einen Anschluß an die Bahnen, die von Hannover nach Lauenburg und von Hamburg nach Berlin gezogen wurden. Um die Verbindung bewerkstelligen zu können, mußte dänisches Gebiet, das heißt deutsches Land, das unter der Herrschaft des Dänenkönigs stand, durchschnitten werden. Die Erlaubniß wurde in Kopenhagen rund abgeklagen. Das kam einem Todesstreich gegen Lübeck gleich und rief im nordwestlichen Deutschland die heftigste Entrüstung hervor, der Geibel durch seinen „Ruf von der Trave“ berebten Ausdruck gab. Er schilderte die alte Macht Lübecks, die Ohnmacht Dänemarks, sein trüglisches Spiel und rief das deutsche Reich an, den Troß des Feindes zu brechen. Aber wo war das deutsche Reich? Der Bundestag? Dieser, den der Senat angerufen, that, was er immer that, er erklärte sich für incompetent.

Dänemark blieb bei diesem ersten Schritte nicht stehen. Der König schrieb den offenen Brief, durch den er die deutschen Herzogthümer für Theile des dänischen Gesamtstaates erklärte. Das veranlaßte die „Zwölf Sonette“ für Schleswig-Holstein (1846), in denen der Dichter seinem patriotischen Zorne Luft machte. Er deckt das Grundübel Deutschlands auf, den Mangel eines einheitlichen Willens und den dadurch bedingten Mangel eines Willens überhaupt, wodurch wir das Elsaß verloren und nun auch diese Länder einzubüßen Gefahr liefen. Er dringt auf Eintracht. Aller innere Hader soll einstweilen zurücktreten, bis die Einmüthigkeit

Aller den Raub vereitelt oder den pygmäischen Feind vernichtet habe. Denn Dänemark an sich sei so lächerlich klein und schwach, daß es nur eines Streiches bedürfe, um das sich spreizende Ding in die blutige Lache zu werfen. Weber Rußland noch Frankreich dürfe gescheut werden, wo es sich um Deutschlands Ehre handle. Er sieht die Zeit am Webstuhle sitzen, um im Teppich der Geschichte ein Bild zu weben. Noch kann Deutschland zwischen Ruhm und Schmach wählen. Kein Zaudern und Zagen mehr! Es gilt den Spruch, ob Deutschland die eigenen Kinder hilflos von sich stoßen oder über die Feinde und Dränger ein zerschmetterndes Gericht verhängen wolle. „Thu' deinen Spruch! Es harret die Weltgeschichte!“ Es war eine Predigt in der Wüste. Nichts geschah. Der König, dessen grossenden Zorn ein Verbrand de Born wachrufen und mit Bligeskeilen waffnen wollte, verstand es, die Mahnung zu überhören. Das Vertrauen auf Preußen sank nicht, aber wol das Vertrauen auf die damaligen Leiter desselben, die auch in den kirchlichen Dingen seine Theilnahme nicht mehr fanden. Er wendet sich fragend „An die Gewaltthamen“, die Herren aus der Zeit des Eichhorn'schen Ministeriums, ob sie der Meinung seien, die freie Gabe des heiligen Geistes mit ihrem Stabe zu stützen? Ob sie meinten, daß der, dessen Hand den ewigen Felsen seines Wortes seit zweitausend Jahren gehalten, schlafe, weil ihnen von Gefahr träume? Er will, daß die Geister ihre Bahn wandeln; in Sturm und Ungewitter werde die Luft rein und klar. Möge die Verneinung wie eine Sündfluth anschwellen, ein bloßer Machtpruch werde sie nicht zurückdrängen.

Hier beginnt ein Umschwung in den Anschauungen des Dichters. Er hält noch an der Kirche fest, aber er unterscheidet zwischen ihr und den engen Schranken, in denen bei schlimmer Zeit die Summe christlicher Gedanken aufbewahrt sei. Und in späterer Zeit, als sich diese Idee im Stillen weiter entwickelt hatte, bekennet er, daß die Formen der Kirche das göttliche Geheimniß nicht mehr fassen; sie weigert Tausenden, die fromm zu Gott rufen, den Schooß der Gnade. Er fleht zu Gott, den heiligen Geist in neuer Kraft aus den dunklen Buchstaben der Schrift, aus der Haft der erstarrten Lehre auferstehen zu lassen, daß der Glaube Leben und die That Bekenntniß werde, er fleht um eine freie neue Kirche auf dem alten Grunde.

Es mag genügen, diesen Wendepunkt mit den Worten des Dichters angedeutet zu haben. Es drängt sich zu viel Stoff heran, um die innere Lebensentwicklung, wie sie sich in zahlreichen Gedichten und besonders in den Sprüchen kund gibt, im Einzelnen zu begleiten. Kaum daß der Zusammenhang der größeren selbständigen Dichtungen mit jener Entwicklung aufgewiesen werden kann. Aus der Zeit des Sommers am Rhein unter der Loreley war eine Neigung für die Behandlung dieser modernen Rheinlage übrig geblieben. Zunächst wurde eine Ihyrisch-rhapsodische Form

gewählt, aber bald verworfen. Die persönliche Bekanntschaft mit Felix Mendelssohn, der sein Leben hindurch nach einem passenden Operntexte schmachtete, veranlaßte die Wahl der Opernform. Die Dichtung, über deren Composition Mendelssohn starb, gehört zu den vorzüglichsten Geibel's. Sie hat die entschiedenste dramatische Struktur, sie ist theatralisch wirksam und umfaßt alle Töne, die dem Lyriker zu Gebote stehen, vom zartesten weichsten Schmelze bis zum gewaltigsten Ausdruck der Leidenschaft. Und das Alles in so vollendeter Form, so musikalischer Sprache, so raschem Wechsel der plastischen Bilder, in so geschlossener Rundung des Ganzen, daß es mir stets unbegreiflich gewesen, wie diese höchste Blüthe seiner lyrischen Kunst so unbeachtet bleiben konnte. Die Composition von Max Bruch, die ich nicht gehört habe, wird gerühmt, auch soll sie auf der Bühne Erfolg gehabt haben. Doch auch sie ist nicht im Stande gewesen, der Dichtung Theilnahme zu gewinnen. Es ist der einzige mir bekannte deutsche Operntext, der selbständigen poetischen Werth besitzt.

Auch das kleine Lustspiel „Meister Andrea“ hat nur geringe Wirkung gehabt. In München, wo es gut aufgeführt wurde, fand es großen Beifall, auch wird es mit vertheilten Rollen gern gelesen, aber seit 22 Jahren hat es nur in zweiter Auflage erscheinen können. Es stammt aus weit älterer Zeit. Verfaßt ist es für eine Aufführung im Palais des damaligen Prinzen von Preußen und wurde dort am 7. April 1847 von Dilettanten zuerst dargestellt. Der Stoff ist einer italienischen Novelle entnommen. Der dicke Bildschnitzer Andrea hat vergessen, daß er Freunde eingeladen, die vor seine verschlossene Thür kommen und nun verabreden, ihn für seine Vergesslichkeit zu strafen, indem sie ihn dahin zu bringen glauben, er sei der Capellmeister Matteo. Sie bringen es wirklich soweit fertig, daß er sich für Matteo hält; was sie aber nicht beabsichtigt haben, thut er nun in Matteo's Namen gegen dessen Willen und den der Nedder. Er verheirathet Matteo's Nichte Margherita mit dem Baumeister Leonetto. Der Gefoppte foppt, ohne es zu wissen, die Fopper. Nur durch diese Wendung wird das Sujet künstlerisch. Der Versuch, den Zerstreuten in eine Art von Geisteskrankheit zu versetzen, rächt sich an den Versuchern. Auch wird Andrea durch den Schwank gewissermaßen ein Anderer, indem er sein sauerwürstisches Wesen abstreift und ein behaglicher Mensch wird. Die Rolle des Malers Buffalmano, des eigentlichen Anstifters des Scherzes, spielte der Prinz Friedrich Wilhelm, der jetzige Kronprinz Preußens und des deutschen Reiches. Geibel selbst hatte die Einstudirung geleitet. Die Aufführung wurde am 8. März 1848 von denselben Darstellern wiederholt und wieder mit demselben Vergnügen und großem Beifall.

Mehrere Schwänke ähnlicher Art, voll heitern Muthwillens und bester Laune, waren im detaillirten Entwurfe vorhanden, blieben aber unausgeführt, da die Zeit ein drohend ernstes Gesicht annahm. Es war das Jahr 48 mit seinen gespannten Hoffnungen und seinen furchtbaren Ent-

täuschungen. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie tief der Dichter durch die Ereignisse bewegt werden mußte. Er hatte immer das Wort hochgehalten, daß der Geist stärker sei, als die Klingen. Nun schien, in Berlin wenigstens und im Südwesten, die brutale Gewalt nur zwischen oben und unten gewechselt zu haben. Der Pöbel hatte sich den zerfetzten Königsmantel umgeschlagen. Aus diesem Norden konnte die Freiheit nicht erwachsen. So mußte sich ihm die Gegenwart zu seiner Vergangenheit stellen. Aber das war nur ein Durchgang, waren nur Geburtswehen der Geschichte, nicht ihr Ergebniß für immer. Erhebend war schon die bis dahin unerreichbar gewesene rasche kräftige Einigkeit gegen den äußern Feind, erhebender noch die Hoffnung auf eine einheitliche Neugestaltung des Vaterlandes. Es schien, als könne die Dichtung wieder mit der Geschichte gleichen Schritt gehen.

Die Zeit selbst schien einen schon länger erwogenen Stoff eines historischen Schauspiels zu dictiren: die Geschichte Heinrichs des Ersten, des mannhaften Wiederherstellers des deutschen Reiches. Der Entwurf wurde rasch vollendet. Die ganze Verwirrung der Gegenwart mit ihren ahnungs-vollen Ausblicken in die Zukunft spiegelte sich von selbst in der Exposition des Stoffes. Der erste Act gelang. Der Odem der Zeit trug den Dichter. Jene Aussicht auf ein deutsches Kaiserthum, das seinen innersten Herzenswünschen entsprach, für das er seit den Knabenjahren geschwärmt, begeistert gesungen, ernsthaft gestritten, schien sich zu verwirklichen. Sein Kaiser Konrad, der auf dem Sterbebett von dem ganzen Elend deutscher Versunkenheit und Zerklüftung noch einmal erschüttert wird, überwindet sich selbst, dem Vaterlande zu Liebe, und empfiehlt den Feind seines Lebens, den Sachsen Heinrich, zum Nachfolger. Die Wahlfürsten überzeugen sich von der Richtigkeit des Rathes und von der gebieterischen Nothwendigkeit, ihn zu befolgen. Da lehnt, nicht Heinrich, da lehnt Friedrich Wilhelm die deutsche Kaiserkrone ab, weil er kein Heinrich war. Mit diesem unerwarteten Schritte versank der Traum deutscher Reichseinheit, deutscher Macht und Größe, dem Dichter wie der Nation, ein schon halb gehobener Schatz, wieder in's Bodenlose, und mit ihm das Schauspiel Heinrich der Erste, nicht aber das feste Vertrauen, daß dennoch ein deutscher Kaiser an's Licht geboren werde.

Zur Zeit der allgemeinen Enttäuschung, in den Tagen der Reaction that Geibel das Klügste; er zog sich auf seine Studien zurück. Schon im Jahre 1848 hatte er für einen in das Parlament gewählten Freund dessen Stunden am Lübecker Gymnasium übernommen und war in der gewissenhaften Erfüllung freiwilliger Pflichten auf das ernstlichere Studium der Geschichte und der mittelalterlichen Literatur angewiesen. Daraus erwuchsen die Entwürfe zu neuen Dramen, von denen bisher nur zwei ausgeführt sind, Brunhild und Sophonisbe, beide noch in Lübeck begonnen, aber erst in München ausgeführt. Dorthin berief ihn im Januar

1852 der König Maximilian als Ehrenprofessor an der Universität mit einem mäßigen Gehalte.

Der königliche Ruf kam völlig unerwartet, ohne den geringsten Schritt von seiner Seite. So ehrenvoll das Anerbieten war und so angenehm der Wirkungskreis erschien, der ihm eröffnet wurde — er sollte über Literatur und Aesthetik lesen und nur für das Wintersemester an München gebunden sein, die Sommermonate nach seinem Belieben verwenden — so schien es doch eine gebotene Vorsicht, das Terrain vor Abgabe einer bindenden Zusage erst genauer kennen zu lernen. Er reiste im März nach München und wurde dem Könige am 8. vorgestellt. Der Empfang war überaus wohlwollend. Der König ließ sich mit sichtlichem Interesse von den Arbeiten erzählen, die den Dichter beschäftigten. Er sagte, er selbst habe keine Zeit mehr für den Umgang mit den Mäusen, aber die Theilnahme für fremde Schöpfungen wolle er sich durch nichts verkümmern lassen. Er sprach mit vielem Sinn von der Aufgabe des Poeten in unserer Zeit, er müsse den idealen Zug festhalten, ohne der Wirklichkeit sich zu entfremden. Er entließ ihn mit den Worten Schillers, daß der Dichter mit dem Könige gehen müsse. Wohlwollend, wenn gleich etwas ceremonieller, war einige Tage später auch der Empfang bei der Königin. Mit einiger Befangenheit ging Geibel zum Kultusminister, der ihm als das Haupt der mächtigen ultramontanen Partei und als geschwornener Gegner jeder Berufung von Protestanten geschildert war. Ein Kaplan in Kniehosen und schwarzen seidenen Strümpfen empfing ihn im Vorzimmer und führte ihn dann ein. Der Minister sagte ihm einige Verbindlichkeiten über die Gedichte und gab ihm dann sein zu verstehen, man werde ihm nicht das Mindeste in den Weg legen und ihm bei seiner exceptionellen Stellung gern jede Freiheit gestatten, wenn er sich auf dem Gebiete der Aesthetik halte und sich in keine Controversen einlasse. Der Minister v. d. Pfordten, den er einige Male verfehlt hatte, suchte ihn im Wirthshause auf und gab sich ganz in der bequemen, behaglichen Weise, wie fünf Jahre früher, als er den Dichter bei Gelegenheit der Germanistenversammlung auf seinem Zimmer aufgesucht hatte. Einige Tage nach dem ersten Empfang wurde Geibel auf den Abend zum König beschieden. Er fand einen kleinen außerlesenen Kreis beisammen und bald erschien der König mit der Königin. Es war viel weniger genirt, als bei den feierlichen Einführungsaudienzen, man sprach mit dem Königspaaire ober unter einander, wie es kam. Nach dem Thee wünschte der König, etwas vorlesen zu hören, worauf Doenniges schon vorbereitet hatte. Geibel las einige seiner bereits gedruckten Gedichte und dann auf den besondern Wunsch der Königin das „Geheimniß der Sehnsucht“, eine Wahl, die der Königin Ehre macht, da dies Gedicht, in dem das auf eine überirdische Heimath gerichtete Heimweh geschildert wird, zu den tiefsten und vollendetsten des Dichters gehört. Die königliche Frau war ersichtlich von dem

Vorträge tief ergriffen und wünschte noch andere der Juniuslieder zu hören, und nannte immer die besten. Sie schien das Buch genau zu kennen, das in München viel verbreiteter war, als die „Gedichte“. Nach dem Souper wurde Geibel in aller Form entlassen.

Er hatte zugesagt, im Herbst seine Professur anzutreten. So übersiedelte er im November 1852 nach München und hielt seine erste Vorlesung am 23. November in dem gedrängt vollen Hörsaal. Das Katheder war mit Blumenguirlanden umwunden und auf dem Pulte lag ein Lorbeerfranz mit passender Inschrift. Seine Ernennung war schon im Mai erfolgt, wobei ihm zugleich das bayerische Indigenat unter Vorbehalt seiner bisherigen Staatsbürgerrechte ertheilt war. Bald folgte der Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft und der Kronenorden, um den Bürgerlichen hoffähig zu machen.

Der König zeigte in ununterbrochener Stetigkeit die offenste herzlichste Freundschaft für den Dichter, der seinerseits sich auch dem Könige von ganzem Herzen angeschlossen, aber es sich von Anfang an zum unverbrüchlichen Gesetze machte, sich in keiner Weise in politische Dinge zu mischen oder seine Stellung als Freund zur Stellung eines einflussreichen Günstlings werden zu lassen, immer nur der Poet zu bleiben, von dem man nichts erwarten, nichts erbitten dürfe als Gedichte; darin sich aber seine volle Freiheit zu bewahren. Als einst in einem Concerte Geibels Gedicht des Alten im Barte, das 1845 in Lübeck entstanden war, gesungen wurde, und der König den Schluß, wann der Kaiser die Braut Deutschland heimführen werde, bedenklich fand, erwiederte Geibel ohne Bedenken, er sei geboren, wo das Lied entstanden und der König habe ihm selbst seine dortigen Rechte vorbehalten. Lächelnd meinte der Fürst, er werde ihrer hoffentlich nicht bedürfen. Aber häufig regte sich doch ein Bedürfnis; nicht als ob er sich der politischen Verhältnisse wegen in die Heimath zurückgesehnt hätte, die Abhängigkeit überhaupt war ihm drückend. Der König hatte Abendgesellschaften bei sich angeordnet, zu denen nur Männer der Kunst oder Wissenschaft oder Vertraute des Königs gezogen wurden. Geibel durfte nie fehlen. So zwanglos es dort herging, so viel Zwang legten sie doch an sich selbst auf, da sie in mancher Woche drei, viermal angesagt wurden und Geibel, der häufig kränkelte, sich überwinden und aufraffen mußte, um nicht zu stören. Denn hatte er gebeten, ihn zu entschuldigen, so wurde in der Regel der Abend abgesagt. Auch in anderer Weise gab der König oft genug zu erkennen, wie unentbehrlich Geibel ihm geworden. Wenn er, was häufig geschah, Ausflüge machte, sollte der Dichter dabei sein, ja ihn auf größeren Reisen begleiten, was er, mit Rücksicht auf seine Gesundheit, jedesmal verbat. Mehr als einmal hat Geibel gebeten, ihn wieder frei zu lassen. Dann wurden die Verpflichtungen immer leichter gemacht, der Aufenthalt in München nur für wenige Monate ausbedungen, aber entlassen hätte ihn der König niemals. Nur

der Tod konnte das Verhältniß lösen. Und als diese Lösung eingetreten, setzte Geibel ihm jenes schöne Ehrenmal „Am Ostersamstag“, ihm, „dem stillen Ueberwinder, der sich selbst besiegt, um seinem Volk genug zu thun, und jeder Willkür, jeder Leidenschaft den Zügel des Gewissens angelegt. Getreu, beharrlich, heiligen Willens voll. Ein fürstlich Vorbild reiner Menschlichkeit, leutselig, liebevoll, jedes fremden Glücks sich miterfreuend, hülfreich jeder Noth. Denn köstlicher als seine Krone war das Herz, das unter seinem Purpur schlug, das lautere, stets sich selbst getreue Herz, aus dem auf Alles, was er sprach und schuf, ein Sonnenstrahl der reinsten Güte fiel“.

Auch einen anderen tiefschmerzlichen Verlust hatte Geibel in München zu beklagen. Er hatte sich am 26. August 1852, vor seiner Ueberfiedelung nach München, mit Amanda Trummer vermählt, die ihm am 10. Mai des folgenden Jahres ein Töchterchen, Marie, schenkte und ihn wahrhaft glücklich machte, so weit er es bei seiner leidenden Gesundheit sein konnte. Als die Cholera 1854 in München ausbrach, flüchtete er mit seiner Familie nach Lindau am Bodensee, von wo er selbst im Herbst, als sich die Gefahr der Seuche verzogen, Genesung mitbrachte, wie er es so schön und dankbar im „Abschied von Lindau“ ausspricht. Auf der Rückfahrt fühlte Ada plötzlich heftige Schmerzen. Gleich nach der Ankunft in München mußte sie das Bett hüten und sie ist von ihrem Schmerzlager nicht wieder erstanden. Am 21. November 1855 machte der Tod ihren Qualen, die sie mit himmlischer Geduld ertrug, ein Ende. Schwindt versuchte die schönen verklärten Züge der Todten zu zeichnen. Er machte mehrere Skizzen. Keine genügte ihm. Dann warf er den Stift schmerzlich fort mit den Worten: „Diesen Engel zeichnet keine Menschenhand!“ Es gibt ein schönes farbenfrisches Bild von Kaulbach voll idealischer Schönheit, sanft, gütig und doch strahlend von Jugend und Leben. Das Original war schöner und ihre Seele schöner als dies seelenvolle Antlitz. Ihr sind die Tagebuchblätter „Ada“ in den Neuen Gedichten geweiht, die das Glück der Liebe, der Ehe, den heftigen Schmerz um den Verlust, die stille Gewißheit einer nachdauernden Vereinigung der Geister schildern, einfach, schmucklos und um so ergreifender. Das letzte Lied in seiner ruhigen Einfachheit schildert, wie die Geschiedene in seinen Träumen an sein Bett tritt und ihm still die Hand auf's Herz legt. Um die reinen Züge webt der Glanz der Ewigkeit und das Auge blickt, als ob es frage: „Was härmst du dich? Ich bin nicht weit.“ Die Erscheinung schwindet, aber es bleibt ein Hauch, ein Trost, das süße Wissen, daß ihr Lieben auch durch den Tod noch zu ihm dringt.

Die Münchner Zeit, trotz ihrer Leiden und Zerstreuungen, war reich an großartigen und lieblichen Gedichten. Von jenen seien nur die erwähnt, in denen weltgeschichtliche Wendepunkte im engsten Rahmen mit den weitesten Ausblicken behandelt werden: Die Sehnsucht des Weltweisen,

der Bildhauer des Hadrian, vor allen Tiberius und Ischarioth. Der sterbende Kaiser schleudert im Zorn über das entartete hoffnungslose Geschlecht das Scepter aus dem Fenster, das einer Wache zu Füßen fällt. Der blondbärtige Kriegsknecht, der in Träumereien versunken dagestanden, hebt es auf, ohne zu wissen, was es sei, und sinkt in seine Träumerei zurück; er denkt an seine Heimath im Weserthal, an Weib, Kind und Genossen und dann fließt ein anderes Bild hinein, wie er einst im Morgenlande an einem Kreuze Wacht gehalten. Ihn blickte der Dulder mit einem Blick an, in dem ein unermessener Abgrund des Leides und dennoch die Fülle alles Segens lag. „Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen, und seines Volks Geschlechter sah er zieh'n, unzählig, stromgleich; über den Gefilden von Waffen wogt es, und auf ihren Schilden stand jener Mann und Glorie strahlt' um ihn.“ Da kommt aus dem Palaste dumpfes Geräusch; der Herr der Welt ist todt; jener aber schaut kühn in's Morgenroth und sieht's wie einen Vorhang der Zukunft wallen. — Im Judas Ischarioth, einem Monolog, ist der kühne Versuch geglückt, den Verräther und den Versucher zu identificiren und den Verrath daraus abzuleiten, daß die Verführung abgewiesen wurde.

Auch die beiden Tragödien Brunhild und Sophonisbe sind, wie sie vorliegen, auf Münchner Boden erwachsen. In der Brunhild ist der oft gemachte Versuch, die Gestalten des deutschen Epos dramatisch zu behandeln, bis auf einen gewissen Grad geglückt und von diesem, der Bändigung der Brunhild durch Siegfried, abgesehen, ist der hohe Werth der Tragödie anerkannt und durch gelungene Bühnen Darstellungen bestätigt worden. Auf der Bühne selbst ist der Punkt des Anstoßes nicht anstößig. Wenn die Schauspieler nur einigermaßen ihre Pflicht thun, so ist die Dichtung selbst mächtig genug, um rasch über dies Grundmotiv hinwegzureißen, das ohnehin mit leichter Hand auf den ersten Trug zu beschränken war, den Siegfried auf dem Felsensteine vollbracht hatte. Dort war er schon früher gewesen und Brunhild hatte ihn unausgesprochen geliebt. Als er mit Gunther kommt, meint sie, er selbst wolle um sie werben. Sie hat sich, um nur ihm zu gehören, selbst das Gesetz gegeben, nur den zum Gatten zu wählen, der sie bezwingen könne. Dies thut Siegfried in Gunthers Rüstung. Sie muß dem Könige folgen, aber sie liebt ihn nicht. Dieser erinnert in Worms den Siegfried an sein Versprechen, ihm Brunhild zum Weibe zu verschaffen. Bisher besitze er nur die Braut. Jetzt begehrt Siegfried den zweiten Trug, indem er die Wilde bändigt und ihr den Gürtel nimmt. Brunhild ist wie vernichtet und lehnt sich gegen die Götter auf, von denen sie getäuscht sei. Das ist ein Grundzug dieser Dichtung, daß die handelnden Personen, selbst die, denen das Wort der Gottheit kund geworden, die Dinge, die sie mit Augen geschaut, nicht nach der Wahrheit, sondern nach dem Scheine beurtheilen, aus den Thatfachen falsche Schlüsse ziehen und durch die

unrichtigen Folgerungen sich zu verderblichen Schritten verleiten lassen. Die ganze Schuld Brunhilds liegt nur hierin. Was ihr durch den priesterlichen Mund der mütterlichen Sigrun die Götter verkündet haben, hat sie gehört, aber nicht verstanden, da ihr der Glaube an eine unerschütterliche Weltordnung mangelt. In ihrer menschlichen Willkür meint sie, die Dinge einen Gang hinauslenken zu können, der sie zur Erfüllung ihrer Wünsche führt, und gerade die von ihr selbst geschaffene Ordnung wird ihr Verderben, das mit dem der Uebrigen unauflöslich verkettert ist. Sie ist längst verurtheilt, und durch sich selbst, bevor das Stück beginnt, und sie erhebt sich erst wieder zur Höhe ihres ursprünglichen Wesens, als sie physisch untergeht und das Trauerspiel schließt. Sie liebt Siegfried, den sie mit Chriemhilde nicht glücklich glaubt, weil sie dem Schein traut. Als Siegfried sie aufklärt, daß der Starke nicht die Heroine, sondern die sanfte Weiblichkeit liebt, erinnert sie ihn an seinen ersten Aufenthalt auf dem Fenster, wo er anders geschienen. Auch diese Täuschung zerstört er ihr. Als sie nun an der Tempelpforte inne wird, daß sie dem Truge des geliebten Mannes erlegen, wandelt sich ihre Liebe in tödtliche Rache um, der Siegfried zum Opfer fällt. Erst an seiner Bahre, mitten im Triumphiren über dies schmählige Bild von gestern, das, Staub beim Staube, ihr zu Füßen liegt, überwältigt sie plötzlich der Jammer um den Erschlagenen, den schönen Liebling der Sonne, mit dem alle Lust der Welt und alle Herrlichkeit dahin ist. Die Liebe, die so lange vom Haß das Antlitz geborgt hat, bekennt sie frei und laut. Nur ihm will sie angehören und mit seinem Schwerte gibt sie sich den Tod.

Nur eine genaue Analyse würde im Stande sein, die feste Gliederung, die vollendete Sicherheit der Technik darzulegen. Von Scene zu Scene schreitet die Handlung bis zum Schlusse des dritten Actes, immer im gleichen Schritt die Vergangenheit enthüllend und die Verwicklung beschleunigend, stets sich steigend, bis zu der Höhe hinan, wo Brunhild aller ihr bitteren Täuschungen inne geworden. Von da an steigt sie nothwendig abwärts, um sich im fünften Acte zu der neuen Höhe des freien Bekenntnisses und der Sühne durch den Tod zu erheben, den Niemand über sie verhängen kann, als sie selbst. Der Dichter hat diese Gestalt erst geschaffen und innerlich erschossen. Im Epos ist sie kaum mehr als ein Name, und was er von dorthier aufgenommen, hat ihn mehr gehemmt, als gefördert. Er hätte auch noch Manches davon abstreifen können, um eine freiere Bewegung zu gewinnen. Ohne das, was zwischen dem ersten und zweiten Acte liegt, würde auch der böse Wille keinen Vorwand finden, an dieser Dichtung zu rütteln, die sich, nach den vier Auflagen zu schließen, doch unabhängig von der Bühne ein Publikum errungen hat. Ich habe sie einige Male aufführen sehen, in Dresden von der Jenausche, welche die ganze dämonische Gewalt dieses Weibes vollendet zur Erscheinung brachte, aber nicht unterstützt ward, weil die Schauspieler Hebbel

nicht verbunkeln lassen wollten. Und doch war die Wirkung eine gewaltige. Die naheliegende Vergleichung mit Hebbels Nibelungen vermeide ich, da ich nicht einmal der Geibel'schen Dichtung nach allen ihren Verflechtungen und Charakteren folgen konnte.

Auch bei der andern Tragödie, bei Sophonisbe, behalte ich nur die Hauptgestalt im Auge. Auch sie hat sich unabhängig von der Bühne Bahn gebrochen, da sie in kürzerer Frist als Brunnhild es zur vierten Auflage gebracht hat. Diesen Erfolg erwartete der Verleger nicht. Als ich dem Geschäftsführer Roth 1866 gelegentlich ankündigte, die Sophonisbe werde binnen Kurzem ihre Aufswartung machen, meinte er verbroßlich: „Nehmen werden wir sie ja; aber was werden die Numider ausrichten! Für solche Rothhäute hat das Publikum keinen Sinn.“ Die Numider sind auch Menschen gewesen und Geibel hat sie wie Menschen dargestellt. Seine Sophonisbe ist die einzige Patriotin neben ihrer Verwandten, der priesterlichen Thamar. Sie hat nur ihr Vaterland, Karthago, vor Augen. Um dies gegen die Römer zu retten, sucht sie nach einem Manne, der den Namen verdient, einem Manne, der die Freiheit des Vaterlandes behaupten kann. Massinissa, der um sie wirbt, scheint ihr dieser Mann nicht, da sein willenloser Unbestand jedem Triebe gehorcht. Ueberdies ist er ein Fürst ohne Reich. Sie wählt den Syphax, um an ihm einen Bundesgenossen für Karthago zu gewinnen. Sie erwartet voll Siegeszuversicht jeden Augenblick von ihm die Kunde, daß er die Römer geschlagen; statt dessen bringt der Bote die Nachricht, daß die Feinde sein Lager überfallen und vernichtet, daß er sich in sein Schwert gestürzt. Sie selbst fällt mit ihrer Burg Cirta in die Gewalt des Massinissa, der zu den Römern übergegangen war und jetzt, vom Anblick der geliebten Frau überwältigt, bereit ist, für ihre Hand von den Römern abzufallen. Sie bringt das Opfer ohne ihr Herz. Aber Scipio, der den beabsichtigten Verrath durchschaut, geht allein in das numidische Lager und bringt die Abtrünnigen durch Hoheit und Güte zur beschworenen Pflicht zurück. Selbst Sophonisbe ist von ihm überwältigt. Sie, die den Mann für das Vaterland gesucht, findet wenigstens den Mann und vergißt, daß dieser Mann ein Feind ist. Da vernimmt sie von einem Diener und von Massinissa, die es aus Scipios eigenem Munde gehört, daß er sie im Triumphe aufführen wolle. Er sinkt in ihren Augen zum gemeinen Gleißner. Sie beschließt, da Massinissa den Dienst verweigert, den Falschen zu ermorden, bringt in sein Zelt und liest dort den Brief Scipios an den Senat, daß er die Sophonisbe im Triumphe aufführen werde, aber nicht als Gefangene, sondern als Bundesgenossin. Er steht wieder groß und hoch vor ihr, aber ebenso groß und schwer erscheint ihr die Schuld, ihn verkannt zu haben. Sie weckt den Schlafenden, gesteht ihr Vorhaben und ist, als er auch jetzt noch groß und gütig verzeiht, auf dem Punkte, ihre Liebe zu bekennen, als die Kunde kommt, daß Thamar, der sie die Burg Cirta übergeben hatte,

dieselbe verbrannt und sich in den Flammen begraben habe, um mit dem festen Plaze nicht in Römerhand zu fallen. Da geht ihr die Verblendung auf, daß der Mann, den sie gefunden, der Feind ihres Vaterlandes ist. Indem sie dem, welchem sie niemals angehören kann, ihre Liebe bekennt, gibt sie sich den Tod. Scipios tiefer Schmerz wird durch die Nachricht zurückgedrängt, daß Hannibal gelandet sei. Er bricht nach Jama auf.

Auch diese Tragödie ist so fest und sicher gegliedert, wie die vorige und mit so leichter Hand ausgeführt; daß man die langsam prüfende, wählende und verwerfende und endlich entscheidende Arbeit nicht erkennt.

Als Sophonisbe 1868 erschien, war Geibel von München schon frei. Er hatte im Namen seiner Vaterstadt den König Wilhelm, der dort einen Besuch machte, mit einem Gedicht begrüßt, das mit dem Wunsche schloß, des Königs Auge möge es dereinst noch sehen, wie ununterbrochen vom Fels zum Meere über's Reich sein Adler ziehe. Das mißfiel in München. Es wurde ihm der Stuhl vor die Thür gesetzt, von derselben Hand, die 1871 dem Könige Wilhelm die Kaiserkrone entgegentrug. Die großen Thaten, welche diesen Umschwung erzeugten, hat Geibel mit seinen Liedern, die unter allen Kriegs- und Siegesliedern jener großen Zeit den Preis behalten werden, begleitet. Gesammelt sind sie mit den älteren, die Zeit festhaltenden Gedichten als „Heroldsrufe“, und werden nun, nachdem sie vier Auflagen erreicht, so weit sie neu sind, in den nächsten Band der Gedichte übergehen. Denn noch immer quillt der Born der Lieder in jugendlicher Frische, an dem sich seit nun fast vierzig Jahren nicht allein Deutschland, sondern auch die Fremde gefreut, erquickt, gestärkt hat. Möge er noch lange strömen, dem Dichter zur Lust, dem Vaterlande zur Ehre!





Zur Psychologie der Bauern:

Wie der Huber ungläubig ward.

Don

Ludwig Anzengruber.

Wenn es vor der Kirchenthüre oder im Wirthshausgarten hieß: „die Huberischen kommen“, dann wußte Jeder, wie viel ihrer um den Weg waren, auch wenn er nicht bis fünf zählen konnte, denn er reichte mit Einem weniger. Da war der alte Huber, stämmig und untersekt, trug einen großen Kopf auf den breiten Schultern, sein Gesicht war groblich und rauh, sah aus, als wär' es nur so im Rohen aus Sandstein gehauen und der Steinmeßgehülß mitten unter der Arbeit abgerufen worden. Neben ihm ging die Bäuerin, die war einen guten halben Kopf größer wie er, aber hager; die Leute meinten, sie sah' aus wie die „theueren Zeiten“ oder wie „dem Tod sein Spion“. Den beiden Alten voran schlenberte ein Bursche, der seiner Mutter an Länge und Hagerkeit nichts nachgab, hellblonde Haarbüschel fielen ihm bis in die Stirne und drunter guckte er mit treuherzigen, blauen Augen in die Welt. „Schau' nit so ehrlich,“ sagte ihm der Vater, „sonst treibt Dich Jeder auf den Markt.“ Neben dem also Verwarnten ging dessen Schwester, eine Dirne, derb und breit gebaut wie der Vater, nur ein wenig kleiner, hatte dunkles Haar und braune Augen. „Guck' nit so feck,“ sagte die Mutter zu ihr, „sonst meint Mancher, Du gäb'st Dich auf Borg.“ Die Mahnung schien jedoch unnöthig, das Mädchen sah ohnehin wenig auf und hatte ein scheues Wesen. So war man's im Dorfe die Jahre her gewöhnt, sie zu Bieren herankommen zu sehen.

Von nun ab sollte es anders sein und wenn es heute vor der Kirchenthüre heißen wird: „die Huberischen kommen“, und man sieht sie selb' zu Dritt' aus ihrem nahen Häuschen treten, so wird das Niemand Wunder

nehmen, aber, wie den Dreien selbst, so wird es auch den Dörflern schier absonderlich vorkommen und diese wie jene möchten wol fragen: Wo ist das Vierte geblieben? Ja, wenn man es nicht wüßte, daß gestern die Bäuerin begraben worden war und zur Stund' eine „schwarze Mess'" für ihr Seelenheil gelesen werden sollte.

Noch ist es aber nicht zu dieser Stund', hat noch eine Weile hin und Morgengrau liegt über der Gegend und dem stillen Flecken. Hähne krähen. Hie und da bellt ein Hund, knarrt eine Thür. Der Platz vor der Kirche ist leer; diese ist etwas nieder gerathen, hat in der Front ein geschnörkeltes Mauerwerk, das bis zum Giebel des Daches anstrebt und dasselbe verdeckt, neben der Thüre stehen rechts und links in einer Nische der Landes- und der Kirchenpatron, steinern und steif. Ein frommer Sperling zerhackt gerade auf der Schulter des einen Heiligen einen Wurm. Die beiden Seitenmauern des Schiffes scheinen älter zu sein wie der Frontbau, müde Pfeiler nehmen da einen Anlauf, rasten aber in mehreren Absätzen und gelangen mühselig und dünnleibig bis zur Höhe des Daches, zwischen ihnen sind spitzbogige Fenster mit verblindeter Glasmalerei. Vom Felde her läuft eine niedere Mauer, umfriedet einen kleinen Fleck Erde und stößt ihn an die Kirche an, rechts von dieser öffnet sie dräuernd ein übergroßes Gitterthor und läßt Kreuze und Grabsteine nach dem Dorfplaze durchblicken.

Seitwärts, übered die dritte Hütte — wie sie breit daliegen mit ihren Umzäunungen und Einplantungen, — ist die des alten Huber. Der Hof lag gleich den andern noch wie verlassen, aber nicht stille, das Geflügel hatte sich in einen bunten Haufen zusammengedrängt und vollführte einen ganz ungehörlichen Lärm. Das war ein Gegader, Getreisch, Geträhe und Gesturre, daß darüber auch das benachbarte Federvieh in sträubende Aufregung gerieth. Knarrend öffnete sich jetzt eine Thür, der Bauer trat heraus, er kam nachsehen, eben wandte er sich wieder nach dem Hause zurück, da schritt eine barfüßige Magd vom Stalle her und schickte sich an, aus einem blauen Vortuche Futter zu streuen. Es war das sonst jeden Frühmorgen die erste Sorge der Bäuerin gewesen und, als diese krank lag, der Tochter übertragen, die Stallbirne hat es wol nur heut' aus Erbarmen mit dem Vieh übernommen. Sie that es auch wie Eine, der es nicht zukommt, sie lockte nicht, kniff die Lippen ernst zusammen und sah nachdenklich auf das lärmende, streitende Geflügel herab. Sie streute und strich sich dazwischen manchmal mit dem Rücken der Hand das ungekämmte Haar zurück, das ihr immer in's Gesicht fiel.

Huber sah ihr eine Weile zu, dann nickte er. „Brav, Everl!“

„Guten Morgen, Bauer.“

„Guten Morgen. Die fressen recht'schaffen, sind halt gestern in dem Wirrsal ein wenig übersehen worden. Will auch heut' darüber nicht mit meiner Dirn' scharf dareingehen. Ein und den andern Tag braucht es

wol Zeit, bis sie es verwindet, daß wir die Mutter da hinüber getragen.“ Er deutete nach der Kirche.

Die Magd nickte, daß sie ihn wohl verstehe.

Der Bauer sah nach dem Stalle, nach dem Werkzeugschuppen, ging dann langsam durch den Garten und trat durch ein Hinterthürchen in's freie Feld. Das lag im Thau und Dämmer, feucht und verworren. Im Haus und in der Welt stand und lag Alles wie vor und eh'. Als er sich umwandte, glänzte das Kreuz auf der Kirchthurmspitze und das Dach hauchte sich roth an. Die Sonne kam herauf.

Er ging nach dem Hause zurück und trat in die Stube, wo ihn seine Kinder und die Dienstleute erwarteten. Die Tochter stellte eine dampfende Schüssel mit Milchsuppe auf den Tisch, an dessen Längsseiten zwei Bänke standen. Nach kurzem Gebet setzten sich Alle, auf der einen Bank obenan der Bauer, dann sein Sohn, zunächst der im Dienste ältere Knecht und am Ende der „neue“. Auf der andern Bank hatte immer obenan die Bäuerin gesessen, ihr zur Seit' die Tochter, dann die Stall-dirn' und als Letzte die „jüngere“ im Haus. Der „Neue“ und die „Jüngere“ blieben neu und jung, so lange die älteren Dienstleute sich auf dem Hofe verhielten, und darüber konnten sie selber so alt werden, als es sich mit der Zeit schickte.

Der Bauer schnitt sich Brot in den Teller, jetzt klappte er das Messer zusammen und schob es in die Tasche, dabei sah er auf, ihm gegenüber war der Platz leer geblieben, die Tochter war, wie gewohnt, auf der Bank hineingerückt.

„Rück' herauf, Kathrin!“, sagte er. „Du bist nun wie in der Wirthschaft, so auch bei Tisch die Erste. Der Platz kommt jetzt Dir zu.“

Die Dirne rückte eine Handbreit von ihrem Sitze weg, Thränen schossen ihr in's Auge, auch der junge Huber beugte den Kopf tief über seinen Teller.

„Euch mag wol rechtschaffen leid um sie sein“, dachte der Alte. „Ihr habt unter ihrem Herzen gelegen und unser Jedes hat wol ein gut Theil mehr von der Mutter als vom Vater in sich. Mich käm's wol auch härter an, wär' die Dirn' noch klein, aber — Dank Gott — sie ist groß genug, um auf die Wirthschaft zu schauen, das schickt sich eben recht und ist mir kein geringer Trost.“

Als er den Löffel weglegte, öffnete sich die Stubenthüre, ein überlanger Mensch in schwarzer, städtischer, stark abgetragener Kleidung wurde vor derselben sichtbar; wäre er nicht in gebeugter Haltung dagestanden, er hätte mit dem Mund über den oberen Thürpfosten hinaufgereicht, so aber sprach er unter demselben weg nach der Stube hinein.

„Guten Morgen, allsamt! Mit Dir, Huber, hätt' ich halt noch ein Wörtel zu reden, Du weißt schon —“ Er sagte das in klagendem Tone

und mit einem wehmüthigen Lächeln. „Von wegen dem Grabkreuz,“ setzte er nach einer Pause mit einem leisen Seufzer hinzu.

Er behielt seine Zammermiene und seine geknickte Haltung bei, als er neben dem Bauer aus der Stube, über den Hof und nach dem Garten ging, und Beide dort im Gespräche auf- und abshritten. Alles an dem Manne sah nach Mitgefühl aus, war aber eigentlich nur die geschäftliche Form, unter welcher er als Leichenbestatter mit den Leidtragenden im Orte verkehrte, anders kannten ihn die Leute als Kirchendiener in der Pfarrkanzlei und gar nicht mehr zu erkennen war er Abends an der Regelsbahn im Gemeindegasthause.

„Also von wegen dem Grabkreuz,“ sagte er, „so bleibt es dabei, wir nehmen ein eisernes? Ist recht. Kostet für den Anfang wol mehr, ist aber doch ein Ersparniß, da hat die Bäuerin — Gott tröst' sie, — lange daran. Aber was ich hab' jagen wollen, was schreiben wir ihr denn darauf?“

„Weiß ich, was schließlich ist auf ein Grab zu schreiben?“ fragte Huber.

„Einen Spruch hätt' ich,“ sagte der Leichenbestatter und begann seine Rodtaschen zu durchsuchen. „Einen Spruch hätt' ich, ja, den verdient sie, gewiß, den thut sie verdienen. Ich hab' immer so viel Aufschreibungen bei mir . . . Ja, da ist er.“ Er brachte einen Zettel zum Vorschein, hielt ihn mit der Rechten vor das Auge und legte die Linke auf die Schulter des Bauern. „Hör' zu, Huber!“ Dann las er mit einigem Gefühl, nicht ohne Berücksichtigung von Silbenfall und Reim:

„Fromm und bieder war ihr Leben,
Treu und fleißig ihre Hand,
Sanft war ihr Hinüberschweben
Zu das bess're Vaterland!“

Was meinst?“ Er reichte ihm das Blatt, guckte ihm über die Schulter und Beide lasen halblaut den Vers.

„Das paßt nicht.“ Der Alte drückte ihm den Zettel in die Hand zurück. Das Papier war leicht gefältelt, wo er mit dem Daumen dagegen gedrückt hatte.

„Warum nicht? Huber, thu' Dich nicht an der Seligen versündigen. Warum soll es nicht passen? War ihr Leben nicht fromm und bieder? Hat sie nicht eine treue und fleißige Hand gehabt?“

„Ich sag' nicht, daß das nicht passen mücht', dasselbe laß' ich hingehen. Solche Versichreiber, hab' ich mir sagen lassen, nehmen's nicht genau, wie eine Sache ist oder gewesen war, wenn es ihnen nur mit den Worten ausgeht und schön zum Anhören ist. Aber wie lautet die dritte Zeil?“

„Sanft war ihr Hinüberschweben.“

„Dasselbe ihr an das Grab zu schreiben wär' eine Sünd'! Hart

ist es sie angekommen wie nicht bald Einer. Ich hab' sie dasiegen gesehen sechszehn Stund' lang, unterweil den Doctor mit aufgehobenen Händen bittend, er möcht' sie vergeben, damit ein End' wird." Er wischte sich mit dem Ärmel den hellen Schweiß von der Stirne. „Weiß nicht, womit sie das verdient hat, aber das da kann man ihr nicht darans schreiben. Studir' jezt auf nichts weiter. Nach der Meß' werd' ich Dir meinen Willen sagen. Ich geh' noch vorher auf den Freithof hinüber und schau' mir die Inschriften an, vielleicht find' ich eine, die mir taugt."

„Ich helf' Dir suchen."

„Dazu brauch' ich Niemand. Behüt' Gott."

„Nun so behüt' Gott. Versäum' Dich nur nicht darüber." Der Lange schritt gebückt aus dem Garten, gebückt über den Hof, erst einige Schritte außerhalb der Hütte richtete er sich aus seiner gebrochenen Haltung etwas auf, gerade so viel, daß sein Haupt noch in ergebener Demuth niederhing, wie es sich für einen „Diener der Kirche" geziemt.

Der alte Huber ließ sich von seiner Tochter in den Rock helfen. „Ihr könnt immer auf mich warten. Bis in die Kirche Zeit ist, bin ich wieder heim." Er nahm Hut und Stod und trat hinaus auf den Platz.

Der Mann galt für eine der christgläubigsten Seelen des Kirchspiels und er mochte sich wol selbst dafür halten. Schon als Knabe lernte er seinen Katechismus und dachte dabei an nichts, als wie er die Lehrsätze und Erläuterungen behalte, für den Fall, daß die Frage danach an ihn käme. Er besuchte fleißig die Kirche, machte alle Bräuche mit, wie es „hergebracht" war und enthielt sich der Hochfahrt des Denkens über derlei Dinge, er dachte überhaupt nur, wo sich ihm die Gedanken unabweisbar aufdrängten, und das war bisher meist Handels und Wandels wegen, in Beziehung auf seine Wirthschaft und den Verkehr mit Freund und Feind da in der Gegend.

Er bog an der Kirche ein und schritt auf das Gitterthor zu, dasselbe war nur angelehnt, er rückte es auf, es kreischte in den verrosteten Angeln, und der Riez, über den es wegstrich, knirschte; er trat ein und warf es in das Schloß, er dachte nicht daran, hinter sich irgend etwas auszusperren.

Er war allein. Die Sonne lugte über die Mauer. Das Gras lag im Thau. Die Vergoldungen, auf welche das Morgenlicht fiel, brannten, der glatte Stein, das kalte Eisen glänzten feucht, winzige Tröpfchen hatten sich wie eine Staubschichte auf sie niedergeschlagen. Auf den Bäumen lärmten die Vögel, hie und da schwirrten ein paar aus dem Laub nieder und balgten sich auf dem Riezwege, daß ein leichtes Staubwölkchen aufschlug, dann stoben sie auseinander.

Der Huber ging nach einem frischaufgeworfenen Grabhügel, nahm den Hut ab, faltete die Hände und betete ein Vaterunser.

„Hast auch nicht mehr vom Leben gehabt als die Andern und im

Tod schwermächtig leiden müssen, Anne Marie," sagte er leise. „Jetzt hast Du es überstanden.“

Dann wandte er sich ab und ging die Gräberreihe entlang, Kreuz für Kreuz und Stein für Stein und las die Sprüche darauf.

Er war an die rückwärtige Mauer gelangt, hinter welcher die Sonne heraufkam und vor der die Denkmale im Schatten lagen. Er schüttelte den Kopf und murmelte: „Es ist immer dasselbe und doch nicht einerlei.“

Er stand vor einem eingesunkenen Hügel, Unkraut wucherte aus der zerfallenen Scholle, zu Häupten erhob sich ein hölzern Kreuz, mit einer von Regengüssen argverwachsenen Blechtafel, auf welcher in verschmörkelter Schrift angemalt war:

Dies
ist errichtet der
Antonia Kalserin,
die sitzt nun im Himmel drin.
Im 62. Jahre ihres Alters.
Geb. 1774,
aufgestellt im 37ger Jahre
von
ihrer tiefbetrübten Tochter.

„Die geht jetzt selber als ein so alt Weib herum wie ihre Mutter, die da liegt.“

Daneben war ein wohlgepflegtes Grab mit grünem Rasen und bunten Blumen, welche die theuschweren Kelche senkten, und einem polirten Stein, der in goldenen Lettern die Inschrift trug:

Hier
ruhen in einem süßen Fried
Johann und Anton
Fürstenried,
Wirthe allhier zur goldenen Wage
bis
zum Auferstehungstage
1872.

„Beim alten Johann hab' ich als Burisch noch manche Halbe getrunken, mit dem Anton bin ich in die Schul' gegangen und beim Enkel fehr' ich noch manchmal ein. Brave Leut', die auf der goldenen Wag'.“

Er schüttelte wieder den Kopf, blickte nach der Gräberreihe zurück, die er abgegangen, und dann auf die beiden Grabstätten, an denen er eben stand. „Das hebt gerade wieder so an, dort liegen sieben, die sich mit dem Zuwarten bescheiden, und ihrer neun wollen schon im lieben Himmelreich oben sein. Nicht einmal unter der Erd' find die Leut' Eines Sinnes. Es kann doch nur Eines mit der Wahrheit bestehen. Nach dem Versterben wird es doch nicht der Eine so und der Andere anders

halten können. Ihr, Häscher, ihr, wo wollt ihr dermalen denn anders sein, als wo ihr liegt, unter'm Rasen, bis es einmal wieder auf die Hüh' heißt?!"

„Schau', da ist gar die Behentnerische Gruft. Wie sauber, ausgemauert und ein schwerer Stein d'rüber. Gott verzeih' mir die Sünd', schad', daß nicht die ganze Sippe schon darunter liegt! Bis jetzt haben sie nur den Alten hineingelegt, den Leut'schinder und Kornwucherer. Was sie ihm da für einen Vers hergeschrieben haben:

Theure Kinder, müßt nicht weinen,
Bleibet rechtlich, fromm und bieder,
Lächelnd blick' ich auf die Meinen
Von dem Himmelreiche nieder.

„Lachen mag er wol und seine Freud' an den beiden Buben haben, denn die sind eben solche Schelme und Diebe wie er einer war. Käm' so Gefindel in's Himmelreich, möcht' sich ja kein ehrlicher Mensch hinein verlangen. Aber ich denk', wenn es eine Gerechtigkeit gibt, so lügst Du dormalenst von ganz anders wo her nach den Deinen aus, und brauchst kein weites Gesicht dazu, wirst sie nah' haben. Wirst Dich bis dahin wol auch gedulden können! Wär' Dir wol lieb, Du könntest Gottes Urtheil vordringen, aber ich mein', da müssen wir doch erst Alle abberufen und zusammen versammelt sein, nicht, daß noch Kläger und Zeugenschaft lebend auf der Erd' herumlauft.

„Was das für ein Unwesen ist! Straf' und Lohn kann doch nur nach'm Urtheil anheben. Wär' Einem das schon zuvor durch die Höll' und den Himmel gewiß, dann wär' das jüngste Gericht unnöthig, und hielt man bis dahin ohne Leib aus, so brauchte es ja auch keine Auferstehung. Dumme Leut', wie sie da wollen Gutes oder Uebles vermerken, wenn nichts da, woran sie es verspüren. Von der Pfarr' aus sollte man es ihnen versagen, daß sie solches unsinnig' Zeug da anschreiben, das Einem alle Sinne verwirrt; zu was hernach betet Jeder im Glaubensbekenntniß, er glaub' an die Auferstehung des Fleisches und an das Gericht? Und — —“

Da stand er vor einer Nische in der Friedhofsmauer. Unter einem Crucifixe war eine rohe, mit grellen Farben bemalte Steingruppe angebracht; zwischen gelb und roth getünchten Zacken und Zungen, welche Flammen vorstellten, strebten fleischfarbene angestrichene Figuren mit gerungenen Händen empor, sie waren bis zum Gürtel sichtbar, an welchem man die Andeutung weißer, vermuthlich feuerfester Schwimnhosen gewahrte. Vor dieser erwecklichen Darstellung befand sich ein rothes Lämpchen und ein Bettstuhl.

„Das Fegefeuer,“ murmelte der Alte und starrte auf die Gruppe. „So, so. Na, Huber, da hättest Dich bald herrgottsfäkementisch verannt. Das steht doch von der Kirche aus zu einer nachdenklichen Be-

schauung da, und da seh' ich doch mit meinen leiblichen Augen, da wären welche, die ihre Körper hätten und Qual litten, dermal', jeztunder schon, es ist nit anders! Man betet doch für die armen Seelen im Fegfeuer, läßt Meß' lesen für die Verstorbenen, — wie ich doch selber heut' für die Anne Marie. Wann käm's ihr zu gut, wann nit gleich?"

Er hob beide Hände gegen den Kopf. „Aber — Jesus, mein Heiland, — da weiß sich halt doch kein Tengel aus! Gestern ist bei der Leich' der „Glauben“ gebetet worden und drei Vaterunser für alle abgeschiedenen christgläubigen Seelen und zum Beschluß: der Herr verleihe' ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr, der Herr lasse sie ruhen in Frieden, Amen! Alles durcheinander! Was gilt denn nachher? Was geschieht denn mit Einem? Liegt er und muß er wieder auf? Fliegt er vielleicht frei in der Luft herum? Oder bleibt er liegen für all' Zeit und Ewigkeit? Eins davon muß wol sein, alles drei miteinander kann er doch nicht verrichten!"

Er wandte sich nach der Kirche um und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe.

„Ja, ja, ich merk' schon, wenn ihr auch ein weißes Chorbemd anhabt und eine Stola überhängen und ein viereckig' Käppel auf, ihr wißt da doch nicht mehr wie der Huber; geb' auch nichts darauf, daß ihr viel Anderes wißt, wo das doch ein Hauptstück.“

Er schritt gegen die Kirche zu.

„Ha, ja, ja, da kannt sich Jeder hinlegen und versterben, in welchem Glauben und in welcher Meinung er will und kann sich's an das Grab schreiben lassen, hat er erst seine sechs Schuh Erde über sich und ist eine Weil' schön sauber an's Verstorbensein gewöhnt, so nimmt er euch wol nimmer beim Wort. Und soll, wie bei einer andern Red, das letzte Wort gelten, das gesagt worden ist, — dieselbe Ruh' und der nämliche Fried' wird mir auch, wenn ich gleich hinfall' wie das liebe Vieh. Dazu brauch' ich keine Fürbitte. Ei ja.“ Er senkte tief auf.

Unterdem war er bis an die rückwärtige Mauer der Kirche gelangt, an welche etliche Steintafeln mit Inschriften genietet waren, eine davon war aus Mörtel und Klammer gebrochen und lag in zwei Theile zerstückelt am Boden, überwuchert von einem mächtigen Brombeerstrauch. Der eine Theil, welcher besagte, wem die Grabchrift galt, verschwand ganz im Gewirre der dichten Zweige, über den andern, der einen Verz eingemeißelt trug, streckte der Busch einzelne Ranken mit den breiten, rauhen Blättern, Blüthen, grünen und reifen, matt bläulichen Beeren. Der Huber streifte mit seinem Stöck das Buschwerk zurück. Grüne Moosflecke und tiefschwarze Erde, die einige Buchstaben ausfüllte, erschwerten ihm das Entziffern der Lapidarlettern. Genäßliche Ameisen liefen quer über die Platte nach abgefallenen reifen Früchten.

Nach einiger Mühe brachte es der alte Bauer zu Stande, den Spruch zu lesen:

VOR DER WIEGE, NACH DER BAHR
SEIN WIR ALL VON EINEM ORDEN,
WAS ICH EINST GEWESEN WAR,
BIN ICH JETZO WIEDER WORDEN.
MDCLXXXVIII.

Er zog hastig den Stoch zurück und die Ranken schnellten wieder darüber.

„Der meint's auch nit anders, der da darunter gelegen hat. Naßzu zweihundert Jahr' her. — Warum sie das Getäfel nicht auch frei da an der Wand haben hängen lassen?“

Er fuhr sich mit dem bunten Sacktuch über die Stirne, kalter Schweiß brach ihm aus.

„Ah ja, dasselbe schwant Einem schon öftermal im Leben, aber als ein Junger springt man darüber weg und als Mann weicht man bedächtig aus, erst als ein Alter fällt man mit der Nase darauf. Nichts davor und nichts dahinter und in der Mitte nit viel Gescheides. Das Versterben ist lang nicht so dumm wie das Geborenwerden. Von wo man Eines in die Wiege legt, bis wo man es wieder auf den Laden bringt, ist doch nur eine kleine Spann', ob mit langen oder kurzen Fingern ausgemessen, und was inmitten zu verrichten ist, das ist nicht so bedeutsam, daß wir es nicht allein ermachen könnten, gleichwol, ob ein Herrgott wär' oder keiner.“

Er blinzte mit den Augen. Kein Donner grollte, kein Blitz zuckte, der Kirchhof lag friedlich und still im Frühsonnenschein wie zuvor.

„Sie meinen freilich, dahernach würden wir uns untereinander auf-fressen wie das wilde Vieh, aber ich meine schon, es weiß Jeder, so hart er beißt, kann er wieder gebissen werden, und da schont er lieber eigene Zäh'n' und fremde, und braucht kein Gebot dazu. Gleich besser, es gibt gar Keinen da oben, und was uns trifft, fällt blind herunter wie der Hagel auf's Feld, möcht' Keiner erst fragen: warum, und nähm's nicht als Straf', zu der er sich hinterher müßt' auf ein Verschulden besinnen. Ist Alles ein Unsinn, dann kriegt es erst ein gescheides Ansehen! Wo Alles herkommt und wo es hin soll, bekümmert auch Keinen, wenn er weiter nichts dabei zu thun hat, und wir möchten schön sauber auf unsere eigene Sach' schauen und ihrer mehr achten als bis her.“

Er war, oft stille stehend, bis zu dem Grabe seines Weibes zurück-gekommen. „Ja, Anne Marie, auch wir wären uns kein Mal auffällig gewesen, hätten uns manche Bitterniß erspart, hätten keine Freude neben liegen lassen und keine Arbeit aufgeschoben, wenn wir gewußt hätten, es wär' einmal für alle Mal, nichts davor und nichts dahinter. Ja, und wenn es hoch kommt, zwanzig Jahr' noch“ — er erschauerte leicht, —

„dann geb' auch ich mein Tagwerk an unsere Kinder, und da legen sie mich da zu Dir und nimmt unser Keines davon was wahr und ich kann Dir nicht sagen, wie es gescheidter gescheidt gewesen wäre. Um Deines bitteren Todes willen, hätt' ich Dir's gerne gesagt.“

Er zog sein Tuch hervor, lehrte sich ab und schneuzte sich heftig, dann nickte er von der Seite dem Hügel zu und schritt langsam über die Kiezwege, durch das Gitterthor, über den Platz, bis er im Hofraume seiner Wirthschaft angelangt war.

Ein Leiterwagen, der aus dem Schuppen gezogen worden, verlegte ihm den Weg. Er trat an denselben heran, legte seine Arme über einen der Leitersparren und lehnte daran mit tiefgesenktem Kopf, die Sonne brannte heiß über ihm. Stahlblaue und grüne Fliegen surrten hinzu, hielten auf dem grauen und rissigen Holze des Sparren kurze Rast und fuhren in einem Fluge wieder weg, als wären sie aus der Welt.

Und wie weh dem Manne auch war, er fühlte, wie die Wärme durch seine Arme prickelte und nach der Brust drängte, wo jeder Muskel schlaff, jeder Nerv wie todt und ihm so kalt und leer war. Er ließ den Athem breit ausströmen und streckte sich. Er sah zur Sonne auf: „Du meinst es schon recht'schaffen, machst Einem die Welt schöner und das Leben leichter. So Geschmeiß ausbrüten, wie da umherfliegt, ist wol Dein allergeringstes Stüdel. Bist Du nit vielleicht von Allem Ursach'? Weißt wol nicht darum und fragst nicht danach. Sein, das ist Alles, was wir thun können und worum wir wissen. Leben wir halt. Thu' Du am blauen Himmel oben Dein Tagwerk und ich da herunter auf der Scholle. Wird schier recht sein! Ehrlich verbleib' ich, und brauch' dazu kein Gebot! —“

Ein kurzes Läuten klang vom Thurme.

Der Huber trat in die Stubenthüre und rief seinen Kindern zu: „Seid ihr fertig, so gehen wir!“ Er trat zurück in den Flur. „Bezahlt ist die Meß' einmal,“ murmelte er, „so will ich sie auch abhören.“

In der Kirche brach das Sonnenlicht durch die hohen, bunten Fenster und warf viel farbige Streifen auf das schwarze Tuch, das über die Betstühle gebreitet war. Der alte Bauer blickte oft seitwärts nach den bemalten Scheiben auf, oder hielt sein großes Gebetbuch in die leuchtenden Streifen und särbte wechselnd die bedruckten Blätter. Inmitten der Messe musterte er die Anwesenden. „Arme Häscher,“ dachte er. „Und auch Du einer, da oben vor dem Altare, der um das liebe Brot den Leuten derlei vormachen muß. Ob Du es nun besser weißt oder nicht!“

Nach der Messe hielt ihn der lange Kirchen diener an der Thüre zurück. „Nun, wie ist's, Huber, hast schon einen Gedentspruch?“

„Hab' keinen und brauch' auch keinen; laß' anschreiben: Anne Marie Huber, das Geburts- und das Sterbjahr, weiter nichts.“

„Nichts? das sieht ja so leer, fast heidnisch sieht es aus.“

„Das Kreuz macht's schon christlich. Und wenn nicht, meinst in einem heidnischen Grab läg' Eines härter?“

Der Kirchendiener schmunzelte. „Ich denk', es ist wol ein Liegen.“

„Du — Fuchs!“ Der Huber wandte sich ab. „Du kriegst mich noch einmal mit einer Seelmeß daran!“

Er hielt es von da ab wie früher, ging alle Sonntage in die Kirche, machte alle Bräuche mit, wie es „hergebracht“ und galt noch immer für eine der christgläubigsten Seelen des Kirchspieles, — aber er selbst hielt sich nimmer dafür, er wußte es freilich besser und seinem Sohne sagte er es auch, dem Mädchen nicht, „denn die sind zu erschreckt in derlei Dingen“.

So ward der Huber ungläubig, und der Weg, auf dem er es wurde, war ganz sein eigener. Seiner Philosophie läßt sich schwerlich das Wort reden, denn es war wol gar keine, und man muß nicht immer sagen, es philosophire Einer, wenn er weiter nichts thut, als sich Gedanken machen, und beim Volke muß man das schon gar nicht sagen, wenn es denn doch mitunter denkt, was ja auch vorkommt. So braucht diese Geschichte Niemand Kummer zu machen, der kein Huber ist, auch keinem Theologen, denn die Hubers sind noch rar, aber vorhanden sind sie und wer sie suchen will, der kann sie finden. Es gibt so Leute, welche während des ganzen Gottesdienstes wach und ernst, über die eine und nämliche Seite ihres Gebetbuches gebeugt sitzen. Ein arges Zeichen bei älteren Leuten! Bei jüngeren hat es wenig zu sagen, wenn sie das Umblättern vergessen, die haben dann gewiß auch das Auge wo anders als auf dem Blatt und dazu kann wol einmal die Kirche ihren Segen geben.





Alessandro Manzoni.

Von

Karl von Gebler.

— Meran. —



Es war am 22. Mai 1873, da durch die Straßen Mailands die Trauerkunde scholl: Alessandro Manzoni, der Dichter der „Promessi sposi“, ist nicht mehr! Bald flog die düstere Botschaft durch die ganze Halbinsel von Mund zu Mund, sie überstieg die Alpen und als drei Tage später Mailands Bevölkerung die vergänglichen Ueberreste des Unsterblichen unter feierlichem Geleite an einem Ehrenplaze ihres Communalfriedhofes beisezte, da umstand im Geiste die große kosmopolitische Nation aller Gebildeten die offene Gruft und klagte um den Heimgang eines geliebten Fürsten — eines Dichterfürsten..... Kehrt ein Landesfürst in den Schooß der Natur zurück, so folgt dem Trauerrufe: Le roi est mort! alsbald der Jubelruf: Vive le roi! Zur Trauer fehlt die Zeit, der Nachfolger ist zur Hand und dem muß fröhlich zugejauchzt werden. Anders wenn ein Herrscher aus dem Reiche der Poesie zu Grabe geleitet wird. Die Lücke bleibt, kein Nachfolger ist zur Stelle, Trauer und Schmerz walten allein vor und noch lange, nachdem schon die wandelbare Materie neue Materie gezeugt, nachdem aus der verweslichen Hülle neues Leben in anderer Form erstanden und frischgrünende Pflanzen und Gräser auf dem Leichenhügel keimen und sprießen, zieht es wie leises Sehnen nach dem hingeschiedenen Dichterfürsten durch die weite Gemeinde. Liebe und Bewunderung kommen dann zum Grab gewandelt und winden mit wehmüthiger Pietät jenen schönen Kranz, der Unsterblichkeit heißt. — — —

Heute, am vierten Jahrestage, da Manzoni entschlief, sei es auch uns gestattet, der Erinnerung an den großen Todten einige Blätter zu weihen, indem wir in raschem Fluge ein gedrängtes Bild von seinem Wirken und Schaffen an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen.

Manzoni's Vater war ein geistig unbedeutender Mann, der frühzeitig starb. Doch kommen zwei bedeutende Thaten in seinem Leben zu verzeichnen:

er nahm am 12. September 1782 die hochgebildete Tochter Giulia des weitbekannten Rechtsphilosophen Cesare Beccaria, der mit seiner berühmten, die Todesstrafe wissenschaftlich vernichtenden Schrift: „*Dei delitti e delle pene*“ alle Criminalisten Europas in Aufregung versetzt, zur Frau und hatte mit ihr einen Sohn: Alessandro Manzoni, der am 7. März 1785 zu Mailand das Licht der Welt erblickte. — Mütterlicherseits erbte Alessandro ausgezeichnete geistige Anlagen, die bei ihm erst zur vollen Entfaltung gelangen sollten; von väterlicher Seite den Grafentitel, den aber Manzoni selbst wie die Welt über seine unsterblichen Werke vergessen hat.

Seine Kinderjahre verlebte der kleine Alessandro zumeist in dem alten Schlosse Galeotto, einem Besitztume seiner Eltern in der Nähe von Lecco. Den ersten Unterricht genoss er bis 1791 in Merate, dann bis 1796 in Lugano in der von einem geistlichen Orden geleiteten Schule. Zu Ende dieses Jahres trat er in das Collegium Longone in Mailand, damals das adelige Institut genannt, ein, aus welchem er nach beendigten Studien in das Familienleben zurückkehrte. Doch schon im Jahre 1805 übersiedelte er mit seiner Mutter auf längere Zeit nach Paris, wo erst sein Genius zur schöpferischen Kraft erstarken sollte. Einen sehr wesentlichen Einfluß auf Manzoni's reifere Entwicklung übte seine ausgezeichnete Mutter, welche ihn mit seinem Verständniß auf einen Boden brachte, der für das Gedeihen seiner eminenten Anlagen besonders geeignet sein mußte, Es war dies die „*Maisonnette*“ der berühmten Condorcet in Auteuil, wo ein kleines aber auserlesenes Häuflein von hervorragenden unabhängigen Geistern, die sowol der Guillotine der zum Wahnsinn entarteten Revolution wie den Verbannungsdecreten des neuen Despoten entronnen waren, in anregendster Weise verkehrte. Hier begegneten sich Volney, der bekannte Encyclopädist Garat, dann Fauriel, Destutt de Tracy, der große Ideologe, Willers, der so geistvoll über Kant geschrieben, der berühmte Däne Baggesen und viele Andere. Besonders eng schloß sich Manzoni an Fauriel, in welchem er bis zu dessen Tode einen wahren, treuen Freund fand. —

Es muthet uns ganz wunderbar an, wenn wir erfahren, daß der späterhin so gottbegeisterte Katholik Manzoni dazumal in der französischen Residenz ein ganz entschiedener Anhänger Voltaire's war und sich demnach „in dem bösen Zustande des Unglaubens“ befand. Aber der Geist der Zeit drückt den bedeutenden Männern, die sie hervorbringt, seinen Stempel auf. Das Jahrhundert der Revolution besaß seinen Rousseau, Voltaire — das Empire die mitunter recht lederne Gesellschaft eines Chateaubriand und seines Anhangs. Die Revolution, als die Umwälzung aller bestehenden Einrichtungen, bedurfte keiner ihre freie Bewegung hemmenden Religion. Die negative Philosophie herrschte mit wahrer Tyrannei, gerade so wie früher der positive Glaube. Man gab dem alten Herrgott officiell den Laufpaß und an ihn noch zu glauben, war damals ebenso zopfig, ja verdächtig,

als es heute im Allgemeinen zur „Wohlanständigkeit“ gehört, nicht an ihm zu zweifeln. Man setzte damals in aller Form „die Vernunft“ zum höchsten Wesen ein und bewies damit, daß dieselbe in den leitenden Kreisen völlig abhanden gekommen war. — Nach der Fluth folgt die Ebbe und umgekehrt; so war es immer und wird es immer sein. Die Menschen trieben bei ihrem Cultus „der Vernunft“ doch gar zu viel Unvernünftiges, und so mußte man sich nach einer anderen, etwas positiveren Religion umsehen, sollte nicht Staat und Familienleben außer Rand und Band gerathen. Der zeitlich depossedirte Herrgott ward wieder hervorgeholt und ihm die alten Rechte neuerlich zudecretirt. Und je mehr sich die Staatsform der monarchischen näherte, desto mehr mußte die gefährliche Philosophie der Kritik jener der frommen Gläubigkeit weichen. Der Zweifel ward verpönt — der Glaube galt allein. Der unbeschränkten Despotin jedoch genügte auch wahre Religiosität bei weitem nicht, sie bedurfte des Pietismus und der Bigotterie.

Auch Manzoni blieb vom Zuge der Zeit nicht unberührt, wenn er auch niemals, wie Manche gerne glauben machen möchten, ein Pietist und Frömmel geworden. Der Unglaube begann zu wanken, die Zeit der Skrupeln begann. —

Bei jeder edler angelegten Natur bildet der ganze Lebenslauf einen langen Läuterungsproceß. Seine für die individuelle Entwicklung vielleicht bedeutungsvollste Zeit aber ist die, wo uns der erste wahrhaft tiefe Schmerz wiederfährt. Sei es nun der spitze Stachel einer unglücklichen ersten Liebe oder der Verlust einer uns theueren Person, oder die durch ein Ungefahr in der Blüthe geknickte Hoffnung auf befriedigten Ehrgeiz. Erst in dieser gewaltigen Erschütterung unseres innersten Seins entwickeln sich die in uns ruhenden Keime, sie werden entweder zum mächtig emporstrebenden Baume oder zum niederen, verkrüppelten Holz. Die höchste, edelste Läuterung ist jene durch den Schmerz.

Manzoni stand im einundzwanzigsten Lebensjahre, da ihn zum ersten Male der Ernst des Lebens in seiner unerbittlichen Härte traf: sein Pfleger vater und Lehrer Carlo Imbonati, dem er mit der größten Verehrung und wahrhaft kindlicher Liebe anhing, der treubewährte Freund seiner Mutter, ward durch eine schnelle Krankheit dahingerafft. Noch kannte die Welt keinen Dichter Manzoni. Denn jeder falschen Sentimentalität zeit lebens fern, hatte es der junge Alessandro, allem Ihyrischen Dichterbrauche entgegen, unterlassen, dem lieben Publico das unreife Liebessehnen eines zwanzigjährigen Herzens in süßen Versen vorzuklagen. Jetzt erst, getragen und geleitet von der Weihe eines ersten männlichen Schmerzes, griff er in des Sängers Leier und entlockte ihr so volle, mächtige Accorde, wie sie Italien vorher kaum je gehört. Die Ode „In morte di Carlo Imbonati“ eröffnet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der italienischen Poesie: es war ihr ein Ihyrischer Dichter erstanden und einen solchen hatte sie seit einem Jahrhundert nicht mehr bejessen, seit dem Tode von Vincenzo

da Filicaja (gest. 1707). An jener in versi sciolti geschriebenen Elegie fanden wol etliche Schulmeister zu mäkeln, Dichter nicht, ja, Ugo Foscolo fand diese ersten Verse des jungen Poeten sogar der Citirung in seinem unvergänglichen Gedichte „*Dei Sepolcri*“ würdig. Im darauffolgenden Jahre erschien Manzoni mit einem allegorischen Gedichte „*Urania*“. Hier steht unser Dichter noch völlig auf dem Boden des starren, antiquirten Klassicismus. Das Poemetto, in altfränkischer Manier gehalten, fand, obwohl Monti, der berühmte Autor des „*Aristodem*“ und „*Cajus Gracchus*“, nach einer Vorlesung jener Verse enthusiastisch ausrief: „*Io vorrei terminare, dove costui comincia!*“ doch keinen Beifall im Publikum. Manzoni mochte selbst fühlen, daß er damit trotz des überschwänglichen Lobes seines großen Freundes einen Fehlgriff begangen, denn nie mehr entlockte er seiner Zeier Klänge, die nicht der Wiederhall seiner heiligsten Empfindungen gewesen. —

Wie schon erwähnt, hatte Manzoni bereits begonnen, in eine andere philosophische Bahn zu lenken. Aber noch war er schwankend, unentschieden, als ein Ereigniß eintrat, das in seinen Folgen unseren Dichter in jene bestimmte Richtung bringen sollte, wo der feste Glaube die Kritik verdrängt. Er vermählte sich nämlich im Jahre 1808 mit Luigia Blondel, der Tochter eines Banquiers in Genf. Sie war Protestantin, doch nahm sie nach ihrer Hochzeit in Paris aus innerem Drange die katholische Religion an. Der begeisterte Glaubenseifer der Convertitin mußte auf Manzoni, der eben mit sich selbst im Unklaren war, von größtem Einflusse sein. Eines Tages trat er in der größten Seelenqual über diese höchsten Probleme in die Kirche San Rocco. „*O Gott,*“ hatte er geflüstert, „*wenn Du bist, so eröffne Dich mir*“ . . . Gläubig kehrte er aus dem Gotteshause zurück. —

Wir wollen die Thatsächlichkeit dieser Historiette, welche Carcano in seinem „*Vita di Alessandro Manzoni*“ erzählt, nicht näher untersuchen. Der Mann, welcher in einer solchen Stimmung wie Manzoni in ein Bethaus tritt, ist schon gläubig, wie denn überhaupt der Tempel der Gottheit nur Demjenigen eine moralische Zufluchtsstätte bieten kann, der an die Gottheit glaubt. — Ein Dichtergenius wie jener Manzoni's, welcher einen bleibenden Markstein in der Entwicklung seiner nationalen Literatur setzen sollte, mußte, wie Karl Marquard Sauer in seiner trefflichen Studie über den großen Italiener sehr richtig ausführt, vor Allem auf festen philosophischen Boden wurzeln. Sei nun diese Philosophie jene, welche auf den lichten Höhen freier Menschlichkeit einherwandelt, oder jene, die in einem felsenfesten, strengbezeichneten Glauben ihren sicheren Anfergrund besitzt. Nur kein Mittel Ding, nichts Halbes konnte es sein. So wurde Manzoni aus innerster Ueberzeugung zum gottesgläubigen Katholiken, dessen tiefempfundene Religiosität von nun an alle seine Lieder und Schriften durchweht.

Des Dichters feinempfängliches Gemüth wie seine reiche Phantasie, sie wurden jetzt beide von den hohen Lehren, wie sie dem unverfälschten Christenthume innewohnen, und jener geistlichen Mystik, die keine Religion

entbehren kann und die in der katholischen besonders reichlich vertreten ist, mit ganzer Macht erfaßt: es entstanden seine so berühmt gewordenen „Inni sacri“. Diese fünf Hymnen: Die Auferstehung (1812), Der Name Maria's und Die Geburt Jesu (1813), Die Passion (1815), endlich Das Pfingstfest (1818) sind eine herrlich schwungvolle Apotheose der bedeutendsten christlichen Feste mit ihren Glaubensmysterien, wodurch ihr Sänger in Italien eine neue Art Lyrik schuf. Auch erregten sie das größte Aufsehen, nicht allein sowohl wegen der gänzlichen Neuheit einer solchen, man könnte fast sagen, geistlichen Poesie, als wegen ihrer ganz wunderbaren Formvollendung. Alles, was die tiefempfundenste Gluth innerer Begeisterung neben einer meisterhaften Beherrschung der Sprache vermag, findet sich in den „heiligen Hymnen“ vereint. Manzoni war durch diese Gesänge zum Klopstock Italiens geworden.

Aber noch in anderer Beziehung waren sie von eminenter Bedeutung: sie bezeichnen bei Manzoni den Bruch mit dem abgelebten Klassicismus und für Italien die Eröffnung einer neuen Aera, ja einer neuen Schule. Womit nämlich Frankreich begonnen und Deutschland schon längst in so mächtiger Weise gefolgt war, das wurde im Süden Europa's jetzt erst so recht zur brennenden literarischen Tagesfrage: der Kampf zwischen Klassicismus und Romantik. Es ist etwas ganz Naturgemäßes, daß auf dem klassischen Boden Italiens der Klassicismus sich auch am längsten erhalten hatte, und daß, während in den Kunstkreisen des übrigen Mitteleuropas nach lang anhaltendem Sturme schon seit geraumer Zeit Klärung der Begriffe und Harmonie eingetreten war, auf der Pflanzstätte römischer und griechischer Bildung jener große Brand erst emporzulobern begann, der jenseits der Alpen schon längst verglüht. Und als den gewaltigsten Pionier, der wie kein Anderer mitgeholfen hat, in Italien die verknöcherten Principien der antiquirten Kunstformen in Bresche zu legen, erblicken wir von nun an Alessandro Manzoni. Losringen von ästhetischen Gesetzen, die aus einer längst verjunkten Welt gleich einer stehengebliebenen Uhr hereinragten; Aufgeben des langgewohnten veralteten Conventionalismus der Ideen; Studium, aber nicht mehr Nachahmung der Alten; selbsteigenes Erkennen und Erstreben des ästhetisch Schönen und vor Allem Eindringen in das Volksbewußtsein, überhaupt Herantreten zum Volke, das sich bisher Dank der ihm meist unverständlichen aristokratischen Herrschaft der Klassicisten um seine Dichter wenig gekümmert hatte: das waren die Hauptgrundsätze der neuen, jungen Schule, als deren Bannerträger Manzoni hinfort kräftig voranschritt.

Uebrigens gerieth der Sänger der „Inni sacri“ gegenüber den Schriftgelehrten Italiens in eine eigenthümliche Lage. Alle erkannten einstimmig die lautere Formenschönheit, den wahrhaft zauberischen Wohlklang der Sprache Manzoni's an, aber zugleich wurde er in einem Athem clerical, ultramontan, reactionär und gleichzeitig Neuerer, Revolutionär genannt. Die eine Bezeichnung bezog sich auf seine angebliche Tendenz, die andere auf die neue

Bahn, welche er eingeschlagen hatte. Das ehrenvolle Epitheton „Revolutionär der Literatur“ muß als vollständig zutreffend anerkannt, seine Charakterisirung als bigott und clerical hingegen zurückgewiesen werden. Clerical, ultramontan kann nur derjenige Schriftsteller genannt werden, welcher die römisch-hierarchischen Parteizwecke durch seine geistige Arbeit zu fördern sucht; aber doch nicht ein Dichter, welcher den katholisch-christlichen Gedanken in seiner ganzen Idealität auffaßt und poetisch verwerthet. Hier ist die religiöse Anschauung keineswegs Zweck, sondern sie wird zum Mittel, um das hohe Ziel der Kunst, das ästhetisch Schöne, zu erreichen. Der Dichter kann sich aber doch nur solcher Mittel bedienen, die mit seiner inneren Ueberzeugung harmoniren, ja daraus hervorgehen, ohne damit einen engen Parteizweck zu verfolgen. Die wahre Kunst steht über der Partei, und wenn die „Inni sacri“ oder „die Messiade“ clerical sind, dann ist auch die „Assunta“ von Tizian und „die Schöpfung“ von Haydn clerical! Aber die meisten Menschen stehen im Getriebe der Parteien, und da sie sich nicht zu dem höheren Standpunkte des Dichters, Künstlers hinaufzuschwingen vermögen, so zerren sie diesen lieber zu sich herab. So ließen sich auch die Herren Ultramontanen die prächtige Gelegenheit nicht entgehen, ihre an hervorragenden Geistern nicht allzu vollen Reihen mit einem solchen Genius ostensibel zu verstärken und denselben laut als einen der Ihren zu verkünden. Doch dem Manne, von dem Goethe sagte: „Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte“ — dem fehlten offenbar die Eigenschaften, welche ihn erst zum Schleppträger der römischen *ecclesia militans* charakterisiren würden!

Aber leider sollte sich Manzoni schon wenige Jahre später von seinem kindlich frommen Katholicismus zu einer That verleiten lassen, die freilich mächtig dazu beitragen mußte, ihn in den falschen Ruf eines Verbündeten der kämpfenden Kirche zu bringen. Der bekannte Historiker Sismondi hatte in seiner Geschichte der italienischen Republiken die Corruption Italiens mit richtigem Scharfblick zum guten Theil der, wie wir wissen, nach Bedürfniß sehr dehnbaren kirchlichen Moral zugeschrieben. Dies kränkte den aufrichtigen Katholiken Manzoni gewaltig, und er ließ sich zur Schadenfreude seiner Gegner und zum Bedauern seiner Freunde dazu hinreißen, als Verfechter der geistlichen Moral öffentlich in die Schranken zu treten. Im Jahre 1819 überraschte er die Welt mit seinen: „*Osservazioni sulla morale cattolica*“, einer mit wahrer dialektischer Virtuosität verfaßten Streitschrift gegen Sismondi. Manzoni nimmt aber darin von vornherein einen falschen Standpunkt ein, indem er etwas mit aller Kraft vertheidigt, das anzutasten Niemandem, auch nicht Sismondi, in den Sinn kommt, nämlich die unbestreitbar tiefe Moral, welche dem Katholicismus oder richtiger dem Christenthume innewohnt. Wer hat dieselbe jemals in Frage gestellt? Nur darf man nicht übersehen, daß

dieselbe zum guten Theile, ja in ihrem Fundamente, aus jenen höchsten Principien besteht, die jeder Religion zu Grunde liegen müssen. Die ewigen Humanitätslehren, welche das unverfälschte Christenthum enthält, sind doch nicht ein Monopol dieser Religion, sondern Gemeingut aller entwidelteren Religionen und überdies bekanntlich viel älter als das Christenthum. Nur finden sie sich in demselben mit hoher Weisheit und Zweckmäßigkeit für die neue Welt, welche aus dem Schutt der alten entstand, vereinigt, und diese erhabenen Theorien sind es, welche dem Christenthume seine weltgeschichtliche Bedeutung verliehen haben. Theorien! Das ist das Wort, und Manzoni in seinem allzuregen Eifer um die katholische Sache (die, nebenbei bemerkt, eine ganz andere als die christliche) vergißt, daß zwischen Theorien und ihrer Durchführung noch ein himmelweiter Unterschied besteht. Sismondi nun, der Historiker, hatte ihre praktische Anwendung seitens der Kirche im Auge, und es wird denn doch Niemand leugnen können, daß die Praxis, welche da geübt wurde und geübt wird, den Lehren des Märtyrers von Golgatha sehr häufig diametral entgegengesetzt war und entgegengesetzt ist, daß überhaupt die römisch-katholische Moral, wie sie in den letzten Jahrhunderten im Vatican gehandhabt ward, in Wirklichkeit wenig mehr mit der ursprünglichen christlichen gemein hat — sogar bis auf den Namen. Manzoni berücksichtigt dies aber nicht, und die von Niemandem bestrittenen hohen Vorzüge der christlichen Moral in meisterhaft schwungvoller Sprache ausführend, will er damit beweisen, daß solche Lehren unmöglich mit Schuld an der Corruption eines Staates sein können. Manzoni hat von seinem Standpunkte aus darin ganz recht: diese ideal schönen Theorien können ja nur in jedem Lande veredelnd und segensbringend, niemals verderblich wirken — Sismondi hat aber auch vollständig recht, wenn er sehr treffend ausführt, daß die kirchliche Moral, wie sie von den Römlingen besonders in Italien, dem Hauptsitze des Katholicismus, im praktischen Leben ausgeübt und verbreitet wurde, dem Verderbniß eines Landes mächtig Vorschub leisten konnte. Wenn man also auch den fromm-religiösen Standpunkt Manzoni's vollständig begreift und würdigt, worauf eben jede volle, ehrliche Uebersetzung gerechten Anspruch hat, so müssen dennoch die „Osservazioni sulla morale cattolica“, wo doch nur der positive Katholicismus vertheidigt werden soll, bei einem Dichter vom Range Manzoni's als eine Verirrung, als ein Herabsteigen von der Höhe der „Inni sacri“ angesehen und danach beurtheilt werden. Zum Glück waren Manzoni's Anlagen viel zu gesund, ja selbst seine Religiosität eine zu natürliche, wahrhafte, um fortzufahren, an so Unerquicklichem seine Kraft und Zeit zu vergeuden. Ein Geist, wie jener Manzoni's, konnte wol vom rechten künstlerischen Wege abirren, doch nicht lange auf falschem Pfade weitererschreiten.

Unser Dichter trat auf jedem Gebiete der Literatur, dem er sich zuwandte, als gesunder Reformator auf, dessen gewaltige Schaffungskraft

und unabhängige Beurtheilung des Schönen in der Kunst stets mit kühnem Schwunge über die engen Schranken des Gewohnten, Althergebrachten hinwegsetzte und jede Schablonenhaftigkeit zum nicht geringen Unmuthe der stets überwiegenden Anzahl mittelmäßiger Geister mit starkem Rude umwarf. Bisher hatte der Klassicismus auch im Drama unumschränkt geherrscht. Italien hat bekanntlich bis heute keinen eigentlich großen Tragiker hervorgebracht und der italienische Schiller, Goethe, Shakespeare ist noch nicht geboren. Alfieri erscheint unstreitig als der bedeutendste Dramatiker des Südens, doch abgesehen davon, daß seine Gestaltungskraft niemals einen Macbeth, Faust, Wallenstein geformt, so lag er noch ganz in den Fesseln des Klassicismus, und der freien Entfaltung seiner reichen Phantasie hingen die Nachahmung der Alten und die in Italien noch für unumstößlich gehaltenen dramatischen Einheiten von Zeit und Ort als schwere Bleigewichte an. Dabei war ein ächt nationales Drama ein in der italienischen Literatur bisher unbekanntes Phänomen. Die Dichter deckten ihren Stoffbedarf, wie es der Stil erheischte, aus Herodot und Tacitus, und griechische und römische Gestalten beherrschten in der Tragödie fast ausschließlich die Bretter, welche doch die Welt bedeuten. Muthig die Anregung zur Entfaltung eines neuen frischen Lebens in ein Kunstgebiet gebracht zu haben, wo es eintönig, mumienhaft aussah, kühn den Bann der Theatereinheiten gebrochen und die Idee zu einem ächt nationalen Drama in Italien angebahnt zu haben: das sind die unvergänglichen Verdienste Manzoni's um die Entwicklung der italienischen Dramatik, wenn er auch selbst nicht ein eigentlich großer Tragiker genannt werden kann und als solcher gewiß weit hinter Alfieri steht.

Im Jahre 1820 erschien Manzoni's epochemachende Tragödie „Il Conte di Carmagnola“, welche jene neue dramatische Schule eröffnete, aus der die Tragiker Carlo Marengo, Tedaldo Fores, De Cristoforis, Silvio Pellico, Rosini u. a. hervorgegangen sind.

Es ist die Zeit zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, in welche uns der Dichter versetzt, die Zeit der kleinlichen Interessen, der Städtekriege und Fehden, die Zeit, wo das Individuum zwar eine Vaterstadt aber kein Vaterland besaß und wo nicht Bürger den heimatlichen Herd vertheidigten, sondern heugeliebige Söldner den Raubgelüsten ihrer Miethherren dienten. In Mailand herrschte der ebenso grausame als verschlagene Herzog Philipp Maria Visconti. Selbst arm an kriegerischen Fähigkeiten und nur ein Meister in Arglist und Verstellung dankte er die Machtbefestigung des schon bedenklich erschütterten Herzogthums, die neuen herrlichen Erwerbungen, endlich die Besiegung seiner gefährlichsten Feinde, der Florentiner, der Tüchtigkeit seines Feldherrn, des Grafen Carmagnola, welcher sich durch sein militärisches Talent vom Hirtenknaben zum obersten Befehlshaber emporgeschwungen hatte. Anfangs belohnte Philipp Maria sehr reichlich die Verdienste seines Feldherrn, erhob

ihn zum Grafen von Castelnovo und gab ihm selbst eine Verwandte, Antonietta Visconti, zur Frau. Allein der gerade, ehrliche, dabei sehr eigenwillige, stürmische Sinn Carmagnola's konnte nicht lange mit der verrätherischen, heimtückischen Weise seines Fürsten ein Auskommen finden, während der Herzog nach Tyrannenart mit nur schlecht verhehltem Ueberdruß auf das immer wachsende Ansehen des mächtigen Condottiere blickte. Der Bruch war unvermeidlich und erfolgte im Jahre 1425, wo sich Carmagnola tiefverletzt nach Venedig zurückzog. Dies die Vorgeschichte des Dramas, welche wie dieses selbst auf streng historischem Boden steht.

Die von Goethe als musterhaft bezeichnete Exposition führt uns mitten in die Berathung des Senats der venetianischen Republik über die politische Lage. Soll das von den Florentinern angebotene Bündniß gegen den Herzog Philipp Maria angenommen werden oder nicht? Das ist die eben in Behandlung stehende Frage. Der Doge trägt die Sachlage vor und berichtet, daß auf den Grafen Carmagnola im Auftrage des Herzogs ein Attentat versucht worden, daselbe aber mißglückt ist. Nun braucht eine Versöhnung zwischen Carmagnola und Philippo nicht mehr gefürchtet zu werden: der Graf erscheint jetzt reif zum Befehlshaber des venetianischen Söldnerheeres. Der Doge erklärt sich für den Krieg, doch soll früher noch Carmagnola's Rath vernommen werden. Der bereits harrende Graf wird hereingeführt. Klar und übersichtsvoll, mit einem viel weiteren, schärferen Blick als die ängstlichen Senker des venetianischen Staatsschiffes legt er die Situation dar. Er ist entschieden für den Krieg. Doch kaum wieder entlassen, wird auch schon eine Stimme gegen seine Ernennung zum Feldherrn laut. Der alte Senator Marino ist nicht etwa ein persönlicher Gegner Carmagnola's, aber dessen weiter Blick hat ihn unbewußt erschreckt. Für einen so großen Geist konnten die Verhältnisse der Republik leicht zu klein werden. Bisher war es die Sorge des Senats gewesen, die Ehrfurcht des Unterthans zu erhalten, jetzt wird es wol heißen, darauf Bedacht nehmen, wie dieser würdig zu ehren sei! Trotz dieser Bedenken wird Carmagnola zum Befehlshaber erwählt, der Krieg beschlossen. — Senator Marco, Carmagnola's edler Freund, eilt denselben davon zu benachrichtigen. Er kennt den stolzen, unbändigen Charakter des Grafen und warnt ihn, sich wol zu hüten, denn nicht Alle im Senate sind ihm wohlgeneigt. Carmagnola verspricht, der mahnenden Worte des Freundes stets zu gedenken. . . . Im herzoglichen Kriegslager. Die Führer halten Rath, ob die angebotene Schlacht anzunehmen sei oder nicht. Die älteren widerrathen der guten Stellung wegen, die dann aufgegeben werden müßte, die jungen Heißsporne drängen zum Kampfe. Es kommt zu heftigen Wechselreden; Einer der leidenschaftlichsten läßt sich endlich dazu hinreißen, dem alterfahrenden Kriegsobersten Pergola Feigheit vorzuwerfen. Tiefverletzt dringt nun dieser selbst auf die Schlacht; sie wird beschlossen. Versöhnung der Helden

vor dem Kampfe Im Zelte Carmagnola's. Der Graf ertheilt den versammelten Führern die letzten Befehle zur Schlacht; sie lauten kurz, bestimmt. Keine Einwendung, keine Widerrede wird laut, hier gibt es nur Gehorsam. — Welcher Gegensatz zu dem tumultuariischen Auftritt im Kriegsrathe der Herzoglichen! Die Schlacht ist von Carmagnola gewonnen. Ein Commissär der Republik tritt in sein Zelt und, dem Führer zu seinem Siege Glück wünschend, verlangt er gleichzeitig die energische Verfolgung der errungenen Vortheile. „Das ist meine Sorge,“ erwidert Carmagnola kurz. Aber der Commissär wird immer zudringlicher und schon nimmt das Gespräch eine erregte Wendung, als ein zweiter Commissär erzürnt hereintritt und heftig dagegen protestirt, daß, wie es theilweise sogar schon geschehen ist, die Gefangenen entlassen werden. Carmagnola erwidert, so wolle es der alte Kriegsbrauch. Die Commissäre erheben trotzdem dagegen Einsprache. Da flammt des Grafen trotzige Sinnesart auf. Er läßt die noch übrigen Gefangenen vor sich rufen, um ihnen vor den in ohnmächtigem Zorne dastehenden Commissären die Freiheit zu schenken. Um das Maaß ganz zu füllen, erkennt er unter den Scheidenden den Sohn seines ehemaligen langjährigen Kriegsgefährten Pergola. Er umarmt den Sohn des alten Freundes und entläßt ihn mit vielen Grüßen an den Vater. Die Commissäre sind starr vor Wuth und Erstaunen über dieses unerhörte Benehmen des kühlen Söldners, der ihnen noch die stolzen Worte zuruft:

„Lebt wohl, ihr Herren!

Nie werd' ich Gnade schenken euren Feinden,

Als wenn sie überwunden vor mir stehen!“

Damit ist der Conflict zwischen Harnisch und Toga, wie Goethe die Gegensätze zwischen der geraden, ungestümen Soldatennatur und der schleichenvenetianischen Staatskunst in zwei Worten charakterisirt, zum Ausbruch gekommen; es folgen nun die Consequenzen. Die Commissäre berathen, was zu thun sei. Des Grafen Handlungsweise erscheint verdächtig, aber in der Mitte seines ihm völlig ergebenen Heeres ist er ihrer Machtvollkommenheit entrückt. Sie beschließen, zur vielgeübten venetianischen Verstellungskunst ihre Zuflucht zu nehmen. Laut wollen sie von nun an jede seiner Maßregeln loben und billigen und nur begehren, was ihnen sicher gewährt wird, dabei ihn aber strenge überwachen und dem Senate im Geheimen denunciren Im Saal der Zehn zu Venedig steht Marco vor Marino, einem der Mitglieder jenes Tribunals. Marco hat in der heutigen Senatsitzung, in welcher Carmagnola des Verrathes angeklagt und die geheime Einleitung seines Processes beschlossen worden ist, seinen Freund warm vertreten. Dies wird ihm nun selbst zum Verbrechen angerechnet. Vergebens vermahnt er sich, vergebens vertheidigt er nochmals das Benehmen des Grafen in feuriger Rede; Marco erklärt

ihm namens des höchsten Tribunals, er könne sich von dem auf ihm lastenden Verdachte, selbst ein Verräther zu sein, nur befreien, indem er sich bereit zeige, sofort nach dem von den Türken bedrohten Theßalonich abzureisen. Früher soll er aber noch den schriftlichen Eid unterzeichnen, worin er die unbedingte Geheimhaltung des gegen Carmagnola gefaßten Senatsbeschlusses angelobt. Es ist ein Moment der höchsten Seelenqual für den edlen Marco. Und doch, was würde eine Weigerung nützen? Wird ihm ja gedroht, daß jeder noch so leise Versuch, den Grafen zu warnen, nur sofort den sicheren Tod Beider nach sich ziehen würde. Er unterzeichnet das fatale Papier . . . In einem meisterhaften Monologe spricht sich seine wilde Seelenpein aus, mit dem Gefühle der Verachtung gegen sich selbst und gegen die feigen Tyrannen, die hier herrschen, verläßt er die Vaterstadt, um hoffentlich nicht wiederzukehren. — An Carmagnola ist eine schriftliche Einladung des Senats ergangen, nach Venedig zu kommen, angeblich um über Friedensvorschläge zu berathen. Gonzaga, ein treuer Waffengefährte, warnt den allzuvertrauenden Freund. Carmagnola's ehrlicher Sinn will aber an nichts Böses denken, er folgt dem Rufe . . . Voll Zuversicht betritt er stolz, jeder Zoll ein Held, den Saal der Behn. Zum Schein wird die Berathung begonnen. Der Doge lauert aber nur auf eine Gelegenheit, gegen den Grafen loszubrechen. Diese ergibt sich, als Carmagnola entschieden räth, entweder dem Feldherrn völlig freie Hand zu gewähren, da nur dann ein gedeihliches Ende zu erwarten sei, oder jezt nach dem Siege Frieden zu schließen. Nun wird ihm einerseits übergroßer Ehrgeiz und andererseits ungerechtfertigte Schonung, ja Einverständnis mit dem Feinde vorgeworfen. Zuerst hoch-erstaunt, dann aber voll Unwillen und Entrüstung weist der Graf diese Anschuldigungen zurück, doch wird er kalt auf die Entscheidung des geheimen Gerichts verwiesen und als nun Carmagnola in aufwallendem Borne und aufsteigendem Verdachte nach seinen treuen Wachen ruft, erscheinen die Ebirren der Republik unter den Thüren: er ist gefangen und wird abgeführt. . . . Haus des Grafen. Schon steigt im Osten die Morgenröthe empor; Frau und Tochter sind noch wach, den Vater erwartend. Es ist kein schlechtes Zeichen, daß er so lange ausbleibt — die Friedensverhandlungen erheischen lange Berathung, sollen sie zu gutem Ende führen. Man hört Raderschläge im Canal, sie nähern sich, es wird am Haushore gepocht — er ist's. Die Thür wird aufgerissen, Gonzaga stürzt herein und bringt die Schreckensbotschaft . . . Im Gefängnisse. Gattin und Tochter kommen zum lezten Wiedersehen. Herzerreißender Abschied. Die Schergen treten ein. Antonietta und Mathilde sinken besinnungslos zur Erde. Carmagnola empfiehlt noch Frau und Tochter seinem Freunde Gonzaga, dann folgt er festen Schritts den ihn umringenden Wachen. — —

Dies in kurzen Strichen der Inhalt des Stückes, welches, wie man sieht, in mancher Beziehung Anklänge an Schillers Wallenstein zeigt. Daß

diese Trilogie auf Manzoni, den genauen Kenner deutscher Literatur, bei der Schöpfung seines *Carmagnola's* nicht ohne Einfluß geblieben ist, steht wol außer allem Zweifel. Besonders macht sich derselbe bei den frischen, kräftig bewegten Lagerscenen bemerkbar, während die Charaktere des sittlich wenig durchgebildeten Bandenführers und des auf voller Höhe sittlicher Entwicklung stehenden kaiserlichen Feldherrn freilich nur in sehr entferntem Grade mit einander verwandt erscheinen. Ueberhaupt kann von einer Nachahmung Schillers bei Manzoni keine Rede sein, wol aber von einem sehr gründlichen Studium des deutschen Klassikers, das dann natürlich auf die Productionen Manzoni's eine gewisse Einwirkung ausgeübt hat.

Die Kritik Italiens gerieth ob des neuen Werkes Manzoni's in die größte Aufregung. War dies doch eine ganz unerhörte Umwälzung der bisher anerkannt kunstgerechten Schablone, eine Umwälzung, die man noch überdies dem Einflusse der damals in Italien wenig beliebten „Stranieri“, der „Tedeschi“ verdankte! Die Theatereinheiten waren vornehm bei Seite gesetzt, ja in der Einleitung, welche dem Stücke vorausging, wurden die strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes ausdrücklich als durch nichts gerechtfertigte Fesseln bezeichnet und des Deutschen Wilhelm Schlegel Aeußerungen hierüber als beweiskräftig angeführt.*) Zudem hatte Manzoni Chöre, wahre Meisterstücke lyrischer Poesie, beigelegt, die nicht in die Handlung selbst eingreifen, sondern theils die Stimmung der Zuhörer charakterisiren, theils hinter der Scene sich abspielende Begebenheiten, z. B. die Schlacht schildern sollen. Manzoni sagt übrigens in seiner Einleitung ausdrücklich, daß diese Chöre nicht für die Aufführung, sondern nur für das Lesen bestimmt sind, was uns auch anders wol nicht gut möglich erscheint. Goethe meint zwar: „bei der Aufführung müßte man dem Chor einen besonderen Platz anweisen, wodurch er sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in Das, was auf der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrierenden Theil macht, aber doch nicht zu Jenen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln;“ doch ist uns die praktische Durchführung dieses Vorschlages eben so wenig als Herrn Sauer klar, da man, wie dieser treffend hervorhebt, wol nicht an einen gesprochenen Chor denken kann und bei einem gesungenen die ganze Pracht der Diction verloreninge.

Die kritische Opposition gegen das neue Drama war in Italien eine nahezu allgemeine; dazu nahm man noch die Maske des verletzten Patriotismus an und nannte Manzoni einen Nachahmer der Fremden. Der Dichter mußte deshalb eine wahre Fluth „wohlgemeinter“ Ausstellungen,

*) Sehr bemerkenswerth ist ein später von Manzoni im reinsten Französisch verfaßtes offenes Schreiben an M. C.*** (Monsieur Chauvet) „*Sur l'unité de temps et de lieu dans la tragédie*“, worin sich Manzoni in ebenso erschöpfender als schlagernder Weise über diese damalige Streitfrage auspricht.

Rügen, Rathschläge und manchen herben Spott seitens der vaterländischen Kunstkritiker über sich ergehen lassen. Da ward ihm plötzlich eine ebenso unerwartete als großartige Genugthuung zu Theil: Goethe trat öffentlich als warmer Vertheidiger des Conte di Carmagnola auf; er widmete dem Stücke eine sehr eingehende, durchaus lobende Besprechung, wobei er dem Verfasser ausdrücklich Glück wünschte, „daß er von alten Regeln sich los-sagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen, daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden könne“. — Manzoni richtete unter dem 23. Januar 1821 einen Brief voll des wärmsten Dankes an unseren Altmeister, worin er bescheiden bekennt, daß, wenn ihm Jemand während der Arbeit an jener Tragödie vorausgesagt hätte, Goethe würde dieselbe lesen, ihm dies die größte Aufmunterung gewesen wäre.

Auch säumte er nicht, die eingeschlagene Bahn rüstig weiter zu verfolgen. Schon nach zwei Jahren sehte seine Muse ein neues, ächtes Kind der revolutionären Richtung zur Welt: die Tragödie „Adelchi“. Dieses Drama baut sich auf einer noch viel gewaltigeren historischen Grundlage auf als der „Conte di Carmagnola“. In diesem Stücke bildete immerhin nur eine Episode aus der vaterländischen Geschichte den Vorwurf der Tragödie, in „Adelchi“ hingegen ist es der Untergang eines ganzen Weltreiches, der vor unseren Blicken dramatisch entrollt wird.

Kaiser Karl der Große ist der Tochtermann des Longobardenkönigs Desiderius. Er hat aus unbekanntem Grunde seine Gattin Ermengard verstoßen und ihrem Vater zurückschickt. Desiderius sinnt auf Rache. Die Wittve und Söhne Karlmanns, die sich zu ihm geflüchtet haben, sollen ihm als Werkzeug dazu dienen: er will sie zu Papst Hadrian führen, daß er sie zu Königen der Franken kröne. Während Adelchi, der Sohn und Mitregent von Desiderius, seinem Vater wegen dieses gewagten Planes Gegenvorstellungen macht, erscheint ein Legat Karl des Großen. Der Papst hat sich beschwert, daß Desiderius einen Theil des Kirchenstaates in Besitz genommen. Karl verlangt die Räumung dieser Landschaften. Desiderius weigert sich, der Legat erklärt den Krieg. — Unter vielen longobardischen Fürsten herrscht Unzufriedenheit. Im Hause des Soldaten Svarto vereinigen sie sich zur Besprechung. Sie beschließen, Karl im Geheimen ihre Unterwerfung und Hülfe anzubieten. Svarto, von brennendem Ehrgeize getrieben, aus niederer Stufe selbst zum Großen emporzusteigen, übernimmt es, Karl den Antrag des Verraths zu überbringen. Die Figur Svarto's ist in wenigen Strichen wahrhaft meisterhaft gezeichnet. — Karl kommt mit mächtigem Heere angezogen, aber er findet die mit Thürmen und Mauern besetzten Alpenpässe von den Longobarden kräftig vertheidigt; besonders Adelchi verrichtet Wunder der Tapferkeit und alle Uebermacht zerfällt ohnmächtig an der Wehr, welche die Natur selbst gesetzt. Schon denkt Karl unmuthig an Rückzug, als ein Priester ihm gemeldet wird, der von Ravenna her, ohne die Engpässe zu berühren,

in's fränkische Lager gelangt ist und wichtige Kunde mitzutheilen hat. Diakon Martin erscheint vor Karl: er will des Papstes Befreier sein und das Heer auf dem geheimen Wege, den er hergekommen, durch die Gebirge in des Feindes Rücken führen. . . . Lager der Longobarden. Es scheint, daß die Franken sich zurückziehen. Adelschi beklagt sich gegen seinen Waffengefährten Anfried, daß es ihm versagt ist, gegen den Weidiger seiner Schwester in offenem Felde Brust an Brust zu kämpfen. Nun wird er fortziehen und der Rache entinnen. Desiderius tritt auf, umarmt Adelschi als Ketter des Reiches und begrüßt ihn zum Lohne als künftigen Eroberer von Rom. Da ertönt wie ein Wetterschlag der Schreckensruf: Die Franken! Die Franken! Sie sind auf unbekanntem Pfade in's Lager gedrungen. Alles ist verloren. Fliehende Soldaten füllen die Scene. Desiderius will sie mit gezücktem Schwerte zurückhalten. Vergebens, er wird selbst von den Flüchtlingen mit fortgerissen. . . . Anderer Theil des von den Longobarden verlassenen Lagers. Karl empfängt Svarto und die von Desiderius abgefallenen Fürsten, jenen mit dem Zuruf begrüßend: „Svarto — Graf von Susa!“ Zum Tode verwundet, wird Anfried, von zwei Franken gestützt, gefangen vor Karl gebracht. Er war der Einzige, welcher sich dem Feinde entgegengeworfen; er wollte nicht als Vasall Karls leben, da er als Krieger Adelschi's sterben konnte. — Der Gegensatz zwischen dem belohnten Verrath und der selbst vom Feinde geehrten Treue bis in den Tod wirkt tiefergreifend. — Klostergarten zu Brescia. Ermengard wankt, von Schwestern geführt, herbei und läßt sich unter einer Linde nieder. Schmerz und Gram haben sie an den Rand des Grabes gebracht. Sie fühlt ihre Todesstunde nahen und gedenkt des Vaters, des Bruders, trägt an sie ihre letzten Grüße — an Karl ihre Verzeihung auf. Da erfährt sie, daß Karl ihre Nebenbuhlerin Hildegard mit sich im Lager habe. Der Schmerz umnachtet ihre Sinne und nun im Delirium gibt sich ihre ganze leidenschaftliche Liebe zu Karl, ihre Eifersucht, ihre Seelenqual in wahrhaft hinreißender Weise kund. Erschöpft sinkt sie zurück. Sie erwacht. Es war ein schwerer Traum. Der Friede ist in ihr zurückgekehrt — sie stirbt. — Diese Scene mit dem darauffolgenden Chor gehört zu dem Schönsten, was Manzoni je gedichtet hat. — Die Ueberreste des geschlagenen Longobardenheeres haben sich in die festen Plätze zurückgezogen. Desiderius vertheidigt Pavia, Adelschi Verona. Pavia fällt durch Verrath, Desiderius wird gefangen genommen. . . . Karl belagert Verona, den gefangenen Longobardenkönig mit sich führend. Die Besatzung Verona's hat vom Falle Pavia's und Brescia's gehört und verlangt nun auch von Adelschi die Uebergabe. Dieser, in seiner Verzweiflung, denkt einen Augenblick an Selbstmord, doch diese Regung in einem psychologisch herrlich durchgeführten Monologe von sich weisend, beschließt er, sich mit dem Reste seiner Getreuen nach Byzanz durchzuschlagen, wo ihm der griechische Kaiser ein Asyl ange-

boten. . . . Zelt Karl des Großen vor Verona. Der gefangene König wünscht Karl zu sprechen. Er wird eingelassen. Der alte, tiefgebeugte Desiderius fleht um Schonung für seinen Sohn. Karl weist ihn hart ab. Desiderius mahnt Karl an die Stunde der letzten Vergeltung. „Schweig Du, der Du besiegt bist,“ herrscht ihn Karl an und wirft ihm leidenschaftlich alle an ihm begangenen Feindseligkeiten vor. Lärm vor dem Zelte, Rufe: Es lebe König Karl! Ein Ritter stürzt herein: Verona hat sich ergeben, Adelschi ist tödtlich verwundet. Der eben noch zürnende Karl zeigt sich erschüttert, ein Sterbender kann Karl kein Feind mehr sein. Seinem Geheiß zufolge wird Adelschi auf einer Tragbahre in's königliche Zelt gebracht. Des Helden letzte Bitte an Karl ist um milde Behandlung des gefangenen Greises. Tiefbewegt sagt Karl dieselbe zu. Adelschi stirbt in den Armen seines Vaters. Mit ihm erlischt die Dynastie, es gibt kein Longobardenreich mehr. — — —

Eugenio Camerini, der die 1873 in Mailand veranstaltete Volksausgabe der Manzoni'schen Werke mit einer biographischen Skizze des Dichters als Einleitung versehen hat, nennt diesen bei seiner Würdigung als Tragiker den „italienischen Schiller“. Nun mag diese Bezeichnung, auf die Schönheit der Diction sich beziehend, sehr treffend sein, worüber wir uns als Ausländer kein Urtheil beimaßen — sicher aber ist dieses Epitheton eine Uebertreibung, wenn sich dasselbe auch auf die dramatische Gestaltungskraft erstrecken soll. Die Schiller'schen Tragödien sind vollendete Bühnendramen von hinreißend scenischer Kraft — die Manzoni'schen hinwieder haben sich bei ihrer Aufführung sowol in Florenz 1828, wie später in Turin als keineswegs bühnenwirksam erwiesen: sie sind Buchdramen im eminenten Sinne des Wortes. Forschen wir nach, woran die Schuld liegt, so werden wir dieselbe unschwer in der allzu großen Pietät Manzoni's für die Wahrung der geschichtlichen Richtigkeit finden. Manzoni ist durch und durch Historiker und hält sich darum strenge an das durch die Geschichte Gegebene. Er versieht seine Stücke mit gebiegenen historischen Einleitungen, schildert gewissenhaft aus Quellen die geschichtlichen Ereignisse, welche dem Zeitpunkte, wo das Drama beginnt, vorausgegangen sind und dann jene, welche in die Handlung des Stückes fallen, jede Abweichung der dichterischen Phantasie von der Geschichte sorgfältig hervorhebend. Sind doch im Grafen von Carmagnola die Personen im Verzeichnisse sogar in „historische“ und „ideelle“ unterschieden und, da man den Namen der Tochter Carmagnola's aus den Quellen nicht verläßlich herausfinden kann, so schreibt Manzoni im Personenverzeichniß mit scrupulöser historischer Genauigkeit: „Eine seiner Töchter, welcher in der Tragödie der Name Mathilde beigelegt worden ist!“ So streift Manzoni mit einer Hand die Fesseln der beengenden Theatereinheiten ab, um sich mit der anderen nicht minder drückende selbst anzulegen. Auch sagte Goethe in einem Gespräche mit Eckermann darüber: „Manzoni fehlt weiter nichts,

als daß er selbst nicht weiß, welch' ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respekt vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben" Es steht außer Frage, daß die fast ängstliche Gewissenhaftigkeit Manzoni's dem Poeten im freien Fluge der schöpferischen Phantasie hinderlich war, denn er mußte ja stets mit Factoren rechnen, die ihm als unverrückbar galten, und das ganze Genie Manzoni's zeigt sich darin, daß er trotz dieser sich selbst auferlegten unerhörten Einschränkung doch noch so Großartiges hervorzubringen vermochte. Was wären aber erst für Kunstschöpfungen entstanden, wenn der Dichter nicht den Drang in sich gefühlt hätte, es mit der historischen Wahrheit so überaus genau zu nehmen! Manzoni hat eben leider übersehen, daß es in der poetischen Verwerthung der Geschichte noch eine höhere historische Wahrheit gibt, als die der bloßen Facten, und diese allein es ist, welche der Dichter zu wahren verpflichtet ist. „Wilhelm Tell“, „Don Carlos“, „Die Jungfrau von Orleans“ sind eminent historisch, wenn auch die Handlung in diesen Stücken von den Thatfachen, wie sie die Geschichte berichtet, sehr wesentlich abweicht. Aber die Tendenz jener Zeiten, der sittliche Entwicklungsgang, als dessen logische Folgen nur die historischen Ereignisse zu betrachten kommen, kurz die inneren Motore, welche damals das Rad der Geschichte bewegten, treten in den idealisirten Gestalten eines Tell, Don Carlos und der Johanna mit plastischer Schärfe zu Tage und darin besteht jene höhere historische Wahrheit, welche weit über jener der kahlen Thatfachen steht. Wie gefährlich im Drama ein zu rigoroses Festhalten an den Ergebnissen historischer Quellenforschung nicht allein für die poetische Wirkung, sondern auch für das allgemeine historische Gefühl, welches jedem Publikum innewohnt, mitunter werden kann, zeigt am augenfälligsten Manzoni's Gestalt Karl des Großen in „Adelchi“. Es gibt Erscheinungen in der Geschichte, welche durch ihre welterschütternden Thaten, durch ihr gewaltiges Eingreifen in das Schicksal ganzer Völker, kurz durch ihre kolossale historische Größe eine bestimmte allgemein angenommene Vorstellung ihrer Persönlichkeit hervorgerufen haben. Den Maasstab zu diesem ideellen Bilde müssen die historischen Facten, welche eine solche Hünengestalt der Geschichte bewirkt hat, abgeben, indem diese in Eigenschaften des Charakters, ja nicht selten auch des Körpers überseht werden. So stellen wir uns Karl den Großen, den ersten römisch-deutschen Kaiser und Bezwiner der Barbaren, als eine imposante Gestalt vor, streng, aber gerecht, energisch und doch voll edler Milde — das Urbild kaiserlicher Majestät mit allen idealen Attributen derselben. Nun wird der Geschichtsforscher in einem wissenschaftlichen Werke dieses Gebilde unseres Gefühls und unserer Phantasie ungestraft zerstören dürfen — niemals aber der Dichter. Der Manzoni'sche Karl der Große,

der die edle Tochter eines Königs ohne jeden bekannten Grund verstößt und ihr, indem er mit ihrer Nebenbuhlerin umherzieht, den Todesstreich versetzt, — der dann wieder mit Verräthern pactirt und den gelungenen Verrath belohnt, — der endlich die Bitte des unglücklichen gefangenen Königsgreises um Schonung für den Sohn hart abweist und sich erst milde zeigt, da der Feind vor ihm todeszuckend im Staube liegt: diese Zeichnung Karl des Großen, mag sie noch so historisch sein, muß uns unsympathisch berühren, weil sie unser Gefühl verletzt. — In Manzoni tritt uns offenbar ein Conflict zwischen dem Historiker und Poeten entgegen, ein Conflict, aus welchem freilich durch das Bestreben, die Resultate eingehender Geschichtsforschung mit den Anforderungen der Kunst auf das Engste zu verschmelzen, Werke entstanden sind, welche, wie Goethe sich ausdrückt, „ihm Niemand nachmachen wird“. Hat doch jede That, jedes Wort in diesen Tragödien eine historische Begründung und müssen dieselben demgemäß als wahre historische Denkmale bezeichnet werden, wenn sie auch nicht eben wirrkame Bühnendramen sind. Ihre hohe Bedeutung für die italienische Literatur liegt auch nicht in ihrem absoluten Werthe, vielmehr darin, daß sie, wie schon früher erwähnt, bahnbrechend für eine neue dramatische Schule waren.

Mochte Manzoni jenen Conflict selbst fühlen oder gewährten ihm seine in ihrer Art freilich unerreicht dastehenden Buchdramen doch keine genügende innere Befriedigung — genug, „Adelchi“ blieb sein letztes Drama. Wol trug er sich eine Zeit lang mit dem Plane zu einer Tragödie „Lo Spartaco“, doch gedieh dieselbe niemals über die ersten Strophen eines Chors. Er hatte seine Mission für die Entwicklung des italienischen Dramas erfüllt und noch blieb ihm auf anderen Gebieten der Literatur Großes zu vollbringen übrig.

Eine äußere erschütternde Begebenheit sollte jetzt den Anstoß zur Schöpfung seines lyrischen Meisterwerkes geben.

Am 5. Mai 1821 hauchte auf einer einsamen Insel des südlichen Oceans der berühmte Gefangene der europäischen Großmächte seinen Geist aus. Der kühne „Parvenü“, dessen Genie allem Gottesgnadenthum zum Hohne die Kaiserkrone sich selbst auf's stolze Haupt gesetzt, hatte das Endziel alles menschlichen Ringens und Strebens erreicht; der Geschichte, dieser hehren Richterin, war nunmehr der Mann anheimgefallen, von dem unser Dichter so treffend singt:

„All' das erfuhr er: strahlender
Aus jeder Noth sich hebend,
Nach Flucht und Sieg und Kaisermacht
Sich in's Exil ergebend,
Zwei Mal im Staub dahingestreckt,
Zwei Mal auf dem Altar.“

Und als die wogende See von fernem Eilande die Kunde brachte:
Napoleon ist nicht mehr! da zog ein dumpfes Währen durch die Welt. —

Wenn vom Himmel ein Komet mit prächtig phosphorescirendem Schweif verschwindet, so erscheint uns das Firmament die erste Zeit danach verarmt, verüdet und doch freut man sich, den unheimlichen Gesellen los geworden zu sein. Aehnlich erging es, da man Bonaparte's Ende vernahm. Nur hie und da fuhr sich eine stramme, wettergebräunte Gestalt mit der Hand über das narbengefurchte Antlitz, die Thräne wegzuwischen, welche sonst in den grauen Bart gerollt. . . .

Auch Manzoni war ein Kind der Empirezeit gewesen. Auch er hatte den großen Emporkömmling steigen — fallen, wieder steigen und dann auf immer fallen gesehen; hatte den Triumphtaumel der Franzosen mit-erlebt und dann wieder vernommen, wie derselbe Mann, dem seine Nation wie keinem anderen Cäsar gehuldigt, sich in die österreichische Generalsuniform werfen mußte, um bei seiner Abführung nach Elba von diesem selben Böbel, der sich einst an seinem „Vive l'Empereur!“ heiser geschrien, nicht zerrissen zu werden; — er hatte die Rückkehr Napoleons nach seiner ersten Verbannung, er hatte das blutige Schlußdrama von Waterloo sich abspielen sehen. . . . Jetzt, da der einstige Weltdictator in's finstere Schattenreich hinabgestiegen, griff Manzoni tiefbewegt in seine Leier und sang dem todten Cäsar jenes Lied voll Weihe und Erhabenheit nach, das markig bezeichnend mit den Versen begann:

„Er war; so wie bewegungslos,
Nachdem der Mund erblasste,
Die Hülle lag, uneingedenk,
Welch' einen Geist sie faßte:
So steht die Welt, wie schlaggelähmt,
Bei dieser Kunde still.“

Diese Ode mit ihrer wunderbar schmelzvollen Sprache und majestätischen Einfachheit fand bei allen unabhängigen, an dem erbitterten literarischen Parteistreite nicht theilnehmenden Geistern eine enthusiastische Aufnahme und erlangte in kurzer Zeit eine geradezu populäre Berühmtheit. Nur jene Manzoni consequent feindlich gesinnte Kritik quengelte und nargelte daran in der kleinlichsten Weise. Wol bloß aus übertriebener Opposition zur romantischen Richtung stellte sie sich oft auf einen geradezu lächerlich realistischen Standpunkt, welcher durch eine Bemerkung des sonst als sehr tüchtig bekannten Kritikers Tommaseo vollständig charakterisirt wird. Meinte doch dieser Schriftsteller in allem Ernste und mit mißbilligendem Kopfschütteln: „Beim Tode Napoleons ist die ganze Erde weder schlaggelähmt stehen geblieben, noch viel weniger glich sie einem Leichnam“!! Wahrlich, man weiß nicht, soll man mehr darüber erstaunen, daß eine solche Verkehrtheit von sonst achtungswerther Seite überhaupt nur geschrieben werden konnte, oder daß sich nicht die gesammte übrige Kritik gegen eine solche Stimme erhob, ja ein Theil dieselbe noch billigte.

Während in Italien eine gewisse Mittelmäßigkeit, welche sich eben

allerorts ungehörlich breit macht, an dieser lyrischen Musterleistung in matter Engherzigkeit sogar mit grammatikalischen und syntaktischen Ausstellungen herumwälzte, wurde sie in Deutschland von unserem Altmeister selbst durch eine Uebertragung in's Deutsche eingeführt. Seitdem sind noch acht andere deutsche Uebersetzungen gefolgt, von welchen jene Paul Heyse's unbestritten den ersten Rang einnimmt und auch die Goethe's bei weitem überflügelt. — Manzoni war nicht der einzige Dichter, welcher dem großen Entschlafenen sein Todtenopfer darbrachte: Lamartine, Victor Hugo, Beranger, Delavigne, Byron und Uberti ließen an der offenen Kaisergruft von St. Helena ihr Lied ertönen. Aber der schönste Denkstein, den die Poesie auf diese Gruft gesetzt und dessen Schrift weder durch chauvinistisches Lob noch durch übelgewählten Tadel irgend ein Gefühl (mit Ausnahme das der damaligen österreichischen Censur in Italien) verletzete, sondern alle Parteien durch die Weihe reiner Menschlichkeit und tiefempfundener Religiosität versöhnte, war Manzoni's „Cinque Maggio“. — Diese Ode sollte auch Manzoni's lyrisches Schwanenlied sein. Fühlte er vielleicht, daß er damit eine Höhe erreichte, von der es für ihn nur ein Herabsteigen gegeben hätte? Fast scheint es so, denn selbst in seinem Nachlasse soll sich kein größeres später entstandenes Gedicht mehr gefunden haben. Manzoni wandte sich einem neuen Felde zu, das in der italienischen Literatur bisher noch brach gelegen und auf welchem er sich den unbestrittenen Lorbeer der Unsterblichkeit erwarb: dem historischen Roman.

Es ist über die Berechtigung dieser neuen Kunstform viel und mit Erbitterung discutirt worden. Man nannte dieselbe ein willkürliches Vermengen des Wahren und Falschen, der Geschichte mit der Erfindung und zeigte nicht üble Lust, den historischen Roman als verderblich und unerlaubt zu verdammen. Wären stets nur wirklich gediegene Schöpfungen auf dem neuen Gebiete entstanden, so würde der ganze Streit vielleicht gar nicht ausgebrochen sein, zum mindesten sicher nicht eine so weite Ausdehnung angenommen haben. Aber leider läßt es sich nicht leugnen, daß in keiner Richtung der Literatur sich eine solche Verwilderung zeigt, als eben im historischen Roman. Derselbe muß nur allzu oft zum bequemen Auskunfts mittel für eine ideenarme Phantasie dienen, zur Maske, hinter welcher sich ein impotenter Schaffenswille birgt, die Composition hinkt bedenklich und da muß die Geschichte als Krücke herhalten. Eine solche armselige Maske, die allerdings sehr oft die Bezeichnung „historischer Roman“ auf der Stirne trägt, entbehrt freilich jeder Berechtigung. Keineswegs ist dies aber mit jenen Werken der Fall, die eigentlich weiter nichts sind, als in Prosa geschriebene Epopöen. Homers Ilias und Odyssee, Virgils Aeneis, Tasso's Rinaldo und Gerasusalemme liberata, Ariost's Orlando furioso u. sind, genau gesehen, nichts Anderes als historische Romane in Versen, während man sie heute, dem Geschmade der Zeit Rechnung tragend, in Prosa schreibt. Was aber den zum Ueberdruß oft wiederholten Vorwurf

des Durcheinandermengens von Wahrheit und Dichtung anbetrißt, so ist derselbe, wie Zanini in seinen geistvollen Studien über Manzoni und Guerrazzi sein bemerkt, eigentlich auf eine Begriffsverwirrung zurückzuführen. Möchten doch die guten Leute, welche gegen das Vermengen des Realen mit dem Idealen eifern, nicht vergessen, daß der historische Roman in das Gebiet der Kunst, die Geschichte aber in jenes der Wissenschaft gehört, und man an die eine eben ganz andere Anforderungen als an die andere stellt. Wir haben schon bei Besprechung der historischen Tragödie gesehen, daß es für die Poesie noch eine höhere geschichtliche Wahrheit gibt, als jene der Facten, und jede Kunstleistung, also auch der historische Roman, wird vor Allem diese im Auge zu behalten haben. Daß deshalb die Geschichte nicht auf den Kopf gestellt werden darf, versteht sich von selbst, wie denn jede zügellose Ausdehnung der Phantasie in der Kunst unerlaubt ist. Der historische Roman hat nicht die Aufgabe, bestimmte historische Persönlichkeiten und Thatfachen genau geschichtlich vorzuführen, das ist eben Sache der Geschichte, er hat vielmehr Typen zu schaffen, welche uns die Ideen einer Zeit verkörpern. In diesem Sinne muß der historische Roman als eine sehr werthvolle Ergänzung der Geschichte bezeichnet werden, indem er zum getreuen Spiegelbilde der Lebensverhältnisse einer Zeit wird.

Von diesem Standpunkte faßte Manzoni die Aufgabe des historischen Romans auf und löste dieselbe in der vollendetsten Weise in seinen weltberühmten „Promessi sposi“, die auch in der Folge eine wahre Fluth von mehr oder minder gelungenen Nachahmungen hervorriefen. Jenes Buch verdient aber nicht allein seine Bezeichnung: „Eine Mailändergeschichte aus dem 17. Jahrhundert“ in vollstem Maße, sondern könnte ebenso gut „eine Geschichte des menschlichen Herzens“ heißen. Denn während einerseits kein Geschichtswerk ein so anschauliches Bild des Lebens und Treibens in der Lombardei zur Zeit der spanischen Fremdherrschaft entrollt, als wie diese Leidensgeschichte zweier armer Verlobten, so erfahren hier andererseits alle inneren Regungen, welche das Menschenherz bewegen, eine wahrhaft meisterhafte Schilderung. Manzoni zeigt sich als ein seltener Menschenkenner oder besser gesagt, er besitzt jenes divinatorische Talent, welches dem wahren Genius eigen ist. Es sind keine einzelnen, willkürlich herausgerissenen Figuren, die uns der Dichter da vorführt, sondern die ganze Gesellschaft jener Zeit vom Höchsten bis zum Niedersten gelangt mit einer wahrhaft photographischen Treue zur Abbildung. Der lombardische Montanare, das schlichte Bauernmädchen, der kniffige Landadvocat, der katholische Landpfarrer mit seiner ihn völlig beherrschenden Haushälterin, dann wieder der Wirth, der Kaufmann, das Volk, die Soldateska, Mönch und Nonne, Gelehrter, Bravo, Raubritter und Edelmann bis hinauf zum Cardinal und Generalstatthalter — sie Alle ziehen an unserem Auge vorüber, eine so reiche Fülle von Gestalten, daß viele Schriftsteller zeit Lebens davon genug hätten, damit bändereiche Romane zu bevölkern. Und

keine Gestalt, sei sie noch so episodisch, erscheint flüchtig hingeworfen, schemenhaft: jede ist vollständig durchgebildet, ist dem Leben entnommen, ist ein Mensch von Fleisch und Bein. Die Hauptfiguren des Romans aber sind mit jenem seltenen Meißel geformt, der sie zu wahren, unvergänglichen Typen der menschlichen Gesellschaft macht. So der gute hasenherzige Pfarrer Abbondio mit seiner ewig reisenden, dabei aber grundgutmüthigen Haushälterin Perpetua, der in allen Lagen des Leben stets eine unbewaffnete Neutralität zu behaupten sucht und alle Augenblicke besorgt meint: *ci va della pelle* — hier geht es um die Haut! Die häusliche Wirthschaft Abbondio's und seiner Perpetua repräsentirt uns treulich das Leben der ganzen Menschenspecies der katholischen Landpfarrer. — Renzo und Lucia, die beiden Verlobten, sind zwei ächte Volksgestalten, wie wir sie auch heute in der Lombardei vielfach antreffen. Er, der Bursche, treu, ehrlich, dabei aber mit jener natürlichen Schlaueit ausgestattet, die dem Bauer im Allgemeinen und dem italienischen Montanare im Besonderen eigen erscheint. Renzo ist fromm und bescheiden, besonders ehrerbietig gegen die Männer, welche ihm als Vertreter Gottes auf Erden gelten; doch kann er auch in gerechten Zorn gerathen, er verliert dann, wenn es an sein heiliges Recht geht, allen Respekt vor dem bei ihm sonst in hohem Ansehen stehenden Edelmann, ja erlaubt sich in einem solchen Falle selbst eine energische Sprache gegen die Diener des Herrn. Lucia ist das züchtige, kindlich-fromme Landmädchen, dessen ganzes Sein nur von zwei Gefühlen beherrscht und geleitet wird: Liebe zu Gott und Liebe zu ihrem Renzo. Die ganze sittliche Größe, welche einer sonst unscheinbaren Bäuerin innewohnt, die von einer reinen treuen Liebe durchglüht und dabei von felsenfestem Gottvertrauen erfüllt ist, zeigt sich bei der Begegnung mit dem verruchten „Innominato“, wo dieser durch den Anblick der schon in seiner Gewalt befindlichen und um Gnade oder den Tod flehenden Unschuld zur Umkehr bewogen wird, ja, gesoltet von dem nun erwachenden Gewissen, zu dem eben durchziehenden Cardinal Federigo Borromeo eilt, um bei jenem edlen Kirchenfürsten Trost für sein zerknirshtes Gemüth zu suchen. — Der „Ungenannte“ sowie Cardinal Borromeo sind historische Persönlichkeiten und beide strenge nach der geschichtlichen Ueberlieferung gezeichnet. Auch die Befehung des „Innominato“, dessen Namen Don Bernardino Visconti Manzoni aus Rücksicht für die noch lebenden Nachkommen jener Familie nicht genannt hat, ist eine historisch beglaubigte Thatfache. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auch nur aller jener Gestalten gedenken, die in Manzoni's unvergänglicher Schöpfung im Vordergrunde der Ereignisse stehen, nur Eine können wir uns nicht versagen, noch in Erinnerung zu bringen: jene erhabene Gestalt des würdigen Padre Christoforo, der einstens, um eine Gewaltthat zu sühnen, Mönch geworden und in der Manzoni den allbarmherzigen, weltverfühnenden Gedanken des Christenthums geradezu verkörpert hat.

Den Höhepunkt des Werkes bildet aber die meisterhafte Darstellung der Zustände in Mailand während der Pest 1630. Die graußigen Bilder grenzenlosen Jammers und Elends, welche da der Dichter vor unseren Augen entrollt, sind mit einem Pinsel gemalt, der die Feinheit Correggio's mit der gewaltigen Kraft Michelangelo's vereinigt. Bringen doch einzelne Scenen, wie z. B. jene von der Mutter mit dem todtten Kinde im Arme, von der Goethe sagt, sie allein würde hinreichen, den Namen Manzoni's unsterblich zu machen, einen förmlich überwältigenden Eindruck hervor.

Doch wir müssen uns, von Raum und Zeit gedrängt, von den Schönheiten der Manzoni'schen Dichtung — die wir alle (z. B. die Pracht der landschaftlichen Schilderungen) gar nicht einmal annähernd erwähnen konnten — losreißen, um noch einen kurzen Blick auf die Wirkung zu werfen, welche die „*Promessi sposi*“ in Italien, ja in der ganzen civilisirten Welt, hervorgebracht. Dieselbe war wol eine alle Erwartungen übersteigende. Wurde doch dieses Buch, das in schlichter, klarer und doch wieder wunderbar reizender Sprache das Volksleben so treu und lebendig schildert, zu einem wahren Volksbuche. Keine andere Literatur besitzte ein solches Nationalwerk in der vollsten Bedeutung des Wortes, das sich einer derartig allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit zu erfreuen hätte, als wie die Geschichte des armen lombardischen Seidenwebers. Wer in Italien wenigstens „Gedrucktes“ zu lesen vermag, kennt sicherlich „*I promessi sposi*“, und selbst dem sonst völlig ungebildeten Italiener ist dieses Buch ein guter, lieber Bekannter. Aber auch weit über die alpenumschlossenen Marken wanderte Renzo's Liebesroman und fand allerorts die wärmste, freudigste Aufnahme. In alle bedeutende Sprachen der Civilisation übertragen, ist er zum Gemeingut fast aller Gebildeten geworden.

Wer aber daraus vielleicht den Schluß ziehen würde, daß auch die Kritik Italiens dieses klassische Werk mit ungetheiltem Beifalle begrüßt, der gerieth in einen argen Irrthum. Die Kunstvollendung der Form wurde wol, wie einstens bei den „*Inni sacri*“, einstimmig anerkannt — aber schon wieder die Tendenz, die leidige Tendenz! Nun muß dieselbe allerdings nicht sonderlich klar zu Tage liegen, denn die Herren der Kritik jenseits der Alpen sind bis heute noch unter sich uneins, welche Tendenz eigentlich vertreten erscheint, was uns fast vermuthen läßt, daß Manzoni dabei gar keinen bestimmten Parteizweck vor Augen hatte. Der ewig leidenschaftliche Settembrini und sein Anhang riefen laut: „Die *Promessi sposi* sind das Buch der Reaction!“ während ein Graf B. . . . einem Lehrer, der dasselbe als Lesebuch für eine Schule vorschlug, entrüstet antwortete: „Was, Sie wissen also nicht, daß das demokratischste Buch der Welt die *Promessi sposi* ist!“ Und Mazzini seinerseits schrieb über ihren Verfasser: „Die Erlösung des Volkes ist sein Endziel, sein Glaube, seine beständige Tendenz . . . Die Fahne der christlichen Gleichheit ist in jeder Weise mehr oder weniger in allen Werken Manzoni's sichtbar.

Die Wahl seiner Stoffe und die Art sie zu behandeln, der Stil, kurz Alles bekundet, daß sein Hauptzweck dahingeht, die usurpirte Macht des aristokratischen Princips zu zerstören“ . . . Manzoni aber sprach in einem Briefe die Sentenz aus: „Die Poesie oder die Literatur überhaupt muß sich das Nützliche zum Zweck, das Wahre zum Gegenstand und das Interessante zum Mittel vorsehen“ — und das ist die einzige Tendenz, welche den „*Promessi sposi*“ wirklich innewohnt. Daß aber Manzoni unter dem Nützlichen das ethische Moment und nicht etwa, wie Mazzini glaubt, „die Zerstörung der usurpirten Macht des aristokratischen Princips“ meinte, davon dürfte wol Jeder überzeugt sein, der „die Verlobten“ ohne die farbigen Gläser eines speciellen Parteiinteresses gelesen. Es erhoben sich auch wieder Stimmen, die dem weltberühmten Buche eine clericale Tendenz beimessen wollten. Ohne Zweifel fußt das Werk, wie es bei der Gläubigkeit des Verfassers nicht anders möglich war, auf einer katholisch-religiösen Grundlage, doch nur in dem Sinne, daß die sittlich-religiöse Moral des Christenthums das Werk durchzieht. Die Zeichnung von Gestalten, wie die des furchtsamen, stets um sich ängstlich besorgten Pfarrers Abbondio und der pflichtvergessenen, blutbefleckten Monne scheinen uns aber wahrlich den engen Zwecken eines katholischen Tendenzschriftstellers wenig entsprechen zu wollen!

Der Ausspruch Goethe's zu Eckermann über die „*Promessi sposi*“ ist zu bekannt, als daß wir ihn hier wiederholen sollten; hingegen möge da ein Urtheil seinen Platz finden, welches in wenigen Worten den ganzen Werth dieser Meisterschöpfung treffend charakterisirt: „Mein Junge,“ sagte Professor Pestalozza zu einem fünfzehnjährigen Knaben, der sich wunderte, den berühmten Philosophen so eifrig in dem allbekannten Werke lesen zu sehen, „in diesem Buche wirst Du in Deiner ersten Jugend mit Vergnügen den Dialog genießen; in der Classe der Rhetorik werden Dich die Beschreibungen anziehen; erwachsen, wird sich Dir darin die innere Geschichte unseres Volkes im 17. Jahrhundert offenbaren, und im weiteren Verlaufe der Jahre wirst Du, so oft Du das Buch wieder liest, in jeder Zeile die Geschichte des Menschen finden und fühlen, denn es ist die beste Abhandlung über Psychologie und Moral, die ich kenne“ . . . Und der alte Mann muß Recht behalten haben — der damalige fünfzehnjährige Junge schrieb später 1873 das umfassendste Werk, welches Manzoni's *Waterland* über dessen Stellung in der italienischen Literatur besitt. *)

Die „*Promessi sposi*“ sind das Haupt- und zugleich auch Schlußwerk unseres Dichters. Er besorgte dann wiederholt neu von ihm durchgesehene

*) „Manzoni ossia del progresso morale, civile e letterario quale si manifesta nelle opere di Alessandro Manzoni. Letture fatte avanti il Reale Istituto Lombardo di Scienze e Lettere dal membro effettivo Dott. Antonio Buccellati Professore ordinario di diritto penale nella Università di Pavia.“ Milano 1873.

Ausgaben, welche den musterhaften Fleiß bekunden, welchen Manzoni auf den Stil und sprachlichen Ausdruck verwandte. Da wird jede Wendung, jedes Wort entweder vom Standpunkte des provinziellen Charakters, der eben durch die Schriftsprache durchklingen soll, oder — wenn der Dichter redet — von dem der italienischen Hochsprache sorgfältig geprüft und erwogen. Eine Vergleichung der neueren mit den älteren Ausgaben zeigt in interessanter Weise, welche strenge Kritik der Autor an sich selbst geübt. Im Jahre 1840 fügte Manzoni zu einer neuen, prachtvoll illustrierten Ausgabe der „*Promessi sposi*“ als Anhang eine Abhandlung „*La storia della colonna infame*“ bei, worin er in Beziehung auf die Hinrichtung jener Unglücklichen, welche der Unverstand und böse Wille in Mailand 1630 der mystischen, angeblich pestverbreitenden Mauerbestreichungen beschuldigte, die Richter sowol der Ueberschreitung ihrer rechtlichen Befugnisse in Anwendung der Tortur, als auch in mehreren Fällen des Justizmordes anklagt. Diese Beigabe ist viel zu streng sachlich und mit einer eingehenden juristischen Schärfe geschrieben, als daß sie das allgemeine Interesse hätte erwecken können. So viel gelesen „*Die Verlobten*“ sind, so fleißig wird jener Anhang von der Mehrzahl überschlagen.

Seither beschäftigte sich Manzoni theils mit linguistischen, theils mit historischen Studien. Er, der begeistert für ein einiges Italien glühte, wollte auch eine Einigkeit in der Schriftsprache erzielt wissen. Die Verschiedenheiten der Mundarten und Sonderheiten der Ausdrücke sollten wenigstens im geschriebenen Worte verbannt sein, ein Vocabular nur gelten und zwar der Florentiner Dialekt ungetheilt und unbedingt in der Schriftsprache herrschen, eine Ansicht, die aber auf heftigen Widerstand stieß. Seine historischen Forschungen waren zumeist der Geschichte der französischen Revolution gewidmet; er verwendete Jahre allein auf das Studium ihrer vorbereitenden inneren Ursachen, der Bedingungen, welche jene großen, erschütternden Wirkungen zur Folge hatten. Leider enthält sein Nachlaß nur unfertige Skizzen und Entwürfe zu dieser großartig angelegten Arbeit. Die nach dem Jahre 1859 entstandenen Bruchstücke zeigen, daß Manzoni eigentlich an eine Parallele zwischen der französischen und italienischen Revolution gedacht hat.

Wer, wie Manzoni, das selten hohe Alter von neunundachtzig Jahren erreicht, dem erwächst der Schmerz, über gar manches theuere Antlitz den Sargdeckel sich schließen zu sehen. Er trug seine erste Frau zu Grabe und dreimal in rascher Aufeinanderfolge mußte er tiefgebeugt hinter einer Leichenbahre einherschreiten, jedesmal eine emporgeblühte, vielgeliebte Tochter in die kalte Erde bettend. Als dann sein Freund Grossi eine lebenswürdige Frau heimführte, fühlte sich Manzoni einsamer als je und heirathete im Jahre 1837 die Wittve des Grafen Stampa, Therese Borri. Aber auch diese Gattin wie seine vorletzte Tochter

mußte der alte Mann zu Grabe geleiten. Und Freund um Freund sank in die Gruft, Blatt um Blatt fiel welt zur Erde. Fauriel und Monti, Carlo Porta und Silvio Pellico, Confalonieri und Borsieri, Ermes Visconti und Rosmini, Giusti, Torti und endlich auch Grossi — sie Alle waren heimgegangen und Manzoni, der Letzte aus der italienischen Sturm- und Drangperiode, blieb allein übrig. Und wie es so immer öder und einsamer um ihn ward, da füllten ihn denn zwei Dinge vollständig aus: seine schlichte, tiefempfundene Religiosität und seine glühende, begeisterte Vaterlandsliebe. Bei einem treuen Sohne Italiens und zugleich ergebenen Angehörigen der katholischen Kirche sind aber gerade dies, sollte man meinen, zwei schwer zu vereinigende Gefühle; denn die Unantastbarkeit der weltlichen Macht des Papstes und die Idee der „Italia unita“ führen ja hier zu einem argen Conflict. Allein Manzoni's kindlich frommer Glaube fand darin keinen Widerspruch. Der Papst sollte wol ein „König der Gebete“ sein, aber dessen weltliches Reich hatte mit der Religion Christi nichts zu schaffen. Darum blieb er auch seinem mit Pius IX. auf so schlechtem Fuße lebenden Monarchen ein treuer Unterthan und die letzte Ermahnung, welche er zwei Tage vor seinem Tode den um ihn versammelten Enkeln ertheilte, lautete: „Quando io sarò morto, fate voi quello che faceva io ogni giorno: pregate per l'Italia, pel re e la sua famiglia.“ —

Bei solchen Gesinnungen ist es wol selbstverständlich, daß der im Lombardisch-Venezianischen aufgepflanzte österreichische Doppelaar durchaus nicht Manzoni's Sympathie besaß. Und obwol er daraus keineswegs ein Hehl machte, so blieb er doch einer der wenigen italienischen Schriftsteller, die niemals mit der österreichischen Polizei in nähere Berührung kamen, so daß er einst, da er sich eben mit dem Baron Trecchi, Grossi, dem Marquis Visconti und mehreren Anderen zusammen befand, lachend ausrief: „Wirklich, ich schäme mich in Eurer Mitte zu sein, ich, der Einzige, welcher nicht im Gefängniß gewesen bin!“ — Als dann im Jahre 1848 die nationale Erhebung begann, sang auch er in begeisterten Strophen sein Kriegslieb, indem er zwei schon früher gedichtete und bisher sorgfältig zurückbehaltene Oden: „Marzo 1821“ und „Il proclama di Rimini“ veröffentlichte, sie in bezeichnender Weise widmend:

ALLA ILLUSTRE MEMORIA
DI TEODORO KOERNER
POETA E SOLDATO
DELLA INDIPENDENZA GERMANICA
MORTO SUL CAMPO DI LIPSIA
IL GIORNO XVIII D'OTTOBRE MDCCCXIII.
NOME CARO A TUTTI I POPOLI
CHE COMBATTONO PER DIFENDERE
O PER RICONQUISTARE
UNA PATRIA.

Aber die Umdrehung des Rades in der Weltgeschichte läßt sich vorzeitig nicht erzwingen und so verstrichen noch elf Jahre, bis Manzoni sein engeres Vaterland, die Lombardei, dem gemeinsamen Vaterlande wieder gegeben sah. Jetzt beeilte sich Victor Emanuel, seinen getreuen, bewährten Unterthan zum Senator zu ernennen. Aber nur zweimal erschien Manzoni in der Versammlung: am 26. Februar 1861, als das Parlament die neue Regierung proclamirte und am 9. December 1864, da der Beschluß gefaßt wurde, die Landeshauptstadt von Turin nach Florenz zu verlegen. Sonst lebte Manzoni möglichst still und zurückgezogen in seinem Hause zu Mailand oder während des Sommers auf seiner nahen Villa Brusuglio. Aber freilich erlitt dieses Stillleben nur zu häufige Unterbrechungen; denn keine hohe Persönlichkeit, kein Dichter, kein Schriftsteller zog durch Mailand, ohne nicht den greisen Sänger ehrfurchtsvoll zu grüßen; wollten sie ja doch den großen Autor der „Promessi sposi“ zum mindesten einmal gesehen, womöglichst gesprochen haben. Und Alle, denen dieser Wunsch in Erfüllung ging, sie schieden tiefgerührt von der milden, herzzgewinnenden Freundlichkeit, mit welcher sie Aufnahme gefunden. . . .

Aber immer tiefer brannte die Lebenslampe des würdigen Greises herab — da, ein jäher Windstoß (der Tod seines ältesten und geliebtesten Sohnes Pietro), noch ein kurzes, trauriges Flackern, und sie erlosch. — — — Am 22. Mai 1873 Abends, bald nach sechs Uhr, legte sich Manzoni zur ewigen Ruhe. Die Hülle sank in's Grab, doch sein Geist lebt in seinen „Promessi sposi“ unter uns fort und wird auch unsere Kinder und Kindesfinder umwehen; denn die Blüthen ächter Poesie übergehen durch Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht, bis das Rad wieder eine jener großen Umdrehungen macht, welche eine Civilisation, eine ganze Welt zermalmen.

Am 22. Mai 1877.



Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisestraße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

content-0001.png

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online. See the back of the book for detailed information.

content-0002.jpg

content-0003.jpg

content-0004.jpg

content-0005.jpg

content-0006.png

content-0007.jpg

content-0008.png

Inhalt des ^₁. Vandes.
April — Mai — Juni.
1877.

Seite

tudwig Anzengruber in Wien. ^ ZurPsychologie der Bau er»i. Wie der Huber ungläubig ward 418

Friedrieh Vodenstedt in Wiesbaden.
P«log H
Ernst Eurtins in Verlin.
Griechische Ausgrabungen. I87« — 1«77 yl
Georg Ebers in leipzig.
Allitteration und Reim im Nltägypischen il>6
Jacob v. Falke in Wien.
Das Fenster in der Wohnung 20H
1^UN0 Fischer in Heidelberg.
Ein literarischer Fiudliug als „Lessings Faust" 262
^arl v. Gebler in Meran.
Alessandro Mnnzoui 429

Emanuel Geibel in lübeck. Mit Porträt. Radirung von J. l. Raab in München.
Distichen aus dem Wintertagebuch 101
Die Iagd von Beziers. Vorspiel einer Aloigensertragödie ... H05
^arl Goedeke in Göttingen.
Emanuel Geibel H92
Vret ^arte in New-t)ork.
Der Mann von Solano, Amerikanische Skizze. (Uebertragen von
Udo Brachvogel) lzy

ssIvNII

L)ans l)0psen in Verlin. Seile
Zwischen Dors und Stadt, Novelle 147
wilhelm Densen in Freiburg i. Vr.
Aus den Banden, Novelle 5
Rudolph v. Ehering in Göttingen.
Das Leben sür nnd durch Andere oder die Gesellschast 59
Ferdinand Nürnberger in Wie,,.
Künstlerbränte. Novelle H25
Aaul Lindau in Verlin.
Ferdinand Lassalles letzte Rede, Eine persönliche Erinnerung . 284

wilhelm llibke in Stuttgart.
Peter Paul Rubens H5z
Julius jDayer in Franksurt a. M.
Die englische Nordpolexpeditivn von 1875 — 1876 125
Fr. jX'cht in München. >! Moderne Maler. Franz Lenbach llH
w. l). Riehl in München. Mit Porträt. Radirung von J. l. Raab X> in München.
Neue musikalische Charakterköpse. Zwei deutsche Kapell-
meister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch 71

^arl Vogt in Gens.
Ein srommer Angriss ans die heutige Wissenschaft 225

Adols lvilbremdt in Wien. Mit Porträt. Radirung von J. Sonnenleiter in Wien.
Dramaturgische Unterhaltungen, Mein Frennd Seavola. 2ze>

content-0009.png

content-0010.png

Prolog

Friedrich Vodenstedt,

content-0012.jpg
 lie Welt erdröhnt von Kriegsgeschrei; schon thürnten
 » 3ich dunkle Wetterwolken allerseiten;
 Doch ob sie donnernd aus uns niederstiirmen,

(!)b ste nur drohend sern vorübergleiten,
 Uns bang bewegend wie ein böser Traum:
 Wir bieten einem höheren Streben Raum
 Und suchen dauerhaster'n Guts Oermehrung,
 Als lebt und stirbt in Vildern der Verheerung,
 Wenn Nord und Süd hier auseinanderstoßen,
 Gescheh' es nie in seindlichem Zerwürsniß!
 Das Große soll sich messen an dem Großen,
 Eins aus dem Andern schöpsen nach Vedürsuiß.
 Der 3üd hat seine Gluth, der Nord sein Eis,
 Und ^eder seiner eigenen Schönheit f>reis:
 Ergänzen ^eide sich in rechter Mischung,
 So schmilzt das Eis und bringt der Gluth Ersrischung.
 laßt Mamelueken kämpsen mit Kosacken,
 Varbaren von Varbarenruhe zeugen:
 Wir beugen ror der Schönheit uusern Nacken,
 Die Nerz uud Geist erhebt, wo wir uns beugen;
 Wir streuen Vlumen, die zertreten auch
 Die lust noch würzen mit balsamischem Hauch,
 lind pflanzen Väume, die in spät'sten Tagen
 Noch unsern Enkeln ^egenssrüchte tragen.

Was hals's einst den Varbaren, zu verschütten
 Die alten Wunderwerke der Hellenen,
 Um draus zu bauen schmutzige 3lavenhlltten!
 Kein Glanz ging aus von diesen — doch von jenen
 ":Vt,vunder.n^Fziun«n! unser Auge sah
 'Äle Aufelstelfuikg» i>>'Vlympia:
 »V» ! lAblü'Ig'eF'tlHch Jahrtausenden von Jahren,
 '"Doch'eröig nnserMndlnt» den Varbaren.

Gleich Wogen, draus sich neue Wogen wälzen,
 Stets die vernichtend, die vor ihnen kamen, —
 Wie Schnee muß der Lrob'rer Glanz zerschmelzen,
 Wenn sie nichts Vess'res brachten, als sie nahmen. —
 Wer nicht den Enkeln gute Saat bestellt,
 — Sei's ein Lrob'rer auch der ganzen Welt! —
 Der hinterläßt kein rühmliches vermächtniß
 Und keine Muse segnet sein Gedä'chtniß.

Hier winkt nun ihren Priestern jede Muse,
 Drum seine besten Gaben bring' ihr Jeder.
 Droht eine neuerstandene Meduse,
 Enthanpt' er sie, wenn auch nur mit der Feder,
 Die, recht geführt, noch schärser sich bewährt
 Als einst, zur Mythenzeit, des perseus Schwert,
 Da er Medusa ihres Haupts beraubte,
 Minerva zu beschenken mit dem Haupte.

Hannover, im Februar 1877.

content-0013.png

Aus den Vanden.
Novelle
von
Wilhelm Jensen.

content-0015.jpg

iline ungewöhnlich schwer zusallende Thür hatte sich mit eigenthümlich dröhnendem Nachhall geschlossen, und ein junger Mann blieb unwillkürlich an der überschrittenen Schwelle stehen und horchte. Draußen klirrte etwas den langen Gang hinunter, uoch ein Thürschlag und Alles war lautlos.

Der Eingeschlossene sah sich um und aus das mit Eisenstäben vergitterte Fenster, dem er sich gegenüber besand, trotzdem deutete sein jugendlich hübsches, sast schönes Gesicht das Gegentheil von Mißbehagen und sein Mund sragte lächelnd geradezu: „Bin ich im Himmel? Wenigstens aus der Oberwelt wieder! Habe Dank, schöner Sohn der Latona!"

Draußen aus Felswand und Weggestein lag brennende Iulinachmittagssonne; es war besser, ihren Abglanz von sern zu betrachten als selbst ihre Strahlen zu empfinden, und erquicklich hauchte Kühle aus dem großen leeren Ranm, in den der junge Mann eingetreten. Die Ausstattung erwies sich einsacher, als altväterischste Art sie ersordert hätte. Ein Bett mit Strohpsühl in der Ecke, an der entgegengesetzten Wand ein Holzstuhl und Tisch mit großem irdenen Waschbecken und Wasserkrug; an den mit weißem Kalk beworsenen Wänden unterbrach hier und da Bleististgekritzel und mit Kohle gezogene Contour die Einsörmigkeit.

„Runen verschollener Geschlechter," sagte der Gesangene, mit heiterem Blick oberslächlich die Hinterlassenschasten seiner unbekannten Vorgänger musternd. Aber es duldete ihn nicht bei der Betrachtung, er durchschritt das sast saartig hohe und weite Gemach und trat an die Fsnster. Nach dem Stande der Sonne mußte das eine gegen Süden, das andere ostwärts gerichtet sein; vor dem ersteren stand ein breitästig schattender Platanenbaum, unter dem Gezweig desselben hindurch sah man über niedrigen Festungswall weit und ties in's Land. Der Blick mußte aus beträchtlicher Höhe herabsallen, denn ein Fluß zog sich drunten wie ein glänzender schmaler Strich durch die Ebene, dahinter gegen leuchtenden Bergrücken lag ein Städtchen, halb roth, halb weiß in der Sonne slimmernd. Aus der Mitte der Dächer stieg ein spitzer Kirchthurm wie eine Nadel mit kleinem goldenen Knans in die Höhe.

Ein sriedlich sreundliches Bild, das die grünen Ptatanenblätter umrahmten. Eine weiße Chaussee, mit dunklen Punkten daraus, lies gegen das Städtchen hinan; es hatte etwas Träumerisches, mit den Punkten den stillen Sonnenweg sortzuziehen, ihrem Ziel entgegen, hierhin und dorthin. Etwa unter gastliches Dach an den heimathlichen Herd, wo sreudiger Rus sie begrüßte und Willkomm bietende Hände sich ausstreckten oder an den alten Häusern und ihren Ringmauertrümmern vorüber, weiter in's Gebirg, durch säuselnden Wald, unter die Sterne des Nachthimmels, irgend wohin in die schöne Welt hinaus. Irgend wohin, von Niemandem behindert, nach eigenem Wunsch und sreier Wahl.

Es war sast unglaublich, daß es Menschen gab, die solche Freiheit besaßen, und wie eine Märchenwelt lag es unter der Platane.

Mechanisch hatte der junge Mann die Hand aus das Eisengitter des Fensters gelegt und die Muskeln seines krastvollen Armes zogen sich zusammen. Doch die geschmiedeten Stäbe waren stärker und regten sich nicht, und die Hand ließ sie sahren und strich das bei der Bewegung in die Stirn genickte braune Haar zurück.

Er sah nach Allem eher aus, als nach einem Verbrecher. Hoch und schlank, in stattlicher Männlichkeit, konnte er die Dreißiger noch nicht erreicht haben; voller, weicher Bart von der Farbe des Haares umgab sein etwas widerspruchsvoll und widernaturgemäß blasses Gesicht. Darin standen helle Augen, klug und doch Knabenaugen ähnlich, auch mit weichem, heitren Glanz, Eine kleine Hiebnarbe an der rechten Schläse bewahrte unverkennbar das Gedächtniß an die Terz eines studentischen Schlägers, aber das Gesicht redete, daß sie seit manchem Jahr schon geheilt sei und die Gedanken an Mensur und Commeree von anderen, ernsthasteren auch schon seit geraumer Zeit zurückgedrängt worden.

Drunten an der Chaussee stand eine militärisch ausgereichte Schaar hoher Pappeln; sie warsen ihre Schatten wie rückende Stundenzeiger über das gelbe Kornseld.

„Aller Comsort der Welt, sogar eine Uhr, die von der Sonne selbst ausgezogen wird."

Er suhr leicht aus, ein Doppeltritt klang aus dem Felsboden unter dem Fenster. Bayonnetspitzen glitzerten und methodisch-schnarrende Stimme tauschte die Ablösungssormel eines Wachtpostens aus. Der letztere erwiderte, Gewehre klirrten. „Marsch!"

„Das heisere Schlagwerk der Uhr/" murmelte er. Die Schritte entsernten sich wieder wie das Ticken eines Pendels, der allmällig ausschwingt. Er stand noch einen Moment nachlauschend, dann ging sein Blick über Tisch, Stuhl und Einrichtung des Gesängnisses, und der jugendliche Frohsinn slog in die Augen zurück.

„Das Schillerzimmer in Weimar, obendrein mit köstlicher Aussicht! Vielleicht hat das Schicksal sich vorbehalten, einen großen Dichter aus mir zu machen, und der Staat gewährt gütigst die Mittel dazu. Es ist schicklich, daß ich auch meine Visitenkarte abgebe; man weiß nie im Voraus, wie lange man Gast in einem so sreundlichen Hanse sein wird,"

Einen Bleistist aus der Tasche ziehend, trat er an die Wand und schrieb mit kleiner, doch charaktervoller Schrist aus den Kalk „Ernst Dankwart". Er betrachtete die Buchstaben, und ein Lachen hob seine Mundwinkel; der Stist setzte sich abermals an und sügte hinzu: „KönigsMörder z. D.". Aber die Hand löschte es sast sogleich wieder sort nnd setzte an die Stelle: „Rechtsanwalt und Weltverbesserer a. D."

Im Gang draußen klirrte es wieder, ein Schlüssel öfsnete die Thür und ein alter, langer, sonderbar gekleideter Mann brat ein. Sein Anzug hatte etwas wie von mittelalterlichem Geckenthum, denn er war vom Nacken bis aus die Füße in zwei Farben halbirt, die rechte Seite schwarz, die linke hellgrau. Etwas vorgebückten Kopses kam der Alte heran, sah halb neugierig, halb gewohnheitsgleichgültig mit ausdrucksleeren Augen aus den neuen Insassen des Zimmers und bot einen Abendgruß.

„Guten Abend," erwiederte Ernst Dankwart, verwundert den Ankömmling betrachtend. „Sind Sie mein Wärter?"

„Nr. 7. — Ich habe den Dienst von Nr. l8—33."

„Und wie heißen Sie?"

„Nr. 7."

Der Alte deutete aus eine eingewirkte Zahl in seiner Iacke. Dankwart musterte ihn noch einige Seeunden und versetzte:

„Ein eurioser Name. Ich heiße — "

„Nr. 23."

„Ich ebensalls? Kurz und einsach! Ihr habt hier ein hübsches Tausversahren. Wahrhastig auch kein übler Name!"

Trotzdem erregte es den Eindruck, als habe der Name Aehnlichkeit in der Wirkung mit einem zu eng sitzenden neuen Kleidungsstück, das unwillkürlich zu einer Dehnung durch Bewegung aussordert: Der junge Mann ging, indem er mehrmals „Nr. 23" wiederholte, einige Mal hin und her, blieb stehen und sragte:

„Sind Sie auch Sträsling aus der Festung?"

„Ja, Herr. Könnt' auch sagen: nein. Seit" — er rechnete an den Fingern — „einunddreißig Iahren."

Den Rechtsanwalt Ernst Dankwart überlies ein leiser Schauer bei der monoton ausgesprochenen Zahl. „Ja und nein? Was heißt das?"

„Ich war's, Herr, aber braucht's nicht mehr."

„Sind Sie des Teusels?" entflo es Dankwart instinetiv. „Sie hätten's nicht nöthig und sind doch noch hier?"

„'s ist hier am Allerbesten, Herr."

Offenbar war der Hörer trotz der Aehnlichkeit mit dem Schillerzimmer in Weimar nicht dieser Meinung; der Andere sügte ruhig bei:

„Wenn Sie erst lang' genug hier sind, Herr, sagen Sie's vielleicht ebenso."

„Das will ich nicht hoffen!" Ernst Dankwart lehnte unverkennbar beide Zumuthungen gleich energisch damit ab, ging abermals und zwar augenscheinlich noch etwas erregter als zuvor aus und nieder, hielt wieder inne und srug:

„Was haben Sie denn verbochen gehabt?"

Der Alte wiegte langsam den Kops. „Es kommt Alles ^von den Frauenspersonen her; sie sind verrückt von Haus und darum machen sie uns auch verrückt. Ich hab' dazumal meine Frau mit einer Kugel todtgeschossen, weil ich sie — die Leute sagten, ich hätte Recht gehabt, aber das Gericht setzte Lebenslängliches daraus. Im vorigen Iahr' begnadigten sie mich, doch ich habe gebeten, daß ich mit meiner Nummer und meinem Anzug hier oben bleiben dürfte. Was soll ich mit andern Kleidern da unten? Wer weiß meinen Namen noch? Ich selber muß mich draus besinnen, 's ist hier am Allerbesten, Herr. Bleiben Sie nur bei uns; hier giebt's keine Frauenspersonen, vor denen man sich in Acht zu nehmen braucht. Eine Nummer ist gut gegen Alles. Ich wünsch' Ihnen zu Ihrer Glück."

Es war nicht zu verkennen, daß die Anschauung des jungen Rechtsanwalts wiederum vollständig davon abwich und daß sich eine gewisse Abneigung gegen die collegialische Behandlung von Seiten des ehemaligen Mörders oder Todtschlägers bei ihm geltend gemacht hatte. Aber dann sand er sich mit philosophischem Ausdruck in die Umstände und versetzte in die Ecke deutend:

„Ein hartes Bett."

„Aus Silber schläst sich's weicher," entgegnete der Wärter lakonisch.

„Das heißt?"

„Für den, der es hat."

Dankwart verstand, griff in seine Tasche und sragte hastig: „Also es ist erlaubt?"

„Der Herr Gouverneur haben angeordnet, zu verstatten, daß Nr. 23 sich Alles anzuschassen vermöge, was in ihrem Wunsch stehe und ihre Mittel erlaubten."

„Bücher? Schreibzeug?"

Der Alte nickte.

„Auch ein Clavier?"

„Wird wol drunten in der Stadt zu haben sein."

„Wie heißt der Gouverneur? Oder hat er auch eine Nummer?"

Der Humor war dem Fragsteller sichtlich zurückgekommen; Nr.? schüttelte den Kops und antwortete:

„Herr Obrist Gras Wolkenstein. Eine Festungsnummer hat er nicht, aber auch eine — ich meine, Leidwesen genug ohne Nummer."

Dankwart hörte nicht daraus hin, er murmelte: „Em vortresslicher Mann"; doch plötzlich auslachend suhr er sort:

„Lieber College, ich habe Niemanden umgebracht, weder mit, noch gegen die Meinung der Leute, sondern das Blut, das ich vergossen, war ausschließlich Traubenblut, und bei der Beschäftigung habe ich allerlei Reden zugehört, die hochlöbliche Untersuchungsommission behauptet, auch selber einige davon gehalten. Ich will nicht widersprechen, aber stolz bin ich auch nicht daraus, und das deutsche Volk wird sie vermuthlich nicht als Musterstücke in seine Lesebücher einreihen. Es war viel von Tyrannen, Freiheit und deutscher Herrlichkeit drin die Rede; recht sälschlich, nicht wahr, denn Ihr Oberst hier ist wahrhastig kein Tyrann, sondern gewährt mir die größdenkbare Freiheit, und die deutsche Herrlichkeit liegt da drunten so schön, wie man sie nur wünschen kann. Es wäre vielleicht noch hübscher, sie ohne dies etwas störende Sparrenwerk zu betrachten, allein dasür bin ich ein wildes, blutdürstiges Thier, Demagog genannt, das man in einen Käsig sperrt. Sehen Sie mich an, ich verzehre keine Fliegen, sondern nur Fürsten zum Frühstück und bade mich nachher in Blutströmen von Schergen und Soldknechten. Die hochpreislichen Herren Verhörsrichter habe ich Narren titulirt, doch wenn Sie's nicht weiter sagen wollen, bin ich allmällig in Zweifel versallen, wessen Narrheit eigentlich größer gewesen, ihre oder meine; ich habe ausgerechnet, es gibt und nimmt sich nicht viel, nur war ihre grauhaarig und meine mehr slaumbärtig. Inzwischen ist mir dann der Bart besser gewachsen, denn ich wollte die Herren Gesängnißbarbiere nicht bemühen und mir selbst ward nirgendwo ein Scheermesser anvertraut, aus gegründeter Besürchtung, ich würde sonst mit eigner Hand meinem verbrecherischen Dasein ein Ende machen. Aber Ersahrungen über die Einrichtung von Internirungsloealen, Haststuben, Zellen und Gitterlöchern in deutschen Landen habe ich jedensalls hinlänglich gesammelt, um meine volle Zufriedenheit mit diesem Ausenthalt und seineni verehrlichen Hausherrn auszudrücken, und ich bitte Sie, einstweilen dem Herrn Gouverneur, Obersten und Grasen sür seine Menschensreundlichkeit meinen verbindlichsten bürgerlichen Dank zu übermitteln. Bei so viel ungewohnter Rücksicht aus menschliche Daseinsannehmlichkeit, vermuthe ich sast, wird auch meine sür die Gesundheit immerhin wünschbare Bewegung nicht ausschließlich aus ein Balaneiren zwischen diesen Dielenritzen beschränkt sein ^"

„Es ist besohlen worden^ daß Nr. 23 täglich sechs Stunden Festungssreiheit genießt, zwischen Morgens süns und Abends neun Uhr nach sreier Wahl," bestätigte der Wärter.

„Nr. 23 ist das beneidenswertheste Geschöps aus der Erde! Sie wird vorziehen, Morgens um süns Uhr meistens noch keinen Gebrauch davon zu machen. Aber wenn sie nun diese Festnnngssreiheit benützte, sich einmal die Freiheit zu nehmen, der Festung den Rücken zu kehren?"

„Ist gut vorgesorgt, lieber Herr. Aus dem Wege, wo Sie herausgekommen, liegt das Thor, und andere gibt's nicht, wenn Sie keine Vogelsedern unter'm Rock tragen. Im Ansang dacht' ich's auch manchmal, Sie wissen, damals noch, als ich meine Frau — verrückt sind sie alle, hoch und niedrig; ich hätt' nicht geglaubt, daß Einer um was Anderes hier heraus kommen könnt', als um 'ne Frauensperson. Auch die Frau vom Herrn Gouverneur war's — viel Leidwesen, bis sie unter der Erde lag, viel Kummer und Noth, denn Sie haben recht gesagt, er ist ein gar menschensreundlicher und guter Herr, obschou er sehr vornehm ist und ost kurz angebunden scheint. Kann Einem wirklich Leid thun."

Der Alte machte eine Bewegung zum Fortgehen, Dankwart zog jetzt eine größere Banknote hervor und zählte die Dinge, nach denen vor der Hand sein Wunsch stand, aus.

„Ich werde mich dankbar beweisen, vor Allem, wenn Sie mir das Clavier schon morgen miethen können; ich warte ungeduldiger draus, als aus das Bett. Geschlasen habe ich jeder Pritsche zum Trotz immer, aber mein Ohr sastet seit — ja, seit wann? — Die Iahreszahl, in der ich mich meines Daseins sreue, weiß ich noch zur Noth, doch welchen Monat und Tag haben wir?"

„G'rad' was hier draus steht," antwortete der Wärter, die Banknote betrachtend und einsteckend; „sünsundzwanzig — den sünsundzwanzigsten Iuli. Verlassen Sie sich aus mich, lieber Herr, es hat's schon Mancher gethan. Ein Gelehrter war d'runter, der sprach griechisch mit sich selber, auch — wie hießen Sie's? — ein Demagog, glaub' ich. Er war auch ein munter Herr und wollt' gar nicht von hier sort, obwol er in Freiheit kam und thun und lassen durste, was er wollte; bat immer, man möcht' ihn nur noch ein paar Wochen hier in diesem Zimmer wohnen lassen, es gäb' gar nichts Schöneres. Aber man kommt mit Zwangspaß heraus und mit Zwangspaß hinunter; der Gesangene muß und der Freie muß, sür's Vergnügen ist aus der Festung keine Minute übrig."

„Muß eine schnurrige Griechenseeele gewesen sein," lachte Ernst Dankwart. „Hat vermuthlich eine Abhandlung über homerische Partikeln versaßt und die Platane da ihm die schönsten Conjeeturen zugesäuselt. Also vor Allem Schreibzeug noch heut' Nachmittag, gute Nr, 7, das Clavier morgen —"

„Und das Bett zur Nacht, Herr. Wird Alles besorgt, und die Bücher schreiben Sie mir wol aus. Wie man dazu kommt, weiß ich nicht, Der Herr Gouverneur hat allerdings ganze Schränke voll in seinem Zimmer —"

„Wird aber seine Philanthropie schwerlich so weit treiben, mich noch mit geistiger Speise auszunähren, meinen Sie? Branch'ts auch nicht; wenn ich nur Schreibzeug habe, lasse ich mir meine eigenen Bücher kommen. Aus Wiedersehen, gute Nr. 7! Ich werde heut' von meiner Festnnngssreiheit nicht mehr Gebrauch machen."

Der gelb und schwarz Halbirte ging und die Schlüssel klirrten wieder draußen', Dankwart sah eine Weile gedankenvoll durch's Fenster und murmelte:

„Fünsundzwauzigster Iuli — zweiter Iuni alteu Datumo — das macht nach Adam Riese und allen Zahlkünstleru der Welt ein Iahr, einen Monat und dreinndzwanzig Tage. So ungesähr eine Zeit, um eine Fahrt um die Erde zu machen — per Dampsschiss wird's künftig wol noch ein Stück rascher geh'n — oder um ein Buch darin zu schreiben, und, wenn man ein Deutscher ist, bei Lebzeiten zu verhungern und die wissenshnngrige Nachwelt dafür zu speisen — oder einen anständigen Betrüger durch drei Instanzen weiß zu waschen — oder sich zu verlieben, zu verloben, zu verheiratheu, zu tausen —"

Der junge Rechtsanwalt schüttelte den Kops. „Wenn Nr. 7 in ihrer Lebensweisheit^ Recht hat, ist es vielleicht besser, daß ich mich während der Zeit ab und zu im Korkschnneiden geübt habe, in das Geheimniß der Strohslechterei eingedrungen bin und ein gediegenes Urtheil über die beste Weise, versilzte Wolle auseinander zu wirreu, abzugeben vermag. Das deutsche Vaterland oder seine Väter — Gott erhalte sie! — sürchten offenbar geistige Ueberanstrengung seiner Söhne und nehmen jede günstige Gelegenheit wahr, den Köpsen derselben eine zweckmäßige Erholung zu vergönnen. Item, während Andere ein Iahr, einen Monat und dreiundzwanzig Tage in ihrer Berussbahn als Menschen und Staatsbürger vorwärts marschirt sind, habe ich „gesessen" und „sitze" noch. Ein schwarzes Gemüth, das nicht mit Dank gegen die wohlmeinenden Sponder solcher Ferien erfüllt wäre! Ich glaube, es gibt nur in deutscher Sprache ein Wort dasür, Namens „Untersuchungshast", im Superlativ „lebenslängliche Untersuchungshast". Viel Glück, meine Herren, zerbrechen Sie sich um mich die Köpse! Ich will es nicht mit Gleichem vergelten, aber untersuchen will ich mit Ihrer Bundestags-Demaggen-Commissions-Erlaubniß auch ein wenig. 6»uä6amu« iß>^ur, Mvene8 dum 8umu8, oder vielmehr, so lange der Gouverneur, Oberst Gras Wolkenstem unser rector maßnitlou8 et, deuevoleu8 ist,

Nach dem Grasen Wolkenstein
Sperrt vielleicht man wieder ein
Mich in einen Keller,"

Er summte es nach der Melodie des studentischen Liedes, zog seinen Bleistist und trat wieder an die Wandstelle, wo er vorher seinen Namen verzeichnet hatte. Unter diesen schrieb er: „Eingezogen den 25. Iuli im Heilsjahre 1833", und ging, leise weiter summend:

„Ddi 8unt, qui ante ne>«
In looo tuere?"

an der weißen Wand entlang, Das Gekritzel seiner Vorgänger daran bezog sich hauptsächlich aus die Dauer ihres Ausenthalts, die Kost und Behandlung; Langeweile war der allgemeine Wahlspruch, doch auch im Lobe der Nr. 7 stimmten alle überein. „Lauter 23 er," murmelte der Leser, „es wird komisch sein, ihnen einmal drunten in der Welt zu begegnen." Spottverse aus die „Untersuchungsommission" verriethen die Anwesenheit anderer „Demagogen"; geschickt mit Kohle entworsenes Prosil mit ungeheuerlicher Spürnase stellte unverkennbar den „Demagogenriecher", Herrn von Kamptz vor. Dankwart ging, spöttisch vor der Contour salutirend und lachend weiter, sein Blick hastete einen Moment aus einer im Osenwinkel besindlichen verschnörkelten Vierzeile und glitt vorüber. „Der sitzlustige Hellene hat sich auch verewigt?" lachte er. „Wahrscheinlich mit einem passenden sophokleischen Chorgesang. Damit hat man mich aus der Primanerbank genug abgequält; hier, wo ich ein sreier Mann bin, habe ich nicht nöthig, die klassische Schönheit zu bewundern."

Er hatte seinen Fuß schon weiter gesetzt, doch etwas Sonderbares an der ziemlich hoch angebrachten Inschrist zog unwillkürlich seine Augen noch einmal aus sich. Verwundert sprach er das erste Wort derselben nach: „orc^ — was heißt a<^? Ich bin kein seinster Kenner der Gräeität, wie mein verehrungswürdiger oi.äevaut, Reector, der, wenn er mich als Demagogen, Königsmörder und Iaeobiner hier sähe, mir unsraglich noch einige Tage Career obendrein zudietiren würde, damit ich in den „Geist der Zucht" einzudringen Gelegenheit sände — aber c?<^, — ein Verbum arl^« ist mir dunkel erinnerlich, <«, „mit etwas sertig sein", was die verehrliche Untersuchungsommission aoristisch zur Anwendung bringen dürfte —"

Er hob sich mechanisch aus den Zehen zu der Waudinschrist in die Höh', dann lachte er plötzlich: „Ist das etwa nur ein verkleideter Achaier?" und las laut:

„clrt/l<l öli>>l»> c<?ovi «ßr i>> sl't ^l>>xl l>«l

F«»>> > c5rtl)> >>>«ücp ov>>F ßl'xxt 6>^ nv>>F c?rßlxxl
»>>>ck ^!luöß s«c'3 ili^rly Fiy ößß ^ll)' i>>>rP!!l>H."

Ernst Dankwart, 1897, von Heinrich von der Hagen

Ernst Dankwart sah sich um, rieb sich die Stirn, las die sonderbaren Zeilen noch einmal, murmelte: „Ein eurioses Neugriechisch" und trat mit raschem Schritt an das nach Osten gerichtete Fenster. Die Aussicht war keineswegs verlockend; eine unabsehbar hohe und lange, gelbe, sensterlose Mauer lag in einiger Entsernung gegenüber, langbeinige Kankerspinnen krochen daran herum, das einzig Unterhaltende bestand darin, daß ab und zu von rechts her ein grauer Fliegenschnapper wie ein Schatten gegen die gelbe Wand slatterte, einen der Kanker mit dem spitzen Schnabel im Flug aushaschte und wieder verschwand.

„Hat der Grieche darin etwa ein hübsches Contersei löblicher Demagogeneommission und ihrer Pflegebesohlenen gesehen?" sragte sich der Betrachter. „Still — da hat er wieder eine; Herr von Kamptz, wie er leibt und lebt. Aber es gehört griechische Anschauung dazu, daß Einem der Tag bei diesem schlechten Satyrspiel leichter entsliehen soll —

„Woher kommt denn der Kamptz und wohin geht er, wenn er sein Schnabelverhör ausgerichtet hat? So sreigebig er sür Andere damit ist, ist's doch nicht seine Art, selbst sein Nest zwischen solchen Mauern — Ia so, hart in die linke Ecke, sagt der weise Hellene —"

Der junge Gesangene besolgte die Vorschrift seines gelehrten Vorgängers, doch ebenso nutzlos; nur ein allgemeiner grüner Schimmer machte sich, die lange Mauer zur Rechten abschließend, bemerkbar, und in ihn tauchte der Vogel, wenn er verschwand, hinein.

„Immer noch nicht richtig; man muß in der griechischen Sprache höchst genau aus jedes Wort achten. ‚Stell Deinen Stuhl hart in die linke Ecke!' nicht dich selber," declamirte Ernst Dankwart. Er that jetzt nach den Worten, stieg aus den Stuhl, reckte sich, die Schläse an die Kalkwand drückend, so hoch er vermochte, und stieß aus:

„Oh — oh in der That — die Gärten der Semiramis!"

Es sah wirklich so aus, als ob ein schwebender Garten aus der Höhe herabblickte. Erst wenn die ansängliche Ueberraschung wich, erkannte man, daß weder die Naturgesetze eine Beeinträchtigung erlitten, noch besondere Kunst zur Anlage der grünen Welt droben ersorderlich gewesen. Der isolirte Felskegel, den die Festung krönte, bildete offenbar aus seinem Gipsel kein abgeflachtes Plateau, sondern hob Dankwarts östlichem Fenster schräg gegenüber noch eine beträchtliche Steinwand empor, aus der, unzweiselhast in Verbindung mit einem dahinterliegenden, unsichtbaren Gebäude, eine Blumenterrasse geebnet und mit zierlich durchbrochener Balustraden-Einsassung von buntem Sandstein umgeben war. Ueber dieje nickten grünes Gezweig und sarbig leuchtende Hängeblumen, Schmetterlinge gaukelten darum her und die Sonne übergöß Alles mit vollgoldnem Nachmittagsglanz; nur in eine kleine, dicht von wildem Weinlaub übersponnene, gegen die Brüstung offene Laube sand sie bei ihrem gegenwärtigen Himmelsstand keinen Zugang.

Es war hübsch und überraschend, das Alles zu sehen, und Ernst Dankwarts Gesichtsausdruck erkannte dies bereitwillig an. Doch seine Züge besagten nach Verlaus von ungesähr einer Minute weiter, daß die Stellung, welche diesen Anblick einzig ermöglichte, nicht zu den denkbar bequemsten gehöre. Er tastete mit der Hand umher und versuchte mehrsache Auskunftsmittel, seinen Standpunkt in etwas minder selbstquälerischer Weise zu behaupten, doch sie erwiesen sich alle gleich ergebnißlos, und er ries, aus den Fußboden zurückspringend:

„Ausgezeichnet sür einen Natursreund, der gleich verrenkte Halswirbel mit zur Welt gebracht hat, und im Uebrigen Herrn von Kamptz als zweckdienliches doppeltes Torturmittel zu empsehlen. Sollte ich nicht so ganz absichtslos in diese herrliche Sommerwohnung versetzt worden sein? Es ist unzweiselhast just so anmuthig, in der Weinlaube droben aus der Terrasse zu sitzen, wie körper- und gemüthserquicklich, hier unten aus den Zehen zu steh'n und sich diesen angenehmen Ausenthaltsort durch das Gitterwerk zu betrachten. Der hübsche Mythus vom Tantalus wäre kindliche Ersindung dagegen, wenn man mich, statt mit Korkenschneiden, etwa zwöls Stunden täglich mit dieser erbaulichen Betrachtung beschäftigte. Nein, mein guter Grieche, in das Falleisen gehen wir nicht hinein und ziehen vor, uns die Tage etwas schwerer nach deiner Anschauung entsliehen zu lassen. Solltest du vielleicht gar der Kautschukmann in eigener Person gewesen sein?"

Er stellte den Stuhl an seinen Platz zurück, wanderte dem Osenwinkel zu und schrieb lachend, ebensalls mit griechischen Buchstaben, unter die Vierzeile, die seine Entdeckungsreise veranlaßt:

„Ich brachte meinen Hals in die bequeme Streckreckung, die du anempsiehst; allein Mein Wunsch ist nur, o Freund, daß Nr. 7 käme Und sperrte dich statt meiner wieder ein."

Ernst Dankwart, 1897, von Heinrich von der Hagen

Der Wunsch des Epigrammatikers ersüllte sich sast im selben Augenblicke, indeß nur zur Hälste. Nr. 7 kam zurück, doch allein, oder vielmehr höchstens in Begleitung des Schreibzeuges und einiger anderer ebenso in doppelsarbige Tracht gekleideter Männer, welche außerordentlich sanberes und behagliche Ruhe verheißendes Bettzeug mit sich trugen. Das Lager ward hergerichtet, Nr. 7 sragte Nr. 23, wann dieselbe und was sie zur Abendmahlzeit wünsche, und der Rechtsanwalt Ernst Dankwart besand sich wieder allein. Er sah nach dem Stundenzeiger der Pappelschatten drunten im breiten Thal, die seit seinem Einzug ngesähr schon drei Stunden über das gelbe Kornseld weiter gen Osten gewachsen sein mochten, dann setzte er sich und untersuchte das ihm überbrachte Schreibzeug, das er beinah wie einen langentbehrtten treuen Pudel oder ähnlichen Lebensgefährten mit zärtlichen Fingern streichelte. Kurze Zeit draus glitt seine Feder über das Papier und zog seine Gedauken an sorglosen Fäden weit und weiter mit sich hinaus, als sei nie eine Ersindung gemacht worden, Menschen vermittel-st Schlösser, Riegel und vergitterter Fenster in ihrer angeborenen, Bewegungssreiheit zu beeinträchtigen.

Der Gesangene hatte allerdings Anlaß, mit seinem gegenwärtigen Schicksal durchaus zusrieden zu sein. Eines Tags in seiner Wohnung plötzlich als Theilhaber an „burschenschastlich-demagogischen Umtrieben und Verschwörungen zum Umsturz der deutscheu Throne und Revolutionirung des Volks" verhasetet, war er verhört, von einem Gesängnih in's andere gebracht, wieder verhört und wieder weiter transportirt worden. Er hatte Monate lang schmutzige Löcher mit gemeinen Verbrechern getheilt und gleich ihnen von Wassersnppe nnd eingebrocktem, verschimmeltem Brod gelebt. Iede Besörderungsart, aus dem Karren und zu Fuß, in Staub, Hitze, Regen, Stnrm und Schnee war ihm unter abwechselnder Begleitung von Soldaten mit anspornenden Bayonnettspitzen und Treibern mit geschwungenen Knütteln innig vertraut geworden. Er besaß allerdings den Trost des klassischen Spruches dabei, welcher durch die Erwägung zu beschwichtigen sucht, daß Viele das nämliche Loos theilen. In der That wußte er, daß über sehr vielen seiner Freunde und Bekannten und noch mehreren, die ihm völlig sremd waren, dieselbe sürsorgliche Hand des Herrn von Knmptz oder ihrer respeeativen Landesväter waltete; manchmal tras er aus einer Station kurze Weile mit einem von jenen zusammen, und sie konnten slüchtig ihre Gedanken und Ersahrungen austauschen. Welches Verbrechen sie eigentlich geplant und im Begriff gestanden hatten, auszuführen, wußte Niemand, weder von sich selbst, noch von den Uebrigen; daß es jedoch surchtbarer Natur gewesen sein mußte nnd erst im letzten, entscheidenden Augenblick noch glücklich durch die Umsicht der vaterlanderrettenden Regierungen vereitelt worden, ging deutlich daraus hervor, daß die hin und wieder dergestalt Zusammentressenden sich in's Ohr raunten, der nnd jener sei als Haupträdelssührer zum Tode verurtheilt und muthmaßlich bereits erschossen, Andere aus Lebenszeit in» Zuchthaus gesperrt. Einige hatten durch diese Mittheilungen im Verhör und Gesängniß den Muth verloren und entsetzliche Dinge gegen sich selbst und ihre Verbindungsgenossen ausgesagt; die Jedem als die Harmlosesten erschienen, stellten sich nachträglich als die gefährlichsten Verbrecher heraus. Immer weiter spürte die Nase des Herrn von Äamptz und griffen die Verhastungen um sich. Wer sich bewußt war, nichts als höchstens einige weinlaute Weltverbesserungsreden gehalten zu haben, schwebte in der Gesahr, aus vage Denuneiationu nnd kunstvoll geschlungene Beweise hin des beabsichtigten Fürstenmords angeklagt und übersührt zu werden. Die Dauer der Zeit, welche über die ost abgebrochene und stets wieder ausgenommene Untersuchung hinlies, änderte nichts daran; plötzlich wars ein neuer Umstand grelles Licht aus einen bis dahin unter der Masse sast Unbeachteten, gestaltete ihn zum Hauptmissethäter und über den nach seiner Meinung sast schon Losgesprochenen brach, tagversinsterndem Hagelschlag gleich, das schlimmste Strasergericht herein.

Unter solchen Verhältnissen richtete sich die Behandlung oder Mißhandlung der beschuldigten deutschen Iugend ausschließlich nach den persönlichen Anschauungen und Charakteren ihrer Kerkermeister. Augendienerische Beamte suchten sich durch eisrige, nicht selten barbarische Strenge bei ihrer Regierung in ein möglichst günstiges Licht zu setzen, so daß sie gegen die jungen „Demagogen" Maßnahmen anwandten, vor denen sie bei Räubern und Mördern zurückgeschreckt waren. Bei anderen überwog das Mitleid; wenige aber nur gab es, die unbekümmert um den von oben herab gewaltig ausgewirbelten Staub, vorurtheilssrei, menschlich und lächelnd in die Sachlage hineinblickten, der Thorheiten ihrer eigenen Iugend gedachten und in den unter ihre Botmäßigkeit gerathenden Angeklagten keine Verbrecher, sondern etwas jugendlich unbedachte und vorlaute, voraussichtlich jedoch größtentheils tüchtige, patriotische Männer der Zukunft gewahrten, die nicht durch Härte zu strasen und zu erbittern, sondern nur der Reisung ihres eigenen Urtheils zu überlassen seien. Wen der glückliche Zusalл unter die Hand eines solchen Kerkermeisters sührte, der hatte Grund, sein günstig gesallenes Loos zu preisen, und nach den Anzeichen, welche Ernst Dankwart bei seinem Eintritt in die Festung empfangen, erwies sich der Gouverneur Gras Wolkenstem als einer von den Wenigen, die nicht dienstsertig nach oben den Rücken krümmten, sondern so weit es in ihrer Besugniß stand, die langwierige Untersuchungshast der jungen politischen Gesangenen zu erleichtern bestrebt waren.

Ernst Dankwart empsand dies am solgenden Tage, wohin er kam. Er hatte schon srühzeitig von seiner Festungssreiheit Gebrauch gemacht und umwanderte mit dem Beginn des Vormittags die Wälle. Sie erstreckten sich um den äußersten Rand des überall mehrere hundert Fuß senkrecht abschießenden Felskegels, den die Festung krönte; den unvoll kommenen Belagerungsapparaten des Mittelalters gegenüber mußte diese völlig uneinnehmbar gewesen sein, während sie jetzt, ihres geringen Umsanges halber, als solche keine Bedeutung mehr besaß, sondern der Hauptsache nach zur Internirung von Gesangenen diente. Ihren inneren Kern bildete ein, dem Marktplatz eines kleinen Städtchens ähnliches, Häuserviereck, zum Theil aus verschiedenen Gastwirthschasten bestehend, vor deren Thüren die Ossiziere der Besatzung und Beamte des Ortes ihr Frühstück einnahmen. Das Ganze machte einen anheimelnd sriedlichen Eindruck, wie Dankwart, um seine Ortskeuntniß zu bereichern, langsam über den Marktplatz hinschlenderte. Die Civileinwohner der Festung begrüßten ihn zumeist, jeder und vor Allem jede blickten seiner schlanken, schönen Erscheinung nach, doch in keiner Ausmerksamkeit sprach sich der neugierige Gedanke aus, welchem Anlaß der neue Ankömmling seine Bestrasung zu verdanken habe. Es mußte nichts Schimpfliches sein, da er zu so srüher Tageszeit und srei, ohne Begleitung eines Wächters, umherging. Die Ossiziere hielten sich, ihrer Stellung gemäß, mehr zurück; sie musterten den in einiger Entsernung Vorüberschreitenden auch wol, wandten indeß den Blick, sobald der seine sie überstreiste, ab.

Dankwart betrachtete Alles und wanderte dann aus dem breiten Weg, der sast den ganzen äußersten Festungsrand umlies, hinaus. Kaum war ein köstlicherer Sommerausenthalt denkbar. Nach alleu Richtungen erstreckte die Aussicht sich meilenweit in's schimmernde Land. Flüsse und Bäche glänzten wie Gold- und Silberbänder, mit denen das grüne und blonde Haar der Erde umslochten worden. Städtchen und weiße Dörser leuchteten dazwischen heraus, im blauen Sonnendust schlossen waldige Bergrücken rundum die Welt. Hohe Bäume standen hie und da aus den Wällen und bequeme Bänke unter ihrer Schattenkühle, vou ihnen aus in Ruhe Blick und Gedanken in die träumerische Weite hinausziehen zu lassen. Nichts sehlte, als die Flügel, sich in diese hinabzuschwingen, das Vermögen, sie zu erreichen, die Freiheit, zu bleiben oder zu gehen.

Nr. 7 hatte Recht gehabt, es war gut dafür gesorgt, daß Niemand, der nicht Vogelsedern an den Schultern trug, von einer Anwandlung, sich solche Freiheit zu nehmen, besallen werde. Der Abgrund dehnte sich überall; wenn man sich über die niedrigen Wälle lehnte, die mehr als Schutzbrüstungen gegen Unvorsichtigkeit, wie als Hemmnisse eines Fluchtversuches erschienen, nahmen die unteu im Feld arbeitenden Leute sich wie ein märchenhastes Zwergengeschlecht aus.

Aus den Wällen wuchs verbranntes spärliches Gras, l>ie und da stand eine Feldblume dazwischen, deren Samen der Wind vom Thal herausgetragen. Um Isie herum schwirrten aus zitternden Flügeln dickleibige Glasslügler, sie kamen wie rastlose Schatten durch den gelben Glanz, tauchten, in der Lust stehend, ihre Fühlhornspiralen slüchtig in die Kelche, schosseu hastig wieder sort und verschwanden in der Tiese, in der Freiheit. Es war hoch einsam, da zu stehen und sie kommen und schwinden zu sehen wie lusttaumelnde Boten der Unermeßlichkeit, denen die Welt gehörte; manchmal drang sernes Geläut einer Glocke von unten empor.

Die Stunden vergingen dem jungen Festungsgesangenen in mannigsacher Betrachtung. Er umwanderte laugsam die Wälle, nur an einer Stelle trat ein Hinderniß ein, so daß er seinen Weg nicht sortsetzen konnte, sondern in das Häuserviereck zurückbiegeu mußte und ans den Marktplatz zurückschauderte. Als er diesen erreichte, standen die Ossiziere von ihren

Nold und Lud. I, i, 2

Sitzen vor den Thüren aus und salutirten respeeetvoll. Der Gruß galt einer hohen Männergestalt in Unisorm mit sast weißem Bart, die über die Mitte des sreien Raumes daherkam; sie kreuzte Dankwarts Weg, und ein Blick in das Gesicht derselben zwang auch dem jungen Rechtsanwalt unwillkürlich einen kurz-sreundlich erwiederten Gruß ab. Es war unverkennbar ein höherer Ossizier von ernst-vornehmer Erscheinung, der nach der Krast und Elastieität seines Austretens jünger sein mochte, als die Farbe des Haares vermuthen ließ. Doch was Dankwart mechanisch zu seinem Gruß veranlaßte, war der Blick gewesen, der aus den Augen des Fremden über ihn hingestreist. In ihnen lag etwas Sonderbares, mit dem srühzeitig gebleichten Haar Uebereinstimmendes, ein müder und trüber Ausdruck, undeutlich verschleiert; er erschien wie Täuschung, sobald sich das Augenmerk wieder aus die militärisch sichere Haltung des, Ossiziers richtete. Der letztere schritt vorüber, Ernst Dankwart sragte im nächsten Moment instinetiv ein kleines Mädchen, das ihm begegnete, wer jener gewesen. Die Kleine sah ihn verwundert an, antwortete ebensalls sragenden Tones: „Der Herr Gouverneur?" und schüttelte den zops^ umwundenen Kops. „Ia so, ich bin recht dumm, nicht wahr, daß ich das nicht gewußt habe?" lachte der Fragsteller, und das Kind nickte mit treuherziger Zustimmung: „Das weiß doch Ieder," und sprang sort.

Nun sühlte er sich von seinem Umherwandern ermüdet und empsand sast Sehnsucht nach seinem kühlen Gittergemach. Er wandte sich diesem zu; als er es erreichte, bog er jedoch noch einmal ab, denn ihn überkam Verlangen, sich über die Nachbarschast seines Zimmers, die er nach der Anweisung des Griechen zu betrachten versucht, zu unterrichten. Der Versuch erwies sich indeß nutzlos; hohes Gemäuer schloß jeden Blick vom Wallrand dorthin ab und auch der Weg endete hier wiederum, nicht durch ein Thor, sondern dnrch natürliche, senkrechte Felswand versperrt, die an die Stelle des Festungswalles trat und wie ein vorspringendes Cap steil in die Tiese siel. So kehrte der topographische Forscher in seine Wohnung zurück, wo ihn sreudige Ueberraschung erwartete. Nr. 7 hatte das ersehnte Clavier bereits herbeigeschafft und es blickte dem Heimkommenden mit offener Tastenreihe wie mit sreundlich lächelnden weißen Zähnen entgegen. Er setzte sich schnell daran und seine Finger liesen behend darüber hin; man sah's, sein Ohr trank entzückt die Töne, wie der Verschmachtende kühle Labung. Das Instrument zeigte sich offenbar trefflicher, als er es zu hoffen gewagt hatte, hell und rein gaben die kahlen Wände den Klang zurück, und der Spielende wiegte sich aus den Tönen, die durch die

geöffneten Fenster hinausslutheten, in süße Vergessenheit hinein und in die unbegrenzten Weiten der Freiheit hinaus.

Stunden vergingen wie von kreisenden Vogelschwingen durch den Aether getragen — plötzlich hielten die Finger aus den Tasten inne. Er wußte selbst nicht weshalb, konnte sich keine Rechenschast darüber ab
content-0017.png

legen. Ia, warum? Er dachte nach, doch umsonst. Seine Augen gingen über die Wände, von denen die Töne verhallt waren, und blieben aus der kleinen von seinem Sitz aus nicht lesbaren Inschrist in dem Osenwinkel haften. Aber aus einmal sagte eine Stimme deutlich:

„Stell' Deinen Stuhl hart in die linke Ecke —"

Hatte sein eigner Mund es gesprochen? Wer hätte es sonst zu thun vermocht? und doch, er wußte auch davon nichts. Allein unüberwindlich zog es ihn, der Aussorderung noch einmal nachzukommen; er trug mit beinah siebernder Hast den Stuhl an das nach Osten gewandte Fenster und stieg hinaus.

Dann ging durch die Augen des Rechtsanwalts Ernst Dankwart ein plötzlicher Ausdruck, der eine volle Rechtsertigung des souderbaren Pseudo-Griechen aussprach. Ihm gegenüber hob sich in gleicher Weise wie gestern die hohe, lange, gelbe, sensterlose Mauer in die Lust, die langbeinigen Kankerspinnen krochen dran herum, und schräg nach rechts hinaus kronte die Blumenterrasse mit der bunten, durchbrochenen Sandsteinbalustrade den Rand des Gemäuers. Und grade ebenso auch nickten über jene das grüne Gezweig und die sarbig leuchtenden Hängeblumen, gaukelten die Schmetterlinge drüber; nur entfloß dem Munde des Beschauers nicht wie damals: „Die Garten der Semiramis!" sondern das letzte Wort allein, und sein sreiwilliges Verharren in der eingenommenen Stellung schien ossenbar, wenigstens sür den Moment, in der „Streckreckung" kein diabolisches Demagogen-Besserungsmittel des Herrn von Kamptz zu empfinden.

Der einzige Unterschied zwischen gestern und heut bestand darin, daß die Nachmittagssonne noch nm einige Stunden höher am Himmel flammte und in Folge dessen ihren Goldglanz noch bis an den Rand der kleinen, dicht mit wildem Weinlaub übersponnenen Laube wars, deren Oessnung aus die Mauerbrüstung hinausging. Dadurch erhellte sie mit einem eigenthümlich aus Blendstrahlen und Dämmerungsschatten gemischten Halblicht auch den Hintergrund der Laube und ließ aus diesem ein menschliches Gesicht hervorschimmern, das in einem Moment halb deutlich erschien und im nächsten sast wieder kaum unterscheidlmr in dem grüngoldigen Schleiergewebe verschwand. Eine schwächtige, jugendliche Mädchengestnl't in beinah saltenlosem weißen Oberkleid; sie saß unbeweglich aus einer Bank, von oben herab nickte ein grünes Gerank ihr bis aus die schmale, in leichtem, hellbräunlichen Geflock vom Haar umrahmte Stirn. Ihre Hände mußten nach der Haltung des Körpers übereinander gekreuzt aus dem Knie liegen, aber sie hoben sich nicht von der Farbe des Gewandes ab.

„Semiramis!" hatte Ernst Dankwart unwillkürlich gesagt, ‚doch er schüttelte gleich daraus den Kops: „Unsinn! Nausikaa, wenn's denn durchaus griechische Klassieität sein muß! Melitta — Kätchen von Heilbronn — halt! ich hab's — Imogen!"

Die, sür welche er nach einem ihm entsprechenden Namen gesucht, saß leicht vornübergebeugt, als ob sie ihr Ohr irgend einer Stimme zugewandt halte, beschäftigungslos, sast einer weißen Statue ähnelnd. Woraus horchte sie? Der junge Gesangene spannte sein Gehör aus's Aeüßerste an, er vernahm keinen Ton in der Nachmittagsstille, als das Dnrcheinandersummen von Bienen und Hummeln.

„Ich glaube, sie schläst wie ein Häschen mit ossenen Augen," brummte er. Dann verknüpfte sich ihm ein plötzlicher Gedanke mit ebenso plötzlichem Verlassen seines Standpunktes. Er sprang geräuschlos, eilig von seinem Stuhl herunter, setzte sich vor das Clavier, schlug mit slüchtiger Hand die Melodie an:

„Dieweil du gar so reizend bist,
Du süße Maid, wach aus!"

und stand schon wieder droben in der Fensterecke. Er sah hinaus, Imogen hatte sich geregt, ihre Stellung verändert. Sie hielt die Schläse in die linke Hand gestützt, ihre Stirn neigte sich unverkennbar noch weiter vor, und es war etwas in ihrer Haltung, wie in der eines Vogels, der im Begriff gestanden, seinen Sitz aus schwankem Gezweig zu verlassen, und von dieser Regung uoch beherrscht, unschlüssig zwischen Verharren und Ausflug die Mitte hält.

Hatten die Mnsikklänge sie erschreckt, daß sie sortzuflüchten beabsichtigte, oder waren dieselben etwa im Gegentheil gerade zuvor schou der Anlaß ihres regungslosen Horchens gewesen?

Ernst Dankwart versolgte weniger eine ihm klar gewordene Absicht, als daß er halb unbewußt eine Probe anstellte. Er setzte sich abermals an das Spinet zurück und schlug die Tasten zu krätigem Aeoord an. doch allmällig verminderte er die Stärke des Klanges nnd ließ diesen zu. letzt in ein träumerisches Piano übergehen, das nur, dem verhallenden Ton einer Aeolsharse ähnlich, leis' verschwimmend durch das Fenster hinaussummte. Dann slog er hastig empor, ans seinen Posten zurück. Welche der beiden möglichen Wirkungen mochte er erzielt haben?

Oder etwa gar keine?

Das Letztere erschien ihm plötzlich aus dem Wege zum Fenster als das Wahrscheinlichste, und er kam sich äußerst albern vor, etwas Anderes in seiner Phantasie ausgebrütet zu haben. Sollte er aus den Stub! steigen, um den gerechten Lohn sür seine Dummheit einzuernten? Er zauderte, in seinem Ohr summte es: „Und glanb', daß leichter dir der Tag entsieht." — „Verdammt'r Neugriech'e, ich bin kein Narr und thu's nicht!" brummte er, und zugleich hob sein Fuß sich aus den abgeschworenen Stuhl hinaus. Aber zugleich stieß auch sein Mund verwundert aus:

„Imogen? Nein, es ist doch ein Kätchen —"

Das Bild droben hatte sich noch mehr als zuvor, eigentlich so vollkommen wie möglich verändert. Man sagt, daß mau mit einer Flöte Eidechsen aus ihrem Schlupsloch hervorlockeu könne, so daß sie ihre natürliche Scheu vergessend mit großen, staunenden Augen willenlos durch Halm und Gestein heranschlüpsen und auslanschend am sonnigen Abhang innehalten, und ossenbar ganz so, einer Laerte gleich, hatten die leiser werdenden Tone die weiße Gestalt ans dem Weinlaub hervorgezogen, daß sie jetzt mehr als zur Hälste von der Nachmittagssonne übergoldet am grünet! ^anbeneingang dalehnte. Sie stützte die eine Hand aus das Gestein der Brüstung, und der Beobachter sah, daß ihre Figur mit den schwachtig absallenden Schultern noch höher und schlanker war, als sie im Sitzen , erschienen. Auch ihre Augen mit dem leichten, seinen Brauenschaten darüber waren jetzt deutlich erkennbar; der helle, große Stern derselben blickte, ebensalls dem willenlos herangezogener Laerte gleich, still vor sich hinaus. Aber trotz dem hellen Licht und dem deutlichen Umriß jedes Zuges war an Allem, im Gesicht wie in der Haltung noch immer wie zuvor etwas Ungewisses geblieben, als stehe die zarte Gestalt droben uicht im vollen Tagessonnenglanz, sondern im geisterhasten Weben einer hellen Mondnacht, aus der das blasse Antlitz wie rinnender Perlenschimmer austauchte, den Blick beirrend, ob es das eines Kindes, einer vornehmen lungsrau oder weißer Statue sei. Nicht wie Schlas, doch wie sinnesseslelnder Traum lag es uoch immer aus deu lieblich-regungslosen Zügen, daß Ernst Dankwart, sast ohne es zu wissen, halblaut sragte:

„Kätchen, schlässt Du?"

Sie hörte es nicht und regte sich nicht, auch ihre Augeu wandten sich nicht aus der Richtung aus sein Fenster, doch man sah, sie gewahrten nichts von ihm, dachten au keinen Beobachter, und er murmelte hinterdrein:

„Wo bist Du denn, mein Herzchen, sog' mir an.

Aus einer schönen, grünen Wiese bin ich,
Wo Alles bunt und voller Blumen ist -"

Plötzlich brach der Rechtsanwalt Ernst Dankwart ab, sprang unverkennbar sehr widerwillig, doch auch sehr rasch von seinem Stuhl, ergriff diesen und schleuderte ihn, als sei derselbe durch irgend eine zu Tage getretene Bosheit blitzartig ein Gegenstand seines Ingrimms geworden, krachend weit in's Zimmer hinein. Gleichzeitig klirrte es von Schlüsseln draußen im Gange, die Thür öffnete sich und Nr. 7 trat ein, wars einen verwunderten Blick aus den Insassen des Gemachs und ward von diesem mit den ärgerlich herausgestoßenen Worten begrüßt:

„Was wollen Sie denn schon wieder? Haben Sie Angst, daß Nr. 23 einen Fluchtversuch macht? Fällt ihr nicht ein!"

„Würd' auch gut mit dem Einsall hereinsallen," versetzte der Wärter gleichmüthig. „Nr. 23 rumort nur eiu Wenig, thun sie alle im Ansang, wie ungeduldige Pserde, die an die Rampe schlagen; nachher sressen sie ruhig ihren Haser. Thun Sie sich keinen Zwang an, die Steine haben weder Ohren noch Nerven, denen macht's kein Kopsw eh. Ich wollt' nur sragen, ob das Clavier Ihnen recht ist. Ich hab's nach der Vorschrift dem Herrn Gouverneur rapportirt, daß Sie sich eins gewünscht, und er hat's mir beschrieben, wo ich in der Stadt drunten das beste bekäme. Aber 's ist nicht billig gewesen, das Ding zu miethen —"

„Ein Muster von einem Kerkermeister, dieser Nebelsels — Wolkenquarz — Stein, meine ich. Bei ihm eingesperrt zu werden, wäre ja eine wahrhafte Altersversorgung sür patriotische Virtuosen. Sagen Sie einmal, lieber College —" der ansängliche Unmuth in dem Gesicht des Sprechers sing an einem gewissen Wohlgefallen an der Anwesenheit von Nr. 7 Platz zu machen — „mein glücklich-unglücklicher Vorbesitzer dieses hübschen Zimmers, Sie wissen, von dem Sie mir gestern erzählten, der griechisch mit sich selbst redete und nicht sort wollte, der war wol noch jung?"

„So was in Ihren Iahren."

„Und wollte wirklich nicht wieder weg?"

„Partout nicht."

„Hatte er etwa auch ein Clavier?"

„Nein, aber eine Kiste voll Bücher. Sie sind der Erste seit dreißig Iahren, der ein solches Ding gewollt hat. Wenu's Ihnen indeß in diesem Zimmer nicht zusagt, so brauchen Sie's nur durch mich dem Herrn Gouverneur bestellen zu lassen. Wir haben noch sreie Zimmer, und ich glaub', er wird's Ihnen nicht abschlagen, denn er hat sich auch schon bei mir erkundigt, ob das Clavier Ihnen gefällt."

„Freie Zimmer," wiederholte Ernst Dankwart, „eine artige Festungswendung; es geht nichts über einen guten Euphemismus an der richtigen Stelle, der kann wie der beste Witz zum Lachen bringen. Nein, liebe Nr. 7, ich bin gerade so zufrieden mit diesem durch meine Persönlichkeit gegenwärtig nicht sreien Salon, wie mein Vorgänger; ein Umzug mit so vielen eleganten Einrichtungsstücken wäre doch zu beschwerlich. Reden wir nicht mehr davon! Aber kann ich mich wirklich daraus verlassen, daß Ihre vortrefflichen Mauersteine hier keine Ohren und Nerven haben? So ein Clavierkünstler, wie ich, hat's nicht gerne, daß er, vielleicht ohne es zu wissen, belauscht wird."

„Können Sie ruhig sein; wenn nicht die Mäuse darnach tanzen, anders hört hier gewiß Keiner draus. Der Herr Gouverneur kam nur zusällig drunten vorbei, als Sie gespielt haben, sagte er mir, und ist einen Augenblick stehen geblieben, um zu hören, ob ich meinen Austrag ordentlich ausgerichtet. Er hat zufrieden genickt —"

„Hochgräsliche und gouvernementale Anerkennung ist immer schmeichelhaft," unterbrach Dankwart ihn. „aber glauben Sie nicht, lieber College, daß ich die Ihrige unterschätzen würde, selbst wenn Sie von Geburt her stocktaub zur Welt gekommen wären. Es war mir nur — Eure Isolirnngsvorkehrungen hier sind höchst schätzenswerth — daß man nicht weiß, wohin möglicherweise solch ein, so zu sagen wenigstens sür Töne offenes Fenster —"

Er deutete leichthin aus die nach Osten gekehrten Gitterscheiben, der Wärter entgegnete in seiner gewöhnlichen Tonart:

„Kommt erst die Backsteinmaner und dann die Felswand, sind beide, denk' ich, ziemlich schwerhörig. Wenn's was sein sollt', könnt' sich vielleicht höchstens 'mal Eine von den Schneidermamsellen hinaus verlausen, es ist da so ein Ausguck im Fels oben und der Alte hat in der Nähe seine Werkstatt."

„So, so — Eine von den Schneidermamsellen? — ich danke Ihnen, College. Sind sie vielleicht auch jung, die — Schneidermamsellen?"

„Die Iüngste, die Käte, wird so was siebzehn sein/"

„I, i — die Käte? — das ist ja allerliebst! Ist der Schneiderpapa etwa aus Heilbronn hierhergezogen? Bin Ihnen wirklich sehr verbunden, liebe Nr. 7! Angenehmes Bewußtsein solcher, wenn auch unsichtbaren Nachbarschaft! Bitte, vergeuden Sie Ihre unschätzbare Zeit nicht länger an meine geringe Persönlichkeit und nehmen Sie meine besten Wünsche sür Ihr serner'es Wohlergehen mit sich! Vaäe ää äi«„do1uiu omne8yue ve8tikoo8 et V88titlea« pa.trem ülia«e»ue tpeum port«.«!"

Der Sprecher sügte den letzten liebenswürdigen Wunsch mit der nämlichen weißzähinig-lächelnden Miene wie die vorausgegangenen hinzu, und der schwarz und weiß Halbirte verschwand ersichtlich ohne eine Vorstellung, wohin das Viatieum von Nr. 23 ihn zu besördern trachtete. Der Rechtsanwalt Ernst Dankwart blieb eine Weile in der Mitte seines „Salons" stehen, blickte grimmig aus die wieder geschlossene Thür, riß sich an seinem stattlichen Schnurrbart, lachte zweimal kurz aus, setzte sich dann rasch an das noch offene Spinet, ließ seine Finger zu einer Art von Melodie, welche Aehnlichkeit mit Ziegegemecker hatte, über die Tasten hinlausen und sang dazu:

„Sie war eine Schneiderstochter
Aus der Vorstadt von Madrid.
Blaue Augen, schwarze Zöpfe
Brachte dieses Mädchen mit —"

„Eigentlich scheint das mir so etwas von Selbstpersislage zu sein," brummte er abbrechend, „und obendrein muthmaßlich ohne theilnehmendes Publikum." Der letzte Gedanke setzte sich schleunig in eine Handlung um, durch die der Tanger eine Prtüsung der Richtigkeit seiner Conjeetur anstellte. Er hob den vorhin sortgeschleuderten Stuhl, balaneirte ihn wie ein Tausendkünstler an einem Bein mit den Worten: „Unparteiisch betrachtet, warst Du aus klügerem Holz geschnitzt als ich, denn ohne mich war's Dir nicht in den Sinn gekommen, Dich dorthin zu postiren," setzte ihn wieder in die Fensterecke, stieg hinaus und reckte slüchtig nach der griechischen Anweisung den Kops. „Richtig, sie wird in der Werkstatt sitzen, vielleicht mit nntergeschlagenen Beinen — klipp, klapp — Faden ab! — und der Papa meckert: Käte, gieb Acht hier aus die Nähte! Ich znnd' Dir sonst ein Ellenlicht, Du holdes Mondscheinangesicht! Wo bist Dn wieder geblieben, hast Dich herumgetrieben?

Der Teusel hol' Nr, 7,

Den Griechen, der es geschrieben, Und mich, der ein Zchulsuchs geblieben!"

Und Ernst Dankwart sprang, nochmals halb verdrossen, halb komisch auslachend, herunter, schloß sein Clavier mit einer Geberde, die mechanisch eine gewisse Mißächtlichkeit oder wenigstens gegenwärtige Abneigung gegen das unschuldige Instrument ausdrückte, und gab sich sür den Rest des Tages anderen Beschäftigungen hin. Auch am nächsten Morgen bis über die Mittagsstunde hinaus hielt sein Schmollen mit dem Spinet noch an; er aß jedoch mit vortrefflichem Appetit, legte sich danach aus sein Bett, schloß die Augen, össnete sie wieder und träumte so abwechselnd in das Goldgeringel der Nachmittagssonne hinaus, das allmällig sein Zimmer zu durchspielen begann. Auch über das braune Nußbaumgetäsel des Spinets ging das Geflimmer, und dann sprang der Siesta-Haltende plötzlich aus und seierte Versöhnung mit dem in der Ecke vereinsamten Zimmergenossen, die offenbar rasch in noch innigere Liebe als zuvor überging, denn es verrannen Stunden, ehe seine Finger sich zum ersten Male von den Tasten trennten. Endlich rasteten sie einen Moment, und in dem Augenblick bewirkten die Tasten in seinem Kops eine absonderliche Ideenverknüpfung. „Sie sind offenbar auch Festungsstraflinge," dachte er, „denn sie tragen das nämliche schwarz und weiß halbirte Kleid wie Nr. 7." Und in der nächsten Seeunde sah er die letztere vor sich stehen und hörte sie sagen: „Wenn nicht die Mäuse darnach tanzen, anders hört hier gewiß Keiner draus."

„Es wäre doch eurios, wenn die weiße Schneidermaus —" Der Stuhl stand noch in der Fensterecke an dem nämlichen Platz — „Ich meine, ein Rattensänger von Hameln im neunzehnten Jahrhundert wäre auch kein übler Berus ^ wenigstens eine spaßhaste Abwechslung" ^ und — Ernst Dankwart stand lachend wieder ans dem Stuhl und reckte den Kops nach den schwebenden Gärten der Semiramis. Da stand auch die weiße Mädchengestalt abermals droben, genau so wie gestern. Unbeweglich lauschend, als klängen die verstummten Töne uoch in ihrem Ohr sort. Oder in ihrer Seele? Fast schien das Letztere nach dem traumhasten Frieden, der das in Perlensarbe zwischen dem Weinlanb schimmernde Antlitz überwebte, das Richtigere zu bezeichnen, als athme sie den Klang aus Sonnenwellen abtragen ein und stehe von ihnen in süßem Rausch sestgebannt.

Es war nur ein Schneiderskäthen, das keinerlei Aussicht bot, sich schließlich als Kaiserstochter herauszustellen, doch trotzdem drehte der junge Rechtsgelehrte jetzt mit einem Ausdruck höchsten Aergernisses den Kops. Die nämliche Unterbrechung wie gestern scheuchte ihn aus seiner Stellung, es kllirte ans dem Flur, saßte den Thürklopser, und Dankwart stieß zornig in das Knarren der Angeln hinein:

„Hat Er oder «eine Großmutter Sie denn noch nicht bei sich —?"

Allein er brach verstummeud, verwirrt und etwas erschreckt ab. Nur der Kops von Nr. 7 erschien einen Augenblick sich vornüber bückend im Hintergrunde des Ganges, statt des Wärters aber trat der hochgewachsene Ossizier über die Schwelle, dessen eigenartige Erscheinung durch die sichere Haltung und das doch seltsam srühzeitig sast zu Schnee gebleichte Haar dem Gesangenen am gestrigen Tage eine unwillkürliche Achtungsbezeugung abgenöthigt hatte. Es war der Festngsgouverneur, Obrist Gras Wolkenstem, nnd Ernst Dankwart begrüßte ihn mit verlegener Verbeugung und blieb daraus mechanisch in halb militärischer Stellung stehen. In seiner Ueberraschung nahm er nicht wahr, daß der Eintretende kaum minder unschlüssig und verlegen an der Thür innehielt, und es verging beinah eine Minute, ehe der Gouverneur, als sei er sich über den Zweck seines Kommens selbst nicht klar, mit unsicherer Stimme sragte:

„Ich komme ^ es ist meine Pslicht — haben Sie sich über etwas zu beschweren?" „Ueber nichts, Herr Gras — nur meinen wärmsten nnd ausrichtigst«n Dank anzusprechen sür — "

„Auch sür nichts, das aus einen solchen Anspruch machen könnte," siel der Obrist ein. Die ansängliche Unschlüssigkeit desselben war rasch seiner gewöhnlichen sreundlich-vornehmen Haltung gewichen und er stügte, jetzt sich der Wahl seiner Worte sicher bewußt, hinzu: „Ich kenne das Vergehen, dessen man Sie beschuldigt, auch die Belege, glaube ich, aus welche sich die Anklage stützt, und bedaure in gleicher Weise die besser zu verwertheude Zeit, die Ihnen geraubt und die aus die Ergründung Ihrer Schuld verwandt wird. Indeß ich bin Beamter und habe den mir ertheilten Vorschriften zu gehorchen; dieselben erstrecken sich daraus, daß ich sür Ihre sichere Gesangenhaltung haste. So bin ich in den Stand gesetzt — wenigstens bis aus weitere Ordre — Ihre Hast nach meinem Dasürhalten zu gestalten und erachte das Festungsleben selbst in der Freiheit sür gebildete Leute als einsörmig-traurig genug, um dasselbe nicht noch durch unnöthige Beschränkungen zu verschlimmern. Zu meiner Freude habe ich vernommen, daß Sie sich über manche lange Stunde des Tags durch musikalisches Interesse und Ausübung desselben hinwegzutäuschen vermögen. Auch ich bin ein besonderer Freund der Musik — doch leider der einzige hier aus der Festung — so daß — "

Gras Wolkenstein stockte einen Moment, und der trübe Ausdruck, welcher Dankwart beim ersten Erblicken des Gouverneurs ausgesallen, ging einem rinnenden Nebel ähnlich durch seine Augen, wie er hastiger, sast über die Worte hineilend, sortsuhr:

„Ich besitze einen Flügel, der seit lange nicht mehr benutzt wird — meine Frau spielte gern — ich bin Wittwer — vielleicht würde es Ihnen eine Abwechslung sein, dann und wann — und mir ersreulich — "

Es war wieder die ansängliche Unsicherheit der Worte und des Tones, sast als ob er mit ihnen kein lebenswürdiges Anerbieten, sondern eine Bitte ausspreche. Dankwart verbeugte sich mit sreudiger Zustimmung, obwol die sonderbare Vorbringung dieser neuen, unerwartetsten Vergünstigung ihm aussiel, und der Gouverneur streckte ihm mit rascher Bewegung wie zur Besiegelung eines Versprechens die Hand entgegen. „Wann ist es Ihnen genehm, Herr Dankwart?"

„Wann Sie beschlen, Herr Gras."

„Ich bin nicht der Festungseommandant, der einem Gesangenen besieht; es wäre eine sonderbare Sträslingsarbeit, die ich Ihnen da auserlegte, und ich hoffe, Sie sehen dieselbe nicht als solche an. Kommen Sie, wann es Ihnen gesällt — heut' Abend — "

„Um welche Zeit dars ich —?"

„Ich werde Sie holen — Sie bitten lassen. Aus Wiedersehn!"

Gras Wolkenstein hatte die ihm entschlüpte erste Erwiderung in artiger Weise verbessert, doch begleitete er sie mit einer kurzen Verbeugung, welche vielleicht wider seine Absicht, allein in dem Fall um desto beredter seine Stellung als Aristokrat und Festungsgouverneur gegen den jungen bürgerlichen Gesangenen abhob, und Ernst Dankwart besand sich, halb ungewiß, ob er in den letzten zehn Minuten eigentlich gewacht oder geträumt habe, wieder allein. „Meiner Treu, ein Ausbund eines euriosen Kerkermeisters," lachte er, „Melancholiker, Philanthrop nnd Hochtory trom top to too in einer dreisältigen Persönlichkeit!" Und muthmaßlich durch die englischen Worte in seinem Gedächtniß wachgerusen, snmmte er hinterdrein:

„All«i Nuzie >vit,u twr 8ilver «oun>I.' sagt Shakespeare in Romeo und Iulie, oder vielmehr der riZnt uonouru,b1e Richard Edwards ein Menschenalter vor ihm und hat wahrhastig Recht — „Wenn Kummer uns das Herz macht Kank Und Schwermut!) trüb den Geist bedrückt, Musik mit ihrem Silberklang Ist's, die uns schnell dem Gram entrückt; Ans ruhlos Leid, aus jede Wund' Legt Balsam süß der Töne Mund.'

„Die Uebersetzung ist auch nicht Übel, obgleich ich keine Ahnung davon hatte, als ich sie mit der schwarz-roth-goldnen Mütze aus dem Kops zusammenseandirte, wie eongruent sie noch einmal mit mir selbst zusammensallen würde. Was war's noch mit der letzten Strophe?

„O Himmelsgab', die Geister lenkt, Wie's Steuer eines Schiffes Bahn, Musik, die Götter uns geschenkt, Zu trösten Den, dem Sorgen nah'n, Die Mensch und Thier mit Freud' erfüllt — O welch' ein Thier ist, wer dich schilt!

„Mein Gouverneur ist von hochedler Raee, aber ossenbar kein Thier, und ich wäre ein's, wenn ich ihn schelten wollte! Doch eine höchst wunderliche Thierwelt bleibt die unsrige — was macht die weiße Maus?"

Sie machte nichts, sie war verschwunden wie gestern, und die grüne Welt droben lag einsam in der schrägen Nachmittagssonne. Fast etwas Kaltes, Trübes, Schwermüthig-Trauriges sah aus den vollbeglänzten Blättern und Blumen aus, die kein Lusthauch bewegte. Dankwart verließ seinen Stand, trat an das andere Fenster und blickte hinaus, wie drunten in der Ebene die Pappelschattten über das weite Feld sortwuchsen, wie allmällig das rothe Abendlicht in den Fenstern des Städtchens ausspiegelte, das serne Gebirg bläulich verschwamm und der Tag langsam hinstarb. Es war ihm Alles schon vertraut, als hätte er seit Jahren hier oben gelebt, und — wozu, sür wen hätte er eigentlich anderswo in der Welt leben sollen? Nur sür sich allein; er besaß manch' guten Frennd draußen, den er schätzte, doch keine Eltern, Geschwister, keine Heimath, Niemanden, an dem das Herz hing —

Er ward srüher aus seinen Gedanken ausgestört, als er es erwartet. Es klopste, und er sah sich erstaunt um. Kam der Gouverneur in eigner Person zurück, ihn zu holen?

Nein, es war nur Nr. 7. Aber Nr. 7 hatte geklopst, offenbar ein Avaneement in der Stellung als Respeetsperson, die Nr. 23 dem gräslichen Besuch verdankte. Sogar mit einer Art Verbeugung sorderte der Wächter ihn aus zu solgen. Sie durchschritten im beginnenden Zwielicht eine Reihe von Corridoren, bald zur Rechten, bald zur Linken, so daß der Gesührte jede Vorstellung über die Himmelsrichtung, welche sie innehielten, verlor. Dann eine breite Treppe empor, deren Stusen wie in natürlichen Felsgrund gehauen erschienen, über geräumigen offenen Hos in ein alterthümliches, steinwappenverziertes Portal hinein. Hier verließ Nr. 7 ihren Begleiter, ein Diener in Unisorm nahm statt des Wächters den Ankömmling in Empsang, und geleitete den sichtlich Erwarteten in einen mit vornehmer Einsachheit ausgestatteten Wohnraum. Der Gast besaß kaum Zeit, den letzteren soweit zu mustern, daß er den Flügel und an der Wand ein lebensgroßes weibliches Oelbildniß wahrnahm, das jedoch in der Dämmerng bereits undeutlich verschwamm, als der Gouverneur mit einem: „Willkommen!" hereintrat. Er knüpte ein Gespräch an, das indeß schon nach wenig Sätzen wieder abbrach und seinen Gang mühsam weiter ristete, und sragte Dankwart alsdann, ob es ihm gesällig sei, sich über die Brauchbarkeit des Flügels, da derselbe, wie gesagt, lange unbenutzt gewesen, zu unterrichten. Der junge Rechtsgelehrte schlug die Tasten an, und der erste Ton beließ ihm keinen Zweifel, daß das Instrument erst vor allerkürzester Zeit, vermuthlich sogar erst heut' gestimmt worden sein müsse. Sem Wirth hatte gleichzeitig an einer Schnur gezogen, der Diener t.am, entzündete schweigend die beiden Clavierkerzen, ohne das Zimmer durch ein anderes Licht zu erhellen, nud ging wieder. „Ein Flügel von ausgezeichnete'r Güte," sagte Dankwart, „nach welcher Richtung würde ich Ihrem Wunsche am Besten entsprechen, Herr Gras?"

„Ich überlasse es ganz Ihrer Wahl," antwortete nach einer kurzen Pause die Stimme des Obersten im Rücken des Fragstellers, nud dieser begann aus dem Gedächtniß eine Mozart'sche Sonate. Die eigenthümliche Beleuchtung mit ihren Streislichtern nud Schatten in dem großen Raum zog im Ansang seine Ausmerksamkeit unwillkürlich aus manche der Gegenstände um ihn her ab. Schräg von seinem Sitz zur Rechten hinüber sürhte eine halbgeössnete dunkelrothe Sammetportiere in ein lichtloses anstoßendes Gemach, zwei Marmorsphinxe ans breitem Postament hielten, etwas in eine Wandvertiesung zurücktretend, gleichsam vor dem Eingang Wacht. Sonst vermochte der Spielende wenig von seinem Platz aus zu unterscheiden. Nur das Oelbild, das er beim Eintritt undeutlich wahrgenommen, besand sich ebensalls in seinem Gesichtskreis, doch von den Lichtern des Flügels mit einer halben Blendung überslimmert. So viel ließ sich erkennen, daß es eine noch jugendliche, schöne Frauengestalt darstellte, vermuthlich die verstorbene Gemahlin des Gouverneurs. Sie trug mehr eine Guirlande als einen Kranz von ganz leichtem grünen Gerank im Haar, nnd es war Ernst Dankwart, wenn sein Blick manchmal darüber hinstreiste, als ob die ganze Erscheinung ihm nicht unbekannt sei. Er dachte nach, ob er einmal irgendwo in der Welt eine Gräsin Wolkenstein angetrossen, allein sein Gedächtniß hatte nichts davon bewahrt, und allmällig nahm der wundervolle Klang des Instrumentes ihn so sehr gesungen, daß er alle Nebendinge vergaß und sein ausschließliches Interesse ans das Spiel richtend, die Sonate beendigte. Er hielt, als er geschlossen, ein Wort der Zustimmung oder Kritik erwartend, inne; da keine Aeüßerung vou Seiten des Hörers ersolgte, wandte er nach ziemlicher Pause den Kops und sagte: „Sie ist mir die liebste von allen Sonaten Mozarts — "

Es dauerte einige Seeunden, ehe er in der wunderlichen Beleuchtung des Gouverneurs ansichtig ward, der an einem ziemlich enternten Fenster stand nnd hinansblikrte. Nnn drehte auch er die Stiru, sah Dankwart eine

Weile wortlos an, als sammle er seine Erinnerung, nnd versetzte: „Gewiß, mir hat die Ouverture ebensalls sehr gefallen — ich erinnere mich, sie in der Wiener Hosoper — Mozart, richtig, es kam mir nicht gleich — Euryanthe oder Fidelio, nicht wahr? Ich bitte Sie sortzusahren, wenn es Sie nicht ermüdet."

Noch einige Augenblicke hielt Ernst Dankwart stannend-nngläubig das Gesicht aus deu Sprecher verwandt. Täuschte er sich? Der Ansang der Erwiederung des Gouverneurs hatte ihm keinen Zweifel darüber belassen können, daß derselbe von dem Spiel nichts gehört habe. Aber sast mit der nämlichen Deutlichkeit besagte der Schluß, Gras Wolkenstein besitze weder Kenntniß, noch Verständniß, noch Interesse an der Musik überhaupt.

Doch wenn er sich in dieser merkwürdigen Entdeckung nicht irrte — weshalb saß er dann, nicht als ungebeten-ausdringlicher, soudern als zu vorkommend, ja mit einer gewissen Dringlichkeit geladener Gast an dieser Stelle? Hatte nur die eine der drei gräslichen Eigenscasten, die Philanthropie, das nachmittägliche Anerbieten wachgerusen?

Dankwarts Finger hatten, damit sein Kops diesen Fragen besser nachhängen könne, halb instinetiv die Tasten wieder berührt, doch bald ergriss ihn abermals das vorherige Feuer des Spiels, wenn er dasselbe auch nur sür sich allein, ohne das Verständniß eines Hörers betrieb, so daß er die eigenthümliche Wahrnehmung und überhaupt, wo er sich besinde, völlig vergaß. Die vollen Töne rollten von den Wänden zurück, jubelten, klagten und schluchzten, das Blut pochte in den Schläsen und vor deu Augen des Spielenden, daß es ihm war, als kreise das Zimmer langsam um ihn her, als bewege sich seitwärts von ihm eine der Marmorsphinre von ihrem Postament nnd durchgleite den rothen Sammet des Thürvorhangs. Er sah es nicht, empsand es nur als Seitenschimmer in seinem Auge, und dann wieder, als halte sie zögernd in der dunkleu Oessnung inne, wachst empor nnd komme langsam zurück. Doch so phantastischdeutlich jetzt, daß ihm die Täuschung seiner Sinne wunderlieh und peinlich ward nnd daß er einen Moment den Blick nach der visionhasteu Regung an dem Eingang hinüber ausschlug. Aber gleichzeitig blieben auch seine Häude klanglos ans den Tasten sestgebannt, denn aus dem dunkelrothen Grunde der Thürössuung hob sich die weiße Mädcheugestalt ab, die er zweimal im Nachmittagsgoldlicht des grünen Semiramisgartens gesehen, ebenso reglos sonderbar und ebenso einer lauschenden Laerte gleich, die vom Rus der Töne langsam willenlos aus dem Dunkel hervorgezogen worden.

Eine seltsam athemlose Stille, die beinahe etwas Geisterhastes besaß, überwebte sür kurze Dauer das große, dunkelwaudige Zimmer; dann sagte Gras Wolkenstein kurz: „Meine Tochter, ebensalls eine Freundin der Mnsik, doch wie ich, keine ausübende. Dein leises und unvermuthetes Kommen scheint Herrn Dankwart sast erschreckt zu haben, Marietta."

Die jnnge Gräsin bewegte mit leichter Neigung die Stirn gegen den ihr vorgestellten Gast, der jetzt hastig ausgesprungen war und ihren Gruß durch eine tiese Verbeugung erwiderte. Nicht so sehr die Dame und ihr gesellschaftlicher Rang senkten seinen Kops so weit herab, als ein Doppelgefühl der Beschämung und mechanischer Instinet, eine gewisse Verlegenheit vor sich selbst sür den ersten Moment zu verbergen. Wie war es möglich gewesen, daß er lediglich aus eine Andeutung von Nr. 7 hin diese wie aus einer schneeeigen Sommerwolke gebildete Gestalt sür die einer Schneiderstochter gehalten hatte? In seinem Gehirn kreuzten sich blitzschnelle topographische Vorstellungen der Lage des Hauses, in dem er sich besand, welche Richtung er aus seinem Wege hieher innegehalten und nach welcher Seite der hochgelegene Garten sich gegen die östliche Wand seines Gesängnisses erstrecken müsse. Er beabsichtigte durchaus nicht, darüber nachzudenken, aber sein Kops nöthigte es ihm aus, und ebenso zeigte die Einbildung ihm überall, wie mit leiblichen Augen, in Flur nnd Hosraum, im Tagesglanz und Halblight eine weiße Statue, die sich, seiner Sphinxvision von zuvor ähnlich, von ihrem Postament gelöst hatte und aus den Wegen, welche seine Vorstellung versolgte, stets in der nämlichen Haltung vor ihm ausschritt. Es war wie ein Halbtraum und drängte auch wie ein solcher ungemesseue Zeit in die Seeunde zusammen, in der Ernst Dankwart die Stirn vor der jungen Tochter des Gouverneurs zu Boden neigte. Nun sah er aus, doch mit einer ungewissen, gespannten Erwartung. Besaßen die jetzt in der Nähe lebensroth aus dem Perlenantlitz hervorleuchtenden Lippen Sprache, oder waren sie in Wirklichkeit auch die eines stummen Marmorbildes?

Die Antwort aus diese Frage ersolgte eher als Dankwart sie gehofft, Gras Wolkenstem war aus seine Tochter zugetreten, hatte ihre herabhängende Hand zärtlich in die seinige genommen und sragte, den Blick sorglich in ihre Augen hestend: „Wie besindest Du Dich, Marietta?" „Gut, sehr gut, mein Vater — ich danke Dir —" Auch ihre Augen schlugen sich mit dankbarem Ausdruck zu ihm aus, nnd aus dem Blick übersloß ein plötzlicher unsagbarer Liebreiz des Lebens ihre bisherige Reglosigkeit. Doch mehr noch drang der Ton ihrer Stimme in's Innerste des sremden Hörers hinab. Er hatte sich denselben vergeblich vorzustellen versucht, und nun war er in dem dunklen Raum verklungen, so einsach-natürlich, nicht laut, noch leise, und doch wie ein Sonnenstrahl, der, an goldige Morgensrühe erinnernd, das Zimmer durchschwebt und wieder erloschen. Allein bevor Dankwart sich dieser Empsindungen vollbewußt geworden, sügte die junge Gräsin hinterdrein: „Ich glaube, der Abendtisch wartet, mein Vater." „Schon? Es ist noch srüh —" Der Gouverneur wars einen kurzen unschlüssigen Blick aus den Festungsgesangenen und dann aus seine Tochter, doch diese suhr ruhig sort:

„Dein Gast wird nach der Anstrengung der Stärkung bedürsen, deuke ich. Als Haussrau will ich ihm zum Wegweiser dienen."

Sie öffnete, anmuthig voranschreitend, eine andere Thür, die in ein erleuchtetes Speisezimmer führte, in dessen Mitte eine Abendmahlzeit sür drei Personen bereitet stand. Einen Augenblick schien Gras Wolkenstein noch zu zaudern, lud dann jedoch den Gast mit vornehmer Höslichkeit ein, den Platz zwischen ihm und seiner Tochter am Tische einzunehmen, und nach wenigen Minuten war die Dankwart verursachte Unbehaglichkeit des Gefühls, daß der Gouverneur diese Folge seiner Einladung nicht beabsichtigt gehabt, überwunden. Gras Wolkenstem trank einige Gläser Weines und gewann dadurch, mehr indeß noch, wie es schien, dnrch den heitern Ausdruck in deu Zügen seines Kindes, zu denen er sast in jeder Minute den Blick ausschlug, die beste Stimmung. Er ward gesprächig und erzählte Manches aus seinem Leben, doch bildete die Tochter jedesmal den eigentlichen Inhalt seiner Mittheilungen. Sie war während eines Ausenthaltes in Süditalien, den die Aerzte der kränkelnden Mutter anempsohlen, geboren, und der Vater hatte sich gewöhnt, ihren'Namen Marie nach dem einer ersten sorrentinischen Kinderspielin in Marietta umzuwandeln. Er sah sie noch, wie eine deutsche Avselblüthe zwischen dem Silbergrün der Oliveubblätter, lachend und hüpsend, mit der andern Marietta kleine goldrothe Orangen nmherrollend, wie die nordischen Kinder graue Marmelsteine; aber dann hatte sein Berus ihn über die Alpen zurückgenöthigt, seinen Wohnsitz hierhin und dorthin verlegt, Mariens Mutter war gestorben — „weil sie das rauhere Klima nicht mehr ertrug," sügte der Oberst rasch mit einem Blick aus das reglos gewordene Gesicht seiner Tochter hinzu — doch auch die Apselblüthe hatte unter dem nordischen Himmel mehr und mehr Farbe und Art einer Croeos angenommen, die im kalten Frühjahrswind blaß und schwächtig unter den bunten Schwestern ausgewachsen, und Besorgniß des Vaters wie der Aerzte einen neuen Ausenthalt an den sonnigen Usern des Mittelmeers geboten. Wol war dieser von Ersolg begleitet gewesen und die junge Gräsin ertrug den deutscheu Sommer, zumal hier oben in der reineren Lust ohne Nachtheil, allein die Unruhe des Vaters hatte dennoch Vorkehrungen getroffen, daß es ihm ermöglicht sein werde, den nächsten Winter abermals mit ihr in Italien zuzubringen.

„Eine betrübende Zukunstsaussicht sür mich," sagte Dankwart, da der Gouverneur schwieg, „wenn man mich bis dahin höheren Ortes noch als einen Vogel betrachtet, der des Käsigs bedars. Die Art dieser Geschöpfe ist so sluglustig, daß, wenn es ihnen einmal von sreundlicher Hand vergönnt worden, ein wenig aus ihrem Gitterwerk herauszuslattern, sie sich doppelt schwer an ihre Wiedereinsperrung gewöhnen."

Der Dank, welchen er dem Festungsgouverneur mit den Worten aussprach, war recht anmuthig eingekleidet, doch Marie von Wolkenstem lächelte und erwiderte statt des Vaters:

„Mich däucht, gerade bei den Vögeln ist die Natur am verschweuderischsten sreigebig gewesen und sie bedürsten eigentlich gar keiner Flügel, da sie Töne in sich tragen, aus denen sie sich in jedem Augenblicke sortschwingen können, wohin sie wollen, über Länder und Berge, in Licht und Lust, srei, köstlich und körperlos bis in den Himmel hinein. Wenn ich das auch vermöchte, würde ich nichts Anderes aus der Welt mehr begehren, säße ich auch bis an's Eude hinter einem vergitterten Fenster, Im Uebrigen sühle ich selbst am Besten, daß ich im Winter nicht nach Italien zurückzuliegen brauche; mein Vater ist zu ängstlich und täuscht sich deshalb ebenso wie die Aerzte, die mir immer wärmere Lust sür meine Brust vorschreiben. Ich bin gar nicht krank —"

„Doch, mein Kind, Du bist es und bedarst der höchsten Vorsicht. Ich sage nicht, krank — unr daß Deine Gesundheit eine zarte ist —" Der Oberst hatte das Letztere schnell nachgesügt, denn Marie war sich beim Ansang seiner Erwiederung mit der Hand über die Stirn geglitten, wie wenn der Schatten einer Haarlocke ihr aus die Augeu herabgeuickt und ihr Unbehagen verursacht habe. Doch nun lächelte sie wieder: „Ihr Gleichuiß von vorhin hatte wahrlich Recht, Herr Dankwart. Wir sitzen hier wie thörichte Vögel im Käsig, die sich den Kops mit Gedanken über die Gitterstäbe schwer machen, hinter denen sie eingeschlosseu sind, und es steht doch uur bei uns, aus unseren Flügeln aus Enge und Dunkel in die Freiheit, die Sonne, das Vergessen hinauszufliegen/"

Der Sinn ihrer Anspielung war nicht mißzuverstehen, doch der junge Rechtsanwalt blickte unwillkürlich aus eine ihm gegenüber besindliche Wanduhr, die gerade zum Schlage ausholte und versetzte:

„Ganz steht diese Freiheit doch nicht bei Iedem, Comtesse, z. B. bei einem Festungsgesangenen, dem es nicht wohl anstände, über der Annehmlichkeit des Augenblicks zu vergessen, daß die Gesetzesvorschrift ihm nm neun Uhr Abends die Rückkehr hinter sein Fenstergitter auserlegt." Er machte eine Bewegung, sich zu erheben, auch der Gouverneur sagte: „Wahrhastig, bereits neun Uhr, die Zeit ist heut' Abend auch wie ein Vogel geslogen," und stand aus, allein seine Tochter siel ihm in's Wort: „Mich däucht, es muß jederzeit in der Besugniß eines Gesetzgebers stehen, Mängel, welche die Praxis herausstellt, zu verbesseru. Außerdem erinnere ich mich eines lateinischen Sprichworts — ist's uicht so? — von der Gegenwart des Arztes: ?!«e — wie war's? — ?r«e8ente —"

„Meäie0 nil uoeet/" ergänzte Dankwart. „Doch der Arzt selbst wird der Behandlung, die er einmal angeordnet, nicht widersprechen."

Gras Wolkenstem nickte: „Ich hoste, daß Sie uns das Vergnügen machen,

morgen Abend Ihren Besuch zu wiederholen. Wir leben sehr einsam —"

Marie war an ihren Vater herangetreten, legte die Hand ans seinen Arm und wiederholte: „?r«e8eute iueäioo nil nooet — Du sagst ja, ich sei trank — ist es da nicht vorsichtiger, eine Arzuei heute zu nehmen, als morgen? Nur einen kleinen Schlastrunk noch!"

Sie hatte es launig gesprochen, doch unter dem leise zitternden Klang "ihrer Stimme lag es als sehnliche Bitte, nnd der Vater küßte hastig ihre Stirne:

„Wenn Du es wünschest, mein Kind —"

„Nein, wenn es Herrn Dankwart nicht zu viel wird. Aber mein Kommen vorhin hatte ihn unterbrochen — nur den Schluß der Sonate noch!"

Sie schritt sichtlich sreudig erregt wieder in das Nebenzimmer voraus, ordnete an den Lichtern des Flügels, und die Andern folgten nach. Gras Wolkenstem hatte an der Thür einen Moment 'gezögert und dann slüsternden Tones sich rasch an Dankwarts Ohr gebeugt: „Die Aerzte haben jeder Ausregung dringend widerrathen, die ihr das Abschlagen eines unschädlichen Wunsches verursachen könnte. Es ist im Gegentheil mein Kummer, daß sie sast nie um etwas bittet, darum — und im Uebrigen wirkt jedesmal die Musik selbst wie ein Arzt sür Tage lang heilsam aus ihren Zustand. So srohsinnig wie heut' Abend habe ich sie seit langer Zeit nicht —"

Er brach ab, da die Tochter sich wieder zu ihnen wendete, Dankwart entgegnete laut:

„Ia, die Musik ist eine alte Zauberin, vielleicht die älteste, welche die Menschheit mit ihrem goldtönigen Netze umgarnt hat. Ich mußte heut' Nachmittag eines Liedes zu ihrem Lobe gedenken, das ein englischer Dichter vor drei Iahrhunderten zu ihrem Preise gesungen und das ich, weil es mir besonders gesiel, srüher einmal so gut es ging mir verdeutscht —"

„Haben Sie es im Gedächtniß?" siel die junge Gräsin sragend ein. „Das zu vernehmen, würde mich auch ersreuen."

Ernst Dankwart sann, aus den Flügel gestützt, einige Seeunden nach. „Ich denke, daß ich es zusammenbringe." Und er reeitirte die Strophe, die er sich am Nachmittag vorgesprochen:

				„Wenn Kummer uns das Herz macht Kank			
				Und Schwermut!) trüb den Geist bedrückt,			
				Musik mit ihrem Silberklang			
				Ist's, die uns schnell dem Gram entrückt;			
				Aus ruhlos Leid, aus jede Wund'			
				Legt Balsam süß der Töne Mund."			
				„Das ist schön — denn es ist wahr," äußerte Marie laugsam. „Wie geht es sort? Ich höre es gern —"			
				Sie lauschte ausmerksam vorgebeugt in der Stellung, in der Dankwart sie zuerst gewahrt, er suhr sort:			
				Nold und Lud, I, 1, 3			
				„2ie ist's, die uns im Glück ersreut,			
				Vom Weh erlöst ein Irüb Gemüth,			
				Des Irrsinns Nacht vom Haupt zerstreut			
				Musik mit schmeichelnd süßem Lied —"			

Der Sprecher hielt mitten in der Strophe inne, denn zwei Armbewegungen seiner Zuhörer unterbrachen ihn. Marie von WolkensteinK lange schmale Hand hatte sich emporgehoben, wie sie es schon einmal am Tisch drüben gethan, und glitt langsam über die Stirn, als sei die herabnickende Haarlocke wieder dort, und gleichzeitig legte der Gouverneur seine Hand plotzlich aus die Schulter des jungen Mannes und sagte:

„Verzeihen Sie — es ist mir um des Wärters willen, dem ich Austrag gegeben — wenn Sie uns noch das Vergnügen machen wollen, den Schluß des Musikstückes — ich werde morgen meine Anordnung anders treffen."

Dankwart setzte sich mit einiger Verwunderung, doch bereitwillig an den Flügel, leitete die abgebrochene Sonate wieder ein und beendigte sie. Die Lichter mochten von der Hand des Mädchens vorhin etwas anders als im Beginn gestellt worden sein, denn sie warsen keine Blendung mehr über das Oelbild zur Rechten, so daß der Ausblickende es jetzt deutlich unterschied, und die Aehulichkeit dasselbe zweisellos als die Mutter der jungen Gräsin ergab. 6s war das nämliche, seine, blasse Gesicht, vielleicht um ein Jahrzehnt älter; offenbar hatte die Hand des Malers sich Mühe gegeben, es möglichst zu beleben, doch es war ihm nicht erreichbar gewesen, eine eigenthümlich vor sich hinansblickende Reglosigkeit der Angen völlig zu überwinden, welche in Verbindung mit dem die Stirn umziehenden leichten grünen Rankenkranz das Bild sast wie das eines schönen TodtenantlitM erscheinen ließ, Dankwart beeilte sich, um nicht eine nochmalige Mahnung seines Wirthes zu veranlassen, zum Ende zu gelangen, und stand, den Flügel schließend, aus. Der Gouverneur erleichterte ihm den Fortgang, indem er aus ihn zutrat, ihm die Hand reichte und unverkennbar ausrichtigsten Tones beisügte: „Ich danke Ihnen von Herzen. Also aus Wiedersehen morgen Abend!"

Die Tochter hatte sich in einem Sessel zurückgelehnt, schwieg und schien nichts von der Verabschiedung des Gastes zu bemerken. Dann sah sie sast mit erschrecktem Ausdruck aus, trat rasch einige Schritte vor, hielt jedoch ebenso plötzlich inne und begrüßte den Fortgehenden wortlos mit derselben leichten Stirnneigung wie bei ihrem Eintritt, so daß er das Gesühl mit sich hinaus in die Sternennacht nahm, als habe er einen kurzen Pygmaliontraum durchlebt, in welchem unter seinen Augen eine Marmorstatue zum Leben erwacht sei, nm den Blick des Auges und den Ton der Stimme, Gestalt und Regung wieder in Starre des Steinbildes untergehen zu lassen. Nr. 7 nahm ihn draußen in Empsang, hatte in der kühlen Nachtlnst gewartet, war mißgelaunt-wortkarg und doch neugierig zugleich, allein Dankwarts Stimmung nahm weder von dem Einen noch vom Andern Notiz, bis der Wärter die letzte Thür ausschließend brummte: „Der Herr Gouverneur hatte mir neun Uhr gesagt und ist der pünktlichste Herr, den es hier oben und unten in der Welt gibt. Wenu's nicht zutrisst, steckt allemal eine Frauensperson dazwischen, die sind sammt und anders von Haus aus — na, ja eben, von Haus aus, daher kommt's."

Er brummelte noch etwas Unverständliches weiter in den gelbweißen Zottelbart und sügte hinzu: „Soll ich Ihnen Licht bringen?"

„Sie vergessen, das wäre nach neun Uhr gegen die Vorschrift; ich danke Ihnen auch und brauche es nicht."

„Andere Leute vergessen die Vorschriften auch," versetzte der Alte, „und sür Nr. 23, scheint mir, wird's überhaupt bald gar keine mehr geben. Ich bin einmddreißig Iahr' hier oben, so etwas ist mir aber bis da noch nicht vorgekommen."

Er wollte gehen, Dankwart trat ihm an die Schwelle nach. „Sagen Sie — College — waren Sie bereits hier, als die Gemahlin des Herrn Gouverneurs starb?"

„Na, ich war allerdings schon hier, aber sie nicht —"

„So wissen Sie also nicht, wo und woran sie gestorben?"

Der Wärter sah mit seiner Laterne in der Hand einen Augenblick antwortlos aus den Fragenden.

„Man braucht nicht Alles selbst gesehen zu haben, um es genau genug zu wissen. Wo? Auch irgendwo hoch oben, im vierten Stock oder so — den Namen des Orts weiß ich nicht. Und gestorben ist sie — weil ihr die Lust ausging."

„Ich dachte es mir, an der Schwindsucht —"

„Ja wohl, das Leben schwaud ihr unter den Füßen weg, so hab' ich's gehört. Gute Nacht. Zuschließen ist wol auch nicht mehr Vorschrift?"

Der Wärter ging, sein Schlüsselbund verklirrte draußen im Flur, es ward todenstill. Ernst Dankwarts Lippen zogen sich zu einem lustigen Nachgruß zusammen, doch sie brachten keine Worte hervor und er trat schweigend durch den dunklen Raum an's Fenster. Die weite Welt drunten lag ruhig, nicht hell, allein auch nicht sinster; ein Halblicht ging darüber, dessen Ursprung sich verbarg. Erst als der Hinausblickende den Kops möglichst zur Seite bückte, entdeckte er linkshin erstes Mondviertel, das als schmale Sichel im wolkenlosen Himmel schwamm.

Er überdachte die letzten Stunden, aber dazwischen drängte sich ihm immer ein Etwas, das die angesponneuen Gedankensäden durchkreuzte, und doch wußte er nicht was, vermochte es sich nicht klar herauszuwickeln, obwol er lange gegrübelt haben mußte, denn er nahm zu seinem Erstaunen wahr, daß die kleine Mondsichel hoch am Zenith ihm gerade gegenüber stand. Nun kleidete er sich aus, legte sich zu Bett und schlies ein, oder glaubte wenigstens es zu thun. Aber plötzlich sand er sich mit offenen Augen und zugleich Das, was er vergeblich gesucht hatte. Es war etwas höchst Unbedeutendes, nichts als eine eigentlich lächerliche Frage, dennoch erkannte er jetzt deutlich, daß sie es gewesen, die ihn immer in seinem Umherdenken gestört. Weshalb er die mürrische Laune von Nr. 7 heut' Abend nicht nach seiner sonstigen Weise ausgebeutet, um seinen Spaß daran zu haben? Ia, weshalb nicht, sragte er sich jetzt und wußte keine Antwort und lag wieder und grübelte nun über diese Frage. Endlich murmelte er: „Dummes Zeug — vermuthlich weil ich nicht lachlustig gewesen bin," drehte sich aus die andere Seite und schlies jetzt wirklich.

Doch auch der andere Morgen und der ganze Tag betrasen den jungen Gesangenen in keiner spaßhasten Laune. Dagegen ließ eine unruhige Stimmng ihn von seiner Festungsreiheit ausgiebigsten Gebrauch machen. Er wanderte überall umher, hielt sich besonders indeß in der Richtung des Commandanturgebaudes, das er sich, wo eine Annäherungsmöglichkeit war, so genau von allen Seiten betrachtete, als ob er zum militärischen Geniecorps gehöre und als Festungsarbeit eine topographische Ausnahme desselben zu bewerkstelligen habe. Es zeigte sich nicht leicht, bei den mehrsach geschlossenen Zugängen die Durcheinanderschiebungen von Mauern, Dächern und Giebeln zu entwirren, allein allmälig arbeitete der Beschauer sich eine einigermäßen deutliche Vorstellung des Ganzen heraus. Das Haus mit seinem Zubehör war aus einem Felsen errichtet; der nach Süden mit senkrechter Wand in die Tiese siel; bis an diese zog sich aus der Platsorm der Garten, weit größer, als das östliche Gittersenster des Gesängnisses ihn vermuthen ließ und offenbar schon aus alter Zeit angelegt, da stellenweise dichtes Gebüsch und ziemlich hohe Bäume Schatten darüber ausbreiteten. Zugänglich schien die ganze Felsenerhöhung nur aus dem einzigen Wege des Treppenausgangs, über den Dankwart gestern Abend emporgesührt worden. So bildete die Commandantur gleichsam noch eine zweite Festung über der ersten, die sich in ihrem alterthümlichen Stil und der halbbogenartigen grünen Umrahmung, besonders von drunten gesehen, höchst romantisch ausnehmen mußte.

Trotz dieses architektonischen Reizes blickte der Umherwandelnde jedoch von Stunde zu Stunde häusiger aus seine Uhr und stellte sich, als sürchte er auch nur das kleinste Bruchtheil seiner Mittagsmahlzeit zu verpassen, aus die sestgesetzte Minute zu dieser ein, bethätigte indeß den danach zu vermuthenden Eiser an den Speisen keineswegs, sondern schien mit der nämlichen Ungeduld das Wiederabtragen derselben zu erwarten. Als dies kaum geschehen, setzte er sich an's Spinet und begann zu spielen, doch dies ebensalls in einer halb gedankenabwesenden, unruhigen Weise, welche das Gleichniß von dem zum Ausslug ansetzenden Vogel jetzt aus ihu anwenden ließ, und plötzlich emporspringend erkletterte er den Stuhl in der Fensterecke nnd nahm hastig-gewandt die ihm schon vertraute Stellung ein.

Die Nachmittagssonue war da, übergoldete den Laubeneingang, und in ihm stand Marie von Wolkenstein, weiß, unbeweglich, lauschend — so wie sie ihm am Abend wieder entgegentrat, als Nr. 7 ihn den gestrigen Weg in's Festungsschloß hinaus geleitet und er in dem großen dunklen Raum Alles wie am Tage zuvor sür seinen Empsang vorbereitet angetroffen. Der Gouverneur begrüßte ihn aus's Freundlichste und Freudigste, die junge Gräsin gewann bald noch größere Heiterkeit als gestern, so daß selbst ein leichter rosiger Schimmer über ihre Wangen herausstoß. Auch Gras Wolkenstein nahm es heut' als selbstverständlich an, daß der Gast sich an dem abendlichen Tische theiligte, und der Schlag der neunten Stunde ging vorüber, ohne daß ein Ohr daraus hörte, ein Blick sich zu dem Zeiger emporwande. Marie holte nach der Mahlzeit aus einer alten, schöngeschnitten Holztruhe Noten hervor, suchte darunter und sragte Dankwart, ob er dieselben kenne. Er bejahte und ward sich dann erst bewußt, daß er nicht aus die Titel, sondern nur aus die seinen, schmalen Finger gesehen, welche die Blätter umschlugen. Sie gehörten keiner Kinderhand an, waren eher langgestreckt, die Linke mit einem einzigen kleinen Saphir in alterthümlicher, aus goldenen Sternchen zusammengesetzter Ringsassung geschmückt. Eine medicinische Erinnerung aus seiner Studentenzeit durchlies Dankwarts Gedächtniß, daß die Nägel von Schwindsüchtigen an der Spitze umgebogen seien, und er hestete den Blick bewußter aus die Endglieder der Finger, doch an den rosenblattähnlichen Nägeln wies nicht die leiseste Biegung aus den gefährdeten Gesundheitszustand des Mädchens hin. Sie war beglückt, da sich jetzt herausstellte, daß er nicht nur zu spielen, sondern auch eine große Anzahl ihrer Lieder zu singen vermochte; seine Stimme war krastvoll und wohltönend, aus deu Oberst wirkte offenbar Gesang mehr als Musik, denn er sprach ohne Nöthigung ebensalls regen Beisall aus. Dankwart mußte sich gewaltsam losreißen, sich sagen, es sei seine Pflicht, selbst auszubrechen, da den Hörern kein Gedanke an die Zeit kam. Er verabschiedete sich und es erschien ihm auch das beinahe als selbstverständlich, daß die junge Gräsin als letztes Wort äußerte, er müsse morgen mit dem Liede beginnen, zu dem er heute nicht mehr gelangt sei.

War es Zauberei, oder hatte die kleine Mondsichel sich wirklich aus natürlichem Wege und mit vorgeschriebener Zeitinnehaltung zu der Vollscheibe verwandelt, die Ernst Dankwarts Zimmer mit silbernen Gitterbändern durchzog, als er wieder einmal in dasselbe zurückkehrte? Er rechnete — war es möglich, daß die Tage so geslogen? — und er lächelte, es könne doch nicht anders sein. Es trieb ihn, seinen Stand in der Fensterecke auch jetzt einmal einzunehmen; die kleine Laube droben war leer und leblos, aber aus der Steinbrüstung davor lag der Mondenglanz sast tageshell, und vor den Augen des Ausschauenden stand die weiße Gestalt dennoch beinahe ebenso leibhast da, wie sie sich allnachmittäglich im Sonuenlicht von dem grünen Weingerank abhob. Es hatte etwas Reizvolles, Besonderes sür ihn, daß er sie derartig an jedem Tage doppelt sah, einmal ohne daß sie eine Ahnung davon besaß, denn ihr Blick sprach deutlich aus, daß sie nichts von ihm gewahre. Sollte er ihr mittheilen, wie er sie zuerst gesehen und ihr Interesse au der Musik entdeckt? Die Gegenwart des Vaters nnd Festungscommandanten, meinte er, habe ihn davon abgehalten, doch am letzten Abend war der Gouverneur längere Zeit abwesend und es hatte ihm aus der Zunge geschwebt. Allein eh' er es ausgesprochen, kam es ihm wunderlich, als stehe er im Begriff, ein Geheimniß zu offenbaren, das nicht ihm angehöre, nnd er schwieg,

Nun war es wieder Abend nnd er trat in das bekannte Zimmer der Commandantur ein nnd Marie besand sich schon dort, doch allein, und kam ihm entgegen. Ihre Hand mit dem blauzitternden Edelstein hob sich halb empor und siel langsam wieder zurück; sie sagte nichts und Beide standen sich einige Augenblicke sast wie wortverlegen gegenüber. Zum ersten Mal; sonst hatte ihre Anrede ihn stets sogleich aus das gemeinsame Interesse gelenkt und an den Flügel gezogen; heut', da sie stumm blieb, mußte er den Ansang machen, und that es mit der Frage:

„Soll ich das letzte Lied von gestern noch einmal singen, das Ihrem Herrn Vater so wohl gesiel?"

„Nein" — ihr Arm machte eine andeutende Bewegung, als wolle sie ihn vom Flügel zurückhalten. „Nein — mein Vater ist drüben in seinem Zimmer — ziemlich weit —"

„Doch er hört es muthmaßlich, wenn ich ansange, und kommt dann vielleicht."

„Nein — wenn er es nicht hörte — es würde ihm leid sein. Singen Sie es, wenn er kommt; ich glaube, er ist beschäftigt."

Sie sprach schnell, doch ihre Stimme klang etwas unsicher; es war Dankwart sast, als verberge sich das Gegentheil von dem, was die Worte besagt, darunter, als habe sie ausgedrückt, der Oberst werde kommen, sobald er den Gesang höre. Und Beide schwiegen wieder, im Nebenzimmer tickte eine Uhr, dann sah die junge Gräsin mit plötzlichem Augenausschlag Ernst Dankwart in's Gesicht und sprach:

„Töne sind schön, doch mich dünkt, Worte können es ebenso sein. Wenigstens glaube ich's, obwol ich nicht viel gelesen; ich durste es nie. Sind Sie nicht auch ein Freund der Dichtung, wie der Musik? Am ersten Abend sprachen Sie uns von einem Liede zum Lobe der Musik, aber Sie brachen ab und blieben uns den Schluß schuldig. Mein Vater trug wol eigentlich die Schuld, er ist so ängstlich. Bitte, erinnern Sie sich — ich habe manchmal nachgedacht, doch ich kam nicht weiter, als:

Sie ist's, die uns im Glück ersreut,
Vom Weh erlöst ein trüb Gemüth —"

Sie hielt inne und blickte Dankwart bittend erwartungsvoll an, er vollendete die Strophe:

„Des Irrsinns Nocht vom Haupt zerstreut
Musik mit schmeichelnd sichern Lied,
Die Sinne all', die wir empah'n,
Sind ihrem Zauber unterthan."

„Ja, alle — ist die Musik nicht sür sie, was die Sonne sür die Blumen ist? Und das, sürchtete mein Vater, könne mir schaden? Warum?" Eine schöne Farbe des Lebens war ihr über Stirn und Wangen ausgeblüht, ihre Augen leuchteten mit sternartigem Doppelglanz, und der blaue Stein legte sich mit rascherer Bewegung aus die Brust, unwillkürlich andeutend, daß auch dort etwas dem Zauber unterthan sei, von dem das Lied gesprochen. Dann lächelte ihr Mund: „Nur Eines verstehe ich nicht darin; was ist Irrsinn?"

Der Gesragte stotterte; alle seine Sinne waren einem anderen Zauber unterthan, der ihnen Klarheit und Besinnung nahm, und er versetzte erröthend:

„Wie meinten Sie, Comtesse?"

Nun schüttelte sie den Kops. „Das Wort klingt mir wie eine Tissonanz im Ohr, und mein Gesühl sagt mir, daß es auch in keiner Tichtung eine Stelle sinden könnte."

„Doch wie sollte ich Sie sonst benennen —?" Fast unbewußt war es ihm entflohen; sie antwortete nicht aus seine Frage, sondern sprach nur, wie laut gedacht, vor sich hin:

„Bei den Andern siel's mir nicht aus, wie häßlich es klingt. Mein Vater heißt mich Marietta, aber ich bin doch eine Deutsche und sinde Marie hübscher."

Es war Ernst Dankwart, als ob er im Traum höre und spreche mit der wundersamen plötzlichen Aneignung des Sonderbarsten, die nur ein Tranm verleiht.

„Als ich Sie zuerst sah," entgegnete er halblaut, „dachte ich mir stür Sie den Namen Imogeu —"
„Den kenne ich nicht."

„Nein, er war auch nicht deutsch und paßte nicht. Aber dann —"
Er stockte, und sie srug: „Aber dann?"
„Kam mir ein anderer, besserer."
„Und der war?"

Der blaue Stein, der noch aus der nämlichen Stelle des weißen Gewandes ruhte, zog schnellere, slimmernde Lichter als zuvor; Dankwart versetzte:

„Kätchen —"

Er wollte den Ursprung des Namens hinzustügen, allein die junge Gräsin kam ihm zuvor, denn sie siel ein:

„Das war sreundlich von Ihnen gedacht; den Namen kenne ich aus dem Kätchen von Heilbronn. Haben Sie es auch so gern? Ich weih nicht, ob ich es lesen durste, aber ich hab's gethan, und zehnmal wieder."

Er wußte nicht, was sie beabsichtigte, sie wandte sich rasch einem der hohen Bücherschränke an der Wand zu, tauchte im Halbdunkel ohne zu suchen die Hand hinein und kam mit einem Buche zurück, das sie eilig ausschlug. „Hier, das ist am Lieblichsten — warm wie Frühlingssonne. O bitte, lesen Sie es laut" — und sie reichte ihm das Buch.

Sie setzte sich in den Sessel, aus den sein Arm sich stützte, verwirrt wars er den Blick über die ausgeschlagene Seite. Sie begann mit der Seene, in der Kätchen unter dem Hollunderbaum schläst und der Gras von Strahl ihrer ansichtig wird. Und es war Ernst Dankwart noch immer, als ob er auch im Traum läse:

„Kittchen, schlässt Du?"
Nein, mein verehrter Herr.
„Und doch hast Du die Augenlider zu." —
Die Augenlider?

„Ja, und sest dünkt mich."
Ach, geh!

„Was, nicht? Du hättest die Augen aus?"
Groß aus, so weit ich kann, mein bester Herr —

Der Blick des Lesenden glitt stür einen Moment von dem Blatte ab aus seine Zuhörerin hinunter. Sie hatte den Kops zurückgelehnt und lag mit sest geschlossenen Lidern, als ob sie schlase. Als ob sie selbst das Kätchen sei — und immer wunderlicher wogten die Gedanken in Ernst Dankwarts Kops durcheinander, wie wenn er eine Doppelrolle darstelle, eine, die sein Mund lese, darin er als Gras von Strahl vor dem schlummernden Bürgermädchen kniee, und eine, welche beide Rollen in's Gegentheil verkehre, daß er, der Bürger, über die schlasende Grasentochter gebeugt dastehe. Die Buchstaben slimmerten ihm vor den Augen, er las mehr aus dem Gedächtniß als aus dem Buche weiter:

„Mein liebes Kätchen —"

Es war die Stelle, an welcher Gras Strahl die Hand des schlasenden Mädchens ersaßt, und wie suchend hob sich der Saphir langsam von dem weißen Kleide in die Höh', verharnte einige Augenblicke, gleichsam schwebend in der Lust und siel mit leisem Zucken wieder zurück.

Mein hoher Herr!
„Du bist mir «º1 recht gut?"
Gewiß, von Herzen.

„Aber ich — was meinst Du?
Ich nicht."
O Schelm!

„Was, Schelm! Ich hoff —"

O geh! —

Dankwart vermochte nicht mehr die Stimmen auseinanderzuhalten; er wußte nicht, wer sprach, ob der Gras »der das Mädchen, und vertauschte den Ton, daß die Worte des Einen aus dem Munde des Andern erklangen. Aber dabei überkam es ihn mit einer herzklopsenden, zitternden Bangniß und er las mit angstvoll nach Athem ringender Stimme sort:

„Was ^ sprich, was soll draus werden?"

Was draus soll werden? —

Ein Auszucken hob die Hand der Gräsin Marie wieder, die schmalen Finger überglitten die Stirn, dann schlug sie plötzlich die Augen aus, suhr erschreckt empor und stieß aus: „Himmel, der Gras!" und, wie das Kätchen von Heilbronn bei diesen Worten, machte ihre Hand eine mechanische Bewegung, als ob sie sich ihr Halstuch zurechtrücken und einen Hut aussetzen wolle. Ein Geräusch war aus dem Nebenzimmer herübergeklungen und ein Diener trat ein, ordnete etwas und ging wieder. Marie von Wolkenstem hatte einige Augenblicke abgewendet gestanden, drehte jetzt die Stirn und sagte:

„Die süße Sprache hat die Sonne selbst dem Dichter in's Herz hinabgezaubert, daß seine Lippen sie wiedergeben konnten, nicht wahr? Nur Eines hätte ich anders gemacht, als er — das Kätchen nicht am Schluß zur Kaisertochter werden, sondern das Kätchen von Heilbronn bleiben lassen."

„Aber würde dann" — der Antwortende wollte es nicht, doch ein Klang leiser Bitterkeit drang durch die Worte hindurch — „würde die Liebe allein mächtig genug gewesen sein, zu bewirken, daß aus dem Bürgermädchen die Gräsin von Strahl geworden?"

„Dann wäre sie nicht wahr gewesen — und Liebe muß ja, um schön zu sein, auch nicht immer so enden. Kommt die Sonne nicht eben so vom Himmel, wenn sie aury nur eine Morgenstunde lang Goldlicht und Wärme ausgießt, ohne daß ein langer Sommertag draus solgt? Haben Sie Dank — und, mich däucht, eher als ein Medaillon, das zur Kaisertochter erhebt, würde ich mir als Mitgist einer Fee einen Ring wünschen, der die Besitzerin, wenn sie ihn drehte, zu einem Kätchen von Heilbronn umwandelte —"

Ernst Dankwarts Blick ging unwillkürlich aus den blauen Stein nieder, der sich wieder zu ihm aushob, wieder kurze Weile zögernd wie in der Lust schwebte, dann streckte sich die Hand nach dem Buch, das er noch hielt, nahm es und trug es in den Schränk zurück. Er wollte aus ihre letzte Aeüßerung entgegenen, allein ihm kam kein geeignetes Wort und er wählte dasjenige, welches sich ihm zuerst ausgedrängt:

„Ich sinde die Wahl Ihres Vaters am glücklichsten. Marie ist noch schöner als Kätchen, ist der deutscheste Name, den ich kenne."

„Er war nicht meines Vaters Wahl; meine Mutter hieß ebenso."

„Wie Sie ihr in Allem ähnlich sind, Gräsin Marie."

Dankwart sah bei dem letzten Worte, als werde das Aussprechen desselben ihm dadurch erleichtert, zu dem Oelbilde aus; das Mädchen solgte dem Blick und nickte mit der Stirn. „Man sagt's — und ich glaub' es selbst."

Ging ein leichter Schatten über ihr Gesicht? Dankwart empsand plötzlich, daß ihm eine Unbedachtsamkeit entsahren sei und trachtete eilig, diese zu verbessern:

„In Gestalt und Zügen, meinte ich — vielleicht — ich denke es mir — auch im Wesen. Sonst — sreilich bin ich kein Arzt — aber die Besorgniß, die Ihr Vater hegt, scheint mir von zu ängstlicher Liebe eingeflößt, als daß ich sür Sie das Schicksal Ihrer Mutter —"

Er verwickelte sich und wußte nicht zu schließen, doch ihre Augen ruhten jetzt groß und reglos wie mit sonderbarer Spannung aus ihm, daß er die Nothwendigkeit eines verständlichen Abschlusses sühlte und unbehülslich erläuterte:

„Mir ist gesagt worden, au welcher langandauernden traurigen Krankheit Ihre Mutter —"

Marie von Wolkenstein verneinte langsam mit deni Kops. „Ich weiß es nicht, ich war ein Kind. Aber die Krankheit war kurz, däucht mich, und schmerzlos muß sie gewesen sein, denn meine Mutter lag ganz still — ohne einen Laut — da drunten — und ganz weiß, nur ein wenig roth an der Stirn -^ ich sehe sie noch —"

Sie hatte das Letzte mit immer leiser gedämpstem Ton geflüstert, und ihre Augen hatten sich noch mehr erweitert und, wie langsam herum. gezogen, sich Linie um Linie dem Fenster zugedreht. Und plötzlich stieß sie einen seltsamen Laut aus, Schreckenston und Hülserus zugleich:

„Haltet sie —!"
„Wen? Was?" Dankwart sragte es ebensalls erschreckt —

„Die weißen Hnnde! Sie wollen mich auch —" und sie lies mit vorgestreckter Hand gegen die beiden Marmorsphinxe. Auch Dankwart sah den rothen Sammet der Thürvorhänge sich bewegen, daß es ihm selbst einen Moment wieder visionhast vorkam, als sei die Regung von den beiden mythischen Statuen veranlaßt, doch gleichzeitig trat Gras Wolkenstein durch die Portieren, und es überlies Ernst Dankwart wundersam, halb mit verworrenen Gedanken und halb mit ebenso unklarer Empsindung, die sein Herz schneller schlagen ließ. Hatte sie die Annäherung des Vaters srüher vernommen und diese sie in Schreck, in eine Erregung versetzt, die sich bis zu einer Täuschung der Sinne gesteigert? War es der nämliche Grund gewesen, aus dem sie ihn bei seiner Ankunst abgehalten, nicht da« Lied zu singen, das dem Gouverneur gefallen, überhaupt bis dahin den Flügel nicht zu berühren«'

Ungestüm, räthselhast pochte es in seinen Schläsen; die junge Gräsin hatte die Stirn schweigend an die Brust des Vaters gedrückt, der sich zärtlich über sie beugte, ihr weiches Haar küßte und besorgt sragte:

„Friert es Dich, Marietta? Du bist blaß und zitterst. Es soll Feuer im Kamin —"

Er streckte die Hand nach dem Glockenzug, doch der Arm der Tochter hielt ihn zurück. „Nein — es war nur — gar nichts war es." Und das Gesicht langsam von seiner Brust ausrichtend, lächelte sie hinterdrein: „krlleiente meäieo uil noeot."

Den Blick, der diese Worte begleitete, vermochte Ernst Dankwart nicht mehr zu vergessen. Er hatte eine Sprache geredet, deren Wortlaut der Hörer nicht verstanden, die darum kein äußerer Sinn, nur ein geheimes wonniges Erbeben der Seele selbst zu deuten im Stande war. Nur mit Einem konnte er den Blick vergleichen — mit dem lieblich wechselnden Licht eines Sternes, der manchmal, wenn er des Nachts schlaslos hinansblickend an seinem Feustergitter stand, plötzlich eine Seeunde lang aus dem schweren Wolkengedränge hervorbrach nnd wieder in diese Nacht zurücksank. Denn die schönen Sommertage hatten sich verwandelt, stürmisches Sausen, Regenschauer und sast herbstliche Kälte war an ihre Stelle getreten. Unter dem grauen Himmel in Msse und Wind gewahrte der junge Gesangene' drunten die Landleute ihr gelbes Korn schneiden, in

Garben ausstellen und aus günstigere Tage sür die Einscheuerung harren. Manchmal, doch selten, kam ein Sonnenblick; dann regten zahlreiche Hände sich emsiger, und hochbeladene Wagen schwankten davon. Doch sast immer, ehe sie noch sür ihren Inhalt das sichere Dach erreicht, brauste ein neues schwarzes Wetter heraus und unterbrach wieder sür Tage, sür Wochen die Fortsetzung der Ernte. Mälig indeß lichteten sich dennoch die Garben, und eines Morgens war der Beschauer überrascht, denn sein Blick ging von droben über leere Felder, und die Bewegung einzelner Bänme zwischen ihren Gemarkungen redete heraus, drunten gehe der Wind über die Stoppeln, daß die knrz zurückgebliebenen Halmrohre wie eine riesenhaste Pans-Schalmei leise seuszend erklingen mochten. Es klang Ernst Dankwart im Ohr, als höre er ihr schwermüthiges Gesumme mit seiner verhallenden, rastlos wiederkehrenden Frage: „Wird ein Frühling zurückkommen?"

Manchmal, doch selten, kam ein Sonnenblick, aber wenn dies um nachmittägliche Stunde geschah, dann stand auch Marie von Wolkenstein droben an dem Eingang der kleinen Laube nnd horchte aus die Töne, die unter den Händen des Spielenden hervor zu ihr emporklangen. Ihre lauschende Haltung war die nämliche geblieben, aber ihre Erscheinung hatte sich verändert. Beinahe von Tag zu Tage mehr, in umgekehrter Weise, wie das grüne Weinlaub, in dessen Gerauke sich allgemach hie und da ein röthlich angehauchtes Blatt hineinzudrängen begann. Sie glich keiner Marmorstatue mehr, sondern einem von Malerhand in rosigem Morgenlicht des Lebens wiedergegebeuen Bilde; auch das weiße Kleid hatte sie abgelegt, trug statt dessen gemeiniglich ein Gewand von lichtblauer Farbe, und gleich dem Gesicht, das sich darüber hob, schien ihre Gestalt darunter sich mit überraschender Geschwindigkeit immer lebensvoller zu entsalten.

Doch, wie gesagt, sürhte der Umschlag der Witterung es mit sich, daß Dankwart sie nur dann und wann mehr ohne ihr Vorwissen am Nachmittag, sondern erst allabendlich in ihren häuslichen Räumen begrüßte. Er ward nicht mehr geholt, stellte sich selbstverständlich um die nämliche Stunde ein und besaß ein Recht aus die Empsindung, vollkommen als ein Zugehöriger des Hauses betrachtet zu werden. Der Gouverneur war unverkeunbar mit Dank gegen ihn ersüllt, sprach diesen ossen aus und daß er das sichtbare Gedeihen der Gesundheit seiner Tochter allein ihrer Freude au der Musik beimesse. Gesprächiger als srüher, sürhte er ostmals mit dem jungen Anwalt eingehende Unterhaltung über politische und soiale Fragen, in denen Beide in ihren Anschauungen zumeist übereinstimmten und Dankwart als Gegensatz nur das eine stets in gleicher Deutlichkeit verharrende Gefühl verblieb, daß sich unter aller Toleranz und menschlicher Güte des Grasen ein selten zu Tage tretendes, doch unerschütterliches persönliches Bewußtsein verberge, das an einer bestimmten Grenze überall eine unübersteigliche Scheidewand zwischen dem Vertreter des altaristokratischen Geschlechts und seinem scheinbar aus's Liebenswürdige gleichgestellten bürgerlichen Gaste bilde. Zuweilen glaubte er, wenn das Gespräch das Vorhandensein dieser Scheidewand verschleiert hervortreten ließ, etwas wie Unruhe aus dem Antlitz der jungen Gräsin zu bemerken, ein Schwanken, den Gegenstand tieser zu berühren und doch auch wieder von ihm abzulenken. Doch gewöhnlich sagte er sich bald nachher, daß er von einer Täuschung besangen gewesen, denn in den Augen Marie's lag gleich daraus stets wieder die glückliche Heiterkeit wie zuvor.

Das Eine hatte sich im Verlaus von Wocheu nicht wieder gesügt, daß er sie allein augetroffen. Zweisellos hatte das Interesse des Vaters sür die Mnsik zugleich mit dem sür seinen Gast zugenommen, so daß er diesen täglich selbst mit einer gewissen Ungeduld erwartete und durch ihn veranlaßt worden, das bisher gesührte einsame Leben auch nach andrer Richtung zu erweitern. Er sand Gesallen daran, jetzt ab und zu ebensalls einige Ossiziere und Beamte der Festungsbesatzung mit ihren Frauen und Töchtern einzuladen, und Dankwart begrüßte es bald sreudig, wenn er diesen vergrößerten Kreis antras, da er wahrnahm, daß ein solcher es ihm ermöglichte, leichter mit der Tochter des Hauses in ein Zwiegespräch zu gerathen, als in Gegenwart des Vaters allein, welche Marie zumeist nur schweifend in Anhörung des Spiels und Gesanges versenkt ließ. Nicht als ob ein Verhalten des Gouverneurs dazu Anlaß gegeben; dies brachte ostmals zum Ausdruck, daß er im gegebenen Falle die Tochter ohne jeglichen Gedanken mit dem Gaste sür den ganzen Abend allein gelassen haben würde. Sie war eines Tags sortgegangen, um im dunklen Nebenzimmer etwas zu suchen, und da sie länger ausblieb, hatte der Vater Dankwart gebeten, ihr nachzugehen und behilslich zu sein. Er sprang aus und eilte dem rothen Vorhang zu, doch zwischen den Sphinxen besiel ihn ein so tödtliches Herzklopsen, daß er sich aus eines der Marmorpostamente stützen mußte, und als der Gouverneur ihn sragte, weshalb er nicht hineintrete, erwiederte er stammelnd: „Ich glaube — mir scheint, die Comtesse hat es bereits gesunden und kommt zurück."

Gras Wolkenstem aber lachte: „Mir scheint, Ihre Hände sind kunstsertiger als Ihre Füße, junger Freund, und stehen mit ritterlicher Gewandtheit aus etwas gespanntem Fuße."

Wo war Ernst Dankwarts Lust an neckischer Laune und Spaßworten geblieben? Hatten diese kahlen Wände jemals sein srohliches Auslachen schallend zurückgeworfen? War er überhaupt derselbe Mensch, der an einem Iuliabend in diesen „Salon" eingezogen und als verdrossen-lustige Entgegnung aus die griechische Vierzeile an die Wand geschrieben hatte:

„Ich wollte nur, o Freund, daß Nr, 7 käme
Und sperrte Dich statt meiner wieder ein —?"

O um keinen Preis der Welt! Welchen Preis konnte die ganze Welt ihm sür seine Freiheit bieten? Der Einzige, der das Richtige getroffen, war eben Nr. 7, als sie gesagt: „'s ist hier am Allerbesten, Herr," und: „Wenn Sie erst lang genug hier sind, Herr, sagen Sie's vielleicht ebenso."

Ia, Ernst Dankwart war lang genug hier. Wie lange nach der Kalenderzeit? Er besaß keine Rechnung dafür, auch der Mond, der wie ein blasses Wolkchen am Mittagshimmel stand, gab ihm keinen Anhalt. War derselbe zum zweiten oder schon zum dritten Mal wiedergekommen, seitdem er in jener Nacht sich beim Schimmer der schmalen Sichel gesragt, weshalb er nicht über die mürrische Laune von Nr. 7 gelacht? Die öden Felder, die Pappeln, deren Laub zu slattern begann, sagten, es müsse wol zum dritten Mal sein. Aber gab es etwas Gleichgültigeres sür die Menschheit, als die Zahlen im Kalender?

Das regnerische Wetter hatte den Gesangenen tagsüber an sein Zimmer gebannt, doch auch jetzt, wo der Himmel wieder herbstlich heiter ward, nahm er seine srüheren Spaziergänge aus den Festungswällen nicht aus, sondern setzte seine seit Wochen angesangene Beschäftigung im Zimmer mit gleicher Rastlosigkeit sort. Trotzdem gedieh das Ergebniß derselben nicht weiter; es war eine Doppelthätigkeit, eine mit Feder und Papier, die andere aus den Tasten des Spinets. Allein da die erstere nicht vorrückte, machte auch die zweite, sichtlich im engsten Zusammenhange mit ihr, keine Fortschritte, Die Feder schrieb ans das Blatt, manchmal lang, und am nächsten Tage strich sie Alles wieder aus. Dann wars die Hand das Papier mit verurtheilten Versen in den Osen, denn es war schon morgenkühl geworden und ein knisterndes Feuer aecompagnirte den sruchtlosen Bemühungeu des Schreibers.

Endlich, nach Wochen ließ die Feder zum ersten Mal ein Blatt undurchstrichen, nnd der Urheber gab die schriststellerische Seite seiner Thätigkeit ans, um sich von jetzt au ausschließlich der andern zu widmen. Ebensalls tagelang; seine Unzufriedenheit vermochte sich hier nicht durch eine handgreisliche Vernichtung, sondern nur durch stillschweigende Verwersung und Neubeginn seines musikalischen Ausbaus zu äußern. Zuletzt drückte sein Gesicht auch nach dieser Richtung Besriedigung aus und er ging um die übliche Abendstunde mit dem Entschluß in das Haus des Gouverneurs hinüber, salls die Umstände dafür günstig seien, das Resultat seiner Arbeit dort mitzutheileu. Zum ersten Mal tras er die Gräsin Marie wieder allein, doch hierin mußte er nicht die erwünschte Gunst der Umstände ersüllt sehen, denn er redete nicht vou seinem Vorhaben, war still und wortarm, hub manchmal an, als ob er sprechen wolle und stockte wieder, sobald sich ihre Augen zu ihm ausschlugen. Erst als er draußen in der Ferne den Schritt des Gouverneurs vernahm, gewann er plötzlich Macht über seine Lippen und sagte hastig, daß er in letzter Zeit ein Gedicht eomponirt und beabsichtigt habe, es heut' Abend mitzutheilen. Marie von Wolkenstein sah ihn an, aber es lag keine Frage in ihrem Blick, weshalb der Ton seiner Worte diese Absicht sür heut' zurückgenommen, sondern sie erwiederte mit leiser Stimme, daß sie sür den nächsten Abend Besuch erwartete und daß er seinen Plan am Besten ausführen könne, wenn er sich einige Zeit vor der Gesellschaft — und der gewöhnlichen Stunde — einstelle. Ihr Gesicht hatte sich während des Sprechens vorgeneigt, so daß ihn ein leiser Anhauch ihres slüsternden Mundes berührte; die Thür öffnete sich, der Gouverneur trat ein, und es schien Dankwart eine unermeßliche, nicht eudende Zeit zwischen diesem Moment und dem Augenblick zu liegen, an dem er mit Beginn der Dämmerung des solgenden Tags in das Commandanturgebäude zurückkehrte. Marie stand allein am Fenster nnd blickte hinaus; sie schrak leicht bei seinem Gruß zusammen, sprach nicht, sondern schritt aus deu Sessel am Flügel zu und rückte ihn mit einer leichten Bewegung vor. Es lag etwas wie schweigende Aussührung einer vorher genau getrossenen Verabredung in ihrem Thun. „Soll ich Licht anzünden?" sragte sie, und er versetzte mit halb undeutlicher Stimme: „Ich danke — der Componist braucht es zur Beleuchtung seiner eigenen Fehler nicht." Sie erwiederte nichts, sondern lehnte sich hinter ihm in einen Sessel zurück, und seine Hand glitt über die Tasten. Eine Weile unsicher, wie die Uebung eines Schülers, dann wandelten die Töne sich nach und nach zu einer leisen, doch harmonisch-entsprechenden Begleitung, und er selbst sprach mehr dazu, als daß er sang:

„Ueber alle Du emporgehoben
Von des Schicksals liebevoll« Hand,
Schönes Traumbild, rosenlichtumwoben,
Ans der Brust geheimstem Märchenland —
In der Iugend, in der Nnmuth Reinen
Du die Allbesiegerin,
Der sich jedes Herz zu eigen
Gibt in seligstem Gewinn —
„Iungsrau mit dem Ntaienangesichte,
Das der Erde höchstes Glück verheißt,
Doch mit seines Auges süßem Lichte
Wie ein Stern der Erde schon entreißt —
Fürstin in der Liebe Reich zu werden,
Wollte Dir der Himmel leih'n —
Ach, was mußtest schon ans Erden
Eines Fürsten Kind Du sein!"

Spiel und Gesang hielten inne, in der Stille des dämmernden Raumes tönte das leise Krachen eines Sessels in den Fugen, es ward und blieb todenstill, nnd erst nach einer Weile sagte die Stimme der Gräsin Marie, als ob derselben erst jetzt das Verstummen der Töne und Worte zum Bewußtsein gekommen:

„Ist das Lied zu Ende?"

„Noch eine Strophe."

Er wartete aus eine Entgegnung; da sie nicht ersolgte, hub er mit kaum hörbarem Beben der Lippen wieder an:

„Ach, wie Reis ans junger Moienblüthe,
Glänzt die Krone, die Dein Haupt umreist,
Trauernd lischt die Sehnsucht im Gemüthe.
Schweigt das Herz, das nicht nach Sternen greist.
Aus der Liebe, aus des Lebens Reiche
Hebt Dein stolzer Ahneuschild
Dich hinweg als schöne Leiche,
Als ein blutlos Götterbild!"

Die Worte verhallten, die Finger irrten noch eine Zeitlang aus den Tasten sort, dann hoben sich unwillkürlich beide Hände Ernst Dankwarts empor, um sich mit hestiger Regung über seine Augen herabzulegen. Doch sie waren über ihr Ziel hinaus gegangen — er suhr plötzlich verwirrt in die Höh' — sie hatten sich um zwei warmblühende Wangen zusammengeschlossen; wie er aussah, stand Marie von Wolkenstem dicht vor ihm, die während des letzten Verhallens der Töne lautlos hinter seinen Sessel getreten war. Es war zu dunkel geworden, als daß er mehr als die Umrisse ihres Gesichtes unterscheiden konnte, und eine lange Minute hörte er nur sein eigenes Herz schlagen, bis ihre Stimme langsam sprach:

„Wenn ich eine Kritik ausüben soll, so sinde ich die Musik und das Gedicht schön, aber ich begreise nicht, wie der Dichter der ersten beiden Strophen sür die dritte keinen besseren Schluß zu sinden gewußt hat."

„Sie begreifen es nicht, Gräsin Marie?" stammelte der junge Mann. „Kann es nach den ersten einen anderen Schluß geben? Dichtet das Leben selbst anders?"

„Das Leben —? Dichtet denn das Leben allein?"

Helle Stimmen draußen aus dem Flur überklangen die in Wort und Ton gleich seltsame Frage, raschen Schrittes wandte die Tochter des Hauses sich zwischen den beiden Sphinxen hindurch in's Nebengemach, die Flurthür öffnete sich und ein junger weiblicher Mund sagte: „Es ist noch dunkel drinnen, wir kommen wol zu srüh." Bald trasen auch andere Gäste ein, und Marie kehrte zurück. Ihre Augen glänzten wie Thauperlen im Kelch einer lichten Blüthe, Dankwart brauchte dies Gleichniß ihr gegenüber, als er ein paar Worte mit ihr allein zu tauschen vermochte, doch sie lachte: „Dann muß wol die Sonne warm scheinen, daß der Reis zu Wasser

geworden. Vielleicht, weil morgen mein Geburtstag ist; Kinder sreuen sich ja daraus, und Freude steigt in die Augen hinaus."

Er konnte nicht ablassen, sie den Abend hindurch mit den übrigen Mädchen und Frauen zu vergleichen. Schöne Gestalten und Gesichter besanden sich unter ihnen, aber Marie von Wolkenstein erschien ihm trotzdem nicht als demselben Geschlecht angehörig. Der rothe Hauch ihrer Wangen strömte Dust des Lebens, der Wirklichkeit aus und doch leuchtete ihr ganzes Wesen wie die Glanzerscheinung eines aus ätherischen Stoffen zusammengeflossenen Traumbildes, das nur mit schwebender Sohle flüchtig den rauhen Boden der Erde berührte. Körperlich und geistig; auch ihre Worte und Gedanken, so sröhlich sie sich in das Gespräch der Anderen einmischten, besaßen etwas Traumhastes, als seien sie nur lächelnde, sreundliche Gäste in einem Kreise der Armuth, aus dem sie sich in jedem Augenblick aus unsichtbaren Cherubsflügeln in die Heimath ihres wunschlosen, Alles ersüllenden Himmels zurückzuschwingen vermöchten. Nur einmal kam es mit aushorchender Unruhe über die glänzenden Augen; einer der älteren Festungsbeamten theilte mit, daß er eine briesliche Mittheilung aus der Landeshauptstadt erhalten, in der erwähnt worden, die Untersuchungen der sogenannten „Demagogen-Commission" würden mit Nächstem abgeschlossen sein und es habe sich, wie man vernähme, herausgestellt, daß in der That eine große Anzahl der in Hast genommenen jungen Leute eigentlich ohne gesetzlichen Grund jahrelang ihrer Freiheit beraubt worden. Die Gesellschast beglückwünschte einstimmig Ernst Dankwart zu dieser ersreulichen Nachricht; es trat klar zu Tage, daß er aller Herz gewonnen, daß alle an günstiger Wendung seines Schicksals regen Antheil nahmen. Man trank aus sein Wohl, die Aussicht seiner Besreining erhöhte die Freudigkeit des Abends. Nur der Gouverneur sagte, sein Glas mit dem des jungen Gesangenen zusammenklingend: „Eigentlich thut's mir leid, wenn ich Ihnen auch die letzten unsichtbaren Handschellen abnehmen muß. Es steckt doch ein Stück von brauchbarem Nerkermeister in mir, dessen Ohr sich an das klirren von Ketten als an eine angenehme Musik ge wöhnt hat. und ich erinnere mich, daß ich in meiner Iugend ein Gedicht Lord Byrons gelesen, in welchem ein langjähriger Gesangener am Schlusse sagte: Mit einem Seuszer verließ ich mein Gesängniß. Chillon hieß dies, mir sällt's wieder ein; versprechen Sie mir, lieber Dankwart, mir Nachricht zu geben, ob Ihr Chillon beim Abschied auch etwas von Bedauern bei Ihnen hinterlassen haben wird."

Gras Wolkenstein streckte in seiner vornehm-sreundlichen Weise, doch mit größerer Herzlichkeit als je zuvor die Hand aus, und Ernst Dankwart saßte dieselbe, halb gedankenirr über den vernommenen Worten nachsinnend, und versetzte: „O gewiß — ich verspreche es ^- doch ich hoffe nicht — es wird nur ein Gerücht sein -^"

Er hielt verwirrt inne und trank hastig nacheinander einige Gläser Wein; die Gesellschast brach gewohnter Weise um ziemlich srühe Stunde aus, nachdem sie aus's Freudigste die Einladung des Gouverneurs, am nächsten Abend zur Feier des Geburtssestes seiner Tochter wiederzukehren, angenommen, Die Letztere hielt sich etwas seitwärts im Zimmer und sagte, als Dankwart sich von ihr verabschiedete, sröhlich:

„Ich bin ein unverschämtes Kind und bitte mir selbst ein Geburtstagsgeschenk aus."

„Und welches, das in der Macht eines Gesangenen stände?"

„Das er am Besten zu bieten vermag, wenn er wirklich ein Gesangener ist — daß er mir morgen noch einmal das Lied von heute singt. Die ersten beiden Strophen, ohne die dritte — nnd daß er der zweiten einen andern Schluß gibt."

„Woher sollte er ihn nehmen, Ma — Gräsin Marie?"

„Woher Dichter ihre Worte nehmen, denke ich ^ aus dem schönen Glück der Stunde und des Herzschlags —"

Andere Abschiednehmende traten herzu, Dankwart ging mit ihnen. Obwol der Kalender den letzten Septembertag verzeichnete, lag dranßen die Nacht mit köstlicher Wärme über dem Hos, der Herbst holte nach, was der Sommer wochenlang versäumt. Durch ein stilles Lämmergewirr weißer Wölkchen trat der Mond bald klarglänzend hervor, bald barg er sich halb hinter ihrem durchsichtigen Schleier zurück. Seine Scheibe war beinahe voll, und die Lichtsunken, die sie ausstreute, rieselten stießenden Silber

?i°id und Lud, I, I. 4

quellen gleich von allen Dachziegeln, Vorsprängen und Zinnen des alterthümlichen Festungsschlosses.

Auch durch das Gittersenster Ernst Dankwarts slutheten wieder die sast taghellen Streisbänder; er stand, in's kahle Gesild drunten hinunterblickend, doch vor seinen Augen lag es seltsam überwebt, weiße Nebel zogen sich phantastisch darüber hin, rissen manchmal slüchtig mit ganz, winziger Lücke auseinander, und dann schimmerte es nicht von gelben Stoppeln, sondern wie von maiengrüner Frühlingssaat zwischen ihnen heraus. Dazu wiederholten die Lippen des jungen Mannes ohne es zu wissen immersort halblaut einen Satz:

„Das heißt, ich soll vor den Andern kommen, wie heut — und das Herz soll einen andern Schluß bis dahin sinden —"

Das Herz? — Es klopfte so ungestüm, wie Frühjahrswind, der sausend über winterstarres Gebirg hereinbricht, als zweisle er nicht an seiner Wunderkrast, über Nacht alle Eis- und Schneelast, unter der die harrenden Blütenkeime stumm begraben lagen, mit zauberstarkem Munde sortzuschmelzen — und es überkam Dankwart plötzlich mit wundersam ahnendem Gesühl, daß er aus den Stuhl in der Fensternische empor slog, weil ihm träumte, weil er dachte — nein, weil er wußte — sie müsse da droben in diesem Augenblicke stehen —

Und sie that's, im weißen Mondglanz stand sie da, wie tagumslossen, nur ein Bildniß noch unsagbar traumhaster „aus der Brust geheimstem Märchenland", als im Sonnenlicht des Tages. Sie bewegte sich nicht, ihre Hand allein drehte unablässig den goldnen Sternring an ihrem Finger, daß nun der blaue Stein hell ausleuchtete und nun wieder verschwand. Lange, auch der ungesehene Zeuge stand reglos, nichts denkend und nichts wollend. Dann kam es ohne Besinnung über ihn, daß er, die Stimme gerade so weit dämpsend, um sie an ihr Ziel gelangen zu lassen, sein bis heut' bewahrtes Geheimniß verrieth und durch die Gitter des Fensters hinüberries: „Gute Nacht, Marie —"

Er sah, daß sie es gehört, doch sie schrak nicht zusammen, sie schlug nur die Augen aus, aber nicht in die Richtung seines Mundes, sondern als ob der Gruß irgendwoher aus der Lust, vom Himmel nieder an ihr Ohr gekommen, und mit der nämlichen halben Dämpfung der Stimme antwortete sie: „Gute Nacht, mein Herzschlag!" Und als ob sie nur aus jenen Gruß gewartet und gewußt, sie müsse ihn vernehmen, wandte sie sich, ging nnd verschwand im Strahlennetz des Mondlichts.

Der Morgen des ersten Oetober kam in der nämlichen Schönheit, wie der letzte Septemberabend geschlossen, Dankwart indeß ward des goldenen Glanzes draußen sich kaum bewußt. Er saß und schrieb von srüh an, eng und klein, Seite um Seite, keine Verse, sondern Brieszeilen, nur den Ansang machten zwei Verse:

„Fürstin in der Liebe Reich zu werden,
Wollte Dir der Himmel leih n —"

und die solgenden Seiten in ungebundener Sprache bildeten alsdann die Fortsetzung der abgebrochenen Strophe. So verging über dem Schreiben der Tag, denn srüher als in der Hochsommerzeit begann die oetoberliche Dämmerung; Dankwart saltete seine Blätter in Briessorm zusammen, verschloß sie und schrieb daraus: „An Marie." Dann sah er mit glühender Stirn aus die Uhr. Die erharnte Stunde war da, es bedurste keiner Hinwegtäuschung mehr; er erhob sich und trat an die Thür. Doch nach einigen Seeunden ließ seine Hand verwundet den Drücker sahren und er untersuchte das Schloß, soweit das schwindeude Licht es noch verstattete. Umsonst, die Thür war nicht zu öffnen, Nr. 7 mußte sie in GedankenZerstreuung am Nachmittag hinter sich abgeschlossen haben.

Oder vielleicht absichtlich, aus Aerger, weil der junge Gesangene sich nicht mehr wie in ansänglicher Weise aus die Redelust des Wärters eingelassen. Es schien sast wahrscheinlicher, daß dieser ihm dergestalt einen bewußten Possen gespielt. Jedensalls ließ sich gegenwärtig nichts thun, als Geduld zu erzwingen, bis der Alte kommen würde.

Ernst Dankwart harnte. — Wenn er überhaupt heut' Abeud nicht wiederkäme?

So würde der Gouverneur schließlich schicken, ohne Zweifel. Aber eine Stunde war bereits verronnen, tieses Dunkel lag rundum, vermuthlich war die Frist, in der die junge Gräsin sich allein besunden, schon vorüber.

Endlich tönte doch der bekannte schlarrende Tritt draußen, hielt an, ein Schlüssel klirrte und öffnete, Nr. 7 war sich mithin bewußt, die Thür geschlossen zu haben. Der Wärter sagte kurz: „Der Herr Gouverneur erwartet Sie", in einem Tone, der anders als sonst klang, und ebenso war es aussällig, daß er zum ersten Mal wieder seit Monaten den Gesangenen dis an die Thür der Commandantur geleitete. Doch alle Gedanken Ernst Dankwarts richteten sich voraus, ihm war nichts besremdlich, er sragte nichts, sondern schritt eilig wie von einer schwebenden Wolke getragen durch den sommerlinden köstlichen Nachtbeginn. Der Mond erhellte den Hosraum noch mit keinem directen Strahl, nur ein Ungewisses Lichtweben aus der Höhe herab deutete, daß er bereits am Horizont herausgestiegen. Aus dem Schloßflur leuchteten Kerzen, und Stimmendurcheinander scholl heraus; die Gesellschast war offenbar schon seit geraunter Zeit versammelt und der verspätete Gast trat in die hellen Zimmer ein. Sein erster Blick suchte die Tochter des Hauses, allein sie besand sich in keinem der in einander geössneten Räume; dann gewahrte er zunächst den Gouverneur und auch dieser richtete im nämlichen Moment die Augen aus ihn. Dankwart trat ihm zum Gruß entgegen, doch gleichzeitig wandte sich der Blick des Grasen mit einer sonderbaren Hast zur Seite, sein Fuß hob sich und er schritt rasch in ein Nebengemach, wo er sich mit einem der Gäste in eisriges Gespräch vertiefte. Hatte eine Ahnung, eine Vermuthung ihn berührt? Dankwart grubelte unwillkürlich darüber nach, doch der Ausdruck in den zur Seite weichenden Augen des Vaters war kein vornehm-abweisender, empörter, eher ein kummervoller gewesen, und außerdem ging aus der Aeuerung von Nr. 7 hervor, daß diese im Auftrag des Obersten gekommen, den Gesangenen zu holen. Doch jetzt ward der Letztere aus seinem Nachsinnen ausgerissen, denn Marie von Wolkenstein trat herein. Sie trug zum ersten Mal wieder ihr weißes Kleid, und war es dies, das ihr die entschwundene Aehnlichkeit mit einem Marmorbilde zurückverlieh, oder hatte auch ihr Gesicht die sreudigen Farben des Lebens verloren und hob sich weiß und reglos wie srüher über dem Statuengewaude? Noch etwas Anderes ließ Dankwart mechanisch die Augen emporschlagen und ihn plötzlich stärker denn je die Aehnlichkeit Marie's mit dem Bilde an der Wand erkennen. Ebenso wie dies trug sie ein leichtes Gerank aus dem braunen Scheitel, nur war das der Mutter grün und die Tochter hatte genommen, was die Herbstzeit bot, und ihren Kranz aus kleinen rothen Blättern des wilden Weins geflochten. Aber der unbedeutende Hauptschmuck reichte hin, die Gleichartigkeit beider Erscheinungen in wunderbarem Grade zu erhöhen.

Marie begrüßte die Anwesenden, sprach nnd erwiderte; Dankwart näherte sich ihr, sie entschwand jedoch stets, wenn er herankam, oder hielt sich in einem Kreis der Unterhaltung, in den sich einzumischen ihm widerstrebte. Erst nach längerer Zeit begegnete er ihr allein und wünschte ihr mit etwas unsicherer und sragend verwunderter Stimme zu ihrem Geburtsseste Glück. Sie schien vorübereilen zu wollen, drehte dann indeß die Stirn und versetzte: „So wollen wir auch einen so glücklichen Tag benutzen." Lächelnd, doch mit rothen Schläsen sagte er:

„Ich habe gethan, was das Festkind von mir verlangt," und er deutete leicht aus die Brnsttasche seines Rockes, „soll ich es Ihnen geben?"

„Morgen" — sie sah ihn groß und stumm an — „die Stunde hat Wellen, geben Sie es denen, die dasür ausrauschen. Aus den heutigen wollen wir schweben, glücklich sein. Sie wiegen uns nur einmal — wollen wir nicht mit ihnen tanzen?"

Ohne eine Antwort zu erwarten, eilte sie sort; Dankwart sah ihr erstaunt nach, er hatte nicht verstanden, was sie mit den letzten Worten gemeint. Doch bald gab sie selbst ihm unvermntheten Ausschluß. Er gewahrte sie neben ihrem Vater stehen nnd eisrig reden. Der Gouverneur schüttelte den Kops nnd entgegnete: „Nein, Marietta — bitte sonst was Dn willst — aber dies würde Dir schaden, Du bist blasser heut' als gewöhnlich,"

„Weil ich zu viel sitze," siel sie ein, „ich sühle mich so kräftig wie nie, grade Bewegung sehl't mir." Sie legte bittend die Hände zusammen. „Nur einmal ^ heut' an meinem Geburtstag — dann nie wieder!"

Gras Wolkenstem sagte uicht ja, doch wiederholte auch sein uein nicht, sie slog von ihm sort und ries Erust Dankwart sast wie einem bezahlten Künstler zu: „Wir wollen tanzeu! Spielen Sie! Rasch!"

Das laute Wort begegnete einstimmigem Beisall der jüngeren Gäste, der Ausgesordnete saß, ehe er noch seiner Ueberraschung mächtig geworden, am Flügel und hinter ihm drehten sich die jugendlichen Paare. Er sah sie nicht, hörte nur ihr Lachen, das Rauscheu ihrer Gewänder, das leise Auskrachen des Bodens. Als der erste Tanz beendet, blickte er sich sluchtig um, wer der Partner der Tochter des Hanses sei, allein sein Äuge saud sie nirgend-. So spielte er weiter, einmal, noch einmal — da gegen den Schluß schimmerte es ihm von rechts her in's Auge, wie schou einmal vor unendlicher Zeit, als ob die weißen Sphinx e sich bewegten, nnd wie er hastig die Wimper dorthin ausschlng, trat Marie aus dem Nebenzimmer durch den rotheu Sammetvorhang herein. Sie stand eine Minute wartend, bis die Musik verklang, dann sprach sie laut: „Es ist wol gerecht, daß Herr Dankwart nicht allein die Mühe hat und wir die Freude. Vermag Iemand sür deu nächsten Tanz an seine Stelle zu treten?"

Bereitwillig erbot sich ein junger Ossizier, dessen musikalische Besähigung so weit reichte, begann einen Walzer, nud nach wenigen Augenblicken kreisten auch um Erust Dankwart die Wände. Er wußte nicht, ob er Marie zum Tanz ausgesordert, oder sie ihn; ihm war, als habe selbstverständliche, unbeirrbare Naturkrast sie zusammen gezogen. Und während er ihr im Kreisen des Alls umher in die Äugen sah, tauchten Empsindungen, Gedanken sich ihm in's slüchtige Bewußtsein und wirbelten vorüber. Sie konnte bis jetzt nicht getanzt haben, denn ihr Antlitz war bleich wie zuvor, und er sühlte ihre Hand, an der er manchmal hinstreiste, kühl, wie wenn sie von draußen aus der Nachtlust gekommen. Zugleich empsand er, daß Marie von Wolkenstein uicht zu tauzen gelernt habe, daß er sie halten nnd leiten mußte. Sie bog sich wechselnd in mädchenhaster Scheu von ihm sort und lag daun schwaukend sür einen Moment sest au seiner Brust. Doch eine Erkenntniß pochte vor allen in seinen Schläsen: dieser Augenblick allein war der Zweck gewesen, weshalb sie slehentlich um das Iawort ihres Vaters gebeten, und ihm kam schreckhast die Erinnerung von gestern, daß er meinte, Alle umher müßten laut und verständlich sein Herz schlagen hören: „Wenn jetzt die Botschast einträse, ich sei srei — wenn sie in diese Stunde der Seligkeit hineinschläge wie ein Blitz des Todes —"

„Man kommt mit Zwangspaß hier heraus und mit Zwangspaß hinunter," hatte Nr. 7 gesagt. „Der Gesangene muß und der Freie muß —"

Allmällig särbten sich Mariens Wangen, und ihre Augen leuchteten. Unverkennbar lernte sie mit der Geschwindigkeit des Instinets, und die wachsende Sicherheit der Bewegung diente immer mehr zur Verminderung ihrer ansänglichen Scheu. Sie sprach nicht, sie wiegte sich nur in den Armen ihres Führers, manchmal mit sestgeschlossenen Lidern, dann schlug sie die Augen wie glänzende Thauperlen weit aus. Der junge Ossizier am

Flügel machte eine kurze Pause, und sie rasteten; doch auch während des Ruhens kam kein Laut über ihre Lippen. Ihre Brust ging schnell, aber ohne jegliche Athemnoth. „Sie täuschen sich Alle,“ dachte Dankwart, „diese Brust ist so gesund wie meine.“

Nun begann der Musiktakt wieder, mit einem raschen Ausblick streisten die Augen der jungen Gräsin die Zeiger der Wanduhr, welche beinahe die zehnte Stunde deuteten, und sie sagte hastigen Mundes: „Noch einmal —“

Um sie kreisten in lautem, selbstvergessenem Wirbel die sröhlichen Paare, doch schneller als alle umslogen sie einmal die Wände des Saales. Eine Seeunde lang sühlte Ernst Dankwart, wie von einem elektrischen Strom durchbebt, daß seine Tänzerin schwankte und unter der weißen Seide des Gewandes ihr Herz an dem seinen schlug. Ein Schauer überlies sie, ihr Mund hauchte: „Ich bin müde,“ und er sah undeutlich, nur in halber Besinnung, daß ihr Arm ihn leise zwischen den Sphinxen hindurch in den leeren Nebenraum zum Ausruhen mit sich leitete. Und dann sühlte er, daß ihre Hand die seinige sest umschloß: „Komm!“ und sie zog ihn nach sich.

Durch eine Thür, wortlos, lichtloseu Gang hinab, und mit hörbar athmender Brust durch eine schmale Psorte. Hinter ihnen hüpsten sern und serner die Takte der Musik und verklangen, in's Gesicht strich ihnen leiser, linder Nachthauch, säuselte im welken Laub einer Baumgruppe, und verschleiertes Halblicht des Vollmondes lag über den Rasenplätzen und Gebüschen des Gartens der Commandantur. Marie hatte die Hand ihres Begleiters nicht losgelassen, that es auch jetzt nicht, doch sie hielt im Schatten der Bäume an, legte die Lippen sest an Dankwarts Ohr und flüsterte in abgebrochenen Sätzen gleich dem Summen des Nachtwinds im Gezweig:

„Du mußt sort, slihen, heute noch, in der nächsten Minute. Ich habe Alles eingerichtet — gleich hier sällt vom Gartenrand der Fels senkrecht in die Tiese. Keine Schildwache sieht dorthin — man kommt nur durch unser Haus an die Stelle. Es sind hundert und zwanzig Fuß bis drunten — ich habe sie genau ausgemessen und das Tau ist sicher und reicht hinab. Komm! Wir dürfen keine Minute verlieren, daß man Dich nicht vermißt.“

Ernst Dankwart stammelte wie Einer, der gegen drückenden Angsttraum auskämpst: „Gräsin Marie — Sie sind — was thust Du, Mädchen? Weshalb? Um keinen Preis — nur um Dich allein! Ich will nicht srei werden, ewig gesungen sein — in Deinen Augen! Ich bleibe!“

Sie blickte hastig-surchtsam um sich. „Du weißt nicht — es ist Einer hinter Dir, der die Hand nach Dir ausstreckt. Eine kalte Hand, nicht wie meine heut'. Die Botschast ist heut' Nachmittag gekommen — sie haben Dich zum Tode verurtheilt — und morgen srüh muß mein Vater Dich ihnen ausliesern. Ich bat ihn, er möchte Dich noch einen Abend dem schönen, ahnungslosen Leben gönnen —“

„Zum Tode —?“ wiederholte er mechanisch, tonlos, und sie wiederholte angstvoll: „Wir dürfen keine Minute verlieren -^“

„Zum Tode! Sei's — lieber als von Dir!“

„Von mir? Ich gehe mit Dir!“

Sie zog ihn an siebernd brennender Hand weiter. „Du?“ sragte «r mit stockendem Herzschlag. „Du wolltest Deine Heimath, Deinen Vater «erlassen, um mit mir in die Fremde —? Ich kann nicht in deutschen Landen, vielleicht in Europa nicht bleiben —“

„Meine Heimath, meinen Vater, Alles um Dich! Nur eile!“

Ieder Gedanke der Zukunft war in seinem Kops erloschen, er ging wie in einem Rausch aller Sinne, kaum erkannte er, daß sie ihn in die kleine Weinlaube geführt, in der er sie zuerst unzählige Male ohne ihr Wissen gesehen. Dicht daneben, nach der andern Seite schoß die jähe Felswand in die Tiese, ein dickes Tauwerk, sorgsam durch eine Oessnnng der Steinbrüstung verschlungen, siel an ihr hinunter.

„So komm, Marie — Du Holde — Hohe — Herrliche! Ich nehme Dich aus meine Schultern — .Fürstin in der Liebe Reich zu werden^ —“

Doch nun hielt sie ihn am Eingang der Laube zurück. „Warte — noch einen Augenblick — der Mond tritt gerad' hinter eine Wolke —“

„Um so besser, sie verbirgt uns.“

„Nein — bis sie vorüber ist! Ich bitte Dich“

Es klang flehentlich, er mußte ihr solgen, that's ohne zu denken. Leise slimmerte im Wind das rothe Gerank aus ihrem Scheitel, sie zog den alten Ring von ihrem Finger, nahm auch seine andere Hand und besestigte den blauen Stein an ihr. „Er ist Dein — es war der Brautring meiner Mutter.“

„Deiner Mutter — wie Du ihr ähnlich bist heut' Abend, Marie! Wenn Dein Vater wüßte, daß der Ring, den er ihr einst gegeben —?“

Die junge Gräsin schüttelte mit plötzlicher sonderbarer Hast die Stirn. „Nicht er — ich weiß es — sie hatte ihn von einem Andern. Aber Andere wollten es nicht, und mein Vater kam, und sie mußte mit ihm gehen. Doch sie trug's nicht — wol lange Zeit — aber zuletzt nicht mehr, ward krank — und dann lag sie drunten, ganz weiß, nur ein, wenig roth an den Schläsen. Weißt Du, was die Leute sagten?“

„An der Schwindsucht, hörte ich, sei sie —“

Es rüttelte leicht, wie ein kühler Schauer der Oetobernacht durch Marie von Wolkensteins Glieder, und sie antwortete langsam, mit einem singenden Ton, dem Laut in Schlas versinkenden Vogels ähnlich: „Ich weiß es nicht. Die Leute sagten, sie habe sich ans dem Fenster gestürzt, denn sie sei irrsinnig geworden, nein, sei es gewesen von Iugend aus. Was ist das?“

Ihre Hand glitt über die Stirn, als nicke die Haarlocke draus herab, dann stieß sie aus: „Da ist er — nun komm!“

Glänzend trat der Vollmond aus der schwindenden Wolke hervor. Er zerstreute das ungewisse Weben des bisherigen Lichtes drunten über den herbstlichen Stoppeln, aber deutlicher denn je leuchteten diese vor Ernst Dankwarts Augen als wonnige, grüne Frühlingssaat heraus. Davor am Fuß des Felseukegels tauchte der Mond in die Wasser eines stillen Flusses und hob eine goldene Säule aus ihrem Spiegel empor, daß es den Blick täuschte, als flechte ein wirkliches Strahlenband Himmel und Erde zusammen. Fast geblendet streckte der junge Mann den Arm nach der Geliebten. „So komm —“ <

Gewandt hielten seine Füße schon das starke Tau umklammert und seine Hand bestrebte sich, vorsichtig dem Mädchen sichersten Stützpunkt aus seinen Schultern zu bereiten. Allein plötzlich umschlangen ihre Hände sest seinen Nacken, daß er beinahe aus seiner schwanken Stellung gestürzt wäre, wenn nicht sie jetzt ihn gehalten, und sie slüsterte: „Nur einen Herzschlag noch — nur einmal!“ und ihre Lippen schlossen sich zum ersten Mal mit selig.bebendem Kusse aus die seinen. Dann slog sie zurück — er sah nur wie betäubt das altvertrante weiße Marmorbild dicht über seinem Haupt, das mit den Händen vor sich hinaus griss und ries: „Das Tau ist sür uns Beide zu schwach, dies ist meines — ich bin noch vor Dir unten —“ Und ihr weißes Kleid neigte sich, ihre Arme schlossen sich nm das goldene Strahlenband zwischen Himmel und Erde zusammen, nnd wie an jenem niedergleitend, schwebte die leichte Gestalt an Ernst Dankwart vortüber. Es war nur ein Pulsschlag irrsinuigen Traumes, doch in diesem sah er deutlich den Kranz von herbstrothem Weinlanb, der leis' über braunem Scheitel slatternd, neben, unter ihm versank.

Dann war er selbst drunten, aus hartem Boden; ob das Tau ihn getragen, ob er gestürzt, er wußte es nicht. Er kniete aus dem Felsgrund, über ein weißes regloses Antlitz gebeugt, das wie Opal im Mondgeslimmer glänzte, nur an den Schläsen dunkelte ein wenig Roth.

Ernst Dankwart stieß einen ersten und einzigen Schrei aus: „Kätchen, schlässt Du?!“ Es griff Etwas gespenstisch aus seinem Herzen nach dem Hirn heraus und packte es, und er empsand, daß auch von seinen Lippen Irrsinn brach und laut und langsam in die geisterhaste Mondnacht hinaussprach:

„Aus der Liebe, aus des Lebens Reiche
Hebt Dein stolzer Ahnenschild
Dich hinweg als schöne Leiche,
Als ein blutlos Götterbild.“
ü- . «

Der Oetober ging zu Ende, doch aus dem atlantischen Meere lag wie in deutscher Hochsommerzeit goldwarme Nachmittagssoune und spiegelte in tausend Lichtsaulen aus den langgestreckten, leisdüneuden Wogen heraus, über die ein stattliches Schiss unter vollen Segeln westwärts dahin zog. Wenig Passagiere schien es an Bord zu sühren und aus dem vereinsamten Hinterdeck stand nur ein Einziger und blickte lauge unbeweglich zurück. Nichts als Himmel und Oeean ringsumher, endlich zog die Haud des stillen Meergastes von der Brust einen Bries hervor, die Nonne beleuchtete minutenlaug die Ausschrist desselben: „An Marie“ — dann hob sich langsam die Haud, au der ein blauer Edelstein helle Strahlen hinauswars, Ernst Dankwart sprach leise vor sich hin: „Gib ihn den Wellen, die dafür ausrauschen — gute Nacht, mein Herzschlag!“ und das Blatt schwebte aus die gläuzeuden Wasser nieder. Sie nahmen deu Bries, trugen, hoben und senkteu ihn; wie ein weißer Punkt eutschwand er in der silberuen Kielsurche des Schisses. So laug', als er sichtbar blieb, hastete der Blick des jungen Mannes unverwandt aus dem grüßenden Schimmer; daraus stieg er in den Kajütenraum hinab und schrieb einen anderen Bries. Manche Wochen vergingen, ehe dieser sein Ziel erreichte. Schnee lag aus deu Stoppeln um deu Felskegel der Festung, Schnee aus dem blätterlosen Gerank der Weinlaube im Garten der Commandantur droben, nnd wie Schnee so weiß lag es aus dem Scheitel des Grasen Wolkenstein, als er den Bries ausbrach und las:

„Ich versprach, Ihnen zu schreibeu, Herr Gouverneur, wie ich au mein Gesaugniß zurückdenken würde. Als ich's gelobte, war es kein Gesäugniß sür mich; jetzt ist die ganze Unermeßlichkeit der Welt mir dazu geworden. Ich deuke an Sie mit Schmerz, doch ohne Anklage sür Sie und sür mich. Die Zeit besitzt ihre Wellen, hat die Todte gesagt, und aus den Wellen dieser Zeit konnten wir lebend nicht glücklich sein. Vielleicht kommt eine bessere, welche die nusere nicht mehr begreisen, das Glück Anderer nicht mehr unter dem Reis solcher Maiennacht erstarren lassen wird. Nicht Ihre Tochter war der Besinnung beraubt; ob die ihres Hauptes sie verließ, ihr Herz erkannte und wählte klar das Einzige, was ihr blieb. Loch mich umwob Irrsinn, einen Augenblick namenloser Seligkeit hindurch zu hossen — — ich vermag Sie nicht zu trösten, Gras Wolkenstein, wie Sie nicht mich. Aber Sie vermögen mir auch Das nicht mehr zu nehmen, was mir geblieben, das Leben, das der Tod mir als Vermächtniß hinterlassen. So lange ich ihr Bild in mir trage, lebt sie noch in ihrer Schönheit sort, und drum will ich's; erst mit meinen Augen schließen die ihren sich sür immer, von meinen Sinnen erst nimmt der Tod aus ewig den Märchenklang ihrer Stimme. Ia, die Zeit besitzt Wellen, hat sie gesagt — und vielleicht rauschen bessere auch noch über die deutsche Heimath heraus, daß mein Leben doch noch sür das glücklose Vaterland Werth zu haben vermöchte, in dem heut' der Irrsinn mit

blutigen Händen nach Knabenthorheit, dem Nebeltraum jugendlich-begeisterten, redlichen Herzschlags greist.

„Seien Sie gerecht, Gras Wolkenstem, wie ich es bin, wie das große Unglück es von Menschen sordert, und gedenken Sie ohne Bitterkeit des Hasses

Ernst Dankwarts."

Nicht der Name des Letzteren, doch dieser selbst nimmt heut' eine der ersten Stellungen im neuen deutschen Reiche ein.

content-0020.jpg

Das Teben sür und durch Andere
»der
die Gesellschaft.
von
<div>Rudolph von Ehering.</div> <div>– ^ Göttingen. —</div>

lier Gegensatz des thierischen und menschlichen Daseins liegt beschlossen in der einen Frage: was ist das Thier dem Thiere, was der Mensch dem Menschen? Nicht was sie sind, sondern !was sie sich einander sind, scheidet Mensch und Thier. Das Thier ist dem Thiere wenig mehr als eine Beute, wenn es hungrig ist. Das Dasein des einen Individunms wird durch das andere, wenn wir von der Fortpslanzung und der Ernährung der jungen Brut absehen, gar nicht gesördert — ob hundert, tausend oder Millionen Thiere aus demselben Raum zusammenleben, weder das einzelne Thier, noch der Typus der Thierklasse wird dadurch veredelt, das Niveau des thierischen Lebens dadurch nicht gehoben. Die Gemeinschaft der Thiere ist, so weit unser Wissen reicht, sür das thierische Dasein völlig bedeutungslos, die Ersahrung des einen Thieres kommt dem andern nicht zu gute, das Thier macht sie nur sür sich, mit jedem neuen Thier beginnt ganz dasselbe Spiel von Neuem, um mit ihm wieder zu enden — resultatlos sür die Gattung.*)

content-0022.jpg

*) Für die Zeit der urkundlichen Geschichte ist der Fortschritt einer einzelnen Thierklasse in keiner Weise zu constntiren. Die Annahme einer Uebertragung gewisser anerzogener Eigenschaften bei einigen Thierarten von Seiten der Zoologen ist mir bekannt, kommt aber der obigen Behauptung gegenüber nicht in Betracht. Mag das Thier individuelle Eigenschaften vererben, Ersahrungen vererbt nur der Mensch —, unsere ganze Cnltur ist aber nichts als der Niederschlag von Ersahrungen,

Wenn ich also die obige Frage: was ist das Thier dem Thiere? noch einmal wiederhole, so antworte ich: nichts; aus die Frage dagegen: was ist der Mensch dem Menschen? antworte ich: alles — die Bedingung Mensch zu sein. Unsere ganze Cultur, unsere ganze Geschichte beruht aus der Verwerthnug des einzelnen menschlichen Daseins sür die Zwecke der Gesamtheit. Es gibt kein Menschenleben, das blos sür sich da wäre, jedes ist zugleich der Welt wegen da, jeder Mensch arbeitet an seiner, wenn auch uoch so engbegreuzteu Stelle mit an dem Culturzweck der Menschheit. Und wäre er der geringste Arbeiter, er theiligt sich an einer ihrer Ausgaben, und arbeitete er gar nicht, er arbeitet mit, indem er spricht, denn damit allein schon erhält er den überlieserten Sprachschatz lebendig und gibt ihu weiter. Ich kann mir kein Menschendasein denken, so arm, so elend, das nicht einem anderen Dasein zu gute käme; es gibt Fälle, wo selbst das Leben des Aermsten und Ungebildetsten sür die Welt die reichste Frncht getragen hat. Die Wiege des größten Mannes stand ost in der ärmsten Hütte; die Eltern, die ihm das Dasein gegeben, das Weib, das ihn gesäugt und geplegt, hat der Meuschheit eineu größeren Dienst geleistet als gar mancher König aus seinem Thron. Was kann ein Kind dem Kinde sein? Mehr als Eltern und Lehrer zusammengenommen. Im Zpiel mit seinen Genossen lernt das Kind sür das praktische Leben mitunter mehr nnd Besseres als aus den „Lehren der Weisheit und Tugend". Am Zpielball seines Kameraden, den es sich anzueignen versucht, macht es die erste praktische Bekanntschaft mit dem Eigethumsbegriss, nnd der abschreckende Eindruck der Untugenden seiner Kameraden predigt ihm die erste Moral.

Niemand ist sür sich allein da, so wenig wie durch sich allein, sondern Ieder ist, wie durch Andere, so zugleich sür Andere da, einerlei, ob mit oder ohne Absicht, Wie der Körper, der die Wärme, die er von außen ausgenommen, wieder ausstrahlen muß, so der Mensch das intelleetuelle oder ethische Fluidnm, das er in der Culturatmosphäre der Gesellschaft einathmet. Leben ist unausgesetztes Athmen: Ausnehmen und Zurückgeben von der Umgebung und an die Umgebung; das gilt gleichmäßig sür das physische wie sür das geistige Leben, Iedes Verhältuiß unseres menschlichen Lebens enthält ein solches „Für einander sein", die meisten ein gegenseitiges. Die Fran ist sür den Mann da, aber der Mann wiederum sür die Frau; die Eltern sind sür die Kinder, aber die Kinder auch sür die Eltern. Dienstboten und Herrschaft, Meister und Gesellen, der Arbeiter und der Arbeitgeber, Freund und Freund, die Gemeinde und ihre Mitglieder, der 3taat und seine Bürger, die Gesellschaft und der Einzelne, Volk und Volk, und das einzelne Volk und die Menschheit — wer nennt ein VerlMtniß, in dem nicht der Eine sür den Anderen und dieser wiederum sür ihn da wäre? Und ganz abgesehen von den dauernden Verhältnissen, welche die stehenden Formen unseres Lebens bilden, was wirkt der Mensch nicht selten durch sein bloßes Dasein, durch sein Beispiel, seine Persönlichkeit, selbst durch ein hingeworzenes Wort! Kurz, wohin ich meinen Blick wende, überall wiederholt sich dieselbe Erscheinung: Niemand ist sür sich allein da, Ieder ist zugleich sür Andere, sagen wir: sür die Welt da. Nur seine Welt nnd das Maß nnd die Dauer dieser Einwirkungen ist verschieden. Bei dem Einen endet die Welt mit seinem Hause, seinen Kindern, Freunden, Kunden, bei dem Andern dehnt sie sich aus über ein ganzes Volk, über die ganze Menschheit, Die Frncht des einen Daseins sür die Gesellschaft saßt sich zusammen in das Quantum Kartosseln, Röcke, Stiesel u. s. w., das der Mann ihr geliesert, die des anderen: des großen Dichters, Künstlers, Technikers, Gelehrten, Staatsmannes nimmt Dimensionen an, die wir vergebens zu ermessen versuchen, insbesondere wenn wir die Nachwirkungen desselben nach dem Tode in Anschlag bringen. Denn während bei dem gewöhnlichen Manu der Tod rasch die Spuren seines Daseins tilgt, entsaltet dasselbe bei der historischen Persönlichkeit erst nach dem Tode sich zu seiner ganzen Krast nnd Herrlichkeit, zu immer weiteren und reicheren Wirkungen, Der Geist des großen Mannes arbeitet noch mit an dem Culturzweck der Menschheit Jahrhunderte und Jahrtausende, nachdem seine Asche längst in alle Winde zerstreut ist. Homer, Plato, Aristoteles, Dante, Shakespeare — nnd wer nennt alle die Heroen des Geistes, der Kunst und Wissenschaft, von denen dasselbe gilt? — sie alle stehen noch heute mitteu unter uns in leben diger, ungeschwächter, ja gesteigerter Krast –^ sie haben gesnngeil, gedacht, gewirkt sür die ganze Menschheit.

Mit diesem Nachwirken eines Daseins, nachdem es selber geendet, berühren wir diejenige Form des Daseins sür Andere, aus welcher die Sicherung und der Fortschritt unserer gesammten Cultur beruht. Der juristische Ausdruck dafür ist die Erbschaft. Die Idee des Erbrechts ist: die Frucht unseres Daseins endet nicht mit uns selbst, sie kommt Anderen zu gute. Der Iurist kennt das Erbrecht mir, so weit es das Vermögen zum Gegenstande hat — Erbschaft bedeutet sür ihn mtr den ökonomischen Niederschlag der Person, die Summe ihres Lebens in Thalern und Groschen ausgedrückt — sür den Historiker und Philosophen dagegen erstreckt sich der Begriff der Erbschaft so weit wie die menschliche Cultur. Erbgang ist die Bedingung jedes menschlichen Fortschrittes, Erbgang im culturhistorischen Sinn bedeutet: der Nachsolger arbeitet mit den Ersahrungen, dem materiellen, geistigen, ethischen Capital seines Vorgängers; die Ausgabe beginnt bei ihm nicht immer wieder von Neuem, wie beim Thier, das stets aus das ansängliche Niveau herabsinkt, soudern der Nachsolger nimmt sie aus, wo der Vormaun sie gelassen. Die Geschichte ist das Erbrecht im Leben der Menschheit.

So sind es also zwei Richtungen, nach denen das „Für Andere sein., sich vollzieht: die Wirkungen unseres Daseins aus die Mitwelt und die ans die Nachwelt,

Das Maß beider gibt uns den Maßstab sür den Werth des menschlichen Daseins, sowol der Individuen wie der Völker. Der Werthbegriff ist bekanntlich ein relativer, er ist die Tauglichkeit eines Dinges sür irgend einen Zweck. In Anwendung aus das menschliche Leben bedeutet die Frage nach dem Werth: wie ist dasselbe der Menschheit zu gute gekommen? Darnach allein bemißt die Gesellschaft und die Geschichte den Werth desselben. Ein ziemlich sicheres Kriterinnm sür den Werth, den es ihm bei. legt, ist die Bekanntschaft des Namens. Unser Name in der Welt reicht regelmäßig so weit und dauert so lange wie unsere Bedeutung sür die Welt. Wenn der Name historischer Persönlichkeiten sortdauert, so ist das nur ein Beweis dafür, daß sie selber sür die Welt noch sortleben. Denn das Fortleben eines historischen Namens: der Ruhm, ist kein bloßer Tribut der Dankbarkeit, den die Welt zollt, sondern er ist nur der Ausdruck der sortdauernden Wirksamkeit seines Trägers. Wie groß Iemand an sich gewesen, ist der Welt völlig gleichgültig; sie sragt nur, und sie behält nur, was er ihr gewesen. Im Buch der Geschichte bedeutet Name, wie einst im römischen Hausbuch, einen Schuldposten suomen im doppelten Sinn); dem größten Genie, welches je gelebt, aber nichts sür die Welt gethau hat, wird im Schuldbuch der Geschichte nicht der kleinste Posten zu gute geschrieben. Daß die Bekanntschaft eines Namens ein Zeichen der Bedeutung seines Trägers ist, das gilt selbst sür die kleine und kleinste Welt des bürgerlichen Lebens; auch innerhalb ihrer erstreckt sich die Bekanntschaft eines Namens nur so weit, wie die Gesellschaft die Bedeutung seines Trägers sür sie empfindet; den Namen des Fabrikarbeiters kennen nur seine Genossen und Nachbarn, den des Fabrikherrn nennt die ganze Gegend.

So ist also ein geseierter Name ein Zeugniß nicht blos dafür, daß Iemand der Gesellschaft oder Welt etwas geworden ist, sondern zugleich dafür, daß dieselbe sich dessen auch bewußt geworden ist — es ist die Anerkennung ihrer Schuld durch Ausstellung eines Wechsels. Die Schuld existirte auch ohne den Wechsel — häusig sreilich blos in der Einbildung! — aber erst der Wechsel verleiht dem Anspruch den Charakter eines Werthpapiers von unbestreitbarer allgemeiner Geltung. Eben darum ist dasselbe sür den Inhaber vom höchsten Werth; nicht etwa blos wegen der Ehre und Anerkennung, sondern wegen der Sicherheit, die es ihm gibt, daß sein Leben sür die Menschheit nicht verloren gewesen ist. Die Gesellschaft ntersucht nicht, was ihn geleitet hat: ob das Streben der Menschheit zu nützen, ob Ehrgeiz und Ruhmsucht, sie hält sich lediglich an den Erfolg, nicht an das Motiv. Und sie thut wohl daran. Denn indem sie auch diejenigen krönt, denen es blos um die Prämie zu thun war, versichert sie sich damit auch ihrer sür ihre Zwecke; den Kranz, den sie ihnen reicht, kann ihnen nur derjenige mißgönnen, welcher dem Arbeiter den Lohn neidet — die Lorbeern sallen Niemandem in den Schooß, sie ersordern den Einsatz des ganzen Lebens.

Alles, was ich bisher von den Individuen gesagt habe, gilt ebenso von den Völkern. Auch sie sind nicht blos sür sich, sondern sür die übrigen Völker, sür die Menschheit da. Und auch bei ihnen beschränkt sich die Einwirkung, welche sie aus Andere ausüben, nicht blos aus ihre Lebenszeit, sondern je nach dem, was sie gewesen sind und geleistet haben, erstreckt sie sich aus die sernsten Zeiten. Die Kunst, Literatur und Philosophie der Griechen, das Recht der Römer bildet noch bis aus den heutigen Tag eine unerschöpsliche Quelle unserer Bildung. Die Muster des Schönen, Edlen, Gewaltigen, die sie uns in ihren Kunstwerken, Gedanken, Thaten, Männern hinterlassen haben, treiben aus empänglichem Boden noch täglich neue Frucht. Alle Culturvölker der Welt haben an unserer heutigen Cultur mitgearbeitet —; könnten wir dieselbe in ihre Elemente auslösen, bis in ihre ersten Ursprünge sie zurückversolgen, wir bekämen eine ganze Völkertasel und aus ihr Namen von Völkern, welche gänzlich der Vergessenheit anheimgesallen sind.

Um diese Ueberzeugung in uns zu begründen, dazu genügt schon der Stand der heutigen erst in den Ansängen zu einer Culturgeschichte der Menschheit begriffenen Forschung; der Zukunft wird aus diesem Gebiete noch eine große Ausbeute bevorstehen. Für unseren Zweck reicht das, was wir bis jetzt wissen, und was wir täglich vor Augen haben, vollkommen aus, um daraus die Behauptung zu gründen, daß der Satz: „Ieder ist sür die Welt da" sür die Völker ganz dieselbe Geltung hat wie sür die Individuen, und daß wir in ihm das oberste Culturgesetz der Geschichte besitzen. Die Culturentwicklung der Völker und der Menschheit bestimmt sich nach dem Maße, in dem sie den obigen Satz verwirklichen, nnd es bedars nur des Schlusses von dem, was die Geschichte thut, aus das, was sie will, nnd der Constatirung der Weise, wie sie das erreicht, was sie will, um in jenem Satz das oberste Gesetz aller geschichtlichen Entwicklung und in der Verwirklichung desselben die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erblicken. Bevor dieser Zweck nicht sür das ganze Menschengeschlecht verwirklicht ist, hat die Geschichte nicht erreicht, was sie will.

Die bisherige Aussühtung war daraus gerichtet, die thatsächliche Geltung dieses Gesetzes nachzuweisen; ich knüpse daran nunmehr die Frage nach der Form seiner Verwirklichung.

Ein Blick aus die uns umgebende Welt belehrt uns, daß diese Form doppelter Art ist: eine sreie und erzwungene. Ob ich meinen Kops oder meine Hände im Dienste sür die Gesellschaft verwenden will oder nicht, ist Sache meines sreien Beliebens. Dagegen wird der Militärpflichtige nicht gesragt, ob er dienen will. Ob und was ich von meinem Vermögen unter Lebenden oder im Testament an Andere abgeben will, hängt von mir ab; die Entrichtung der Steuern und Abgaben an die Gemeinde und den Staat, und die Hinterlassung des Pslichttheils an meine Kinder ist Sache des Zwanges. Die Sphäre des Zwanges sällt zusammen mit der des Rechts und Staats. Nicht sreilich in dem Sinn, als ob der Staat sämtliche Zwecke, die er versolgt, direct erzwänge — Kunst und Wissenschaft kann er nicht erzwingen, und doch zählt auch die Pslege beider zu den Zwecken des heutigen Staats — wol aber in dem Sinn, daß er wenigstens die Mittel, deren er sür sie bedars, durch Zwang ausbringt.

Von den sreiwilligen Handlungen, die wir sür Andere vornehmen, sind manche vom Standpunkte der Gesellschaft aus ohne alles oder wenigstens ohne erhebliches Interesse, andere dagegen sind ihr völlig unentbehrlich. Ob Iemand etwas sür seine Freunde thut, oder ob er zu irgend einer Colleete beisteuert, ist sür die Gesellschaft gleichgültig; aber daß ihr der Landmann Korn, der Bäcker Brod, der Schlächter Fleisch liesere, daß sie sür alle ihre Bedürfnisse und Zwecke stets Hände und Köpse sinde: Handwerker und Tagelöhner, Kausleute, Geistliche, Lehrer, Beamte, daran hat sie das allergrößte Interesse; die ganze Ordnung und Gewohnheit des Lebens hängt an dieser Voraussetzung. Welche Sicherheit besitzt sie, daß diese Voraussetzung sich stets verwirkliche? Es ist die Frage von der Organisation der Gesellschaft.

Der Begriff der Gesellschaft ist bekanntlich ein moderner. Obwol er sich schon bei den englischen Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts sindet, so ist doch sein allgemeiner Gebrauch bei uns in Deutschland noch ziemlich jung und zum wesentlichen Theil wol aus den Einsluß der soeialistischen Literatur der Franzosen zurückzuführen. Der Umstand, daß Ieder den Ausdruck gebraucht, während über die Begriffsbestimmung desselben nichts weniger als Einverständniß herrscht, beweist, daß ihm eine Anschauung zu Grunde liegen muß, deren unser heutiges Denken unabweislich bedars, und die sich nur noch erst zu ihrer vollen begrifflichen Klarheit durchzuarbeiten hat.

Eine Gesellschaft («Oietll8) im juristischen Sinn ist ein Verein mehrerer Personen, welche sich zur Versolgung eines gemeinsamen Zwecks verbunden haben, von denen daher jede, indem sie sür den Gesellschaftszweck thätig wird, zugleich sür sich handelt. Eine Gesellschaft in diesem juristischen Sinn setzt einen aus ihre Errichtung und Regelung gerichteten Vertrag, den Gesellschaftsvertrag voraus. Aber das Faktische der Gesellschaft: die Cooperation zu gemeinsamen Zwecken wiederholt sich im Leben auch ohne diese Form. Unser ganzes Leben, unser ganzer Verkehr ist in diesem saktischen, thatsächlichen Sinn eine Gesellschaft: ein Zusammenwirken sür gemeinsame Zwecke, bei dem Ieder, indem er sür Andere handelt, auch sür sich handelt, und die Anderen, indem sie dasselbe thun, es sür ihn thnn. Ans dieser gegenseitigen Förderung der Zwecke beruht meines Erachtens der Begriff der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist danach zu desiniren als die tatsächliche Organisation des Lebens sür und durch Andere und — weil der Einzelne das Beste, was er ist, nur durch Andere ist — darum zugleich als die unerläßliche Form des Lebens sür sich; sie ist also in Wirklichkeit die Form des menschlichen Lebens überhaupt, Menschliches und gesellschaftliches Leben sind gleichbedeutend. Das haben bereits die alten griechischen Philosophen vollkommen richtig erkannt; es gibt keinen Ausspruch, der die gesellschaftliche Bestimmung der Menschen kürzer und treffender wiedergäbe, als die Bezeichnung desselben als 5«c», nc>>|,rlrxol', d. h. gesellschaftliches Wesen. Die Stadt (710^3! d, i. das städtische Leben mit der unausgesetzten gegenseitigen Berührung und Frietion ist die Bedingung und die Erzeugerin jeglicher Cultur, nicht etwa blos der politischen, woran man bei dem griechischen Wort zunächst geneigt ist zu denken, sondern aller und jeder: der intelleetuellen, ethischen, ökonomischen, künstlerischen, kurz: der gesanunten Eutwicklung des Volks.

Drei Sätze gibt es, welche das ganze menschliche Dasein in sich schließen, die Bestimmung des Menschen erschöpsen, sie lauten:

Ieder ist sür sich da.

Jeder ist sür die Welt da.

Die Welt ist sür Ieden da. Sie enthalten die constitutiven Prineipien, die Grundgedanken, die höchsten Probleme der Gesellschast — alle Rechtssätze, alle unsere Einrichtungen weisen aus sie zurück. Aus dem ersten nnd dritten beruht der Begriss des Rechts im subjeetiven Sinn, aus dem zweiten der der Pslicht. Der erste deckt sich mit dem Recht der Persönlichkeit. „Jeder ist sür sich selbst da" heißt, der Mensch ist Selbstzweck, der juristische Ausdruck dasür aber ist Persou. Die Negation dieser Selbstbestimmung ist die Sklaverei, der Zustand des Menschen, in dem er blos sür Andere da ist. Der dritte Satz schließt das gesammte übrige Recht des Menschen außer der Persönlichkeit in sich; er umsaßt sämmtliche Beziehungen desselben zur Außenwelt: zu den Sachen (Eigenthum, Erbrecht), zu anderen Individuen (Familienrecht, Obligationenrecht), zu den Personeneinheiten (Vereine, Gemeinde, Staat, Kirche d. i. össentliches Recht). Mit jedem Recht, das ich in der Außenwelt in Anspruch nehme, ruse ich irgend einem Dinge oder Wesen zu: Du bist sür mich da. Der zweite Satz enthält den Pslichtbegriff; denn Pflicht ist die Bestimmung des Menschen sür die Zwecke Anderer. Spricht der Staat diese Bestimmung aus, so ist es die Rechtspslicht, spricht die Gesellschaft sie aus, die moralische, sittliche, sociale.

Diese Bestimmungsverhältnisse sind aber nicht so gestaltet, daß die einen blos das Recht, die andern blos die Pslicht zum Gegenstande hätten, sondern das Bestimmungsverhältniß ist regelmäßig ein gegenseitiges: Recht und Pflicht sind gemischt. Die Frau ist des Mannes, der Mann der Frau

Noid und Lttd. I, I. 5

wegen da, die Kinder der Eltern wegen, die Eltern der Kinder wegen, und es gibt kaum ein Recht, dem nicht eine Pslicht eorrespondirte; das Recht ist der Avers, die Pslicht der Revers. Dem Recht des Regenten entspricht seine Pflicht, dem Wahlrecht des Staatsbürgers die Wahlpflicht, und selbst das Recht der Persönlichkeit hat hinter sich die Pflicht — daraus beruht die Unsittlichkeit des Selbstmordes; denn dem Selbstmörder rust die Gesellschast zu: Dein Leben ist nicht blos sür Dich, sondern auch sür mich da. Diese Gegenseitigkeit des Bestimmungsverhältnisses gilt selbst sür das Eigenthum. Das Eigenthnm ist nicht blos sür mich, den Eigenthümer, da, sondern auch sür meine Kinder (Erbrecht), sür den Staat (Abgaben, Expropriation), sür meine Gläubiger (Exeeution), und sür mein Eigenthum sind wiederum Andere da, welche mitwirken, um den Zweck desselben zu erreichen, sei es aus Grund eines sreivillig von ihnen übernommenen, nach der Uebernahme aber vom Recht als erzwingbar anerkannten Dienstverhältnisses der Person oder Sache (Prädialservituten), sei es aus Grund des Gesetzes sz. B. Nachbarrecht).

Aus der Art und dem Maß, wie sich diese drei Sätze im Leben des Einzelnen, der Klassen der Gesellschast, eines ganzen Volkes zu einer gegebenen Zeit verwirklichen, sei es in Folge des sreien Entschlusses, sei es des Zwanges der vorhandenen historischen Verhältnisse, beruht vor Allem der unendliche Gegensatz in der Gestaltung des menschlichen Lebens. Ich verzichte aus die weitere, allerdings höchst sruchtbare, aber doch auch zugleich sehr leichte Durchsührung dieses Gedankens, wie die Art, in der das Individuum jene drei Sätze in seinem Leben verwirklicht, letzterem seinen charakteristischen Stempel ausdrückt, den Charakter des Menschen zum Ausdruck bringt, über den Werth seines Daseins sür ihn selber und die Gesellschast entscheidet und wie mithin auch die innere Besriedigung, welche dasselbe dem Subject gewährt, durch das Verhältniß und die Art, wie diese drei Postulate des sittlichen Daseins sich bei ihm verwirklichen, bedingt ist.

Die Rechtsphilosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts (das sog. Naturrecht) baute ihr ganzes Sustem aus den ersten der obigen Sätze: Jeder ist sür sich selbst da, oder, was dasselbe sagen will, lediglich aus den Gedanken des Selbstzweckes, der ausschließlichen Selbstbestimmung des Subjects. Staat und Recht galten ihr nur als ein Apparat zur Sicherung des in seiner Isolirung gedachten Individunms, ihr Zweck war lediglich ein negativer: den Uebergriss des Einen in die Freiheitssphäre des Anderen zu verhindern, eine Absperrung nach Art der Menagerie, um die wildeu Bestien zu trennen, damit sie sich nicht gegenseitig zerfleischen und auszehren. Die höchste Ausgabe der Philosophie des Rechts bestand damals darin, eine Formel zu sinden, um dieses ungesährliche Nebeneinanderexistiren, die Verträglichkeit der Freiheit des Einen mit der aller Anderen zu ermöglichen. Es war das System des ausschließlichen Individualismus im Recht, die Construetiou der ganzen sittlichen Welt vom Standpunkt des als isolirt gedachten, seinen ganzen Daseinszweck lediglich aus sich selbst beziehenden Individunms aus.

Eine Rechtsphilosophie, die, anstatt sich in dieser Weise von der wirklichen Welt zurückzuziehen, die wirkliche Welt begreifen will, gelangt mit Nothwendigkeit zum Begriff der Gesellschast. Denn wenn auch der erste der drei Sätze den Begriss der Gesellschast noch nicht postulirt, da wir uns ja, wenn es blos aus's Denken ankommt, den Einzelnen isolirt sür sich denken können, so ist mit den beiden anderen Sätzen der Begriff der Gesellschast nothwendig gegeben.

Erst die Gesellschast macht den Satz wahr: die Welt ist sür mich da, indem sie mir in der Gemeinschaft, die sie begründet, die Welt stellt, deren ich sür meine Zwecke bedars. Aber sie kann es nur mittelst der Antithese: Du bist sür die Welt da, sie hat an Dir ganz dasselbe Anrecht, wie Du an ihr. Das Maß, in dem der erste Satz sich im Leben des Einzelnen verwirklicht, ist gleichbedeutend mit dem, was man die gesellschaftliche Stellung nennt: Reichthum, Ehre, Macht, Einfluß; das Maß, in dem das Individuum den zweiten Satz in seinem Leben zur Wahrheit macht, bestimmt den Werth seines Daseins sür die Gesellschast, in weitester Ausdehnung sür die Menschheit. Spräche nicht die tägliche Ersahrung und die Geschichte der Meinung in grellster Weise Hohn, so möchte man glauben, daß die Herstellung des Gleichgewichts zwischen beiden Sätzen das Motiv und die Ausgabe einer jeden gesellschaftlichen Ordnung sein müsse; ob nicht eine serne Zukunft im Schooße trägt, was die bisherige Entwicklung der Dinge noch nicht zu zeitigen vermochte, wer will bei der kurzen Spanne Zeit, welche die Menschheit durchlebt hat, dies voraussagen?

Es ergibt sich hieraus, daß der Begriff der Gesellschast zum Theil mit dem des Staates zusammensällt. Aber auch nur zum Theil; so weit nämlich, als der Gesellschaftszweck zu seiner Realisirung der Vermittelung durch äußeren Zwang bedars. Dessen bedars er aber nur zum geringen Theil. Handel und Gewerbe, Ackerbau, Fabrikation und Industrie, Kunst und Wissenschaft, die Sitte des Hauses und des Lebens organisiren sich im Wesentlichen durch sich selbst. Der Staat mit seinem Recht greist nur hie und da ein, so weit es unerläßlich ist, um die Ordnung, die diese Zwecke sich selber gegeben haben, gegen Verletzung zu sichern; das Recht stellt, so zu sagen, nur das seste, eiserne Gerippe und den Eisenbeschlag, das übrige überläßt es ihnen selber.

Das also: die Wahrheit des Satzes: Jeder ist sür die Welt und die Welt ist sür Ieden da —, das ist die Gesellschast. Dies ist das Problem, das sie täglich löst. Es ist ein merkwürdiges Bild, das uns das Leben der Gesellschast vor Augen sührt. Rastlos, wie in einer gewaltigen Maschine, bewegen sich tausende von Rädern, Walzen, Federn, die einen in dieser, die andern in jener Richtung, scheinbar völlig unabhängig von einander, gleich als waren sie nur sür sich da, ja in seindseliger Stellung zu einander, als wollten sie sich gegenseitig vernichten — und doch wirken alle schließlich harmonisch zu einem Zweck zusammen, ein einziger Plan regiert das Ganze. Was zwingt die elementaren Kräfte der Gesellschast zur Ordnung und zum Zusammenwirken, wer zeichnet ihnen ihre Bahnen und Bewegungen vor? Die Maschine muß dem Meister gehorchen, die Mechanik setzt ihn in Stand, sie zu zwingen. Aber die Krast, welche das Räderwerk der menschlichen Gesellschast bewegt, ist der menschliche Wille, jene Krast, die im Gegensatz zu den Krästen der Natur sich allein der Freiheit rühmt; der Wille aber in jener Function heißt der Wille von Tausenden und Millionen von Individuen, heißt der Kamps der Interessen, die Gegensätzlichkeit der Bestrebungen, heißt Egoismus, Eigensinn, Widersetzlichkeit, Trägheit, Schwäche, Bosheit, Laster. Es gibt kein größeres Wunderwerk in der Welt als die Diseiplin und Bändigung des menschlichen Willens, deren verwirklichte Lösung das Wort Gesellschast ausspricht.

Gibt es nun wie eine Mechanik, welche die Naturkräfte zwingt, dem Menschen dienstbar zu sein, so auch eine sociale Mechanik, welche die Gesellschast in Stand setzt, den menschlichen Willen sür ihre Zwecke zu lenken und zu leiten? den menschlichen Willen? Gäbe es sie nicht, wer bürgte der Gesellschast, daß nicht die Kräfte, aus die sie rechnet, einmal ihren Dienst versagten oder eine ihren Zwecken seindselige Richtung einschlugen, daß nicht der Wille an diesem oder jenem Punkt des großen Ganzen sich einmal auslehnte gegen die Rolle, die ihm gerade da zudedacht ist, nnd das ganze Räderwerk in's Stocken brächte? Vorübergehend kommen in der Thal solche Stockungen an einzelnen Punkten vor, ja selbst Erschütterungen, welche die ganze Existenz der Gesellschast zu bedrohen scheinen, ganz so wie im menschlichen Körper; aber die Lebenskrast der Gesellschast ist eine so zähe und unverwüstliche, daß sie diese Störungen immer rasch wieder überwindet; an Stelle der Anarchie tritt regelmäßig sosort wieder die Ordnung. — jede sociale Störung ist nur das Suchen einer neuen bessern Ordnung. — die Anarchie ist nur Mittel, nie Zweck, etwas Vorübergehendes, nie etwas Dauerndes, der Kamps der Anarchie mit der Gesellschast endet stets mit dem Siege der letzteren.

Das heißt aber nichts anderes als: die Gesellschast besitzt eine zwingende Krast über den menschlichen Willen, es gibt eben so gut eine sociale Mechanik, um den menschlichen Willen, wie eine physikalische, um die Maschine zu zwingen. Diese sociale Mechanik ist gleichbedeutend mit der Lehre von den Hebeln, durch welche die Gesellschast den Willen sür ihre Zwecke in Bewegung setzt, oder kurz gesagt: der Lehre von den Hebeln der socialen Bewegung.

Solcher Hebel gibt es meines Trachtens vier. Zwei davon haben den Egoismus zu ihrem Motiv und ihrer Voraussetznnng, ich uenne sie die niederen oder egoistischen socialen Hebel; es sind der Lohn und der Zwang. Ohne sie ist das gesellschaftliche Leben nicht zu denken, ohne den Lohn nicht der Verkehr, ohne den Zwang nicht Recht und Staat, sie repräsentiren uns daher die elementaren Triebkräfte der Gesellschast, ihre Daseinsbedingungen, die nirgends sehlen können und nirgends sehlen, sei ihr Zustand auch ein noch so unentwickelter oder verkommener. Ihnen stehen gegenüber zwei andere Triebsedern, welche nicht den Egoismus zu ihrem Motiv und ihrer Voraussetzung haben, vielmehr umgekehrt die Verleugnung desselben im Dienste der Gesellschast, und die ich, da sie nicht in der niederen Region der rein individuellen, sondern in der höheren der allgemeinen Zwecke spielen, die höheren oder die sittlichen oder ethischen Hebel der socialen Bewegung nenne. Sie sind das Pslichtgesuhl, d. i. die durch keinen äußeren Zwang, sondern durch das sociale Bestimmungsgesühl des Menschen bewirkte Harmonie des individuellen Willens mit den Forderungen der Gesellschast, seien dieselben in Form des Gesetzes ausgesprochen (Recht) oder durch die Stimme der Volksüberzeugung in Bezug aus das, was sür das Gedeihen der Gesellschast nöthig ist (Sittlichkeit, Moral) und die sreie Selbstverleugnung, die über das, was die Gesellschast sordert, noch hinausgeht: die Liebe — nicht blos die individuelle, sondern auch die unpersöuliche: die Liebe zum Vaterland, zur Wissenschaft u. s. w. — jene die Prosa, diese die Poesie der Sittlichkeit.

Beginueud mit dem Zwange, der die Freiheit des Willens ausschließt, erhebt sich die Gesellschast mit dem Lohn in die Region der Freiheit, indem sie den Egoismus des Individunms in Bewegung setzt, daß es, selber seine Rechnung dabei sindend, ans sreiem Entschluß sür sie arbeite. Der Lohn ist nur eine seinere Form des Zwanges. Ebenso ist nur das Pslichtgestühl eine seinere Form des Lohnes — es ist der innere Lohn, den das Snbject sich selber zahlt durch das Bewußtsein, seine Bestimmung in der Welt, wie die Gesellschast sie ihm zuweist, ersüllt zu haben.

Und wie der Zwang zum Lohn und der Lohn zur Pslicht hinüberleitet, so die Pslicht zur Liebe! In der Liebe stecken sie alle: der psychologische Zwang, der sie zur Selbstverleugnung treibt, sie mag wollen oder nicht, der innere Lohn, der ihr das Opser, das sie bringt, vergilt, und die Pslicht, welche die Forderung erhebt, daß der Mensch nicht blos sür sich, sondern auch sür Audere lebe. Aber die Pslicht ist bemessen, sie rechnet noch, sie weiß, bis wohin sie zu gehen hat, und hält inne an dem Punkt, wo das Pslichtgebot endet; die Liebe dagegen rechnet nicht mehr, sie kennt keine Grenze, sie ist unerschöpflich, unendlich! Bei den drei anderen Hebeln hat der Mensch stets noch den Satz im Ange: „ich bin sür mich da", bei der Liebe gibt er ihn aus. Ihr

Wesen besteht darin, nicht mehr sür sich, sondern blos sür Andere da zu sein, das Ich in sich selber auszugeben, um es im Andern wieder zu sinden; und wenn der Mensch sonst auch nicht zum Verständniß des tiessinnigen Satzes der indischen Philosophie, den Schopenhauer so ost ansührt: tat tvaQ 3,81 (Dieses bist Du) gelangen würde, in der Liebe müßte er ihn sinden und begreisen, denn die Liebe sagt: Der Andere, das bist Du selbst — wenn Du ihn liebst wie Dich selbst, so geschieht es, weil Du ihn erkennst als Dich selbst.

Eine Betrachtung dieser vier Hebel der soeialen Bewegung würde mich über den Zweck dieses lediglich dem Begriff der Gesellschaft gewidmeten Aussatzes hinausführen.

content-0024.png

Neue musikalische Aiarakterköpse.

von

w. h. Rieb!
— München, —

I. Zwei deutsche Kapellmeister.

Ans der Erinnerung gezeichnet.

content-0026.jpg

Hm Jahre 1846 ging Glucks Iphigenie in Aulis — nach langer Pause neu einstudirt — wieder über die Bretter des Frankfurter Stadttheaters. Das Haus war gemüthlich leer, wie es damals bei klassischen Opern und Dramen zu sein pflegte, man nannte darum auch ein Parterre, in welchem man Purzelbäume schlagen konnte „klassisch leer“. Aber der Kapellmeister Karl Guhr sah stolz zu dem dünn gesälten Publikum hinüber; er betrachtete diesen Tag der Wiedererweckung Iphigeniens als einen Feiertag, ob es gleich nur ein gewöhnlicher Mittwoch war; er hatte eine golddurchwirkte weiße Weste angelegt, und die große österreichische Medaille, welche er einst für ein Concert zum Besten der Pesther Wasserbeschädigten erhalten und die er an einem breiten rothen Bande um den Hals trug, daß sie von weitem wie ein Comthurkreuz aussah. Sein glänzendes Haar, trotz der nahezu sechszig Lebensjahre noch tadellos schwarz, war in die schönsten kleinen Löschensfrisirt. Man konnte über den Mann lächeln, wie er sich so häusig gegen das Parterre wandte und seine Weste, seine Medaille und sein Sonntagsgesicht zeigte; — aber Respekt vor dem Manne! Er hatte sich Gluck zu Ehren geschmückt; er wollte den Leuten heute wie ein Priester erscheinen, nicht wie ein gewöhnlicher Kapellmeister, der seinen Abend richtig abtaktirt.

Guhr dirigte nämlich keineswegs bloß das Orchester und die Bühne, er dirigte auch das Publikum; er wollte König sein in seinem Theater — wenigstens so ost es ihm der Mühe werth dünkte, und das war sreilich nicht alle Tage; aber bei Glucks Iphigenie spielte er mit Stolz den Herrscher des Hauses.

Seine weihevollen Miene, seine erhobene Stellung, sein bewunderndes Neigen des Kopses bei den schönsten Melodien sagte den Zuhörern, daß sie Nöotier seien, wenn sie nicht mit bewunderten. Und so geschah es. Es war recht winterlich kalt im Theater und die Musik muthete Viele wol sremd und srostig an; allein was Gluck nur halb vermochte, das vollendete Guhr: er zwang das ganze Haus zum rauschenden Beisall.

Zu jener Zeit war eben die neue Art ausgekommen, daß gewisse modernste Kapellmeister ihrer Partitur den Rücken wandten und auswendig gegen das Publikum taktirten, um ihr eigenes Feuer und Pathos in den schönsten Armbewegungen pantomimisch darzustellen. Guhr gehörte nicht zu diesen koketten Leuten. Er wollte sich selbst nicht schön machen vor den Zuhörern, sondern er drehte sich nur gelegentlich zurück, um ihnen zu sagen, was sie sühlen und denken, was sie loben und tadeln sollten. Persönliche Eitelkeit besaß er genug, aber sie war zu groß, als daß er bloß hätte gefallen mögen; er wollte lieber herrschen als gefallen. Ich habe keinen zweiten Kapellmeister gekannt, der so allgegenwärtig im ganzen Hause war; bald spielte er mit den Künstlern bald mit dem Publikum; mit sich selber spielte er selten.

Man erzählt von italienischen Maestris des vorigen Jahrhunderts, daß sie einen Sänger nach Belieben hätten retten oder vernichten können durch den bloßen Zauber ihres Blicks und ihres Taktstockes. Guhr besaß noch etwas von dieser gefährlichen verlorenen Kunst.

Der Barytonist Anschütz gastirte als Papageno. Noch bevor er aus der Coullisse trat, lächelte Guhr so vergnügt zum Parterre herüber, daß wir alle schon wußten, es kommt ein höchst drolliger Papageno, er ist Guhrs Günstling, Guhr wird ihn engagiren. Anschütz gab statt der alten Witze ein ganzes Dutzend neuer; Guhr lachte immer im voraus, und wenn wir dann auch zu lachen begannen, lachte er so herzlich mit! Bei einem minder begünstigten Papageuo, der vielleicht weit besser gesungen und noch lustiger gespielt hätte, würde Guhr keine Miene verzogen haben. Und man hätte sich im Publikum gesagt: was mag diesem trefflichen Künstler wohl fehlen, daß er Guhr so steis und kalt läßt? er muß verborgene Mängel haben; — und so wie man einmal kritisch sagt und nach geheimen Mängeln spürt, ist jeder Papageno verloren.

Am interessantesten war es, zu sehen, wie Guhr einem mißliebigen Sänger seine Ungnade geradaus in's Gesicht taktirte, wie er ihn vernichtete. Ein anderer Barytonist, als noch unsertiger Kunstjünger wegen seiner Prachtstimme vielleicht zu voreilig engagirt, hatte sich hinterdrein sehr unbranchbar aus den Brettern gezeigt. Zum Erziehen junger Talente sand man in Franksurt keine Zeit, die Direction ließ den Armen sallen und wollte ihm seinen Contract nicht vollaus halten. Es kam zum Prozesse, Der Anwalt der Direction behauptete, der Künstler sei unsähig, seine Verpflichtung zu erfüllen; der Anwalt des Sängers dagegen, die Direction lasse ihn ja gar nicht mehr zum Singen kommen, weshalb er seine Fähigkeit auch nicht erweisen könne. So wurde der Direction auserlegt, ihm drei Hauptrollen zu geben, damit man sehe, ob er überhaupt brauchbar sei oder nicht. Eine dieser Rollen war Don Iuan. Guhr sah den unglücklichen Don Giovanni so steinern an, daß ihm schon bei der ersten Nummer das Herz in die Schuhe siel: der steinerne Gast im Orchester war ihm ohne Zweifel weit stürchterlicher, als der steinerne Gast aus der Bühne. Guhr dirigirte untadelhaft objectiv, er gönnte dem Publikum keinen Blick, keine Regung, er taktirte aceentlos wie ein Metronom, man glaubte die Taktstreiche sörmlich knacken zu hören. Der Sänger, dem man seinen steisen, hölzernen Vortrag besonders vorgeworsen, merkte die Finte und bemühte sich um so lebhafter bald zu drängen, bald zurückzuhalten. Aber das treue Orchester solgte dem Kapellmeister, und bei der Champagner-Arie wurde der ausdrucksvolle Sänger richtig um vier Takte später sertig als das Orchester. Es war so komisch, wie der verblüßte Don Iuan sich plötzlich ganz allein singen hörte und sich umsah, wo denn die Andern blieben, daß das Publikum vor Lachen zwar nicht zum Zischen kam; allein Don Iuan war verloren und sein Prozeß dazu.

Guhr war der Typus eines slotten Kapellmeisters seiner Zeit; hentzutag wäre eine solche Erscheinung unmöglich. Unsere größeren Bühnen sind zu vornehm geworden, das ganze höhere Theaterwesen zu abgeschlossen, zu bureaukratisch organisirt, zu sörmlich und seierlich, als daß der Kapellmeister noch gegen das Publikum spielen dürfte; er ist ihm in die Ferne gerückt, und bei Wagners verdecktem Orchester wird er ihm bald völlig aus den Augen verschwinden. Man denke sich Gnhr in einem verdeckten Orchester! Vielleicht dirigirt er jetzt im Fegeseuer in einem solchen, zur Strase seiner Sünden nach Dante'schem Prineip; aber aus Erden hätte er die Decke gesprengt. Den musikalischen Soussleur im Kasten zu machen, nm dann etwa hinterdrein erst von den Reeesenten an's Licht gezogen zn werden, das hätte der lebendige Guhr nimmer ertragen!

Doch glaube man ja nicht, daß er sich allzu eordial gemacht mit dem Publikum, wie wir's uns heutzutage noch bei einer Vorstadtbühne denken könnten. Guhr war Aristokrat. Nicht aus buhlender Herablassung, sondern im Vollgestühle der Ueberlegenheit drängte er seine Person in den Vordergrund. Er hatte viele Feinde, und in srüheren Iahren soll es sogar zu offenen Theater-Exeessen gegen seine Dietatur gekommen sein; allein andererseits bekannten selbst die Gegner, daß er der beste Kapellmeister wäre, wenn er wollte, daß er weit Gründlicheres wisse, als es so obenhin scheine, weit Gediegeneres leisten könne, als mitunter geschehe, daß er ein Genie sei, welches im Spiel des äußeren Schicksals und des eigenen künstlerischen Leichtsinnes sich selbst verloren und doch nicht ganz verloren habe.

Der „vollkommene Kapellmeister“ war er nicht, wol aber der geborene Kapellmeister.

In der Probe waltete er allezeit als Musiker, Intendant und Regisseur zugleich. Dies wurde ihm sreilich dadurch erleichtert, daß er nicht blos Kapellmeister, sondern auch Mitglied jenes Trimmvirats war, welches die Franksurter Theater-Direetion führte.

Manche Kapellmeister sind bloß Musiker; sie können darum ein Werk der absoluten Musik, eine Symphonie zur meisterhaften Darstellung bringen, aber keine Oper. Eine Oper symphoniemäßig dirigieren ist ebenso verkehrt als eine Symphonie opernmäßig. Viele Leute glauben, Kirchenmusik und Tanzmusik seien die äußersten Pole der Tonkunst; sie liegen aber nicht soweit auseinander, wie Sonate und Musikdrama, und es wäre mir leichter, Aehnlichkeiten zwischen Palestrina und Strauß auszuzeigen als zwischen Haydn und Wagner. Es gibt nur einen großen Tonmeister, der mit gleicher Vorliebe, gleicher Fülle und gleichem Erfolg die absolute Musik der Sonaten sorm und die bedingte der Oper sein eigen nannte und der Welt darbot, und dieser Einzige heißt Mozart. Ob es jemals einen Kapellmeister gab, dessen Taktstock mit ähnlich gleichgetheilter Meisterschaft Symphonie und Oper beherrschte, weiß ich nicht. Mir ist wenigstens noch kein solcher vorgekommen.

Guhr war Operndirigent; das heißt er waltete zugleich als Dramaturg, als Regisseur und als Musiker; er ordnete die Seene ebenso souverän wie das Orchester und folgte mit seinem Tempo oft vielmehr dem Gange der Handlung, als dem Allegro, Andante, Adagio, wie es schwarz aus weiß über den Noten stand. Mitunter entartete seine Souveränität auch zur Tyrannis, deren Wesen nach Aristoteles darin gründet, daß der Herrscher nicht nach Maßgabe des Staatswohls, sondern selbstsüchtiger Interessen das Scepter führt. Guhr war beispielsweise zu einem Souper geladen. Dann trat er wol im Zwischenakt zu den „handelnden Personen“ und sprach: „Kinder, wir müssen eilen; punkt neun Uhr muß die Oper zu Ende sein!“ Und nun steigerte sich das Andante zum Allegro, das Allegro zum Presto, überflüssiges Ariengeschleppe wurde unbarmherzig weggelassen, die Pulse der dramatischen Leidenschaft flogen rascher und rascher, die Spielenden inspirirten sich gegenseitig zum Sturmesgange der Action; denn Guhr eilte zum Souper. Ach sie sind vorbei, diese Tage der kühnen, souveränen Kapellmeister!

Nach neuem Brauche steht in unseren großen Opernhäusern mit ihren übergroßen Orchestern das Dirigentenpult weitab von der Bühne inmitten der Musiker, ja nahezu hinter denselben. Es zeichnet dies nebenbei schon den Charakter der modernsten Oper: Melodie und Harmonie gehen vielmehr von den Instrumenten aus als von den Sängern, und die Lenkung des vielköpsigen Orchesters ist die schwierigere Hälfte des Dirigirens. Wir geigen und blasen Opern mit Gesangbegleitung; stüher pslegte man Opern zu singen. Folgerecht mußte damals der Kapellmeister zunächst beim Sänger sitzen, er mußte ihm Aug' in Auge sehen. Guhrs Stuhl stand unmittelbar vor den Lampen, hinter dem Soussleurstaken. Er winkte den Sängern mit Hand und Blick, er flüsterte ihnen leise Worte zu, ohne daß es das Publikum merkte, er hals ihnen und leitete sie an, nicht blos musikalisch, sondern auch in seenischen Dingen, mit höchster Gewandtheit und merkwürdigem Erfolg. Allein er lobte und tadelte sie auch ganz heimlich bei offener Scene, was doch eigentlich nur in die Probe gehört. Er verglich sich deswegen gerne mit einem Feldherrn, dessen Wort und Wink im Gesechte mehr wirkt als alle Reden vor- und nachher. Und sicher lag in diesem Versahren „das Geheimniß seines Zauberstabes“, wie die Franksurter Zeitungen damals zu sagen pslegten.

Aus der Probe begrüßte er die Darsteller gern als „seine Kinder“; er war der Hausvater, der durch Furcht und Liebe die Familie zusammenhält. Wie es unter den Ossizieren des österreichischen Heeres ein sogenanntes „Armee-Du“ gab, krast dessen ein jeder Ossizier den Kameraden gleichen Ranges duzte, gleichviel ob er ihm näher bekannt oder unbekannt war, so gab es in älterer Zeit ein allgemeines „Theater-Du“, welches sreilich mehr noch dem achtzehnten Jahrhundert angehörte als dem neunzehnten. Guhr hatte einen Theil dieses Theater-Du einseitig behauptet: er duzte alle Sängerinnen, selbst fremde Gäste, sowie sie unter seinen Taktirstab traten. Man sagte, bei Jenny Lind, als sie in Franksurt gastirte, habe er sein Du zum erstenmale nicht auszusprechen gewagt, — ein Ereigniß, welches in den Franksurter Bühnenkreisen den Nimbus der schwedischen Nachtigall merklich erhöhte. Es war ein Stück vom alten „Komödiantenmeister“ in Guhr lebendig geblieben; aber vielleicht kann auch heute noch der glatteste Intendant eine kleine Beigabe vom Wesen jener alten Meister nicht entbehren, nur daß die äußere Form etwas weniger väterlich geworden ist.

Aus alle dem Vorgesagten erhellt eine Eigenthümlichkeit Guhrs, die seine Stärke, seine Bravour und doch auch zugleich seine Schwäche kennzeichnet: seine meisten Ausführungen waren össentliche Generalproben. Dies eben war der Trionph seines Taktstockes, daß er ein ungenügend vorbereitetes Werk, ein schwankendes Ensemble durch die hinreißende Macht der Persönlichkeit, die wunderbare Geistesgegenwart, die Inspiration des Augenblicks dennoch mit bedeutender Wirkung vorsühren konnte. Er war ein Hazardspieler, seine Lust das Wagniß. Hätte ein Anderer aus seinem Stuhle gegessen, so würde die halbsertige Oper aus allen Fugen gegangen sein; das wußten die Darsteller und wollten sich nur von ihm sühren lassen. Sind die Künstler durch allzuvieler Proben allzu sicher, dann werden sie gerne stumps und trocken, und aus die vollkommenste Generalprobe solgt ost eine lahme Vorstellung. Guhr trieb die Sänger so rasch von einer Oper zur andern, daß sie gar keine Zeit hatten, trocken zu werden; aber sicher waren sie sreilich auch nicht immer und da war es dann seine Lust, im Augenblicke wieder zu vertuschen und gut zu machen, was der vorhergehende Augenblick verdorben hatte.

Ob dergleichen heutzutage aus einer größeren Bühne noch angehe? Ich bezweifle es. Unser dramatisches Ensemble ist viel runder, viel ordentlicher als vor dreißig Jahren; wir zucken und zürnen bei jedem kleinen Schnitzer, den man damals ruhig hinnahm. Der Ruhm der modernen Bühne — auch im Schauspiel — ist überhaupt nicht mehr die überwältigende Virtuosität des Einzel-Künstlers, sondern die Harmonie des Gesamtbildes. Wir haben bessere Choristen, bessere Decorationen, bessere Regisseure; die ganze Theatermaschine ist besser eingeölt. Mehr Oel und weniger Spiritus.

Doch seien wir gerecht gegen den Fortschritt der Gegenwart! Einem gelungenen Wagniß zu solgen, bietet allerdings großen Reiz, aber der Reiz des reinen Kunstgenußes ist dies nicht, und so war auch Guhrs Walten mehr ausregend als besriedend, und selige Besriedigung ist doch zuletzt das höchste Problem aller wahren Kunst, und es ist besser, daß wir jetzt der besriedenden Harmonie des Ensembles dankbarer lauschen als den Wagestücken einzelner Virtuosen.

Aus dem äußersten linken Flügel von Guhrs Orchester ganz hinten in der Ecke saß ein Paukenschläger, der aber nicht bloß die Pauken mit Macht schlug, sondern zugleich Novellist war, Libretto-Dichter, Uebersetzer, musikalischer Aesthetiker und Kritiker, Componist, Clavierspieler, Musiklehrer und obendrein Guhrs vieljähriger Freund — Karl Gollmick. Der Kapellmeister und der Paukenschläger, die beiden Pole des Orchesters, waren die beiden berühmtesten Männer desselben. Gollmick hat vielsach über Guhr geschrieben. In seinen „Musikalischen Feldzügen und Streisereien" (1846) schildert er ein Zusammentreffen Franz Liszts mit Guhr. Liszt, damals nur erst der welterobernde Claviervirtuose, meinte von Guhr, er passe gar nicht für Deutschland, seine Natur sei Quecksilber, das Tempo seines Lebens L'treiiito«o, hinter welchem die deutschen Sänger immer wie im Schlepptau zurückblieben; aber er habe doch deutschen Sinn genug übrig, um sranzösische Uebereilung zu zügeln und zu regeln. Und beim rauschenden Allegro greist man wol rechts und links etwas daneben, wenn man nur genial daneben greist; die Hörer müssen folgen, brausend und rauschend reißt sie das Allegro mit sich fort. Was Liszt von Guhr gesagt, das hätte Guhr fast mit denselben Worten auch von Liszt sagen können. Liszt hat es weiter gebracht als Guhr, aber nach Talent und künstlerischem Charakter waren Beide nahe verwandt; ich könnte ein langes Register von Aehnlichkeiten herzfählen — und doch welcher Unterschied des Lebensganges und Lebensziels!

Die Schattenseiten Guhrs, des Kapellmeisters, stehen dem Leser nun wol klar vor Augen; so sei denn auch noch eine Lichtseite hervorgehoben.

Bei seinem hastigen Treiben, welches die Probe zur Aussührung und die Aussührung zur Probe machte, gab Guhr ein so reiches, vielseitiges Repertoire, wie es heutzutage bei unserm geseilteren Ensemble gar nicht mehr

möglich ist. Es wurde erstaunlich viel gespielt und gesungen und sort und sort etwas Anderes. Der gemüthliche Schlendrian so mancher gleichzeitiger Hoskapellmeister, welche von der Norma zur Nachtwandlerin und von der Nachtwandlerin zur Norma, vom Robert zu den Hugenotten und von den Hugenotten zum Robert mit „Dauer im Wechsel" anmuthig herüber und hinüber pendelten, war sür Guhr viel zu langweilig. Er griff gerne in den reichen Schatz der älteren Literatur, um mit einer neuen Gabe zu überraschen, und nicht wenige Opern, welche unsere Großväter entzückt hatten und jetzt vergessen sind — denn keine Kunstgattung veraltet rascher als die Oper — gingen damals in Franksurt zum letztenmale über die Bretter. Bei einer Vergleichung des Jahresrepertoires unserer heutigen größeren Opernbühnen mit dem Repertoire Guhrs aus seinen besten Tagen würde man staunen über den Reichthum aus seiner und die Genügsamkeit aus unserer Seite. Aus den Jahren 1845 und 1846 steht mir noch mancher Abend im Gedächtniß, wo ich im Franksurter Parterre musikgeschichtliche Studien machte, die wir jetzt nur noch im Studirzimmer machen können. Neben den gangbaren älteren und jüngeren Hauptwerken und mancher Novität erschien da Mozarts Idomeneo, der sür die Gegenwart „zu viel Musik" enthält und Titus, heute die unzeitgemäßeste Mozart'sche Oper; Spohrs traumhaftes Märchenspiel Zemire und Azor, und Faust, den Gounods Gretchen noch nicht verdrängt hatte; Cherubini's erhabene Medea neben dem Wasserträger; Dittersdorss „Doctor und Apotheker" zusammt dem „rothen Käppchen", deren srischer Humor jetzt nicht mehr sür recht hosbühnensähig gilt; Gretry's Blaubart mit seiner hochleidenschaftlichen Hanptseene; Weigls anmuthiger Adrian van Ostade neben der „Schweizersamilie"; Winters „Opsersest"; Salieri's Axur; Spontini's Vestalin; dann aber auch eine ganze Zahl reizender älterer sranzösischer Operetten wie Isouards „Aschenbrödel". Boieldieu's „Kalis", Delia Maria's „Arrestant", Gaveaux' „kleiner Matrose", anspruchslose, leicht graziöse Gebilde, die wahrlich von Ossenbach nicht ausgewogen werden.

Es ist eine offene Streitsrage, ob das Coneert- und Opernrepertoire, gleich einer erlesenen Bildergalerie, neben dem Neuen und Neuesten auch den ganzen Hauptschatz älterer Kunst in wechselnd sich ergänzenden Bildern lebendig erhalten oder ob es überwiegend nur diejenigen Werke bieten soll, welche den leitenden Musikern als partei- und zeitgemäß erscheinen? Ferner, ob überhaupt ein möglichst vielsarbiges Repertoire vorzuziehen sei, woraus sich das Publikum wählt, was ihm gefällt, oder ein möglichst einsarbiges, welches dem Publikum sagt, was ihm gefallen soll? ja ob man nicht am liebsten blos einen Componisten spielen solle, wechselnd sür's Jahr wie in Italien im Carneval, oder stätig sür alle Jahre, wie in Bayreuth zur Zeit der „Sommersonnenwende" ? Viele Musiker neigen jetzt zum zweiten, zum zwingend einsarbigen Programm; Guhr war sür die Wahlsreiheit des vielsarbigen. Vor einem Menschenalter Fortschrittsmann, würde er also heute zur Opposition des rechten Centrums zählen.

Nach Allem, was ich vorher von Guhrs Kapellmeistertalent berichtete, hätte er übrigens doch nur ein einseitiger Praktiker, ein verteuselt geschickter Musikant gewesen sein können; allein sein historisches wie modernes Repertoire bezeugte, daß er auch ein gebildeter Künstler war.

Die Franksurter Opernbühne behauptete in den dreißiger und vierziger Jahren ihren Vorrang im rheinischen Deutschland durch ihre Regsamkeit. Sie war die musikalisch-dramatische Börse sür weit und breit; manche benachbarte Hosbühne besaß vielleicht solideres Capital, aber in Franksurt wurde der Cours gemacht. Und es drängten sich nicht nur die Componisten aus den Franksurter Brettern, sondern auch die gastirenden Sänger und Sängerinnen aus aller Herren Ländern. Es war die goldene Zeit der „Gastreisen"; die Künstlerschast schwärmte aus slüchtigen Besuch von einer Bühne zur andern und das Publikum wollte immer neue Personen sehen und wäre es auch nur aus Neugierde gewesen. Dieser Krebsschaden des maßlosen Gastirens nagte srüher an allen deutschen Bühnen; Franksurt war ihm ganz besonders ausgesetzt. Die Stadt lag an der großen Route, und das Theater hatte neben seinen ständigen Besuchern sogar auch ein gastirendes Publikum, das „Meßpublikum", welches im Herbst und Frühjahr wiederkehrte. Da gab es sür die Meßgäste im Parterre auch „Meßgaste" aus den Brettern, ein „Meßrepertoire" mit „Meßopern", eine Operngattung, die kunstgeschichtlich noch nicht genau sestgestellt ist. Das unreise Ensemble wurde durch die stets wechselnden Gäste natürlich noch unreiser; aber man wollte täglich Neues, und ein so unruhiger Geist wie Guhr hatte seine Lust daran, neue Leute, neue Werke, neue Effecte vorzuführen; er schwamm mit kräftigen Armen in diesem Strudel wie in seinem angeborenen Elemente.

Nun will ich aber auch von dem absonderlichen Wege berichten, den Guhr zurücklegte, um ein so origineller Kapellmeister zu werden. Ich stelle da sreilich den Ansang hinter's Ende, aber aus guten Gründen: denn Guhr, wie er zuletzt als Franksurter Kapellmeister leibte und lebte, war weit und breit bekannt; dagegen wußten nur Wenige, daß es srüher einmal einen Componisten und einen Virtuosen Guhr gegeben, und daß dieser slotte Dirigent mehr musikalische Gelehrsamkeit besaß als mancher Musikgelehrte von Prosession., Er ließ sich von alledem nichts mehr merken: der Kapellmeister und Theaterdirector hatte den Componisten und Virtuosen verschlungen. Also mag dieser auch hier zuletzt austreten.

Karl Guhr wurde am 30. Oetober 1787 zu Militsch in Schlesien geboren; die Gegend hat gemischt deutsche und polnische Bevölkerung, und unser Künstler, der doch ein guter Deutscher, nannte sich zuweilen auch einen Polen. Die Polenschwärmerei war eben noch nicht ganz verklungen. Der Gras von Maltzahn, Standesherr in Militsch, unterhielt eine Instrumentalkapelle nach dem preiswürdigen Muster des musikliebenden Adels vergangener Zeit. Sie bot dem jungen Guhr die erste Gelegenheit, sein Talent zu entsalten. Musikalische Wunderkinder beginnen meist als Virtuosen, seltener als Componisten; Kapellmeister in den Kinderschuhen sind am seltensten und Guhr gehörte zu dieser seltensten Art; denn schon mit zehn Jahren soll er östers Symphonien beim Grasen dirigirt haben. Ein rechter Theaterdirigent muß zwei Eigenschasten besitzen: er muß sehr höftich und sehr grob sein können. Die einschmeichelnde Gewandtheit und angeborene Artigkeit bewunderte man schon an Guhr als Knaben, die Grobheit lernte er in der Schule des Lebens.

Mit vierzehn Jahren wurde er Violinspieler in der gräflichen Kapelle und eomponirte schon allerlei Kammermusik. Die Kunst des Tonsatzes lernte er bei dem Kircheneomponisten und Domkapellmeister Schnabel in Breslau, das Clavierspiel bei dem Organisten Berner, dessen Psalmen und Motetten srüher mit Recht vielgesungen waren. Schnabels Messen stehen unter dem Einslusse Mozart'scher und Händel'scher Vorbilder; Berners Motetten verrathen daneben auch Bach'sche Studien. Dem alten Guhr, der so ganz im Theater ausging, merkte es später kein Mensch an, daß er in der Kirche zuerst gründlich Musik gelernt hatte. Der Schule kehren Viele sreilich sür's ganze Leben um so entschiedener den Rücken, je entschiedener sie die Schulmeister gepackt hatten, und unsere philologischen Gymnasien sind ohne Zweifel die Hauptursache, daß so wenig Leute mehr einen alten Klassiker lesen. So hätte die kirchenmusikalische Schule Guhr wol gar erst recht zum Theater getrieben? Dem war nicht also. Guhr schrieb auch weiterhin sür die Kirche, er war und blieb sicher und geübt im strengen Satze, und noch spät rühmt Schnyder von Wartensee, hiersür ein guter Zeuge, Guhrs Gewandtheit im eontrapunktischen Stil. Ia zu den letzten größeren Werken, sür die er vor seiner Franksurter Periode noch Geduld und Ausdauer sand, gehört eine breit und reich durchgeführte >li88a 8oleuni8 in T-nwII, ein sehr sarbenreiches Tongebilde, nur mit allzu gemischter Palette gemalt. Alle Mittel des Gesanges und des großen Orchesters sind in der dicken Partitur ausgebaut, Fugensätze wechseln mit eolorirtem Sologesang und massigen Chören, Theatersesette mit Kirchenesseeten, bald glauben wir die romantischen Aeoorde Spohrs und Webers, bald Mozarts süße Melodien zu hören, die Musik ist durchaus eklektisch, doch immer sehr geschickt zum Ganzen verwoben. Man sragt sich staunend, wie der mit sünszig Jahren so ungeduldige Guhr mit dreißig Jahren die Geduld zu einer so fleißigen Arbeit sand?

Aber die Kirche war doch nicht sein Gebiet. Da er noch ein Iüngling, schien es vielmehr, als ob er den Coneertsaal beherrschen wolle. Er bildete sich zum ausgezeichneten Geiger, spielte jedoch auch mehrmals öffentlich Violoneell und war aus dem Claviere so sertig, daß er bei einer Probe des großen Mozart'schen Coneertes in Oäur, als der Flügel um einen halben Ton zu ties stand, die ganze Prinzipalstimme aus (^ gespielt haben soll. Auch die Clarinette und das Basetthorn hat er meisterlich geblasen. Iedensalls war er in allen Sätteln gerecht, ein staunenswerth vielseitiges Talent, dem nur eine Seite sehlte: jene Schöpfungskrast, welche aus dem Eigensten, aus dem Tiessten schöpst.

Darum verhallte auch sein Virtuosenruhm und klang nur noch in einem einzigen originellen Werke sort, einem Bravourstücke des scharsen Beobachters und Nachahmers. Er lauschte nämlich dem räthselhaften, sich selbst und seine Kunst in Geheimnisse hüllenden Paganini die Eigenart seines Spieles derart ab, daß er sie in dem weiland vielgenannten Werke „Paganini's Kunst die Violine zu spielen" (1831) geradezu lehren konnte, und eomponirte ein Coneert in Paganini's Styl, welches dem Meister vollkommen aus dem Gesicht geschnitten war. Dieses Coneert steht heute noch in den neuesten Katalogen der Violinwerke des Schott'schen Verlags mit dem Zusatze: „il e8t n^out>> uue purtie cle violon pliueiplll a la mn,uiere cle Noätz". Dieselbe Stimme im Geschmacke Paganini's oder Rode's je nach Belieben — das ist der ganze Guhr!

Kaum über zwanzig Jahre alt, wurde Guhr Musikdireetor des Nürnberger Theaters, später Kapellmeister der Hosbühnen zu Wiesbaden und Kassel, bis er 1821 in Franksurt die dauernde und maßgebende Stätte seines theatralischen Wirkens sand. Daß der vielgeschästige Mann zwischendurch mehrere Opern schrieb, versteht sich sast ungesagt, wie nicht minder, daß diese Opern trotz mannigsacher Vorzüge keinen Bestand hatten. Allein auch hier zeigt sich uns wieder der ganze Guhr: er romponirt in Kassel das Textbuch von Spontini's Vestalin zum Geburtstag des vordem von den Franzosen verjagten und eben wieder heimgekehrten Kursürsten, weil man sich einmal aus eine Vestalin eingerichtet hatte, aber hinterdrein erkannte, daß man dem hohen Herrn das Werk des napoleonischen Spontini doch nicht gerade zur Feier der Heimkehr bieten dürse. In vier Wochen war die Oper sertig und sie soll seine beste Oper gewesen sein. Er eomponirte und dirigirte am besten, wenn er improvisirte, und wenn jeder Andere den Kops verloren hätte, dann sand er den seinigen erst recht.

Mit vierunddreißig Jahren war Guhr nach Franksurt gekommen. Nun wurde er so ganz Kapellmeister und Theaterdirector, daß er nach und nach den Componisten und Virtuosen darüber vergaß. Es gibt Prosessoren, die zu schreiben aushören, wenn sie Meister des mündlichen Vortrags geworden sind; die unmittelbare Wirkung des gesprochenen Wortes bietet ihnen so bestrickenden Reiz, daß sie die mittelbare aber nachhaltigere der Schrist dasür preisgeben. Sie verlieren die Geduld zum Schreiben. Aehnlich bei Guhr. Ein Lebemann durch und durch, ein Mann des Augenblicks, verlor er im Drängen und Treiben des Bühnenlebens die Geduld zum Componiren. Welche Anläuse hatte er nach allen Seiten gemacht, wie viel gelernt und versucht — das Alles ging jetzt unter in der Kapellmeistern! Er sprach kaum mehr von seinen srüheren Arbeiten aus sast allen Gebieten der Tonkunst; er war eitel und pslegte sein Licht doch sonst durchaus nicht unter den Scheffel zu stellen, aber er achtete es nicht mehr der Mühe werth, zu zeigen, was er Alles gelernt und gekonnt hatte, ein Verschwender hierin wie in andern Stücken: — die absolute Herrschast im kleinen Königreich der Bühne wollte er zeigen; sie ging ihm sortan über Alles. Er wollte ein Hexenmeister sein, und vielleicht erkannte sein klarer Blick, daß er dies im Componiren und Geigen nur vor Zeiten als Wunderkind hatte sein können, während er gar wohl Ivußte, daß er als gereister Mann nur noch mit dem Taktstock jener Hexenmeister war und blieb, der schwankende Bataillone rettete und eine halb verlorene Schlacht gewann wie kein Anderer.

Guhr starb am 22. Iuli 1848. Das Alter hatte den Sechziger wenig berührt, und sein Tod kam Vielen unerwartet. Aber seine Zeit war vorbei. In die kunstschwelgenden Tage der Restauration nach den Besreinngskriegen siel seine Blüthe. Er war ein Aristokrat des Genusses sür sich und Andere; der Märzwind seines Sterbejahres wehte ihm zu rauh; er starb zur rechten Zeit.

Von Guhrs vielen Compositionen, die meist schon bei seinen Lebzeiten der Vergessenheit versallen sind, hat sich nur eine aus deutschen Bühnen lebendig erhalten bis zu diesem Tag. In Rossini's Tell, wo nach dem Apselschusse die Handlung mit höchst unmotivirtem Sprunge sortschreitet, legte er ein Reeitativ ein, indem er srischweg die ganze lange Zwiesprach zwischen Geßler und Tell über den zweiten Pseil nach den Schiller'schen Versen eomponirte. Es ist eine schlicht aber kräftig aeeenruirende Declamation: die Worte des großen Dichters erheben sich inmitten des banalen Operntextes zu hohergreisender Wirkung. Dieses Reeitativ war der glückliche Griff des seinsinnigen, kunstgebildeten Kapellmeisters, er hat es vielleicht mitternachts vor der Aufführung improvisirt, — und dieses einzige Reeitativ hat Bestand gehalten!

content-0027.png

content-0028.jpg

Karl tudwig Drobisch.

In den süns protestantischen Kirchen Augsburgs wurde reihum beim Hauptgottesdienste vor der Predigt eine Cantate ausgeführt mit Reeitativen, Arien und Duetten, Chor und Orchester, in jener halb kirchlichen, halb opernhasten Form, die wir aus Bachs Werken kennen. Am „Friedensseste" und zu Weihnachten ließ die Orgel der Barsüßerkirche auch noch ein Glockenspiel lustig in's Orchester hinein tonen. Ein eigener Kirchenkapellmeister leitete diese Musik und hatte die — ich weiß nicht ob blos moralische oder auch juristische — Versplichung, solche Cantaten sleißig selber zu eomponireu und neben den alten Werken ganze Jahrgänge von Novitäten zu versertigen.

So war es im Jahre 1850, und ich bitte, diese Zisser nicht sür einen Drucksehler zu halten nnd in 1750 zu corrigiren. 1750 sang man derlei Cantaten in vielen Kirchen des protestantischen Deutschlands, das ist allbekannt; 1850 sang man sie nur noch in Augsburg und das wissen nur Wenige.

Die Partitur der Augsburger Cantaten von 1850 durste alle Blasund Streichinstrumente enthalten, Flöten und Trompeten, Hoboen und Posaunen, Bratschen und Contrabässe — nur keine Violinen, Die hohe L-Saite war verpönt, sie galt sür katholisch; warum und seit wann? das ist mir unbekannt; denn zu Seb. Bachs Zeiten galt das Violin-2 noch sür protestantisch. Wie die Violinquinte aus der Partitur, so war der Name des Componisten der Cantate vom Kirchenzettel verbannt. Ver. muthlich, damit der Musiksreund nicht wezen des Componisten in die Kirche gehe; der Name des Predigers stand sreilich aus dem Zettel, obgleich man doch auch nicht wegen des Psarrers in die Kirche gehen soll.

Doch sehen wir ab von diesen reichsstädtischen Seltsamkeiten: es war eine schöne Kunstreliquie des 17. und 18. Jahrhunderts, welche die Augsburger bis ties in's neunzehnte tren bewahrt hatten. Vielleicht zunächst wegen der altberühmteu, haarschars abgezikelten Augsburger Parität: der katholische Kirchenchor sollte das Orchester und den sigurirten Sologesang nicht voraushaben vor dem protestantischen. Aber gleichviel aus welchen Gründen: die sorm- und sarbenreiche Cautateumusik hatte hier zwei seindselige Perioden überdauert, — die radieal ausräummende rationalistische, welche nur noch den schleppenden Gemeindegesang des Chorals gelten ließ, und die puristisch restaurirende des gesteigerten modernen Kirchenthums, welche nur den polyphonen reinen Vomlsatz des 16. Jahrhunderts und rhythmische Choräle sür kirchensähig erklärte.

Als ich im Jahre 1851 nach Augsburg kam, begannen eben die ersten Bände der Gesamttwerke Sebastian Bachs zu erscheinen, Sie

content-0030.jpg

brachten zwanzig Kircheneantaten des großen Meisters und ganze Jahrgänge gleichartiger Werke lagen noch ungedruckt. Man hatte Bach bis dahin sast nur aus Instrumentalwerken, den beiden Passionen und der hohen Messe gekannt; jetzt kam in dem staunenswerthen Schatze dieser Cantaten ein neuer Bach hinzu, eine neue große Kunstgattung, von deren Umsang und Gehalt die Wenigsten bisher eine Ahnung gehabt.

Tie Augsburger Cantaten verhielten sich zu den Bach'schen, wie das letzte Verglimmen einer Fackel zur leuchtenden Flamme; aber es war doch dieselbe Fackel, welche dort uber ein Jahrhundert leuchtete, hier im Stillen verglomm. Kein Wunder, daß ich damals diesem letzten Verglühen eisrig nachspähete, daß ich die neuen kleinen Cantaten sleißig hörte im Hinblick aus die ungehörteu großen alten, daß ich den Componisten kennen zu lernen suchte, der sie unverdrossen setzte und dirigirte. Ich sührte manchen Fremden des Sonntags in die Kirche wegen der Cantaten, deren Meister nicht genannt werde durste, und sie dankten mir, daß ich sie zu einer verborgenen Augsburger Merkwürdigkeit geführt. Denn jenseit der Stadtmauern wußte man kaum davon. Ich habe diese Merkwürdigkeit auch nachgehends in meinen „Augsburger Studien" slüchtig geschildert.

Der letzte Kapellmeister, welcher noch diese alte Cantatenmusik neu machte und lebendig erhielt, war Karl Ludwig Drobisch, geboren zu Leipzig im Jahre 1803. Er wohnte in einer der alten geistlichen Straßen Augsburgs, in der stillen Karmelitengasse, deren Centrum das Haus der „Allgemeinen Zeitung" beherrscht, zur Rechten gegenüber siedelte der „Versasser der Ostereier", der Domherr Christoph von Schmid, der sriedliche Mann, den alle Kinder des katholischen Süddeutschlands kannten, zur Linken der sriedliche protestantische Kirchenkapellmeister.

Er war kein Bach, nicht einmal ein Bachianer, aber seine Lebensstellung als Künstler erinnerte an den alten Sebastian. Wie dieser zwischen zwei Leipziger Kirchen, so wanderte er zwischen süns Augsburgischen hin und her, und beide Meister machten den Geistlichen häusig zu viel und zu schone Musik; sie schrieben sortwährend, drangen aber nnr mit wenigen dieser Sonntagsarbeiten über ihre Kirchen hinaus und konnten um so unbesangener schreiben, da sich die Kritik nicht um ihre Werke kümmerte. Aber die Gemeinden ersreuten und erbauten sich daran, mehrentheils ohne sie zu verstehen. Vollendet waren die Aussührungen nicht, in Leipzig wol eben so wenig wie in Augsburg; die Meister mußten sich ihr Theil hinzu hören und aus schwachen Sängern und Spielern das Beste zu machen suchen.

Doch hatte Drobisch hier bedeutend resormirt. Wenn vor seiner Zeit das Orchester von einer Kirche zur andern wanderte, dann trug der Contrabassist seinen Baß ossen aus dem Rücken, und wenn es hineingeregnet hatte, dann schüttelte er erst das Wasser aus dem Chore heraus, bevor er zu stimmen begann. Ein Organist trug einen altbayerischeu Schlngring am Finger, womit man beim „Rausen" den Gegnern aus die Köpse zu klopsen pslegt und womit er die Orgeltasten entzweischlug. Das war Alles besser geworden: Chor und Orchester leidlich, die Solisten erträglich, die Direection überraschend; der Contrabaß kam trocken aus den Chor und der Organist spielte ohne Schlagring.

Welch sriedlicher Berus in unserer bewegten Zeit: sort und sort sür Zuhörer zu eomponiren. die einem das Werk danken, auch wenn sie nichts davon verstehen, in hoher und reicher Kunstsorm zu schreiben, unbeengt durch die Rücksicht aus die Aussührenden, — welche es doch niemals ganz recht machten und denen man also ebenso kühn das Leichteste wie das Schwerste bieten durste, — nur sich selbst verantwortlich und unberührt von aller verwirrenden literarischen Kritik!

Eine Parallele zwischen Guhr und Drobisch liegt so nahe, daß es geschmacklos wäre, sie in allen Punkten zu ziehen, — natürlich eine Parallele der Gegensätze. Beide Kapellmeister verhielten sich zu einander wie Tag und Nacht, sie stellten zwei verschiedene Zeitalter dar und lebten doch zur gleichen Zeit. Contraste wie Aehnlichkeiten Naben nur Reiz, wenn sie etwas hinken. Aber in einem Stücke will ich doch Drobisch mit Guhr vergleichen, alles Weitere dem Leser überlassend. Guhr war ein modern eleganter Mann von gewinnendem Aeußern, vornehmer Haltung und saseinirendem Blick, ein Weltmann, ein Mann „wie ein BundestagsGesandter", um altsrankurtisch zu reden. Drobisch dagegen verband die Gestalt des Aesop mit dem Gesichte des Sokrates; sein Auge lauschte halb gemüthlich halb schalkhast unter den starken Brauen; er glich vielmehr einem etwas versessenen Buchgelehrten als einem Künstler. Und in der That hatte er gelehrte Bildung genossen und sich erst aus der Universität zur Musik gewandt. Auch in seiner Kunstübung wuchs da? Können aus dem Wissen hervor; kein Wunder, daß er sich nicht durch musikalische Frühreise, sondern vielmehr durch auffallende Spätreise auszeichnete. Und doch besaß er in eng begrenztem Kreise ohne Zweifel innern Berus zur Tonkunst.

Da er's in jungen Iahren versäumt hatte, irgend ein Instrument virtuos spielen zu lernen, so lernte er dies auch später nicht. Wenn vor Zeiten Iemand mit ungelenken Fingern aber charaktervollen Aeenten Clavier spielte, wenn er schlecht spielte aber gut las, dann sagte man: „er spielt wie ein Kapellmeister." So spielte auch Drobisch. Er selbst hörte Alles aus seinem Spiele heraus, aber Andere hörten es nicht. Heutzutage kann man nicht mehr von unseren Kapellmeistern sagen. daß sie schlecht aber musikalisch spielten, und statt jenes geflügelten Wortes hört man vielmehr umgekehrt: wer jetzt Componist und Dirigent werden will, der muß vorher Virtuose aus dem Piano geworden sein. Leider! Denn das zum Universal-Instrument erhobene Clavier wurde der größte Musikverderber des neunzehnten Jahrhunderts, und eine neue große Epoche der Tonkunst wird erst an dem Tage wieder anbrechen, wo die Singstimme und Geige das Clavier wieder besiegt haben wird, wie zur klassischen Zeit; wir aber werden diesen Tag nicht mehr erleben.

Drobisch trat mir einmal mit dem Gänsekiel entgegen, deutete aus einen ganzen Stoß leeren Notenpapiers und sagte: „dies ist mein Lieblings-Instrument, das einzige, welches ich mit voller Sicherheit zu spielen verstehe. Der Kiel ist mein Plektrum, die süns Notenlinien sind das Pentachord meiner Lyr!"

Mancher Leser weiß vielleicht gar nicht, welch herzersreuende Augenweide ein sestcs, gutgeleimtes, rein rastrirtes Notenpapier ist und welch eine Wonne, in sichern, ebenmäßigen Zügen die Notengruppen daraus zu setzen, daß sie dem Auge schon den Schattenriß der ganzen musikalischen Architektonik bieten! Vordem als die Musik noch kürzer war und die Tage noch länger, schrieben sich viele Leute ihren Hausbedars an Musik selber ab. Es gab Fanatiker des Notenschreibens, welche Noten abschrieben um Noten zu schreiben, und mit demselben verliebten Auge ein meisterlich geschriebenes Notenblatt betrachteten wie der Geiger seine Straduari. Drobisch hatte noch etwas von diesen alten Notenschreibern, aber mit dreisach höherem Genuß, weil er seine Noten schreibend selbst ersand.

Er eomponirte unablässig; eine Anzahl dieser Werke erschienen im Stich, viele wurden nur in den Augsburger Kirchen ausgeführt, andere kamen gar nicht an's Licht. Letzteres lähmte ihn keineswegs: er eomponirte sort, wie man sortlebt, sortathmet und so lange er lebte und athmete. Und die größten Meister haben's im Grunde nicht anders gemacht.

Es war ein Vergnügen, Drobisch' vielstimmige Partituren zu betrachten — so sest und rein geschrieben, rein und sest gesetzt, mit seltenen Correeturen; er arbeitete ebenso rasch als sicher. Die Noten standen ihm gleich im Kopse so sest wie aus dem Papier. Iene süße Qual des Suchens und Ringens, wie sie uns aus Beethovens Bleististskizzen und Coneepten so ausregend wie anregend entgegentritt, war ihm sremd. Er war zu sertig, darum sehlte ihm die Vollendung, die nur Iener sindet, der nicht sertig wird.

Als ich mit diesem merkwürdigen Manne bekannt ward, betrachtete er mich ansangs mit sichtbarem Mißtrauen. Ich schien ihm vorab zu jung. Denn obgleich ich nur zwanzig Iahre jünger war als er selbst, so war er als Componist doch gute sünszig Iahre älter als nach seinem Tausschein, und demnach standen wir um volle zwei Menschenalter auseinander. Er argwohnte hinter meiner Iugend den musikalischen Phantasten und Neuromantiker. Die gleichzeitige Musik ließ er wenig gelten, Schumann war ihm antipathisch, allein er verehrte Mendelssohn. — (Seit Beethoven ist man gerne etwas harthörig gewesen gegen neue musikalische Größen, gegen Mendelssohn waren es die Mitlebenden vielleicht am wenigsten, und es ist tröstlich, hierbei zu sehen, daß der moderne Componist sich doch nicht blos durch Trotz und Hochmuth sein Publikum zu erobern braucht, sondern daß auch ein liebenswürdiger Künstler und eine liebenswürdige Kunst die Herzen der Zeitgenossen gewinnen kann.) —

Ueber Mendelssohn konnte ich mich also mit Drobisch verständigen, dagegen ging ich ihm in meiner Schätzung der Opernmusik, vorab der italienischen und sranzösischen, viel zu weit. Er hielt die Oper, wenige Hauptwerke ausgenommen, sür leichte Maare; sie blieb ihm gleichgültig. Als die positiven Gegenpole seines Kunstideals könnte man etwa Liszt und Berlioz bezeichnen, den Virtuosen und den Neuromantiker, über die wir Beide uns nun eben nicht zu zanken brauchten. Allein wir verständigten uns auch direct aus dem neutralen Boden der klassischen Kammermusik und zwar in ganz origineller Weise.

Ein Wursthändler hatte mit anderer Maeulatur Haydns Claviertrios aus's Psund gekauft, in einer jener alten Andrüchen Ausgaben, die wegen ihrer vielen Drucksehler berühmt sind; er sand aber das Papier zu steis sür seine Würste und verkauste darum die Trios wieder an unsern Kapellmeister zum Selbstkostenpreise. Haydns reizende Trios waren damals noch nicht wieder in so vielen neuen Drucken verbreitet wie heutzutage, und ich kannte sie nur erst zum kleinen Theile. Heißhungrig warsen wir uns gemeinsam über den glücklich geretteten Schatz. Meine Frau übernahm das Clavier, ich die Geige, und Drobisch spielte das Violoneell — aus einer großen alten Kirchen-Bratsche, deren Griffbrett er kaum mit ausgespanntem Arm beherrschen konnte. Wir hatten Alles, was zu einer gemüthlichen Hausmusik gehört: eine schlechte Ausgabe, schlechte Instrumente, schlechte Spieler, aber prächtige Musikstücke, wir waren selig in dem selbstbereiteten Genuß und schwelgten in Entdeckersreuden bei jeder überraschenden Feinheit und Schönheit, die sich uns von Nummer zu Nummer neu erschloß. Es war gut, daß uns nur Drobischs Frau zuhörte, ein minder nah verwandtes Publikum hätte bei unserm Vortrage schwerlich mitgeschwelgt. Aber der gemeinsame Punkt der Verständigung war gesunden: zwei Musiksreunde brauchen nur erst einmal etliche Quartette oder Trios schlecht zusammen gegeigt zu haben, dann verstehen sie sich gleich.

Was ist besser: ein meisterhastes Tonstück mittelmäßig gespielt, oder ein mittelmäßiges meisterhast vorgetragen? Die Meinungen werden getheilt sein. Wer mehr mit der Phantasie hört, der wird von beiden Uebeln das erstere als das geringere vorziehen, wer mehr mit deni Ohre, das letztere. Drobisch war sein Lebenlaug gezwungen, die meisten seiner Compositionen überwiegend nur mit der Phantasie zu hören. Er konnte sich mit einem Größern trösten, der solches Schicksal noch weit weniger verdient hatte, mit Sebastian Bach. Und erging es nicht Beethoven zuletzt sogar noch schlimmer? Manche Musiker beweisen ihre Kennerschaft dadurch, daß sie zucken nnd ächzen und davon lausen, wenn ein Meisterwerk etwas mangelhast vorgetragen wird; ich aber denke in solchem Falle, jetzt will ich wie Bach und Beethoven hören und mir im Geiste hinzu museiren, was sehlte, und bleibe sitzen.

Drobisch huldigte der musikalischen Orthodoxie; kirchlich orthodox war seine Musik jedoch ganz und gar nicht. Darum wurde sie auch uach seinem Tode in den strenggläubigen sünsziger Iahren vom Kirchenchore verbannt. Er zählte zu jener Gruppe rationalistischer Componisten, welche, ursprünglich der Schule Ph. E. Bachs entsproßt, von Rolle und Schulz bis zu Schicht, Berner, Bergt, Schnabel, Schneider und Rink durch sast ein Jahrhundert sich behauptet hat. Wie es mit der Theologie dieser Männer stand, das weiß ich nicht, aber sie eomponirten alle rationalistisch; einige hatten einen ganz ähnlichen Bildungsgang wie Drobisch. Ihre Motetten und Psalmen wurden wol weniger in den Kirchen als in den Schulen, namentlich in Gymnasien und Lehrerseminaren des protestantischen Nordens gesungen, sie waren die Lieblinge der Schulmeister. Ihr technisches Vorbild wurde bald vielmehr Händel als Bach, Händel mit seiner schneidigen Melodie und seinen sestcn Contrapunkten; er war nicht so ties und hoch, nicht so überirdisch wie sein Zeit- und Ruhmesgenosse; allein er war so menschlich groß, so menschlich klar. Dazu lehnten sich die Späteren jener protestantischen Rationalisten auch an Haydn und Mozart, deren Kirchenmusik gar keine Consession predigte, sondern die Liebe und Andacht der gottvollen Humanität. Und doch hatte Herder, der Apostel der Humanität, kein Verstimdniß sür Haydns Schöpfung, weil sie ihm nicht alttestamentlich genug, weil sie ihm zu human war!

Drobisch war also kein Bachianer, er schöpste seine Formen weit mehr aus Handels, Mozarts und Haydns Musterwerken; auch in seiner persönlichen Ueberzeugung war er Rationalist. Demgemäß charakterisirt seine Kirchenmusik eine schlicht klare Empsindung, ein heller, weltsreudiger Sinn, der sich zu kindlicher Andacht erheben, aber auch stark zur Nüchternheit herabsinken konnte. Seine Musik grübelt nicht in den Geheimnissen des Daseins, sie nimmt Gott und die Welt von ihrer besten Seite, als ob es gar nicht anders sein könne. Liegt nicht auch Glaubenstreue in solchem Optimismus der Kunst?

Bemerkenswerth ist, daß der Protestant Drobisch zuerst durch seine katholische Kirchenmusik bekannt wurde. Sein erstes größeres gedrucktes Werk war eine dem Erzbischof von München gewidmete Messe, dazu erschienen bald seine populären kurzen Messen, viele Graduales und Ossertorien; er hat sogar drei Requiem eomponirt, und wenn der größere Theil seiner handschristlichen Werke der lutherischen Kirche gehört, dann gehören die meisten veröffentlichten der katholischen. Er betonte es gerne, daß seine Musik religiös und darum beiden Consessioneu gemeinsam sei.

An Toleranz sehlte es seiner Musik also nicht, es sehlte ihr aber an Melodie. Bei seinem ersten Oratorinm „Bonisaeins" (er schrieb später auch noch eine „Sündsluth") tadelte man, daß die Fugen zu groß gerathen seien und die Melodien zu klein. Darum machte er später die Fugen kleiner, aber die Melodie wurde nicht größer. Das Ursprünglichste wie das Dauerhasteste in aller Musik bleibt aber doch die Melodie. Ich meine jene Melodie, welche man nach einmaligem Hören mit nach Hause nehmen und nach acht Tagen noch singen und pseisen kann. Dies ist trotz alledem und alledem die Feuerprobe der Aechtheit. Denn ist die Melodie gar zu originell, so

behält man sie nicht, und ist sie zu trivial, so vergißt man sie wieder. Die dauernde Melodie steht zwischen Beidem in der Mitte.

Drobisch war absoluter Musiker nicht bloß angesichts der Consessionen, sondern auch angesichts der Poesie. Der Text seiner Gesangwerke galt ihm nur als die Leinwand, woraus er malte; darum vergriff er sich ost in der Wahl seiner Texte; er eomponirte die Worte, damit man sie nicht höre, und da es ihn unablässig zu eomponiren drängte, so nahm er auch mit schlechten Versen vorlieb, wenn er keine guten sand. Ich äußerte ihm einmal mein Bedenken, als er eben viel gute Musik an eine elende Dichtung verschwendet hatte. „Ich weiß wohl, daß das Gedicht elend ist," entgegnete er mir, „aber gerade darum habe ich so viel Musik dazu gemacht, ich habe es hinwegeomponirt."

Er war absoluter Musiker und doch stellte er die bedingte Musik, die voeale, hoch über die absolute, über die Instrumentalmusik. Er hat Quartette und Symphonien geschrieben, aber er warnte vor zu ausschließendem Componiren solcher Werke, weil dies den Tousetzer zur Schablone, zur bloßen Formarbeit verlocke. In Pleyels und Krommers Tagen wäre solch eine Warnung zeitgemäß gewesen, doch als Drobisch sie aussprach, pslegte sich schon längst Niemand mehr an Symphonien nnd Quartetten todtzuschreiben. Wenn er ein derartiges Werk setzte, dann nahm er im Geiste ein Gedicht zur Grundlage seiner Gedanken und sang sich Verse vor bei der Ersindung der melodischen Hauptmotive. So schrieb er eine Symphonie über ein Hölty'sches Lied und gerieth dabei, ohne es ansangs zu beabsichtigen, in bekannte Beethoven'sche Fußstapsen. Das Allegro hebt srohgemuth, sast muthwillig an, das Adagio wirst leicht verschwebende melancholische Motive dazwischen, im Finale aber wurde ihm das Lied, welches sortwährend in seinen Ohren geklungen hatte, zum wirklichen Chorgesang, der Chor sällt ein und singt coneertirend mit den Instrumenten: „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' uns Lenz und Iugend blüh'n!" Der moderne Musiker wird diese Idee sür eine Prosanation halten, sür eine unsreiwilige Parodie des Beethoven'schen Riesenwerkes, welches man wol hören, aber nicht nachahmen dars. Allein diese heiter gemüthliche Chorsymphonie war die Seelen-Aussprache des ganzen Mannes, sie war zugleich die Aussprache einer Zustimmung, die man nicht mehr begreist. Denn selbst Drobisch hatte die Symphonie stünzig Jahre zu spät eomponirt.

Die Kirchenmusik ist die Musik der Entsagung, und so war deun Drobisch sachmäßig an Resignation gewöhnt. Andere sreuen sich, wenn sie hören, daß sie berühmt sind, er sreute sich, wenn er vernahm, daß er doch nicht ganz vergessen werde, Die Mönche eines ihm selbst geographisch unbekannten österreichischen Klosters überraschten ihn mit einem vom Abt bis zum Laienbruder unterzeichneten Glückwunschbriese zum Geburtstag, den sie in Schillings musikalischem Wörterbuche ausgespürt hatten. Sie gratnlirten aus Dankbarkeit sür seine „kurzen Messen", welche die Freude des ganzen Klosters seien. Er war so stolz aus diesen Bries, wie Andere aus einen Orden und er durste es sein, denn jene kurzen Messen waren seine besten. In Leipzig erschien ein musikalischer Kalender, welcher statt der Heiligen-Namen aus jeden Tag den Namen eines berühmten Musikers setzte. Auch Drobisch hatte seinen Tag als Kalender-Heiliger bekommen; und obgleich Diener der Kirche, sreute er sich doch sehr über diesen prosanen Kalender, kauste ihn und zeigte ihn gern. Warum auch nicht? Es ist zwar schwer, 365 berühmte Musiker zusammenzubringen, und man muh da etwas weit ausgreisen; aber es ist doch angenehm, Einer der 365 zu sein. Und gar Mancher hatte seinen Tag weniger verdient als Drobisch.

Für Augsburg war sein vieljähriges musikalisches Wirken sehr ersprießlich, auch über die stüns Kirchen hinaus, allein er sehnte sich trotzdem nach einem größeren Arbeitsselde als Componist und Dirigent. Doch die Kirche hielt den Componistetl zurück und der Kircheneomponist den Kapellmeister. Er starb (1854) unter seinen Partituren, unter seinen geliebten, rein geschriebenen, rein gesetzten Notenblättern. Hätte ihn die Cholera nicht wie ein Meuchelmörder übersallen, so würde er bei seinem sriedlichen Beruse vielleicht ein hohes Älter erreicht und noch ebensoviele Jahrgänge Kircheneantaten geschrieben haben wie Sebastian Bach.

Aus der Bühne und im Concert wird eine kleine Summe Musik gemacht, von der Iedermann redet, die in den Zeitungen besprochen wird. Wir wären sehr arm, wenn diese Musik unsers öffentlichen Repertoires, wenn die Musik der herrschenden Musiker unsere ganze Musik wäre. Werden doch ungezählte Meisterwerke der größten Tonsetzer niemals össentlich gehört. Aber es gibt auch eine Musik des Hauses, eine Musik der unabhängigen Kenner und Kunstreunde, die fleißig da und dort gespielt und gesungen wird, von welcher keine Zeitung redet und selbst die Statistik des Musikhandels nur annähernd Kunde gibt; denn die geschenkten und ererbten „alten Noten" spielen dabei eine große Rolle. Sie vertheilt sich geographisch in räthselhaster Weise. Es gibt Meister und Ausgaben, die sast nur noch in die Kleinstädte und aus's Land, andere, die nur erst in die Musik-Hauptstädte verkauft werden. Drobischs Werke gehörten zur ersteren Gattung, Sie verbreiteten sich in Gesellschaftsschichten und Gegenden seitab vom lauten, öffentlichen Musiktreiben, und waren hier bei seinen Kennern hochgeschätzt. Ob sie da und dort uoch in Haus und Kirche

leben? ob sie bereits ganz vergessen sind? Ich weiß es nicht, aber es ist möglich; denn es gibt kaum einen Componisten, der nicht seine stillen Verehrer hätte; sand ich doch einmal einen Holländer, der nicht höher schwur, als bei Vanhalls Violintrios! Unser Musikleben, aus der Obersläche so grell beleuchtet von den herrschenden Parteien, ruht zu Dreivierteln im tiesen Dunkel. Und auch diese unbekannte Welt webt und schafft, still aber nachhaltig.

Drobisch war ein musikalischer Charaktertypus sür seine Zeit. Er trug die Vergangenheit in seine Gegenwart, vergaß darüber mitunter diese Gegenwart und wurde solgich auch von ihr weniger beachtet als er verdiente. Aber die kleinen Zwischensiguren neben den Helden — die episodischen Charaktere — machen das Drama erst sarbenvoll und lebenswahr, das Drama des Poeten sowol wie das größere Drama der Weltlmd Kunstgeschichte.

content-0032.png

Griechische Ausgrabungen.	
	1876—1877.
	von
Ernst Eurtins. <div>— Verlin. —</div>	

content-0034.jpg

^ der einzelne Mensch sein Gedächtniß hat, damit er sein Leben >als ein Ganzes auffasse und nicht gedankenlos in den Tag ^ hineinlebe, so hat auch die Menschheit ein Gedächtniß und es ist > die Ausgabe der Geschichtssorschung, die Lrinnerung vergangener Zeiten wach zu erhalten, zu läntern und nach Krästen zu bereichern. Kein Gebiet der Vergangenheit ist in gleichem Grade sür unsere heutige Bildung so wichtig und unentbehrlich, wie das hellenische Alterthum. Die sortschreitende Erkenntuiß desselben dars also nicht nur vom Studinn der alten Literatur allein abhängig bleiben, man dars sich auch nicht aus die Denkmäler beschränken, welche durch zufällige Umstände aus dem Untergange der alten Welt gerettet sind, sondern man muß selbstthätig vorgehen, um an den wichtigsten Pnnkten alter Geschichte den Boden zu össnen und dnrch methodische Nachsorschung neue Ausschlüsse gleichsam zu erzwingen, damit die lückenhaste Kenntniß der Vergangenheit ergänzt und eine immer zusammenhängendere Anschauung des hellenischen Alterthums erzielt werde. Diese Ueberzeugung ist immer lebendiger geworden, und in keinem Jahre hat sie sich kräftiger bezeugt, als in dem Jahre 1876. Das deutsche Reich, die archäologische Gesellschaft in Athen und Dr. Schliemann, welcher in der glücklichen Lage ist, aus eigenen Mitteln das leisten zu können, was in der Regel nur Regierungen und Gesellschasten möglich ist, haben wetteisernd an den wichtigsten Plätzen ausgraben lassen und srische Quellen urkundlicher Belehrung eröffnet. Iede dieser Ausgrabungen hat ihren besonderen Charakter und ihren eigenthnm liehen Reiz. Olympia ist ein Centrnm des griechischen Volkslebens und in jedem Monat kommen Kunstwerke und Inschristen zu Tage, welche aus bekannte Persönlichkeiten und Thatsachen der griechischen Geschichte ein neues Licht wersen. In Athen hat man ein Heiligthum des Asklepios an das Licht gezogen, von dessen Existenz wir nur eine slüchtige Erwähnung hatten, und in den Trümmern desselben ist ein reicher Schatz attischer Bildwerke und attischer Staatsnrkunden gesunden. Endlich ist es auch in Mykenai, derjenigen Stadt, wo sich, so weit menschliche Erinnerung reicht, aus europäischem Boden zuerst Macht entwickelt und Geschichte gestaltet hat, wieder lebendig geworden. In der selsensesten Ueberzeugung, daß in dem „goldreichen Mykenai" der alten Dichter die Goldschätze nicht spurlos verschwunden sein könnten, hat Schliemann den Boden geössnet; und eine Fülle von goldenem Schmuck, wie sie noch niemals zusammen gesunden worden ist, stieg aus dem Boden hervor, wo Agamemnon und Klytaimnestra gethront haben. Es ist natürlich, daß diese rasch gewonnenen Resultate den Eindruck einer Zauberei machten und daß die Kunde davon alle Welt elektrisirte, so weit sie diesseits und jenseits des Oceans an den Heroen Homers Antheil nimmt.

Was Olympia betrisst, so ist der ununterbrochene Fortgang der Arbeiten mit den wichtigsten Resultaten derselben Allen bekannt, welche sür diese Unternehmung ein Interesse haben. Die Werke zweier Meister hellenischer Skulptur, zweier Genossen des Pheidias, welche an einem der berühmtesten Tempelgebäude der griechischen Welt mit ihren Skulpturen gewetteisert haben, kommen nach und nach immer mehr zu Tage und wir können hossen, zwei der wichtigsten Giebelgruppen des klassischen Alterthnms der Hauptsache nach im Original wieder herstellen zu können, wie es bisher nur mit einem Giebel des aiginetischen Tempels möglich gewesen ist. Seit Beginn des Jahres ist namentlich der Kunstcharakter des Alkamenes, welchen die Alten in der Meisterschast plastischer Kunst den Zweiten nach Pheidias nannten, uns zum ersten Male lebendig geworden. Er stellt in kolossalen Marmorbildern die Hochzeit des' Peirithoos dar. Wilde Kentauren stören das Fest. Theseus kommt zu Hülse, um der rohen Gewalthätigkeit zu steuern. In leidenschaftlich bewegten Gruppen sehen wir jetzt die Frauen der Lapithen von den Unholden gesaßt, mit aller Anstrengung sich von den widerwärtigen Händen losmachen; wir sehen die schmerzvoll verzerrten Züge unterliegender Hellenen, sliehende Frauen mit zurückschlagendem Gewande — alles Nackte ist mit vorzüglicher Meisterschast gearbeitet, während sür die Darstellnng bewegter Gewänder die peloponnesischen Arbeiter nur mangelhaste Vorbereitung hatten. In den Metopen erkennen wir, wie die Peloponnesier vor der Einwirkung Athens arbeiteten, in den Giebelstatuen, wie die Modelle attischer Künstler im Pelopomtes ausgeführt wurden. Wir thnn also in das nationale Leben der hellenischen Kunst einen neuen Blick und nachdem sich die Wissenschaft einerseits mit den aiginetischen, andererseits mit den athenischen Bildwerken aus das Eingehendste beschäftigt hat, strömt uns nun eine Fülle von neuem Stosse zu, um die kunsthistorische Forschung anzuregen und zu sördern.

Den Hauptschmuck von Olympia bildete die unabsehliche Fülle von Erzbildern. Die große Masse derselben ist systematisch vernichtet worden, was um so leichter war, da sie aus niedrigen Postamenten standen nnd das Erz der antiken Bildwerke sehr dünn war. Wir müssen uns also zusrieden stellen, wenn wir von wichtigen Denkmälern nur Basis nnd Inschrist sinden, und unr in den seltensteu Fällen ist von dem Kunstwerk selbst ein erkennbarer Rest übrig. Ein besonders günstiger Fall war es also, als man vor der Ostsronte des Tempels die Basis ausgrub, aus welcher die Bürger von Eretria in Euboia dem Zeus einen schreitenden Stier ans Bronee ausgestellt hatten, und aus der Basis in merkwürdiger Erhaltung das eine Ohr des Stieres sand, das zusällig der Zerstörung entgangen war. Auch ein Horu wurde noch gesunden. Der Stier war bald nach den Perserkriegen geweiht, zum Dank an den Jeus sür die glücklich gelungene Abwehr des Feindes. Der Pslugstier war ein Symbol des Ackerbodens, der nun wieder sreies Eigenthum der Bürger geworden war. Ganz in der Nähe sand man die Basis, ans welcher der Athener Kallias stand, der 470 v. Chr. im Ringkampse gesiegt hatte, ein Werk des Mikon. Kallias gehört einer der bekauntesteu Familien seiner Vaterstadt an; er war persönlich in ihre Geschichte verslochten; Mikon aber war eine der berühmtesten Persönlichkeiten in der Künstlergeschichte. Denn er war ein Zeitgenosse Polyguots, des Meisters aus Thasos, der den großen Stil der historischeu Malerei in Athen begründet hat. Mikon schloß sich ihm neidlos an lmd malte mit ihm in der Markthalle zu Atheu; er gab sich ganz der neu ausblühenden Kunst hin; — nnr ein plastisches Werk kannte man von ihm und dies war gerade das Standbild des Kallias. So treten uns hier lauter bekannte Thatsachen und bekannte Persönlichkeiten entgegen, und wenn wir von den Kunstwerken auch nur die in der Obersläche der Basis sichtbaren Fußspuren übrig haben, aus denen wir Größe und Stellung der Figur erkennen können swie untergegangene Thiergeschlechter im Thon ihre Fußspuren zurückgelassen haben, aus denen die Paläontologen die Beschassenheit derselben zu erkennen vermögen), so ist doch jeder Fund dieser Art anregend und lehrreich. Wir seheu Urkunden vor uns, welche an geschichtliche Thalsachen anknüpsen, und die uns die Schrittweise in bestimmten Zeiten des Alterthums anschaulich bezeugen. Ieder Fund der Art süht uns mitten in das Alterthnm hinein, und wirst Licht aus die verschiedenen Seiten des antiken Leben».

Die zweite wichtige Ausgrabnngsstätte ist die Südseite der Akropolis. Während in Olympia Künstler und Kunstwerke aus allen Theilen Griechenlands, Italiens und Sieliens zu Tage kommen, besinden wir uns hier im Herzen von Athen, in der Altstadt, der eigentlichen City, und obgleich die Akropolis seit 125 Jahren als der wichtigste Platz des klassischen Alterthums erkannt und aus das Sorgsältigste durchsorscht worden ist, so sind doch die Abhänge derselben, an welche die ältesten Heiligthümer sich anschlossen, bis heute gänzlich unersorscht geblieben; ja, sie sind bei der Reinigung der Burgsläche durch die von oben herabgestürzten Schuttmassen mehr und mehr entstellt nnd verhüllt worden. Strack hat dnrch Ausdeckung des Theaters sl862) zuersk deutlich gemacht, was sür Ueberreste alter Kunst, welche man sür gänzlich verloren erachtet hatte, wohlherhalten unter der Schuttdecke ruhen. Die archäologische Gesellschaft in Athen, deren Seereträr Stephanos Kumanudes ist, der Einzige unter den Neugriechen, welcher aus dem Gebiete der Alterthumswissenschast mit unverdrossenem Eiser und voller Sachkenntniß arbeitet, hat nun den Entschluß gesaßt, den ganzen Burgselsen von seinem Schutt zu reinigen und die Wege, welche ihn umgürten, sowie die Terrassen mit ihren Gründungen an das Licht zu ziehen. Dieses großartige Unternehmen, welches, im Laus des vergangenen Sommers an der Südseite begonnen wurde, hat Resnltate von außerordentlicher Wichtigkeit geliesert.

Die Funde sind zwiesacher Art. Erstens sind es Denkmäler, welche aus der Burg ausgestellt waren und von oben herabgestürzt sind. Dazu gehören besonders einige Inschriststeine, welche zu den ansehnlichsten aller aus uns gekommenen Staatsurkunden gehören. Unversehrt ist daselbst der Staatsvertrag zum Vorschein gekommen, mit welchem der Ausstand Euboias im Jahre 446/5 unter Perikles' Leitung beendett wurde. Wir haben aus diesen unschätzbaren Steinen den Wortlaut des Eides, durch welchen sich die Bürger von Athen und die von Chalkis gegenseitig verpflichten. Es ist ein Verhältniß unbedingter Unterthäuigkeit, in welches die abtrünnige Stadt von Neuem tritt; die Athener sind aber beslossen, nm den allen Hellenen gemeinsamen seinen Sinn sür Recht nnd Gesetz zu schonen, die Gewaltherrschast, welche sie über die Inseln ausüben mußten, wenn sie ihre Macht ausrecht erhalten wollten, in gesetzliche Formen zu kleiden, so daß ein Verhältniß gegenseitiger Rechte nnd Pslichten sich ergab. Hier lernen wir auch die Gerichtsversassung athenischer Insel- und Küstenreiche genauer kennen und sehen, daß die Gerichtshose der Reichshauptstadt ursprünglich nur in peinlichen nnd össentlichen Proeessen als Appellationsinstanz sür die dem Reiche angehörigen Kleinstaaten gelten sollten. Man begreist, wie des Thukydides kurze Worte über die Besiegung der Chalkidier in dem genannten Jahre durch eine solche Urkunde erläutert und wie die politischen Gedanken des Perikles dadurch ausgeklärt werden.

Während uns diese Urkunde in die Zeit des älteren Seebnndes hineinsüht, ist eine zweite, daneben gesundene, ein wichtiges Doenmeut sür die Geschichte des neuen Seebundes ans dem Jahre 362/1 v. Chr. und enthält einen Vertrag, welchen Athen als Vorort dieses Seebundes mit einer Gruppe peloponnesischer Staaten schloß. Der Urkundenstein ist nach attischer Weise durch ein Relies geschmückt, das gleichsam als marmorne Titelvignette Jeus, den Hüter aller rechtlichen Ordnungen, den Peloponues und Athena darstellt.

Diese Steine sind zufällig aus dem Ausgrabungsselde gesunden. Wichtiger noch ist die Freilegnng des Bodens und die Aussindung der alten Burgterrassen. Denn jetzt erst hat man von der südlichen Felswand, welche durch sormlose Schutthalden gänzlich entstellt war, eine Anschauung erhalten. Ietzt erst sehen wir wieder die mit größtem Auswand von Zeit nnd Mühe sanber geglätteten, senkrecht aussteigenden Felswände sich stolz erheben, um aus ihrem Haupte die Marmortempel zu tragen; die Gestalt der Akropolis, wie sie von Süden gesehen wurde, ist nach Entsernung einer schmutzigen Verkleidung von Neuem wieder sichtbar geworden.

Unter dem Felsen zog sich eine breite Terrasse hin mit einer dichten Reihe heiliger Stistungen. Von denselben ist bis jetzt nur eine vollständig zu Tage getreten und auch diese ist von späterer Zuthat noch nicht hinreichend gereinigt. Man hat nämlich bei der Ausbreitung des Christenthnms in den klassischen Ländern kein anderes Mittel gehabt, um den Cultus der Hellenen gründlich zu ersticken, als daß man die Stätten der srüheren Götterverehrung mit neuen Altären, Kapellen und Kirchen bedeckte. Dabei wurden die alten Quadern neu versetzt, die alten Fußböden neu überdeckt, griechische Bild- und Christsteine an verkehrten Orten eingemauert; kurz, durch mehrschale Umwälzung des Vorhandenen pslegt eine so gräuliche Verwirrung zu entstehen, daß es die schwierigste Ausgabe ist, das Ursprüngliche herauszuerkennen und eine Geschichte der Baulichkeiten geben zu können. Dies muß besonders denen gesagt werden, welche den Ausgrabungen serner stehen und sich leicht die Vorstellung machen, als wenn die wissenschaftlichen Ergebnisse sosort klar und reinlich vor Augen lägen, so daß man sie wie gediegenes Gold gleich als Münze geprägt in Umlaus setzen könnte.

Was im lebendigen Felsen gegründet und ausgearbeitet worden ist, kann immer als das Ursprüngliche angesehen werden. So auch hier die senkrecht abgeschräste Felswand, welche dazu diente, den Terrassen ebneren Raum zu schassen und ihren Heiligthümern einen würdigen Hintergrund zu geben; serner ein im Felsen sorgsältig ausgehauener Rundbau, aus dessen Boden Wasser sich sammelte, das aus dem Gesteine durchsickerte. Diesem Wasser, welches sich an verschiedenen Stellen sammelte, wurde eine heilige Bedeutung und eine heilsame Wirkung zugeschrieben. Daran knüpte sich der Dienst des Asklepios und der Hygieia. Die Priester des Asklepios versahen auch hier das Amt von Aerzten. Man erkennt ein kleines Heiligthum des Gottes mit einer dem Burgselseu parallel lausenden Halle; man erkennt die Terrasse mit dem Brunnen, aus welcher die Brunnengäste wandelten, nnd ein sehr alter Inschriststein bestimmt die Grenze des Brunnens, welche nicht ohne Erlaubniß überschritten werden durste. Es sind auch Inschriften gesunden, welche von Wiederherstellung und Vergrößerung der Heilanstalten Zeugniß geben. Lebendiger aber als alle Grundmauern und Inschriststeine belehren uns die zahlreichen Reliess über die Bedeutung dieses Platzes. Da sinden wir Steinpseiler, die im Heiligthume ausgestellt waren, mit dem Namen des Weihenden und Denkmäler der Heilung. In der Vertiesung eines Steins saß noch an alter Stelle die aus parischem Marmor gearbeitete Stirn einer Frau mit dem Ansatz der Nase. Die Augensterne sind aus sarbigen Steinen kunstvoll eingesetzt, der ganze Stein hatte einen milden Farbenton. Es ist die erste Fran von Alt-Athen, welche uns mit ihren dunkeln Augen lebendig anschaut. Es war die Frau des Praxias, welche in einer Augenkrankheit bei dem Gotte Hülse suchte und sand. Der glückliche Gatte stellte seinem Gelübde gemäß den Denkstein mit dem Stirnbilde im Asklepieion aus. Der größte Theil der Weihgeschenke besteht aber in Reliess. Hier sehen wir in herrlichen Marmorbildern den Gott Asklepios thronend, dem Zeus ähnlich, wie er aus dem Parthenonsriese sitzt, mit anderen Gottheiten vereinigt und von dankbaren Menschen umgeben, welche Opser nnd Geschenke darbringen. Und den Gottheiten ist Hygieia die nächste Genossin. Sie steht vor ihm in kräftiger Gestalt und sester Stellung, gleichsam das Wesen der Gesundheit ausdrückend. Wie Pythia neben Apollon steht, so scheint sie den Willen des Gottes zu ossenbareu und seinen Segen den Menschen zu vermitteln; auch hinter dem Throne des Gottes erscheint sie wie eine Priesterin. Die Aussassung der Hygieia, wie sie bei den Athenern volksthümlich war, wird uns erst jetzt recht bekannt. Sie bleibt aber nicht allein. Athena erscheint neben ihr, die Burg- und Stadtgottfleit, die bei allem Segen, der ihren Athenern zufließt, theiligt ist; auch Demeter. Die Daukgebete richten sich auch an den Gott des Schlass, den milden Hypuos, den von den Göttern gesandten Vorboten der Genesung. Die Anbetenden treten in der Regel als Familie aus, wie die Donatoren vor Madonnenbildern, denn die Heilung des Einzelnen wird als Segen des Hauses ausgesaßt. Hie und da kommt auch ein Einzelner vor nnd zwar mit einer spitzen Filzmütze bedeckt. Das war die Lazarethkappe, die er in der Klinik des Heilgottes getragen hat. So tauchen ans wüstem Schutte die lebensvollen Bilder des Alterthums aus und machen uns die alte Welt in den Beziehungen anschaulich, welche in der literarischen Ueberlieserung zurüctreten.

Während in Olympia und Athen Alles, was gesunden wird, an bekannte Thatsachen und Gottesdienste sich anschließt, denkt bei dem Namen von Mykenai Alles an solche Verbältnisse, welche jenseits der eigentlichen Geschichte des hellenischen Volkes liegen, welche aber, weil sie mit Homer zusammenhängen, unser Gemüth in ganz besonderer Weise anregen und unsere Phantasie in Thätigkeit versetzen. Denn welchen Reiz hat es nicht, wenn über eine Vergangenheit, die nur in poetischer Ueberlieserung nachklingt, über eine Epoche, in welcher asiatische und europäische Cultur sich noch gar nicht geschieden hatten, über die Zeit des Achill und Agamemnon, eine neue Kunde in Metall und Stein aus tieser Grabesnacht hervorsteigt!

Es gab schon im Alterthume eine Zeit, wo die eigentliche Geschichte Griechenlands ganz vergessen schien und das Land nur als der Wohnsitz homerischer Helden das Interesse anregte. So war es um die Zeit des Kaisers Augustus, als Strabon sein großes Werk über die bekannten Länder der Erde schrieb; er solgt in Hellas nur den Spuren des homerischen Epos. In ähnlicher Weise saßt auch Dr. Schliemann die griechische Welt aus. Auch ihm ist Homer der Mittelpunkt derselben und mit einem bewunderungswürdigen Feuereiser setzt er seine Mittel daran, um allen Ansechtungen moderner Kritik gegenüber die volle Realität der in dem Epos sich spiegeluden Welt zu erweisen.

Mykenai war in dieser Beziehung ein viel dankbarerer Bvden, als Ilion. Denn die Lage von Ilion ist und bleibt eine bestrittene; über Mykenai aber herrscht kein Zweifel. Die alten Wappenhalter stehen noch heute unverrückt über dem Löwenthor, und denselben Mauerkreis, in welchem Schliemann gegraben hat, betrachteten schon die Zeitgenossen des Perikles und sragten sich zweiselnd, ob in diesem engen Mauerringe wirklich ein so mächtiger Dynast, wie Agamemnon war, gewohnt haben könne. Thukydides wies diese Zweifel zurück, indem er geltend machte, daß in der Burg nur die Fürsten mit ihren Gesolgeschaften gewohnt hätten, die Stadt aber draußen gelegen habe.

Bis jetzt kannte man nur in der Unterstadt Gebäude, welche von der stolzen Pracht des heroischen Fürstenthums zengten, jene unterirdischen Kuppelbauten, welche, wenn auch durchaus noch nicht ganz erklärt, doch am wahrscheinlichsten als Fürstengräber angesehen werden. Schliemann hat ein zweites Gebäude dieser Gattung ausgedeckt, aber, da es ihm keine Schätze lieserte, gab er diese Ausgrabung aus und ging aus die Burg, wo er

mit glücklichem Takte eine kleine Terrasse rechts oberhalb des Löwenthors zum Schauplatze seiner Nachsorschungen machte. Hier sand er nun innerhalb eines kreissörmigen Steinringes jene süns neben einander in den Boden senkrecht eingetriebenen Schachte, aus denen nach und nach die wunderbare Fülle ungeahnter Schätze hervorgezogen wurde, welche wie ein wiedergesundener Nibelungeuschatz alle Welt in Ausregung versetzte.

Die Gegenstände sind, wie bekannt, sehr verschiedenartig. Erstens eine Masse von Thongeschirr; Alles im ältesten Stil, mit Linearornamenten verziert, mit Thiersignren und einzelne auch mit schablonenNord und Lud, I, l. 7>

artig ausgetragenen Kriegergestalten, welche mit Schild und Speer hinter einander schreiten. Diese ganz oder in Scherben erhaltenen Thongesäße entsprechen denjenigen, welche neuerdings in Rhodos, Kypros, Attika :e. gesunden sind; es sind Produete einer handwerksmäßigen Thätigkeit, in welcher sich noch kein hellenischer Kunststil ausgebildet hat. Ferner sand sich eine Masse von kleinen, rohen Göttersiguren aus Thon, mit Farbe bestrichen, namentlich weibliche Idole, bei denen anstatt des Arms zwei Sicheln von den Schultern ausgehen. Es sind Gestalten, welche mit großer Wahrscheinlichkeit aus den Cultus einer alten Mondgöttin bezogen werden. Drittens Reliesplatteu aus dunkelm Steine, deren Felder mit Wagenlenkern, Kriegern, Thierbildern und Ornamenten angesüllt sind. Es ist slache, rohe Arbeit, welche in mancher Beziehung ml die in Bologna gesundenen Grabsteine erinnert. Diese Gegenstände sind dem Anscheine nach alle gleichartig nnd einer Zeit angehörig, welche der hellenischen Kunstentwicklung vorangeht.

Anders ist es mit den Metallgegeständen, namentlich mit dem Gold. Unter der Masse des Goldes besinden sich schwere Ringe, kleine Thiergestalten aus massivem Metall, welche dem assyrischen Stil entsprechen, wie er sich auch in den Münzen der lydischen Könige zeigt, Petschaste mit eingeschnittenen Compositionen, namentlich Iagdbilderu von acht orientalischem Gepräge. Diese Gegenstände sind alle durch die Feinheit und blaßgelbe Farbe des Goldes, durch solide Arbeit und charakteristischen Stil ausgezeichnet. Daneben sindet sich eine große Menge von Goldarbeiten, welche einen andern Charakter haben. Das Material scheint weniger rein zu sein und zeigt hie und da eine kupsrige Farbe.. Es ist mit großer Sparsamkeit verwendet und dient vielsach dazu, werthloses Material, z. B. Knochen und Holz, mit dünner Schale zu umkleiden. Es sind Geräthe und Schmuckgegenstände der verschiedensten Art, roh und stillos gearbeitet, wie die großen, eingeschlagenen, runden Buckeln an Gürteln und Spangen. Man sindet auch Silbergesäße mit vergoldeten Ringen ans Kupser; man erkennt eine Zeit, in der es an Gold sehlte, und wo dennoch Kleider, Geräthe, Wassen als golden erscheinen sollten. Daher dieser Flitterstaat mit Goldblech, wie er sich in den vergoldeten Schwertgrissen und den vergoldeten, runden Knöpsen zeigt, welche zu Hunderten gesunden worden sind. Endlich die Trinkgesäße aus dünnem Goldblech, Becher mit angenieteten Henkeln und angelötheten Füßen, welche ganz die Form griechischer Becher und Schalen haben. Aber diese Gesäße, welche ursprünglich sür Thon ersunden sind, erscheinen nicht in ihrer reinen Gestalt, sondern die Formen sind entartet und erschlafft, so daß man bei ganz unbesangener Betrachtung eher au eine uachhellenische, als eine vorhellenische Kunstperiode denken muß. Auch die Gesichtsmasken haben einen vollkommen stillosen Charakter. Ebenso in einer Menge von Ornamenten zeigen sich Formen und Muster, welche in dem vorhellenischen Formen« system asiatischer Kunst keine Analogie haben nnd mehr dem entarteten Stil einer Zopszeit entsprechen möchten.

Wären diese so verschiedenartigen Gegenstände nicht zusammen gesunden, so würde wol Niemand daran denken, dieselben sämmtlich einer und derselben Zeit zuzuschreiben; man würde sie vielmehr in eine vorhellenische und eine nachhellenische Masse sondern. Es sragt sich also, wie weit die gemeinsame Fundart jeden Gedanken an eine solche Scheidung der Fundobjeete unbedingt ausschließt, und dies ist eine Frage, welcher sich die Wissenschaft nicht entziehen dars.

Wenn in einem wohlverschlossenen nnd unberührten Felsgrave eine Gruppe von Wassenstücken, Geschirren und Geschmeiden gesunden werden, so gibt das Inventar des Grabes, wie man mit vollem Recht voraussetzt, das Culturbild der Zeit, welchem der Bestattete angehört. Anders ist es mit einer offenen Burg. Ans sast allen Burgen von Hellas sinden wir Spuren mittelalterlicher Bauten, über welche keine weitere Tradition vorliegt. Mykenni, eine der bestgelegenen und besterhaltenen griechischen Palnokastra und zwar in einer Landschaft Griechenlands, welche im zwölsten und dreizehnten Jahrhundert bekanntermaßen der Sitz einer reichen und mächtigen Dynastie war, wird schwerlich unbenutzt geblieben sein. Dies ist aber keine bloße Voraussetzung; denn es sinden sich innerhalb des ManerringS, unmittelbar bei der Fundstätte, Mauerreste späterer Zeit und innerhalb der Grabstätten hat sich, drei Meter ties, eine Menge von Münzen gesunden, Kupsermünzen, welche im Allgemeinen als Münzen der makedonischen Zeit bezeichnet werden. Eine genauere Prüsung ist noch nicht vorgenommen.

Also, die Thatsache steht sest: Die Geschichte von Mykenai schließt nicht, wie man bisher angenommen hatte, mit dem Jahre 468 v. Chr., dem Jahre der Zerstörung durch die Argiver. Wie Tiryns diese Katastrophe überlebt hat, so auch die Burg des Agamemnon. Mykenai ist von Neuem eolonisirt worden. Dies hat Nr. Schliemann sosort mit richtigem Blick erkannt und in seinen Briesen an die Times ausgesprochen. Die Stadt ist in makedonischer Zeit und, wie die Ueberreste am ganz schlechten Gemäuer, die sich bei der Grabstätte sinden, bezeugen, auch in viel späterer, byzantinischer Zeit bewohnt gewesen. Die Felsgruben selbst sind keine hermetisch verschlossenen Ränme gewesen, wie die Münzen beweisen.

Was nun die Art der Bestattung betrisst, so tritt nns hier vielerlei entgegen, was mit dem bis jetzt bekannten Charakter der Gräber des homerischen Zeitalters nicht in Uebereinstimmung steht. Der hohe Grabtügel sehlte, das Kennzeichen von Heroengräbern. Der Ring, welcher sich eanalartig um die Grabstätten zieht, hat in seinem Steinschnitt nnd seiner ganzen Beschaffenheit nichts Alterthümliches. Aus Leichenverbrennung hat man aus Aschenresten geschlossen; doch haben die Leichen unverbrannt unter dem Schutt gelegen und die seltsamen Gesichtsmasken passen doch auch nicht zu der homerischen Sitte der Leichenverbrennung. Mitgabe von Waffen und Geräthen aller Art entspricht der ältesten Sitte, aber eine Anhäusung von zwanzig bis dreißig Kupserkesseln in einem Grabe ist in der That besremdlich. Die Gräbersorm selbst ist eben eine solche, die im Alterthum, wenigstens bis jetzt, noch nie vorgekommen ist. Wir erwarten, nach den bisher vorhandenen Analogien, innerhalb einer engen Fürsteuburg überhaupt keine Gruppen vou Gräbern zu sinden und würden vielmehr geneigt sein, solche sechs Meter tiese viereckige Felsgruben sür versteckte Aufbewahrungs- und Vorrathsräume zu halten, welche innerhalb des Burgrings ihre richtige Stelle hatten.

Diese Bemerkungen sind zunächst nur geeignet, das Räthselhaste, welches sich an den Fund von Mykenai anschließt, zu vermehren. Aber man muß diese Gesichtspunkte in das Auge sassen, um sich das Urtheil srei zu bewahren und sich nicht von vornherein in eine Ansicht gesangen zu geben. Das hohe Alterthum von Mykenai ist nns durch Schliemanns Entdeckungen zweisellos in neuer Weise lebendig geworden; der Anschluß der heroischen Zeit an asiatische Kunst von Neuem bezeugt und dadurch sür die älteste Culturperiode Griechenlands neue Anschauung gewonnen. Aber es bleibt noch die Frage offen, ob wir ein ungemischtes Culturbild des homerischen Zeitalters vor Augen haben, oder ob auch hier, wie sast aus allen Plätzen klassischer Geschichte, Uraltes und Spätes durch einander gekommen ist. Darüber kann erst geurtheilt werden, wenn da> ganze Material vollständig vorliegt und durchgeprüft werden kann. Da? ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen und die Photographien werden dazu auch nicht ausreichen.

Das sind die drei Ausgrabungen aus griechischem Bodeu, deren Ergebnisse das Jahr 1876 zu einem der sruchtbarsten sür die Alterthumswissenschaft gemacht haben. Zwei derselben sind in vollem Gange; die dritte ist einstweilen unterbrochen, alle drei werden auch in dem neu begonnenen Jahre die Wissenschaft södern und bereichern.

Athen, Ende Februar.

content-0035.png

Distichen
aus dem wintertagebuch.
voll
«kmanuel Geibel.

content-0037.png

!eber die zackigen Giebel der Stadt hängt brütender Nebel
Düster herab, es erschließt kaum noch die Wimpern der Tag.
! Drunten, gedämpft vom Schnee wogt sacht da« Getriebe der Gaffe,
Nur undeutlich heraus dringt der verschleierte laut.
Selbst die metallene Stimme des Thurms ruft heiser die Stunden,

Stockend, als schickte die Zeit stille zu stehen sich an.
Trauriges Zwielight rings! Aus Knab' und entzünde die tampe!

Kommt ihr VUcher! Die Welt dunkelt, so slucht' ich zu euch.
Dich heut wähl' ich vor allen, Horaz: mit lächelnder Weisheit

Last du des Trübsinns Vann oft mir gelöst wie ein Freund. Größere kenn' ich, als dich; doch gerecht sür jegliche Stimmung, Wie du den Knaben ersreut, bliebst du dem Alten getreu.
s)b dich viele geschmäht, Euripides, neben den Vesten
Sei mir im bakchischen Kranz, mächtig Erregter, begrüßt!
Preis' ich gewaltiger Aeschylus auch und Sophokles schöner,
Dein Zeitalter des Kampss spiegelte Keiner, wie du.

Nimmer gelingt's dir, Freund, uns Viudars lied zu beleben,
Wie's in Vlympias Hain einst die Hellenen ergriff.
Zwar wir erbau'n uns noch heut an dem Tiessinn seiner Gedanken,

Spüren des Fittichs Schwung, der den Aegeisterten trug,
Ahnen die Rhythmengewalt der sich kühn aufthürmenden Worte,

Aber der reine Genuß bleibt uus aus ewig versagt,
Was ein lebendiger Schatz ihm war und ein Vorn der Empfindung,

Ward zum dunklen Geweb srostiger Namen sür uns;
Pslückt' er doch seinen Gesang vom blühenden Vaume des Mythus,

Und kein sorschender Fleiß weckt den erstorbenen aus.
Milton däucht mir der Vriten j)oeti der gewaltige Shakspeare
Jst der germanischen Welt eigen, so weit sie sich dehnt.

content-0038.png

II.

Einsam trauert Apoll, Wann denkt noch seiner ein Jüngling?

Heute beherrscht den Parnaß plutus, der blendende Gott.
Siehe, mit Schausel und Aarst, kalisornische Minen zu wühlen,

Nach dem entheiligten Verg zieh'n sie begehrllich hinaus.

Deutsche Muse, du weinst? — „Einst war ich die Tochter des Himmels
Euern Dichtern; ein Fest bracht' ich, sobald ich erschien.

Jetzt im Gewände der Magd, aus der Stirn unwürdige Tropfen,
Muß ich um schnöden Gewinn sröhnen im (!)ualm der Fabrik."

Seit der Gewinnantheil euch zufiel, treibt ihr das Dichten

Nur als Geschäft noch und bringt was dem Philister behagt:

Possen und schlüpsrige Spaße, versetzt mit moralischer Rührung,
Vder aus Stelzen dahin klappernde dürre Tendenz.

Freilich, der Casse gedeiht's und ihr schafft euch jedes behagen,
Aber ein lorbeerblatt trägt das Gewerbe nicht ein.

Vringt mir das tustspiel nichts, als ein geistlos Vild des gemeinen
lebens, was brauch' ich darum erst ins Theater zu geh'n?

Episch ist sertige That; der Dramatiker zeigt den Entschluß nus,
Wie er im Kampse der Vrust reift und zur Handlung erwächst.

Ties zu erschüttern vermag nns ein bürgerlich Drama, doch bleibt ihm
Eines versagt: das Gemüth wieder vom Druck zu besrei'n,

Weil nns die Nähe des Stoffs zudringlich beklemmt, und im engen
Kreise dem Helden der Raum sehlt zu erhabenem Fall.

content-0040.png

Wenn ans vergangener Zeit ein Geschick uns der tragische Dichter vorsüht, sorm' er den 3roff srei, wie die Muse gebeut.

lebt in sich selber das Werk, so mag's der historische Kritttler Immer bemängeln, der Kunst bat es Gentüge gethan.

Züchtig und klar ist die Kunst: ihr sucht sie im tausche der 3inne; Wenn euch der Schwindel ergreist, glaubt ihr begeistert zu sein.

Weil dir die Nerven der Dust austachelt des spanischen Psefsers,
Trägt er deswegen den Sieg über die Rose davon?

Gb dich ein Genius süht, nicht weiß ich's. Aber ein Dämon
Hat dich die 3chwächen der Zeit meisterlich nnYen gelehrt.

Wer den beklemmenden Dunst im Gewächshaus lange gesogen,

Athmet erauickt ties aus, tritt er hinaus in den Mai, Also athmet' ich aus vom Druck mustkalischer Sticklust, Als du, Figaro, jüngst wieder vorüber mir zogst.

III.

^?ei mir begrüßt, o klingender Frost, du bringst uns die Soune

Wieder zurück; tiesklar wölbt sich das schimmernde i5lau; Siehe, da drängt sich die Jugend hinab zur spiegelInden Eisbahn,

Welche des Nordwinds Hauch über der Tiese gebaut. Aus der gediegenen Flut welch buntes Gewimmel! Es wiegt stch

Weithin kreisend die 3chaar ans dem beslügelten 3tahl. Wie sich suchen und fiieh'n! Hell stattern die Schleier der Mädäien,

Wo sich die lieblichste zeigt, stürmen die Jünglinge nach. Zaghast nahe dem User versucht sich der minder Geübte,

Doch in die Weite des Sees lockt es den Meister hinaus.

Ueber dem Spiegel von Eis am Hang lehnt sitzend ein schlankes

Mädchen, sie hat das Gewand eben zum tause geschürzt; vor ihr kniet dienstsertig ein Knab' und mit glücklichem lächeln

Schnürt er den blanken Kothurn ihr an den zierlichen Fuß. Welch anmuthiges Vild, wie sie sreundlich zu ihm sich herabneigt,

Daß ihr Vdem das Haar sanst ihm, das lockige, streift, Während er treu sich bemüht, kunstmäßig die Riemen zu schlingen,

Und den gehobenen Fuß sast mit den tippen berührt. Zögernd wend' ich mich ab und gedenk' im erinnernden Herzen,

Wie ich den reizenden Dienst einst Melusinen gethan.

Jn das verschneite Gefild mit stattlich besiederten Rappen

Fliegt von Schellengeläut klingend der Schlitten hinaus.

Fernbin blitzt das Metall des Geschirrs und die Vließe der Pardel,

Prächtig mit Purpur gesäumt, bläh'n sich gehoben im Wind.

Aber die Jungsrau schmiegt an den Freund sich mit brennenden Wangen,

Der das erles'ne Gespann krästig und sicher beherrscht. Eros slattert den Rossen voraus und im gastlichen Forsthaus

Für das begünstigte paar deckt er den Tisch am Kamin.

Kahl steht jeglicher Strauch, doch läßt uns der Winter die Rosen,
Die er der trde geraubt, seurig am Himmel erblüh'n.

Sieh, welch seliger Glanz ans den lodernden Gärten herabströmt!
Ueber das silberne Feld slutet ein purpurner Dust

Und der entblätterte Wald, vom Rauhreis zierlich nmfiedert,
Glüht, in den Schimmer getaucht, roth wie Torallengeäst.

IV.

freilich verdammt ihr mit Fug den poetischen Dilettantismus,

Aber bedenkllicher scheint euer politischer mir; Denn das Regieren verlangt wie das Dichten den Meister: es wirkt nur

Weiter ein thöricht Gesetz, als ein versehltes Gedicht.

Nichts ist so ganz nur verhaßt, als verstimmt hochmüthige Trägheit, Wenn dir die Krone gebührt, geh und erobre sie dir!

Aber vermagst du es nicht, so laß dein Schmollen und Zaudern, lern' in bescheidenem Kreis tüchtig und thätig zu sein!

Unglückselig Geschick, daß sich meist in brennendem Ehrgeiz

Grade das halbe Talent an das Erhabenste wagt! Nach der ambrosischen Frucht wie Tantalus streckt es die Hand aus:

Aber der Zweig ist zn hoch, aber der Arm ist zu kurz.

„Vester, ein Sträußchen stür mich!" Da mäht er den Anger und schüttet
Unkraut, Vlumen und Gras hoch mir von. Karren vor's Haus.

Freilich zum Strauße genügt's. Doch wüßt' ich besseren Dank ihm,
Hätt' er sich selber und mir leichter die Freude gemacht.

Nicht zu srüh mit der Kost buntscheckigen Wissens, ihr lehrer,
Nähret den Knaben mir aus; selten gedeiht er davon.

Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen,

Euer Verus ist ersüllt, wenn er zu lernen gelernt.

Unsichtbar, wie das Waffer den Vaum von der Wurzel zum Gipsel
Tränkt und jeglichem Zweig Vlätter und Vlüten erweckt,

So durchströme mit Krast dem innerstes leben der Glaube,
Doch man erkenn' ihn nur an der gezeitigten Frucht.

content-0041.jpg

«spanisches bringt mir die Vost? — Was seh' ich! Die eigenen lieber Sind'?: im eastilischen Vers staunend erkenn' ich mich selbst.

Was ich als Jüngling sang, wie vertraulich zugleich und wie sremd doch
Grüßt es mich hier und erscheint srischer und zierlicher sast,

Wie mein Tochterchen jüngst, zum Faschingsballe gerüstet,
Jn des Zigeunergewands Füttern mir doppelt gefiel.

harmlos wars ich hin, ihr Gesänge der Jugend, und immer

Vlieb mir ein Räthsel die Gunst, die man so reich euch gewährt: Denn leichtwiegend erscheint ihr zumeist dem gereisteren Urtheil,

Nur im melodischen Hauch schwebt ihr gesällig dahin.
Aber ich dars mich rühmen, daß nie der Ersolg mich verblendet,

Daß ich des Kranzes Geschenk treu zu verdienen gestrebt,
Jn die Tiesen der Vrust und des Weltlauss sucht' ich zu dringen

Und mit heiligem Ernst rang ich zum Gipsel der Kunst, viel zwar blieb mir versagt, doch reist' auch Manches im Stillen,

Dran sich ein deutsches Gemüth wohl zu ersreuen vermag, Wenn ich im liede die Räthsel der Zeit und des Herzens zu deuten

Vder im ernsten Kothurn sestlich zu schreiten gewagt. Und so bitt' ich: verzeiht was wild und jugendlich ausschoß

Und im wuchernden taub laßt euch gefallen die Frucht!

Durch's Helldunkel der Nacht hinschreit' ich am Hasen: die seine
Sichel des Halbmonds schwebt über den Giebeln der Vurg.

Rings in der Stadt kein taut! Nur sern in den lüsten ein Vrausen
Nor' ich und nuter dem Eis schluchzen die Wasser des Stroms

Und ini gelinderen Hauch, der plötzlich Waugen uud Stirn mir
Anrührt, slattert ein Gruß, nahender Frühling, von dir.

Aus dem erwachenden Forst heimkehrend bringt mir ein holdes

Aind Schneeglöckchen zum Fest, srisch an der Halde gepflückt. (!) willkommen im Strauß, ihr Erstlingskinder der Sonne!

Euer gewürziger Hauch dustet wie Jugend mich an, Und den gemessenen Ernst abstreisend der Wintergedanken

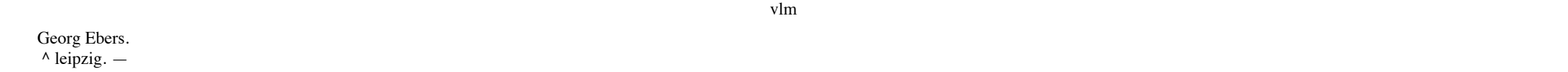
Sehnt sich nach sreierem Spiel, vollerem Klange das Herz, liegt, ihr Glöckchen, denn hier bei dem letzten der Distichen! Morgen

Spann' ich zu lenzmelodie'n andere Saiten mir aus.

content-0042.jpg

Alliteration und Reim im Altägyptischen.

content-0044.jpg



!!eu meisten uieieuer Leser ist die ägyptische Poesie kaum dem Namen nach bekannt, und doch ist sie vorhanden; nicht nur in verein. zelten, sondern in zahlreichen Proben, die sämmtliche Dichtungs»arten mit Aufnahme der dramatischen umfassen. Die ägyptischen sind den hebräischen Poesien nahe verwandt, so nahe, daß der Laie, dem sie in geschmackvoller Uebersetznnng zufällig begegnen, sich versucht fühlen wird, sie für Stücke aus der heiligen Schrist zu halten; sind in ihnen doch sämmtliche Hülsmittel der hebräischen Poesie, unter denen wir hier als die charakteristischsten nur den Parallelismus der Glieder und das Gleichklaugsgebilde des Reims ueunen wollen, nachweisbar. Dem letztern, der bisher unbemerkt geblieben ist, und den den Fachgenossen längst bekannten ägyptischen Alliterationen gedenken wir in diesen Zeilen nnsere Anmerksamkeit zuzuwenden, aber es wird zuvor nothwendig sein, über die äußere Form und das innere Gesüge derjeuigen Dichtungen, in denen beide vorkommen, einige Worte zu sagen.

Wir besitzen Hymnen an die Götter, Loblieder, die die Thaten eines Königs seiern und ähnliche Poesien in hieroglyphischer Schrist, deren gleichmäßige Reihenabmessung von vornherein aus die Vermnthnng führen muß, daß sie in Verszeilen zerlegte Dichtungen zur Darstellung bringen. Die aus Papyrus in hieratischer Schrist geschriebeneu Poesien sind als solche aus den ersten Blick kenntlich und zwar durch rothe Punkte, welche als Musikzeichen zur Unterstützung des Recitators oder Sängers über dem Ende der Verszeilen zu stehen pslegen. Einen Vers nennen wir hier jedes Glied der Parallelismenkette, aus welcher die Dichtung besteht.

content-0045.jpg

Es sind das die kleinsten poetischen Einheiten, und es gilt von ihnen dasselbe, was Merx für die Stichen im Buche Hiob in Anspruch nimmt: Sie sind im Nexus der Rede eben so kenntlich, wie die durch Knoten abgezeichneten Stücke eines Grashalmes.

Poetische Parallelismen in Mengen bewahrt jeder Leser, ost wol ohne daß er es weiß, in seinem Gedächtniß, denn die schönsten Psalmen hat er in der Schule auswendig gelernt nnd die wunderbare Krast und Größe vieler Stellen des Buches Hiob hat ihm wol auch in reiseren Lebensjahren die Seele erschüttert. Man versteht unter diesen Paralle lismen symmetrisch, ohne Rücksicht aus ein strenges bis jetzt weder im Hebräischen noch im Aegyptischen nachgewiesenes metrisches Principle anein andergerichte, in einzeluen Stücken strophisch geordnete Redeglieder, die einander in gewisser Weise in Hinsicht aus Form und Inhalt entsprechen. Ueber die dreisache rhetorische Natur des Parallelismns zu handeln und zu zeigen, wie gewichtig nnd anregend er durch Wiederholung, Gegensatz und Beiordnung zu wirken vermag, ist hier nicht der Platz; doch wollen wir dem Leser nicht vorenthalten, was Herders Euthphron in dem klassischen Gespräche „über den Geist der ebraischen Poesie" von den Redeglie. dern des Parallelismus so schön als zutreffend sagt:

„Sie bestärken, erheben, bekräftigen einander in ihrer Lehre oder Freude. Bei Iubelgesängen ist's offenbar: bei Klagetönen will es die Natur des Seuszers und der Klage. Das Athemholen stärkt gleichsam und tröstet die Seele: der andere Theil des Chors nimmt an unserem Schmerz Theil und ist das Echo oder, wie die Ebräer sagen, die Tochter der Stimme unseres Schmerzes. Bei Lehroden bekräftigt ein Spruch den andern: es ist als wenn der Vater zu seinem Sohne spräche nnd die Mntter es wiederholte. Die Rede wird dadurch so wahr, so herzlich und vertraulich :e."

Als Beispiel wähle ich einige Verse des schönsten der Psalmen:

Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste

Und wo soll ich hinsiehn vor Deinem Angesichte/

Führe ich gen Himmel, so bist Dn da,

Bettete ich mir in der Hölle, siehe so bist Dn mich da.

Aus Tausenden uns zu Gebote stehenden Beispielen stellen wir den hebräischen folgende, einem Hymnus an Amon entnommene wörtlich ans dem Aegyptischen übertragene Sätze gegenüber:

Der Eine ist er, der das Seiende bildet,

Der Einzige ist er, der die Wesen erschafft,

Es gingen die Menschen hervor aus seinen Augen

lind es entstanden die Götter ans seines Mundes Geheiß,

Aus dem alten Reiche sdem dritten Jahrtausend v. Chr.) stammen die Worte:

Kein Bettler war da in meinen Tagen,
Keinen Hungrigen gab es in meiner Zeit,

Als durch den Gegensatz wirkende (antithetische) Parallelismetl führen wir an Psalm 20, 8 und 9:

„Iene verlassen sich aus Wagen und Rosse,

Wir aber denken an den Namen unsers Herrn, unsers Gottes.

Tie sind niedergestürzt und gefallen;

Wir aber stehen ausgerichtet."

Diesen hebräischen stellen wir die folgenden ägyptischen antithetischen Parallelismeil gegenüber:

„Es beschenken seine Hände, den, den er lieb hat, Doch seinen Feind stürzt er hin in die Flamme" oder

„Ro ist gewaltig, schwach sind die Gottlosen,
Rn ist erhaben und niedrig sind die Gottlosen."

In solchen Parallelismen der Ideen bewegen sich lange Texte, von denen viele, um recitirt oder abgesungen zu werden, ausgezeichnet worden sind. Dafür spricht die größere Abschnitte beschließende Hieroglyphe I>orl>, die „Ruhe" oder „Pause" bezeichnet, dafür zeugen die Zeichen, die zur ein- oder mehrmaligen Wiederholung gewisser Stücke des Textes aussordern.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß die ägyptischen Dichter nicht nur aus das syntaktische Gesüge, sondern auch aus die Lautsorm ihrer Poesien Sorgsalt verwendeten, und wenn sie es auch nicht dahin gebracht zu haben scheinen, ein die Silben messendes oder aeentuirend rhythmisches Metrum auszubilden, so haben sie doch das poetische Hülsmittel der Alliteration und, was hier zum ersten Male ausgesprochen wird, den Endreim vor allen andern Volkern zu benutzen verstanden. Alliterationen sinden sich schon in srühen, häusiger noch in späteren Texten, und gewöhnlich da, wo die dichterische Begeisterung ihre Schwingen zu höherem Fluge entsaltet. Als mnemonisches Hülsmittel kann der Stabreim unter den schreibsertigen Priestern, die, wie tausend Gemälde lehren, ihre Hymnen mit dem Buche in der Hand abzusingen pflegten, schwerlich gedient haben; er entstand vielmehr insolge des Wohlgesallens an dem musikalischen Getön ähnlich klingender Laute und ward beibehalten als Schmuck der dichterischen Rede und in dem sich immer lebhafter geltend machenden Verlangen, die Lautsorm der Dichtung mit ihrem Sinn in Einklang zu bringen und, wie Pope sagt, das Wort zum „eeb« w tne 8eu8e" zu machen.

Voller Wortspiele und Alliterationiouen sind die ägyptischen Dichtungen. Aus die ersteren ist es uns hier einzugehen verboten; doch möchten wir bemerken, daß die Aegypter als Epigrammatarier und Wortspalter auch den Griechen und Römern bekannt waren. Die Alliterationeueu solgen im Allgemeinen dem auch bei unserem deutschen Stabreim gültigen Gesetze, daß nur die betonten, hier die Wurzelsilben, nicht die in den grammatischen Endungen vorkommenden Gleichklänge allitteriren.

Als Probe eines Stabreims ans alter Zeit geben wir einen Satz ans dem aus einer Stele in Bulaq erhaltenen schönen und bilderreichen Hymnus aus die Kriegsthaten, welche Thutmes III. (16. Iechrh. v.Chr.) unter Beistand des Amon von Theben vollbrachte. Es solgen in diesen 1c» auch für das Auge des Laien versmäßiig geordneten Zeilen, in deren erster, der dreizehnten der Inschrist, es heißt:

"Tnä tli,tall uru lbeba.

(Ich gewähre Dir niederzutreten die Großen von Theha."»

Aus derselben Stele lesen wir:

^etui beu» bor her ber «eher tut.

<Die Hände meiner Majestät sind erhoben, um abzuwehren das Uebel.)

In einer Inschrist zu Dendera wird die „schöngesichtige" Hathor, die „goldene Aphrodite", die Hanptgottheit des Tempels, in folgenden Worten gepriesen:

Lbut nefert ued ebuu

8eebu 8 orm-neter eru obuu.f.
(Glauzvolle, anmuthige, der guten Gaben Gebieterin,
Gewährend da« Gute dem Gottbeseligten durch seine Güte.)

An einer anderen Stelle heißt es:

Obett li,ü ober em ober,

Neba her linti em uunut-l.
(Der Feind des liü, stürzt in die Flamme,
Den Bösewicht trifft die Vergeltung in seiner Stunde^

Hunderte von ähnlichen Beispielen stehen mir zu Gebote, Ich habe sie gesammelt, weil sie bei der Bestimmung des sraglichen Lautwerthes gewisser hieroglyphischer Zeichen vortreffliche Dienste leisten, ich habe sie gesunden aus den Mauern der Tempel, aus Stelen, aus Papyrus und endlich an einer Stelle, an der man sie zu suchen am letzten geneigt sein sollte, ich meine aus den leinenen (nicht baumwollenen) Binden, mit denen man die Mumien umwickelte. Wenige von diesen sind beschrieben; so ost mir aber Hieroglyphen ans ihnen begegnet sind, so ost brachten diese allitterirende Texte zur Darstellung. Ich besitze selbst ein Stück von solcher Binde, mit der die Glieder einer Aegypterin Namens Xe«. ^lelnut umwickelt waren. Die sie bedeckende Inschrist enthält Stellen wie die folgende:

em tebu en Neuen nelü,u ne« uetel' uräu ent neter. ^ (2ie ist bekleidet) mit dem Gewande der Renen, der Siegerin unter den Göttern, der Fürstin der Götter.^

Aus diesen selben Mumieubindeu tritt das Bestreben, mit dem Worte zu spielen, deutlich hervor. Gleich die erste Zeile heißt: „8euepeut «ollept pen" (Du hast empfangen dieses Festkleid), und es solgen nun vier sämmtlich mit „8ouep" und dann vier andere mit „em ren.8 pul" (in diesem ihrem Namen) beginnende Zeilen. Die Untersuchung von anderen poetischen Texten lehrt nun, daß sehr viele Verszeilen in für den Gesang bestimmten Poesien mit den gleichen Lautsiguren beginnen. Der Gleichgang, der uns verletzt, behagte dem Ohr der Aegypter und diente ihrer Rede zum Schmuck. Nichts ist weniger allgemein menschlich und abhängiger von dem individuellen Geschmack der Nationen, als was den Ohren gefällt. In der poetischen Rede, den Einzel- und Chorgesängen war den Aegyptern die Wiederholung von Worten so genehm, daß sie schließlich gesetzmäßig gesordert wurde und ein Gedanke, den wir durch das bloße Verbnm wiederzugeben vermögen, durch die Wiederholung der gleichen Wurzel erst als Verbnm, dann als Nomen seinen sprachlichen Ausdruck

gewann. Der Poet sagt nicht: „ich rieche," sondern „ich rieche den Geruch," etwa des Weihrauchs, oder noch gewählter „meine Nase riecht den Geruch."

Bei solcheui Wohlgesallen an der Wiederholung ähnlich tönender Lautbilder kann es uns nicht überraschen, daß wir wie im Hebräischen so auch im Aegyptischen Spuren jenes Gleichklangsgebildes sinden, das wir den Reim nennen. In einem sehr alten Drescherliede sand ich die gleichen grammatischen Endungen am Schlusse der Zeilen; wirkliche Reime aber zuerst in einem zu Leyden eonservirteu medieinisch-magischen Papyrus aus guter Zeit, in dem ich von vornherein hätte suchen sollen, denn die Beschwörungssormeln, die er enthält, waren gewiß zu singen oder seierlich zu sprechen und wenn den Aegyptern der Reim bekannt war, so mußten sie ihn hier um seiner musikalischen und mneutonischen Wirkung willen verwenden. Auch im Deutschen kommt der Reim wol nirgend srüher vor, als in den Sprüchen und Segen ans alter Zeit. Freilich haben wir auch in magischen Formeln den Reim nicht am Ende von Verszeilen gesunden, da wir doch z. B. das „8en", welches dreizehnmal kurze, ohne Unterbrechung aus einander solgende Sätze beschließt und Aehnliches nicht so heißen dürfen; wohl aber begegnen uns namentlich am Ansange von Beschwörungen Gleichklänge, die wir nicht anstehen, Reime zu nennen. So: „Ma zau" so Wächter der Thüren!) oder: „l l ldett pt-lt," (o dieser Feind!) oder: „8e Uer — 8ot«r (Sohn der Horns, der Du liegst), oder (aus einem anderen magischen Papyrus): „plipÄeKz, — ?«.plire!i«,". Auch noch in späteren griechischen Beschwörungssormeln haben wir gereimte AnfangSworte gesunden; so in einem Berliner Zauberpaphrus, in dem es heißt: ..lcambre obambre — 8ixiortbi ar^on

Das ist nichts bedeutender Unsinn, reines Lautgeklingel, wie es ekelerregend häusig in den magischen Schristen ans den ersten Jahrhunderten nach Chr, vorkommt. Auch deu alten Aegyptern war dieser Gallimatias nicht sremd und es haben sich magische Papyrus aus der Glanzzeit der Pharaonenherrschaft erhalten, in denen er mit seinem sinnlosen siebenmal wiederholten atir ati8ena eine ebenso große Rolle spielt, wie das spätere: akrabanarba Kanarbö, lmarb» r!arb«, arb2, rba da a und Aehuliches.

Aber der Gebrauch von Reimen beschränkt sich keineswegs aus die magischen Texte; er begegnet uns vielmehr auch in anderen poetischen Schristen von sehr verschiedener Art, selbst in dem sogenannten Todteubuche, wo eine an verschiedenen Stellen wiederkehrende Bethenerung also gesaßt ist: „an e^u, ^n — ^»uta pu — be8i>" luicht esse ich Solches, denn verboten ist mir das Unreine).

Nicht aus der gesammten reichen poetischen Literatur zusammengelesen, sondern einem einzigen Hymnus entnommen sind solgende Reime:

c lic>nti tu, hemau — neb mllt'llu.
eb6ru — Hern,
ur bllu' — 8Lo!l«:iNU eNllu, inerm l^emü,ii.« — buu, hllu«,
aob pot — ter «et',
llmen liü, — neb uo«t t<l",
tv>>e!nt rennn — l'm reeb tennu'.

Mit diesen Proben mag es genug sein. Nirgend kehren sie regelmäßig wieder. Der Dichter verwendet sie wie der Maler die wirksamen Farbeutöue zwanglos und nur da, wo er ein Wort, einen Satz hervorzuheben und heller erklingen zu lassen wünscht.

In den späteren Formen des Aegyptischen, dem sogenannten Koptischen, sinden sich lange Gesänge mit regelmäßig wiederkehrenden Endreimen, gewöhnlich in der Ordnung ab ab, doch haben wir es hier nur mit Nachbildungen von griechischen und lateinischen Nirchengesängen zu thun, und gewöhnlich ruht der Reim aus deu Endungen der vielen in die Sprache eingedrungenen Fremdwörter, Domiur^o« wird mit 8omatillo«, H,llam mit Nirilliu gereimt; aber wir besitzen auch Verse mit ächt ägyptischen Endreimen und unter ihnen einige, wie «nau und etemmau, die wir uns hier zu erwähnen erlauben, weil sie Christns als Helden, der das Nilthal siegreich durchzieht, schildern, und der Dichter hier den Heiland dieselbe Rolle spielen läßt, wie seine heidnischen Vorgänger den Gott HoruZ, welcher Seth ^Typhon) und seine Gesährten aus dem Gebiete

vieler Städte des Pharaonenreiches in siegreichen Schlachten niedergeworsen haben soll. Die solgenden Verse klingen wie die Uebersetzung eines zu Edsu gesundenen Textes:

„Draus ist er sortgesahren
Nach Schmun der Doppelstadt
Und seiner Feinde Schanren
Er dort vernichtet hat,"

Man sieht, daß wir es hier mit einem ägyptischen Heliand zu thun haben und daß der koptische Dichter sich ebensowenig von heidnischen Vorstellungen srei zu halten verstand, wie der sächsische Sänger.

content-0047.png

Moderne Maler.

content-0049.jpg

Franz tenbach.

von

Fr. Pecht.

— München. —

er heutigen deutschen Kunst sind die bedeutendsten, wahrhaft bahnbrechenden Talente fast alle aus dem Schooße des eigentlichen Volkes, des Bauern- und Kleinbürgerstandes zugewachsen. Es wäre denn, daß sie wie Mengs, Cornelius, Heß, Rahl, Piloty und viele Andere schon Malersfamilien entstammten, denn vor allen anderen scheint diese Art von Begabung sich am häufigsten sortzuerben. Aber die, welche ohne alle Tradition mitten aus der dunkeln Menge heraus sich von gewaltigem Drange zum Bilden erfüllt finden, wie die Carstens, Rauch, Rietschel, Winterhalter, Menzel, Knaus, Makart, Desregger, Passini, Böcklin haben im Ganzen noch erschröcklicher gewirkt. Denn wie jene sich fast durchgängig an schon vorhandene Kunstrichtungen anlehnten, so griffen diese sämtlich zur Natur zurück, zeigten jene Einsachheit und Ursprünglichkeit der Empfindung, die man, mitten im Schooße der herkömmlichen Bildung oder gar unter bestimmten künstlerischen Ueberlieferungen ausgewachsen, so schwer erringt. Auch Franz Lenbach, der in der deutschen Bildnißmalerei eine so auffallende Wendung herbeigeführt, ihr einen ganz neuen Anstoß gegeben hat, gehört zu jenen aus der unbewußten Masse hervorgegangenen, nur durch inneren Trieb, nicht durch äußere Anregung zur Kunst gesührten Talenten.

Als der Sohn eines Maurermeisters im altbayerischen Markte Schrobenhausen den 13. Deeember 1836 geboren, sollte er das Handwerk

Noid und Lud, I, l. 8

des Vaters ergreifen. Zu diesem Zwecke kam er nach Landshut an die Gewerbeschule, wo er denn auch den ersten Unterricht aber freilich nur im Bauzeichnen empfangend, der ihn natürlich sehr wenig anregte. Um so mehr thaten dies die dortigen schonen gothischen Kirchen, wo er die ersten Ahnungen von der Macht und Gewalt der Kunst erhielt. Dort, wenn ein Sonnenstrahl durch die gemalten Fenster fiel und Alles lebendig machte, was vorher kalt und todt geschienen, regte sich der Maler zuerst in ihm, und er begriff, daß der Hauptreiz dieser Architektur in den Lichtwirkungen bestehe. Weitere Impulse zur Malerei erhielt er dann durch den Thiermaler Hosner, der nach Schrobenußhausen kam, um Studien zu machen. Da sang auch er in Ferien und Nebenstunden an, alles Mögliche nach der Natur zu zeichnen und zu malen, erst Pferde und Kühe wie Hosner, dann Menschen, zunächst seine Geschwister und Mitschüler. Letzteres ward ihm so leicht, so selbstverständlich schien das Treffen, daß er bald solche Portraits für alle Welt machen mußte, ja sich nach seinen Begriffen viel Geld damit verdiente. Einige, so sein eigenes und das seines Bruders, beide Knaben von 12 — 15 Jahren, haben sich erhalten und strahlen aus's Höchste durch die Bestimmtheit ihrer Modellirung in Licht und Schatten, wie durch die große Aehnlichkeit, die jetzt nach fast dreißig Jahren noch unverkennbar. Es zeigt sich also hier sofort der Kern dieses Talents: die rasche und geistreiche Auffassung des Individuellen jeder Erscheinung, dessen, was sie von allen Anderen ihrer Gattung unterscheidet. Dann das große technische Geschick; sie sind mit so gewandter Pinselsührung hingeschrieben, daß gewiß Niemand aus die Vermuthung käme, wie ihr Autor noch keinen Unterricht genossen, außer den Altarblättern der Kirche kaum irgend welche Bilder gesehen hatte. Endlich die rücksichtslose Energie des Naturells, die sich in der entschlossenen Mache ausspricht, und die es Lenbach später allein ermöglichte, seinem Ideal unbeirrt von Widerspruch und Noth aller Art ohne jede Concession an den herrschenden verdorbenen Geschmack nachzustreben.

Iudeß galt die Malerei als ein zu zweifelhaftes Brot, als daß der Vater jetzt schon aus einen solchen Berusswechsel eingegangen wäre, im Gegentheil mußte der Junge nunmehr als Lehrling bei ihm das Maurerhandwerk praktisch erlernen und selber die Kelle stühren, ehe er ihn zu weiterer Ausbildung nach Augsburg an die polytechnische Schule ließ. Er besuchte sie dann, ohne indeß in der Ansertigung von Grundrissen und Voranschlägen irgend welche Genugthung zu sinden, lernte aber von dort aus wenigstens München und seine reichen Schätze kennen. Nach einiger Zeit siedelte er ganz dahin über und trat erst in das Atelier des Bildhauers Sikinger ein, um sich in Kirchenarbeiten auszubilden.

Mittlerweile starb aber auch der Vater und er erhielt als Vermögensantheil 1500 st., die er sosort dazu verwandte, die Akademie zu besuchen, um ganz zur Malerei überzugehen. Sie hatte den durch andauernde Kränklichkeit ost in die Heimat gesührten Jüngling dort ohnehin schon immer ausschließlich beschäftigt, so daß er bereits Genrebilder, Pserdestücke und Hunderte von kleinen Portraits gemacht, gelernt hatte, sich selber durchzubringen. Um so weniger genügte ihm der akademische Unterricht, strebsam und unbesriedigt, wie er es von jeher war, vertauschte er ihn daher erst mit dem Gräsele's, einem ehemaligen Schüler Winterhalters, und dann bald mit dem Piloty's, der eben seine glänzende Lausbahn begonnen.

Portraitmaler zu werden hatte er indeß weder srüher noch jetzt die Absicht, sondern wollte das Genre cultiviren. Und in der That schien auch kaum irgend Jemand weniger geeignet, in den aristokratischen Kreisen Glück zu machen, in denen ein Bildnißmaler sich bewegen muh, jenes einschmeichelnde, glatte, versühererische Wesen anzunehmen, das man mit einigem Recht als die erste Bedingung, um in diesem Fache durchzudringen, betrachtete. Denn Leubach war weder hübsch noch srisch, eher abschreckend als anziehend sür Damen, die auch noch lange weder von ihm noch seiner Malerei etwas wissen wollten.

Noch weniger bekümmerte er sich um sie, der jetzt, vor gerade zwanzig Jahren, zunächst mit einem Genrebild Aussehen erregte durch die gänzlich neue, sast abstoßende Kühnheit und Ursprünglichkeit naturalistischer Mache. Es war eine alte Bauernsrau, die in der Erntezeit mit ein paar Kindern bei drohend heraussteigendem Gewitter in einer jener kleinen Feldkavellen, wie sie in Bayern überall zu finden, aus den Knien lag. Von Phantasie, neuer Erfindung war nicht viel zu merken bei diesem wie noch einigen ähnlichen Bildern, die im Grunde blos Zusammenstellungen von Modellen waren, dafür aber ein ganz und gar eigenthümlicher Farbensinn, welcher Töne in der Natur sah, aus seine Palette übertrug, die, so ächt sie erschienen, doch bisher kein Mensch wahrgenommen, die alle Welt sprachten. — Der Ertrag dieser Erstlingsarbeiten lieferte Lenbach die Mittel, seinen Lehrer Piloty bereits 1858 nach Rom zu begleiten. Aus dieser Reise lernte er zuerst die italienische Malerei kennen, die in der Münchener Galerie doch zu schwach vertreten ist, um den herrlichen Niederländern die Waage halten zu können. Der Eindruck war bestimmend für's Leben, denn er machte ihm die tiefe Kluft erst vollständig klar, die zwischen den bunten und schreienden Erzeugnissen unserer koketten und mageren modernen Kunst und der göttlichen Einsachheit und stillen Gluth, der edlen Vornehmheit der alten lag.

Iudeß dauerte der Auenthalt in Rom selber aber blos ein paar Monate, die Lenbach, noch immer der Meinung, Genremaler werden zu wollen, dazu benützte, einige landläufige Modelle und eine Studie vom Forum Ronmnum mit dem Titusbogen im Vordergrund, dem Cavitol als Abschluß zu malen. Aus diesen verschiedenen Bestandtheilen eomvonirte er nun ein Bild zusammen, bei dem seine Gineeiaren nur die ziemlich gleichgültige Staffage abgaben.

Alle Anderen hatten bisher diese römischen Ruinen nur mit der kleinlichen, bunten und körperlosen Malerei dargestellt, die bis zum Austreten Piloty's und seiner Schule in München, wie in ganz Deutschland Mode war. Sie ließ nur sogenannte schöne d. h. süßliche Farben gelten, so daß ein Couditor- oder Parsümerieladen eigentlich das Ideal dieser besonders aus Düsseldorf und Berlin zu uns gekommenen coloristischen Anschauung war. Stellte sie doch auch Italien mit ächt deutscher Sentimentalität, wenn möglich immer in Rosengluth getaucht dar, nur Rottmann und Preller, Beide aber keine Coloristen, verstanden den Ernst und die Strenge klassischer Formen.

Mit dieser herkömmlichen Romantik und ihrer süß dustenden Färbung brach nun das Bild des jungen Realisten in einer für die zahmen Räume des Kunstvereins wahrhaft unerhörten Weise, indem es mit bewunderungswürdiger Energie den grandiosen Ernst südlicher Natur, wie ihre wunderbare Plastik wiedergab, und so mit den einfachsten Mitteln ganz den Eindruck jener düster erhabenen Trauer hervorbrachte, den das Forum in der brennenden Sonnengluth eines heißen Mittags, wenn die bleierne Atmosphäre des Seiroeeo erdrückend aus uns lastet, mit ihren eintönig grauen und braunen Tinten und schwarzen Schatten hervorbringt.

Jeder radikale Bruch mit dem Herkömmlichen, Gewöhnlichen, sei es in welcher Lebenssphäre es wolle, erzeugt eine Art von Entsetzen, weil er Alles in Frage zu stellen scheint. So brachte denn auch dieses unerhörte Austreten des packendsten Naturalismus ein wahres Erdbeben in der Münchener Kunstwelt hervor, noch ärger schier, als dies kurz zuvor im Bereich der Historienmalerei Piloty's Seni vor Wallensteins Leiche gethan. Allerdings waren diese Bilder die Marksteine eines totalen Umschwungs: des Niedergangs der romantischen und ihrer Ersetzung durch die realistische Kunst.

Daß der mit solcher Kühnheit austretende Künstler zwar kein Genremaler, denn dazu gebrach es ihm an Phantasie, aber ein großes coloristisches Talent sei, darüber war man indeß bald im Reinen, obwol ihm seine Gegner vorwarfen, er male mit Koth und schattire mit Tinte.

Besonders als er kurz nachher mit dem lebensgroßen Bildniß eines beliebten Arztes endlich wieder aus den Weg, den er in der Jugend dunkelm Drange schon eingeschlagen und damit in sein richtiges Fahrwasser gerieth.

Auch hier trat die vorläufig noch etwas zu realistische Wahrheit seiner Auffassung dem herrschenden Geschmack aus eine Art entgegen, die nöthigt, ihn, wie er im Portraitsache sich allmählig herausgebildet, genauer zu untersuchen. — Um so mehr, als dieser Zweig von jeher mit unseren gesammten socialen Zuständen in genauerem Zusammenhange stand als irgend ein anderer, weil hier das Publikum mit seinen Wünschen viel direkter einwirkt, sich weniger der Initiative der Künstler unterwirft.

Eine wirklich nationale Kunst dieser Art gab es seit Grasss Tod kaum mehr. Unsere bedeutenderen Portraitmaler waren meist aus der älteren französischen Schule hervorgegangen, gehörten wenigstens alle mehr oder weniger ihrer Art von idealisirender Richtung an. Sie suchte die Männer möglichst „interessant“ und „bedeutend“ oder doch stattlich, die Frauen vermittelt Schminke und Bügelstahl zum Glätten der Falten jung, schön und kokett auszusassen, kurz „etwas aus ihnen zu machen“. Und ward darüber nur zu oft asseetirt und unwahr, überdies, Dank den eon. ventionellen Mitteln dieses Verschönerungssystems, einsörmig und sad süßlich. Denn die Franzosen haben von Hyacinthe Rigaud, dem Hosmaler ihres großen Königs, bis Dubuse oder Cabanel viele bedeutende Portraitmaler gehabt, aber nie einen, der nicht geziert gewesen wäre. Ihre Aussassung war durchaus repräsentativer, aber weder historischer noch intimer Art, hatte weder mit der Schlichtheit noch dem edeln Ernst der klassischen irgend etwas gemein. Die deutschen Nachahmer nun hatten sie meist noch' verflacht, die Sentimentalität den übrigen Unausstehlichkeiten hinzugesügt, zeigen aber dafür niemals jenes seine Studinn der Form, das die Arbeiten der besseren Franzosen trotz des Gemachten der Aussassung, trotz des kokett schillernden Colorits doch noch sehr respectabel erscheinen läßt. Sie waren vor Allem auch Schnellmaler, da vornehme Leute nicht gerne lange sitzen. Darum sehl ihren Bildern der tiesere Reiz bei allem Talent. Besonders jede Geschlossenheit der Stimmung; ganz im Gegensatz zur alten Art zerstreut sie und lenkt von der Hauptsache ab, kokettirt mit dem Beiwerk und sucht uns durch Spitzen und Iuwelen, Sammet und Seide über die Leere ihrer Larven wegzutäuschen.

Dieser hösischen Kunst, die, mit Ludwig XIV. beginnend, mit dessen Regiment wie mit der Politik des Empire, dann der ihm folgenden Restauration»- oder romantischen Periode so genau zusammenhing, hatte, während sie sich in Frankreich unter'm zweiten Kaiserreich erst recht sortsetzte, das Jahr 1848 in Deutschland den Todesstoß gegeben, indem es den Realismus zur Herrschaft brachte. Er war im Grunde nichts als die nothwendige Reaction, jenes erneute Zurückgreifen aus die Natur, das allemal eintritt, wenn sich eine Kunstrichtung ausgelebt hat, und manierirt, seelenlos geworden ist. Der Zeitpunkt, in dem sich die neue, unserem innersten, allem Schein abholden Wesen entsprechende und darum nationalere Richtung aber durchsetzte, war in den einzelnen Städten Deutschlands ziemlich verschieden. In Düsseldors war Rötting ihr erster Vertreter, der hier schon zu Anfang der sünsziger Jahre gleichzeitig mit Knaus der Schule neue Impulse gab. In Berlin hatte Menzel mit allem Genie wol austreten, aber niemals durchdringen können und in Wien vollends blieben die Amerling und Schrozberg noch lange in der Herrschaft.

Die Münchener Portraitmalerei war durch Stieler und Kaulbach beherrscht, jener ursprünglich sehr begabt und in Gros' Schule zu einem tüchtigen, aber jede Form nach der antikisirenden Schablone umbildenden Zeichner, überdies etwas manierirt rosigen Receptmaler erzogen; zum Maler der Grazien, wie die damalige Kunstkritik diese Verwischung alles Individuellen nannte. Hatte sich selbst der seit Lawrence berühmteste internationale Bildnißmaler Winterhalter, ein ächtes, ungewöhnlich bedeutendes Talent, diesem demoralisirenden Einfluß der systematischen Schmeichelei nicht entziehen können, war, wie der talentvolle Magnus in Berlin, immer slacher und leerer geworden, so vermochte der nicht so geniale Stieler dem natürlich noch weniger zu widerstehen. Kaulbach vollends, der nie Respeet vor der Natur gehabt, ist in seinen Portraits ein Muster von koketter Verhöhnung derselben. Bekanntlich macht die Bibel Niemand Geringeren als Iehova selber zum Portraitisten, indem sie ihn den Menschen zu seinem Ebenbilde sormen läßt. Obwol dieser erste Versuch übel genug gerathen, solgte unsere Malerei diesem Beispiel und suchte ihn auch möglichst göttlich darzustellen, jede Schneidermamsell in eine Venus, den Herrn Geheimen Iustizrath zum Iupiter und alle Lauwasserpoeten in Apollos umzuwandeln. — Selbst die sonst so einflußreiche Photographie vermochte dies System nicht zu erschüttern. So sitsz die in der Eitelkeit wurzelnde Idealisirungswuth des Geschlechts auch heute noch, daß sie ja sehr bald selbst das Lichtbild durch ihre Retouchen um den größeren Theil seiner indisereten Ausrichtigkeit brachte!

In diesen ganz demoralisirten Geschmack hinein kam nun Leubach mit seinem Portrait, in dem er ein sast photographisches Auge bewährte, die Persönlichkeit schmucklos nüchtern, aber mit dem stärksten Lebensgefühl, der größten Unbesangenheit und zugleich mit einer unerhörten plastischen Energie und stofflichen Wahrheit wiedergab. Das Geschrei über solche Frechheit war wo möglich noch ärger unter den Künstlern als beim Forum, so daß das Publikum trotz seiner angeborenen Sympathie sür das greisbar Wahre dieselbe kaum zu äußern wagte!

Bei dieser Gelegenheit lernte ich den so viel Aussehen machenden Neuling, nachdem ich mich desselben publicistisch mit Wärme angenommen, endlich persönlich kennen. Mit seinen nichts weniger als zuvorkommenden Manieren machte dieser unter zwei ungeheuren Brillengläsern seltsam durchdringend hervorblitzende und doch so nachdenkliche Blick des geistvollen braunen Mephistokopses aus schlanker, elastischer Figur, das schlichte, unscheinbare, stolz-bescheiden ablehnende und doch kühne, selbstbewußte Wesen, die ganze gleichgültige und wegwerfende Art der Dialektik des jungen Mannes einen augenblicklichen Eindruck. Man sah, daß er weder an sich, noch an der Gegenwart irgend ein Genügen fand, es war die vollste Unbesriedigung einer idealen, das Höchste von sich und der Welt verlangenden Natur in ihm, arm wie eine Kirchenmaus hätte er doch das Geschenk eines Königreichs mit derselben Gleichgültigkeit angenommen wie abgelehnt. — Den saseinirenden Einfluß dieses entschieden Charakters, jener natürlichen Vornehmheit, die mit seltener Selbstbeherrschung immer kühl und gelassen, niemals ausgeregert oder leidenschaftlich erschien, und der man dennoch die innere Gluth bei der äußeren Kälte ansühlte, empanden Andere sogar mehr als ich. So Paul Heyse, der, hochgebildet und von der vollendetsten Salonsähigkeit, doch alsbald eine lebhaftere Sympathie für diesen merkwürdigen Altbayer empfand und ihm ein wahrer und ausopfernder Freund geblieben ist.

Dem rastlos strebenden Geiste Lenbachs genügte indeß schon seit Rom der Piloty'sche Naturalismus nicht mehr, die innere Nüchternheit der modernen Malerei schars herausfühlend, wars er sich aus das Studinn der alten Meister, von denen er jetzt alle Halbjahre einen anderen verehrte, und sich dann auch seiner Technik mit unglaublicher Geschicklichkeit zu bemeistern, bei jedem ueuen Bildniß sich ein neues eoloristisches Problem zu stellen suchte. So enltivirte er jetzt Rembrandt, wie später Velasquez und Tizian, Das gesiel aber nun den Damen, die er malen sollte und die sich so rosig, wie sie Stieler geschminkt, sehen wollten, ganz und gar nicht, wenn er sie in Rembraudt'schem Halbdunkel wiedergab, und man hatte alle mögliche Mühe, das Publikum an diese ganz neue Malerei zu gewöhnen. Denn nicht nur, daß sie vom eonventionell gesärbten wie dem roh naturalistischen Standpunkt allmälig abgekommen, so hatte sie sich auch darin an die Alten angeschlossen, daß sie die Menschen ganz so zu geben suchte wie sie sind, sie nicht nach einem gewissen Schönheitsideal umsormte. Solches Ausplaudern ihres geheimsten Wesens entsetzte nun die Mehrzahl, besonders die Frauen, und es brauchte viele Iahre, auch weit größere Geschicklichkeit und künstlerische Bildung des Meisters, bis die Leute dahinter kamen, daß sie so eigentlich viel interessanter aussähen, als wenn man sie unverschämt schmeichelte, ihnen überdies auch noch ein geziertes Air gab.

Was aber an Lenbach selber am meisten srappirte, war, daß er, der keine Erziehung, wenig Unterricht genossen, niemals die Welt kennen gelernt, sich doch so rasch in sie zu schicken, sie zu verstehen und die Menschen, die ihm begegneten, mit so durchdringender Kenntniß beurtheilen lernte. Wie er ihnen mit dem Pinsel niemals schmeichelte, so behielt er auch im persönlichen Verkehr durchaus jene stolze Selbständigkeit, die er zu keiner Zeit seines Lebens verleugnet. Dennoch war in der von aller Eitelkeit sreien„taktvollen und schlichten Art des Mannes etwas, das die Meisten sür ihn gewann, weil sie der Eiser mit sortriß, mit dem er jede neue Ausgabe auch als ein neues künstlerisches Problem behandelte und sie so sür die glückliche Lösung mit interessirte.

Indeß kam das Gesallen an dieser doch erst viel später und das allgemeine Urtheil lautete einstweilen nur: Lenbach sei ein Genie, male aber abscheulich. Iedes neue Portrait, das er ausstellte, bewährte die Krast seines Talents nur durch das neue Entsetzen, das es erregte, den erbitterten Kamps, den es herbeisührte zwischen uns, die wir ihn vertherdigten, und der Masse der Künstler und Laien, die sich gegen die Oetroyirung einer so gründlich andern Art zu sehen, wehrten.

Der arme Lenbach aber hatte Noth, nur Iemand zu sinden, der sich dazu hergab, mit brauner Sauee übergossen und als Rembrandt dem Publikum servirt, ein Gegenstand vierwöchentlichen Abscheus sür das ganze Kunstvereinspublikum zu werden, von Honorar war ohnehin kaum die Rede. So hätte er denn trotz unser Aller Bewunderung verhungern können, wenn ihn nicht 1859 ein Rus an die Kunstschule nach Weimar mit Ramberg und Böklin gezogen. Er verließ die kleine Residenz und die Schulmeisterthätigkeit aber schon nach anderthalb Iahren, gleich unbesriedigt von beiden und durch den ruhelosen Böklin in seinen technischen Traditionen vollends irre gemacht. In dieser Zeit war es der Baron Schack, der ihm durch den Antrag, nach Rom zu gehen, um Copien verschiedener berühmter Bilder zu machen, seinen brennendsten Wunsch ersüllte. Denn darüber war er schon lange mit sich im Reinen, daß nur ein besseres Studinn der alten Kunst der unseren aushelsen könne.

Er blieb nun einige Iahre in Italien und entzückte uns von dort bald durch eine Anzahl Nachbildungen, die an seinem Verständniß de« Eigenthümlichkeit und geschickter Wiedergabe der verschiedensten Meister wol unübertroffen sind, einen wahren Schatz der berühmten Galerie seines Mäeens bilden. Tizian und Rubens, Velasquez und Giorgione hat er mit gleichem Zauber nachgeschassen, schwerlich ist irgend ein Anderer mit solcher Schärse in alle Feinheiten ihrer Technik eingedrungen. So könnte seine „himmlische und irdische Liebe" nach Tizian z. B. sicherlich überall als Original passiren, höchstens daß er in der Festigkeit der Zeichnung die Alten nicht ganz erreicht.

Hier beim Studinn dieser klassischen Muster bildete er nun die eine Seite seines Talents, das außerordentliche technische Geschick, das überaus seine künstlerische Gestühl aus, die ihn nicht nur alle kleinen Detailreize in der Natur wie an Kunstwerken so rasch herausinden, die ganze Poesie ihrer Contraste wie technischen Mittel eben so scharssinnig ausspüren, als mit überaus großem Talent nachbilden ließ. — Lenbach's Phantasie äußert ihre Thätigkeit gleichsam mikroskopisch in der Conceentrirung auf einen Punkt, eine Person, eine Methode, und ist hier unerschöpslich. Besonders sindet er seine Welt im Auge und der Nachbildung seines slüssigen Krystalls mit einer Zartheit und einem Lebensgefühl, daß sast jede« Andere roh daneben erscheint. Und dabei gibt er sich aus's Genaueste Rechenschast über die Anwendung seiner künstlerischen Mittel, wie er denn niemals naïv, sondern von Hause aus durchaus resleetirend und bewußt war.

Angesichts der Vereinigung aller möglichen Kostbarkeiten in den herrlichen italienischen Palästen und ihrem harmonischen Reichthum siel ihm denn auch zuerst aus, daß jedes wirklich gut gemalte, d. h. klassische Bild nicht nur die Nachbarschast jedes anderen, sondern ebusowol auch die der kostbarsten Dinge aller Art, von Iuwelen, Antiken, Bronzen, Sammet und Seide, Gobelins vertragen konnte, ohne in seiner Wirkung beeinträchtigt zu werden.

Die seinigen so weit zu bringen, daß sie solche gefährliche Umgebung auch ertrügen, das ward sortan das Ziel seines Lebens. Und man muß gestehen, daß er wenigstens annähernd es erreicht hat.

Es gelang ihm das zum ersten Male mit dem Portrait des Malers Hagn, welches er, nach drei Iahren des eisrigsten Studinns wieder uach München kommend, zu allgemeiner Bewunderung ausstellte. Bei ihm wandte er wiederum, nur ersolgreicher, jenes uns durch das Unmalerische des modernen Kostüms so nahe gelegte System an, alle Nebendinge im dämmernden Helldunkel verschwinden zu lassen, die volle Lichtsäule unr aus den Kops zu sparen und durch solche Conceentration jene Harmonie und geschlossene Wirkung zu erreichen, welche das erste Ersorderniß dessen ist, was man ein „Bild" nennt.

So viel Beisall dieses Werk ihm aber auch eingetragen, so litt es ibn doch noch nicht in Deutschland, sondern er ging bald wieder nach Italien, um abermals ein Iahr in Florenz zuzubringen. Von dort besuchte er 1867 Spanien und sandte seinem Gönner Schack auch aus der Madrider Galerie einige der schönsten Perlen, so Tizians großes Reiterportrait Carls V. und mehrere Velasquez, denu selbst bei der Auswahl seiner Copien hatte er sich vorzugsweise an portraitarbeitige Leistungen gehalten. In Madrid malte er, wie vorher in Florenz, auch mehrere Aussehen machende eigene Portraits, so das des Marschalls Narvaez u. a. m. Von dort durch Schack abgeholt, bereiste er mit diesem dann noch ganz Spanien.

Als er vor etwa zehn Iahren endlich zurückkam, war vom einstigen Naturalisten sreilich nichts geblieben, der am Besten aller Zeiten gebildete Meister in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aber sertig. Man kann seine Bilder nun wirklich unter solche von Tizian, Velasquez oder Rembrandt hängen, ohne daß sie aus denselben herausallen, wie eine ausgedonnerte Köchin unter Prinzessinnen, was das unausbleibliche Loos sast aller seiner Vorgänger wäre. Sehr komisch und ein nicht geringer Beweis der Verkommenheit unseres modernen Geschmacks ist, daß man auch jetzt noch dem Künstler selbst von Seite der Kritik, was sein größtes Lob war, hauptsächlich zum Vorwurf machte: daß er so sehr jenen Klassikern gleiche!

Er steht ihnen aber nicht nur im Colorit nahe, ist kein Nachahmer des Einen oder Anderen, sondern beweist seine eongeniale Natur vor Allem in der Art seiner Aussassung und Wiedergabe der Persönlichkeit, die durchaus an das bewunderungswürdig Anspruchslose und Natürliche, jene edle Unbesangenheit eines Raphael, Tizian, Velasquez erinnert. Wenn die moderne Malerei seit Vandyk die Menschen gewöhnlich so gibt, wie sie aussehen, wenn sie sich beobachtet wissen, so saßt sie jene ans, als ob wir sie, sei's im Gespräch oder allein belauschten. Diese vollkommene Abwesenheit repräsentativer Nllnren, die Enthüllung des innersten Wesens, der Blick in's Herz hinein, das ist von jetzt an der Hauptvorzug der Lenbach'schen Kunst. Sie weist zugleich in ihren Mitteln die ganze vornehme Znrückhaltng nnd nachlässige Grazie der Alten, das seinste Rassinement ihrer Technik aus. So vor Allem den Zauber ihres tiesen Helldunkels, das durch Piloty und seine Schule überhaupt erst in die deutsche Malerei gekommen, nächst deren Meister selber hauptsächlich durch Lenbach und Makart ausgebildet worden ist.

Daß man aber die tiesste Eigenthümlichkeit des Menschen uicht aussprechen kann, ohne sie anch zu verstehen, das braucht wol keiner weiteren Auseinandersetzung. Und so sinden wir denn auch den gleichgültigen Altbayer als einen der schärssten Menschenkenner wieder, denen mau begegnen kann.

Gleich seine ersten Bildnisse nach der Rückkehr erregten ein so großes Aussehen, daß ihm nun Austräge von allen Seiten zuströmten und er besonders in Wien sast noch heimischer als in München, von 1872—74 sestgehalten ward. Aus der dortigen Weltausstellung glänzte er durch eine ganze Reihe von Werken der verschiedensten Art, unter denen sich die Bildnisse der beiden Kaiser von Deutschland und Oesterreich besanden.

Indessen kann nicht verschwiegen werden, daß gerade diese weniger glückliche Leistungen waren. Lenbach ist einmal nicht sür repräsentative Malerei gemacht nnd bleibt hier weit hinter dem Geschmack des Arrangements und der sicheren Meisterschast der Zeichnung eines Winterhalter zurück, den er an Seele wie seinem Farbensinn doch so sehr übertrisst. Iene ist überhaupt seine größte Schwäche, tritt ost störend heraus. Seine Modellirung hat nicht die wunderbare Festigkeit eines Velasemez oder Holbein, läßt bisweilen das Knochengerüste hinter dem in der Carnation lebendig pulsirendeu Blut vermissen. Wie Lawrencee malt er eigentlich blos den Kops gut, pslegt schon die Hände sehr zu vernachlässigen und die Figur vollends im Helldunkel verschwimmen zu lassen. Darum, und weil er Unisormen und Orden, Spitzen und Iuwelen mit gleichgültiger Nonchalanee behandelt, obwol er ihre malerischen Reize sehr wohl zu benutzen versteht, wird er nie in dem Sinne Hosmaler werden, wie sein berühmter Vorgänger. Auch weil er weder schmeichelt, noch überhaupt große Deeorationsbilder zu machen im Staude ist oder so schnell arbeitet, als es die so sehr in Anspruch genommene Zeit der meisten Monarchen verlangt. In diesem Stück sind ihm Angeli wie Canon überlegen. Ebenso Füßli, der Berliner Richter oder die Franzosen Frl. Iaquemart und Carolus Dnran.

Um so weniger erreichen sie ihn aber in der eigentlichen Seelenmalerei. So sind seine Bilder eines Moltke, Gladstone, Döllinger, Liphart, Helmholtz, Lachner, Richard Wagner, Liszt :e. Musterbilder seiner, in's Tiesste gehenden Charakteristik, haben eine überzeugende Krast, daß sie sich mit der historischen Persönlichkeit vollkommen decken, ja diese nns in einer Weise klar machen, wie es die Schrist niemals vermöchte.

Besonders ist sein Moltke ein wahres Meisterstück. Man sieht sich der seltensten Vereinigung von Ueberlegenheit des Geistes und surchtbarer Willenskrast, adlerartigem Scharsblick gegenüber und erkennt doch die Feinheit und Zurückhaltung dieser Natur, den gelehrten Soldaten keinen Augenblick. Lbenso klar springt uns das jesuitisch Angehauchte bei Döllinger, wie der seinsinnige Kunstkenner nnd Sonderling bei Liphart entgegen. In Helmholtz ist der Typus des keine Autorität kennenden deutschen Forschers nnd Lehrers ebenso energisch ausgeprägt, als in Liszt das Magierhaste, in Wagner die verzehrende Unersättlichkeit des künstlerischen Genies, die Mischung von unerhörter Willenskrast nnd bald liebenswürdiger, bald geistvoller Impertinenz.

Nicht weniger anziehend erscheinen seine Frauen, denen er einen tiesen geistigen Reiz zu geben vermag, der sie uns unendlich interessant macht. Speeiiell ist er ein wahrer Virtuose in der Wiedergabe jener internationalen, bald künstlerischen, bald diplomatischen Damen, die eine Art von Freimaurerei durch ganz Europa bilden, heute in Paris und morgen in Rom oder Petersburg glänzen, jedensalls aber ein reiches Leben schon hinter sich haben. Ueber sie weiß er alle Magie, all' das Mysterinn, den berausgenden Dust zu breiten, der sie so versührerisch erscheinen läßt. Dabei versteht er allen Nebendingen ihren Gehalt an malerischem Reiz abzusehen und zu verwerthen, sie aber doch so zu behandeln, daß seine Bilder keiner bestimmten Zeit anzugehören scheinen, niemals außer Mode zu kommen in Gesahr sind, in hundert Iahren ihre sesselnde Wirkung ebenso behalten werden wie heute.

Uebrigens kann Niemand sagen, welche Wandlungen dieser durchaus eigenartige, ewig unbesriedigt strebende Künstlercharakter noch durchmachen wird. Wie er mit den technischen Systemen zu wechseln sich gefällt, so könnte es ihm ja auch einmal einsallen, die, welche so ost in der Repräsentation ganz ausgehen, auch blos als höhere Schauspieler wiederzugeben. Iedensalls hinterläßt er uns in seinen Charakterbildern berühmter Männer und Frauen — seiner eigentlichen Stärke — eine Zeitchronik von ebenso unvergänglichem Reize als absolutem künstlerischem Gehalt und hat einen sehr großen Antheil daran, wenn unsere deutsche Malerei den ungeheuren Zwischenraum, der sie von der klassischen trennte, im letzten Jahrzehnt bedeutend verringert hat.

Die englische Nordpolexpedition von 1875–76.

content-0051.jpg

Julius Aayer.
— Frankfurt a. M., —

er die Karte der Bassinsbai zur Hand nimmt, der wird sich der Bewunderung nicht erwehren können, mit welcher Raschheit (20 Jahre) die Entdeckung ihres nördlichen Ausganges, also der Strecke von 78—83° nördl. Breite geschah. Fünf große Expeditionen, deren Bestimmung zum Theil die Erreichung des Nordpols war, haben an diesem Riesenwerk gearbeitet, und für den mit der Polarliteratur vertrauten Leser sind alle die Namen, welche er an jener Karte erblickt, Denksteine rühmlicher Ausdauer und standhast überwundener Leiden. Wir erinnern uns zunächst an Inglesield, an Kane's zweijährigen, an Prüfungen überreichen Aufenthalt im Rensselaer Hasen, an seinen verzweifelten Rückzug, an Hayes' mit übermenschlicher Anstrengung ausgeführte Ueberschreitung des Smith-Sundes, an das tragische Ende Halls und der vielen Heimsuchungen, welche auch dieser Expedition zu Theil wurden.

So groß auch die Hemmnisse waren, welche schon die drei letzten dieser Expeditionen zu überwinden hatten, und so bitter auch die Enttäuschungen in ihrem Gesolge waren, so haben doch die Heimgekehrten wider Erwarten mit wachsender Zuversicht verkündet, sast an der Grenze aller Schwierigkeiten aus dem Wege zum Pole angelangt zu sein, — nämlich in nächster Nähe eines offenen Polarmeeres.

So wenig sich auch ernste oder erfahrene Männer hinreißen ließen, an die Oeeanität des Poles zu glauben, so übten die zunehmenden Fortschritte der drei amerikanischen Expeditionen im Smith-Sund-Wege gegen Nord im Vergleiche mit den nautischen Mißersolgen der übrigen, andere Routen versolgenden Polarexpeditionen doch diejenige Wirkung aus, daß sie den wenig gleich engen Smith-Sund-Weg als den praktikabelsten zur Erreichung des Poles ansahen.

England wurde zum Träger dieser Idee und die einsichtsvollsten Männer, zum Theil berühmte alte Polarsahrer, entwarfen daselbst den Plan zu einer neuen, im großen Stile auszusendenden Expedition durch den Smith - Sund. Mittelt glücklicher Benutzung jener wechselnden Wasserstraßen, welche sich selbst im eigentlichen Packeise noch besinden, hosste man, wenn nicht gerade den Nordpol zu erreichen, so doch selbst die Polhöhe Halls (82" 16') erheblich zu übertreffen. Die Erreichung des Poles sollte dann durch Schlittenreisen geschehen.

Dieser Plan setzte in doppelter Hinsicht die Existenz einer nach Nord gerichteten Küste voraus, — in Bezug aus das nur im Küstenwasser*) erfolgreich zu gewärtigende Vordringen zu Schiff, und in Bezug aus Schlittenreisen, welche aus große Ausdehnung hin nur längs des an Küsten sest und eben anliegenden Eises geschehen können. In der That bot der Smith-Sund-Weg diese Grundbedingungen ersahrungsgemäß bis zu 83° nördl. Breite, und darüber hinaus, über 84" uördl. Breite :e, hatte die letzte amerikanische Expedition die Existenz von Land (Präsident's-Land) verkündet. Die Instruction der Admiralität warnte die Expedition vor der Erfolglosigkeit von Packeisreisen mit schwerem Gepäck; kein Zweifel, man glaubte eben daran, daß entweder Grönland oder Grant-Land sich noch beträchtlich in meridionaler Richtung sortsetze.

In diesen zwingenden Voraussetzungen und Bedingungen lagen indeß die Mängel des Planes; die Nichtersüllung der ersteren durch die Natur bewirkten das Scheitern der Expedition in ihrem, an sich allerdings werthlosen Hauptziele. Drang die Expedition zur See im Küstenwasser selbst bis zum 86. oder 87. Breitengrad vor und sehlte sernerhin

*) Die Schisssahrt im landsernen Eismeer ist weitaus schwieriger, völlig voni Zusall abhängig, ernsten Katastrophen ausgesetzt, ohne bestimmbares Ziel und ohne Bürgschast eines Winterhasens. Längs dem Lande hingegen bilden sich gewöhnlich Streisen ossenen Wassers, das nur im Winter dem Ansozte des Landeises Platz macht. Es ist selbstverständlich, daß auch die Schisssahrt im Küstenwnsser nur langsame Fortschritte ermöglicht, allein in der Prazis ist sie noch immer mit Vortheil angewandt worden. Von Barentz wurde sie zuerst gewürdigt, von Parry in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt. Seitdem gilt sie als ein Schisssahrtsdogma innerhalb des Eises. Parry sagt darüber 1819- „Unsere Ersahrung hat meiner Meinung nach ossenbar gezeigt, daß die Beschissung des Polarmeeres nie mit einiger Wahrscheinlichkeit ohne eine zusammenhängende Küste geschehen kann. Nur durch das Abwarten der Oeessungee, die zuweilen zwischen dem Eise und dem Lande eintreten, machten wir unsere letzten Fortschritte, und hätte sich das Land in der gewünschten Richtung weiter erstreckt, so kann es keine Frage sein, daß wir, so langsam es auch sein mochte, der Erreichung unseres Zweckes näher gekommen wären/“

gegen Nord Land, so war es dem Schlitten unmöglich, den Pol zu erreichen. Die Mängel eines solchen Planes konnten übrigens von Männern wie Richards, MacClintock, Osborne, Collinson :e. nicht unerwogen geblieben sein, und es ist zweifelsohne, daß die Erreichung des Poles denselben nicht anders vorschwebte als der österreichisch-ungarischen Expedition die Erreichung der Behrings-Straße, nämlich als ideales Reiseziel! In Ermangelung desselben wollte man sich offenbar mit arktischer Forschung über die Fußstapen Halls hinaus begnügen.

Die Ausführung dieses Planes geschah mit einer England charakterisirenden Energie, Umsicht und Ovservilligkeit. Nares, bereits mit der Polarwelt vertraut, zur Zeit der Commandant des Challenger, mit epochemachenden Tiesseeuntersuchungen im sernen Ocean beschäftigt, wurde mit der Führung der Expedition betraut und telegraphisch aus Iokohama heimberufen. Die Auswahl der Ossiziere und Mannschast, die Ausrüstung der Schiffe Alert und Discovery geschah mit einer bis dahin nnbekannten Vollkommenheit. Hatte — um nur eines Nebenumstandes zu erwähnen — z. B. die österreichisch-ungarische Expedition sür ihre Schlittenreisen nur acht Hunde und noch dazu aus Europa mitgenommen, so wurden von Seite der englischen mehr als hundert derselben in Grönland eingeschifft.*)

Zu dieser Ausbietung aller Kräfte gesellte sich eine rühmliche Vorsicht, die Auszusendenden im Falle einer Katastrophe thunlichst zu sichern. Nicht allein, daß nur der Alert die Bestimmung erhielt, nach dem äußersten Norden hin vorzudringen, die Discovery dagegen etwas südlicher überwintern sollte, wodurch ein Schiff dem andern als eventuelles Rückzugsobject diente, — auch sonst wurde nichts versäumt, Rettungsbedarfs (Lebensmittel, Boote) aus einer Anzahl Punkte am Smith-Sund-Wege auszusetzen.

Ueberans günstig schien das Glück der englischen Unternehmung. Die Bassinsbai und das Nordwasser — deren Eismassen schon so vielen Schiffen verderbenbringend wurden — wurden durchschifft, ohne Eis zu treffen. Vergleicht man diese Sachlage mit dem, was von anderen Polarsähren in derselben Gegend beobachtet wurde, so hatte die Expedition alle Ursache, den Sommer 1875 als ihrem Unternehmen äußerst günstig zu betrachten.

Erst unter 79" nördl. Breite begannen die Kämpfe mit dem Eise, mit Glück, aber auch ebensoviel Umsicht und Energie wurden sie überstanden; ^ derart, daß das Hauptschiff Alert an 240 Meilen in Nordrichtung durch das Eis drang. Die Discovery blieb etwas südlicher in

*) Es ist mir leider nicht bekannt, welches der Nutzen und das Tchicksal dieser Thiere war; sie scheinen insbesondere bei den kleineren Reecognoseinmgsreisen verwendet worden zn sein.

81" 44' nördl. Breite zurück, sechs Minuten nördlich von Halls Ueberwinterungsstation.

So weit, als sich Land gegen Nord erstreckte, hatte die Alert, wenngleich unter mannigfachen Gefahren und Hindernissen, dennoch Fahrwasser längs der Westküsten des Smith-Sund-Weges zum Vordringen gesunden. Da jedoch das Land aushörte (in 82°), erwies sich sofort die Unmöglichkeit weiteren Vordringens. item Land war nach Nord zu sehen, nichts als eine geschlossene Packeismasse.

Unter dem Schutz gestrandeter mächtiger Eismassen, dicht unter der AO-Ecke der Grantküste, sand die Ueberwinterung der Alert statt.

Trotz der hohen Breite und Strenge des Klimas — 142 Tage ohne Sonne — überwinterte die Alert gleich der Discovery, Dank ihrer trefflichen Ausrüstung und Führung, unter besriedigenden Verhältnissen, wenngleich in Folge des ausbrechenden Küsteneises unsähig, sich während des Winters miteinander in Verbindung zu setzen. Der Winter erwies sich strenger, als je zuvor beobachtet worden, sowol hinsichtlich seines Temperatur-Minimums, als auch in Hinsicht der langen Dauer intensiv niedriger Temperatur überhaupt. Einen Monat lang blieb das Quecksilber im Thermometer gesroren! — ein Zeichen, daß weithin kein offenes Wasser vorhanden war. Auch die große Ruhe in der Atmosphäre deutete daraus hin. Wie gewöhnlich bei arktischen Ueberwinterungen siel nur wenig Schnee, eine neue Bestätigung, daß die Region mächtiger winterlicher Schneesälle weit südlicher liegt, und daß die Hauptmederschläge in den hocharktischen Regionen dem Sommer angehören.

Die Uebelstimme einer arktischen Ueberwinterung wurden bei weitem überboten durch den niederbeugenden Eindruck einer vereitelten Erwartung, durch das Fehlen einer nach Nord gerichteten Küste. Dieser Uebelstand schnitt wie vorher dem Schiffe, so auch jetzt im Frühjahr 1876 dem Schlitten die Möglichkeit ab, das Ziel auch nur annähernd zu erreichen. Wer es ersahren hat, was es heißt, das Land verlassend, über Packeis mit schweren Schlitten viele Meilen weit zu reisen, der wird den nunmehr erfolgten englischen Schlittenreisen die höchste Bewunderung zollen; — eine Bewunderung, die namentlich bei Markhams Reise um so gerechtfertigter ist, als es sich hier nicht darum handelte, das Leben zu retten, vielmehr darum, sich von den Lebensbedingungen, dem Schiffe, immer mehr zu entsernen. Markham hatte bereits im Herbst 1875 eine Reegonoseirungssahrt sür die große Reise nach Nord unternommen. Diese lehrte ihn, daß er dem Lande nur eine kurze Strecke weit solgen könne, daß er dann aber gezwungen sei, aus das hier wie überall zu Bergen emporgesteßte, landserne Packeis hinauszusteuern. Dieser Anblick mußte ihn überzeugen haben, daß seine Ausgabe von Hause aus hoffnungslos war. Markhams Schlittenreise dauerte 72 Tage, am 12. Mai erreichte er 83° 20' nördl. Breite. Er übertras somit den bis dahin unbesiegten Parry, Hall, die österreichisch-ungarische Expedition und alle seine Vorgänger überhaupt.

Die lange Dauer von Markhams Reise, mangelhafte Ernährung mittelst Conserven, die Größe der Anstrengungen u.e. waren ossenbar Schuld an der tiefen Erschöpfung der Rückkehrenden.

Unter weit glücklicheren Bedingungen vollführte Lieutenant Aldrich seine Schlittenexpedition, denn sie lies entlang der Nordküste von Grant-Land gegen West. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die von ihm zurückgelegte Strecke die Markhams sast um das Viersache übertrifft. Auch hier waren die Anstrengungen wahrhast surchtbar.

Gleich erfolgreich in Bezug auf geographische Entdeckungen war Beaumonts Schlittenreise von der Discovery aus nach Nordost zur Ersorschung der grönländischen Küste. Die Anstrengungen und Leiden dieser Partie scheinen noch größer als die der übrigen gewesen zu sein. Beaumont hatte mehrere große Inlets zu überqueren, sich mithin streckenweise von der Küste zu entfernen, in Folge dessen er das Chaos des landsernen Packeises zu überwinden hatte. Selbst unter der Küste traf er schlechte Bahnen, denn die Nordwestwinde hatten die Felder daselbst zusammengepreßt.

In Hinblick auf die angetroffenen Eisverhältnisse und die Nutzlosigkeit weiterer Öpser war es natürlich, daß Capitän Nares nach erfolgter Rückkehr aller Schlittenexpeditionen zur Heimreise schritt.

Schon am 31. Juli vermochte die Alert die Stätte ihrer Ueberwinterung zu verlassen, eine glückliche Fügung in Anbetracht der hochnordischen Lage derselben. Nach bewirkter Vereinigung mit der erst etwas später frei gewordenen Discovery traten hieraus beide Schiffe die Fahrt nach England an.

Diese zweimalige Durchsahrung des engen Smith-Sund-Weges ist die glänzendste That der bisherigen Schiffsahrt im nördlichen Eismeere. Nares benützte beide Male das Küstenwasser der Westseite, und zwar mit Geschick und Ausdauer, bald mit Energie die Hindernisse überwindend, bald mit Geduld den Eintritt besserer Umstände erwartend und ihren Eintritt sofort ausnützend, daß man bei Versolgung seines Berichts Parry's berühmte erste Nordwestreise zu lesen glaubt. So bewunderungswürdig Nares seine Schiffe führte, so hat doch 1876 abermals ein günstiger Sommer mitgewirkt, sein Entkommen zu erleichtern.

Nares' glänzender Zug durch das Eismeer hat das Thema wieder angeregt, ob man im Polargebiete leichter und besser zu Schiff oder mittelst Schlitten vorzudringen vermöge. Gegen einander abwägen lassen sich diese beiden Reisemittel indeß nicht, da sie einander ergänzen müssen, selbst in solchen Fällen, wo, wie gewöhnlich in neuerer Zeit, arktische Entdeckungen fast nur mittelst Schlitten geschahen. Eines dieser Reisemittel ist ohne das andere entweder ganz unbrauchbar oder im andern Falle von geringem Ersolge. Beispiele erklären die Sachlage sehr leicht. Hätte Nares keine Schlittenexpeditionen ausgesandt, so wären die jüngsten Entdeckungen der Engländer nicht vorhanden, er hätte dann nur die Entdeckungen Hall's bestätigt, respective corrigirt. Hätte Hall seiner Zeit Schlittenreisen unternommen, so hätten die Engländer keine Entdeckungen machen können. Hätte der Tegetthoss keine Schlitten besessen, so wäre Von Franz-Josephs-Land fast nicht mehr bekannt wie die kleine Wilezek-Insel. Koldewey hätte ohne Schlitten nach Norden hin auf Ostgrönlands Küste gar keine Entdeckungen machen können, dasselbe gilt von Kau'e's, noch mehr von Hayes' Expedition. Natürlich waren alle diese Entdeckungen mittelst Schlitten wieder daraus basirt, daß die Schlitten durch ein Schiff bis an die Grenze des Bekannten und Unbekannten gebracht wurden, da die Entdeckungen sonst gar nicht hätten stattfinden können. Diese Grenze des Unbekannten liegt aber gegenwärtig überall so weit innerhalb des Eises, daß ein Schiff in der kurzen Jahreszeit vollaus zu thun hat, um nur bis dahin zu gelangen oder sie im günstigsten Falle ein wenig zu überschreiten. Von hier an in seinem Auser gehemmt, ist es während der langen Periode, wo das Eis geschlossen an den Küsten liegt, nur dem Schlitten möglich, die Entdeckungen, wenn auch noch so beschwerlich und langsam, zu beginnen oder zu vervollständigen.

Voranehend wurde der Verlauf der englischen Nordpolexpedition in ihren Hauptzügen geschildert. Betrachten wir nun die Ergebnisse derselben und die Schlüsse, welche daraus gezogen werden können; ^ allerdings mit dem Vorbehalt, daß zur Zeit noch immer nur dürstige oder ungenaue Umrisse von der Expedition bekannt sind, mithin ein endgültiges Urtheil einer späteren Zeit anheimsällt.

Wenngleich Capitän Nares den Nordpol, das ideale Ziel seiner Reise, nicht erreichte, so hat er sich demselben doch mehr genähert, als alle seine Vorgänger. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Ausgabe des Capitän Nares von Anfang an schwieriger war, als die der Vorgenannten. Erreichte er nur so viel, wie z. B. die an sich rühmliche und erfolgreiche Expedition der *Polaris*, so würde er in den Augen Englands nichts geleistet haben. So aber reihen sich ausgedehnte geographische Entdeckungen — dazu auch die Correetur der mangelhaften amerikanischen Ausnahmen zählt — an den nationalen Erfolg der bisher höchsten erreichten Polhöhe. Capitän Nares ist auch zur See weiter vorgedrungen, als irgend ein Anderer vor ihm, er hat höher im Norden überwintert, als selbst die Hall'sche Expedition, und trotz energischen Vorgehens seine Schiffe glücklich zurückgebracht.

Die Schiffe Alert und Discovery haben in ihren Anstrengungen gewetteisert, ihre erfolgekrönten Schlittenreisen geschahen unter ungünstigeren Umständen als je zuvor. Auch alle übrigen wissenschaftlichen Beobachtungen, welche die Umstände vorschrieben oder gestatteten, wurden

Noid und Eud. I, I, 0

an Bord gemacht. Dazu zählen die meteorologischen und magnetische» Beobachtungen in den Ueberwinterungsstationen, hinsichtlich welcher Arbeiten es nur zu bedauern ist, daß sie sich nur aus ein Iahr erstrecken und der Gleichzeitigkeit mit ähnlichen Beobachtungen im hohen Norden entbehren; — serner die Bestimmung der Gezeiten und Meerestiesen an verschiedenen Plätzen im Smith-Sund-Wege, und endlich sonstige naturhistorische Beobachtungen und Sammlungen.

Alle diese Arbeiten sind im hohen Norden mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, auch ist die wissenschaftliche Ernte daselbst trotz aller Anstrengungen in Anbetracht der dürstigen Natur niemals so lohnend wie in den Tropen. Der Geologe allein, besonders wenn er an Schlittenreisen Theil nimmt, arbeitet noch mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit und Erfolg. Diesem Umstande verdanken wir jetzt eine hinreichende Kenntniß der Gebirgsarten im Norden des besuchten Gebietes. So viel mir darüber bekannt wurde, scheinen sich an der Grantküste manche Formationen des Kaiser-Wilhelms-Landes zu wiederholen. Die botanische Ausbeute von 82—83° nördl. Breite an 20—30 Speeies Blütenpflanzen ist reicher als erwartet werden konnte, sie übertrisst die Vegetationserscheinungen, welche wir im Franz-Josephs-Land allerdings ohne den Sommer zu Gesicht bekamen. Trotz ihrer geringen Schneebedeckung mögen jene Länder nächst dem Robeson Channel, indeß mit Spitzbergen oder Ostgrönland verglichen, den Eindruck von selsigen Wüsten gewähren. In zoologischer Beziehung ist, abgesehen von den Sammlungen, das gänzliche Fehlen von Wallrossen von Interesse. Kane und Hayes trasen solche weiter südlich in Menge. Der Robeson Channel scheint seicht genug zu sein, um das Fortkommen dieser Thiere zu ermöglichen, es dürfte also an den Nahrungsbedingungen derselben daselbst sehlen: Muscheln und Seetang am Meeresgrunde.

Ueberblickt man alle diese Ersolge und neuen Ersahrungen, betrachtet man die Nares'sche Expedition ^ ohne sich engherzig an das Nichterreichen des Nordpols anzuklammern — im weiteren Sinne ihrer Ausgabe: Entdeckungen zu machen, so wird man diese Unternehmung bei gebührender Würdigung von Hemmnissen und Thaten als mindestens ebenso ersolgreich ansehen, wie irgend eine der besten Expeditionen vorher.

In seinem Telegramm hat der Beschlshaber der Expedition seine Ansicht über die Nichterreichbarkeit des Nordpols ausgesprochen. Dieser Gegenstand ist völlig subjeetiv, er ist Glaubenssache. Man kann zu erklären suchen, daß der Nordpol mit unsern gegenwärtigen Mitteln unerreichbar sein müsse, aber man kann es nicht beweisen.

Die Form eines Telegramms gewährte dem Beschlshaber indeß keine Gelegenheit, seine Anschauung von der Nichterreichbarkeit des Nordpols zu motiviren. Ich glaube wol nicht zu irren, wenn ich den Sinn der beiden kargen Worte „?o1e impraotie^dle" solgendermaßen erweitere:

Aus den ersten Blick hat es den Anschein, als hätte die bisherige Form des Vordringens gegen den Pol mittelst Schiss eine rapide Steigerung der Ersolge mit sich gebracht und verbürge eine solche auch künstighin. Allein dieses allmälige Vorrücken mittelst Schiffe vom Polarkreise bis zum 73., 75., 79., ja bis über den 82. Breitengrad war eine Frucht der ausgewandten Zeit dreier Jahrhunderte. Von diesen Breiten an steht die Erreichung der solgenden Breiten, des 83 — 90. Grades, durchaus nicht in einem solchen, nur durch einen Auswand an Zeit zunehmenden Verhältnisse.

Day die vermehrte Ersahrung und Kühnheit seither manche Uebelstände der Zchisssahrt beseitigt hat, ist unzweiselhast; aber ebenso unzweiselhast ist es, daß wir im großen Ganzen weniger die Ersolge, als die Sicherheit und Bequemlichkeit der Eisschissahrt als gesteigert zu betrachten haben.

Schon Hudson Bassin, insbesondere Seoresby und einige Wallsischsahrer des 17. Jahrhunderts erreichten Breiten, welche seitdem nur wenig überschritten worden sind. Iu vielen Fällen war nicht die größere Ersahrung oder die Kühnheit die Ursache solcher Fortschritte, sondern das Glück und die Launen des Eises, welche dem Wallsischsahrer ost Blicke in sein Inneres gestatten, die sie dem wissenschaftlichen Forscher verschließen.

Unsere höhere Besähigung sür Polarsahrten liegt in der Vervollkommnung unserer Mittel. Statt unsere Kräste zu zersplittern, wie es einst die Aussendung kleiner Flotten mit sich brachte, rüsten wir seit I. Roß nur 1—2 Schiffe aus, die sür ihre besondere Bestimmung stark gebaut, mit der Macht des Dampses und allem Wünschenswerthen versehen werden. Wir verproviantiren und entsenden sie anstatt sür kurze Sommerreiseu, sür Iahre und Ueberwinterungen, schützen die Bemannung derselben durch zweckmäßige Nahrung, wie durch die Hülse eines gebildeten Arztes, anstatt der ehemaligen Feldscherer, vor dem Damoklesschwert des Teorbuts. Hierin, in der gesahlosen Verlängerung der Reise, aber ganz besonders in der nur durch Ueberwinterungen ermöglichten Aussührung von Herbstund Frühjahrs-Schlittenreisen liegt der Grund, warum wir nicht rings des Poles stehen geblieben sind, an den Schranken der „sür die Ewigkeit gebauten Bollwerke": im Renselaer Hasen, im Laneaster-Barrow-Wege, an den Pendulum-Inseln, wie beim heiligen Vorgebirge Asiens.

Wir sind also bei Polarerpeditonen, insoweit sie das Aussuchen der höchsten Breiten mittelst der Schiffe betressen, trotz des Dampses, an einzelnen Orten sast an der Grenze des Erreichbaren angelangt, und selbst außerordentliche Ersolge, wie sie den Expeditionen von Hall und Nares zu Theil wurden, lehren uns nur die Möglichkeit eines geringen Ueberschreitens dieser Grenze unter den günstigsten Constellationen.

Ostgrönland wird in höheren Breiten denn 73^ — 75" nördl. Breite als unzugänglich betrachtet, die geringe Ausdehnung des zlüsteuwassers daselbst und starke Gegenströmung mit Packeis zur Zeit der zweiten deutschen Nordpolexpedition vereitelte ihr Vordringen gegen Nord. Im Norden von Spitzbergen und an der Behringsstraße haben an 50 Expeditionen und unzählige Wallsischsahrer, in nahezu derselben Breite, ein gebieterisches I5on po88niuu8 durch das Eis ersahren, etwa 40 Expeditionen aus dem Wege der Nordostdnrchsahrt. Ueberall erwies sich die Unzulänglichkeit der kurzen versügbaren Schiffsahrtszeit bei der großen Ausdehnung eines, durch außerordentliche Hindernisse gesperrten Weges.

Der Smith-Sund-Weg endlich, sür die Erreichung hoher Breiten von allen Polarsahrern am meisten empsohlen, hat sich erst jüngst abermals aussichtslos erwiesen, da er in ein landserues Packeisgebiet führt.

Wenngleich dieses Packeisgebiet ebenso wenig unveränderlich sestliegt, wie irgend ein anderer Theil des Eismeeres, so erhöht das zeitweise Ausbrechen desselben die Chaneen der Erreichung des Nordpols doch nur in der Theorie. In der Praxis würde ein Schiff, das den SmithSund-Weg wiederholt, von außergewöhnlichen Gesahren und Katastrophen abgesehen, etwa in solgende Lage gerathen: Das Iahr 1875 war sür die Schissahrt im Smith-Sunde im Allgemeinen sehr günstig; umsomehr mußte das seste, ausgedehnte Packeis im Norden von Graut-Land die Expedition von Nares überraschen. Es kann und wird indeß geschehen, daß besagtes Eis nicht nur allein in einem künftigen günstigen Sommer, sondern auch, daß es in einem sonst vorherrschend ungünstiges Eisjahr bis zur Erzeugung mehr oder minder schiffbarer Straßen ausbricht. Ein Schiff sände dann, vielleicht weiter im Süden, nnschiffbar dichtes Eis. Träte aber auch die Schiftbarkeit des Smith-Sundes und das Ausbrechen des Eises nördlich von Graut-Land gleichzeitig ein, — keineswegs solgte daraus schon die Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit, den Pol zu erreichen; denn schon das Vordringen bis zum 82. oder 83. Grad erschöpst ersahrungsgemäß völlig die verfügbare Schissahrtszeit und setzt sür sich allein die günstigsten Bedingungen voraus. Ein Schiff, das im Ansang des Herbstes den 82. Grad erreicht, dars nichts mehr riskiren, unr wirklich offenes Wasser dars es uoch besahren, die Sorge sür den Winterhasen überwiegt uothwendigerweise jedes andere Bestreben. Ein Schiff jedoch, das unter bis dahin günstigen Umständen in die jedensalls eisersüllte, wenn auch noch mit Noth schiffbare Lineoln-See eindrange, würde beim Vorschreiten der Iahreszeit entweder besetzt werden (und das ist das Wahrscheinlichere), oder aber es gelänge ihm, wenn wirklich noch weiterhin Land sich sindet, vielleicht in 83, ja selbst in 84 Grad zu überwintern. Werden sich aber die hier so unerhört günstig angenommenen Eiszustände im nächsten Iahr wiederholen, dem eingedrungenen Fahrzeug gestatten, seinen Weg zum Nordpol sortzusetzen oder zurückzukehren? Wird eine solche Wiederkehr überaus glücklicher Eiszustände zwei, drei, vier Iahre hindurch sich erneuern, oder aber erst nach so und so vielen Deeennien? Die Antwort daraus ist zugleich die Beantwortung der Erreichbarkeit des Nordpols, sie entzieht sich der Kritik und entspringt der Ersahrung bei dem Einen, dem Gesühl oder den Vermuthungen bei dem Andern. Ist dies, wie ich vermuthe, der wahre Inhalt jenes ?ole> impr«LtioadIe, dann trete ich der Ansicht des Capitän Nares vollkommen bei. Dars man also auch nicht behaupten, die Erreichung des Poles sei geradezu unmöglich, so dars man dasür sagen: wir sollen den Pol so lange als unerreichbar betrachten und so lange von der arktischen Forschung ausschließen, bis wir, anstatt der ohnmächtigen Fahrzeuge des Meeres, die der Lust dahin senden können.

Vom geographischen Standpunkte aus hätte dann die Ersorschung von Grönland, Gillis-Land, Wrangel-Land und Franz-Josephs-Land an die Stelle eigentlicher Nordpolexpeditionen zu treten. Erst einer späteren Zeit mit vollkommneren Hüllsmitteln wäre ihre Erneuerung vorbehalten und damit die Besriedigung eines unausrottbaren Verlangens der Menschheit, zu ersahren, welcher Art die Beschassenheit des innersten Polargebietes ist.

Aber auch abgesehen von der gegenwärtigen Ersolglosigkeit aller Anstrengungen den Nordpol zu erreichen, kann die geographische Forschung nicht ununterbrochen als das Hauptziel einer Polarexpedition betrachtet werden, sie muß sür eine Zeit lang in den Hintergrund vor der natnrhistorischeu treten. Lieutenant Weyprecht äußert sich noch entschiedener in diesem Sinne, indem er das Ueberwiegen der geographischen Forschung bei allen bisherigen Polarexpeditionen betont und den Wunsch ausspricht, daß sich die großen Culturnationen zu gleichzeitigen arktischen Forschungsreisen sür Magnetismus, Elektrieität und Meteorologie einigen möchten. „Um entscheidende wissenschaftliche Resultate zu erzielen, brauchen wir eine Reihe gleichzeitiger Expeditionen, deren Zweck sein müßte, an verschiedenen Punkten des arktischen Gebietes vertheilt, mit gleichen Instrumenten, gleichzeitige einjährige Beobachtungen zu schaffen."

Indem ich Lieutenant Weyprechts Worte ansühre und seiner Ansicht beistimme, komme ich daraus zurück, daß die Expedition des Capitän Nares dagegen nur im Sinne ihrer Ausgabe beurtheilt werden dars und daß ihre Leistungen unverminderte Bewunderung verdienen, wenn sie auch einem andern wissenschaftlichen Ziele, nämlich dem geographischen zustrebten.

Gelegentlich der Rückkehr der englischen Nordpolexpedition hat sich auch gezeigt, daß das Phantom des offenen Polarmeeres, wenngleich seit drei Jahrhunderten bekämpft, noch immer zahlreiche Anhänger zählt, so daß man es als eine Errungenschast der Expedition ansah, neue Gründe gegen die Oceanität des Poles gebracht zu haben. So wenig wie sich die Erreichbarkeit des Poles bisher beweisen oder widerlegen ließ, so wenig war man bisher im Stande, die Existenz oder Nichtexistenz eines offenen Polarmeeres durch direkte Entdeckung, durch die That also zu. beweisen. Ließ es sich auch, ans wissenschaftlichen Grunden. absolut in Abrede stellen, sprach auch die Ersahrung dagegen, nicht erst seit Nares, sondern schon seit Hudson und Bassin, — demnngeachtet ist diese Chimäre unausrottbar geblieben, weil seine Anhänger nach hundert Gegenanzeigen es immer wieder dahin verlegen konnten, wo noch Niemand war, näher zum Pol.

Außer den Entdeckungen und angeregten Streitsragen bietet die Expedition noch viele interessante Einzelheiten. Dazu zählt das beobachtete sporadische Austreten des Thierlebens im äußersten Norden, — eine Erscheinung, welche auch weiter im Süden der Smith-Sund-Route von Kane, Hayes und Hall gemacht wurde. Kaue und Nares sanden in ihren Ueberwinterungsplätzen nur wenig, Stephensou, Hayes und Hall verhältnißmäßig reiches Thierleben. Mit Bezug aus den Hochnorden scheint die Diseovery in der That in einer Art „Paradies" überwintert zu haben, denn während die Besatzung derselben im Lause des Iahres 54 Moschusochseu erlegte, schoß die Bemannung der Alert deren nur I>.

Demungeachtet scheint Grant-Land noch immer reicher bevölkert dnrch eigentliche Landthiere zu sein, als das Franz-Josephs-Land, denn in letzterem wurden (außer Spuren von Füchsen und Hasen) keinerlei Landthiere gesehen. Die Eisbäre, die daselbst in großer Zahl angetroffen wurden, hatten hier wie überall das umliegende Eismeer zur eigentlichen Heimat. Die Verlassenheit der Umgebung des Alert vom Thierleben überhaupt erklärt das nach Nord dicht anliegende Packeis, also der völlige Mangel offenen Wassers, einer Existenzbedingung sür Vögel, Robben und Bären.

Die Expedition sah gegen Nord kein Land und verneint auch die Existenz des von der Hall'schen Expedition vermeintlich wahrgeuommeuen Präsidents-Landes. In der That geschieht es in arktischen Regionen nicht selten, daß die Dunstbänke des Horizonts den ausgesprochenen Charakter serner Höhenzüge nachahmen, weil die geringe Höhe, bis zu welcher sie in der kalten Lust emporzusteigen vermögen, ihre scharfe Begrenzung veranlaßt. Ein solcher Zustand der Atmosphäre mag die Amerikaner getäuscht haben. In entgegengesetzter Weise sind aber auch die im Polargebiete nur zu gewöhnlichen Nebelbänke geringer Höhe oft Ursache, daß nahes oder doch nicht zu entserntes Land den Blicken verhüllt bleibt. Dies mag vielleicht bei Beaumonts grönländischer Schlittenreise der Fall gewesen sein, so zwar, daß sich Grönland jenseits Cap Britannia im Sinne von Petermanns Hypothese noch weiter gegen Nord erstreckt.

Nares erklärte weite Reisen über Packeis mit einem Boote und schweren Schlitten unthunlich, er hat damit vollkommen Recht. Markhams vergeblicher Marsch nach dem Nordpol über Packeis gleicht den Anstrengungen der österreichisch-ungarischen Expedition, mit schweren Schlitten und Booten vom Franz-Josephs-Land aus nach Süden zu entrinnen, wobei sie in 2 Monaten nur 2 deutsche Meilen zurücklegte, und ohne den Eintritt "schissbarer Cauäle, durch welche sie davonsegelte, niemals gerettet worden wäre. Solche Märsche wurden auch von Parry und Nordenskjöld in ähnlicher Weise und mit gleichem Mißersolge von Spitzbergen aus nach Nord versucht.

Die Expedition tras das Eis um so mächtiger, je weiter sie gegen Norden vordrang, zuletzt gerieth sie an ein Packeisgebiet, dessen Schollenstärke zwischen 50—120, und wenn ich nicht irre selbst 150 Fuß dick angegeben wird. Diese Angabe hat irrige Auslegungen gesunden, Nares sagte, nicht dieses Eis sei solches direkter Bildung gewesen, sondern er gibt vielmehr die Maximal-Stärke des durch ungestörtes Gesrieren gebildeten Eises zusolge seiner Beobachtungen im Winterhasen aus 6 Fuß an. Dies stimmt auch zu den bisherigen Wahrnehmungen aus anderen Theilen des nördlichen Eismeeres, nach welchen man die mittlere Stärke direkter Eisbildung etwa zu 7—8 Fuß annehmen kann. Daß die Eisbildung überall eine Grenze ersährt, und daß es kein Meer gibt, in welchem die Dicke desselben darüber hinaus zunimmt, ist nichts Neues, sondern eine schon Ansang dieses Iahrhunderts gemachte Ersahrung. I. Roß sand das derat gebildete Eis im Boothia-Gols 10 Fuß mächtig, Parry jenes bei der Melville-Insel 7"/« Fuß, Wrangel im sibirischen Eismeer 9 Fuß, Bolowey in Ostgrönland 6^ Fuß. Hayes gibt sür die Eisbildung im Port Foulke 9' 2" an; sür deu Smith-Sund hingegen veranschlagt er sie weit höher, begrenzt sie jedoch, indem er sagt: „Ich habe nie eine durch directes Gesrieren gebildete Eisplatte gesehen, welche die Tiese von 1« Fuß*) überschritt."

Die Erklärung, warum das Eis nicht in's Unendliche wächst, ist sehr einsach: Die Intensität der Eisbildung steht mit der sortschreitenden Mächtigkeit der Scholle im umgekehrten Verhältnisse und hört ganz aus, sobald die Dicke der Eisplatte sie nahe zu einem Nichtleiter der Lusttemperatur macht, das Uebereinanderschieben der Platten und die wachsende Schneebedeckung dem Durchdringen der Kälte Grenzen setzt. Würde das der Art gebildete Eis, nachdem es seine Maximal-Stärke erreicht hat, keine Störung erleiden, so träse man in allen Theilen des Eismeeres Eis von sast gleicher und zwar geringer Stärke. Dies ist aber nicht der Fall. Während die spontane Eisbildung nur vou geringer Mächtigkeit ist, gewahrt man in den verschiedenen Eismeertheilen das Vorkommen von Eisseldern ungleich größerer Dicke; sie sind das Resultat jenes Ueber- und namentlich Untereinanderschiebens der Platten in Folge von Pressungen. Man bezeichnet sie mit dem Namen: altes, besser schweres Eis. Es solgt daraus, daß schweres Eis sich insbesondere an solchen Küsten sinden wird, welche durch ihre Consiguration dem Abströmen des Eises dammartig entgegentreten, mithin Pressungen begünstigen. Dies scheint bei den Küsten der

») Auch diese Ziffer scheint zu hoch gegriffen.

Lineoln-See in hohem Grade der Fall zu sein; daher also das 50—120 Fuß mächtige Eis daselbst. Es ist übrigens schwer verständlich, wie diese Ziffern zu nehmen sind, gelten sie der Maximal-Stärke der zusammengepreßten Schollenhäusungen über und unter dem Wasser oder ihrer Maximal-Erhöhung über das Meeresniveau allein? Angenommen, ersterer wahrscheinlicherer Fall sei gemeint, so hat man Aehnliches in

anderen Eismeertheilen beobachtet; die Wahrnehmung wäre also nicht neu. Das Eis, welches wir bei der zweiten deutschen Nordpolexpedition an der Ostküste Grönlands 1869—70 trasen, ragte ost 40—80 Fuß über das Meeresnivean (d. h. die höchsten Erhebungen der bergigen Schollen), seine Gesamtdicke konnte also nicht geringer sein als das der Lineoln-See. Im Süden von FranzJosephs-Land tras die österreichisch-ungarische Expedition 1872—74 Schollen, welche in Folge von Pressungen etwa 20—40 Fuß über das Meeresniveau hervorragten. Das sind indeß nur die Maximal-Stärken der Eisselder, ihre mittlere Mächtigkeit ist auch bei noch so hestig stattgehabten Pressungen weit geringer.*) Das schwere Eis, welches Nares beobachtete, hat als» durchaus nichts Aussälliges.

Die englische Expedition hat eine neue Benennung von Eisgattungen gebracht: Floeberg. Ansangs stellte ich mir darunter eine jener durch ungeheure Pressungen entstandenen bergartigen Schollen vor, Schollen geringer Flächenausdehnung und großer Höhe, welche als eine chaotische Anhäusung von Trümmern erscheinen. Inzwischen bekam ich in der „Illu8tr. Iʋonelou Xev8" eine Anzahl Zeichnungen von Eissormationen zu Gesicht, welche eines der Mitglieder der Nares'schen Expedition geliesert hat. Naturtreuere Abbildungen jeder Art von Polareis habe ich nie gesehen. Auch ein wahres Musterstück von einem in zwei Theile zerspaltenen Eisberge besand sich dabei; zu meiner Ueberraschung las ich darunter das Wort: „Floeberg". Waren die Floeberge, welche die Expedition nördlich von Cap Union sah, stets Eisgebilde dieser Art, so waren es keine bergartigen Schollenanhäusungen, sondern Eisberge. Die Eisberge sind in der Regel bei weitem nicht so steil und klippenreich, wie vermuthet wird, im Gegentheil meist unscheinbar, und sehen ost nur wenig über das Gewirre hügeliger Schollen hervor. Ihr charakteristisches Kennzeichen ist nicht immer besondere Höhe (Eisberge von 30—50 Fuß Höhe über Wasser sind die gewöhn

*) Was das Tauchen der Schollen anlangt, so herrschen darüber noch immer unrichtige Ansichten. Das sveeisische Gewicht des Meereises wird mit 0.91 (Nunsen) angegeben. Demnach müssen etwa 9 Theile eines z. B. kubischen Eiskörpers unter das Wasser tauchen und nur etwa 1 Theil dessen Oberstäche überragen. Ne» dem blasenreichen, große Hohlräume einschließenden, und überhaupt durchaus unregelmäßig gesormten Scholleneise jedoch kann sich das Tauchen bis aus ʋ/, der Gesamtmasse (nicht aber der höchsten Erhebung) einer Scholle vermindern. Mau wird nicht leicht irgehen, das Tauchen einer Scholle aus das Zwei- bis Viersache ihrer miüleren Höhe über das Vosser zu vcranschlagen.

lichsten), stets aber ihre einsache Contour, ebenso unterscheiden sie sich vom Scholleneis durch Farbe und Eisgestige. Sind solche Eisberge geringer Höhe und unscheinbarer Form etwas mit Schnee bedeckt, so hält es ost schwer, sie von Schollenbergen im eigentlichen Sinne zu unterscheiden. Demnach hätte die Expedition nördlich von Cap Union nur noch kleine Eisberge gesehen, Abkömmlinge kleiner Gletscher, wie sie die benachbarten Küsten zeigten. Diese Schlüsse sind indeß nur aus die Richtigkeit der besprochenen Abbildung basirt.

Die Expedition hat durch Seorbut gelitten, trotzdem sie ohne Zweifel mit allen Mitteln der heutigen Wissenschaft dagegen ausgerüstet war. Wie gering diese Schutzmittel gegen Seorbut übrigens sind, zeigt sich immer wieder von Neuem, sobald das wesentlichste Ersorderniß, srisches Fleisch sehlt. Limoniensast, rohe Erdäpsel, säuerliches Obst (nicht mineralische Säuren), srische Gemüse, Wein, Bierhese, Bewegung in srischer Lust und Heiterkeit, so wichtig alle diese Mittel und Zustände sind, dem Seorbur vorzubeugen, ersetzen sie im Hochnorden doch nicht das srische Fleisch. Ich erinnere mich manchen Falles, wo der Eine oder der Andere aus einer der von mir erlebten Polarexpeditionen alle die vorgenannten Schutzmittel vernachlässigte, aber viel srisches Fleisch aß und dadurch vom Seorbur srei blieb.

Man wird nicht anstehen, das neuerliche Austreten dieses scheinbar bekämpsten Uebels der Polarsahrten mit den Ergebnissen der Fahrten der Germania und des Tegetthoss zu vergleichen. Der Vergleich wäre aber unpassend. Die Mannschaft der Germania war nicht nur reichlich mit Provisionen jeder Art (darunter an 2000 Flaschen Wein und Limejuiee) sür 5 Jahre versehen, sondern ihre Iagdbeute war auch so groß, daß es sast nie an srischem Fleisch sehlte. Vom Seorbut stellten sich daher keinerlei Anzeichen ein, trotz großer Bevölkerung und Feuchtigkeit der Wohnräume. Der Tegetthoff dagegen blieb vom Seorbut nicht verschont, er brach schon im ersten Jahre aus.

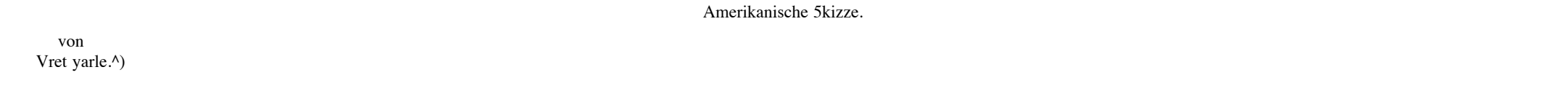
Die Ursachen, warum die englische Expedition so beträchtlich vom Seorbut heimgesucht wurde, sind leicht zu erkennen, sie lagen in dem Mangel an srischem Fleisch und in der langen Dauer anstrengender Schlittenreisen.

Alert und Discovery verbrachten den Winter unter günstigen Umständen; der Frühling kam, mit ihm die Zeit, in welcher der Seorbut gewöhnlich erscheint. Insolge unzureichender Nahrung mit srischem Fleisch waren die Mannschasten beider Schiffe (besonders die des Alert) in ihrer Widerstandskrast gegen den Seorbut bedeutend geschwächt, und in diesem Zustande begannen sie ihre Schlittenreisen. Diese Reisen dauerten Monate lang, während dieser Zeit waren die englischen Seeleute neuen verderblichen Einslüssen preisgegeben, welche das Austreten der genannten Krankheit erleichtern, nämlich: Mangel an srischem Fleisch, ungenügende Nahrung, Durst, außerordentliche körperliche Anstrengungen, unzureichender Schlas, Niedergeschlagenheit in Folge getäuschter Erwartungen, ansangs große Kälte, dann unausgesetzte Nässe, Abnutzung der Fußbekleidung le. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß sast alle Schlittenreisenden seorbutkrank wurden und einige starben. In Ermangelung srischen Fleisches dürsten die Reisenden wahrscheinlich vorzugsweise von Pemmikan gelebt haben, welcher an sich nicht schlecht, wol aber sehr sett ist. Zu ost genossen erzeugt er Verdauungsstörung, Durst und Diarrhöe.

Ein Rückblick aus die letzte Polarexpedition drängt unwillkürlich zu der Frage, ob eine Erneuerung solcher Unternehmungen künftig zu erwarten sei. So wünschenswerth es auch wäre, daß künftige Polarexpeditionen zunächst nur in dem angedeuteten Sinne gemacht werden, so ist «in absoluter Stillstand von Nordpol- oder Polarexpeditionen mit mehr oder minder geographischen Zielen doch nicht zu erwarten. Ia es scheint,, daß Amerika eine solche Expedition schon in nächster Zeit aussenden wird. Nie Vorbereitungen zu einer solchen Expedition werden unzweiselhast die Streitsrage wieder beleben, welches nunmehr der beste Weg sei, in die immer noch ganz unbekannte Polarregion zu kommen, ebenso wie man einst von der nordwestlichen Durchsahrt immer wieder aus die nordöstliche (und umgekehrt) zurückkam, sobald der zuletzt betretene Weg keinen Erfolg brachte. In diesem Falle wird man genöthigt sein, aus Petermanns Vorschlag zurückzukommen, westlich oder östlich von Spitzbergen vorzudringen und die Routen der Grönland, der Germania, des Isbjorn und des Tegetthoss zu erneuern. Die eigentlichen Spitzbergen-Routeu entbehren zwar des Vortheils des Küstenwassers, das Schiff aber, welches einen dieser Wege betritt, bringt vielleicht eine Wiederholung der Schicksale und Resultate des Tegetthoff.

content-0052.png

Der Mann von öolano.



content-0054.png

^s war in der ^e.xlerQ^ ol Hlu8io zu New-Iork. Er kam in dem Corridor des ersten Ranges aus mich zu, -^ eine Gestalt, so merkwürdig, wie nur irgend Etwas au dieser gauzen Vorstellung des Gounod'schen „Faust". Seinem Auzug — nicht ein Stück desselben stimmte in der Farbe zum andern — sah mau deutlich an, daß er erst vor einer Stunde gekauft und angelegt worden war. Eine Vermuthung, welche durch die Firma des Kleiderhändlers, die noch am Rockkragen besestigt war und daselbst das Publikum etwas ausdringlich in die Geheimnisse des Maßes, der Nummer und des Preises dieses Kleidungsstückes einweihte, geradezu zur Gewißheit bekräftigt wurde. Die Beinkleider zeigten längs der Seitennähte die steisen Falten des jüngst erst an ihnen aus- und niedergegangeneu Bügeleiseus, und ebenso wurde der Rücken des Rockes durch eine solche Bügelsalte in zwei Hälsten getheilt, welche lebhaft an das entsprechende Kennzeichen der von Kindern aus geknisstem Papier geschnittenen Figuren erinnerte. Aus Gründen der Gewissenhaftigkeit muß ich hinzusetzen, daß sich kein Bewußtsein von Alledem in seinem Gesicht widerspiegelte. Es war gutmüthig und, mit Ausnahme eines eigentümlich eckigen Zuges um den Unterkieser, durchaus nichtssagend.

„Sie kennen mich nicht mehr?" sagte er kurz angebunden, indem er mir seine Hand hinstreckte. „Ich bin von Solano, Calisornien. Tras Sie dort im Frühjahr 57. Hütete damals Schase, während Sie Holzkohlen brannten."

Nicht die leiseste Spur einer Absicht, unzart berühren zu wollen, lag in dieser Erinnerung. Es war die einsache Feststellung einer Thatsache und mußte als solche hingenommen werden. „Warum ich Sie aushalte?" suhr er sort, nachdem er mir die Hand geschüttelt hatte. „Die

*) Aus dem noch unveröffentlichten Mamtscripte übertragen von Udo Brachvogel.

Sache ist die: Sah Sie eben in der Loge da drüben stehen — und mit einer hübschen, gescheidten jnngen Dame Süßholz raspeln. Dars man ersahren, wie sie heißt?"

Ich nannte ihm den Namen der vielgerühmten Schönheit einer Nachbarstadt, welche seit einigen Wochen in der Metropole zu Besuch war, die Herzen der jungen Männer entzückte und ganz besonders von dem glänzenden und bezaubernden jungen Dashboard bewundert wurde, der just neben mir stand. Der Mann von Solano besann sich einen Augenblick, dann sagte er, halb vor sich hin:

„Das stimmt! — Das ist der Name! 's ist das nämliche Mädel!"

„So sind Sie ihr schon einmal begegnet?" sragte ich überrascht.

„Ja—a," antwortete er gedehnt, „Ich tras sie vor ein paar Monaten. Sie machte mit Freunden eine Reise durch Calisornien. Sah sie zuerst aus dem Zuge diesseits Reno. Sie hatte ihren Gepäckschein verloren. Ick sand ihn aus dem Boden, gab ihn ihr zurück, und sie dankte mir dastür. Ich denke, es wäre jetzt vielleicht in der Ordnung, zu ihr da hinüber zu gehen und ihr zu sagen, daß ich sie wiedererkenne." Er hielt einen Augenblick inne nnd sah uns unschlüssig an.

„Mein lieber Herr!" siel in diesem Augenblick der glänzende und bezaubernde Dashboard ein. „Sollte Ihr Bedeuken, diesen Vorsatz auszuführen, aus irgend einer Unsicherheit in Betreff der Angemessenheit Ihres Anzugs zurtückzuführen sein, so bitte ich Sie, sich desselben nur sosort wieder zu entschlagen. Die Tyrannei des Herkommens zwingt allerdings Ihren Freund und mich, uns nach einer gewissen Vorschrift zu kleiden. Aber ich kann Sie versichern, es ist nichts Anmuthenderes zu erdenken, als die Art und Weise, in welcher das Olivengrün Ihreö Rockes in das zarte Gelb Ihrer Cravatte hinüberschmilzt, oder der Contrast, in welchem das Perlgrau Ihrer Beinkleider zu dem lichten Blau Ihrer Weste steht, und mit diesem vereint die massive Talmikette, welche Sie da tragen, ein besonderes Relies verleiht."

Zu meiner höchsten Verwunderung versagte sich's der Mann von Solano, dem ironischen Dashboard einen Schlag in's Gesicht zu versetzen. Er blickte ihm vielmehr mit seierlichem Ernst in's Gesicht und sagte gelassen:

„Dann, denke ich, werden Sie am besten thun, mich zu ihr hinüberzuführen."

Dashboard war, wie ich nicht verschweigen kann, zuerst ein wenig ans der Fassung gebracht, aber er sammelte sich schnell und schritt nach einer ironischen Verneigung aus die Loge zu. Der Mann von Solano und ich folgten. Nun wollte es der Zusall, daß die in Rede stehende Schönheit eine wirkliche Dame war und nach der Vorstellung des Fremden, bei welcher derselbe von Dashboard nichts weniger als geschont wurde, sosort die Situation durchschaute. Zum höchsten Erstaunen Dashboards rückte sie einen Stuhl neben den ihrigen, lud den Fremden ein sich daraus niederzusetzen, drehte Dashboard durchaus zwanglos den Rücken zu und vertieste sich angesichts des wahrhast strahlenden Publikums unter dem Feuer von Hunderten von Operngläsern mit ihrem neuen Bekannten in eine Unterhaltung. Zur Rettung meiner Geschichte müßte ich hier nun eigentlich erzählen, daß diese Unterhaltung bald die interessanteste Wendung annahm und allerlei Außerordentlichsten, sei es an Witz, sei es an natürlichem Verstande zu Tage sörderte. Aber tatsächlich war sie nichtssagend nud albern im höchsten Grade. Er steiste sich daraus, das Gespräch immer wieder aus den verlorenen Gepäckschein zu bringen und machte jeden noch so künstlichen Versuch der Dame, ihn abzulenken, zu Schanden. Endlich erhob er sich zur allgemeinen Erleichterung der Anwesenden und sagte, über den Stuhl der Dame gebeugt:

„Ich denke hier noch einige Zeit zu bleiben, Miß, nnd da wir Beide nicht von hier sind, so könnten wir, wenn es wieder so 'was, wie das hier, zu sehen gibt, vielleicht zusammen —"

Die Dame unterbrach ihn etwas hastig, daß die große Zahl gesellschaftlicher Verabredungen, die sie bereits getrossen, sowie die Kürze ihres New-Iorker Ausenthalt es ihr wol unmöglich machen würden u. s. w. Die andern beiden Damen drückten ihre Taschentücher gegen den Mund und blickten unverwandt uach der Bühne, als der Mann von Solano sortsuhr:

„Es kann aber doch sein, Miß, daß es wieder so 'was wie das hier zu sehen gibt, und wenn Sie dann mit mir hingehn wollen, so lassen Sie es mich nur nach Carlos Hotel an der Kanalstraße unter dieser Adresse da wissen." Uud er zog etwa ein Dutzend abgegriffener Briese aus der Tasche, nahm das Couvert eines derselben und händigte es ihr mit einer Art Abschiedsverbeugung ein.

„Wir haben morgen den großen Wohlthätigkeitsball in der H,eaäeiu)' ol Uu8ill!" siel Dashboard ein, der nicht gerne die Gelegenheit zu einer übermüthigen Bemerkung unbenutzt vorüber gehen ließ. „Sicherlich geht Miß X. hin. Die Billets kosten stür einen wohlhabenden Calisornier, und einen offenbar so reichen Mann, wie Sie, nur eine Kleinigkeit. Zudem ist der Zweck ein so würdiger! Sie werden bestimmt keine Mühe haben, eines zu kaufen."

Miß X. hestete ihre schönen Augen einen Augenblick aus Dashboards Gesicht. „Aus jeden Fall!" ries sie sodann, sich an den Mann von Solano wendend. „Und da Mr. Dashboard einer der Direetoren ist, Sie aber ein Fremder sind, so wird er Ihnen sicherlich ein Gastbillet zusenden. Ich kenne Mr. Dashboard lange und genau genug, um mit Bestimmtheit zu wissen, daß er von unwandelbarer und unermüdlicher Zuvorkommenheit gegen Fremde ist."

Hieraus rückte sie sich in ihrem Stuhl zurecht und wandte ihr Gesicht der Bühne zu. Der Mann von Solano dankte dem Manne von NewJork, schüttelte allen in der Loge Sitzenden die Hände und wandte sich zum Gehen. Als er die Thür erreicht hatte, kehrte er sich noch einmal nach Miß X. um und sagte:

„War's nicht eines der seltsamsten Dinge von der Welt, Miß, daß gerade ich Ihren Gepäckschein sinden mußte?" Aber eben ging der Vorhang über der Gartenseene in die Höhe und Miß X. wurde von derselben so in Anspruch genommen, daß der Mann von Solano es stür gut sand, die Thür der Loge sorgsältig zu schließen und nicht noch einmal aus den verlornen Gepäckschein zurückzukommen. Ich solgte ihm. Da ich glaubte, aus dem Wege meines Calisorniers allerlei Gesahren aussteigen zu sehen, so beeilte ich mich ihm mitzuthemen, daß die junge Dame von Huldigungen umgeben sei, daß ihr die Auslese der eleganten Herrenwelt zur Verstüung stehe, und schließlich, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach mit Dashboard verlobt sei.

„So, so!" sagte er ruhig und ohne jede Spur von Ueberraschung. „Es würde auch ein riesig wunderbar Ding sein, wenn sie es nicht wäre! Aber ich denke, ich mache mich jetzt nach meinem Hütel aus. Geb' nicht soviel stür das Gegröhle da!" Dabei machte er eine äußerst verächtliche Kopsbewegung nach der Bühne hin, wo eben die Sängerin der Margarethe im Begriff war, das ganze Haus durch ihre schönste Cadenz in Wonne auszulösen.

„Wie spät mag es sein?" Die Frage richtete er offenbar an sich selbst, denn gleichzeitig zog er seine Uhr heraus. Es war ein Ding von leuchtender Unächtheit, eine so ossenlmrliche Fälschung, daß ich sörmlich davon geblendet wurde.

„Sie bewundern meine Uhr?" sragte er. „Sie sieht sich wirklich schön genug an! Aber das Werk ist keinen Cent werth. Und doch war ihr Preis 125 Dollars Gold. Ich habe sie vorgestern an der ChathamStreet ausgegabelt, wo sie dergleichen aus Auktionen billig verkaufen."

„Aber man hat Sie in der srechsten Weise beschwindelt," ries ich unwillig aus. „Uhr und Kette sind keine 20 Dollars werth!"

„Sind sie 15 werth?" sragte er ernst.

„Das schon eher!"

„Dann, denk' ich, war's noch immer ein anständiger Handel. Sie müssen wissen, ich sagte den Leuten, daß ich ein Calisornier sei, von Solano, und nichts von landläusigem Papiergeld bei mir hätte. Aber ich hätte drei Sluggs bei mir. Sie erinnern sich doch noch, was Sluggs sind?"

Ich sagte ihm, daß ich noch recht gut wisse, daß Sluggs eine Art Denkmünze aus der ersten calisornischen Zeit seien. Ein sechseckiges Stück Gold, etwa doppelt so groß wie ein Zwanzig-Dollarsstück und in dem allgemein angenommenen Werthe von etwa sünszig Dollars.

„Schön," suhr er sort, „ich gab ihnen meine drei Sluggs und sie gaben mir die Uhr. Nun müssen Sie aber wissen, daß ich die Sluggs selber gemacht hatte, von Kupserkies und Talmigold und damit unsere calisornischen Iungens beim Spiel zu übertölpeln pflegte, weil sie wirklich so gut nachgemacht waren. Da Sluggs keine gesetzliche Münze sind wie sie die Regierung prägt, so habe ich damit keine Falschmünzerei begangen. Wenn ich das Material, die Zeit und die Mühe zusammenrechne, so kosten sie mich Alles in Allem genommen 15 Dollars, und damit wäre dies Ding, von Uhr da, wenn es wirklich so viel werth ist, gerade ehrlich bezahlt."

Allmälig dämmerte mir ein Licht aus in Betreff des Mannes von Solano. Ich nickte mit dem Kopse und sagte, es wäre ein ehrliches Geschäft gewesen.

Er ließ seine Uhr vorsichtig in die Tiese der Tasche gleiten, spielte mit der Miene eines vollkommen zusriedenen Menschen an der klappernden Kette und bemerkte: „Man sieht so gleich ganz anders aus! So sashionabel und wohlwollend! Nicht?"

Ich stimmte ihm bei. „Aber was gedenken Sie eigentlich hie» anzusangen?" sragte ich nach einer kleinen Pause.

„Ich habe ein baares Kapital von 700 Dollars bei mir. Ehe ich damit in ein regelmäßiges Geschäft gehe, denke ich mich ein Bischen in Wall-Street*) umzusehn."

Ich hatte aus der Zunge, ihm ein paar gutgemeinte Warnungen zuzurusen. Aber ein Blick aus seine blendende Uhrkette und ich verzichtete daraus. Wir schüttelten einander die Hände und trennten uns. —

Einige Tage später begegnete ich meinem alten Freunde von Solano aus dem Broadway. Er hatte einen andern nagelneuen Anzug an, an dem ich einen leichten Vorsprung über seinen Vorgänger hinaus wahrzunehmen glaubte. Es liebten sich mit Bestimmtheit nur süns verschiedene Farben unterscheiden. Aber das mochte ein bloßer Zusall sein. Ich sragte ihn, ob er aus dem Ball gewesen sei. Er sagte:

„In! Das Mädel — und sie ist ein riesig saubres Geschops — war auch da! Aber sie war so scheu, und ging mir, ehrlich gesagt, beinahe aus dem Wege! Ich hatte diesen neuen Anzug da gekauft, um hinzugehn. Aber die Kellner da in ihren schwarzen Kleidern und weißen Halsbinden ließen mich gar nicht an sie herankommen, um mit ihr über den verlornen Gepäckschein weiter zu reden. Nur der junge Bursch, der Dashboard, war hösslich und sein mit mir, wie ein Mensch es nur mit dem andern sein kann. Er brachte einen ganzen Hausen junger Leute und Mädchen in riesig schönen Kleidern nach der Loge, um mich zu sehn. Und dann schlug er mir auch vor, mich mit nach Wall-Street zu nehmen und nach der Börse. Am andern Morgen kam er auch richtig zu mir und holte mich ab. Ich habe stür etwa 500 Dollars — aber 's mag auch mehr sein — allerlei Aktien gekauft. Das heißt, wir haben Aktien ausgetauscht. Sie müssen nämlich wissen, ich hatte zehn Aktien der PeacockKupserwerke mit mir, von der Sie ja einmal Zekretär waren."

5) Woll-3treet, die weltberühmte Bdrsenregion NewVorks.

„Aber die Dinger sind ja nicht einen Cent werth! Der ganze Schwindel ist ja schon vor Iahren ausgeslogen!" wars ich erschreckt ein.

„Das mag schon sein, da Sie es sagen. Aber dastür verstand ich wieder nichts von ihren Communivaw-Bahnen, den Naphta-Gas-Compagnien und ähnlichen Dingen. Ich habe es stür ein vollkommen ehrliches Geschäft genommen. Nur daß ich schließlich stür meine eingetauschten Aktien Etwas bekam, als ich sie sosort in Wall-Street versilberte, und immerhin um 444 Dollars besser stand, als ich herauskam, als da ich hineinging. Und doch müssen Sie zugeben, daß ich noch immer Etwas dabei riskirte, — denn die Peacock Aetien konnten doch noch einmal wieder ausleben!"

Ich sah ihm in's Gesicht. Er sah unsäglich besriedigt und gewöhnlich aus. Dennoch sing ich an eine gewisse Angst vor dem Manne zu bekommen, oder vielmehr vor mir selbst, daß ich denselben so ganz und gar zu verkennen vermocht hatte. Nach einigen gleichgültigen Worten über andere Dinge, schüttelten wir uns die Hände und schieden von einander.

Einige Monate sollten vergehen, bevor ich meinen Mann von Solano widersah. Als mir diese Freude zu Theil wurde, ersuhr ich, daß er ein regelrechter Besucher der Aktienbörse geworden und in einem kleineren Bureau in Broad-Street ein anständiges Geschäst betrieb. Da mir das Wiederbegegnen mit ihm sosort das Bild unseres ersten Zusammentressens in der H^aäeru)' ol Uu8io wachries, so sragte ich ihn, ob er seine Bekanntschaft mit Miß X. erneuert habe.

„Ich hörte, daß sie in diesen! Sommer in Newport war," entgegnete er, „und ich ging aus eine Woche dorthin."

„Und sprachen mit ihr über den Gepäckschein?"

„Nein," sagte er mit einem unerschütterlichen Ernst. „Sie gab mir den Austrag, etwas Aktien sür sie zu kausen. Sie müssen wissen, daß die seinen Bursche, welche sie da um sich hatte, sie mit mir auszogen. Und so dachte sie, es sei am Besten, sie machte aus dem Ganzen so Etwas wie eine Geschäftssache. Ich sage Ihnen, sie ist ein ausgezeichnetes Mädcl. Haben sie von dem Unsall gehört, der ihr zugestoßen?"

Ich hatte nichts davon gehört.

„Die Sache ist die: Sie machten eine Fahrt in der Jacht von einem der sashionablen jungen Leute da, und ich bekam eine Einladung dazu. Die ganze Geschichte war von Dashboard veranstaltet, der sie jetzt heirathen soll. Es war schwer zu sagen, wie es kam, — aber aus einmal schlug eine Segelstange um und riß sie über Bord, 's gab einen surchtbaren Schrecken. — Sie müssen davon gehört haben?!"

Ich hatte wirklich nichts davon gehört. Aber mit des Romandichters Instinkt wurde plötzlich Alles in mir lebendig, blitzartig und von Poesie verklärt. Endlich hatte dieser arme Gesell, dem sein Ungeschick es unmöglich machte, ihr seine zärtlichen Gestühle zu enthüllen, — endlich hatte er die günstige Gelegenheit dazu gesunden! Endlich hatte er —

content-0055.png

„'s war ein surchtbarer Schrecken!" suhr er sort. „Ich rannte nach der Stelle, an der sie über Bord gesallen, und sah, wie das hübsche Geschöps schon ein Dutzend Aards entsernt war, und ich — "

„Sie sprana.en ihr nach?" suhr es mir unwillkürlich von den Lippen.

„Ich? Ia, warum denn ich?" entgegnete er, ohne eine Miene zu verziehen. „Dazu war ja der Andre da! Ich ließ ihm, was ihm gebührt, und sah einsach zu."

Einen Augenblick startte ich ihm sprachlos in's Gesicht.

„Nein," suhr er in demselben ernsten Ton sort. „Es war der andre Mann, der hineinsprang, und dessen Geschäst allein es war, so zu thun. Und dann, sehen Sie nicht, daß, wenn ich nm sie herumgetanzt wäre, und Blumeu gebracht nnd Zärtlichkeiten und Blicke ausgetauscht hätte, ich sie gewiß aus dem Wasser gezogen hätte, was aber nicht so viel Unterschied gemacht hätte, daß der Andre sie doch heirathen würde. Bei dem ganzen Geschäst war sür mich nicht das Geringste zu thun nnd zu gewinnen, etwas Andres war's, wenn er selber untergegangen wäre — dann hätte ich die nächste Gelegenheit gehabt. Aber wie sehr ich ihm auch nachsah — "

„Er rettete sie also?"

„Natürlich rettete er sie!" ries er. Und als er den erstaunten Ausdruck in meinem Gesicht wahrnahm, setzte er in demselben unverändert ruhigen Ton hinzu:

„Ich sehe, Sie verstehn mich nicht, stürchte sast, Sie haben mich auch in Calisornien nicht verstanden." — —

Ich habe nicht viel mehr über meinen Mann von Solano zu sagen. Er wurde als Curiosität, ich möchte sagen, als „ehrliche Einsalt von Calisornien", von Tag zu Tag bekannter und volksthümlicher. Man lud ihn seiner Absonderlichkeit wegen ein, machte ihn sogar zum Gegenstand burlesker Gesellschaftsscherze und brachte ihn so mit einer Menge von Leuten in Berührung, mit denen er sonst nie zusammengekommen wäre. Ich bemerkte auch, daß seine ursprünglichen 700 Dollars sich stetig vermehrten, und daß er in seinem Geschäst sichtlich vorankam. Allerlei ealisornische Aktien und Werthpapiere, von denen ich bereits vor zehn Iahren nichts Andres gewußt hatte, als daß sie in den Grüsten ihrer Väter zu Staub versielen, wurdeu plötzlich wieder an's Tageslicht gezaubert. Und ich erinnere mich noch lebhaft des nahezu abergläubischen Schreckens, der mich eines Morgens besiel, als ich, den Courszettel überblickend, plötzlich das Gespenst der „Dead-Beat-Beach-Minen-Compagnie" schwarz aus weiß vor mir austauschen sah. Endlich ging dies so weit, daß verschiedene Personen den Mann von Solano nicht nur zu bewundern, sondern auch zu beargwöhnen begannen. Und dieser Argwohn sollte schließlich durch einen Zusall zum Ausbruch gebracht werden, welcher seiner sashionablen Carriere in der Metropole ein Ende machte.

Nord «nd Lud. I, 1, IN

Er hatte lange den Wunsch geäußert, in einem gewissen modischen Club ausgenommnn zu werden, und war aus Rücksicht aus die Posse, die bei dieser Gelegenheit auszuführen war, auch tatsächlich von dem Clnb eingeladen worden, an einem zu seinen Ehren unter besondern Feierlichkeiten zu veranstaltenden Spielabend, Theil zu uehmeu. Die Sache sand wirklich statt und als ich, von Neugierde über den Verlaus der Geschichte getrieben, am nächsten Morgen das Clubhaus besuchte, war ich glücklich genug, gleich im ersten Zimmer das Nachstehende zu hören:

„Er hat sie Alle gerupst! Alles in Allem muß er gegen 44,000 Dollars eingesackt haben."

„Wer?" sragte ich, an die beiden Herren herantretend, deren einer jene Worte gesprochen.

„Der Mann von Solauo!"

Als ich mich zum Gehen anschickte, legte ein andrer der Anwesenden, ein wegen seiner Sportsunternehmungen bekannter junger Mann, seine Hand aus meine Schulter und sragte:

„Ausrichtig! Was sür ein Geschäst hat Ihr Freund in Calisornien betrieben?"

„Er war ein Schäser!"

„Ein — was?"

„Ein Schäser, der seine Schase aus den kräuterreichen Abhängen von Zolano ebeuso harmlos weidete, wie er sie jetzt aus dem Psalter der Weltstadt scheert!"

„Wahrhastig? Nun, was mich anbelangt, so können Sie mir in Zukunft mit allen Ihren ealisornischen Pastoralen gestohlen werden!"

content-0056.png

content-0057.jpg

content-0058.jpg

content-0059.png

content-0061.png

content-0062.jpg

I,n der stacht war der erste Schnee gefallen. Ich staunte nicht wenig, da ich erwachte und im Garten die Bäume, die noch lange nicht alle Blätter verloren hatten, mit weißen Schlasmützen vor !mir stehen sah. Ich griff nach dem Kalender. Ia, ja, es war gar nichts Verwunderliches an dieser Naturscheinung. Hatte ich geglaubt, daß der Herbst ewig dauern würde? Nein, Aber ich mochte mich trotzdem noch nicht entschließen, das alte liebe Häuschen, am Fnße des Kahlenberges, in dem ich die letzten Monate verbracht, zu verlassen und in die Stadt zu ziehen.

Ich sah uoch einmal nach dem weißen Garten, nach dem grauen Himmel und endlich nach den grauen Vorhängen, die hinter den geschlossenen Fenstern des Nachbarhauses herabgelassen waren. Sie hatten breite braune Streisen. Ich kannte das Dessin auswendig, denn sie hingen so schon lange Wochen. Kein Fenster ging drüben mehr aus. Die Leute waren mit dem Sommer viel srüher sertig geworden, als ich. Außer mir war kein Städter mehr im Dorse geblieben.

Nachdem ich die alten Vorhänge meines Nachbars genugsam betrachtet hatte, las ich die Zeitung. In der einzigen Kaiserstadt ging's auch schon recht winterlich lustig her. Ie nun, ich war nicht mehr in der ersten Iugend und hatte noch viel zu schreiben. Ich konnte mich nicht entschließen, in die Stadt zu ziehen.

Ich knetete bereits in der Stille an meinem heutigen Pensum. Aber vorerst wollt' ich mir noch etwas Bewegung in srischer Lust vergönnen. Ich trat in meine Holzschuhe und griss nach der Schausel, die der Gärtner im Hose hatte stehen lassen. Ich sah wol, dieser erste Schnee würde nicht lange vorhalten. Aus der Tiese der Lust wehte es einen gar nicht kalt an. Aber der Schnee war so reichlich gefallen, daß uns das Thauwetter, das unausbleibliche, den Garten in eine Psütze verwandeln und den Schotter von allen Wegen schwemmen mußte, wenn wir nicht vor Mittag ausräumen.

Ich machte mich daran, den Weg bis an's Gatterthor srei zu schauseln. Der alte Gärtner segte am andern Ende und ries zuweilen etliche sreundlich gemeinte Worte herüber. So waren wir beide recht vergnügt und wirthschasteten hin und her, daß uns die Backen roth anliesen.

Ich weiß nicht, wie lang ich bei dieser artigen Hantierung ausgedauert hätte, wenn der Omnibus nicht eben einen Fahrgast vor meiner Gartenthüre abgesetzt hätte, gleichsam um mich zu überzeugen, wie recht ich gethan, schon srüh am Tag den Psad srei zu machen. Der junge Mann schien dankbar überrascht, daß er nicht bis über die Waden in schmutzigen Schnee zu sinken brauchte, um mein Gehöst zu erreichen. Da stand er und zog den Hut noch einmal so höflich. Kaum daß ihm die Sohlen naß geworden waren. Ein hübscher junger Mensch mit langem Blondhaar, vielen Ecken an den Kleidern und kleinstädtischem Schuhwerk. Ein Hauch schulmeisterlicher Idealität umleuchtete wie ein Düsseldorfser Heiligenschein das gegen den Strich gebürstete Haupt. Aber aus dem tiesen Blick der blauen Augen sprach Verstand; Wohlwollen und Güte verriethen die seinen Linien seiner Lippen. Er sragte mich lächelnd, ob ich derselbe wäre, den er suchte, und da er dabei einen Empfehlungsbrief überreichte, aus dessen Ausschrift ich die liebe Hand eines alten Freundes erkannte, so hieß ich ihn herzlich willkommen und bat ihn, in's Haus zu treten.

Ein zweiter Blick aus seine Karte, die er mir mit dem Briese eingehändigt, überzeugte mich von der Wahrheit meiner Vermuthung, daß der junge Mann zur Schreiberzunst gehöre und gekommen sei, das Handwerk zu grüßen. Es siel mir alsbald ein, daß, vor Iahressrist etwa, ein Buch unter diesem Namen erschienen war. Ich selbst hatte es nicht gelesen, aber von Anderen loben hören. Die Kritik hatte häusiger und sreundlicher, als es sonst bei Erstlingen der Brauch zu sein pflegt, die neue Erscheinung berücksichtigt.

Da ich hier selbstverständlicher Weise den eigentlichen Namen nicht nennen kann, so wollen wir sagen, der Mann hieß kurzweg Randolt. Meine Unterlassungssünde stimmte mich von vornherein milde gegen den bisher vernachlässigten Herrn Collegen und im Verlaus des Gespräches unterhielt er mich recht gut. Er wußte reizend zu plaudern. Man sah, daß man einen Menschen vor sich hatte, dem Sturm und Drang noch Kops und Herz und Zunge bewegten, einen strebsamen Menschen, dem es nicht leicht geworden war, sich den Weg durch's Leben und gar in die Oessentlichkeit zu bahnen, aber einen, der sich die Mühe nicht hatte verdrießen und die Laune nicht verderben lassen.

Nun war er durch's Aergste durch, meinte er, nun mag's nur weiter gehen. Er war länger, als ihm lieb, an trockene Bureauarbeit gesesselt gewesen. Es hatte hundert Rücksichten und tausend Bedenken zu zerreißen gegolten, eisernen Willen und unverzagte Arbeit. Sie waren nicht umsonst gewesen. Er hatte allen Ansprüchen genügt und doch sich durchgehauen zur Freiheit des Beruss.

Aber harte Tage, bose Wochen, verlorene Iahre lagen hinter ihni. Wenn er in seine Vergangenheit zurückschaute, so wehte es ihm wie Kerkerlust daraus entgegen. Ich sah ihn die Fäuste ballen, wenn er aus jene Verhältnisse, die er seinen Kerker nannte, oder gar aus seine Kerkermeister zu sprechen kam. Nun war seine Kette gesprengt; er rasselte sreilich noch ganz vernehmlich mit dem Trumm.

Aber das war nur aus Augenblicke. Es handelte sich ihm weit weniger darum, was gewesen, als was nun werden sollte. Er hatte seine Iugend in einem winzigen Universitätsstädtchen, seine ersten Mannesjahre in einem armseligen Provinzueste verbracht, und nun war er mitten in Wien, in der schonsten, lebenslustigsten, sarbensrohsten Stadt aus deutscher Erde! Er hatte eine ganz niedliche Erbschat eingeheimst, hatte die besten Gelegenheiten gewonnen, sich Geld zu verdienen, einen guten Namen, eine eiserne Gesundheit und ein elastisches Gemüth. Ihm konnt' es hier am Orte nicht sehlen. Es war eine Freude, den jungen Mann zu sehen, wie ihm das Feuer aus den Augen blitzte, wenn er das starke Haupt zurückwars und sich die etwas langen blonden Haare hinter die Stirne strich, oder wenn er den Schnurbart kräuselte und dabei die seinen Linien seines Mundes deutlicher zum Vorschein kamen. An diese rothen Lippen sollte sich noch mancher volle Becher legen, diese blanken Zähne waren stark genug, noch manche harte Nuß zu knacken. Halloh, Leben, komm an!

Ach, wer ist nicht einmal so mit gleichen Füßen keck in die große Welt hineingesprungen! Mich erinnerte der srischwilde Gesell an meine eigene Iugend. Diese Empsindung trug wol viel dazu bei, daß ich Gesallen an ihm sand. Ihn hinwiederum bestach die, wahrscheinlich unerwartete, Herzenswärme, mit der ich ihn gleich beim ersten Besuch behandelte. Und so wurden wir, rascher als es im späteren Leben zu geschehen pslegt, gute Freunde.

Ich will damit nicht sagen, daß wir uns dessen gleich in der ersten Stunde bewußt waren. Im Gegentheil wir zankten uns trotz des gegenseitigen Wohlgesallens recht wacker mit einander herum. Gegenstand unseres Streites waren Stadt und Land und Leute. Insbesondere über Wien wurden wir noch gar nicht einig. Er hatte so einen Sack voll jener Vorurtheile hereingeschleppt, wie sie zuweilen noch „im Reich" einem mit aus den Weg nach Oesterreich gegeben werden. Einiges sing er, wie ich merkte, schon von selber an zu berichtigen. Anderes wehrte sich dasür noch um so zäher. Und so kam es, daß er Manches lobte, was mir gerade mißsiel, ich Vieles sehr hoch schätzte, was er mit seinem Tadel durchaus nicht verschonen zu dürfen meinte. Mir war schon jetzt nicht bange, daß er in wenigen Monaten sich zum entschiedensten Enthusiasten ausgesormt haben würde, der die Kaiserstadt an der Donau unnahbar hoch über alle anderen Städte der Welt stellen würde. Er hatte das Zeug dazu.

Ueber einen, über den größten Vorzug, der diese Stadt vor allen auszeichnet, waren wir sreilich schon heute Eines Sinnes. Frauen und Mädchen wie in Wieu gab's auch sür ihn schon nirgend anderswo mehr in der Welt. Den Teusel auch! Wer hätte Augen im Kops und ein Herz in der Brust und beugte sich nicht vor dieser Thatsache! Randolt schien mir sogar Lust und Keckheit genng zu haben, sich vor dieser historischen Thatsache so viel als möglich beugen und verbeugen zu wollen. Der Cultus, deu er bereits der Wienerin im Allgemeinen weihte, ließ einen recht stürmischen Götzendienst voraus vermnthen, wenn diese Allgemeinheit erst einmal eine besondere Schönheit in seines Herzens nächste Nähe abordnete. Vor der Hand bewunderte er all diese liebenswürdige Weiblichkeit nur mit den Blicken des .Künstlers.

Er sah sich, wo er ging und stand, von lauter kostbaren Modellen nmrungen. Er brauchte nur in dies volle Menschenleben hineinzugreifen, um eines großen Erfolges sicher zu sein. Es wimmelte da von lanter Novellen und Romanen um ihn herum, die nur der Feder hartten, sie zu beschreiben. Iede Dame, die über die Straße suhr oder im Theater saß, jedes Mädchen, das in einem Laden seine Kunden bediente, jede Magd, die ihren Krug zum Brunnen trug, war ihm ein unbewußtes Bruchstück seiner künftigen Unsterblichkeit. Wer noch in's Allgemeine schwärmt, hat keine Enttäuschung zu dulden, wer den ganzen Rosengarten von draußen über den Zaun her bewundert, den ritzt kein Dorn.

Seine Hörner muß sich ein Leder selbst ablausen und es ist gesorgt dasür, daß es auch geschieht. So dacht' ich, als ich ihm lachend Urlaub gab. Ich glaube, daß ich auch etwas derart sagte. Gewiß ist, daß er es überhörte.

Ich sah ihm nach, wie er durch den Garten und aus die Straße ging. Eine zierliche nnd doch gedrungene Gestalt; ein sester, energischer Schritt; angenehme Haltung des Hauvtes und der Brust! Trotz seiner provinziellen Toilette und seiner kleinen Wunderlichkeiten ein artiger Mann! Mög' ihm das Glück lächeln! Ich wünscht' es ihm recht von Herzen.

II.

Wir sahen uns nun ost. Ich nahm dem jüngeren Freunde zu Liebe manche Gelegenheit wahr, die Abende in der Stadt zuzubringen. Er vollzog seines Gemüths Aeelimatisirung mit allen gebräuchlichen Fiebern. Er sand immer mehr zu schelten und näherte sich schon dadurch der Sitte der Eingeborenen, Er hatte mit einigen Wiener Geschäftsleuten, besonders mit den Buchhändlern Ersahrungen gemacht, die seine Galle erregten.^ Der Mann entwickelte ein schönes Talent zum Zorn. Und als diese Zusälle glücklich überstanden waren, steigerte sich sein Behagen richtig von Tag zu Tag.

Mittlerweile war es ernsthaster Winter geworden. Meine Arbeiten näherten sich dem Abschluß. Sie zu vollenden, nahm ich meine Zeit zusammen. Schnee und Regen machten die Wege ost grundlos, verleideten einem die Fahrt nach der Stadt, aber auch den längeren Ausenthalt aus dem Lande. Ich war ein paar Wochen nicht aus dem Dorse gekommen. Das langweilte mich. Ich schrieb Randolt, daß wir den nächsten Abend recht lustig miteinander verbringen und vor meiner Abreise nach Berlin von einander Abschied nehmen wollten.

Randolt brachte denn auch Alles in Ordnung, aber — wider seine Gewohnheit — lustig war er nicht. Er gab sich Mühe, eine innere Unruhe zu verbergen, und zeigte sie gerade dadurch immer mehr. Er hörte zerstreut zu, wenn man mit ihm sprach, und, was das Aussallendste war, er sprach selbst viel weniger als sonst.

„Haben Sie Verdruß gehabt, Raudolt?" sagt' ich endlich, da mir die Geduld zu reißen drohte.

Er wars das Kinn in die Höhe, sperrte die Augen aus und starrte so ein Weilchen über sich, wie einer, der plötzlich in der Ferne schießen hört und nicht weiß warum. Erst allmälig schien er den Sinn meiner sreundschaftlichen Worte zu begreifen, schüttelte den haarigen Kops und sagte ein trockenes Nein.

Ich wollte meinen letzten Abend in Wien denn doch nicht an eine Laune drangeben und drang weiter in ihn. „Ihr Verleger..."

„Ein allerliebster Mensch!"

„So? . . . Haben Sie in Geldsachen ungemüthliche Ersahrungen machen müssen?"

„Wer? Ich? bewahre!"

„Zum Teusel, was haben Sie denn? Sie sind ja wie ausgewechselt. Reden Sie sich doch srei!"

Er verzog unwillkürlich das Gesicht, suhr rasch, wie um dies zu verbergen, mit der rechten Hand über beide Augen und saßte dann gleich daraus mit beiden Händen die meinen, indem er sich die Worte abrang: „Es ist eine ganz alberne Geschichte .. . eine Kindergeschichte .. . daß gerade mir altem Hansen so etwas ausstoßen mußte! ... Sie werden mich auslachen."

„Gott sei Dank, wenn's was zum Lachen gibt. Ich dachte schon, es wär' ein Unglück geschehen."

Randolt zuckte, ohne mich anzusehen, mit den Achseln und blickte vor sich hm. Diese Bewegung schien mir geringe Lust zur Selbstironie zu verrathen. Ich war bereits gewiß, daß er mich aNein lachen lassen würde, sollt' ich in der That die Geschichte lächerlich sinden.

Doch er hatte schon angesangen zu sprechen.

„Wenn es Ihnen ein Anderer von mir erzählte, würden Sie es kaum sür möglich halten. Und doch ist's wahr. Aber Sie sind der erste und letzte, dem ich es sagen mag. Ich schleppe mich lange genug mit dem Geheimniß und Sie haben ja Geduld mit mir. Kennen Sie das Gasthaus zum Steindl? Freilich, wer kennt es nicht. Ich pflege spät zu speisen, wie Sie wissen. Zu einer so ungewohnten Stunde, daß in der Küche die ersten Braten sür's Nachtmahl sertig werden, wenn ich mich zum Mittagessen setze. Ich bin nicht böse darüber, wenn ich mich dann allein im Loeal besinde, und habe mich mit dem Oberkellner zu beiderseitiger Zufriedenheit verglichen, daß ich es als eine besondere Gesälligkeit zu betrachten habe, zu so ungewohnter Stunde bedient zu werden. Während der Pansen les' ich das Abendblatt. Der Rest ist Genuß und Behagen.

„Vor drei Wochen etwa, wie ich wieder so mit der Abendzeitung in der Hand warte, bis die Suppe gewärmt ist, geht die Thüre aus und durch die Zimmerflucht wandelt ein anderer Gast heran, über dessen Erscheinen ich mich nicht im Mindesten gewundert hätte, wenn es nicht eine Dame gewesen wäre und — wie ich zu meiner größeren Ueberraschung merkte, als die Gestalt aus dem Zwielicht der unbesetzten Säle in mein hell erleuchtetes Gemach trat — eine aussallend schöne und junge Dame.

„Denken Sie sich eine Dame mutterseelenallein in einem Wirthshaus!"

„Ist das gar so merkwürdig?" sagte ich.

„Mir schien es so . . . besonders, da sie jung und schön war."

Nun zuckte ich die Achseln.

Randolt vermerkte das übel und beeilte sich, meinem unausgesprochenen Verdacht die Spitze abzubrechen. „Wenn dem so wäre, wie Sie meinen," sprach er, „glauben Sie wirklich, daß ich über solch' ein Geschöps viel Nachdenkens verlieren würde? Halten Sie mich sür einen Narren, dem die erste beste Dirne den Kops verdreht? Ich gehöre wahrlich nicht zu jener übersentimentalen Schule und verachte den Mann, der toll wird oder sich toll stellt, weil ihm irgend eine höchst unkönigliche Cleopatra ihre Gunst entgegenbringt oder verweigert. Wenn Sie nicht glauben, was ich sage, so brechen wir lieber gleich ab. Die Hand ins Feuer, daß ich es, was Sie auch hören mögen, mit keinem leichtsertigen Geschöps zu thun hatte!"

Du bist der Erste nicht, der den Teusel nicht beim Namen zu nennen wagt, obwol er seine Kralle schon im Nacken süht! Du bist der Erste nicht! Derweilen ich also bei mir dachte, suhr jener sort:

„Ihr ganzes Aussehen, all' ihr Thun und Lassen erregte keinen solchen Verdacht in mir. Auch die Kellner behandelten das Mädchen mit einer höflichen Ausmerksamkeit, die keinen schlimmen Verdacht auskommen ließ."

Das war mir denn doch zu stark. „Die Ausmerksmukeit der Kellner," wars ich lachend ein, „ist hier zu Lande Sache des Trinkgeldes!"

Randolt sprang vom Stuhl aus und biß sich die Lippen. „Sie habeu ganz recht, mir mit dem Zaunpsahl zu winken, daß diese Geschichte kein Interesse sür Sie hat. Reden wir also von etwas Gescheidterem!"

„Warum nicht gar!" ries ich, hielt es aber dann sür gut zu schweigen und den Aerger, den ich ihm durch meinen Unglauben verursacht hatte, verdampsen zu lassen. Erst nachdem er einige Mal die Stube mit langen Schritten gemessen und ein paar Dutzend Rauchwolken gegen die Decke geblasen hatte, mahnte ich ihn mit sansterem Worte sortzusahren.

„Siehaben doch die persönlicheBekanntschaft des— Fräuleins gemacht?" sragte ich.

„Dies erste Mal noch nicht," gab er zur Antwort. „Ich muß gestehen, daß mir dies anmuthige Wesen so seltsam erschien, daß ich es in Einem sort betrachtete und mir dabei immer wieder die Frage vorlegte: wer bist du?

„Eine dralle wohlgenährte Gestalt, aber lauter sanste, jungsräuliche Formen. Ein Gesicht . . . ganz Auge! möcht' ich sagen. Alles in diesem Gesichte schien nur dazu da, um den wunderbaren Glanz dieser großen, unruhigen braunen Augen zu verstärken. Nicht nur die langen, rund ausgebogenen Wimpern, nicht nur die dunklen Stirnhaare, die mit glücklicher Sorgsalt glatt bis an die Augenbrauen herabgekämmt und knapp über diesen abgeschnitten waren — auch das srische Stumpsnäschen, das rundliche Kinn und vor Allem die dunkle Hautsarbe . . . Unterbrechen Sie mich nicht wieder, wenn Sie etwas von einer Zigeunerin bemerken wollen! Es war durchaus nichts Erotisches in jener Gesichtssarbe; sie war so srisch und gebräunt und gesund, wie sie blutreiche Menschen überall tragen, wo sie viel in sreier Lust leben und der Sonne nicht ängstlich aus dem Wege gehen, um nur ja ihren interessanten Teint zu schonen ..."

„Und wie trug sich das Mädchen?" sragte ich, denn nun sing die Schilderung in der That auch mich zu sesseln an.

„Einsach und geschmackvoll," erwiderte Randolt. „Ich verstehe mich nicht viel aus Frauenputz und es will mich bedünken, als entwickelten die Mädchen dieser Stadt mehr Geschmack und Geschick in ihren Trachten, als leicht anderswo zu sinden ist. Auch das Absonderliche wird nicht ängstlich vermieden und ist durchaus nicht immer ein böses Zeichen, Aber an diesem Kinde war nichts Aussallendes, kein Fähnchen, keine Geckerei zu bemerken. Nichts, was aus ein Dämchen vom Theater oder sonst was Abenteuerliches hätte schließen lassen. Ich meinte von Ansang an, ein Mädchen aus dem guten Bürgerstande vor mir zu haben. Und ... das mein' ich auch noch heute ... Aber ein gutes Bürgermädchen allein in einem Gasthause! werden Sie sagen... sreilich zu einer Stunde, wo sie Niemanden dort zu treffen hoffen durste!"

Diesen von Randolt vorausgesehenen Einwand machte ich nun nicht, sondern ich sragte, wie denn das Mädchen sich ausgedrückt habe.

„Ie nun, wie alle andern auch/' sprach er, „gut wienerisch. Ich bin noch zu sremd hier, um aus der Dialeetstärke irgend einen Schluß ziehen zu können. Ich hatte neulich Gelegenheit, mit etlichen Mitgliedern des Iockeuelnbs zu speisen. Auch diese Herren vom ältesten und reinsten Geblüte uannten sich „Nickerl" und „Nazi" nnd sprachen mit einer eingesleichten Verachtung der uns Allen gemeinsamen Schristsprache einen soreirten Dialeet, wie ich ihn, außer aus den Vorstadtbühnen, auch hier noch nirgends in dieser Färbung gehört zu haben vermeine. Eine Dialeetstudie kann hier also nichts helsen — mir, dem Fremdling, schou ganz gewiß nichts.

„Indessen hört' ich an jenem ersten Abend das Mädchen gar nicht sprechen. Sie sagte nur einmal ein Wort zum Kellner, um sich eine Speise zu bestellen, und dies so leise und so schuchtern, als wollte sie gar nicht gehört werden. Sie aß rasch ihr Gericht, sah dabei nur ein paar Mal und nur slüchtig mit ihren unruhigen Augen zu mir herüber und stand, kaum daß sie die Gabel niedergelegt hatte, vom Tisch aus. Etwas langsamer, als sie gespeist hatte, nicht ohne sichtliches Behagen, wand sie sich ein seidenes Tüchlein um den Hals, schlüpfte in ihre pelzverbränte Sammetjacke und knüpfte sast andächtig einen Knops nach dem andern zu; dann ging sie, nicht ohne mich mit leichtem Nicken sreundlich gegrüßt zu haben, rasch zur Thüre hinaus. Sie saßte modisch in die Schleppe des Kleides. Ich sah noch einmal die blanken Sohlen der zierlichen Stieselchen über dem Boden ausleuchten Uild sie war verschwunden.

„Ich hatte geglaubt, der Zahlkellner würde mir Ausschluß geben können, wer die Unbekannte wäre. Er wußte nichts, als daß sie schon vor Monaten ein paar Mal hier gewesen sei, slüchtig gegessen, nichts gesprochen und gut bezahlt habe. Nun mocht' ich mich ärgern, ihr nicht Augenblicks gesolgt zu sein! Iu etlichen Monaten erst sie wiederzusehen, diese Hossnung schien mir nicht herzerquickend. Aber ich hatte keine bessere und selbst diese nicht sicher.

„Die nächsten Tage sah ich mir die Gesichter der mir beegnenden Frauenspersonen noch ausmerksamer an als vordem. Natürlich umsonst. Mich wollte sogar bedünken, als sei unter allen diesen hübschen Gesichtern keines, das dem vermißten an Frische der Farben und an Gewalt der Augen gleich käme.

„Vier, süns Tage später, just als ich den allzustarken Eindruck jener slüchtigen Erscheinung wieder verwunden zu haben glaubte, sollt' ich ihr von Neuem begegnen.

„Aber nicht viel besser als im Traum. Es war aus der Straße an einem Sonntag. Kaum daß ich die Vorübergehende im Menschengewühl erkannt hatte, war sie schon wieder verschwunden. Wie ich auch dann gegen den Strom der Menge stieß und drängte, ich konnte sie doch nicht wiedersinden.

„So verging — verdrießlich genug — noch eine volle Woche, bis sie endlich, recht unverhosst, abermals beim Steindl in die Thüre trat.

„Ich gestehe, daß mein Erstaunen so sreudig und so sichtbar war, daß das Mädchen unwillkürlich lächeln mußte und sich beschämt abwendete, als sie sühlte, wie ihr das Blut verrätherisch in die dunklen Wangen stieg.

„Dies und die Furcht,, die unvermuthet Wiedergesundene noch einmal und aus immer in der großen Stadt zu verlieren, gab mir den Muth, sosort zu ihr zu treten und sie anzusprechen. Eben als sie im Begriffe war, sich an dasselbe Tischchen zu setzen, daran sie jüngst gespeist, richtete ich höslich an sie die Frage, ob wir nicht zusammen unser Mahl einnehmen wollten, da wir denn doch die einzigen Gäste im Loral wären.

„Sie sah mich mit ihren großen Angen noch einmal prüsend an, lachte dann leise' und sagte nichts als Ia. Aber sie nickte bekräftigend recht deutlich mit dem Kops und legte ohne Weiteres ihre Hand in meinen dargebotenen Arm, damit ich sie an meinen Tisch sührte.

„Wir aßen zusammeu, wir tranken zusammen, wir plauderten und lachten. Ich kann mich nicht erinnern, mich seit meinen Kinderjahren bei Tische so königlich unterhalten zu haben und, wohl verstanden, in aller Harmlosigkeit. Ich nahm mich wohl in Acht, irgend etwas zu sagen oder gar zu wagen, was den scheuen Vogel hätte vor der Zeit verjagen können. Ich wollte des Wiedersehens sicher werden. Ich gab mir alle Mühe, liebenswürdig und lustig zu sein und so auch ihr dies Wiedersehen wünschenswerth zu machen.

„Sie hatte ihr Wien am Schnürchen. Sie wußte Alles, was merkwürdig und sehenswerth war, an den Fingern hermnterzuzähleu. Sie wußte genauen Bescheid, wo man dies und jenes am vortheilhastesten einkausen sollte. Sie erzählte kleine Anekdoten von hervorragenden Persönlichkeiten und spaßhaste Theatergeschichten und zeigte eine ganz besondere Freude, all' diese Wienereien vor mir auszukramen, sobald sie in mir den Fremden erkannt hatte. Das war ihr nach meinen ersten Worten nicht schwer geworden. Sie machte sich über meine hochdeutsche Aussprache lustig und als ich vollends etliche plattdeutsche Redensarten zum Besten gab, schüttelte sie sich vor Lachen und bat, wie ein Kind in die Hände klatschend, um östere Wiederholung.

„Bei den Händen sällt mir ein, daß sie über dem Essen die Handschuhe anbehielt. Mich hatte diese Bemerkung schon das letzte Mal überrascht, aber über dem allgemeinen Eindruck, den das liebenswürdige Mädchen aus mich gemacht, ward diese Kleinigkeit vergessen. Nun aber sragt' ich sie, warum sie solchen Luxus triebe.

„Es ist mir so bequemer, gab sie zur Antwort; wenn es mich störte, so wollte sie die Handschuhe jedoch abthun.

„Ich bildete mir ein, zu merken, daß ihr im Ernste gar nicht einsallen würde, solch einer Bitte nachzugeben, denn sie sah bei allem Liebreiz eigensinnig und ziemlich selbstherrlich aus. Darum hütete ich mich wohl, ihr diese Grille zu stören und erwähnte nur lächelnd des Verdachtes, daß diese Handschuhe wol so lang als möglich einen Ring verbergen sollten.

„Ach, Zie meinen, daß ich verheirathet bin? versetzte sie. Kein Schatten von einem Ring! So was gib'ts da nit! Und damit riß sie die Knöpschen am Gelenk aus und schob die beiden Handschuhe bis an die mittleren Knöchel über die Finger zurück, so daß die Spitzen zwar noch im Leder stecken blieben, die Stellen aber, wo ein Ring hätte sitzen müssen, an beiden Händen bloß lagen.

„Nu? sagte sie lachend und hielt mir die beiden Fäustchen dicht vor die Augen, daß ich das eine an die Lippen sühren konnte, ehe sie beide zurückzog. Es waren starke, sleischige, aber sorgsältig gepflegte Hände, die zu der rundlichen Person gut paßten, bräunlich von Hautsarbe wie das liebe Gesicht.

„Sie wollte jedoch von einem zweiten Handkuß bei Tische nichts wissen und hielt es demgemäß sür zweckmäßig, die beiden Handschuhe wieder in den vorigen Stand zu setzen.

„So war uns die Zeit unvermerkt verslossen. Aus einmal wurden wir durch das Erscheinen anderer Gäste, welche zur Abendmahlzeit eintraten, daran erinnert, daß wir über zwei Stunden verplaudert und verscherzt hatten. Sowie das Mädchen sah, daß wir nicht mehr allein in dem Gasthause waren, stand es vom Tisch aus und machte sich mit Hut, Schleier und Pelzjacke zu schaffen, die es mit eben so gemächlicher Sorgsalt sich anlegte, wie das letzte Mal. Ich berichtigte derweilen in aller Hast die Zeche. Die Sorge jedoch, daß sie die Gelegenheit wahrnehmen würde, mir auch heute jählings zu entschlüpsen, erwies sich unbegründet. Sie nahm, als sie mit ihrer Toilette sertig war, ohne Umstände meinen Arm und ließ sich die Treppe hinabsühren.

„Am Thor angekommen, sand ich einen Fiacker vor dem Hause stehen. Kaum, daß er unser ansichtig geworden, sprang der Kutscher aus den Bock und rückte den Hut. Ich wollte just ihm zurusen, ob das Gesährt srei sei, als meine Begleiterin vor mir stehen blieb, noch einmal den Schleier zurückschlug und mir die Hand wie zum Abschied hinreichte.

„Adieu!

„Muß es denn schon geschieden sein? sagt' ich. Sie schien aus dem Ton meiner Stimme zu vernehmen, wie schmerzlich es mir gewesen wäre, sie wieder zu verlieren. Sie senkte das Haupt und blickte traurig und ernsthas zur Erde. Dann, wie aus einem Gedanken erwachend, drückte sie mir hestiger die Hand, mit der ich noch immer die ihrige umspannt hielt, und sagte nochmals: Adieu! und: Es ist so besser!

„Nein! sagt' ich, dars ich Sie nicht wenigstens in diesem Wagen nach Hause bringen?

„Sie lachte leise aus über diese Zumuthung und erwiderte: Das ist ja mein Fiacker!

„Ihr Fiacker? wiederholt' ich und mochte dabei wol große Augen machen, denn mein Erstaunen schien sie sehr zu erheitern. Ich ward einen Moment lang irre an dem Mädchen, das einen Fiacker zu seiner Versügung zwei Stunden lang vor der Thüre stehen hatte. Sie benutzte meine Betrossenheit, zog ihre Hand aus der meinen und sprang in den Wagen.

„Ich hielt den Schlag sest und ries dem Kutscher ein gebieterisches Halt zu. Die Schöne drückte den Schleier vor's Gesicht, doch sah ich, wie ihre Augen unter dem schwarzen Gewebe sunkelten, und sie sprach: Wollen wir wirklich noch eine Stunde beisammen bleiben?

„Ach ja! ries ich und saß neben ihr.

„Sie streckte abwehrend die Hand gegen mich und antwortete lachend: Meinethalben, sagen Sie dem Kutscher, daß er uns in ein Theater sahren soll. In's Carltheater? Wollen Sie?

„Mir war jede Gelegenheit recht, sie noch in meiner Nähe zu verweilen. Der Wagen rollte davon, in die Nacht hinaus. Ich war allein mit ihr; sie so dicht neben mir, daß mich ihre Kleider berühren mußten. Tue Vorsätze meiner Klugheit waren aus einmal wie weggeblasen. Ich hatte nur den Einen Gedanken: nimm die Gelegenheit beim Schops und gib ihr rasch den ersten Kuß.

„Sie aber wehrte mir mit trotziger Entschiedenheit, ja mit sühlbarer Krast und legte drohend die rechte Hand aus die kleine Windpseise zwischen den Vordersenstern des Wagens, bereit, mit einem raschen Druck dem Kutscher das Signal zum Halten zu geben, wenn ich nicht sosort mich beschiede. Ich schämte mich und bat um Verzeihung.

„Haben Sie mich wirklich lieb? sragte sie nach einer kleinen Pause, ohne mich anzusehen.

„Von ganzem Herzen!

„Aus Ehr' und Seligkeit? sragte sie weiter.

„Aus Ehr' und Seligkeit! wiederholte ich. Ich durste schwören, denn es war die reine Wahrheit. Es klang auch wie Wahrheit und ich stühlte, daß sie mir glauben mußte.

„Gut! sagte sie und legte sanst ihre Hand aus die meine. Dann will ich Ihnen sreiwillig einen Kuß geben. Aber nein! Nicht jetzt! Später! Ich werd' es schon selbst sagen. Und nur Einen! Verstanden? Einen oder keinen! Die Hand daraus, daß Sie m'ch um keinen zweiten plagen wollen?

„Ein Mann, ein Wort!

„Es gelang mir nicht mehr, ein Gespräch anzuknüpsen. Schweigend suhren wir dahin. Die Räder rasselten eintönig aus dem glatten Granitpslaster der Straßen. Ueber die seuchtverschleierten Gläser des Wagensensters rannen langsam dicke Tropfen nieder, in denen sich huschende Schatten und von Laternen und Läden die Lichter im Vorübersluge spiegelten. Mir war's, als drückte ihre Hand immer sester, immer ängstlicher die meine, als ginge zuweilen ein leises Zittern durch ihren Arm, das von einem rascheren Schlag des Herzens käme.

„Jetzt rollten wir über die Brücke zur Leopoldstadt. Man hört' es am dumpseren Rollen, man stühlt' es am langsameren Fahren, man sah's an den Lichtern drüben am Quai. In wenigen Minuten mußten wir vor dem Theater Halt machen. Ich mahnte sie nicht und schwieg stille. Kaum daß wir wieder Pslaster unter den Rädern hatten, ließ sie meine Hand los, schlug den Schleier über den Hut zurück und sagte: So! Im nächsten Augenblick wars sie den linken Arm um meinen Hals und legte ihre Lippen aus die meinen. Es war ein rascher Kuß, aber köstlich, srisch und herzinnig. Ein Kuß, mehr werth, als ein Dutzend Liebeserklärungen.

„Der Wagen hielt. Ich steckte dem Kutscher reichliche Bezahlung zu und nahm eine Loge im zweiten Rang, dem ausdrücklichen Wunsche meiner Begleiterin entsprechend.

„Die Vorstellung hatte schon vor einer Weile begonnen. Ich weiß nicht, was gegeben wurde. Ich hörte singen, reden, lachen, klatschen; aber ich achtete nicht daraus. Ich sah wol schandenhalber ein paar Mal nach der Bühne, doch ohne mir darüber Rechenschast zu geben, was da drunten vorging. Es war mir jedesmal, als besände sich das Schaugerüst in einer unglaublichen Ferne von der Loge, so daß ich an den Schauspielern nur die Farben ihrer Kleider wahrnehmen könnte, nicht ihre Gesichtszüge und kaum ihre Gesten, Was kümmerten sie mich auch.

„Um so besser unterhielt sich mit ihnen meine Nachbarin. Sie saß bequem in ihren Stuhl zurückgelehnt, die Füße hoch aus einen Schemel gestemmt, im Vordergrund der Loge, kein Auge vou der Bühue wendend, jede Schattirung des Dialogs versolgend, jedes Witzwort belachend, jede Melodie begrüßend, glücklich im Geuß der Stunde. Ich saß hinter ihr, in's Studinn ihrer Züge, ihrer Gestalt, ihres Verhaltens vertiest, nicht minder selig als sie. Ich störte sie nicht, nur zuweilen berührt' ich ihre Hand mit der meinen und sie erwiederte jedesmal den Druck und ihre Augeu verschwanden dann sür eine Seeunde unter den Wimpern und die Unterlippe unter den Zähnen. War der Vorhang gefallen, so beugte sie das Haupt ganz nahe zu mir und, während sie vom Hundertsten in's Tausendste plauderte, bohrte sie ihre Augen in die meinen nnd lächelte. Mitten in einer solchen Rede unterbrach sie sich selbst und sragte noch einmal ganz leise: Haben Sie mich wirklich lieb? und dann wollte sie wissen, ob sie mir schon das erste Mal gefallen, ob ich an sie gedacht seitdem und ob sie recht gethau habe, noch einmal zu kommen.

„Der Beginn des letzten Aetes schnitt dies zärtliche Geslüster ab. Kaum daß er zur Hälste gespielt war, gab mir meine Begleiterin einen Wink und wir brachen aus.

„Keinen Wagen! sagte sie, als ich mich nach dem Fiacker umsah. Lassen Sie uns gehen. Es ist so schöne Nacht.

„Dars ich Sie nach Hause geleiten? sragte ich und erwartete mit Spannung ihre Antwort.

„Aber diese lautete nur: ich mag noch nicht nach Hause. Dann willigte sie gern ein, noch ein Loeal mit mir zu besuchen, wo man vorzügliches Eis bekam. Dabei verschwitzten wir noch eine Stunde, So oft ich in sie drang, ob und wie und wo ich sie wiedersehen sollte, wichen ihre Antworten aus; sie lachte und stellte mir andere Fragen, die gar nichts mit meinen sehnlichen Wünschen zu schaffen hatten.

„Wir brachen auch hier aus. Sie hing sich sest an meinen Arm, sie drückte sanst ihre Schulter an mich und schmiegte sich wie ein Kätzlein an meiner Seite, immer plaudernd, immer lachend und mich mit Absicht Kreuz und Quer durch die Altstadt in der Irre sühend. Nachdem wir also wieder eine Stunde verthan hatten, standen wir eben aus dem Stephansplatz, da es Mitternacht schlug. Wie die vollwichtigen schönen Glockenschläge so seierlich in die Nacht herniederhallten, blickten wir. beide unwillkürlich empor. Seitwärts vom Thurme stand der sast volle Mond am sunkelnden Himmel. Die Lust war milde, aus Dächern und Straßen kein Schnee; ein sanster Frost nur versuchte die kleinen Lachen neben dem Pslaster zu verglasen. In der Ferne hörte man Wagen rollen und von hundert Thürmen die Antwort aus den Stundenrus des Domes.

„Da sühl't ich, noch in den Mond schauend, wie das Mädchen beide Hände mir aus die Brust legte. Ich senkte das Haupt und küßte sie leicht aus die Haare, die ihr die Stirne bedeckten. Sie zuckte nicht, saltete die Finger wie eine Betende mir nnterm Kinn und sragte zum dritten Mal — noch hallte es seierlich von den Thürmen — hast Dn mich wirklich lieb?

„Ich war ohnehin sehr erregt, die zum dritten Mal wiederholte Frage steigerte meine Ungeduld aus's Peinlichste und was ich entgegnete, mochte wol sehr leidenschaftlich klingen. Des Mädchens dunkelsarbiges Gesicht und gar die Augen glänzten im Mondschein wunderlich zu mir empor, während es mit schärser klingender Stimme sprach: Und Dir hängt das Herz daran, mich wiederzusehen?

„Ich ließ es an Betheuerungen so wenig sehlen, wie an Vorschlägen. Sie unterbrach mich: Willst Du einen Paet eingehen? Aber jedes Wort ist heilig und Dein Versprechen muß Du sür unverbrüchlich halten, geschehe was will.

„Ich war in der Laune, meine Seele dem Teusel zu verschreiben, und schwor mich hoch und theuer. Das gesiel ihr. Gut! sagte sie, wenn Du mir versprichst, niemals und unter keinen Umständen nach mir zu sorschen und zu sragen, weder bei Anderen noch auch bei mir, weder selbst, noch durch Andere, noch durch einen sogenannten Zusall, wenn Du niemals wissen willst, wie ich heiße, wo ich bleibe, was ich treibe — dann schlag' ein, dann wollen wir uns wiedersehen . . . ost. . . recht ost. . . und je öster, desto lieber!

„Was, nicht einmal beim Namen soll ich Dich nennen dürfen?

„Sag' Lori (Leonore) zu mir! Das muß genug sein. Willst . . . oder willst nicht? Ia oder nein? So oder gar nicht?!

„Aber wie wirst Du es ansangen, mich wiederzusinden?

„Das laß meine Sorge sein! antwortete trotziz die Kleine und ihre breiten Augenbrauen zogen sich zusammen. — Es wird Sie nicht wundern, daß ich Alles, was sie wollte, eidlich und wiederholt versprach. Leidenschaftlich, verliebt nnd dicht vor dem Ziele meiner Wünsche, hätte sie noch verrücktere Vorschläge machen können, so würd' ich mich doch keine Seeunde länger besonnen haben, in Alles einzuwilligen. Ich wußte ganz genau, daß ich das entschiedene Frauenzimmer niemals wiedersehen würde, wenn ich nicht sosort Ia sagte. Und wenn ich sicher war, sie selbst und ihre Liebe zu besitzen, was sragt' ich viel nach ihres Vaters Namen oder der Nummer ihres Hauses. Das schienen gleichgültige Dinge, wenn ich gewiß war, sie zu behalten. Und daß sie ihr Wort nicht brechen würde, weder im einen noch im anderen Falle, das wußt' ich.

„Um so größer war mein Erstaunen, als sie, kaum daß ich meine Uebereinstimmung ausgesprochen und alle Neugierde sür immer verschworen hatte, mir mit einem raschen Händedruck gute Nacht sagte und davonging.

„Lori! ries ich wie vom Blitz getroffen und eilte ihr nach. Aber sie war hurtig um die Kirchenecke und, als ich sie im Schatten suchen wollte, hätte mich beinahe ein Fiacker übersahren, der eben seine Pserde in Trab setzte. Ich erkannte denselben Kutscher, der uns nach dem Theater gebracht hatte. Im nächsten Augenblick senkte sich an dem davonrollenden Wagen das Fenster und Lori wars mir eine Kußhand zu.

„Rasselnd in verdoppelter Eile verschwand der Wagen, dessen lackirtes Dach wie Silber unter dem Mondstrahl glänzte, aller Möglichkeit spottend, daß ich ihn irgendwie mit einem anderen Gesähr't noch einholen könnte. Das Rollen seiner Räder verlor sich, die Nacht ward still um mich herum. Ich schrak aus, wie ich über mir ein Viertel schlagen hörte, zuckte die Achseln, seuszte und ging nach Hause.

„Es versteht sich von selbst, daß ich mit solchem Abschluß meines Abenteuers durchaus unzufrieden war, sehr schlecht schlies und am anderen Tage zu nichts Gutem zu gebrauchen war. Ich nannte die Schöne salsch und mich einen Narren. Sie hatte mein Wort und konnte mich obendrein auslachen. Ich bildete mir ein, daß ich je eher desso besser von Wien abreisen würde, und spielte mit noch anderen selbstquälerischen Vorspiegelungen, von denen eine die andere verdrängte und mich jede nur mißmuthiger machte.

„Sie hatte nicht einmal nach meiner Wohnung gesragt. Ob ich ihr meinen Namen deutlich gesagt, meint' ich nicht mehr recht zu wissen. Ich machte mir Vorwürse, den einzigen Abend, der mir gegönnt gewesen, mit unterwürsigem Schmachten verzettelt zu haben. Ich sing an in der Stille gegen mich zu rasen und betrug mich gegen alle anderen Lente so unausstehlich wie möglich. Der Mittagstisch im Steindl war mir verleidet. Ich verlor

content-0064.png

allen Appetit. Ich sürchtete ernstlich, krank zu werden. So ging es sast eine Woche.

„Da klopst es eines Morgens — es war am sechsten Tage nach der eben geschilderten Begegnung — es klopst an meiner Stubenthür und ein kleiner Iunge, der unverkennbar wie ein Bettelkind aussieht, das man zu diesem Dienst aus der Straße geworben, überreicht mir demüthiglich einen runden in Papier gewickelten Gegenstand.

„Wer hat Dir dies sür mich gegeben? — Ein Mann! sagt er. — Wo? warum? wann? mit welchem Austrag? welchen Worten? — All umsonst! Aus dem blöden Iungen ist außer dem einen Wort „ein Mann!“, das er immer wiederholt, nichts herauszukriegen. Ich wickle ein Papier um's andere los und sinde schließlich einen schönen rothbäckigen Apsel — sonst nichts. Aus den Papieren kein Wort, aus der Frucht kein Zeichen, ein Apsel «an» pnr«&e. Ich beiße in den Apsel — ich glaube, ich bildete mir ein, daß wenn keine Ausklärung, doch eine Attrape in ihm stecken sollte — . Der Betteljunge genirt mich, ich geb' ihm einen Silberling und jag' ihn sort. Er läßt sich's nicht zweimal sagen und ich genieße nachdenklich jene Frucht, die schon dem Vater Adam das Paradies kostete.

„Zunächst ward ich insolge dieser Mahlzeit sehr heiter, heiterer als ich seit acht Tagen gewesen war. Dann kam eine peinliche Unruhe über mich, ich sah sehr ost nach der Uhr und ward immer ungeduldiger und doch immer sröhllicher, denn ich wußte, daß sie heute noch kommen würde, daß der Apsel, der keine Attrape enthielt, ein Gruß und ein Zeichen von der Geliebten war.

„Ich ging nicht aus meiner Stube, so lang mir auch die Zeit sich dehnte. Und eben als es dämmerte, als die ersten Laternen aus der Straße angezündet wurden, da hört' ich's draußen entschieden an der Klingel ziehen. Ich sprang vom Schreibtisch aus, daß ich in der Eile meine Wasserflasche zu Boden stieß, und wie ich die Thüre meines Vorzimmers öffne, fliegt mir die braune Lori um den Hals."

— Randolt schwieg. War seine Erzählung an einem Punkte angelangt, über den sie hinauszuführen seiner braven männlichen Seele peinlich sein mußte, oder dünkte ihn, daß er dem Versprechen, welches er der Geliebten abgelegt, mit diesem Bericht an einen Dritten schon zu viel vergeben hatte — er ging mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen, die Hände an einander drückend, in seiner Stube hin und wieder. Bald schien mir's, als hätt' er meine Gegenwart vergessen.

Nur um ihm diese meine Anwesenheit wieder in's Gedächtniß zu rusen, durchaus nicht um sein Vertrauen noch weiter herauszusordern, macht' ich mich bemerklich. Daraus blieb er vor mir stehen, ergriff meine Hand und sagte: „Ich weiß, was Sie mir aus diese Geschichte hin sü« einen Text lesen wollen. Es würde doch wieder aus kränkende Vermuthungen hinauslausen, wie ich sie schon vorhin einmal habe zurüctweisen müssen. Er

Nord und Lud. I, 2. 12

sparen Sie sie mir und versuchen Sie zuzugeben, daß ich es doch besser wissen muß, nicht wahr?

„Die Liebe, die mich seitdem mit meiner Lori verbindet, ist eine der schönsten und glücklichsten, die es je aus der Welt gegeben hat. Sie beseligt mich und sie. Ieden vierten oder stünsten Tag schickt sie mir am Morgen durch einen Dienstmann oder sonst den ersten besten Boten eine Apselsine, ein Spielzeug, eine Stahlseder, ein leeres Blatt Papier — dann weiß ich, daß ich sie erwarten dars. Dann tritt sie zwischen Tag und Abend lachend wie ein Kind, schön wie eine Fee, eigensinnig wie eine Märchenprinzessin aus den Schleiern ihrer Geheimnisse über meine irdische Schwelle und bis zur Mitternacht, ost bis zum Morgen bleibt sie an meiner Seite. Der Rest der Woche gehört der Sehnsucht — einer nagenden Sehnsucht, glauben Sie mir. Aber jedes Wiedersehen ist dafür ein doppelt gesegnetes Fest.

„So kamen im Alterthum die Göttinnen zu ihrem Liebling. Die Gunst einer Königin muß etwa so, in Geheimnisse voller Vorsicht gehüllt, genossen werden. Ich weiß, dies wundersame Weib ist, Gott sei Dank, weder Königin noch Göttin. Ich weiß noch mehr, weiß, daß es dem Manne nicht ziemt, auch nur in einem Stück dem Weibe gegenüber den blind Gehorsamen, den aus Gnad' und Ungnade Ergebenen zu spielen und mit selbstgebundenen Händen zu sagen: jenseits meiner Schwelle, will ich nicht wissen, was du thust und wer du bist. Und ich weiß auch, daß dies unnatürliche Preisgeben der Herrschaft sich rächen und bestrasen wird.

„Aber ist es nicht auch selig, zu vertrauen? Binden heilige Eide nicht auch sie? Und ich weiß, sie hält, was sie verspricht... um wie viel mehr, was sie beschworen. Ich weiß nicht, was sie unter das Geheimniß zwingt, ich weiß nicht, was es ihr ermöglicht, sich zeitweise allem Zwang zu entziehen — aber ich weiß, daß ich ihre Liebe mit Niemandem aus der Welt theile und daß kein Gedanke in ihr lebt, der nicht mein gehört.

„Ach, wenn Sie sie sehen könn'ten! Sie ist demüthig wie ein Kind, diensteisrig wie eine Magd und doch von glückseliger Heiterkeit und doch auch stolz wie ein ganzes Weib und trotzig wie verwöhnte Schönheit.

„Manchmal berührt mich das Verbot, nach ihrem Namen und Heim zu sorschen, wie ein Unglück, sast wie eine Schmach. Aber nur, wenn sie serne von mir ist. Sobald sie mir vor's Auge tritt, die Liebe, schelt' ich mich selber thöricht, nicht vollaus glücklich im Besitz zu sein, und meine Serupel sind mir nur mehr Ausgeburten sehnstüchtiger Langweile.

„Nenn' ich noch einen Umstand, der mich im Ansang unseres Verhältnisses stutzig machte, so ist es der, daß sie sich eigentlich nicht ängstlich verbirgt an meiner Seite. Einmal bei mir, kann ich ihr dorthin oder dahin mit mir zu gehen vorschlagen. Nur selten lehnt sie ab und nie ohne triftige Gründe, die aber keine Menschensurcht verrathen. Sie liebt es just nicht auszusallen. Das ist natürlich, sogar lobenswerth. Aber sie geht mit mir in Theater und Coneerte, ja selbst aus Bälle ab und zu. Ieder Gasthos ist

ihr gleich und wir wandeln ost stundenlang über die gaserhellten Straßen der volkbelebten Stadt. Hat sie Niemanden zu sürchten, der sie daheim verrathen mag? Kann sie Niemandem begegnen, der mir ihr Geheimniß an den Kops wirst? Oder bestehen diese Geheimnisse nur sür mich und alle Welt kennt sie, nur ich allein soll mit Blindheit geschlagen sein und bleiben?

„So dacht' ich mehr als einmal. Aber es war überflüssig, die Faust zu ballen und mir solche Gedanken zu machen. Nein, es kennt sie Niemand. Wie oft wurde ich nicht schon gesragt, wer die Dame sei, die ich begleite! Und von Leuten gesragt, die alle Welt in Wien kennen, von Bummlern und Journalisten, und zwar von solchen, aus deren Menschenkenntniß man sich verlassen kann, von den Redaeteuren der kleinen Chronik und den Pennyalinern des Skandals.

„Freilich wünscht Lori keine Bekanntschaften zu machen. Aber das wäre auch nicht nach meinem Sinn. Da wir uns nur einige Stunden in der Woche gehören dürfen, wie sollten wir nicht daraus bedacht sein, das Bißchen Zeit, das uns gegönnt ist, allein mit einander zu verbringen!

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich der Verkehr mit diesem resoluten Mädchen ersrischt! Ist doch sogar das Geheimniß, wie wunderbar sie es handhabt, ein Reiz mehr in dem ungewöhnlichen Verhältniß, das mir ungesucht, ungeahnt, wi« ein märchenhastes Glück aus sreiem Himmel in den Schooß gefallen. Nach all' der Zimmerlichkeit, Verbildung und Scheinheiligkeit, mit der mich daheim unsere Psarrerstöchter schier zur Verzweiflung gebracht haben, wie erquickt mich diese derbe Frische, diese unverkünstelte Natur, diese herzhaste Naivetät, diese naseweise Lebenslust und nicht zuletzt dieser göttliche Dialert, den ich gerade, wenn er mir das Zärtlichste sagen will, kaum zur Hälste verstehe!"

In dieser Art redete mein guter Randolt noch eine gute Weile sort. Dann schüttelte er sich gewaltsam aus seinen Schwärmereien aus und nahm sich sichtlich vor, den so aussührlich und mit so unwillkürlicher Wärme behandelten Gegenstand heute nicht wieder in's Gespräch zu ziehen. Ich konnte dies nur billigen. Nicht daß ich ihm nicht gerne noch länger zugehört hätte, im Gegentheil! aber mich dünkte, sür ein Geheimniß — und das sollte es doch bleiben — hatte er mir eigentlich schon zu viel gesagt. Und das störte mich in seine Seele hinein.

So kam es, daß uns Beiden dieser Abend, von dem ich mir wenigstens besondere Anregung versprochen hatte, nicht ohne Besangenheit, sast langweilig verlies, da ein jeder von uns davon nicht sprechen wollte, wovon seine Gedanken am stärksten beschäftigt wurden — er nicht, um sein Geheimniß zu bewahren, ich nicht, um deu Verdacht der Neugier zu entsernen — was Wunder, daß die Unterhaltung mehr als einmal stockte. Ich sürchte, daß er noch tieser als ich ausathmete, als wir uns mit herzlichem Händedruck zum letzten Mal von einander verabschiedet hatten.

Mein Händedruck war trotz dieses Ausathmens nicht minder herzlich gemeint. Die Bedenken, welche seine Erzählung in mir ausgeregt hatte, bewiesen mir nur um so deutlicher, wie ausrichtig meine Freundschaft sür den jungen Mann war. Ich empsand etwas wie Besorgniß sür ihn. Es gesiel mir nicht, daß er sich so kopsüber in diese Leidenschaft gestürzt hatte. Freilich unbändig und eine Künstlernatur, siebenundzwanzig Jahre alt und kaum srei gelassen — durch Zureden war hier nichts auszurichten. Und wovor hätt' ich warnen sollen? Freilich irgend etwas war in der Geschichte, was das Sonnenlicht nicht vertrug. Irgend etwas war denn doch zu verbergen, etwas, das aller Wahrscheinlichkeit nach dem zärtlichen Verhältnisse der beiden jungen Leute, trotz aller Liebe, unbarmherzig den Garans machen mußte, sobald es an den Tag kam. Aber was war das?

Einen ähnlichen Gedanken mußte ich schon heute aus Randolts Reden herausstühlen. Diese Sorge war ihm, so sehr er sich an seinem Glück berauschte, nicht nur nicht sremd, sondern, wenn ich irgend ein Menschenkenner bin, so meine ich die Mühe bemerkt zu haben, die er heut Abend mehr als einmal daran wendete, daß ihm eben diese Sorge nicht unwillkürlich über die Lippen trat.

Ich hatte indessen aus dem langen Weg nach Hause, den ich zu Fuß zurücklegte, Zeit genug, mir die sremde Sache aus dem Kopse zu schlagen. Was ging sie mich auch weiter an? In ein paar Tagen mußte ich sortreisen und Randolt sich jedensalls ohne mich behelsen. Alles erwogen, dacht' ich noch, eine große Leidenschaft ist sür den, der sie empfindet, ein Glück, bringt sie auch Ungemach, gleichviel und an wen immer man sie verschwendet.

III.

Ich war reisesertig und meine Absahrt sür den nächstsolgenden Tag bestimmt. Obwol ein grauer Himmel über winterlicher Erde lag, ging ich doch hinaus, um von der Gegend Abschied zu nehmen, die ich über Alles liebe. Wie Mancher, der da drinnen in der Stadt wohnt, macht große Reisen, um die schöne Welt zu sehen, und weiß nicht, daß er nur vor's Thor hinauszugehen braucht, um schmiere Gegenden zu sinden, als die sind, denen er mit viel Ungemach und Kosten in weitester Ferne nachläust. Ich ging durch die Weingärten dem Kahlenberge zu. Die dünne Schneedecke knisterte unter meinen Tritten, von den kahlen Nußbaumzweigen sielen Flocken, die der Windstoß niederwehte, nnd über den Weg hüpten ein paar Raben, um bei meinem Näherkommen kreischend auszusliegen.

Freilich im Sommer ist's hier viel anders! Wo nicht? Aber auch im Winter bleibt diesem Strich Landes zwischen dem Kechlenberg und der Währinger Linie meine Neigung treu und wenn ich serne bin, ziehen meine Gedanken ihm manchmal zu. Und ist es nicht merkwürdige Erde? Hier draußen schus Beethoven und vor seiner Thür stand lauschend ein kecker kleiner Sommersrischler, der Knabe Franz, den sie später Grillparzer nannten. Ein paar tausend Schritte weiter gegen die Stadt hin ist Franz Schubert geboren und dort oben aus der Döblinger Höhe hauchte Nieolaus Lenau die verdüsterte Seele hin.

Wahrlich ich dachte an alles Andere mehr, als an die Geschichte, die mir Randolt vor drei Tagen erzählt hatte, wie ich so durch die Weinberge strich. Der Psad war nicht immer zum Gehen geplegt worden. Ich sühlte mich aus einmal durch die Feuchtigkeit, welche sich meinen Stieseln mitgetheilt hatte, empfindlich in meinem Sinnen gestört. Da ich eben in eins der dort neben einander liegenden Dörser gekommen und es mittlerweile aus Dämmerung und Abend stockstinstere Nacht geworden war, so schien mir das Wirthshaus, das mir über die Straße her mit langem Weiser und hellerleuchteten Fenstern winkte, wie gerusen. Ich trat rasch ein und that mir gütlich. Ein paar Weinbauern, ein Landkrämer und ein Polizeimann unterhielten sich dort "drinnen sehr artig. Einer spielte hübsch aus einer Harmonika, und da ich mich behaglich zeigte und sie bat, sangen sie mir „Pierzeilige" und andere „G'stanzeln", daß uns die Zeit verfloß, wir wußten selbst kaum wie. Nachdem ich nun endlich mich der Ueberzeugung nicht länger verschließen konnte, daß ich äußerlich wieder trocken und innerlich gehörig angeseuchtet war, macht' ich der Sitzung ein Ende und ein Ieder von uns ging seiner Wege.

Die Andern hatten's darin wesentlich leichter als ich. Sie gehörten zur Gemeinde des Wirthshauses; ich aber konnte wieder eine Stunde zu Fuß geben, bis ich bei meinem Gartenzaun anlangte. Zwar kalt war es nicht, es thaute ein wenig; es war aus der Landstraße stocksinster und Mitternacht vorüber. Doch es geht sich so eigenthümlich gemüthlich Nachts aus der einsamen Landstraße — mich bedünkt's wenigstens also.

Hurtigen Schrittes zog ich unter den kahlen Bäumen hin, welche die Straße von den Feldern trennten. Nur ihre Silhouetten waren undeutlich vom nachtdunklen Hintergrunde abznkennen. Alles Andere Schatten über Schatten, ein undeutliches Gewirre, schwarzgrau bedeckt, in dem keine Formen mehr zu unterscheiden waren. Ich sah nach dem Kahlenberge — umsonst, keine noch so schwache Linie zeigte in der allgemeinen Finsterniß seinen Umriß an. Nnr ein einziges Lichtlein schimmerte sernher von der Döblinger Höhe, die weite Gegend allein beherrschend. Es kam aus einem Fenster des Irrenhauses und ich mußte lächeln über diesen symbolischen Wächter der schlasenden Welt.

Aber endlich tauchten dem Wanderer auch aus dem tiesen Wege wieder Lichter aus. In der langen Dorsgasse, die ich nun durchschritt, brannten noch die Richtungslaternen. Zuweilen schlug ein Hund an, wo ich vorüberging. Ein- oder zweimal begegnete mir auch ein Sicherheitsmann in hochausgezogenen Wasserstieseln, die Kapuze über den Kops gestülpt und sagte gute Nacht.

An das eine Dors lehnte sich ein zweites und an dieses noch ein drittes. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich mich nicht verlausen hätte, blieb stehen und sah mich um. Aber nein, der Weg war richtig. Ich war an bekanntem Ort und des Psades bewußt. Hier links kam eine Straße, die ließ man seitwärts liegen dann ging's geradeaus, es kam ein Hügel . . . über diesen rechtshin, dann hatt' ich keine Viertelstunde mehr nach Hause.

Gut! Um nach der Zeit zu sehen, verweilt' ich unter der Laterne, die hier vor einem blanken Hause brannte. Der Glanz des Lichtes aus der gelbgetünchten Wand sreute mich ordentlich nach der vielen Finsterniß, die ich genossen. Man sah jedes Steincheu im Bewurs. Die Taschenuhr gegen die Laterne haltend, sand ich, daß es zwanzig Minuten nach Eins war. Knöpste meinen Ueberzieher zu und wollte wieder weiter. Da verweilte mich ein Ton, der wunderbar aus der Ferne herüberdröhte.

Vorher war es so still gewesen, daß ich ab und^zu einen Tropfen von der Dachrinne in den Schnee hatte sallen hören. Ietzt rollte, rollte ein Geräusch durch die schlasende Nacht, immer deutlicher, immer näher, obschon noch immer sern genug; doch daß es ein Wagen war und daß er sehr schnell suhr, konnte Ieder merken.

Warum spannte mich diese höchst gewöhnliche Beobachtung? Tausende von Wagen sahren Tag und Nacht in der Stadt rasselnd und schütternd an einem vorüber, man merkt es nicht, man hört sie kaum, man hat höchstens eine unbehagliche Empsindung über das unaushörliche Geräusch im Allgemeinen. Und was braucht mich so ein städtisches Vehikel aus dem Lande zu bekümmern? Gar nichts! Wer mag denn so mitten in der Winternacht draus los sahren? Einer von den wenigen Grundbesitzern allensalls, die am Kobenzl wohnen und doch nicht alle Stadtsreuden ungenossen lassen wollen; doch ich kenne kl'inen von diesen. Noch wahrscheinlicher, daß es ein Arzt ist, den man zu einem kranken Wirth oder Psarrer gerusen hat; doch das kümmert mich auch nicht, ich brauche keinen Arzt und sehne mich in's Bett.

Seltsam, ich kam doch nicht vom Fleck.

Warum siel mir aus einmal der Fiacker ein, der Randolts Lori vom Stephansplatz entsührt hatte? Warum muß' ich zu mir sagen: so wie du jetzunder dastehst und horchest, so stand dein toller Freund und hielt den Athem an und spitzte die Ohren — nur mit dem Unterschied, daß das Wagengeräusch damals sich von ihm entsernte und daß es jetzt, wie du merkst, immer näher und näher kommt. Ich wollte mich eben der Verrücktheit zeihen. Wie kam ich dazu, zwischen zwei einander ganz sremden Fuhrwerken ein tettium oomparatiouiß aus der Lust zu greisen! Ich hatte mich im im Verdacht, daß ich allzumüde bei wandelndem Leibe schliese und träumte. Darum wollt' ich mich eben zwingen, meine Schritte sortzusetzen, als ich dicht neben mir an dem gelbgetünchten Hause ein leises Klirren hörte, wie wenn man ein Fenster vorsichtig öffnet. Ich trat in den Schatten und that, als ob ich eiligst meines Weges ohne mich umzusehen davonginge. Weiter oben aber in der Dunkelheit, sicher, daß man mich nicht mehr bemerken konnte, schlich ich über den Fahrweg hinüber und dann aus der andern Seite desselben so weit zurtück, daß ich die Fenster des gelben Hauses beobachten konnte. Während dieses Manövers vernahm ich mit einer inneren Besriedigung, wie das Rollen des Wagens immer starker wurde. So stark, daß es aus einer der nächsten Gassen im Dorse zu dringen schien. Er wird doch hier vorübersahren, dacht' ich, blieb an einem dunklen Plankenzaune stehen und besah mir ein Fenster nach dem andern an dem schrägüberliegenden Hause. In der That bewegte sich, wenn auch ganz wenig, eine Scheibe. Nicht anders, als hätte man den Flügel leichtsertig eingehängt und er wäre so, wie man sagt, „von selber" wieder losgegangen. Hätt' ich vorhin nicht den ächzenden Ton gehört, es kam mir nun nicht ein, den wahrscheinlich zufälligen Uebelstand mit den Augen wahrzunehmen. Nun aber, da ein Strahl des Laternenlichts so recht aus die Kante des Rahmens siel, war sreilich selbst aus meine Entsernung von über 30 Schritt kein Zweifel möglich, daß das letzte Fenster in der Reihe nicht ganz ordentlich schloß.

Und hui, da bogen zwei glänzende Laternen um die unterste Straßenecke und dazwischen stampsten und sch«oben zwei dunkle Pserde durch den Schnee, daß das Knallen der Huse und das Klatschen des Schneewassers in den Straßenstützen die rollenden Räder zu übertönen schien. Plötzlich ein gedämpster Rus wie von des Kutschers Stimme und der jagende Trab ließ nach. Ietzt gingen die Pserde gar im Schritt. Wenn sie unter einer Laterne vorüberkamen, sah man die gehetzten Thiere nur so dampfen. Dann spiegelte sich der Strahl in dem lackirten Wagendach und im nächsten Moment schien das ganze Gesährt nur wieder ein beweglicher Schatten, > dessen Contouren immer unbestimmter wurden, bis sie unter dem Einfluß der nächsten Laterne wieder mehr und mehr an Schärse zunahmen.

Ist das Augentäuschung? Nein! Das verdächtige Fenster geht breit aus. Die Scheibe blinkt im Licht und weit heraus beugt sich eine Kindergestalt, die ein graues Shawltuch über Kops und Rücken gezogen hält, so wie Iemand, der eben aus dem Bett gestiegen ist und sich doch nicht erkälten will. Sie dreht das Gesicht spähend erst nach dem nahenden Wagen zu, dann aus die andere Seite. Leicht kann die Entsernung täuschen, aber wie der Lichtstrahl aus dies Gesicht sällt, dünkt es mich eines Mädchens von etwa zwöls Jahren. Es hat den Mund halb ossen, die verschlasenen Augen halb zu, ein Büschel starrer blonder Haare guckt ihm aus dem Umschlagetuch über die Stirne.

Derweilen sährt der Wagen hart an der Grabenkante die Straße hin. Der Kutscher könnte, wenn er den Arm ausstreckt über den schmalen Bürgersteig, bequem mit der Peitsche das Fenster einschlagen. Er sieht gar nicht hin und doch hält vor dem Fenster der Wagen, als ob die Pserde zum voraus wüßten, daß hier gehalten wird. Das Kind beugt sich weit vor und steckt einen Packen, der etwa wie ein Bündel Wäsche aussieht, an einen aus dem Wagensenster gehaltenen länglichen Gegenstand, den ich sür einen Regenschirm halte. Dann klirrt die Scheibe zu und im scharsen Trab jagen die Pserde mit dem Wagen an mir vorbei. Kaum daß ich Zeit habe, das Gesicht nach der Bretterwand zu kehren, um nicht auszusallen unter dem streisenden Licht.

Von dem Kinde nichts mehr zu sehen. Das Fenster sest verschlossen. Was sür seltsames Gebahren! Ich greise mit den Händen in den Schnee, um mich noch einmal zu versichern, daß ich wach und nüchtern bin. Sah das nicht aus wie ein Diebstahl, zu dem sich ein Hauskind mißbrauchen ließ? Ich ging ein paar Schritte zurtück, so daß ich die Nummer des Hauses wahrnehmen konnte, schrieb diese in mein Taschenbuch und wandelte dann nach der Richtung zu, in welcher sich der Wagen verloren hatte.

Ich war keine zweihundert Schritte gegangen, als ich merkte, daß wieder ein Wagen, wahrscheinlich derselbe, von der Seite, wo jener eben verschwunden, zurückkam. Ich drückte mich hinter einen nassen Ahornbaum, der am Feldrain stand und zur Noth mich und meine Neugier verbergen konnte. Das hurtige Fuhrwerk mit dem nämlichen Kutscher — ein Fiacker ohne Nummer — sauste vorüber und hielt abermals, eine gute Steinwursslänge vor dem gelbgetünchten Hause, etwa halb Weges zwischen diesem und meinem Ahornbaum. Der Schlag war schon offen. Eine Frauensperson stieg heraus. Ob alt, ob jung, groß oder klein, konnt' ich nicht sagen, denn sie trat zu entsernt von mir und im tiesen Schatten aus dem Wagen. Nur wie sie unter der Laterne vorüber kam, bemerkt' ich, so hastig auch ihre springenden Schritte waren, daß ihr, ähnlich wie dem Kinde, nur ein viel größeres Tuch Kops, Nacken und den Rücken bedeckte, daß sie die Röcke hoch ausgeschürzt trug und die Beine in groben bäuerischen Männerstieseln stecken hatte, aus denen die Laschen über die Schäste guckten. Sie sprang ihres kurzen Weges vornübergebeugt, ohne Umsehen. Am gelbgetünchten Hause angelangt, schob sie eiligst einen Schlüssel in's Thor. Ich hörte das Schloß nicht klappen, weder bevor noch nachdem sie geöffnet. Der Wagen war nicht mehr zu sehen, Alles wie ein Spuk verschwunden und ich hörte wieder nichts mehr als die schmelzenden Tropfen von den Ahornzweigen über mir in den Schnee sallen.

Der Schnee zu meinen Füßen war wieder recht lästig. Ein Schauer überslog mich von den Sohlen bis zum Scheitel. Hier war nichts mehr zu sehen und das Gesehene nicht des Wartens werth gewesen. Ich sputete mich nach Krästen, daß ich endlich nach Hause kam.

Des anderen Tages reist' ich ab. Einem intimen Freunde, der als Advoeat viel in Strassachen beschäftigt ist, gab ich einen Wink, daß er mich wissen lasse, wenn von einem Diebstahl oder Einbruch in dieser Gegend etwas verlauten sollte.

Da ich aber nichts dergleichen zu hören bekam, vergaß ich allmälig den Nachtmarsch und die ganze Geschichte. Auch Randolt kam mir in der Ferne immer weniger in's Gedächtniß. Freilich sorgte dieser selbst nicht dafür, sich darin auszurischen. Daß er keine Briese schrieb, sand ich nach eigenen Gewohnheiten nur zu verzeihlich. Aber daß auch nirgendswो von etwas Gedrucktem verlautete, was ihn, und wär's nur muthmaßlich, zum Versasser haben mochte, das dünkte mich bedauerlich, denn nach dem Anlaus, den er genommen, durste man Bemerkeuswerthes von seiner srischen Feder erwarten. Solche Erwartungen stumpsen sich in unsereri viel schreibenden Zeit leicht ab, wenn der damit Bedachte nicht selber dafür sorgt, daß er im literarischen Getümmel sichtbar bleibt.

IV.

Ich hatte gerade ein halbes Jahr von Wien serne gelebt. Als ich wieder das Hauslein im Schatten des Kahlenberges bezog, war die Baublüthe kaum vortüber, aber der Mai sing kalt und regnerisch an und, da die wirthschaftlichen Zustände in jenem Jahr viel üble Nachrede verdienten, beeilten sich die lieben Wiener um so weniger, Sommerwohnungen zu suchen. So sollt' ich noch längere Zeit der erste und einzige Städter im Dorse bleiben, wie ich nach dem Herbst der einzige und letzte geblieben war.

Die mitgebrachten und die zurückgelassenen Bücher ordnend, siel mir ein Notizkalender vom vorigen Jahr in die Hand. Ich mußte mich doch eine Weile besinnen, warum ich aus das eine Blättchen die Ziffer 23 geschrieben hatte und noch dazu in so großen und unstandhasten Zügen, wie sie einer im Finstern aus's Gerathewohl hinsegt, so daß ich Ansangs gar nicht recht glaubte, daß ich selber dies gekritzelt. Dann aber besann ich mich, das ist ja die Hausnummer, die ich mir sür den Fall vermerkt habe, daß in der Straße so und so einer benachbarten Ortschast von einer dortselbst begangenen Eigenthumsbeschädigung etwas verlauten sollte.

Nun, diese Sorge war umsonst gewesen. Aber jene nächtliche Seene stand mir aus einmal wieder recht klar vor der Erinnerung. Ich ward sie den ganzen Tag über nicht los und als der Tag sank und der Regen aushörte, war es längst beschlossene Sache, daß ich meinen Abendsvaziergang über den Hügel hin nach jenem Dorse machen würde, mir Haus und Fenster und vielleicht auch die Leutchen hinter jenem Fenster genauer zu besehen.

Die Sonne, die sich den Tag über versteckt hatte, wars vor dem Scheiden noch ein paar sreundliche Blicke über das hügelige Land, am Himmel liesen die Wolken roth an und aus der Erde spiegelte es rosensarb aus den breiten Regenlachen. Es war ein lustiges Wandern. Man sah nur schmutzige Stiesel, aber nur lachende Gesichter. Ich wich einer Heerde junger Gänse aus, die zwei Slovaken mit vieler Mühe und noch mehr Geschrei über Land bewegten, und unterhielt mich über diese Art von Viehtrieb mit einem eingeborenen Schlächterjüngling, der das Mützchen aus einem Ohr, den langen Fleischsack aus Flechtwerk über der Schulter, in seiner weißen Lacke und seinen weiß und roth gestreisten Beinkleidern gar sroh und srech die Straße schritt.

So kam ich in die Nähe des gelbgetünchten Hauses. Es hatte sich nicht verändert. Es sührte keinen Schild und keine Zeichen. Ein Mann trat aus seinem Thor, ein Mann mit breiten Schultern und mächtiger Brust, schneeweißes Haar über einem rothen Gesicht, das jünger schien als seine Jahre, eine würdig angerauchte Holzpseise mit Silberbeschlag unter dem gelblichen Schnurbart. Das rechte Auge war wie von einem Schlag oder Stoß braun und blau unterlausen. Die Schürze, die er trug, war seitwärts an der Hüste ausgesteckt. Hinten hing ihm vom Gürtel eine breite, rundliche Lederscheide, wie sie die Weinbauern zu ihrem Rebengeräthe tragen. Er' wars das Thor mit einer Würde und Gelassenheit in's Schloß, daß man merken mußte, Schloß, Thür und Haus waren sein.

„Wer ist denn der?" sragte ich den Schlächterjungen.

„Dös woas i net," antwortete der trotzige Gesell. Als aber gleich daraus der Gegenstand meiner Neugierde mitten aus der Fahrstraße stehen blieb und den Kops über die Schulter wendend den anderen mit einem Blick voll drohender Verachtung vom Scheitel bis zur Sohle maß, da besann sich der Iüngling in der roth und weiß gestreisten Hose aus einmal eines Besseren. Ich kann nicht vermuthen, daß der Mann Frage und Antwort, die vorhergegangen, gehört hatte; er schien mir seine Geringschätzung weniger der Person als der Zunst meines Begleiters zu widmen. Er schritt stolz sürbaß und als er in der nächsten Gasse verschwunden war, verbesserte jener seine vorige Rede: „Ah, dös is ja der alte Gaisberger, der Ioseph! a schiacher (häßlicher) Krampus (Popanz), gelten's?"

„Im Gegentheil, er ist noch recht stattlich."

„Wahr is! Und stark is er wie an Ochs. So alt der Kerl is, neuli, 'n Suntag, hot er no mit unserm Aushackknecht grafft. Wissen's, gnä' Herr, beim Heurigen (neuer Wein). Dessentwegen is er aus uns Fleischhacker so sucht'i' (zornig). Hahn's dös net grad' gseg'n? Der Großknecht hat eam dös blaue Vergißmeinnicht unter'm Aeugerl mit aus'n Weg geb'n, eam selber sreili hat der Alte den Dam (Daumen) brochn. Dös san G'schichten! Ia, der Heurige is halt heuer gar a so malasizisch stark!"

„Is er verheirath't der Bauer?"

„G'wesen! Er hat zwoa Frauen nach einander unter d' Erd bracht. Ietzt sühr'n ihm halt d' Kinder d' Wirthschast."

„So, hat er Kinder?" sragte ich möglichst harmlos.

„Stück a sechse, siebene. Buab'n wie viel, woaß i net g'nau. Sand nimmer alle z' Haus. Grad zwoa mehr. Madln sand's a (auch) zwoa."

„Werd'n schon hübsch alt sein die Mädcl."

„Ei beileib! Die letzte Frau is no gar net lang todt. 's jüngste von die Kinder is no kau e dreizehn alt. Und d' Sesslerl, die jetzt die Milch austragt und 's G'müs aus'n Markt verkauft, ... no ja wia alt wird die sein? .. mir san no mit einander in d' Schul gangen und i bin vorige Lichtmeß sibazehni word'n."

„Ist sie hubsch?"

„Wem's g'sallt! Mir is z' ausg'statzt (ausgedonnert) und z' hoppatatschig (hoffärtig). Bild't sich viel z' viel ein, weil der Alt' a bißl a Geld hat, und aus was weiß ich noch! Uebrigens ma sicht's net z' viel die Madln. Der Alte sührt a grob's Regament z' Haus und laßt d' Weibsbilder net viel ausflieg'n und wenn er b'sossen is. was wol alle Abend der Fall, haßt's erst recht aus'n Posten sein. Der Schwerenothskerl, der versteht kan'n Spaß!... Aber da drüben hatscht ja eh' (ohnehin) die Sesslerl daher. Segn's, gnä Herr, die mit'm rosensarb'n Kopstüchel. Ia die da!"

„Die will ich mir einmal genauer anschauen."

„Thun Sie dös, Ew. Gnaden. Servus!"

Ich wendete meine Schritte und betrachtete mir das Mädchen, das vor mir herging. Ein gelbliches, dreieckig gelegtes Schnupstuch, die lange Linie unter dem Kinn geknüpst, die srien Zipsel im Nacken slatternd, bedeckte das Haupt. Die sämmtlichen anderen Kleidungsstücke mochten srüher zum Sonntagsstaat gehört haben, sicherlich waren sie einmal von den verschiedensten Farben gewesen. Ietzt waren die hellen verschossen, die dunklen verblaßt, und alle so verwaschen und abgeschunden, daß sie nur verschiedene Schattirungen derselben graulichen unbestimmten Schmutzсарbe zu sein schienen. Dem schlechten Wetter zu Liebe waren wol die schlechtesten Kleider gewählt worden. Die Jacke, die etwas zu knapp und darum unordentlich saß, war ursprünglich aus schwarzem Sammet gewesen. Einige Knöpfe daran, die nicht durch beinerne Nachsolger allergewöhnlichster Sorten ersetzt, waren zierlich durchbrochen und versilbert. Ie nun, man trug sich hier außen, keine Meile vor der Stadt, halb bäurisch, halb städtisch... die Jacke bewies nichts. War das überhaupt dieselbe Person, die ich vor einem halben Jahre nach Mitternacht hatte aus dem Wagen steigen sehen? In Männerstieseln staken ihre Füße nicht, sondern in ganz dünnen Schuhen, denen in diesem Sraßenschmutz gerade die allerletzte Anstrengung ihres Daseins zugemuthet wurde. Diese ehemaligen Stiesletten waren bis zur Formlosigkeit vertreten, die Hacken seitwärts gedrückt, das Oberleder da und dort zerrissen, die Farbe namenlos. Und doch an einzelnen Punkten, wo die Falten sich zusammengeschoben hatten und weder Wichse noch Koth eingedrungen war, da blinkte das Brühige bräunlich roth und ein Restchen Glanzes verrieth, daß dieses Leder einst mit Goldkäserlack überzogen gewesen,

„Guten Abend, Mirzel!" sagt' ich an des Mädchens Seite tretend, „wie geht's denn allerweil?"

Dieses zog, ohne mich anzuseh'n, mit einem sest en Ruck das Kopstuch weiter über die Stirne herein, bis vom Gesicht nicht mehr als ein Spitzchen Nase zu entdecken war; sie wars die drei leeren blechernen Milchkübel über den andern Arm, so daß sie zwischen mir und ihr nicht eben als Symbol sreundlich vermerkter Annäherung, sondern wie ideale Bremser baumelten und sagte dann schnippisch und trocken: „Ich heiß net Mirzel."

„Wie denn? Sesslerl?"

„Das hat Ihnen g'wiß der kralawatschete (krummbeinige) Mistbub' g'sagt. Ein so ein seiner Herr geht mit so 'em Haderlumpen! Daß i net lach'!"

Sie schien den Groll ihres Vaters gegen das Schlächterhandwerk zu theilen. „Wären Sie mir srüher begegnet," sagt' ich, „wär' ich gleich mit Ihnen gegangen."

„Sie haben's aber nöthig! Mir scheint, Sie sratscheln (plaudern, sragen) nach und nach dös ganze Dors aus. Wössentweg'n denn?"

„Zum Zeitvertreib!"

„Wohnen Sie denn da heraußen?"

„Seit vorgestern."

„Ie, dös möcht' i net, wenn i net müßt! Und gar bei dem Wetter!"

„Wären Sie lieber in der Stadt, als aus dem Lande?"

„Kunnt schon leicht sein!"

„Kommen Sie denn so selten nach der Stadt?"

„Selten grad' net, alle Wochen a paar Mal, aber zu so aner ung'schickten Zeit. In der Nacht, wann Alles schon schlaft. Und in aller Gottes Früh geht's wieder retour."

„Nun und warum denn just um diese Zeit?" sragt' ich.

„Warum?" sagte das Mädchen und lachte, und die Milchkannen klirrten aneinander, als lachten sie mit. Ietzt zum ersten Mal wendete sie mir das Angesicht zu. Die Frage schien ihr gar zu naiv; sie wollte sich das Menschenkind betrachten, das solche Unkenntniß der wichtigsten Dinge verrieth. Dabei sah ich, wenn auch im Schatten des Kopstuchs, ein srisches jugendliches Gesicht mit ein Paar großen Augen mich anlachen. Ein Büschel ungekämmt brauner Haare hing ihr unordentlich über die Stirne herein. Aus vollen Lippen glänzten prächtige Zähne.

„Was thut Ihr denn da in der Stadt?" sragt' ich unerschrocken weiter.

„Na, die Milch und die Eier und 's G'müs und, wenn wir eins haben, 's Obst einitragen zum Verkausen."

„Aber der Markt sängt doch nicht mitten in der Nacht an und dauert doch bis in den Mittag."

„Der Markt! Was geht denn uns weiter der Markt an. Wir verkausen unser Sach' an die Händler. Die haben ihre Ständ' aus'm Markt und verkausen's an die Stadtleut'. Wann die Sonn' ausgeht, sind wir Bauern schon lang' wieder z' Haus."

„Zu Fuß?"

„Dös is a dumme Frag'. In der Nacht sahrt kein Omnibus."

„Ich denke, Du sährst manchmal im Fiacker zu Haus."

Ietzt wars mir die Kleine einen Blick zu, wie einen Dolchstich. Aber sie saßte sich gleich, biß sich aus die Lippen und zog das Kopstuch, das bei der Bewegung immer weiter aus den Scheitel zurückgerutscht war, wieder ties in die Stirne. „Was ist das sür a G'schwätz?" sagte sie dabei. „Unsereins in eim Fiacker? Unsinn! Dös gibt's net. Meiner Lebtag net.... Ach ja so, jetzt weiß ich, was da ausspionirt worden ist. Bei uns im ersten Stock da wohnt a Wittib, an Ossieierswittib, die war amal hübsch und muß noch alleweil simmer) a Hetz' haben. Da geht's halt noch manchmal aus die Gaudö (Gaudinm) und nachher kommt's im Fiacker ham (heim)!"

„Wie alt ist die Wittib denn?"

„So a vier Dutzend Iahrl'n wird sie schon überstanden haben; a bißl krummp und a bißl rinnauet striesäugig) is s' auch. Na so a narrischer Zipsel, wie Se san!" Sie lachte laut aus, sprang über die Straße, daß die Blechkannen slogen, und schlug mir lachend das Thor vor der Nase zu.

Wenn noch ein Rest von Besorgniß in mir war, daß ich vor einem halben Iahre einen Diebstahl belauscht hätte, so konnt' ich diesen Irrthum nun getrost sahren lassen.

Ich sragte mich, warum ich eigentlich so eisrig hinter der Sache her war. Daß die Erinnerung an Randolts Abenteuer durch die Wahrnehmung eines in der stillen Nacht daherrollenden Wagens seiner Zeit in mir erregt worden war, hatte ich lange vergessen. So sand ich, daß die Kleine nicht ganz im Unrecht war, wenn sie ihre Verwunderung über meine Neugier ebenso gröblich wie drollig laut werden ließ. Irgend eine Veranlassung, noch einmal nachzurasagen, empсанд ich durchaus nicht. Das Mädchen schien zwar recht hübsch zu sein, aber meinem Geschmack entzog sich diese Schönheit durch alle jene Schleier, welche aus dem Kuhstall aussteigend so eine moderne Schäserin einhüllen, besonders am Abend nach einem regnerischen Werktag. Die Stimme des Mädchens klang recht srisch, aber die Unterhaltung mit ihr war weder lehrreich noch anregend gewesen. Ich hatte alle Neugier verloren, zu ersahren, was in jenem Bündel gesteckt, welches damals das Schwesterchen in den Wagen gereicht, und ich begriff schlechterdings nicht, warum ich mich überhaupt darnach erkundigt hatte, ob sie einmal im Leben in einem Fiacker gesahren sei oder nicht. Genug davon!

Da Randolt die ganze Zeit über nichts von sich hatte hören lassen und ich im Ansang meines Wiener Auenthaltes allerhand wichtigere Geschäfte zu verrichten hatte, so dacht' ich nicht daran, den jungen Mann in seiner Wohnung auszusuchen. Die Freunde, die ich nach ihm sragte, wußten nichts von ihm, als daß sein Name hie und da einmal unter dem Feuilleton einer wenig verbreiteten Zeitung zum Vorschein käme, und auch da weder durch die Stoffe, die er behandelte, noch durch den Stil, den er sich hingehen ließ, irgend welches Aussehen erregte.

Die Herren vom Fach gaben mir ziemlich deutlich zu verstehen, daß ich mich sür ein Talent erhitzte, das vielleicht in einem Provinzstädtchen hätte von sich reden machen können, hier aus dem großen literarischen Markt aber nichts bedeutete.

Eines schönen Nachmittags endlich stieß ich aus den guten Mann rein zufällig im Casö Daum, wo er, ein Abendblatt, darin er nicht las, in der Hand, über zwei Stühle hingelehnt, dasaß und, allerlei Gewölk aus einer langen Virginiaeigarre blasend, drei Herren zusah, die sich in einem hitzigen Kartenspiel erprobten. Er wußte mir von seiner literarischen Thätigkeit sast noch weniger zu melden, als jene Freunde.

„Sie haben sich einer Zeitung als ständiger Mitarbeiter angeschlossen?" sragt' ich.

„Gott soll mich bewahren!" ries er mit einem Anslug von Größe, während er die Haare lächelnd in's Genick schüttelte. „Hie und da eine Kleinigkeit... ein Bißchen ungereimtes Nichts sür Nichts . . . Gesälligkeitssachen, nicht der Rede werth! Hätte meinen Namen gar nicht druntersetzen sollen, aber die Redaaction that's hinter meinem Rücken. Kriegen mich nicht wieder dran."

„Nun und was sonst, lieber Randolt?"

„Wie meinen Sie dies was sonst?"

„Ich meine, was Sie außerdem geschrieben haben die Zeit her."

„Je nun, so gut wie Nichts."

„Zum Teusel, was treiben Sie denn? Arbeiten Sie denn nichts?"

„O doch, sehr viel! Ich habe ein ganz großartiges Ding im Kops, das mich zu geringerer Arbeit gar nicht gedeihen läßt. Zwar keiner meiner Entwürse genügt mir bisher. Aber es ist ein Stoff, der, einmal ersaßt, nur zu einem außerordentlichen Ersolge sühren kann. Urtheilen Sie selbst..."

Und nun setzt' er mir mit lauter beiläusigen Redensarten und nebelhasten Phrasen ein unangreisbares Durcheinander von Composition vor, darin die Gedankentiese eines Faust und die Phantastik Byrons parodirt schienen. Nirgends eine klare Handlung, nirgends eine lebenswahre Gestalt und überall ein Tiessinn von so billiger Herkunft, daß mir schon bei solcher Skizze das Gähnen ankam und ich mich nur sragte: hat er mich oder sich selber zum Besten?

Er schien sich indessen in seinen Auseinandersetzungen sehr zu gefallen und sagte ein über's andere Mal: „Wissen Sie, am Knochengerüste läßt sich bei solch' einem Vorwurs Nichts erkennen. Ich bin nicht der Mann der nüchternen Auseinandersetzung. Liegen aber erst Fleisch und Sehnen über dem Gerippe, dann sollen Sie sehen . . . u. s. w."

„Nun und wie weit sind Sie mit der Arbeit gediehen?"

„Ich stecke noch in den Studien."

„So! Und sind Sie mit der Bibliothek zusrieden?"

„Mit was sür einer Bibliothek denn? Glauben Sie etwa, daß ich die Studien, die mir zu solchem Werke nöthig sind, aus Papier und Pergamenten ziehen kann! Seien alle neun Musen davor! Und gar hier am Orte! Aus jeder Straße, in jedem Kasseehause ist mehr vom Leben und von der Poesie zu lernen, als in hundert alten Scharteken! Genug der schablonenhasten Schulmeisterei! Diesmal soll man sagen: Der hat's aus dem Vollen gegriffen."

Mir siel's wie Schuppen von den Augen, während er also in den Tag hinein schwatzte. Bis nun hatte mich die Freundschaft verblendet. Erst jetzt zog ich mir die Bemerkungen in Ueberlegung, die sich mir gleich im ersten Augenblick des Wiedersehens hatten ausdrängen wollen. Randolts äußerliches Wesen hatte sich in den sechs Monaten aussallend verändert. Iener Stempel eines schulmeisterlichen Idealismus, der sreilich an die Provinz erinnerte, dem jungen Mann aber so gut ließ, war bis aus die letzte Spur abgestreist. Sein Bart war verschnitten, sein Haar gescheitelt und seine Tracht so modisch, so speesisch Wienerisch, daß man ihm die Vollendung des Großstädters schon von Weitem ansah. Am Verwunderlichsten war mir seine Sprache. Er gab sich Mühe, so viel als möglich Dialeetwendungen anzubringen und auch die gewöhnlichen Worte mit kürzesten Endsylben, dumpsen A's und anderen Eigenthümlichkeiten auszustatten, die aus seiner niedersächsischen Kehle so wunderlich klangen, daß ich nur aus Höflichkeit ihn zu rügen unterließ. Für den Augenblick war auch meine Entrüstung von Wichtigerem herausgesordert. Die Fabel von dem großartigen Werke, womit einer Gott weiß wie lange sich trägt und es doch nicht aus's Papier niederlegen kann, war mir im Leben schon zu ost ausgetischt worden. Ich wußte, wie viel es mit einem guten Vorsatze geschlagen hatte, der den Poeten in allen Straßen, Salons und Kneipen herumtrieb, während aus seinem Schreibzeug sich Schwämme ansetzten.

„Schämen Sie sich nicht," sagt' ich, „mir altem Hasen solchen Kohl vorzusetzen? Schämen Sie sich nicht, so gottloser Weise zu saullenzen und sür Ihre Bummelei nicht einmal bessere Ausreden ersinden zu können!"

Ich stand ärgerlich aus und griff nach meinem Hute. In seinen Zügen verrieth sich Beschämung. Er hielt mich am Arme sest und mit einer anderen Stimme, als er mir vorhin seine nichtigen Pläne vorgeschwindelt, bat er mich leise, ihn mit aus den Weg zu nehmen und geduldig anzuhören. Er danke Gott, daß wieder ein Mensch so zu ihm gesprochen. Er sühle selbst, daß es höchste Zeit sei, sich aus solch thatlosem Brüten auszuraffen. Aber ... aber!

Alle diese Aber liesen schließlich aus ein Weib hinaus, das ihm den Kops verdrehte und seine Gedanken nicht zur Ruhe und Ordnung gelangen ließ. Aus dasselbe räthselhaste Frauenzimmer, mit dem er vor einem halben Iahre bekannt geworden war und das aller Liebe, aller Versüßrung, allen Bitten zum Trotz den Schleier seines Geheimnisses nicht ein Bißchen gelüftet hatte.

Im Ansang war ihm sein Versprechen sehr geringstüig erschienen. Aber je länger dies wunderliche Verhältnih währte, je sester sich von Herz zu Herzen die gegenseitigen Bande schlangen, je mehr eines das andere zu besitzen währte, desto peinlicher erschien meinem unseligen Freunde der Umstand, daß seine Geliebte von ihm Alles und er von ihr Nichts wußte, als daß sie jung und schön und sröhlich war.

Und so trieb es ihn um, wie den Mann der Melusine in jenem schönen Märchen, dem es das Glück seiner Ehe verdarb, daß sein Weib sich jeden Freitag in einen Thurm einschloß und sür ihn verschwand ohne eine Frage zu gestatten oder seinem Forschen zu genügen.

Ich mußte zugeben, daß er noch viel unglücklicher daran war, als jener Mann der Sage, denn in unseren nüchternen Zeiten durste man Hundert gegen Eins wetten, daß es nicht eben höhere Mächte waren, deren Dienst ihm die Geliebte vorenthielt und sie zum Schweigen zwang.

Immer tieser hatte sich in Randolt der peinigende Verdacht eingesressen, daß er den Besitz des Mädchens mit einem Anderen theilte, mit einem unbekannten Dritten, der bessere und zwingendere Rechte über Lori ausübte. Die heiligsten Betheuerungen, welche sie diesem Verdacht entgensetzte, die ganze schaurige Vermessenheit, mit der sie allen Fluch aus Erden und im Himmel sich aus Leib und Seele niederschwor, wenn je ein anderer Mann ihre Gunst, ja nur ihre Ausmerksamkeit gewonnen hätte, sie konnten sein zerstörtes Vertrauen nicht heilen. Sie thäte und duldete überhaupt nichts Schlechtes, nichts, das sie vor ihrem Vater aus Erden und dem Vater im Himmel zu verbergen hätte, es müßte denn die Liebe zu Randolt sein. Doch war die sündhast, so büßte sie das Glück derselben vollaus durch die böse Meinung, womit er sie so sehr kränkte, und durch die Qual, mit der er sich und ihr die guten Stunden verdürbe.

Und warum konnte sie ihm nicht gestehen, was doch ihr Vater wußte?

Weil dann seine Liebe ein Ende nähme.

Warum das, wenn nichts Schlechtes, nichts Ehrloses, nichts Heimliches dahinter stak?

„Ja weil's halt so ist!" Ueber diese weibliche Logik war sie nicht hinauszubringen. Ich wunderte mich, daß es dem Manne nie gelungen war, durch Zärtlichkeit oder Schlauheit, durch List oder Schmeichelei dem Mädchen, wenn schon kein Geständniß, so doch eine Andeutung, eine Unbedachtsamkeit abzuringen, aus der sich weiter etwas folgern ließ.

Aber Randolt erklärte mir dies damit, daß sie überhaupt aus kein Gespräch einginge, welches nur von sern aus ein Nachgeben in diesen Fragen hinzielen könnte. Sobald sie solche Hintergedanken merkte, gäbe sie keine Antworten mehr und mahnte ihn nur an sein Versprechen. Sowie er aber geradezu den wunden Punkt mit schmeichelnden oder gebieterischen Worten berührt, schweigt sie mit solcher Hartnäckigkeit, als habe sie ein Starrkramps besallen. Und läßt er nicht nach dem ersten Versuche nach, in sie zu dringen, so bricht sie in einen Strom von Thränen aus. Und rühren ihn auch ihre Thränen nicht, so packt sie stumm zusammen und geht, keines Wortes mächtig, vor der Zeit von dannen.

Es war ziemlich deutlich, daß Randolt in dieser Krast des Willens, in dieser Beharrlichkeit des Verneinens bei allem Verdruß doch auch einen Anlaß zur Bewunderung sand. Er liebte sie ja noch. Aber eben so deutlich war mir's, daß der Honigmond dieser Liebe in sein letztes Viertel getreten war.

Hestige Vorwürse, kränkende Austritte, Momente rasender Wuth und Mißachtung wechselten mit thränenreicher Versöhnung, gegenseitiger Selbstanklage und berauschendem Vergessen.

Aber selbst im Genuß zitterte der Zorn und die Reue nach und der letzte Tropfen im Becher aller Freuden enthielt immer wieder einen neuen Verdacht.

Von solchem Stimmungswechsel umgetrieben, versank der begabte Mensch in Nichtsthun und ein leeres Brüten, das aus thörichte Dinge gerichtet war. Sowie er seine Gedanken zu ernster Anstrengung zusammensassen wollte, schob sich ihm bald der gewohnheitsmäßige Gedanke unter: was thut sie jetzt? wo treibt sie sich herum? Und er empсанд dies Geheimniß wie eine Schande. Seine Phantasie malte ihm flink die unsinnigsten Dinge vor. Und wenn die Stunde nutzlos verronnen war, die er ernster Arbeit hätte widmen sollen, schalt er sich selbst und seine Ver kommenheit mit solcher Wuth, daß er sich sobald nicht wieder zu ruhigem, ernstem Nachdenken heimsinden konnte, oder noch häusiger jagte ihn die unsinnigste Eisersucht aus dem Haus, aus die Gasse und er trieb sich in den Vorstädten herum, sah in alle Fenster, die ihm verdächtig schienen, besuchte alle Wohnungen, wo man Zimmer zu vermiethen ausbot, sragte Polizisten und alte Weiber aus, denen er eine ungesähre Beschreibung der Geliebten zu machen wagte. Immer mit dem gleichen Ersolg, Zeit, Geld und Laune zu verderben und so klug wie zuvor, aber todmüde in einem Kasseehause niederzusinken und, während er gleichgültigen Menschen in die Karten sah, an nichts zu denken.

In mir erwachte bei dieser Krankengeschichte seiner Seele die alte Theilnahme. Aber auch mir gegenüber war er sich durchaus nicht immer klar, was er wollte. Bald bat er mich um Hülse, den geliebten Dämon zu entlarven, bald machte er sich dir größten Vorwürse, unritterlich an seinem Mannesworte zu sreveln, ein gegebenes Versprechen wie ein Knabe zu bejammern und dem liebsten Mädchen aus der Welt alle Hingebung und Treue mit gemeinem Verdachte zu vergelten.

In solch einem Augenblicke der Verzweiflung erlaubt' ich mir ihn zu sragen, ob es nicht seines Charakters würdiger und vor Allem seinem Talente das Förderlichste wäre, ohne weiter in die heiklen Fragen sorschen zu wollen, einsach mit der geheimnisvollen Schönen zu brechen und sich über ihren Verlust so oder so zu sassen,

Noid »>!d 3ud, I, 2, 13

Da zuckte Randolt nur die Achseln, wendete das Gesicht, dessen Muskelbewegung er nicht länger zu beherrschen vermochte, von mir ab und ich konnte mir wol denken, daß die Antwort, die ihm aus die Zunge getreten, wäre sie ausgesprochen worden, nicht eben schmeichelhast geklungen hätte.

Gleichviel! ich war entschlossen, das Geheimniß rücksichtslos zu enthüllen, wenn je mir der Zusall einen Zipsel des Schleiers in die Hand spielen sollte. Kein Schmerz der Trennung, der Enttäuschung, selbst der Schuld

konnte schädlicher aus der Seele meines jungen Freundes lasten, als diese Art von Glück.

Eine Hossnung aus solchen Ersolg konnte ich sreilich noch nirgends entdecken. Aber blitzartig leuchtete es in mir aus, als ich etliche Tage später zu Randolt kam und ihn mehr als je außer Fassung sand. Er wollte lange nicht mit der Sprache heraus, bis er aus einmal sich dicht vor mich hinsetzte und sagte: „Helsen Sie mir! Ich glaube nun in der That, Sie können mir helsen . . . Denken Sie, meine Lori kennt Sie . . . und ich habe gegründeten Verdacht, daß auch Sie das Mädchen kennen/'

Ich mußte lachen. Erst nach einigen Ausklärungen, die langsam genug zum Ziele führten, berichtete Randolt deutlicher also:

„Vorigen Mittwoch sitzt Lori hier aus meiner Stube. Während ich die letzten Zeilen eines schon vor ihrer Ankunst begonnenen Brieses mit sliegender Feder niederschreibe, spielt sie mit den Photographieen, die aus meinem Tische liegen.

„Du! rust sie plötzlich, wer ist denn das? — Die Photographie, die sie mir wies, war die Ihrige.

„Ich nannte Ihren werthen Namen und entwars arglos eine ziemlich schmeichelhaste Schilderung Ihres Wesens und Thuns.

„Den kenn' ich auch, sagte sie. Das unbedachte Wort entsuhr ihr eben so. Mir aber stiegen die abscheulichsten, unsinnigsten Gedanken in den Kops. Woher kennst Du denn den? sragt' ich und wandte mich von meinem Schreibtisch um.

„Ueber ihr dunkles Angesicht slog auszuckende Röthe; auch ihr Blick lInd ihr Lächeln verrieth Verlegenheit — vielleicht auch nur Erschrecken über meinen jähen Zorn. Und also lächelnd sagte sie: Nu, ich hab' nur sagen wollen, ich hab' das Bild schon einmal gesehen, nicht den Herrn selber, das Bildel da, das war in der Auslag' (Schausenster) ... wo denn nur gleich? Richtig, aus'm Kohlmarkt, da waren mehr so von Eng (Euch) Schristgelehrten ausg'hängt.

„Ich mußte mich wol mit dieser Antwort zufrieden geben, aber ich meinte an ihren Augen eine mir bis jetzt ganz unbekannte Besorgniß abzulesen. Ich sah sie nur um so genauer an, während ich ihr mittheilte, daß Sie mein Freund, einer meiner besten Freunde aus der Welt und der beste jedensalls in dieser Stadt seien. Sie wissen, wie sich das Mädchen

beherrschen kann. Sie zuckte nicht mit der Wimper. Aber es mußte mir aussallen, daß sie, die voller Uebermuth gekommen, an jenem Abend trauriger ward als je und mehr als einmal aus tieser Brust ausseuszte, ohne einen anderen Grund sür diese auffallende Verstimmung angeben zu können, als den, daß ihr eben so „grantig" zu Muth wäre.

„Noch zwei Umstände sielen mir peinlich und immer peinlicher aus. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ganz mein Herz ausschütte. Der erste ist der: Lori, die sich, wenn ich eben dringende Briese abzuschicken habe, manchmal die Zeit, so gut's gelingt, vertreiben muß, bis ich sertig bin, Lori hat in diesen Monaten alle meine Photographieen hundert Mal in der Hand gehabt; es ist gar nicht zu denken, daß sie die Ihrige gerade bis aus diesen Tag hätte übersehen sollen — und um so weniger zu denken, wenn es wirklich das Bild eines Bekannten, des einzigen Bekannten unter allen diesen Larven gewesen wäre.

„Sodann das Zweite! Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich es gerade heraussage. Ich bin gestern den Kohlmarkt zu beiden Seiten abgelausen und habe in jeder Kunsthandlung, ach in jedem Laden, der nur entsernt im Verdachte steht, mit Photographieen zu handeln, nach einem Contersei Euer Gnaden gleichviel in welcher Art und Form gesragt und nirgends hatte man mir nicht nur nichts dergleichen anzubieten, man verschwor sich auch hoch und theuer, so lange man zurtückdenken konnte, jemals eines verkauft, ausgestellt oder besessen zu haben.

„Was geht daraus hervor?

„Erstens daß mich Lori belogen, wenn sie gesagt hat, daß sie Ihr Bild in einem Schausenster am Kohlmarkte gesehen, daß sie vielmehr keinen Abklatsch, sondern Sie selber Angesicht von Angesicht kennen gelernt hat. Und zweitens, daß sie diese Bekanntschaft nicht vor Ihrer letzten Ankunft in Wien gemacht haben kann. Beides ist ganz klar. Und darum bitt' ich Sie, sich zu besinnen, wen Sie unter Ihren jüngsten Bekanntschaften im Verdachte haben können, meine Lori zu sem."

Ich besann mich. Allein umsonst. Ich hatte in Salons und Theatern seit meiner Zurückkunft allerhand Bekanntschaften gemacht; hatte aus weiblichen Händen Handschuhe, Briespapier und einen Regenschirm gekauft; mein Gastwirth hatte eine brünette Frau und mein Schneider eine schöne Tochter. Schließlich konnte Loris Erinnerung an mein harmloses Angesicht auch von einer Fahrt aus der Pserdebahn oder einer ähnlichen Gelegenheit herrühren, bei der ich meines Gegenübers gar nicht geachtet hatte.

Aber das dem eiserstüchtigen Randolt klar zu machen, war vergebene Mühe. Er sah in all' diesen Worten nur listige Ausflüchte, mit denen man um die Wahrheit herumkommen wollte. Er war unverschämt genug, den Ironischen zu spielen und meine Diseretion sehr lobenswerth zu nennen.

Ich blieb ihm nichts schuldig und hatte schon die Thürklinke in der Hand, um den Narren sich selbst zu überlassen. Da that er mir wieder leid und ich blieb aus seine Bitte hin. Aber ein Gespräch kam nicht mehr zu Stande. Randolt saß, den Kops in den Händen, stumm vor seinem Tisch. Ich ging im Zimmer aus und nieder und quälte mein Personengedächtniß, das mir keine Gestalt, welche aus diese „Lori" paßte, verrathen wollte.

Es war schwül in der Stube und es dunkelte. Ich trat an's Fenster und öffnete einen Riegel; dann sah ich sinnend zum regnerischen Nachthimmel empor. Da erweckte mich ein Geräusch und eine Ahnung durchzuckte mich. Unter mir aus der Straße zündete man just eine Laterne an. Es war mir nicht anders, als wäre damit auch mir ein Licht ausgesteckt worden. Das Geräusch rührte von einem schnell daherrollenden Fiacker her. Wie ich ihn nahen hörte, wie ich das Glanzlicht sah, das fluchtig sich spiegelnd aus seinem lackirten Dach erglänzte, während er unter der Laterne vorüberstog, da mußt' ich an jenen anderen Fiacker denken, der Randolts Lori vom Stephansplatz entführt hatte, und an jenen dritten, den ich in der Winternacht aus dem Lande vor das Fenster mit dem Kinde hatte kommen sehen. Zum ersten Mal berührte mich der Gedanke, daß dies ein und derselbe Wagen sein könnte, denn das Mädcl mit den Milchkannen war meine letzte Bekanntschaft; dies hatte sonnengebräunte Hautsarbe und blitzende Augen, an seiner Regentracht waren Reste städtischer Kleidung zu erkennen und daß es Seffler gewesen, die damals von ihrem Schwesterchen erwartet und bedacht aus dem Wagen gestiegen war, darüber hatt' ich schon seit ihren Abschiedsworten keinen Zweifel.

Aber ein Milchmädchen, eine bäurische Dirne, deren Tagewerk sich im Kuhstall vollzog — das konnte doch unmöglich Randolts Melusine sein! Ich sürchtete einen Augenblick, es wäre der Wahnsinn, den Randolt in dieser Stube ausbrütete, ansteckend und benebelte auch meine Gedanken. Dann aber dacht' ich: ein Milchmädchen, das in einem unnummerirten Fiacker nach Hause sährt, geht wol nicht immer in bäurischer Tracht zur Stadt. Dort draußen leben sie ohnehin mehr wie in einer Vorstadt, als aus dem Dorse. Tausend Beziehungen knüpsen sie an's Leben der nahen Capitale. Der Vater hat Geld, die Tochter sührt die Wirthschast und, während der Alte den schweren Rausch vom Heurigen verschnarcht, geht das Mädcl, dem keiner von den Burschen aus dem Lande gut genug scheint, nach Wien aus Abenteuer und beglückt einen Fremdling, der weder ihren Dialeet noch ihre Redewendungen abschätzen kann, der Alles, was er Außergewöhnliches und Wunderliches an ihr sindet, getrost aus das ihm sremde Wienerthum schreibt und sich somit länger in Geheimnissen erhält, die ein Eingeborener mit mäßiger Mühe zerstreuen würde.

Darum war sie gerade gegen den Fremden so vertraulich geworden. Hübsch und lebendigen Geistes war sie ja. Und Seise und Kolnerwasser, „lange Kleider und spitze Schuh" mochten ja wol ein Wnnder wirken und aus der Milchmagd eine verwunschene Prinzessin zaubern, die einem jungen Mann, der nach dem Leben lüstern aus einem Provinzstädtchen kam, wie eine zweite Melusine, wie eine Märchenkönigin erschien.

Meine Phantasie kam mir zu Hülse. Ich sah, wie die kleine Schwester, srüh abgerichtet und der älteren ganz ergeben, hinter dem Rücken des überstrengen rohen Vaters in's Complot gezogen ward. Sie schläst beim offenen Fenster, aus daß sie den Wagen rollen hört. Kommt er heran, so kriecht sie aus dem Bette. Ein Paar Stiesel des Bruders und eine alte Pserdedecke hat sie schon vorher zurecht in ein Bündel gebunden. Das wird dann in den Wagen gereicht, damit Lori sich zur Noth in Sessler verwandeln und ihren Staat verhüllen könne, damit sie ihre Sasianstieselchen schone, wenn sie durch den dörserlichen Koth patscht, und nicht durch städtische Kleidung auffalle, wenn sie sich in's väterliche Haus stiehlt.

In der Stadt kennt sie Niemand als die Höker aus dem Markte, die ihr das Gemüse und die Eier abkausen, und selbst diese haben sie nur in der Nacht gesehen. Sie mag unerschrocken mit ihrem sremden Schatz unter die Städter wandeln. Bekanntschaften, vor denen sie sich verrathen könnte, geht sie nicht ein. Und wenn allein mit ihm, oder an einem Wirthstisch, oder in einer Loge unter dem seideneu Kleide die grobe Bauernmanier aus einen unbedachten Augenblick hervorguckt, ist Randolt der erste, den die Liebe blind macht?

Mit Gedankenschnelle stimmte mir also eins zum anderen. Dennoch wagt' ich es nicht, dem ohnehin so aufgeregten Freunde kurzweg als Entdeckung mitzutheilen, was denn doch nur eine Vermuthung war. Eine Vermuthung, die nur sür mich zwingende Glaubwürdigkeit an sich hatte, dem Argwöhnischen aber nur wie Verhöhnung hätte klingen müssen.

Immerhin mußt' er merken, daß mir etwas in den Sinn gekommen, was aus seine Neugier zu beziehen war. So ließ er es denn an Bitten und Drängen nicht sehlen.

Ich hätte viel darum gegeben, meinen jungen Freund aus seiner verderblichen Liebschast besreien zu können. Aber sür« erste war ich selbst ja noch ohne Gewißheit, daß meine Vermuthung gegründet sei. Und sür's zweite: hatt' ich ein Recht, das Geheimniß eines Mädchens zu verrathen, das mir nie ein Leid gethan? Ich sagte nein. Ich konnte Randolt nicht zumuthen, mich seinen Schatz heimlicher Weise sehen zu lassen, wenn er zu oder von ihm ging. Mir widerstrebte solch' gemeine Hinterlist gegen ein vertrauendes Weib und ich bin überzeugt, Randolt selbst hätte trotz aller Gier, hinter das Geheimniß seiner Lori zu kommen, solch einen Gedanken als Niederträchtigkeit zurückgewiesen. Schon jetzt schien mir eine Art reumüthiger Sorge über seine Seele zu gehen und seine Entschlüsse zu wandeln. Ich täuschte mich nicht, wenn ich bemerkte, daß von dem Augenblick an, da ich ihm die Möglichkeit, sein Geheimniß zu enträthseln, hatte ahnen lassen, sein Wunsch, daß dies gelingen möge, an Heftigkeit einbüßte. Sein Drängen ward immer schwächer. Er wich mit seinen Antworten aus. Er ermahnte sich immer eisriger daran, daß man Manneswort und Schwur nicht brechen dürste. Er liebte seine Sklaverei und sürchtete schon jetzt, die Kette zu verlieren, die ihn zwar wund drückte, die ihn zwar in den Staub zog, aber auch sein Glück an ihn sesselte.

VI.

Randolt that sich Gewalt an, nicht mehr von seiner Geliebten mit mir zu sprechen. Nichts desto weniger kam er jetzt recht ost aus's Land heraus und blieb bis in die späte Nacht bei mir sitzen, bald in ein gewaltsam herangezogenes Gespräch sich vertiesend, bald stundenlang vor sich hinbrütend, immer aber wie einer, der das, was ihm das Herz abdrückt, nicht verlautbaren will.'

Eines Abends, als er's gar zu arg trieb, nahm ich selber die Sache wieder aus, wenn auch vorsichtig und ohne einen Namen zu nennen. Ich drang nochmals in ihn, der tollen Geschichte wie ein Mann ein Ende zu machen.

„Ich kann nicht! Ich mag nicht!" ries er aus. „Es wäre denn, Sie überzeugten mich, daß Lori ein verworsenes Geschöps sei, dessen Heimlichkeiten sie und mich entehrten!"

Ich war nun weit entsernt, solch' etwas behaupten oder auch nur vermuthen zu dürfen. Der Kuhstall gilt mir durchaus nicht als eine unmoralische Anstalt. Da ich nun der Wahrheit gemäß solchem Verdacht nach meinem Wissen und Gewissen jede Berechtigung verweigerte, goß ich nur Oel in die Flamme. Ich bin überzeugt, daß Randolts Entschluß, an seiner Lori sestzuhalten, schon lange nicht mehr so deutlich in ihm redete, wie an jenem Abend, da er sich von mir trennte.

Einige Tage später erhielt ich ein Brieschen von ihm, worin er sich abermals sür den Abend ansagte. Er war in sich gegangen, hatte sich zur Arbeit gezwungen und einen Essay geschrieben, von dem er sich um so mehr uersprechen wollte, als die zu Grunde liegenden Studien nicht leicht bei der Hand lagen. Aber während des Niederschreibens sielen ihn, der so lange die Feder hatte ruhen lassen, allerhand Bedenken an. Er mißtraute der Klarheit seiner Gedankenentwicklung und die Gabe des Stils schien ihn verlassen zu haben. All' dieser Selbstquälerei sollte eine Vorlesung abhelsen. An meiner geduldigen Seele wollt' er erproben, ob seine Gewissensbisse nicht übertrieben und seine Krast noch beflügelt sei.

Nach meinen srüheren Ermahnungen konnt' ich nun nicht verweigern, mir eine Frucht derselben vorlegen zu lassen. Ich zog ein paar Flaschen aus dem Keller und machte gute Miene. Allein die Vorlesung währte über eine Stunde. Und da sie spät begonnen worden, da viel über die Arbeit zu sagen und dieses nicht mit wenigen Worten auseinanderzulegen, zu bestreiten und in's endliche Gleichgewicht zu bringen war, da endlich das viele Reden durstig macht, so brauchten wir nicht zu erstaunen, als wir die lange Sitzung aushebend nach der Uhr blickten.

Wir hatten den Schlag der Mitternacht gänzlich überhört und es sehlte jetzt nicht viel an zwei Uhr des Morgens, Aber es war eine milde sternhelle Frühlingsnacht. Alle Wege waren von den abgesallenen Blüthen der Akazien weiß bestreut und in des Nachbars Garten schlug eine Nachtigall so schön, als wollte sie ausrusen, welch' eine Lust es sei, in solcher Nacht zu wachen. Mich selber reuten die Stunden nicht, in denen ich einen Wiedergesundenen bei der Arbeit kennen gelernt hatte. Ich durste hoffen, daß Randolts Herzenssieber seine gefährliche Krisis durchgemacht und daß diese wunderliche Liebe ihren verderblichen Einfluß aus sein geistiges Treiben verloren habe.

Ich gab ihm bis über den Hügel das Geleite. Von droben sah man die schattenhaste Stadt mit Tausenden von glühenden Laternenpunkten unter sich liegen. Wie ein blasser Streisen wand sich die Donau durch's verdunkelte Gesild; man meinte, sie rauschen zu hören, so stille war's ringsum und manchmal blinkte und glitzerte es jählings in ihrem Fluß aus, als wär' ein Stern in's Wasser gefallen, der nun aus Nimmerwiedersehen versänke. Ueber's Marchseld her kam ein Eisenbahnzug, man sah von ihm nur das glänzende Augenvaar der Loeomotive, die rothen Laternen, und hörte nur am Schnauben des Dampses, am Rasseln der, Räder, daß er ties unten näher kam und endlich sern in eine Halle einlies. Als er vorüber, ging ein Windhauch durch die Lust, daß die Bäume flüsterten und neuerdings ihre weißen Blüthen aus uns niederschüttelten. Dann war wieder Alles still und man hörte hinter'm Dors die Nachtigall schlagen.

Ich wünschte Randolt Glück aus den Weg und kehrte heim. Er hatte lauge Beine; wenn er sest ausschritt, war er in einer Stunde vor seiner Thür. Ich sah noch einmal zurück, wie seine hurtige Gestalt unter den Bäumen sich entsernte. Rasch entschwand er meinem Blick. Ich hörte noch einen Hoshund bellen, den er im Vorübergehen aus dem Schlummer gestört haben mochte, dann suchte ich in Eile mein Bett.

Während ich schon seste schlies, ging Randolt seines Weges dahin und dachte wer weiß woran. Manchmal psiss er sich ein paar Takte vor oder brach ein Blatt vom niederen Akazienbaum, ohne still zu stehen. Die Sterne schienen immer heller und die Nacht ward immer sinsterer. Aber dafür wurden, je näher man der Stadt kam, die Laternen immer regelmäßiger. Bald hatte er die Linie erreicht. Begegnet war ihm bisher Niemand als ab und zu ein Polizist, letzt holte ihn ein Wagen ein. Ein kleiner Leiterwagen, der ziemlich hoch gepackt und mit einem weißlich schimmernden Tuche überdacht war. Der Kutscher hieb trotzig in die Pserde, da er an dem einsamen Wanderer vorüberkam; hinten aus dem Wagen saß ein Weib und schlies, das Kopstuch über's Gesicht gezogen, die Füße vom Wagen niederhängend.

Später holte Randolt einen Trupp von süns Menschen ein. Drei

Bursche und zwei Weibsleute, die vornübergebeugt unter hochausgestüllten Tragkörben nicht ohne Mühsal des Weges nach der Stadt schritten. Trotzdem schienen sie guter Dinge, sie scherzten mit einander und lachten laut. Als Randolt sie im Rücken hatte, sing eine Knabenstimme hinter ihm zu singen an; sosort stimmten die anderen viere mit ein und es däuchte den Wanderer gar artig, obwol es vielleicht halber Spott war, was sie hinter ihm dreinsangen.

Später holte er nochmals zwei oder drei solcher kraxentragenden Gestalten ein. Es waren wol ältere Menschen, die keine Lust zu singen hatten oder wußten, daß sich das bei nachtschlasender Zeit in der Stadt nicht schickte. Sie redeten nicht einmal mit einander, gingen mehrere Ellen weit auseinander, aber gleichen Schritts dahin und keuchten jeder sür sich unter ihrer Last.

Randolt merkte wol, daß das Alles Landleute waren, die ihre Waaren zu Markte brachten, und meinte darnach, daß es wol noch srüher gegen Morgen wäre, als seine Taschenuhr ihm zeigte. So kam er die Währingerstraße hinaus und über den Ring in die Stadt. Auch hier war's jetzt recht still. Er hörte wol Wagen sahren, sah aber keinen. In einzelnen Kaffeehäusern brannten noch etliche Gasflammen. Er trat an's Fenster eines solchen und sah, daß auch hier Landleute die Gäste waren, die sich mit einer Tasse oder einem Gläschen stärkten, ehe sie aus den Markt rückten. Aus der „Freinng" sah er einzelne Schattengestalten sich an einander vorüberdrücken, hier und dort hantieren, Butten zusammenschieben oder sich an die Wand kauern.

Die Sache hatte kein Interesse sür ihn und ohne sich zu verweilen ging er vorüber.

Aus dem „Hos", dem nächsten großen Platze, war's noch ruhiger. Er sah wol Butten gestellt und Körbe geschichtet, konnte jedoch keine Menschen dabei entdecken. Das verwunderte ihn. Er ging über den Fahrdamm, um

genauer hinzusehen, und nun däucht' es ihn allerdings, als ob die ganze Fronte entlang unter dem Gebäude der Creditanstalt schwarze Schatten durcheinander kauerten. Waren das Menschen oder zusammengeworsene Säcke, Mäntel und Röcke?

Er trat aus diese Schatten zu und sah, daß dicht über diesen Säcken, unter diesen Mänteln, diesen Röcken allerdings Menschen lagen, gemüthsruhige Bauersleute, die des Käusers ihrer Waaren warteten, und bis dieser kam, sich nicht scheuten, den Schlas, der ihnen daheim in ihren Betten nicht weiter gestattet war, aus dem Straßenpflaster nachzuholen.

Hier gleich an der Ecke lag ein stämmiger Bursch, halb Mann, halb Änabe, die Arme unter dem Kops, die Beine breit über den Bürgersteig gestreckt und schnarchte, wie wenn's nirgend bessere Lagerstatt gäbe. Der Strahl der über ihm flackernden Gasflamme schien ihm gerade in den halb offenen Mund. Hier saß ein Mütterchen aus den Stusen der Apotheke in sich zusammengekrümmt, die Stirn aus den Armen, die Arme aus den Kniesen; der alte Strohhut über ihrem Kopftuch war vornüber gerutscht und sein verblichenes Band streichelte die nach oben sich krümmenden Spitzen altherwürdiger Schmierstiesel. Hier kauerten drei Mädchen, eines an's andere gelehnt, die Arme über einander geschlungen, das Haupt des jüngsten in des ältesten Schooß, ein kleiner Hund zu ihren Füßen. Daneben drei Blumenstöcke, zu oberst in Papier gehüllt und mit Faden umwickelt, und eine Butte, aus der bleich wie Gespenster die spitzigen Laibe srischer Butter hervorguckten. Im Schatten dieser Butte, so dicht als möglich an die Wand gerückt, ein Schiebekarren. Aus demselben lag breit ausgestreckt, einen kleinen Sack unter dem Kreuz, die Hände in seine zusammengerollte blaue Schürze wie in einen Muff versteckt, ein junges Mädchen. Sein Gesicht konnte man nicht sehen. Es hatte, wol um sich das Licht abzuwehren, den einen Zipsel des Kopstuches vornüber gezogen, so daß er besser als eine Maske das Gesicht bis an's Kinn verdeckte. Kaum daß man im Schatten die gelbliche Farbe des Tuches erkennen konnte. Aber man sah deutlich, wie der leichte Kattunzipsel oberhalb des Mundes von dessen Athemzügen in regelmäßiges Zittern gebracht wurde.

Unwillkürlich ward der müßige Betrachter von dieser verhüllten Gestalt gesesselt. In der Lage der Schlummernden war etwas, das seine Erinnerung herausordnete. Er wußte noch nicht warum und doch sühlte er, daß sein Herz rascher zu schlagen begann. Die Art, wie die Arme unter der Brust gekreuzt waren, wie der eine Fuß lang ausgestreckt über der Handhabe des Karrens gegen das Pflaster herabhing... der Fuß selber trug sreilich einen eisenbeschlagenen Männerstiesel. .. und doch schien Randolt jedes Glied zuzurusen: kennst du mich denn nicht?

Remdolt wars einen rathlosen Blick gen Himmel. Ein sahler Schein hauchte die Luft über den hohen Dächern an. Die Sterne waren all' verschwunden, aber der lichte Tag noch sern.

Der Rathlose blickte nach rechts und links. Auch hinter ihm keine wachende Menschenseele. Und wären ihrer Tausende gaffend um ihn gestanden, er konnte nicht anders, er mußte das gelbe Tuch von diesem Angesichte heben, das unter ihm so ruhig athmen konnte, während seine Pulse flogen, daß ihm die Hand, die er ausstreckte, wie im Fieber zitterte. Er bückte sich und saßte den sanst flatternden Zipsel. Vorsichtig zog er denselben gegen die Augen zurück — wie im Traum war's ihm, als singe hinter der Butte ein Hündchen zu knurren an; er kehrte sich nicht daran — und schon als er nur Kinn und Lippen srei gelegt hatte, ries er leise: „Lori!"

Und als sie nun gar die Augen weit ausriß und er sah, daß es Loris Augen waren und keine anderen, da ries er sie nochmals an und wollte sie mit beiden Händen sassen. Sie aber drückte sich hinter den Karren an die Wand und schrie aus, als stünde der Teusel vor ihr, sie zu holen. Das Hündchen sprang laut klässend gegen Randolts Beine und von den liegenden Gestalten erhob sich eine nach der anderen, durch Gebell, Geschrei oder Zurus geweckt.

„Geh sort, geh gleich! um Gott's und aller Heiligen Willen, so geh doch!" flüsterte das Mädchen, ehe die Ersten, die sich ausrafften, noch dicht herausgesprungen waren. Aber Randolt war außer sich. Er sah nur seine Geliebte, die in nächtiger, seuchter Bauerntracht, aller Geheimnisse ledig, vor ihm stand. Eine verrückte Freude und ein brennender Schmerz zugleich machten ihm alle gesunde Ueberlegung unmöglich und während er hörte, wie das Mädchen schon um Schutz ries, und sühlte, wie derbe Fäuste ihn am Kragen packten, ries er noch immer die Widerstrebende bei ihrem vermeintlichen Namen und lachte dazu wie ein Thor,

Der kleine Tumult hatte etliche Sicherheitsleute herbeigelockt. Die Wachtmeister warsen die Weiber und Bauern rasch auseinander. Nach kurzem Wortwechsel, der nicht viel ausklärte, besreiten sie die aus dem Schlas geschreckte Schöne von dem zudringlichen Fremden und schützten diesen vor Schlägen, die sie zwar sür verdient, nichts desto weniger aber sür polizeiwidrig erachten mußten.

Allem Widerstreben zum Trotz nahmen sie Randolt in die Mitte und sührten ihn sort, als ging' es geraden Wegs mit ihm aus die Wache.

Rohe Stimmen lachten und schimpsten hinter ihm drein und aus einmal hörte er Loris helle Stimme über den anderen klar. That nicht die Teuselin, als hätte sie ihn nie vordem gekannt.

„Hat ein Mensch schon so ein'n narrischen Ding g'sehn? Na, da legst Di nieder! Bei so an Kravall! und all's z'wegen seiner Lori. Muaß a nette Trud' (Hexe) sein — weil er mi dasür anschaut. I hab' do meiner Lebtag net Lori g'haßen. Daß i net wüßt! Ob's D' dani (von dannen, sort) gehst, patscheter G'schwus (täppischer Stutzer), mit Deiner Lori! So au Glöckelpolster (eig. Klöppelkissen, hier Zierbengel) hätt' i mir schon lang als Herzbünkerl g'wünscht! Dös kunnt mi hab'n (mir einsallen)!"

Das klang seltsam wieder in meines Freundes Gemüth. Als er die Worte nicht mehr unterscheiden konnte, sühlte er aus einmal, daß die zwei Fäuste, die ihn an jedem Arme sührten, nicht eben wohlthaten. Auch ward ihm die Nothwendigkeit klar, daß seine Unterhaltung mit Lori in keinem Polizeiprotokoll sixirt werden dürse. Es gelang ihm, die einsichtsvollen Diener des Gesetzes sowol von seiner augenblicklichen Nüchternheit, als auch von seinen allzeit harmlosen Absichten zu überzeugen. Neugierde ist kein Verbrechen und wen hat nicht schon eine Ähnlichkeit irregeleitet! Es schien den Sicherheitswachmännern weit mehr darum zu thun, den Straßenlärm im Keime zu ersticken, als „einem so einen gebildeten Mann" seine Freiheit und Nachtruhe zu entziehen. Schließlich bedauerten sie noch, „daß halt die Bauern gar so rohe und jähzornige Leuteln waren, die kein'n Spaß verstanden. Er solle hübsch vorsichtig sein, nimmer umkehr'n und den Schrecken verschlasen". Aus mäßiger Ferne dem Freigelassenen solgend, überzeugten sie sich, daß dieser ihrem guten Kathe gehorchte und den nächsten Weg nach Hause einschlug.

Randolt versagte die momentane Ausregung jeden Einblick in den ursachlichen Zusammenhang der Begebnisse. Das Mädchen, das ihn mit allen Zaubern verliebter Geheimnißkrämerei bestrickt hatte, das in seineni poetischen Gemüthe, halb Fee, halb Königin, aus Melusinens goldenem Stuhle saß, es war eine Bauerndirne, die aus einem Schiebekarren Butter zu Markte suhr. Es gab gar keine Lori . . . Lori war ein Begriff, ein Hirngespinnst, ein zersatternder Traum . . . Und was er in seinem Wahn sür seine einzige, süße, zartsühlende Lori gehalten hatte, war in Wirklichkeit eine dralle Höckerin, die aus seine Kosten schläsriges Dorspack lachen machte und ihm kränkende Namen nachwars!

Wollte er darum mit ihr brechen? Gott bewahre! Zum Theil war sie ja in Angst und Nothwehr gewesen. Und dann, mit dem Bauernmädel wird er doch nicht viel Umstände machen. Das konnte noch sroh sein, wenn ihm der Stadtherr, und gar ein Mann wie er, Gnade angedeihen ließ! Wozu noch die übertriebenen Subtilitäten!

Und doch, wer ihn so lange hatte beirren können und bezaubern, wer aus dem Kuhstall tretend das Fräulein also täuschend spielen und sich so lebenssties in sein Herz graben konnte, das war kein gewöhnlich Ding. Wahrlich nicht! Und jetzunder . . .

Ihm schwindelte all' das Zeug durch den Kops. Er hatte nur einen klaren Wunsch: Schlas! Im Vergessen war Krast zu schöpsen. Der Erwachende würde wol klar sehen und nüchtern urtheilen.

Ausathmend, wie ein Schiffbrüchiger an den Strand sinkt, wars er sich aus sein Bett und des Schlummers gnädiger Gott hatte das Gebet des Mühseligen schon erhört.

VII.

Randolt schlies lang in den Tag hinein, als hätte er ohne Bewußtsein geahnt, daß ihm ernüchtert nicht viel Freude begegnen möchte. Das gestrige Erlebniß hin und her überlegend, glaubte er vollkommen klar zu sein, wie nun die Sache weiter zu sühren sei. Es ward ihm merkwürdig leicht, der Geschichte eine humoristische Seite abzusehen und von dieser allein — so wollte ihm einleuchten ^ war über das Mißliche der Entdeckung hinwegzukommen und das Gute des alten Verhältnisses in's neue Leben hinüber zu retten. Er wollte seiner Lori — oder wie sie wol eigentlich hieß — erst ein Bißchen ernsthast den Text lesen. Dann wollt' er sie ob ihrer Eitelkeit, Verstellung und Furcht hübsch auslachen. Und endlich mit nur billiger Ueberlegenheit die Lebensart vorschreiben, nach der sie sortan in aller Zufriedenheit und Liebe mit einander auskommen wollten. Ia wol: in Liebe! und warum nicht auch in Zufriedenheit — da dem Menschen denn doch nichts Vollkommenes wird!

Nur schade, daß die Rechnung ohne den Wirth gemacht war,

Lori kam in der That, da es Abend ward, zu ihm. Aber sie kam, um ein sür allemal Abschied von ihm zu nehmen. Sein schönes Programm hielt in keinem Punkte Stich. Cr sand gar keine Zeit, seine guten Vorsätze vor ihr abzuspulen.

„So, da bin ich," sagte sie in's Zimmer tretend, „und nimmer komm' ich wieder. Ich hab' Dir überhaupt nur sagen wollen, daß Alles aus is, Alles! Red' was D' willst, es hilst nix mehr. Warum hat Di Dei Neugierd' net in Ruh' g'lassen!"

Nun war es sreilich an Randolt, ihr den zornigen Vorsatz auszureden. Er unterließ nicht, nach den Gründen solch' grausamen Entschlusses zu sorschen, ihre Liebe zu beschwören und sich jeder bösen Absicht sreizusprechen. Nicht sein Fürwitz, sondern nur der Zusall hatte ihn in der gestrigen Nacht umgetrieben. Er hatte sie gesunden, nicht weil er sie gesucht, sondern wie durch eine Fügung des Himmels.

„Nachher ist's auch Gott's Willen, daß wir auseinandergeh'n sollen," sagte die halsstarrige Schöne.

Aber worin lag denn die Nothwendigkeit einer Trennung? Randolt bethenerte ja, sie zu lieben, gleichviel ob sie ein Seidenkleid oder einen groben Kittel trug, ob sie Sessler hieß oder Lori.

„O Du guter Narr!" antwortete sie aus all' dergleichen Zureden, „bei jedem Schritt, bei jedem Wort würsst mir, wenn auch im Stillen, die Bauerndirn vor. Du könnt'st es vergessen, glaubst, daß ich Dich sechs Monat' über mein' wahren Stand in d' Ir' g'sührt hab'? Glaub' dös ja net! Du hast mi gar z' lang sür a verwunschene Prinzessin g'halten. Mußt schon verzeih'n, daß i keine bin ... I g'sallet' Dir, auch so wie i bin, noch alleweil, ja das weiß i, und Du thätst mir a noch die Gnad' erweisen hie und da, mich net sür d' allerschlechteste z' halten . . . aber na, so mag i net. I hab' Dir's glei g'sagt am ersten Tag'. Entweder oder! so oder gar net! D'rum psiat Di (behüte Dich) Gott, bleib' g'snnd und laß mi geh'n!"

Und wieder folgten Rede und Gegenrede in gesteigerter Leidenschaft. Aber er begriff die Gründe ihrer Entschlüsse nicht und sie hörte aus allen Ueberredungsversuchen nur die schadensrohe Hinterlist eines Mannes heraus, der sie heute geringer schätzte als vordem. In ihr glomm bereits ein Funken Hasses gegen den Geliebten, der nicht so viel Stärke besessen hatte, den einzigen Beding, an den sie Liebe und Liebesglück gebunden, sestzuhalten. Er war ihr, und ob er zehnmal seine Unschuld beschwor, eben doch ein Wortbrüchiger und Meineidiger. Seine Liebe hatte vor seinem Fürwitz den Kürzeren gezogen. Was sie auch einander sagten, sie verstanden sich nicht mehr.

Und der Grund der Gründe, der ihre Entschlüsse bestimmte, vielleicht ohne daß sie selber über ihn ganz im Klaren, war die Scham. Sie schämte sich, etwas Geringeres zu sein, als er geglaubt hatte. Der größte Reiz dieses Verhältnisses war ja der sür sie gewesen, daß es einen Menschen gab, der mit einer gewissen Andacht zu ihr emporblickte, einen Menschen, der nichts von dem leidigen Tagewerk wußte, das sie seiner hätte unwerth erscheinen lassen, der in ihr ein sremdartiges, geheimnißvolles, gleichberechtigte« Wesen verehrte, das so nur ihm erschien, Der ganze märchenhaste Zauber des Geheimnisses, mit dem sie sich sür Randolt umgab, dünkte sie ein noch weit kostbarerer Staat, als alle modischen Röckchen, Falbeln und Manschetten. Den Kram konnte man in jedem Laden kausen, man brauchte darum noch nicht wie sie die Tochter eines reichen Weinbauers zu sein. Aber das Geheimniß war nur ihr allein und das Leben und Weben in seinem Zauber auch eine Art Schwelgerei in Idealität, die ihr unsagbar wohlthat, sie mit Stolz ersüllte und die guten Eigenschaften des Geliebten im Glanze einer höheren Welt leuchten ließ.

Mit einem Schlage war all dieser Zauber vernichtet, die rosigen Nebel schwanden, das Geheimniß war unwiederbringlich dahin und was übrig blieb, ein gemeines Alltagsverhältniß zwischen einem srechen Milchmädchen, das Kleider trug, die ihm nicht zustanden, und einem gesoppten Stadtherrn, den man auslachen mußte, wenn er sich keinen besseren Zeitvertreib sand.

Der Mann, der ihr dies einzige Glück so zutäppisch vernichtet, der undankbare Geselle, der sie so unbarmherzig entzaubert hatte — sie liebte ihn nicht mehr. Es that ihr wohl, ihm deutsch und derbe zu sagen, daß sie nichts mehr von ihm wissen wollte, daß sie sich nicht vor ihm sürchtete, daß er es nicht wagen sollte, ihr nachzuspüren, daß er sie nicht noch einmal belästigte.

Randolt begriff nicht, was sie so reden ließ und glaubte weder an den Ernst ihres Zornes noch an den Verlust ihrer Liebe. Trotzig pochte er aus die gemeinsamen Erinnerungen. Er meinte ein gutes Recht aus ihre Neigung zu haben, das nicht über Nacht verloren gehen könnte. Was in ihrem Herzen vorging, wußte er nicht.

So schieden sie ohne Versöhnung. Seine Gelassenheit und Zuversicht hatte sie nur noch mehr empört. Dieser Mangel an Reue konnte nur aus einem grundschlechten Herzen kommen. Ein so gescheuter Mensch, wie Randolt, mußte doch eine Ahnung davon haben, was in ihrem Herzen zerbrochen worden, was sie litt, was sie verloren hatte. Statt sie zu trösten, mit ihr zu klagen, versuchte er nun, sie zu beschwatzen wie ein unmündiges Kind und ihr zu besehlen wie einer Magd.

Es versteht sich von selbst, daß Randolt während ihrer Reden und Thränen sich mehr als einmal über seine Kurzsichtigkeit verwunderte. Wie hatte er nur aus dieser Haltung der Hände, diesen Bewegungen der Ellenbogen und Hüsten, aus diesen Redensarten und dieser Art zu weinen nicht schon am ersten Tag das Dorskind erkannt. Liebe macht eben blind und die Menschen beobachten immer so einleuchtend, wenn sie nur erst einmal wissen, was ihnen einzuleuchten hat.

Mit dem Lächeln des überlegenen Mannes, der die Geliebte besser kennt, als diese sich selbst, reicht' er seiner einstigen Lori die Hand zum Abschied. Sie würde schon wiederkommen trotz ihrer gottlosen Reden. Davor war ihm nicht bange. Wie sollte denn jetzt aus einmal Alles aus sein? und warum? Weiberlaunen! Nur Geduld, sie wird kommen, wenn die Launen verraucht und Liebe und Sehnsucht wieder Herr geworden sind. Nur Geduld!

Tage vergingen. Randolt nahm — ich weiß nicht mit welchem Ersolge — seine alten Studien wieder vor. Er eorrigirte die Bogen seiner Abhandlung, übersah dabei die meisten Drucksebler und dachte noch immer: sie wird schon kommen! nur ruhig Blut!

Eine Woche war vorüber. Das stattliche Hest gedruckt, Randolt empsand keine Lust, eine neue Schrist zu beginnen bei so unruhigem Sinn. Er blieb in den Abendstunden immer daheim, stand am Fenster, trommelte aus den Scheiben, machte sich Gedanken über Eigensinn, Trutz und Lieblosigkeit der Weiber nnd sagte dazu: sie soll doch nicht Recht behalten!

Als aber auch die zweite Woche in's Land gegangen und keine Lori, keine Sesslerl mehr zum Vorschein gekommen war, da sagte Randolt: solcher Unsinn kann nicht so hingenonunen werden, ich muß dem Müdel den Kops zurecht setzen, kost' es, was es wolle!

Die nagende Sehnsucht nach dem Weibe, das er so sehr liebte und das ihn doch verlassen konnte, trieb ihn bei Tag und Nacht umher. Durch Geld und gute Worte hatte er die Namen der Ortschaften ausgekundschaftet, deren Bauern gerade an diesen und jenen Tagen an dem Platze, wo er seine Lori aus dem Schiebekarren schlasend gesunden hatte, ihre Bütten zu Markte zu stellen pflegten. Unter den Marktleuten war sie selber sreilich weder bei Tage noch bei Nacht noch einmal zu erblicken. Da ein paar spöttische Redensarten ihn in seinem Vorhaben nicht irren konnten und es ihm aus em paar Gulden uicht ankam, meinte er auch etwas wie den Vatersnamen seiner Angeboteten in Ersahrung gebracht zu haben.

Mit diesen Kenntnissen ausertüstet, begab er sich aus die Suche und strich allabendlich aus den Dörsern umher, die man ihm bezeichnet hatte. Am Tage, das wußte er, war aus dem Lande nichts auszurichten. Da war Alles bei der Arbeit. Aber gegen Sonnenuntergang mußten die Leute doch aus Feldern und Weinbergen heim und aus Ställen, Scheunen und Werkstätten vor die Thüren kommen.

Es währte denn anch nicht lange, so begegnete er seiner Geliebten in der langen Dorsstraße, wie sie, die blechnen Milchkübel am Arm, von einer Kundschast zur andern ging. Es war ein schöner lauer Iuniabend.

Die Sonne war hinab. Der Himmel rosensarb gesäumt und kein Schäschen daran, nur im wachsenden Blau der Abglanz der geschiedenen Flamme, die noch die Lust vergoldete und erhitze. Spielende Kinder hinter jedem Zaun und Vogelgezwitzscher in allen Bäumen.

Sessler war nicht so nachlässig angethan, wie an jenem Regentage. Sie trug ein srischgewaschenes Tuch um den Kops; die Absätze standen gerad' und richtig unter den sesten Schuhen; und an dem steis gestärkten Kattunkleidchen sehlte kein Knops. Glatt und knapp umspannt' es die Taille und die bauschigen großen Falten rauschten nur so bei jedem Schritt. Es schien nicht anders, als hätte sie erwartet, daß der abgethane Liebhaber eines schönen Tages sie hier draußen überraschen würde. Da wollte sie sür alle Fälle gerüstet sein und das sollt' er schon gewiß nicht sagen, daß das Milchmädel weniger „sesch" sei, als die Stadtmamsell.

Und als er nun wirklich vor ihr stand, mußte sie die Augen ein Weilchen zu Boden senken. Gluth slog über ihr Angesicht und ein Lächeln in die Mundwinkel. Aber es war nur ein Augenblick und, was er auch bat und redete, sie schüttelte nur das Haupt und sagte nur immer nein.

Randolt ging so weit, ihr alles Ernstes die Ehe zu versprechen. Er wollte bei ihrem Vater um sie anhalten, wenn's ihr gesiel.

„Da sollten wir wol gleich dort droben Hochzeit machen!" sagte sie lachend und deutete nach dem Narrenhause, das von der sernen Höhe herüberwinkte. „Nein, gnädiger Herr, Sie und ich, wir taugen net z'samm und thät eins dem andern kein Gut!"

Sie ließ sich nicht einmal, bei der Hand sassen. Es machte ihr Freude, ihn recht zu quälen, ihn nur mit Sie und gnädiger Herr anzusprechen und überhaupt so zu thun, als sähe sie den Mann zum allerersten Mal.

Ganz nutzlos war sein Gang gewesen. Da er aber nun einmal wußte, wo und wie er dem Mädchen begegnen konnte, so währte es nur bis zum dritten Tag, daß er wieder kam, und da er an diesem auch nicht mehr ausrichtete als am ersten, so sehlte er auch am, vierten und sünsten nicht des Abends in der Dorsstraße.

Wol mußte er immer länger aus Sesslerls Erscheinen warten. Sie kam jedes Mal später, und das letzte Mal waren schon die Straßenlaternen angezündet, als sie endlich aus dem Hause trat. Sie hoffte wol, daß ihm nachgerade die Zeit lang werden sollte, oder sie wollte nicht immer mit dem zudringlichen Herrn gesehen werden.

Nie wieder hatte sie im Ton alter Bekannten mit ihm geredet. „Wozu is jetzt die ganze Seeeatur?" seuszte die Gequälte. „Den Leuten sallt's aus, daß S' immer aus mi passen und Ihnen hilst's doch nix. Man glaubt waß Gott was und is do ninderscht nix dahinter."

Damit war sie in einem Hause verschwunden, wohin sie Milch zu bringen hatte. Es währte länger als eine halbe Stunde, bis sie wieder zum Vorschein kam. Schon war's dunkle Nacht.

Randolt stand sreilich noch aus dem Posten und wäre mit der Hoffnung, sie wiederzusehen, wol so gestanden bis an den nächsten Tag. Als nun Sessler, aus der Thüre tretend, ihn wieder vor sich sah, zögerte sie von dem Schwellensteine herabzusteigen und, unverhohlenen Zorn im Auge, biß sie sich die Unterlippe wund. Dann hieß sie ihn sortgehen und nimmer wiederkommen. Ihre Stimme war rauh und ihre Worte barsch genug. Aber die Sommernacht war milde und die Nähe der Geliebten berauschte des entbehrenden Mannes Herz, so daß ihn ihre Stimme lieblich und ihre Worte Verstellung däuchten. Er wollte Recht behalten, sie wiedergewinnen und darum die Stunde nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Er hatte die eine Hand erhascht und zog Sefferl nun sanft zu sich. Er redete mit aller Gluth der Empsindung. Alle süßen Erinnerungen wurden herausbeschworen; die Nacht war still und die Dorsgasse leer und der Stern, den sie den Stern der Venus nennen, glanzvoll am verdunkelten Himmel sichtbar.

Sefferl antwortete nicht mehr, sie duldete, daß der Einstgeliebte den Arm um ihr Mieder schlang und es war ihm, als sühlte er, wie ein leises Zittern unter seinem Arm über ihren Nacken ging. Ie länger er im Weiterschreiten zu ihr sprach, desto starrer drückte sie das Kinn gegen den Hals. Nur ab und zu, wenn er gar zu schmeichelnd bat, wars sie das Haupt empor und ein Seuszer des Mitgesühls oder der Ungeduld stieg aus ihrer bebenden Brust gen Himmel.

Da waren sie vor's Thor ihres väterlichen Hauses gekommen. Das Mädchen gab Randolt ein Zeichen, leiser zu reden, und horchte in den Flur hinein. Auch der Begleiter horchte mit, aber er horte nichts, als ein leises Aechzen über ihm. Das kam von einer Stange über dem Thor, die leis' im Winde knarrte. Ein grünes Zweigbündel, das an der Stangenspitze besestigt war, sah wie ein schwarzer Schattenknäuel aus.

Ein Mann kam die Gasse heraus. Sefferl trat rasch in den Hausgang, um nicht gesehen zu werden. Randolt mit ihr. Und wie sie so in der Finsterniß bei einander standen, wo Eins das Andere nicht sah, wo es so stille war, daß Ieder des Anderen Athem gehen und das eigene Herz schlagen hörte, da besann sich Randolt keine Seeunde,, nahm den schönen Quälgeist in beide Arme und seine Lippen sanden den Weg zu den ihrigen.

Sie ließ es geschehen und rührte sich nicht. Nur die leeren Blech kübel knirschten an ihrem Arm, als hätten sie was drein zu reden. Eine Minute, dann war das Mädchen wieder srei und, als Randolt mit Flüsterworten es bestürmte, das Geschehene zu vergessen und ihm seine schöne Liebe wieder zu schenken, da hielt ihm, ehe er es zum zweiten Male küssen konnte, Sefferl die Hand vor den Mund und hieß ihn ganz stille sein. Abermals horchte sie, ob Alles im Hause ruhig bliebe, dann sragte sie leise und er meinte trotz der Dunkelheit zu sehen, wie ein dämonisch Leuchten aus ihren Augen blitzte: „Hast mich wirklich so ganz unsinnig lieb, wie Du thust, und net a Bissel weniger als srüher?"

Randolt zögerte nicht, dies zu betheuern. Er mußte wirklich glauben, daß er ihren Groll besiegt und daß das starke Herz sich ihm aus's Neu' ergeben wollte. Er war wie in Glück getaucht, als er sie nun lispeln hörte: „In Gottes Namen, weil Du's schon durchaus net anders willst" ... Sie schwieg, als kostete sie's große Ueberwindung sortzusahren. Endlich gelang's ihr mit einem Seuszer, dabei sie sich aus seinen Armen losmachte. „Wart' hier noch a Viertelstund', hörst? Nachher gehst da grad surt in's Haus nei. Rechts mit der Hand greisst die Stiegen. Geh' schön langsam und stoß Di net. Alleweil grad surt, bis D' wieder an a Stieg'n kummst. Die steigt abi (hinunter) und tappst bis D' unter aner Thür an Lichtschein siehst. Bei dera Thür nachher gehst halt eini. Und dös Weitere wird sich sind'n."

Randolt hörte, wie die Treppenstusen unter Sesslerls knarrenden Sohlen ächzten und bei jedem Tritt die Milchkannen klapperten. Eine Thüre knallte zu und dann war Alles still. Die Thurmuhr schlug. Hier und da war ein gedämpftes Geräusch von Männerstimmen zu vernehmen, die in irgend einer Stube des Hauses kein allzu hestiges Gespräch sühren mußten. Dann holte die Thurmuhr draußen nochmal aus. Noch ehe sie ausgeschlagen, tastete Randolt sich an der Wand bis zur Treppe. Seine Augen hatten sich schon ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt. Droben aber sand er's noch viel sinsterer als vordem im Hausstur, wohin von der Straße her doch noch ein Bißchen irrer Schimmer durch die Ritzen des Thores einschlich. Hier nun die Wand entlang. Er stieß ein paar Mal gegen seste Gegenstände. Er sand sich in einem Winkel, tastete um eine Ecke. Es kam ihm der Gedanke, ob ihn Sessler nur hier herausgeschickt, damit er umginge, bis ihn einer hinauswiese. Er wußte jetzt nicht mehr recht, schritt er vorwärts oder wieder zurück. Die Treppe, zu der er endlich gelangte, schien ihm dieselbe, die er just hinausgestiegen.

Als er aber, unten angekommen, etwa zwöls Schritt weit vor sich einen schimmernden Streisen am Boden sah, da schalt er sich sreudigen Herzens einen Ungläubigen und sast so schnell, wie am lichten Tag, schritt er geradewegs im Dunkel hin dem Fadenschein entgegen — war's doch brennende Liebe, die ihn mit einem Funken aus ihrer Fackel zu sich winkte.

Mit aller Sorgsalt nahm er die Klinke in beide Hände. Nun war die Thüre offen und Randolt über der Schwelle. Aber das selige Lächeln aus seinen Lippen gesror. War er dennoch irre gegangen oder hatte man ihn zum Besten? Zurück konnt' er nicht mehr.

In einer qualmersüllten Stube, aus der alle Möbel entsernt worden waren, bis aus einen klobigen alten Tisch und vier Bänke, die mitten drin

Nord nnl> Lud, I, 2. 14

standen, saßen sieben Menschen in Hemdärmeln, die seuchtbeperlten Barte über's Glas gereckt, die Ellenbogen aus die Tasel gestemmt. Eine rauchende Petroleumlampe brannte zwischen ihnen. Ein kleines trübglimmendes Oellämpchen hing an der Wand. Die Wand war srisch getüncht und kahl, ein kleiner Weihbrunnkessel neben dem Thürpsosten ihr einziger Schmuck. Aus einem Schragen weiße Flaschen und Gläser, die manchmal den Schimmer des Lichts zurückblinkten, wenn die struppigen Köpse, welche die Lampe beschirmten, auseinander rückten.

Solches geschah in diesem Momente hestiger, als sonst hier der Brauch war. Aller Augen wendeten sich nach der ausgehenden Thüre. Der höchste und stämmigste unter der Gesellschaft, ein breitschultriger Mann mit weißen Haaren, gelbem Schnurbart und einer weißen Schürze trat Remdolt entgegen. In seinen Zügen sprach es wie Mißtrauen, das mit Lustigkeit kämpfte, aber ein Zwinkern in den Augen verrieth jene ausgleichende Brutalität der Trunkenheit, in der klare Gedanken nicht mehr recht gedeihen.

„Ja, wo kommen denn Se da her, gnä' Herr? Durch die Kuchel? Auch net schlecht! Oder gar durch 'n Keller? Oder. . .?"

Die anderen Sechst stießen sich an die Ellenbogen und schwemmten ihr Lachen mit einem guten Schluck hinunter, eh' es laut wurde.

Mittlerweile war der Alte, der offenbar hier Hausrecht übte, höflich geworden und wischte sür den Stadtherrn, der ihm die Ehre gab, am Ende der Bank einen Platz zurecht. Die Anderen rückten dafür so nah, als es ihre Leibesbeschassenheit zuließ, an einander, sahen den ungewohnten Gast stier an und sprachen kein Wort, pafften aber um so krätiger aus ihren Pseisen.

„Nazl," schrie der Wirth, an die Thüre tretend — und bei jedem Tritt ächzten die Dielen unter ihm, als empörten sie sich über das Gewicht dieses Mannes — „Nazl. a Seid'l Guld'n sür den Herrn!"

Nazl kam wie gerusen und stellte nicht allzu höflich Glas und Flasche vor den neuen Gast. Der junge Bursche, stämmig und keck, die Hemdärmel bis an die Ellenbogen über die mageren, aber sehnigen Arme zurückgekrepelt, das Haar über den Schläsen in zwei flach an die Stirne geklebten Schnecken bis an die Augenbrauen vorgebüstet, den langen Strohhaln einer Virginiaeigarre hinter dem linken Ohr — der Bursche sesselte selbst in dieser Stimmung die Ausmerksamkeit des Fremden. Nazl und Sessler waren ohne Frage Geschwister, die Aehnlichkeit der beiden Gesichter ließ keinen Zweifel zu und besonders die Augen, die jetzt mit einem Ausdruck herausfordernden Hasses sich aus Randolt hesteten, schienen die nämlichen, wie die seiner Geliebten.

Einer der Gäste, dem das ungemüthliche Schweigen zu lange währte, schrie zu dem Iungen herüber: „Was macht denn d' Sefferl? Is Dei

Schwesta g'sund und schlast's eppa (etwa) gar scho? Oder derffat mer's (dürste man sie) weck'n?"

„Halt's Maul mit solchem G'schwätz!" brüllte der Hausvater den Spötter an. „Fü Di schlaft's net, sür Di wacht's net. So wie so wird Dir's Maul sauber bleiben!"

Der also Angeredete, in dem Randolt nach diesen Worten einen unglücklichen Nebenbuhler erkennen mußte, wollte sich die Zurechtweisung nicht gefallen lassen. Es gab grobe Worte und hätte Schläge gegeben, wenn der Hausvater seinen kampslustigen Sohn nicht aus der Stube gescholten hätte. Mit einer Verwünschung und einem Blick, die eben so gut aus Randolt, wie aus den trunkenen Nachbarn gemünzt sein konnten, verschwand der angenehme Jüngling.

Der Wirth, der wahrscheinlich keinen seiner Gäste verlieren wollte, so lang' diesem noch ein Groschen in der Tasche stack, redete dem Gekränkten zu; halb gutmüthig, halb spöttisch rieth er ihm zu dieser oder jener, die er mit Namen nannte.

„Laß mi aus!" ries der Bauer, „i mag kon Bildl ohne G'nad'!" „Ein Bild ohne Gnade", will sagen ein Heiligenbild, das keine Wunder wirkt, nennt man in dieser Gegend eine Schönheit, die uns kalt läßt. Randolt nahm sich die Zeit, über dies treffende Gleichniß nachzudenken. Er konnte wol selbst beweisen, daß des Hauses Tochter nicht damit bezeichnet werden durste. Und während er dies dachte, sah er aus den staubigen Ring unter der Lampe, der aus lauter armen Motten sich gebildet, die nicht von der Flamme hatten lassen wollen.

Derweilen wurde die Lust in der engen Stube immer dicker und unerträglicher. Randolt wußte nicht, ob er in einem Wirthshaus oder in einer Räuberhöhle sich besände. Ein Nachbar, mit dem er ein Gespräch anband, klärte ihn über die edle Sitte aus, daß es hierlands der Brauch sei, bei dem Weinbergbesitzer selber den jungen Wein zu trinken, bis die Fässer sür den kommenden Most leer geworden. Dann zieht der eine den Stecken mit dem Buscheu über seiner Thür ein und der Nachbar steckt seinen Stecken aus als sröhlichen Weiser, daß nun bei ihm der „Heurige" vom Zapsen fließe. So geht's von einem zum andern. Jeder räumt eine Stube aus und so lange der Wein nicht ausgetrunken ist, bleibt das nomadische Wirthshaus in dieser Stube.

„Wenn Sie aber einen besseren Wein trinken wollen," schloß der Belehrende seinen Vortrag, „dann gehen Sie in's Gemeindewirthshaus und sragen dort nach dem Neßmüller sein'n Nußberger. Der Neßmüller bin nämlich ich und der Nußberger is meine eigene Fechsung."

Randolt hoffte noch immer, daß Sefferl in's Zimmer treten sollte. Er konnte noch immer nicht glauben, daß die Dirne blos ihn habe beschwatzen und loswerden wollen. Als aber ein Gast nach dem anderen sortging und der Wirth endlich seine Pseise aus dem Tisch ausklopste und

dazu ries: „Für heut' is Feierabend'." , da blieb dem Geprellten auch nichts anderes übrig, als auszubrechen. Er wollte die Thüre nehmen, durch die er gekommen, aber der Nazl, der mit dem Rücken trotzig aus dem Brett lehnte, sagte keck und ohne die lange schwärzliche Cigarre aus dem Mundwinkel zu nehmen: „Geniren S' Ihna sein nicht! sür die Gäst' hat der Zimmermann 's Loch dort drüben g'macht!"

Damit wies er ihn nach einer kleinen Glasthüre, die der Vater schon geöffnet hielt, um sie kaum, daß Randolt aus die Schwelle getreten war, schallend hinter ihm zuzuwersen und zu verschließen. Man trug in diesem Hause kein Verlangen zur Schau, den städtischen Gast zur Wiederkehr einzuladen. Vater und Bruder schöpsten offenbar Verdacht.

Er sah sich nun vor der Thüre um. Das war eine ganz andere Straße. Das Haus mußte in langer Flucht von einer Dorsgasse zur anderen reichen. Erst nach einigem Suchen sand er sich zu jener zurück, von der er mit Sessler in den dunklen Flur getreten war. Das Thor war sest verschlossen, hinter keinem Fenster ein Lichtschimmer, im ganzen Bau kein Lebenszeichen. Drohend ballte er die Faust gegen die Wand, hinter der die treulose Liebste schlies, und unzufrieden mit ihr, mit der Welt und mit sich selber ging er den Weg zur Stadt zurück.

vm.

Ohne Zweifel hatte Randolt in jener Nacht sich geschworen, die Falsche zu vergessen und das Dors, wo sie wohnte, nicht wieder zu betreten. Ein paar Tage kehrte auch kein sreundlicher Gedanke bei ihm ein. Endlich aber überraschte ihn der Einsall, daß er dem Mädchen möglicher Weise schweres Unrecht thäte mit seinen Vorwürsen. Vielleicht war sie nur durch den Bruder oder den Vater abgehalten worden, an den Tisch zu kommen und vom neuen Weine zu nippen. Noch viel wahrscheinlicher, daß er in der Finsterniß einen salschen Weg gegangen und gar nicht die rechte Thüre gesunden hatte, hinter der sein Mädchen ihn erwartete. Kaum gedacht, besreundete er sich immer mehr mit solcher Wahrscheinlichkeit und konnte schließlich gar nicht begreisen, daß ihm dieselbe nicht sosort in die Augen gesprungen war.

Einmal so weit, ließ auch der solgerichtige Entschluß nicht aus sich warten, sein Glück noch einmal aus dem Dorse zu versuchen.

Es war ein drückend heißer Tag gewesen und noch am späten Abend schwül und hell. Randolt, den seine Ungeduld, sast hätte ich gesagt, sein reumüthiges Herz schon vor der Zeit aus der Stadt gejagt hatte, saß aus dem Hügel unter einem Kastanienbaum, wartete, bis die Sonne unterging und sah gedankenvoll hinab in's Weite, wo die große Stadt wie unter einer vergoldeten Dunstwolke lag, in die nur der Stephansthurm mit seiner glänzenden Spitze wie ein winziges Flämmchen reichte, Von den Kirchen der umliegenden Dörser hallte das Avegeläute, da brach der Mann aus und schritt zu Thal gegen die bekannte Straße. Noch eh' er unten angelangt war, sah er im Grünen zwei junge Menschenkinder bei einander slehen. Das eine war ein hübscher blonder Bursch, ein rundes Hütlein aus dem Ohr, eine rothe Nelke zwischen den Zähnen. Er trug eine schneeweiße Lacke und roth und weiß gestreiste Beinkleider über kniehohen Stieseln, die ihm gar gut saßen. Die lange Tasche aus Flechtwerk, die ihm über die Schulter hing, war leer. Während er sprach, wiegte er sich langsam in den Hüsten, so daß das Wetzmesser, das ihm an messingener Kette über die Lende siel, leise gegen den goldenen Siegelring an der niederhängenden Rechten anschlug. Mit der Linken hatte er die Rechte des anderen Menschenkindes gesaßt. Dieses trug in der linken Hand drei Milchflaschen von Blech, und ob es gleich das Angesicht ties und nachdenklich zur Erde gesenkt hielt, mußte Randolt doch erkennen, daß es Niemand anderes war, als Sesslerl, die sür ihn einmal Lori. geheißen hatte.

Ietzt hörte er auch ihr eigenthümliches Lachen. Er sah, wie sie die Hand zurückriß und lustig davonsprang. Achselzuckend, aber nicht mit unzufriedenem Angesicht ging auch der Bursche von dannen. Randolt brauchte nur drei Schritte zu thun, so vertrat er dem Mädchen den Weg. Wie sie vor ihm zurückprallte, schrack sie zusammen und eine rothe Nelke siel ihr dabei aus der Hand. Sie wollte sich drum bücken, aber Randolt setzte zornig den Fuß aus die staubige Blume.

„Du schon wieder!" ries Sessler ans. Ihre Brauen zogen sich zusammen und ihre kleine braune Hand ballte sich unter ihrer Schürze zur Faust. Aber wie sie ihn reden hörte, so eindringlich und so zärtlich, da glätteten sich die Falten aus ihrer Stirne und sie ließ dem städtischen Schelm wenn nicht die ganze Faust, so doch zwei Finger daraus.

Ein Ausdruck der Rathlosigkeit, der Angst sprach aus den dunklen Augen, die sie jetzt halb zürnend, halb flehend aus den Mann richtete.

„Komm nimmer wieder!" sagte sie dringend, „es soll nicht sein."

„Es muß sein!" ries Randolt dagegen und lachte ihrer Bedenken. Und als sie noch eine Viertelstunde so am Wiesenrain mit einander geschwatz hatten, da wußte die Bauerndirne, daß der seine Herr trotz ihrer Bitten und Besehle nicht von ihr zu lassen gedenke, daß Alles beim Alten bleiben müsse und daß es jüngst nicht ihre, sondern lediglich seine Schuld gewesen, daß er nicht ihr Kämmerlein gesunden.

Sie antwortete wenig, aber wenn sie was sagte, so war es immer ein Ia. Und als er heute nicht ohne einen Kuß von ihr lassen wollte, sagte sie auch nicht Nein. Nein sagte sie nur einmal und das wol recht entschieden, als er den Vorsatz aussprach, heute den Versuch zu wiederholen, sich in ihres Vaters Hause zurecht zu sinden. Ueberall, nur nicht dort! Wo aber sonst?

Drüben, eine halbe Stunde hinter dem Dors in den Weingärten. Ein altes Steinkreuz steht dort zwischen zwei Nußbäumen; davor scheiden sich die Wege hinaus und hinab den Berg. Jedes Kind hier draußen kennt die Stelle. Auch Randolt kennt sie und wird den bequemen Psad nicht versehlen. Aber wird sie auch kommen, sie, die nicht mehr Lori heißen wollte?

„Aus Ehr' und Seligkeit!" sagte sie. —

In der That huschte zwei Stunden später eine kleine Gestalt zum Dors hinaus, ein Paar Männerstiesel an den Füßen, ein flatterndes Tuch um Kops und Nacken. Feucht siel der Thau in der Sommernacht. Es war stocksinster in den Weinbergen. So klar der Himmel am Tage geleuchtet, jetzt war kein Stern ohne Schleier.

Ein Nachtvogel saß am Wege und ächzte zuweilen aus. Eines Kätzleins Klage scholl von einem Zaun herüber nicht anders als eines Kindes Wehgeschrei. Der Nachtvogel flog krächzend vom Wege aus, da er Schritte hörte und das Rauschen eines flatternden Tuches, welches der Nachtwind saltete, ihn ängstigte. Und bald daraus krächzte der wilde Vogel wieder und noch viel hestiger als zuvor und die jammernde Katze antwortete schaurig mit ihrem menschenähnlichen Geschrei.

Ein gleiches Geschrei antwortete der Katze vom Gebirge her.

Wie täuschend so ein Vieh zu schreien versteht, sollte man nicht meinen, es rührte der Ton in der That von einem Menschen her?

Ein Sicherheitswachmann, der in der Sommernacht den einsamen Wandel bis an die Weinberge herangesührt hat, bleibt stehen und horcht und legt die Hand sinnend an den Mund. Die verwünschten Katzen!

Nach einer Weile schüttelt der Polizist den Kops und bricht von seinem Weg ab, quer einen Fußpsad in den Wingert einschlagend. Es ist ein elender Weg; über den trockenen, von der Sonne gehärteten Schollen knickt der Fuß im Gelenk um und tritt sehl in Löcher und Gruben. Auch dürste nicht jeder den Weg nehmen. Aber der Wachtmeister geht rasch und sicher und bald ist er verschwunden.

Der gelbe dünne Mond, ein armseliger Mond im letzten Viertel geht aus und sein Schimmer beleuchtet im Flug phantastische Wolkengebilde. Zeitweise verschwindet er ganz hinter ihnen, dann wird's noch sinsterer und selbst der Nachtvogel duckt sich tieser in's Gezweig und wagt keinen Ton mehr.

Als der Mond wieder zum Vorschein kommt, beleuchtet sein schwacher Strahl zwei stämmige Gestalten, die eben aus dem Weinberg aus die Straße gesprungen sind. Sie athmen aus, sehen sich nach allen Seiten um, dann wischen sie sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne. Ein leiser Psiff und eine dritte Gestalt kriecht über den Graben hervor, sie ist kleiner und trägt Weiberröcke und ein Kopstuch; das aber ist ihr beim Davoneilen in den Nacken gesunken und hängt da wie eine lose Halsbinde.

Die Mondsichel wirst einen kargen Schein aus die Drei, nur so einen zwinkernden Vlick, als wollte das Licht zu dem einen sagen: was hast du starker Kerl doch sür schneeweißes Haar! und zum anderen: warum leuchten dir so zornig deine braunen Augen? und zur letzten: du hast dieselben Augen, aber warum sind sie bei dir voll Thränen?

Die Dreie haben nicht Zeit zu antworten. Aus einen Wink des Alten geht der eine rechts, der andere links und das Mädchen zieht der andere an der Hand hinter sich her. Sie eilen. Der eine sieht sich nicht nach dem anderen um.

Auch den Mond sreut's nicht länger zuzusehen. Er schiebt den Wolkenvorhang vor's Gesicht und einen zweiten und dritten darüber. Ein sanster Sprühregen sällt gegen Morgen und erquickt die Lechzende Erde. —

Sieh da, wie srisch alle Blumen die Köpse heben! Doppelt glücklich athmet man die balsamische Lust ein. Aus dem Morgenwandel in meinem Garten komm' ich an's Thor gegen die Straße. Drüben vor des Nachbars Gitter steht der Gärtner voller Gelächter und Erstaunen und zwar ob einer Geschichte, die ihm zwei Polizeisoldaten erzählen.

Als er mich sieht, da nickt er. Ossenbar gönnt er mir auch was von der Erzählung. Dann muß sie eine besondere Moral sür Stadtleute mit sich sühren. Die Sicherheitswache legt die Hand an die Kappe und kommt zu mir über die Straße.

„Haben's schon gehört, gnädiger Herr?"

„Na, was denn, Herr Wachtmeister?"

„Heut Nacht haben's halt wieder einen gesunden, wie er ist im Weinberg gelegen, bewußtlos, mit einem Paar Löcher im Kops."

Wie er dazu gekommen, wer könnte das sagen! Irgend eine Dirne mag ihn hinausgelockt haben und ihre Helsenshelser sind dann über ihn hergesallen und haben ihn beraubt. In der Nähe einer so großen Stadt strolcht allerlei Gesindel herum. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Und gar ein Fremder!

Also war's ein Fremder? Ia, so ein Preuß'. Als er aus der Wache zu sich gekommen, hatte er seinen Namen angeben können, seine Stadtwohnung und daß er Correspondent eines Stettiner Handlungshauses sei.

Eine schlimme Ahnung kam über mich. Ich eilte sosort nach der Stadt und nach der Wohnung meines Freundes.

Herr Randolt sei schwer krank, sagte seine Wirthin, aber ich durste doch wol an sein Bette treten.

Randolt war wirklich sehr krank, aber beraubt war er nicht, wenigstens nicht an Geld und Geldeswerth.

Ich habe ihn gepslegt. Als es ihm besser ging, hatten wir Zeit genug, uns den Verlaus der Geschichte so weit klar zu machen, als sie hier erzählt wurde. Er hatte der Sicherheitswache absichtlich einen salschen Namen angegeben und später den Polizeicommissar, der die Untersuchung sühren sollte, gebeten, den Irrthum nicht so weit zu verbessern, daß sein wahrer Name in die Zeitungen käme. Der Beamte hatte das Einsehen, den Skandal, der aus einer solchen Notiz entstünde, sür überlüssig zu erachten. Auch sonst kam aus der Untersuchung nichts heraus. Randolt verneinte beharrlich, seine Angreiser zu kennen. Er ware, sagte er, nicht ganz nüchtern gewesen, als er den überflüssigen Lustwandel in den Weinberg unternommen, und der Commissar mußte es schließlich beim ausrichtigen Bedauern und bei dem noch ausrichtigeren Rathe bewenden lassen: künstighin seinen Fürwitz nicht so weit spazieren zu sühren.

Ob Randolt an die Mitschuld Sesslerls glaubte, wagt' ich ihn nicht zu sragen. Es hätte ihn nur kränken können. Er sprach nie wieder von dem Mädchen. Ohne daß er mir's zusagte, wußt' ich, daß er es nie wieder sehen wollte. Und das war genug.

Er erwähnte der satalen Geschichte überhaupt nur selten und dann nur lächelnd. „Gestehen Sie," ries er aus, „so etwas kann einem auch nur hier wiedersahren!"

„Und hier nur Ihnen!" erlaubt' ich mir hinzuzusetzen und er lachtet

Bald, nachdem er genesen, reiste Randolt ab. Ich weiß nicht, wie es ihm weiter ergangen ist.

content-0070.png

content-0071.jpg

Das Fenster in der Wohnung.
Eine Studie zur Kunst im Hause.

von
Jacob von Falke,
- Wien. —

>Ieie Studie beschäftigt sich mit einer Frage, die eigentlich noch l niemals schristgemäß ausgeworsen worden: Wie soll man das Fenster behandeln, um es zu einem harmonirenden Theil einer ^künstlerischen und behaglichen Wohnung zu machen?

Die Frage trifft die innere Seite des Fensters. Für die äußere wüßte der Architekt wol Antwort zu geben, denn die Bildung des Fensters an den Außenseiten, seine deeorative Umrahmung und Bedeckung ist ja eine seiner hauptsächlichsten und sür jeden Stil charakteristischen Ausgaben. Die Fenster bedingen wie die Augen den Gesichtsausdruck der Fayade. Aber der Architekt begnügt sich auch damit. Hat er vielleicht noch das Prosil des Rahmens gezeichnet und sür den Verschluß gesorgt, so ist seine Arbeit geschehen. Der Schmuck der Innenseite gehört den Bewohnern und in zweiter Linie dem Tapezier. Für beide pslegt es keine Kunstsrage zu geben, sondern nur eine Frage der Mode, der Schablone.

Aber ist es denn nöthig, aus der Deeoration des Fensters aus der Innenseite, innerhalb der Wohnung, eine Frage der Kunst zu machen, eine Frage, die eine besondere und aussührliche Behandlung verdient? Wir sagen: erst recht. Ein höslicher Bauherr denkt sreilich vor Allem an sein Publikum da draußen; er weiß, daß die Leute aus der Gasse reden und sie das Recht dazu haben; er unterzieht sich daher der undankbaren Mühe, es ihnen recht zu machen, und sinnt aus eine glückliche Fahade, zu der denn auch die Fenster gehören. Allein der Bewohner als solcher hat sehr wenig davon: ihm kann der Schmuck der Außenseite gleichgültig sein, wenn er da drinnen gesund, behaglich, mit allem Comsort behauset ist. Will er aber auch noch schön wohnen, so wird ihm das Fenster zu einer brennenden Frage, deren Wichtigkeit, deren Schwierigkeit zugleich in jüngster Zeit mit der veränderten Geschmacksrichtung und einem verseinerten Kunstgefühl erheblich gesteigert ist.

Bis dahin machte sich die Bedeutung der Fenstersrage nicht so ausdringlich, wostür auch eine ganz natürliche Ursache vorhanden war. Die Wände unserer Wohnungen waren bis in die jüngste Zeit durchgängig licht, selbst weiß gehalten, oder wenn nicht geradezu licht, so doch ohne eine bestimmte und wirksame Farbe. Mit der hellen oder matten Wand machte die breite Lichtmasse des Fensters keinen so entschiedenen Gegensatz, daß sich ein "wesentlicher Mangel dem Auge ausgedrängt hätte. Zwischen der hellen Wand und dem hellen Fenster bildeten die weißen, klaren Spitzenvorhänge, die „Gardinen" von Norddeutschland, den ganz entsprechenden Uebergang, indem sie das grelle Licht dämpsten und die scharsen architektonischen Linien verhüllten oder überschnitten.

Das ist nun aber anders geworden. Unsere Wohnung hat heute rothe, blaue, grüne Wände, wenn auch meist in gebrochenen, doch in sehr satten, tiesen und dunklen Tönen, mit denen die gerade und schars begrenzte Lichtmasse des Fensters einen schneidenden Contrast bildet. Dieser Contrast muß versöhnt werden, was nur wiederum durch Farbe geschehen kann. Wie das zu machen ist, darin besteht eben die Ausgabe, das ist die Lösung der Frage.

Die Lösung begegnet aber, wie gesagt, einer Schwierigkeit, und diese besteht darin, daß uns die Farbe, sei sie nun im Vorhang oder als Glasmalerei angewendet, das Licht vermindert, das Zimmer verdunkelt. Das ist nicht immer ein Fehler, denn wenn unsere Damen heute in der Regel Ansangs der dunklen Wand und den dichten Vorhängen widerstreben und von der hellen Wand und den weißen Vorhängen nicht lassen wollen, so ist das in vielen, vielleicht in den meisten Fällen nur eine Sache der Gewohnheit: sie sind eben unter diesen ausgewachseu. Sobald sie aber nur eine kurze Zeit sich an jene gewöhnt haben, so hat sich ihr Sinn in das Gegentheil verkehrt: sie sinden das Dunkle heimlicher, gemüthlicher, vielleicht auch vornehmer, und sie haben keine Sehnsucht mehr, ich will nicht sagen, nach dem Lichte, sondern nach ihrer alten hellen, aber sarblosten Umgebung. Die Farbe hat ihren Zauber geübt und das weibliche Gemüth gesangen genommen.

Aber allerdings ist auch das Licht ein Factor in der Wohnung, mit dem wir, zumal in den engen und tiesen Straßen unserer großen Städte, bedachtsam und schonend umgehen müssen. Alle Farbe nützt uns nichts, wenn das Licht sie nicht erhellet und verklärt; sie ist stumps und matt und versehlt ihres Reizes. Wer draußen im offenen Lande wohnt, wem der volle Himmel breit und hell in seine Fenster scheint, der mag immerhin dem Lichte Zwang anthun, es beschränken und versperren: sür sein ästhetisches Ersorderniß wird ihm desselben genug übrig bleiben. Wer aber seine Behausung in enger Straße hat, wem nur ein Stücklein directes Himmelslicht aus seinen Fußboden sällt, oder der Arme, der in seiner Wohnung nur den Widerschein des Himmels genießt, der mag schon das Bißchen Licht, das ihm vergönnt ist, sorgsam zu Rathe halten und vor Verminderung behüten. Vorausgesetzt nämlich, daß er auch den Tag in diesen Räumen zubringt, denn wenn sie blos dem Abendgebrauche, der Gesellschaft bestimmt sind und eine künstliche Beleuchtung ersordern, so ist sreilich das directe Himmelslicht sür sie eine ganz gleichgültige Sache.

Wird somit die Bewahrung des Lichtes eine Frage, welche der Erfüllung unserer ästhetischen Ansorderungen Schwierigkeiten bereitet und in jedem Falle nicht unbeachtet gelassen werden kann, so gibt es auch noch einen zweiten Umstand, der uns bei strenger Durchsührung unserer ästhetischen Absichten in Verlegenheit setzt.

Der Mensch von heute hat sich daran gewöhnt, wenigstens als stiller Beobachter, ein Bißchen mit aus der Straße zu leben. Er bedars der Aussicht zur Unterhaltung, zur Besriedigung seiner Neugierde. Gewiß eine leicht verzeihliche Angewöhnung, zumal wenn man die bisherige Unreundlichkeit unserer Wohnungen bedenkt, der man ostmals gern den Rücken kehren mochte, um das Freie zu gewinnen. Es ist ja auch keine Sitte, die erst vom neunzehnten Jahrhundert datirt. Das Alterthum kannte sie sreilich nicht, und auch der Orient hat ihr meist immer entsagt. Aber der Bürger des Mittelalters rückte gerne sein Haus ein wenig um die Linie des Nachbarhauses hinaus, um in dem gewonnenen Vorsprung seitwärts ein Fensterchen anzubringen, das ihm gestattete, die Gasse hinabzusehen, oder er baute Lauben, Altane, Erker vor, die ihm Aussicht und Lust zugleich gewährten. Aristokratisch und vornehm ist das sreilich nicht. Als der Adel sich seine Paläste in den Residenzen baute, da suchte er vielmehr die einsamen Plätze, setzte das Gebäude von der Straße zurück statt vorzugehen, und schloß sich von ihr und all' ihrem Lärm und Getreibe durch eine hohe Mauer ab. Er selbst war gar nicht neugierig, aber ebenso wenig wollte er prosane Blicke von außen in sein Heiligthum gestatten.

In den meisten Fällen kann es auch dem heutigen Städtebewohner ziemlich gleichgültig sein, was aus der Straße vorgeht, wenn man nicht als Fremder kommt. Die Höhe der Häuser, die Enge der Gassen machen es ohnehin unbequem zu beobachten, was drunten in der Tiese sich ereignet. Zufriedenheit und Wohligkeit in seinen vier Wanden ist eine weit wichtigere Frage, und hat man diese Eigenschaft erreicht, so hat ohnehin das Bedürsniß, hinauszusehen und mit dem, was draußen ist, sich zu unterhalten, seinen Boden verloren. Im Gegentheil, viel wichtiger ist es, bei der Enge der Straße seinem Gegenüber den Blick zu versperren und keine Einsicht in das Mysterinm der eigenen Wohnung zu gestatten.

Macht uns in diesem Sinne die Bewahrung der Aussicht aus dem Fenster nicht viel Kummer, so ist es etwas Anderes, wenn die Wohnung eine sogenannte schöne Aussicht hat, wenn sie den Blick srei in die Ferne gestattet, wenn die Fenster aus einen blumigen Garten gehen, oder das Grün der Bäume sreundlich hereinwinkt. Das Alles ist ein wirklicher Reiz der Wohnung, den man nicht unmöglich machen dars, den man bewahren, selbst mitwirken lassen muß. Mit ihm muß die Deeoration rechnen, und wir werden auch unsererseits uns mit ihm abzusinden haben.

Diese in solchem Falle wohlberechtigte Rücksicht aus die Außenwelt läßt es auch nicht gleichgültig erscheinen, wie das Fenster vom Architekten aus angelegt ist. Wir können daher auch diese Frage nicht ganz übergehen, obwol unsere eigentliche Ausgabe sich aus die Deroration beziehen soll, einerseits aus die des Fensters selbst, d. h. des Glases, andererseits seiner Umgebung und Umrahmung. Es ist aber die architektonische Bildung des Fensters selbst auch sür die Kunst im Innern der Wohnung von Bedeutung. Es ist eben das Fenster die Lichtquelle, und ob das Licht zerstreut oder geschlossen, ans einer breiten Oessnung oder mehreren kleineren hereinsällt, ist ein Umstand, der sür die künstlerische Ausstattung einer Wohnung so wenig gleichgültig ist, wie sür den Maler bei seinem Bilde.

Die große Mehrzahl unserer Städtebewohner ist sreilich dieser Sorge und Rücksicht überhoben. Sie zieht in gemiethete Wohnungen ein, und diese sind durchgängig nach gewisser Schablone angelegt. In diesen müssen wir uns mit unseren ästhetischen Bedürfnissen einrichten und gar ostmals eigenen und eigenartigen Wünschen entsagen, denn die Schablone ist der Feind der Individualität. Indessen ist das anzustrebende Ideal des Lebens ja doch immer das eigene Haus, und zwar die alleinige Benutzung desselben ohne sremde Miether, wie es ja in England noch durchaus die Regel und gar vielsach auch in Deutschland der Fall ist. Für solche glückliche Sterbliche, die in der Lage sind, ihre Behausung von innen heraus aus dem wohlverstandenen Bedürsniß und nicht unter dem Zwange einer willkürlich als Künstlerphantasie ersonnenen Fahade zu schaffen, sür diese vorzugsweise sind einige Bemerkungen in Bezug aus das Licht gemeint. Ist die Schablone im eigenen Hause gebrochen, haben sich andere Ansichten geltend gemacht, so wird auch das Miethhaus solgen müssen.

Für gewöhnlich — wir sehen von Festgemächern ab — enthalten unsere Wohnzimmer je zwei Fenster an einer und derselben Wand, mit mehr oder minder Regelmäßigkeit angelegt. Das hat den Vortheil, an der Zwischenwand einen Spiegel in vollkommen zweckgemäßer Weise anbringen zu können. Aber dieser Vortheil ist auch der einzige und ist noch dazu ein sehr zweiselhafter, denn in Wirklichkeit ist der Spiegel im Wohnzimmer ein überflüssiges Stück Möbel, da man doch weder im Salon noch im Speisezimmer Toilette machen wird. Im Uebrigen hat jene Anordnung mit zwei Fenstern an derselben Wand nur Nachtheile: sie zerschneidet die Wand in kleine Abschnitte und verdirbt dadurch den Stellraum, an dem wir ohnehin, Dank der Uebersülle von Thüren in unserer modernen Wohnung, keinen Uebersluß besitzen. Wir denken an bequeme Communication nach allen Ecken und Enden, machen aber damit alle Zimmer zn Durchgangsräumen, in denen es überall an behaglichen, stillen, ungestörten Sitz- und Rückzugsplätzen sehl. Das zweisache Fenster zerstreut serner das Licht und macht den Eindruck des Zimmers unruhig. Ist Einheit des Lichts eine Hauptbedingung sür ein Bild, so ist es nicht anders mit dem Zimmer, das eben wie ein Bild betrachtet sein will.

Diese erwünschte Einheit des Lichts ist aber von vornherein durch den Architekten leicht zu schaffen: er braucht nur die zwei Fenster an einander zu rücken und so ein gekuppeltes Fenster zu machen oder überhaupt ein größeres, wie er es auch bilden will, statt der zwei kleineren, die, jedes sür sich allein, nicht hinreichend waren, ein Wohnzimmer zu erhellen. Vielleicht macht ihm diese Anordnung einige Schwierigkeit in der Symmetrie und den Verhältnissen seiner Fahade. Das ist seine Sache. Bedürsen wir derselben sür die Behaglichkeit und Schönheit des Innern — und wer gewohnt ist, in einem solchen Zimmer zu leben, wird es kaum anders haben wollen — so wird er sich unseren Wünschen sügen und seine Ausgabe in entsprechender Weise lösen müssen.

Die Beleuchtung mit einem größeren oder gekuppelten Fenster ist ja auch, zumal im Villenbau, nichts Ungewöhnliches mehr. Sie ist sogar geeignet, selbst dem Aeußeren des Hauses einen malerischen Reiz zu geben, besonders wenn sie in Verbindung mit erkerartigem Ausbau austritt. Auch diese architektonische Form, der Erker und seine verwandten Erscheinungen, obwol zunächst aus den Genuß der Aussicht oder die Beobachtung der Straße berechnet, ist sür die künstlerische Bildung des Inneren von Bedeutung. Der Erker gibt.Abwechslung in den Bau des Zimmers, welche sich mitunter, wenn man es versteht, auch vortrefflich zur Deeoration verwerthen läßt; er schafft bei schönem Wetter einen lustigen, behaglichen, hellen Sitz, wo man die ersten Frühlingstage wie im Freien genießen mag, wenn man des Winters müde ist nnd aus dem dumpsen Zimmer sich hinaussehnt. Aber der Erker bringt auch Zug und Kälte und manche Unbehaglichkeit, weshalb die Schwärmerei sür ihn nur eine bedingte Berechtigung hat. In der städtischen Winterwohnung, in der engen Straße hat er kaum Sinn und Verstand. Dagegen ist er aus dem Lande, wo er Aussicht bietet, oder dort, wo er überhaupt so etwas wie das Gefühl der sreifen Lust gewährt, durchaus wohl angebracht. Das haben die Engländer von heute sehr wohl begriffen. Nirgends sieht man den Erker oder den erkerartigen Ausbau des Fensters sd^winäow) in dem eigentlich städtischen, doch so behaglich eingerichteten Hause, dagegen gibt es kaum ein Landhaus, das aus kunstlerische Gestaltung Anspruch macht und nicht in irgend einer Weise mit solchem Vorbau versehen wäre. Kein Stil ist davon ausgeschlossen. Der englische Architekt ist ersinderisch darin. Die Formen, die er dem bü^niuão^ zu geben versteht, sind sehr mannigsach; der kleine, bescheidene Erker in deutscher Art genügt ihm nicht; meist baut er die ganze Fensterwand oder den größten Theil derselben eckig oder im Bogen heraus. Iedoch ist er nicht willkürlich darin, wenn anders er rationell versährt; er bedenkt das Wetter und die Himmelsgegend, Wind und Sonne, Lust und Aussicht, und legt dieses Fenster nur da an, wo es dem Bewohner wirklichen Genuß gewährt.

Den Erker oder an seiner Stelle den Raum, der sich durch den Durchbruch des Fensters in der Tiese der dicken Schloß- und Palastmanern bildete, verstanden unsere Vorsahren vortrefflich zu benützen. Er war im Sommer der Lieblingsvlatz der Damen, die, viel gelangweilt, aus der einsamen Burg hausend, von hier aus die Blicke in die Ferne, in das Thal hinabschweisen ließen, um sich mit dem Wenigen, was sich in Wald und Flur oder aus der Heerstraße ereignete, die Zeit zu vertreiben. Hier ruhen noch heute die Orientalinnen, aus Divans ausgestreckt, vor den engen, zierlich gearbeiteten Holzgittern, ungesehen, aber selbst im Stande zu beobachten, was draußen vorgeht. Hier lauschte die Spanierin, und lauscht vielleicht noch, den Klängen der Serenade, die der verliebte Anbeter, gehüllt in seinen Mantel, gedrückt in die dunkle Mauernische, ihr bereitet. Hier saß das deutsche Bürgermädchen emsig am Spinnrad, nur ausblickend, um den Gruß eines Vorübergehenden zu empfangen, oder das Mütterchen, dem die Augen trübe worden, mit dem Gebetbuch in der Hand.

Aus der alten Bnrg oder wo die Dicke der Mauern es zuließ, waren Erker und Feusterraum nach rückwärts, nach dem Zimmer zu, durch Vorhänge abgesperrt und so gewissermaßen selbst zu einem Zimmerchen, zu einem heimlichen Rückzugswinkel gemacht. Ost war der Fußboden um eine oder zwei Stusen erhöht; an den beiden Seitenwänden besanden sich gemauerte oder hölzerne Sitze, mit Kissen belegt, mit bunten Rücklaken darüber; in der Mitte stand auch wol ein Tischchen zu stiller Arbeit, zum vertrauten Zwiegespräch, zum Spiel und zum Trunk selbander. Glasgemälde und Blumen, die hier am besten gediehen, gaben sarbigen Reiz und so etwas wie poetischen Schimmer dem kleinen Raume.

Das Alles läßt sich auch heute erreichen und erzielen, vorausgesetzt, daß wir eineu solchen Winkel in der Wohnung antreffen oder ihn zu schaffen vermögen. Aber man muß auch wissen, wo man ihn anzubringen und wie man ihn zu schmücken hat. Sonst kann er, wie schon angedeutet worden, sehr lästig werden und physisches und psychisches Unbehagen schaffen statt Reiz und Wohligkeit.

Der Erker und die Fensternische haben uns ein wenig abgesührt von dem Thema, von dem wir ausgingen, nämlich von der Einheit des Lichtes als einer, wenn nicht gerade gesordneten, doch aus ästhetischem Gesichtspunkt sehr erwünschten Eigenschast des Wohnzimmers. Selbstverständlich wird man in großen Räumen, in Sälen und Hallen, davon abzugehen haben, wie man es um so leichter überall dort zu thun vermag, wo es sich mehr um wechselnden und zeitweiligen Gebrauch, als um einen ruhigen und dauernden Ausenthalt handelt. Liegt das Gemach an der Ecke und ist es aus beiden Seiten vom Garten oder der schönen Natur umgeben, so daß man diese mitwirken läßt und man sich der Aussicht ersreuen will, so wird auch gegen das Seitensenster nichts einzuwenden sein, obwol Schönheit und Wohnlichkeit im Innern durchaus nicht dadurch erhöht werden. Wie ost sieht man es, daß der Architekt seiner Symmetrie wegen nach der Seite Fenster angebracht hat, die vom Bewohner im Innern wieder vermauert oder verdeckt worden. Aber ist dieses Seitensenster erträglich, unter Umständen selbst erwünscht, so ist es geradezu unangenehm und ebenso unkünstlerisch, wenn sich, wie das z. B. bei Nürnberger Landhäusern des 17. und 18. Jahrhunderts oder unserer Zeit ganz gewöhnlich ist, Fenster

aus zwei einander gegenüberstehenden Seiten des Zimmers besinden. Man glaubt in der Laterne zu wohnen; alle Schatten siud ausgehoben und eine künstlerische Wirkung ist undenkbar.

Es ist demnach auch sür den Bewohner die Anlage des Fensters, sein Platz, seine Größenverhältnisse eine keineswegs gleichgültige Sache, und wenn er in der Lage ist, von vornherein daraus Einfluß nehmen zu können, so sind der Gründe genug zur ernstlichsten Erwägung, selbst ans die Gesahr eines Consliets mit seinem Architekten. Aber diese Freiheit des Handelns ist der seltnere Fall. Für gewöhnlich bleibt uns nichts übrig, als die Fenster zu nehmen wie sie sind, und in der Deeoration mit ihnen, österreichisch zu reden, einen Ausgleich einzugehen. Doch auch da noch haben wir hinlänglich Spielraum, Gutes und Ersreuliches zu leisten, wenn wir den Muth haben, uns über die Schablone hinwegzusetzen und unsere Ideen in Aussührung zu bringen, Die historische Redesreiheit der „Leute aus der Straße" reicht nicht mehr bis hieher, und wir haben es nur mit dem Urtheil wohlwollender Freunde zu thun.

Die Fortschritte der Glassabrikation in der Herstellung großer Scheiben haben nach und nach alle innere, eonstruetive Zeichnung des Fensters beseitigt. Früher gab es nur kleine Scheiben, die durch irgend ein Mittel gehalten und verbunden werden mußten. Das von Alters herkömmliche Recht dazu hatte die Bleisassung. Da sich nun eine Menge schwarzer Linien ergab, so war man selbstverständlich bemüht, sie in eine gewisse künstlerische Ordnung zu bringen und mehr oder minder eomplieirte geometrische Muster aus ihnen zu bilden, ungesähr wie sie der Orientale vor Zeiten seiner Ornamentation zu Grunde legte. Das gab denn allein schon sür sich eine Zeichnung, eine Art Deeoration, auch ohne daß Farbe hinzuzutreten brauchte. Heute geschieht gerade das Gegentheil. Nach den Prineipien des „Master Vorwärts" besteht das Ideal eines Fensters in einer einzigen Spiegelscheibe, oder, sollte diese zu kostbar und sür Oessnung und Lüftung, sür welche Master Vorwärts glücklicher Weise auch noch schwärmt, zu schwer beweglich sein, wenigstens aus zweien oder dreien. Letztere sind dann so geordnet, daß ein Querbalken ein oberes Drittheil abschneidet, die unteren zwei der Oeffnung wegen senkrecht getheilt sind, eine Eintheilung, welche etwas von Galgenphysiognomie hat. In England ist bekanntlich Halbirung die Sitte, so daß sich zur Oeffnung die untere Hälste nach oben, die obere nach unten schiebt.

Aus diese Weise ist das Fenster eine einzige große, schars abgegrenzte, jeder Brechung, jeder Deeoration entbehrende Lichtmasse geworden. Das mag das Ideal sein, wenn es sich lediglich um die Helligkeit oder um die Bewunderung der technischen Fortschritte unserer Industrie handelt. Allein wir sind so sreï, auch ästhetische Bedürfnisse zu haben, und sind so verstockt, daß wir zu ihren Gunsten selbst Sünden wider den heiligen Geist unserer Zeit begehen und aus seine modernen Wunder sretwillig Verzicht leisten. Wir sühlen, daß die grelle Lichtmasse unseren Augen wehe thut, wir haben die Empsindung, wenn wir Fußboden und Plasond deeorirt und mit reichem Schmucke rings die Wände behängt sehen, daß uns hier eine leere Fläche anstarrt, ein unausgefülltes Loch in unserem Bilde. Wir sehnen uns daher nach einem Etwas, das vielmehr die Helligkeit dämpst, den Contrast mildert und löset und das Fenster als ein harmonisches Glied in die Gesamtmtdeeoration einsügt. Dazu aber müssen wir entweder dem Prineip des Master Vorwärts entsagen und das Fenster selbst deeoriren, oder, wollen wir die großen Spiegelscheiben und unsere gewöhnliche moderne Anordnung mit Querhölzern beibehalten, das Uebel auszugleichen trachten. Im ersteren Falle werden wir zur Glasmalerei geführt, im zweiten bilden Vorhänge das Mittel unserer Kunst.

Unsere Vorsahren kannten aber noch eine andere Art der Verglasung, welche deeorativ gewissermaßen den Uebergnng zur Glasmalerei bildet, daher wir zuvor davon reden wollen. Ich meine die sogenannten Butzenscheiben, davon sich wol heute noch mancherlei in veralteten Gebäuden, in vernachlässigten Räumen erhalten hat. Diese kleinen, runden Scheiben sind ein auseinander geslossener Klumpen Glases, der nach dem Rande zu sich verdünnt. Die Entstehung läßt eine gewisse Größe nicht überschreiten und macht eine Verbleinnng von gegebenem, einsachem Muster nothwendig. Ein höchst primitives Versahren, eine höchst unvollkommene Art der Verglasung, wenn man sie mit unseren Spiegelscheiben vergleicht! Keineswegs sarblos, wenn nicht gerade trübe und undurchsichtig, doch den Blick nach außen verhindernd, wie kann man sie nur zusammenstellen wollen mit der Reinheit, Helle und Durchsichtigkeit unseres krystallinen Glases! Sie erscheinen wie der Ansang einer Industrie, die es endlich langen Weges so herrlich weit gebracht hat.

Und doch, vergessen, verachtet, wie sie waren, werden sie heute nicht blos als Gegenstände des Alterthums gesucht und gesammelt, sondern auch wieder verwendet und neu sabrieirt, Sie sinden Nachsrage, und diejenigen, welche sie verwenden — Sonderlinge, gewiß! — sind nicht gerade solche Leute, die sich durch Mangel an Bildung und Unverstand in künstlerischen Dingen auszeichnen. Wer aber eine Weile hinter solchen Butzenscheiben gelebt hat und dabei ein Bißchen Gesühl sür die Reize von Licht und Farbe besitzt, der begreist auch die Freude an ihnen. Freilich, aus die Außenwelt muß man verzichten, wenn man nicht das Fenster össnet, und muß die Sinne nach innen kehren, in seine vier Wände hinein. Wenn aber der Sonnenstrahl durch diese Butzen slimmert, und mit seinen milden, sansten, gebrochenen Lichtern aus der sarbigen Umgebung, aus dem Teppich, aus den Möbeln, aus der geschmückten Wand und all den Kunstgegenständen und den lieben Siebensachen, mit denen man sein Zimmer anfüllt, herumspielt, dann vergißt man ob dieser immer neuen Reize in seiner nächsten Nähe, in seinem eigenen Heim, nur zu gerne das, was den Blick nach außen lockt.

Es sind daher diese Butzenscheiben eine besonders günstige Art der Verglasung in jenen Räumen, in denen man absichtlich sich von der Außenwelt abwendet, in denen man bei sich Einkehr hält, ohne doch des künstlerischen Reizes entbehren zu wollen. Das gilt also zunächst vom Studir- und Arbeitszimmer, wo sie alles Storende und Zerstreuende deu Blicken entziehen, aber das Licht nicht wesentlich vermindern. Sie geben dem stillen Orte das Gesühl der Abgeschlossenheit, aber auch der Freundlichkeit und Behaglichkeit,

Will man zu den Reizen des spielenden, aber milden Lichtes, welches die Butzenscheiben gewähren, noch den der Farbe hinzustügen, so ist das in verschiedener Weise leicht und mit Vortheil zu bewerkstelligen, sei es, daß man Glasgemälde, sei es, daß man nur sarbige Täselchen in dieser oder jener Vertheilung mit ihnen verbindet. Will man andererseits sich noch die Aussicht retten, so mag man nur den oberen Theil mit den Butzen ausfüllen oder das ganze Fenster damit umrahmen und die Mitte hell und durchsichtig lassen; man wird auch so noch wenigstens einen Theil der Schönheit nnd des Genusses haben, salls man überhaupt sür die leise Wirkung solcher Reize ein empsängliches Gemüth besitzt.

Was die Verglasung mit den Butzenscheiben leistet, das gewährt in weit höherem Grade die Glasmalerei. Sie schließt das grelle gähnende Loch in der Mauer und bildet den Uebergang von Deeoration zu Deeoration; sie sügt den spielenden Lichtern die Farbe hinzu und setzt selbst ein Bild an die Stelle der Leere; sie schafft so etwas wie Poesie im Gemache, entrückt es der Alltäglichkeit, gibt ihm Weihe, Wärme und Leben zugleich; an sich reizvoll, in Harmonie mit ihrer Umgebung, gießt sie

Noid und Lud, I, 2, 15

über das ganze Gemach und seinen mannigsachen Inhalt den verklärenden Schimmer.

Und trotz dieser Vorzüge hat die Glasmalerei so völlig aus der Welt, aus Haus und Kirche verschwinden können! Man entsernte sie von ihren Stätten, man ließ die Werkstätten eingehen und vergaß selbst die Tradition der Technik, daß man sie in unseren Tagen sast hat wieder ersinden müssen. Aber jede Kunst ist dem Gesetze der Natur unterworfen: der höchsten Blüthezeit solgt der Versall und der Untergang, um einstens eine Auserstehung zu erleben. Und diese Auserstehung scheint heute eingetreten zu sein.

Die Glasmalerei hatte im sünszehnten Jahrhundert, also gegen den Ausgang des Mittelalters, wenn nicht ihre stilgerechteste Art, doch ihre größte Leistungssähigkeit erreicht. An Glanz und Mannigsaltigkeit der Farben, an Kunst der Darstellung übertras sie die romanische Periode, deren Grenzen, die sich innerhalb einer musivischen Kunst hielten, sie weit überschritten hatte. Sie wetteiserte in natürlicher Darstellung und Composition mit der Wand- und Taselmalerei und statt zu deeoriren, statt ein Schmuck zu sein, der sich in die Harmonie eines Raumes einsügt, malte sie Bilder, selbständige Kunstwerke. Damit aber, ihre eigenen Grenzen überschreitend, betrat sie selbst die erste Stuse des Versalls. Nun kam die Resormation, welche sich dem Bilderschmuck der Kirche seindlich zeigte, die Glasgemälde aus ihr verdrängte und sie in das Haus verwies. Aber hier sehltten ihr die großen Ausgaben nnd die mächtigen Flächen, und so sank sie herab nnd wnrde aus der großen historischen Kunst, die sie geworden war, eine Miniatnrkunst, eine deeorative Kunst im kleinen Stil. Zugleich aber erhob sich, ein Kind des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die eigentliche Glasindustrie und ersüllte das Begehren der Zeit nach „mehr Licht", das in den engen Straßen der alten Städte nur zu begreislich war. Ganze Häusersronten wurden zu Glasenstern, nur soviel Balkeu- nnd Mauerwerk übrig lassend, als zur Stütze nöthig war. Eine Zeit lang wurden noch Wappen und kleine Bildchen in das helle Fenster eingesetzt oder angehängt. Mit dem achtzehnten Jahrhundert war auch das vorbei. Niemand verlangte mehr nach Glasgemälden, nach sarbigen Fenstern, und bei den lichten, verblaßten Farben nnd dem Grau der Wände und der Decke, wie sie herrschend wurden, war auch gar keine Ursache vorhanden.

Wir kehren aber heute zur Farbe zurück und sühlen ganz solgerichtig — es mußte so kommen — die Farblosigkeit unserer Feuster. Wir stehen aber zugleich noch nnter dem Banne der Vergangenheit: wir wollen der Helligkeit nicht entsagen und süchten uns vor Verdunkelung unserer Räume, ein Standpunkt, der, wie schon oben angedeutet worden, unter Umständen gewiß seine Berechtigung hat. Die Kirche hat ihn bereits überwunden oder eigentlich sich niemals viel darum bekümmert.

Es ist die Kirche gewesen, welche heute in Wiedererweckung der Glasmalerei voransgegaugen ist. Sie ist es, welche die Werkstätten wieder gegründet hat und immer reichlicher beschäftigt. Wo nur die Mittel zu sarbiger oder künstlerischer Verglasung ausreichen, da erscheint es bei neuen Kirchen sast als die Regel. Aber im Gegensatz hat unser Wohnhaus bisher sort und sort der erneuerten Sitte widerstrebt. Der Kunstreund, der Liebhaber des Alterthums hat wol solche Ueberreste alter Kunst an seine Fenster gehängt oder in dieselben eingesetzt, manches Ritterschloß, manche restaurirte Burg hat desgleichen gethau, der Besitzer auch wol Wappen und Embleme von neuer Arbeit inmitteu vou Butzenscheiben oder kleinen, verbleiten Scheiben in der Trinkstube oder im Rittersaale anbringen lassen. Aber solche Fälle, obwol sie sich mehren, sind die Ausnahme. Das städtische Haus hat sich bis heute gänzlich abweisend dagegen verhalten. Und doch wird auch dieses, wenn es überhaupt nicht dem Schmucke entsagt, die Glasmalerei in seine Decoration annehmen müssen. Unseres Erachtens ist das kaum noch eine Frage der Zeit, sondern nur eine Frage des Wie? eine Frage des Ausgleichs mit den anderen Faectoren im Punkte der Helligkeit und der Aussicht.

Lassen wir Helligkeit nnd Aussicht einstweilen ganz aus dem Spiele und sragen wir zunächst: wie haben wir die Glasmalerei oder die sarbige Verglasung zu halten, nm sie mit den deeorativen Ansorderungen der Wohnung in Einklang zu bringen?

Wir erinnern uns dessen, was oben bereits gesagt worden, daß die Farbe aus den Fenstern nöthig ist, die helle Lichtmasse zu brechen und einen Uebergang zu der übrigen Kunst, zu den übrigen sarbigen Flächen zu bilden, welche das Zimmer allseitig begrenzen. Die Ausgabe also besteht in einer Decoration, nicht in einem Bilde, ein höchst beachtenswerther und nur zu häusig übersehener Unterschied. Das Ziel ist der Farbenreiz, nicht eine sigürliche oder landschaftliche Darstellung. Der Farbenreiz braucht die sigürliche Darstellung nicht, aber er schließt sie auch keineswegs aus. Sie kann den Werth der Malerei au dieser Stelle erhöhen, aber als Ziel steht sie immer in zweiter Linie.

Wenn das der Fall ist, so ist leicht zu entscheiden, welche von den zwei Methoden sigürlicher Glasmalerei, die in der Geschichte derselben ausgetreten sind und sich auch heute gegenüber stehen, in der Wohnung die richtige ist. Die eine ist die mosaikartige, welche das Bild ans einsarbig gehaltenen Glasstücken zusammensetzt und mit Schwarz die innere Zeichnung und Modellirung angibt, daher sie auch wesentlich Flächeumalerei ist. Dies ist die ältere Art. Die andere trachtet, wie das Bild, die Natur in möglichster Realität mit durchgesührter Modellirung und Nuaneirung der Farbentöne zu erreichen; sie gibt verschiedene Farben aus einer Glastasel und kennt in der Composition keine Schranken. Da sie Bild- und Naturähnlichkeit anstrebt, so setzt sie das deeorative Ziel aus deu Augen und erreicht gewöhnlich auch nicht den Effect der ersteren Art. Es kann daher keine Frage sein, daß diese musivische Art der Glasmalerei wie in den Kirchen so auch im Hause die richtige ist, was nicht ausschließt, daß man auch mit der anderen sehr schöne und dankbare Esseete erzielen kann.

Wenn das Bild als solches nicht ausgeschlossen, aber doch als Nebensache erscheint, so konnte man annehmen, daß nur eine Anzahl verschiedener sarbiger Gläser, in gewissen geometrischen Mustern zusammengestellt, das deeorative Ziel erreichen lasse. Das ist auch ganz richtig, wenn man die nöthige Mäßigung obwalten läßt; nur ist dabei ein Umstand wohl zu beachten. Selbstverständlich müssen die Farben in Harmonie stehen, aber das genügt nicht. Es ist auch die Art der Gläser zu beachten. Der Kenner weiß, daß die gewöhnlichen gesärbten Gläser oder Glasscheiben sehr verschieden sind von den alten. Während die modernen, wenn das Licht, zumal das Sonnenlicht durch sie hindurch sällt, einen grellen Schein ergeben, erscheinen die alten, die technisch vielleicht unvollkommener sind, eben darum nicht minder ties in der Farbe, aber milde und ruhig. Sie scheintt nur sarbig, aber wersen keine grelle Farbe aus den Boden und die Gegenstände. Es sind darum sür eine rein deeorative Verwerthung in unserer Wohnung, soll sie sich innerhalb künstlerischer Schranken halten, nur die alten Gläser brauchbar oder diejenigen, die heute nach ihrer Art und ihrem Muster gemacht werden. Da der Unterschied längst erkannt und von den Architekten stets betont worden, so sind die modernen Glassabriken, welche sür die Kirchen arbeiten, schon seit Jahren aus die Herstellung solcher Gläser bedacht gewesen. Sie sind daher unschwer zu erhalten.

Sind wir mit dem Prineiv und dem Material im Reinen, so sragt es sich weiter, in welcher Höhe und Stärke wir die Wirkung der sarbigen Fenster in unserer Wohnung zu halten haben. Hier tritt nun sosort das Bedürsniß nach größerer oder geringerer Helligkeit mitbestimmend ein und sührt das entscheidende Wort. Denn es ist klar, wenn wir das Fenster in tiesen und satten Tönen halten, so wird eine gewisse Verdunkelung des Zimmers nicht zu vermeiden sein. Können wir davon absehen, ist das Gemach lichtumslossen oder sein Gebrauch der Art, daß eine größere oder geringere Helligkeit gleichgültig erscheint, so wird sich die sarbige Haltung des Fensters nach der Haltung der übrigen Decoration zu richten haben. Ist diese sehr sarbig in tiesen Tönen, steht das Fenster in einer dunkelbraunen oder gar schwarz getäselten Wand, aber milde und ruhig. Sie entsprechende Tiese und Sättigung verlangen. Denn nicht um den Gegensatz handelt es sich, sondern um die Harmonie, Die Harmonie beruhigt, der Gegensatz verschärst die Wirkung. Ie sarbiger und dunkler also Fußboden, Wand und Plasond gehalten sind, nm so sarbiger und tieser muß auch das Fenster sein, wobei sich natürlich von selber versteht, daß die Farben gut zusammenstimmen und gut vertheilt sind, daß sie neben einander keine grellen Contraste oder Mißklänge geben.

Nun sind wir aber selten in diesem Falle, daß uns das Maß des Lichtes eine gleichgültige Zache ist. Wir brauchen in der Stadt eine gewisse Helligkeit und wollen uns, wenn möglich, sogar die Aussicht retten. Wir müssen also Coneessionen machen aus Kosten des Prineips. Glücklicherweise ist die Glasmalerei oder das sarbige Glas an sich von so eminenter Wirkung, daß es schon in bescheidener, und in sehr bescheidener Anwendung wenigstens annähernd unserer Absicht entspricht. Wir können also von unseren prineipiellen Forderungen herabgehen und werden der Glasmalerei immer noch Gutes zu danken haben.

Muster gibt es auch dafür in alter Zeit. Als die Renaissance mit der Glasmalerei des Mittelalters brach, verwars sie dieselbe nicht sosort und ganz, sondern mäßigte sie in ihrer Wirkung. Statt der tiesen, gesättigten Farben nahm sie leichte, slimmernde Töne, mischte sie in geometrischen Mustern mit hellen Scheiben und sügte kleine Bildchen, zum Theil nur wie in Grau gehalten, sowie Wappen und anderes zierlich hinein. Diese Art gemalter Fenster ist nach dem Muster derer, die sich noch in der Certosa bei Pavia besinden, vom Architekten Ferstel im Stiegenhanse des österreichischen Museums zu Wien, einem sarbig und reich geschmückten Ranme, mit glücklichster Wirkung imitirt und verwendet worden. Wie hier, so wäre sie in Speise- und Wohngemächern durchaus anwendbar. Von zarter, flimmernder Wirkung, hell und durchsichtig, daß sie selbst Aussicht gestattet, nimmt sie unwesentlich vom Licht und gewährt der Phantasie des Künstlers Freiheit und Gelegenheit zu anmuthigen Ersindungen.

Diese Art Fenster lassen sich nun leicht reicher und einsacher, vollständiger oder unvollständiger aussühen. Man kann so das ganze Fenster in kunstgerechter Zeichnung deeoriren oder sich aus Umrahmung und ein Mittelbildchen beschränken, so daß die größere Fläche hell und durchsichtig bleibt. In dieser Weise sind Licht und Aussicht vollstäudig gerettet, und doch ist immer noch eine sarbige Wirkung vorhanden, welche dem Gemach Weihe und Stimmung verleiht. Wir haben also damit eine Möglichkeit der sarbigen Fensterdecoration, die völlig kunstgerecht ist und sich mit allen unseren Gewohnheiten, mit allen modernen Wünschen und Forderungen verträgt.

Das Alles aber, wird man einwenden, ist doch nur dann möglich, wenn man im eigenen Hause lebt und sich nach Belieben und aus die Dauer einrichten kann. Der „Hausherr" wird nicht so lebenswürdig sein, seinem Miether auch noch sarbige Decoration in die Fenster einzusetzen, und der Miether kann dergleichen Fenster doch nicht als Möbel betrachten, mit denen er von Wohnung zu Wohnung wandert. Das ist leider richtig. Wer aber zu solchem periodischen Wanderleben gezwungen ist, der kann wenigstens dem Beispiel des Kunstreundes und Sammlers solgen nnd kleinere Glasgemälde an sein Fenster hängen. Es ist sreilich eine unvollkommene Art, ein unzulänglicher Ersatz sür das, was eigentlich gesehen sollte, immerhin thnt es seine guten Dienste, Wer einmal den Versuch gemacht und sein Ange an diesen Fensterschmuck gewohnt hat, der wird ihn nicht mehr missen wollen. Der Reiz der wenigen Farbe, vom Sonnenlicht erleuchtet, ist wie die Wirknug eines Edelsteins; das ganze Fenster ist davon verklärt.

Vor der Hand sreilich ist auch das nur wie ein srommer Wunsch, denn wo soll man auch diesen, im Verhältniß bescheidenen Schmuck sich verschaffen? Alterthümer zu kausen ist nicht Iedermanns Sache, auch würde die Zahl der erhaltenen oder käuslichen alten Glasgemälde nicht ausreichen, sollte die Frage darnach mit der Sitte allgemein werden. Die vorhandenen Anstalten sür Glasmalerei haben bisher sast einzig die Kirchen im Ange gehabt, und wenn sie einmal irgendwo den Rittersaal eines Schlosses zu schmücken hatten, so war das seltene Ausnahme. An das eigentliche Wohnhaus hat bis dahin Niemand gedacht. Unter diesen Umständen ist es Pslicht und Vergnügen, von solchen Bestrebungen Nachricht zu geben nnd zugleich die Quelle des Bezuges nachzuweisen. Allen Architekten und Malern, die es mit dem Bau und der Decoration von Kirchen zu thun haben, ist die Glasmalereianstalt von Neuhauser in Innsbruck längst bekannt. Seit Kurzem aber hat der jetzige Leiter Dr. Iele seine Bemühungen auch dem Wohnhause zugewendet und ist bemüht, in der von uns angegebenen Weise auch ihm den reizvollen Schmuck zu verschaffen. Seine Bilder, entweder Wappen nnd sonst mehr ornamentale Gegenstände in mnsivischer Art, die aus der Ferne wirken, oder kleine zierliche Darstellungen in Art der Schweizer Glasgemälde des sechszehnten Jahrhunderts, ersüllen auch vollkommen ihren Zweck. Iele steht unseres Wissens mit diesen Bemühungen heute noch vereinzelt und sindet vielleicht nicht einmal die Anerkennung dafür. Aber sie kann nicht ausbleiben, und andere Anstalten werden zweisellos seinem Beispiel solgen, denn, wie die Dinge gehen, wird auch dieser Schmuck, mindestens innerhalb gewisser Grenzen, in das Haus wieder zurückkehren.

Hatten wir in Bezug aus die Glasgemälde noch die Frage des Ob? zu besprechen nnd sür ihre Wiedereinsührung in die Wohnung als einen Wunsch das Wort zu sühren, so handelt es sich in Bezug aus die Vorhänge oder die ganze stoffliche und textile Decoration der Fenster nur um das Wie? Denn diese Decoration oder dieser Verschuß der Thürund Fensteröffnungen hat vielleicht so lange wie diese selbst existirt, so lange als das Hans sich aus dem primitivsten Zustand des blos schützenden Obdachs erhoben hatte. Aber das Wie? ist in der That auch heute eine Frage geworden, eine Frage von größter Bedeutung sür die Kunst im Hause, seitdem der alte Geschmack in das Wanken gekommen und die bisherige Schablone nicht mehr genügt.

Die Ausgabe, welche heute die Vorhänge in der Wohnung zu ersüllen haben, ist keine andere als diejenige, welche wir der Glasmalerei gestellt haben. Sie sollen den harten Gegensatz der Wand und der grellen Lichtmasse mildern, die scharsen architektonischen Linien verhüllen, sie sollen das Licht dämpfen und durch ihre Farbe die Gesamtdecoration des Zimmers, die hier eine Lücke bietet, ergänzen und sertig machen, Sie sind also aus ästhetischem Gesichtspunkte eine Nothwendigkeit, der mau sich nur dann entziehen kann, wenn die Fenster mit Glasgemälden gesüllt sind. Glasmalerei und Vorhänge schließen sich nicht aus, sie sind sogar sehr wohl zu verbinden, zumal wenn die erstere unvollständig ist, aber sie können auch eines das andere entbehrlch machen.

In alter Zeit, im Mittelalter, war der deeorative Zweck der Vorhänge, der bei uns weitaus in die erste Linie tritt, nur ein seeundärer. Damals, da die Fenster in den Wohnungen noch selten mit Glas geschlossen waren nnd an ihrer Stelle ein anderes unvollkommenes Material der Lust und der Kälte nur allzu sehr den Durchgang ließ, häusig nur hölzerne Klappen die Oessnungen schlossen, damals waren dichte Vorhänge eine Nothwendigkeit, sich besser gegen Zug und Kälte zu schützen. Man schloß auch, wie schon oben erwähnt, aus den Burgeu die Erker und Fensternischen in den dicken Mauern mit ihnen ab, um traulich heimliche Plätze zu haben, die auch wol bei der Gemeinsamkeit des Lebens in einem einzigen großen Gemach den Damen zur Toilette dienten. Aus solchen Gründen, da der Nutzen vorwaltete, war auch die Art der Besestigung oder Anwendung in jener Zeit eine sehr einsache und rationelle. Der Zweck war, die ganze Fensterörsnung oder die ganze Nische möglichst vollständig, gewissermaßen lustdicht, zu verschließen Die vor den Nischen ausgespannten Vorhänge oder Teppiche mußten also aus den Boden ausstoßen, sie mußten die ganze Oessnung aussüllen und leicht beweglich sein, um wegen des Lichtes zurückgenommen werden zu können. Zu diesem Zweck hingen sie oben an einer horizontalen, drehbaren Stange, mit der sie nach links oder rechts an die Wand zur Seite zurückgeschlagen wurden. Diese Art der Besestigung ersorderte wegen der Drehung ziemlich viel Raum und war daher nicht überall in bequemer Weise anwendbar. Man hatte daher auch die zweite Art, sie oben in beweglichen Ringen an einer Stange hängen zu lassen, wodurch man sie leicht zur Seite ziehen konnte, oder auch nach beiden Seiten, wenn der Vorhang aus zwei Theilen bestand. Man künstelte und suchte weder mit dem Schnitt noch mit den Falten; letztere sielen einsach und gerade herab, wenn anders die Fülle des Stoffes es erlaubte. Einen Ueberhang, der den oberen Theil der Vorhänge bedeckte, hat wol erst das sechszehnte Jahrhundert eingesührt; sein Schmuck bestand in Stickerei, in kürzeren oder längeren Fransen und

Quasten, immer aber war er einsach, gerade, horizontal abgeschnitten, nicht in jenen widernatürlichen Linien, wie es zu unserer Zeit die Mode war und ist. Ebenso wenig war ein gekünsteltes Karnies vorhanden, das wir erst der Zopszeit zu verdanken haben, um es selber noch zopsiger zu gestalten.

Wir wollen die Formengeschichte der Vorhänge hier nicht weiter versolgen, sondern nur den Gegensatz angeben, in welchen wir heute zu jener alten Art gerathen sind. Mit dem Verlust des nützlichen Zweckes haben wir die Freiheit erhalten, nach Belieben an ihnen herumzumodeln, und wir haben das mit größter Willkür, um nicht zu sagen, mit größter Sinnlosigkeit gethan, seitdem in der Zopszeit die naturgemäßen Prineipien in der praktischen Aesthetik zu Grunde gegangen waren. Wir machen aus der einsachen Stange, die den Vorhang zu tragen hat, eine überkünstliche Architektur, wir schweissen dieses Karnies in krummen Linien, vergolden und überladen es mit Schmuck oder pressen es gar aus Blech; wir schneiden den Ueberhang in so widersinnige herzsörmige, gezackte, gelappte Schnörkel, die ebenso unschön als der Natnr des gewebten Stosses zuwider sind; wir schassen wie künstliche Linien so auch künstliche Falten, und hängen den Stoff in weitem Wurs um die Stange, wie man Segel zum Trocknen aushängt; wir sassen unten, wogegen an sich nichts zu sagen ist, rechts und links den Vorhang zusammen, und halten ihn hier mit ost wundersam erdachten Haltern. Nehmen wir noch die Lambreauns in gleichsalls gelapptem oder gezacktem Ausschnitt hinzu, so haben wir hier ein ganzes Conglomerat von Sünden wider den Geist der Kunst, wider die Natur der Dinge. Und das war und ist Stolz und Freude unserer Tapezierer und Deeoratenre, gerade der Theil ihrer Kunst, an den sie am meisten Sinnen und Denken verwenden.

Man sieht leicht, was noth thut. Man muß vor Allem sormell zur alten Einsachheit und Naturgemäßeit zurückkehren und allen diesen Künsteleien und verschnörkeltem Wesen entsagen. Brauchen wir Muster und Autoritäten, was sür die Rückkehr zur Natur gar nicht einmal nothwendig ist, so werden wir in den Bildern des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts — und Manches ist noch im Original erhalten — Beispiele genug sinden, die sür uns vollkommen anwendbar sind und allen wohlverstandenen ästhetischen Ansorderungen entsprechen. Die Besestigung mit beweglichen Ringen oben an einer Stange, so daß die Vorhänge rechts und links mühelos zurückgezogen, Abends aber, um das schwarze Loch des Fensters ganz mit Farbe zu verhüllen, wieder zugezogen werden können, das dürfte sür unseren Gebrauch die beste Art sein. Ein Ueberhang ist nicht nothwendig, doch trägt er ost zur Verschönerung bei und macht reicheren Eindruck, zumal wenn er mit langen Fransen verziert ist. Man vermeide aber den künstlichen Schnitt desselben und sürchte sich nicht vor der geraden Linie. Schnüre, da oben angebracht, sind unnatürlich, denn sie können doch nur den Sinn haben, daß man mit ihnen etwas zusammen- oder auseinanderziehen soll, wenn auch nur zum Scheine; da sie aber zu hoch hängen, um mit der Hand erreichbar zu sein, so wirken sie, wenn man sie nach ihrem Zwecke sragt, nur lächerlich. Dagegen sind Schnüre mit Quasten die beste Art, den Stoff unten seitwärts zusammenzusassen, jedensalls unvergleichlich besser als die Arme von vergoldetem Blech, welche ohnehin wol gänzlich aus dem Gebrauche gekommen sind.

Die Einsachheit in Schnitt, Form und Besestigungsart der Vorhänge ist um so nothwendiger, je mehr diese den Berns haben, auch durch ihre Farbe zu wirken. Im Bürgerhause haben sie sreilich schon längere Zeit diesen Berus verloren gehabt, und auch das vornehme Haus hat aus die weißen Spitzenvorhänge mehr Werth gelegt, als sie verdienen. Diese Art der Vorhänge hat im neunzehnten Jahrhundert die größte Rolle in der Fensterverzierung gespielt, aber, wenn nicht ihre Stunde geschlagen hat, so gehen sie heute doch einer Veränderung entgegen.

Seien sie nun als dünner Stoff, wie es srüher war, oder spitzenartig durchsichtig gewebt, so kamen sie einem ästhetischen Bedürfnisse des neunzehnten Jahrhunderts entgegen, demjenigen nämlich nach möglichster Helligkeit. Sie vertrugen sich ganz gut mit der hellen Wand, nahmen möglichst wenig vom eindringenden Licht hinweg und verwehrtten doch der Außenwelt die neugierigen Blicke in das Innere. Dafür aber gewährten sie, als Zierde des Zimmers betrachtet, auch gar keinen Vortheil, wenigstens nicht mehr, sobald nur im Geringsten die Farbe wieder im Zimmer zu herrschen begann. Als die Maschine sich vervollkommnete, suchte man dem

Uebel abzuhehlen, indem man diese Spitzenvorhänge mit Blumen und Ornamenten verzierte, die zu Gärten, Landschaften, Architekturen und sigürlichen Seenen heranwuchsen, aber man erreichte nicht damit, was noth that, denn es war immer nur eine Deeoration weiß aus weiß, und man brauchte Farbe. Unsere deutsche Art, diese Spitzenvorhänge zu verwenden, zerstörte ohnehin die gute Absicht, denn, saltig zu beiden Seiten zusammengesäßt, machten sie aus der kunstvollen Zeichnung nur ein Zerrbild.

Es war und ist diese eomplieirte und anspruchsvolle Deeoration auch wol mehr aus die sranzösische Art des Gebrauchs berechnet, welche die Spitzenvorhänge mit dunklen, sarbigen in der Art verbindet, daß diese letzteren die eigentliche Fensterumkleidung bilden, zwischen ihnen aber ein einziger Spitzenvorhang, in gerader Fläche herabhängend, die Lichtöffnung verschließt. Man sieht, diese sranzösische Art, welche auch über das ganze Europa im vornehmeren Hause Verbreitung gesunden hat, sragt sehr wenig nach Aussicht und Helligkeit. In der That herrscht auch gewöhnlich in den also deeorirten Salons mehr eine Art Dämmerlicht, welches behaglicher Conversation durchaus nicht abträglich ist. In England dagegen hängt man zwei Spitzenvorhänge hinter die dunklen stofflichen, so daß diese von jenen wie mit Spitzen umsäumt erscheinen. Wir unsererseits, wenn wir nicht den sranzösischen oder englischen Sitten folgen, begnügen uns besten Falls, einen sarbigen Ueberhang hinzuzusügen.

In jenen beiden Fällen sieht man das Bedürfniß nach Farbe vorwiegen und den Spitzenvorhang ans die Bedeutung einer Nebensache zurückdrängen. Allein der Spitzenvorhang hat noch einen Vortheil, der ihm wenigstens das Bürgerhaus einstweilen sichert, und das ist seine unvergleichliche Billigkeit. Kanu man ihn sarbig machen, ohne diesen Vorzug der Billigkeit viel zu schädigen, so macht man ihn verwendbar auch in der sarbig deeorirten Wohnung und sichert ihm eine neue Periode der Existenz. Waren die Franzosen nicht die ersten, die dieses Bedürfniß erkannt haben, so haben sie doch zuerst mit ihrem Spitzenvorhange Farbe verbunden, indem sie Figuren und großgeschwungene Ornamente in Roth und anderen Farben applieirten oder in breiter Manier ausstickten. Sie erreichten damit sür sich einigermaßen ihren Zweck. Aber hat diese Art den Nachtheil, den Stoff bedeutend zu vertheueru, so ist sie sür uns auch unbrauchbar, weil wir dnrch die Faltung das bedeutungsvolle Muster barbarisch zerstören würden. Wir können nur ein bedeutungsloses, rein deeoratives Ornament gebrauchen. Die schöne Zeichnung desselben ist natürlich nicht ausgeschlossen. Geschieht das in richtiger Weise, wie wir Wiener Beispiele von nenester Fabrikation mit rothen applieirten Ornamenten aus einem gelblich gehaltenen, ganz einsachen Netzsond gesehen haben, so ist die Wirkung völlig angemessen. Wir erreichen den gewünschten Zweck, sarbige Deeoration, wo wir Farbe brauchen, ohne die Helligkeit im Zimmer zu vermindern. Immer aber bleibt der Uebelstand einer sehr beträchtlichen Verthenerung,

Auch dieser Uebelstand läßt sich vermeiden, allerdings durch einen etwas kühnen Versuch. Wozu halten wir denn überhaupt an der weißen Farbe sest, wenn wir sie nicht mehr brauchen können, wenn sie unserem gegenwärtigen Bedürfniß nach Deeoration nicht mehr entspricht? Wir wollen uns nur eine gewisse Helligkeit bewahren. Also tauchen wir unsere Spitzenvorhänge in haltbare Farbe, und die Ausgabe ist gelöst. Es hat uns ost gewundert, daß dies uicht längst geschehen ist. Wir haben den Versuch mit einem einsach gemusterten Spitzenvorhang gemacht, der in Türkischroth echt gesärbt worden, und haben die Wirkung vollkommen gut und entsprechend gesunden. Es muß sreilich die Deeoration des Zimmers danach sein, daß sie die kräftige Farbe vertragen kann, die übrigens von dem durchsallenden Lichte, dem sie keine großen Flächen bietet, bedeutend gemildert wird. Was mit dieser Farbe, ließe sich auch mit anderen machen, vorausgesetzt, daß sie die Wäsche vertragen können. Denn, obwol die gesärbten Vorhänge natürlich weniger den Staub zeigen und weniger sür den Schmutz empänglich sind, also auch weniger der Wäsche bedürsen, so werden sie doch um ihrer Art und ihres Stoffes willen derselben nicht ganz entgegen können.

Wer nicht in der Lage ist, sich der Spitzenvorhänge bedienen zu müssen, kann ihrer zu einer künstlerischen Deeoration seines Fensters völlig entbehren. Ia, er thut besser, aus sie keine Rücksicht zu nehmen und sich an die sestesten und sarbigen Stoffe allein zu halten. Hier aber treten ihm andere Schwierigkeiten entgegen. Er hat Stoff, Farbe und Verzierngsart zugleich zu berücksichtigen.

Mit dem Stoffe wird er am Leichtesten in das Reine kommen, denn hier ist der Charakter des Zimmers, der Charakter der übrigen Ausstattung so entscheidend, daß die Wahl nicht schwer sallen kann, da es sich immer nur um den leichten oder den schweren, den glänzenden oder den ernsten Stoff handelt. Schwieriger schon ist die Farbe, bei der wir einstweilen von ihrer weiteren Verzierung absehen wollen. Natürlich lassen sich auch hier keine bestimmten Regeln ausstellen, da Alles aus den eonereten Fall ankommt. Die Vorhänge müssen zu Wand und Möbel stimmen, sind also von deren Farbe abhängig. Es kann sich dabei nur die Frage erheben, welche öster ausgeworsen wird, ob man Vorhänge und Möbelüberzüge von derselben Farbe und demselben Stoffe nehmen und dieselbe Farbe selbst aus die Wände ausdehnen, oder sie vielmehr in einen gewissen Gegensatz stellen soll. Wir unsererseits reden dem letzteren Versa hren das Wort, nicht blos um der Einsarbigkeit und Langweiligkeit zu entgehen, sondern weil der Grund in der Sache selbst liegt. Es sind eben verschiedene Dinge, die ihr eigenes Recht haben, die sich von einander abheben, aber sür das Auge nicht in Eins zusammengehen sollen. Man wird sich aber andererseits hüten müssen, die verschiedenen Farben sür Wand, Vorhang und Möbel nicht in schroffem oder hartem Contrast zu wählen, selbst wenn sie harmoniren oder wissenschaftlich zusammenstimmen. Ein solcher Contrast thut nie gut, es sei denn, daß man es aus Pracht und starke Wirkung abgesehen hat. In der Wohnung aber, in welcher es aus Behaglichkeit ankommt, nimmt er das Gesühl der Ruhe.

Die weitere Frage sür den Vorhang ist nun die, ob einsarbig oder verziert? Man wird jedensalls mit den einsarbigen Vorhängen seltener sehlgehen. Von schwerem Stoffe nnd dunkler Farbe machen sie ernsten und vornehmen Eindruck und haben doch dnrch ihre Falten Leben genug, um nicht einsörmig zu scheinen, zumal wenn sich längerer Fransenbesatz hinzugesellt. Andererseits sind sie wiederum durch die breite, ungebrochene Farbenmasse, wenn sie zur Umgebung in Gegensatz tritt, zu großer Wirkung geeignet; diese vermag gut, aber auch roh und brutal zu sein, wenn die Wahl eine verkehrte, der Gegensatz ein zu greller ist. Dann ist das Uebel, das geschieht, nnr um so ärger.

So gut und so vortheilhast sich also der einsarbige Stoff unter Umständen verwenden läßt, so hat er doch nicht allein Berechtigung. Jedes nach seiner Art, Besitzt er die Fähigkeit, verschiedenen Absichten zu entsprechen, so ist das mit dem verzierten, dem bunten Gewebe noch in höherem Grade der Fall, denn seine Verschiedenartigkeit, sein Reichthum ist größer. Er vermag allen Stimmungen gerecht zu werden, alle Forderungen zu erfüllen, die der Einsachheit und Bescheidenheit wie diejenige anspruchsvoller Pracht, diejenige der Leichtigkeit wie der Gediegenheit, der Heiterkeit wie des Ernstes, der Gemüthlichkeit und Behaglichkeit wie des Glanzes und des Reichthums.

Die Fabrikation hat sich von jeher bemüht, in Gemäßheit des Zeitstils allen diesen Ansorderungen zu entsprechen. Heute treiben wir noch dazu alle Stilarten, und die wechselnde Mode schafft immer Neues und Neues hinzu. So mag uns die Fülle des Vorhandenen wahrlich in Verlegenheit setzen. Die Frage nach dem Stil nützt uns wenig, da unsere Wohnung selten stilgerecht, am wenigsten in einem bestimmten historischen Stile eingerichtet ist, andererseits auch die Motive der Vergangenheit häusig ganz verkehrt aus den Vorhang- und Möbelstoffen angewendet sind.

Durch diese bunte Mannigsaltigkeit hindurch sür alle Fälle die rechten Wege zu weisen, ist mit wenigen Worten nicht möglich. Wir verzichten daraus und beschränken uns aus einige Bemerkungen allgemeinerer Art, die als Grundlage eigener Beobachtungen dienen mögen. Sie betreffen die Zeichnung, denn was die sarbige Haltung betrifft, so steht sie in so engem Zusammenhange mit der übrigen Ausstattung des Zimmers, ist so von derselben bedingt, daß mau ohne diese nicht über sie bestimmen kann.

Vor Allem dars nie vergessen werden, daß die Vorhänge, wenigstens nach unserer Art, dazu bestimmt sind, in Falten gelegt zu werden. Ihre Musterung muß also die Faltung vertragen können. Dadurch verbieten sich von selbst gewisse kunstreiche Compositionen, großgeschwungene, über die ganze Fläche sich verbreitende Muster, deren Schönheit im Schwung der Linien besteht, vor Allem aber sigürliche Seenerien. In dieseu Fehler versallen sranzösische Gewebe sehr häusig. Wozu nutzt der Auswand von Kunst, wenn das, woraus der Werth gelegt ist, nur in gebrochener, zerstörter Weise zur Erscheinung kommt? Im Gegensatz empsehlen sich als allgemein gültig am meisten diejenigen Stoffe, in welchen die Zeichnung des Musters anspruchsloser ist, so daß es sich gewissermaßen nur um die Mehrsarbigkeit oder die Abtönung der Farbe aus der großen Fläche handelt. Dieses ist im Wesentlichen das orientalische Prineip, das mit seinen Mustern und seiner Art bereits vielsach Eingang, wie in unsere Teppiche, so auch in unsere Vorhänge gesundeu hat.

Zwischen beiden Ornamentationsweisen liegen aber noch andere Arten, die auch zum Theil ihre Bedenken erregen. Dahin gehört das großblumige, naturalistische Tapetenmüster, das sich auch aus den Vorhängen breit machte. Zwar von den besseren und kostbareren Geweben ist es heute so ziemlich verschwunden, aber in Boudoirs und im Schlaszimmer, denen es gerade um ruhige und zarte Wirkung zu thun ware, setzt es aus den leichteren bedruckten Stossen seine Sünden wider den guten Geschmack noch immer in lärmender Weise sort. Wir wollen keineswegs Blumenmotive verbannt wissen, denn sie sind doch am besten geeignet, uns den blumigen Eindruck zu machen, den wir so ost wünschen und gebrauchen können, aber nirgends dürfen sie in roher Gestalt erscheinen, sondern geordnet von der Hand der Kunst und unterworfen den Zwecken der Kunst. Ie leichter aber die Stoffe selbst sind, um so leichter und graziöser muß auch ihre Blumen- und Rankenverzierung gehalten sein. Bei jener Art der naturalistischen großblumigen Muster ist das Resultat, wenn der Vorhang am Fenster hängt, nur ein Wirrml von Farben, gebrochenen Formen und Linien.

Eine andere Art, die auch ihre Bedenken erregt, sind die gestreisten Stoffe. Sie standen vor wenigen Iahren vielleicht mehr in Mode als heute, sind aber keineswegs so ausgestorben, noch werden sie es so bald, um nicht mit einigen Worten ihre Art in's Klare zu stellen. Es scheint durchaus angemessen und richtig zu sein, wenn die Vorhänge, da sie doch hängende, herabsallende Stoffe sind, ihre Richtung also von oben nach unten geht, wenn sie diese Richtung betonen und sich mit senkrechten Streisen verzieren. Man sieht auch viele und in der Farbenzusmmenstellung sehr hübsche Muster dieser Art, aber dennoch lehrt uns der Augenschein, daß diese Verzierungsweise nicht günstig ist. Sind die Vorhänge ausgebreitet, z. B. des Abends, so gibt es der senkrechten Streisen zu viele und die Deeoration erscheint unangenehm, gerade wie das Gleiche aus der Wand mit den senkrecht gestreisten Tapeten der Fall ist, die niemals günstig wirken. Zieht man die Vorhänge nach der Seite zusammen, so verwandeln sich die senkrechten Streisen in schiese, und auch da ist der Effect unglücklich.

Besser ist die Wirkung der horizontalen Streisen, trotzdem sie mit der Hauptrichtung der Vorhänge in die Quere gehen. Es muß sreilich das Muster nicht so sein, daß von oben bis unten abwechselnd contrastirende Streisen die ganze Fläche ersüllen. Was wir im Sinne haben, sind orientalisirende Stoffe, mit ursprünglich spanischen Mustern, bei denen eine und dieselbe Grundsarbe in gewissen Abständen von breiten horizontalen Streisen durchbrochen ist, welche Streisen aber wieder aus verschiedenen bunten Farben in sehr kleiner, zum Theil geschachter Musterung bestehen. Die in den letzten zehn bis zwanzig Iahren vielgebrauchte Art wird Iedermann bekannt sein. Die Streisen geben nur ein leichtes buntes Farbenspiel und behalten trotz der Faltung die horizontalen Hauptlinien und damit ihre Ruhe, so daß diese Vorhänge wohl geeignet sind, unter Umständen eine ausgezeichnete und künstlerische Wirkung zu machen.

"In allen bisherigen Fällen handelte es sich mehr nm die Deeoration der ganzen Fläche. Es läßt sich aber auch die Form des Vorhanges als solche berücksichtigen und die Ornamentation danach emnponiren. Dieses geschieht z. B., wenn eine schmalere Borte an den Langseiten herabläust, während eine sehr breite den Fuß bildet, eine dritte etwa dort eintritt, wo die Schnüre den Vorhang zur Seite binden, eine vierte aber den Ueberhang, salls er vorhanden ist, begleitet. Die ganze Fläche mag alsdann einsarbig unverziert gehalten, oder mit einem stilisirten Muster, wozu sich besonders die mittelalterlichen Flächenmuster eigueu, in regelmäßiger Vertheilung überstreut werden. Dieses Motiv, vielleicht das am meisten künstlerische Versahren von allen, haben die Orientalen, insbesondere aber die Indier, mit ihren seidenen, in Gold und Silber brochirten Stossen zu höchstem Glanze entsaltet.

Wir werden zwar selten in der Lage sein, von dieser indischen Pracht, der höchsten vielleicht, die in der Deeoration des Fensters erdacht werden kann, Gebrauch zu machen, allein die Art selbst ist eine so dankbare und so sreie zugleich, daß sie dem Künstler die Gelegenheit zu einer Fülle der reizvollsten und zugleich kunstgerechtesten Erfindungen gewährt. Seiner Phantasie steht hier ein weites Feld ossen, was übrigens mit allen anderen Arten der Deeoration des Fensters, von denen im Verlause dieses Aussatzes die Rede geweseu, nicht minder der Fall ist. Denn nicht nm Beschränkung war es uns zu thun, um Einengung des künstlerischen Ge bietes, sondern vielmehr um eine Erweiterung desselben, nur allerdings in der richtigen Weise, ans gesetzmäßigen und vom guten Geschmack erlaubten Wegen.

Was vom Künstler gilt, das sei auch vom Bewohner gesagt, der ja in den seltensten Fällen sich des Rathes eines Künstlers bedienen kann und zumeist in der Lage ist, selbst zu handeln, wenn er sich nicht der Schablone des Tapezierers unterwersen will. Wir sreuen uns allemal, wenn wir sehen, daß er sich von der Schablone besreit hat und daß seine Wohnung einen individuellen Charakter trägt, der sein eigen ist. Ihn darin zu unterstützen, ihm Muth zu machen, den eigenen Weg zu gehen und ihn dabei vor Irrthümern zu bewahren, das war vor Allem in diesen Erörterungen unsere Absicht, Sie erstrecken sich nur aus einen Theil der Wohnung, einen Theil der Deeoration, aber einen höchst bedeutungsvollen, > der uns künstlerisch ebenso wichtig ist, sei es, daß er des Tages das von außen hereinsallende Licht den Zwecken der Kunst dienstbar macht, oder daß er Abends bei künstlicher Beleuchtung die schwarze Stelle des Fensters mit sarbigem Verschlusse harmonisch verhüllt. —

content-0074.png

content-0075.jpg

Gm srommer Angriff aus die heutige Wissenschaft.

von

^arl Vogt,
— Gens, —

!!at es überhaupt jemals Perioden in der Geschichte der Menschheit gegeben, wo Wissenschaft und Glaube in Frieden nebeneinander lebten, ohne sich zu bekämpfen? Ich habe mir manchmal diese Frage gestellt, bin aber im Ganzen genommen stets wieder aus dieselbe Antwort hingewiesen worden, nämlich daß eine solche Periode, wenn sie überhaupt je existirte, in das leider untergegangene Lemurien zurückversetzt werden müsse, in jene Zeit, wo die Häckel'schen Alalen stumm aus den Bäumen umherkletterten und zu den Früchten, welche ihnen die tropischen Wälder in Fülle lieserten, auch zuioeiln ein Ei oder ein Nestvögelchen zur Bethätigung ihrer sleischsresserischen Tendenz verspeisten. Seitdem aber Lemurien sich, wie der Nautilus des Capitains Nemo in Iules Verne's „Wnndersamer Insel", aus den Boden des Meeres versenkt und das sprechende Menschengeschlecht mühsam aus seinen Hintersüßen humpelnd sich über die Erde verbreitet hat, tobt der Streit, bald hestig wie in Fieberansällen, bald wie eine schleichende, chronische Krankheit ohne Ende sort. Er tritt natürlich um so mehr in den Vordergrund, je mehr die Zeiten dazu angethan sind, die Gegensätze in den beiden seindlichen Lagern selbst scharser auszuprägen nnd zu vertiesen. Was Wunders also, wenn er jetzt wieder mit neuer Krast auslodert!

Constatiren wir zuerst, daß die Wissenschaft in den meisten Fällen der angegriffene Theil ist, der sich seiner Haut wehren muß, um nicht gänzlich übermannt zu werden. Daß ein gut gesührter Vertheidigungskrieg einzelne Offensivstöße nicht ausschließt, wird jeder Einsichtige zugestehen müssen und es wäre wahrlich thöricht, uns dieses Mittels nicht bedienen zu wollen und es dem Gegner zu überlassen, den Kampsplatz auszuwählen nach seinem Gutdünken.

Daß wir Natursorscher ganz besonders sriedsertige Leute seien, wollen wir gar nicht behaupten. Diese Friedsertigkeit wäre auch kaum am Platze, denn unsere Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, das ja den Friedsertigen allein angehört, ist nicht so übermächtig, um uns darüber alles Andere vergessen zu machen. Aber wir verlangen doch nur, daß man uns gewähren läßt, wie wir es am Zweckmäßigsten sinden; daß man uns selbst darüber entscheiden läßt, was wir ersorschen und in welcher Weise wir die Wahrheiten ergründen wollen, welche die Zielpunkte unseres Strebeus sind, und daß man uns endlich die Freiheit läßt, das Gesundene und Gedachte in solcher Weise darzustellen, daß auch Andere es verstehen und begreisen können. Das Parlament des sogenannten „tollen Iahres" hatte das in seinem Entwurse einer, nicht in allen Theilen verwerslichen Versassung kurz und bündig mit den Worten ausgedrückt: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist srei — aber wer erinnert sich heute noch an solche unpraktische Träumereien? Iedensalls ist der sreien Wissenschaft seit dem 11. August des vorigen Iahres in England ein Maulkorb angelegt worden, der nichts zu wünschen übrig läßt und bei dessen Anwendung die Handschellen und Danmenschraubeu nicht vergessen wurden. Wie das gekommen, mag hier um so mehr erzählt werden, als es Zeit ist, hohe Zeit, sich der Agitation entgegen zu stemmen, die von England aus jetzt wieder aus den Continent zurückzuspringen droht, nachdem sie dort ihren ersten Ursprung genommen. Iohn Bull an und stür sich wäre nicht sehr gefährlich, aber wenn sich seine Schwägerin, die alte Iungser Miß Threadneedle Snob mit ihren Schoßhündchen und Hauskatzen in die Sache mischt, so können die Dinge sehr unangenehm werden. Denn sie haben Geld, heidenmäßig viel Geld, diese alten Iungsern und ihr Gesolge von Augendrehern, Gottesträppelern und srommen Reverends aller möglicher Seeten hat Zeit und Spürkrast genug, um überall umher zu schnüßeln und dem gottseligen Gruseln, dessen die guten Leute nicht entbehren können, stets neue Nahrung zu verschaffen. Früher wurden die Gläubigen nur mit den eigenen Qualen im Fegseuer und in der Holle geschreckt — jetzt erhält man sie in heilsamem Iammergesühl durch die Ausmalung der sürchterlichen Torturen, welche gottlose Prossessoren an den thierischen Freunden der Menschheit, an den lieben Hündlein und den sansten Kätzchen ausüben.

Doch zur Sache. Es handelt sich um einen Sturmlaus gegen Methoden der Untersuchung, welche ganz besonders der Physiologie, dann aber einer Menge anderer Wissenschaftszweige unumgänglich uöthig sind. Die Versuche und namentlich die operativen Eingriffe an lebenden Thieren stehen als Angriffsobject im Vordergrunde — aber hinter den Vivisectionen sollen auch alle experimentellen Untersuchungen verpönt werden, welche überhaupt lebeuden Thieren Schmerz oder nur Unlust verursachen.

Was heißt Physiologie? Die Lehre von den Erscheinungen des Lebens, von den Functionen der einzelnen Organe des Körpers. Was ist die Physiologie? Die Grundlage alles Wissens vom Leben des Organismus. Nur wenn man die Functionen des lebenden, gesunden Körpers aus das Genaueste kennt, kann man sich auch eine Vorstellung von den Bedingungen machen, welche nöthig sind, um dieses Leben zu erhalten und zu sördern, um die Schädlichkeiten abzuwehren, die es bedrohen und die Wirkungen dieser Schädlichkeiten zu bekämpfen, sobald sie Störungen der Functionen veranlassen. Freilich ist dies in den Augen der Frömmler nur eine höchst geringe und unbedeutende Ausgabe ^A handelt es sich ja doch nur um den Sündenklumpen, Körper genannt, und um den Ausenthalt in diesem irdischen Iammerthal, das Ieder wünschen muß, so bald als möglich mit dem himmlischen Freudensaal zu vertauschen!

Die Physiologie beruht aus der Anatomie, aus der Kenntniß der Gestaltung des Körpers und seiner einzelnen Organe, sowie der kleinsten Formelemente, welche dieselben zusammensetzen. Mit richtigem Verständniß dieses Verhältnisses hat man auch schon zu wiederholten Malen begonnen, das praktische Studinm der Anatomie, das Seeiren von menschlichen Leichen, wenn nicht zu verbieten, doch so viel als möglich zu hintertreiben. Kann man dasjenige, was man an dem Seeirtische lernt, nicht noch weit besser an Zeichnungen und Modellen studiren? Geschwind also! Gründen wir Gesellschaften und Vereine, welche die Leichen unbekannter Verstorbener aus ihre Kosten begraben und sie so den Rohheiten der Anatomen, der Prossessoren und Studenten entziehen! Aber es wollte nicht recht damit stecken. Hie und da hatte mau zwar recht vielversprechende Ansänge gemacht, allein der Racker von Staat wollte von seinen Vorurtheilen nicht lassen, verlangte sür die medieinische Staatsprüfung die Herstellung eines anatomischen Präparates, baute Anatomieen und sorgte auch dafür, daß dieselben gehöriges Material zu ihren Uebungen erhielten. Und dann sehlte ein Hauptmoment: das gruselnde Mitleid! Der Leiche thut es nicht weh, wenn sie zerschnitten und zerlegt wird und die angehenden Aerzte haben ohnehin schon meistens den Fuß ausgehoben, um dem Teusel, der sie aus dem Rücken umherschleppt, aus der Hotte zu hüpsen.

Es ist nicht nöthig, hier des Weitläusigeren auseinander zu setzen, daß die physiologischen Untersuchungen nicht nur in engster Beziehung zu den gesammten medieinischen Wissenschaften stehen, sondern auch Schritt sür Schritt ihr Gebiet ausdehnen mußten, um sich mit dem Leben des gesammten Volkes sowol wie jedes Einzelnen zu beschäftigen. Iedes organische Wesen will leben und in dem Kampse um das Dasein obsiegen. Um diese Zwecke der Physiologie handelt es sich indessen noch nicht; keiner der Stürmenden möchte die Resultate missen, welche die Wissenschaft des Lebens erobert hat; aber die Methoden, durch welche man zu

Noid nnd Lud, I, 2, 16

diesen Resultaten gelangt, sind ihnen ein Greuel. Die Frucht würde ihnen schon schmecken, aber von der Art und Weise, wie diese Frucht gepflanzt, gezogen und gepslückt wird, wollen sie nichts wissen. Unschuldige Thiere werden gemartert, unschuldiges Blut vergossen — der Frevel schreit zum Himmel!

Entkleiden wir die Frage dieser Gestühlsduselei, die gänzlich bei Seite gelassen wird, sobald es sich um den eigenen Vortheil handelt. Nehmen wir sür den Augenblick an, alle Physiologen seien Ungeheuer, moralische Troppmanns, die nur am Massenmord ganzer Hundesamilien ihr Vergnügen haben (ein Reverend hat wirklich diese Vergleichnna, zwischen einem bekannten Prossessor der Physiologie und dem Meuchler vou Pantin angestellt) und stellen wir, nachdem wir den gebührenden Schauer über unsere Seele haben ziehen lassen, den Popanz einstweilen in die Ecke, nm ihn bei passender Gelegenheit wieder hervorzuholen.

Ie weiter wir in den exaeten Wissenschaften vorwärts schreiten, desto mehr tritt die praktische Thätigkeit, der Versuch, in den Vordergrund, während die theoretische Betrachtung und Lehre mehr und mehr zurücktritt. Wohin wir schauau, werden Laboratorien und Institute zu praktischen Arbeiten gebaut, weil man mehr und mehr begreist, daß zum Verständuiß der Natur und ihrer Erscheinungen die Kathederlehre nicht genügt, sondern daß man Hand angelegt haben muß, um eindringen zu können in die Fragen, welche uns vorgelegt werden. Der Physiker, der Chemiker, der Geologe, der Botaniker, der Zoologe können sich nicht mehr, wie es im Mittelalter wol möglich war, mit der Kenntniß der Leistungen Anderer und der Aussassung der äußeren Erscheinnngen begnügen; die Beobachtung dessen, was die Natur ihuen vorsührt in mannigsacher Verwicklung, kann nur einen Theil der Fragen beantworten, welche ihnen vorliegen; sie müssen durch den Versuch die einzelnen Kräste zu isoliren, ihre Wirkungen zu analysiren und die störenden Nebueinwirkungen zu beseitigen suchen.

Wenn aber die Physiologie das Leben und seine Functionen untersuchen und keuneu lehren soll, so muß sie auch selbstverständlich sich an das Leben selbst wenden und da, wo ihr dieses Leben nur die Resnltrate einer zahllosen Menge einander durchkreuzender Ursachen und Wirkungen entgegen hält, muß sie durch den Versuch eine jede der thätigen Kräfte zu isoliren suchen, um ihre speeielleu Wirkungen an und sür sich kennen zu lernen.

Es ist wahr, daß eine Menge von Beobachtungen und Versuchen von dem Beobachter theils an sich selbst, theils an Anderen oder an Thieren angestellt werden können, ohne daß den Objecten dieser Untersuchungen auch nur das geringste Unbehagen verursacht wird. Es kann nur einem Narren einsallen, eine Untersuchung über die Farbenempfindung des Anges z. B. damit zu beginnen, daß er einem Hunde ein Auge

ausschält. Wer solchen Studien sich hingibt, experimentirt an sich selbst, so lange es der Zustand seiner Augen erlaubt, und wenn ihm diese, was schon manchmal vorgekommen ist, den Dienst versagen, so weiß er eisrige Schüler zu gewinnen, die seine Versuche controliren und an sich selbst weiter sühren. Damit hat es also gute Wege', Helmholtz steckt seine Resonatoren nicht einem Hunde, sondern sich selbst in das Ohr, wenn er den Begleitton eines Instrumentes von dem Hauptton unterscheiden will, und Maren hütet sich wohl, dem Vogel, dessen Flug er mit seinen sinnreichen Instrumenten studiren will, um die Gesetze des Fluges selbst zu ergründen, auch nur das geringste Leid zuzustügen, welches das Flugvermogen schwächen oder ganz ausheben könnte.

Nicht minder richtig ist es auch, daß eine Menge von Untersuchungen an eben getödteten Thieren oder an Theilen vorgenommen werden können, die zwar von dem Körper losgelöst sind, die aber die ganze Energie ihrer Functionen erhalten haben und längere Zeit erhalten. Welche unendliche Reihe von Versuchen ist nicht mittelst des theilweise enthäuteten Froschschenkels angestellt worden, dessen Nerv seine Reizbarkeit Tage lang bewahrt und bei der Reizung durch den leisesten galvanischen Strom eine Zuckung der Muskeln veranlaßt, zu welchen der Nerv sich begibt! Das Herz des Frosches, aus dem Körper entfernt, pulsirt noch so lange sort, daß der verstorbene Czermak in Leipzig mittelst Projecteion durch einen Beleuchtungsapparat seine Bewegungen einem Auditorinm von tausend Personen demonstriben und vor Augen sühren konnte. Glaubt man, daß die Forscher, welche sich mit Untersuchungen in dieser Richtung beschäftigen, deren Resultate dadurch eompromittiren werden, daß sie den lebenden Frosch anwenden? Sie würden einen Fehlgriff begehen, vor dem sie sich hüten werden, denn umsonst arbeiten und aus sreien Stücken Fehlerquellen schaffen, denen man aus dem Wege gehen kann, ist die Sache eines Thoren, nicht aber die eines überlegenden, aus ein vorgestecktes Ziel hin arbeitenden Forschers.

Der Eine wählt diese, der Andere jene Richtung seiner Forschungen. Die Fragen, welche die Einzelnen sich stellen, deren Beantwortung ihnen theils aus dem praktischen Bedürfnisse, theils aus ihren eigenen Studien und der Kenntniß des Standes der Wissenschaft als wünschenswerth erscheint, sind so mannigsaltig, so verschieden unter sich, daß Iedem Raum gegeben ist, sich sein eigenes Feld zu wählen und diejenigen Methoden der Untersuchung zu bestimmen, die ihm geeignet erscheinen, um der Lösung seiner Ausgabe näher zu treten.

Nun gibt es eine Menge Fragen, welche sich nur durch mehr oder minder große Eingriffe in das Leben der Versuchsobjeete lösen lassen. Es bedars zur Anstellung dieser Versuche derselben Ueberwindung, welche der Arzt, der Chirurg, der Geburtshelser nöthig hat, um im gegebenen Falle einen wirksamen Eingriff zur Abwendung größerer Gefahr, zur Heilung oder zur Rettung eines neuen Lebens zu machen.

Viele solcher Untersuchungen lassen sich auch ohne bedeutende operative Eingriffe machen, ohne deshalb minder unangenehm sür das Thier zu sein, an welchem die Versuche vorgenommen werden. Nehmen wir den Fall der Empsehlung eines neuen Nahrungsmittels. Ich erinnere mich aus meiner Studienzeit der Empsehlung der Kraftsuppen aus Gelatine, aus Leim. Mit einem Dominosteine, sagte der Ersinder, ernähre ich einen Kranken im Spital während eines Tages. Die Leimwseln, aus Knochen bereitet, welche man im Papin'schen Topse durch überhitzten Damps zerkocht hatte, sanden eine allgemeine Verbreitung. Magendie, der viel verschrieene Magendie war es, wenn ich nicht irre, der zuerst Versuche über das neue Nahrungsmittel anstellte. Er sütterte Hunde nur mit Leim — sie gingen elendiglich zu Grunde, denn sie verhungerten. Der Grausame, der unschuldige Hunde in Käsigem hielt, wo sie heulten Tag und Nacht, bis sie endlich vor Schwäche und Erschöpfung abstanden! Freilich geschah das, aber die Versuche retteten vielleicht Tausenden von Convalesenten das Leben. Wenn dann später Bischoff und Voit diese Versuche wiederholten, um sie zum Studinm der Ernährung der Fleischresser überhaupt zu verwenden und daraus Schlüsse über die Rolle der Leimsbstauzen im Allgemeinen bei der Ernähung und dem Stoffwechsel des Körpers zu ziehen — war es dann am Platze, sie der Grausamkeit zu zeihen und ihnen von Staatswegen solche Versuche zu verbieten? Wenn heute ein Physiologe oder ein Geburtshelser sich eine ähnliche Frage hinsichtlich des Nestle'schen Kindermehles oder der Liebig'schen künstlichen Milch stellte und junge Hunde und Katzen von ihren zärtlich sie liebenden Müttern trennte, um sie mit diesen Surrogaten der Muttermilch auszupäppeln — würde man ihm Vorwürse machen, wenn auch Hunderte von diesen Iungen zu Grunde gingen, was ja leicht möglich wäre!

Hier handelt es sich nur um Studien über gesunde Functionen — aber je mehr die Mediein vorschreitet, desto mehr tritt eine Reihe von Versuchen in den Vordergrund, welche die Heilkunde srüher kaum kannte, die aber jetzt ihre wesentliche Grundlage bilden. Ich meine einerseits die toxicologischen Experimente, die Untersuchung der Wirkung der Giste und Gegengiste, andererseits die experimentelle Pathologie, welche sich mit dem Studinm künstlich hervorgebrachter Krankheiten besaßt. Wenn es einen Wissenschaftszweig gibt, der des Versuches und selbst des grausamen Versuches nicht entbehren kann, so sind es diese. Die Beobachtung des Vergistungssalles am Menschen abwarten, um dann im Blinden nach Gegenmitteln herumzutappen, heißt das Leben des Einzelnen dem Zusalte in die Arme wersen. Die meisten Giste sind außerdem noch die wirksamsten Heilmittel in unserem Arzueischatze — um so mehr aber muß der Arzt aus das Genaueste mit ihren Wirkungen, mit den Erscheinungen vertraut sein, welche den Augenblick kennzeichnen, wo die Heilwirkung umschlägt und gefährlich wird. Wo wäre es möglich, diese Erscheinungen zu studiren, wenn nicht an Thieren? Die Wirkungen mancher dieser Giste find entsetzlich schmerzhas; der Tod durch das Rad ist gewiß demjenigen durch Arsenik vorzuziehen und die Onalen, welche die meisten scharsen, Entzündung und Blutzersetzung erzeugenden Gifte namentlich dann im Gesolge haben, wenn sie langsam und in kleinen, nicht unmittelbar tödtlich wirkenden Dosen beigebracht werden, gehören zu dem Furchtbarsten, was der Organismus erdulden kann. Diese in den Eingeweiden wühlenden Schmerzen lassen sich mit den schwersten operativen Eingrisse,, nicht in Parallele stellen — aber selbst die rasendsten Angreiser der Vivisectionen haben bis jetzt noch kein Wort gegen diese Art von Experimenten vorgebracht. Warum? Vielleicht aus Unkenntniß, wahrscheinlich aber, weil auch dem Blödesten die unmittelbare nützliche Anwendung der daraus abgeleiteten Resultate in die Augen springen muß. Käme auch die Bereicherung unseres Arzueischatzes, die richtigere Einsicht in die Wirkung und Anwendung der betressenden Mittel nicht in Betracht, so muß sich doch Ieder selbst sagen, daß schon die Vervollkommnung unserer Methoden, die Giste nach dem Tode auszusinden und nachzuweisen und so das Verbrechen an das Licht zu ziehen und zu bestrasen, alle die Leiden auswiegt, welche wir den Thieren zustügen können. Der Verbrecher, der in jetziger Zeit mit Arsenik vergistet, ist ein unwissender Stümper in seiner Kunst, denn sonst müßte er sich sagen, daß er einen Stoss wählt, dessen Entdeckung gar nicht ausbleiben kann, sobald nur der Verdacht eines durch Gift herbeigesühten Todes laut und eine Untersuchung angehoben wird. Um aber zu dieser absoluten Sicherheit der Methoden zur Aussindung dieses wie anderer Giste zu gelangen, mußten Tausende von Hunden, Kaninchen, Ratten und Mäusen vergistet und unter greulichen Schmerzen getödtet werden. Ia noch mehr! Um den angehenden Chemiker, den Apotheker, den Arzt, dem später einmal gerichtliche Vergistungssälle zugewiesen werden können, in den Stand zu setzen, die Methoden richtig anzuwenden, müssen solche Vergistungsversuche beständig wiederholt werden — denn ein Anderes ist es, das Gift zu entdecken, welches in dem lebenden Organismus ausgesaugt und in der Blutbewegung umgetrieben wurde, ein Anderes, dasselbe nur aus der Mischung mit organischen Substanzen herauszusinden.

Soll ich nun auch noch die Wichtigkeit der experimentellen Pathologie hervorheben? Es gilt, die Krankheitsproeesse in ihrem innersten Wesen, in ihren Ursachen und Erscheinungen zu ergründen und um dies zu können, genügt das complieirte Experiment nicht, welches uns die Natur in dem kranken Menschen vorsührt, indem sie uns eine gewisse Reihe von Erscheinungen gegenüberstellt, die meist nur Reflexe der innen sich abspielenden, krankhasten Proeesse sind, welche der Arzt so lange errathen muß,, bis der Tod und die Seetion ihm die letzten Resultate kundgeben. Welche positive Kenntniß können wir von dem Verlause dieser Proeesse haben, wenn es nicht in unserer Hand steht, sie zu erzeugen und in jedem Stadinn ihres Verlauses die Veränderungen zu eoustatireu, welche sie in den Organen hervorbringen? Was wüßten wir z. B. von dem ganzen Heere der Insectionskrankheiten, wenn nicht der Versuch an Thieren, die Iuoeulation, die Einspritzung, die Einathmung der insieirenden Körper die Beobachtungen eontrolirten, welche am Krankenvette gemacht werden? Um ein grobes Beispiel anzustühren, das ich nur in entfernter Parallele mit den aus mikroskopischen Organismen beruhenden Inseetionskrankheiten stellen will, was wüßten wir von den Wurmkrankheiten und ihrer Entstehung, wenn uns das Experiment au Thieren nicht zu Hülse gekommen wäre? Welche Scheusale von Grausamkeit sind doch diese Siebold, Küchenmeister, Leuckardt, Pagenstecher, Virchow und wie sie Alle heißen mögen, die Schweine und Kaninchen, Hunde und Schase mit Trichinen, Bandwürmern oder Leberegeln insieirten! Konnte sich die Menschheit nicht au dem Mosaischen Verbote des Schweinesleisches genügen lassen und durch den Abscheu vor dem unreinen Thier sich zugleich die Trichinose vom Leibe halten? Aber nein! Gegen alle diese Versuche sinden unsere Frommen kein Wort, denn sie wollen als gute Christen gern rohe Schinken und Würste essen, ohne dabei bestürchten zn müssen, sich selber das Gericht in Gestalt einer Trichinenkrankheit aus den Hals zu laden, nach dem biblischen Spruche: Wer es unwürdig isset nnd trinket, der isset nnd trinket sich selber sein Gericht!

So bleibt denn in den Augen der Stürmer eigentlich nur der blutige operative Eingriss, die Viviseetion im engeren Sinne übrig, aus welche sie die ganze Schale ihres Zornes ausgießen. Die Beschreibungen mahnen sast an die mittelalterlichen Darstellungen der Höllenstrasen; al tre800 illustirt, würden sie zu den Wandgemälden im ('ampo 8anto von Pisa würdige Seitenstücke geben. Die Physiologen sind Oberteusel, die von Blut überströmt, mit ausgestreiften Hemdärmeln in den Eingeweiden der armen Schlachtopser wühlen, welche sich in ingrimmigen Schmerzen drehen nnd winden nnd zum Himmel ausheulen um Rache, während eine Rotte junger Teusel in Studentenröcken nmhersteht, deren Herz unter dem Eindrucke dieser Blutseeueu ansangs zwar erbebt, dann aber sich so verhärtet, daß es keines nietschlichen Gesühts mehr sähig ist. So üben denn die Physiologen täglich die greuelhastesten Schandthaten aus, verletzen die Gesetze der Hnmanität, indem sie die Thiere nicht nnr augenblicklicheni Schmerze, sondern auch „verlängerten. Leiden" aussetzen, wirken durch schlechtem Beispiel aus die nnverdorbene stndirende Ingend, deren Herz und Sinn sie verhärten und stören am Ende noch den Frieden und die nächtliche Ruhe der Umgebung durch das Geheul ihrer Schlachtopser. Dies All« aber, zu welchem Zwecke geschieht es? Zn gar keinem, nur aus reiner Bosheit, deun hochgestellte Autoritäten (hier solgen einige Namen, von denen nie ein Mensch gehört hat) haben erklärt, daß entweder durch die Viviseetionen gar Nichts geleistet worden sei, oder, wenn Resultate gewonnen worden sieuu, so könne man auch sagen, daß diese abgeschlossen und keine weiteren mehr zu erringen seien.

Zehen wir nun zu, wie die 3ache sich wirklich verhält. Man kann dreist sagen, daß unsere ganzen Kenntnisse von den Functionen des Lebens zu einer inhaltslosen Seisenblase umgestaltet würden, wenn die Resultate der Viviseetionen, welche den thatsächlichen Inhalt der Wissenschaft größtentheils bilden, weggestrichen wurden. Von dem Kreislause und seinen Gesetzen, von den Functionen der Nerven und der Ceutralorgaue des Gehirnes und Rückenmarkes, von den Proeessen der Verdaunng, der Absonderung und Aussaugung wüßten wir kaum mehr als Nichts, wenn nicht unablässige Versuche und operative Eingrisse am lebeudeu Thiere uns darüber belehrt hätten und beständig unsere Kenntnisse erweiterten. Es wäre vielleicht einmal an der Zeit, im Interesse der Abwehr solcher lästerlicher Behauptungen der Unwissenheit, daß ein Physiologe den Herren em den Fingern herrechnete, welche Gewinnste die Wissenschaft aus den Viviseetionen nur seit der Zeit gezogen habe, seitdem Harvey durch seinen Nachweis des Kreislaufes des Blutes eine nicht minder große Revolution in der Physiologie herbeisührte, als sein Zeitgenosse Cromwell durch eine noch eingreisendere Operation in der politischen Gestaltung seines Vaterlandes. Man würde staunen über den Schatz von Kenntnissen, die aus diesem Wege erlangt wurden und von dem Operationstische weg ihren Platz sich eroberben in der Wissenschaft, um von hier aus ihre Anwendung zu sinden in dem gesammten Getriebe des Lebens der Einzelnen, wie der Völker, bis sie endlich in das Bewußtsein selbst der niedersten Schichten der Gesellschaft übergingen! — Die Wissenschaft kommt aber nie zum Abschluß. Eine jede gelungene Beantwortung einer Frage schließt eine Reihe neuer Fragen in sich, die ebensalls gelöst werden müssen und durch diese Lösung eine neue Generation von Fragen erzeugen. Darum ist es auch lächerlich, von der Erschöpfung einer Untersuchungsmethode zu sprechen. Die Hülssmittel können verbessert, umgestaltet, erneuert werden, aber so lange das Obje.t der Untersuchung dasselbe bleibt, wird auch die Grundlage einer ersolgreichen Untersuchungsmethode dieselbe bleiben. Seit Tausenden von Iahren beobachten die Astronomen die Gestirne des Himmels ansangs mit bloßen Augen, dann mit Röhren, zuletzt mit Teleskopen und welches Instrument auch noch ersunden werden möge, die Beobachtung des Himmels wird nie und nimmermehr ausgegeben werden können. Wie sollte der Physiologe, der die Functionen der lebenden inneren Organe ergründen soll, die Beobachtung und Ersorschung dieser Functionen an den lebenden Organismen missen können?

Betrachten wir nun aber die Art und Weise, wie heute die Viviseetionen gemacht werden.

Man dars kühn behaupten, daß von hundert solchen Versuchen kaum einer angestellt wird, bei welchem man dem Thiere nicht allen Schmerz erspart.

Wir besitzen jetzt eine Reihe unschätzbarer Mittel, welche durch die Betäubung des Bewußtseins die Schmerzempsiudung gänzlich ausheben. Das Einathmen von Aether oder Chlorosorm, das Einspritzen von Chloro!' oder Morphinmlösung wirkt durchaus in gleicher Weise in Beziehung aus die Schmerzempsiindung — alle diese Mittel vernichten sie. Die Ersindung und Anwendung dieser Substanzen, ireiche Anästhesie l^so nennt man den empfindungslosen Zustand) herbeisühren, ist eine der größten Wohlthaten, welche unsere Zeit der leidenden Menschheit, und nicht blos dieser, geschenkt hat. Wir verdanken aber diese unschätzbare Gabe einzig nnd allein den Versuchen an Thieren. Erst nachdem man sie hier nach allen Seiten hin experimentirt hatte, schritt man auch zu ihrer Auwendung aus den Menschen — nicht nur weil dieselbe den Schmerz dem Leidenden erspart, sondern auch weil sie durch Aushebung der Reactiou die Operationen erleichtert, viele sogar allein ermöglicht. Operationen, die stundenlange Thätigkeit, absolute Unbeweglichkeit des Operirten und sorgsältigste Präparatiou der Theile ersordern, können bei dem Menschen wie bei dem Thiere nur unter der Bedingung der Anästhesie angestellt werden.

In allen Fällen also, wo der Physiologe eine Viviseetion zu machen hat, deren Resultat durch die Auästhetisirung nicht gefährdet oder vernichtet wird, greist er schon im eigenen Interesse zu diesem Mittel, selbst wenn ihm das Mitleidsgesüht es nicht geböte. Und er dars die Betäubung um so energischer wirken lassen, als ihn nicht, wie den Chirurgen, die Rücksicht aus die Lebensgefahr des Operationsobjectes zurückhalten kann. Der Chirurg operirt, um das Leben zu erhalten — er muß also ängstlich daraus bedacht sein, dasselbe nicht durch die Chlorosormirnng zu bedrohen; sür den Physiologen ist der Tod des Hundes, der durch allzu energische Anwendung des Mittels herbeigesührt wird, nnr ein materieller Schaden, insofern er ein anderes Versuchsthier herbeischaffen muß. Er wird aber, wenn nur irgend möglich, chlorosormiren, weil das Thier, das in vollständigster Betäubung daliegt, nun nicht mehr gegen den operativen Eingriff reagirt, nicht zappelt und winselt, nnd ihm so erlaubt, mit aller Ruhe und Genauigkeit die ost äußerst seinen und schwierigen Operationen durchzusühren, die er beabsichtigt.

Weitaus die meisten Versuche werden gemacht, während das Thier in der Betäubung erhalten und, wenu nöthig, durch künstliche Athmnug der Kreislaus des Blutes ununterbrochen sortgesetzt wird. Ist der Versuch beendet, so läßt man das Thier in der Betäubung sterben oder verhindert sein Erwachen durch den Genicksang. Es hat kein Interesse mehr, es weiter am Leben zu erhalten und dies Leben ist vernichtet worden aus vollkommen schmerzlose Weise,

Wir geben aber gerne zu, daß viele Versuche nicht in dieser Weise geendet werden können, daß andere (sreilich die wenigsten) sogar des Schmerzes, den der operative Eingriff erzeugt, nicht entbehren können. Die Erregung des Schmerzgesühtes selbst, der Einsttch eines mehr oder minder lebhaften Schmerzes aus den Verlaus gewisser Functionen und Krankheiten, die Beziehung eines loalisirten Schmerzes zu dem Sitze krankhaster Veränderungen in anderen Organen — alle diese Punkte sind ja Dinge von höchster Wichtigkeit, und wie sollten sie untersucht werden können, wenn der durch den Beobachter erregte Schmerz nicht zum Bewußtsein des Thieres käme, und durch dieses eine wahrnehmbare Reaction mittelst Bewegungen erzeugte?

Geht es dem Chirurgen nicht ebenso oder ähnlich? Die Betäubung einerseits, die von Esmarch ersundene Methode der elastischen Compression andererseits, erlauben ihm, eine Menge von Operationen, namentlich an Armen und Beinen zu machen, ohne daß ein Tropsen Blut verloren oder der geringste Schmerz verspürt wird. Kein Chirurg wird es unterlassen, sich diese unendlichen Erleichterungen zu verschaffen, wo er nur irgend kann. Aber bei Operationen am Halse und Kopse kann die elastische Compression nicht angewendet werden, und nicht selten verbieten besondere Zustände des Kranken die Anwendung der betäubenden Mittel. Der Chirurg möchte dem Leidenden gern den Schmerz, den Blutverlust ersparen (alle diese Methoden sind ja nicht von srommen Betbrüdern, sondern von Männern ersunden worden, die sich an Blut und Schmerz gewöhnt hatten), aber er kann es nicht und doch muß die Operation gemacht werden. So wählt er denn unter zwei Uebeln das kleinste und thut, was er nicht lassen kann noch dars.

Den experimentirenden Physiologen leitet, wie den Chirurgen, der Grundsatz, der in der „Methodik der physiologischen Experimente und Vivisectionen von E. Cyon, Gießen 1876" ebenso bündig als treffend mit den Worten sormulirt ist: „Man operire an Thieren immer so, als beabsichtige man, sie nach der Vivisection unter den besten Bedingungen am Leben zu erhalten."

Freilich, wenn es sich darum handelt, das Thier nach dem operativen Eingriff am Leben zu erhalten, so werden ihm Schmerzen so wenig erspart werden können, als dem operirten Kranken, zu dessen Lebenserhaltung der Chirurg zum Messer hat greisen müssen. Der operative Eingriff ist schmerzlos, die Heilung ist schmerzhas, denn in den meisten Fällen kann sie nicht ohne Entzündung, Fieber und Eiterung vor sich gehen. Aber hier kann man sagen, daß das Thier im Allgemeinen weniger leidet als der Mensch, und daß namentlich das am meisten benutzte Versuchsthier, der Hund (von dem Frosche gar nicht zu reden), eine auffallende innere Unempfindlichkeit verräth. Ein Beinbruch, eine tiese, eindringende Kops-, Brust- oder Bauchwunde entlocken einem Hunde entsernt nicht so viele Schmerzensäußerungen, als ein Dorn in dem Fußballen oder selbst nur ein Bleiblättchen, welches man ihm zwischen die Zähne schiebt und das er nicht los bringen kann. Der Maulkorb, der überall als prophylaktisches Mittel gegen die Hundswuth von Polizeiwegen angelegt wird und der in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, in Gens in Permanenz erklärt zu sein scheint, ist nach allen Aeüßerungen des Unbehagens, die wir beobachten können, eine größere Qual sür den Hund, als ein zerschlagenes Bein.

Aber wenn auch die Vivisectionen noch in der alten Weise gemacht werden müßten, wie sie vor Ersindung der Betäubungsmittel gemacht wurden, wenn auch die Nachwehm der Operationen noch hundert Mal schmerzhafter wären, als sie wirklich sind, so berechtigt dies Alles in keiner Beziehung, über die Vivisectionen selbst den Stab zu brechen. Ia, selbst in dem Falle, wo durch dieselben kein praktischer Nutzen sür die leidende Menschheit oder sür das Wohl der Gesammtheit gewonnen würde, selbst in diesem Falle müßten wir uns gegen das unsinnige Gebahren der Stürmer erklären. Nichts ist ja thörichter, als das Verlangen der sogenannten praktischen Leute, welche eine wissenschaftliche Entdeckung nur dann gelten lassen wollen, wenn eine unmittelbare Anwendung derselben sich erblicken läßt. Ueber diesen Standpunkt der Kurzsichtigkeit sind wir hoffentlich längst hinaus. Die größten nnd sruchtbringendsten Entdeckungen, welche die ganze Oekonomie der menschlichen Gesellschaft umgestaltet haben, sind gemacht worden, ohne daß man ihre weitreisenden Folgen nur im Mindesten ahitte. Der Fortschritt der Wissenschaft im Ganzen, nach allen Seiten hin, ist es, der Blüthen und Früchte bringt, und wenn der Baum nicht Tausende von Knospen treiben ließe, die keine Blüthen entsalten, keine Früchte ansetzen, so hätte er mich die Krast nicht, Früchte zu geben, die unmittelbare Verwendung gestatten.

Die Wissenschaft kann nur gedeihen, wenn sie sich selbst ihre Gesetze gibt, wenn sie sich selbst die Richtungen vorzeichnet, die Wege absteckt, die sie wandeln will, wenn sie selbst der höchste Richter ist über das, was sie thun und lassen soll. Man klagt uns an, als seien wir zum Mindesten Mörder nnd Gistmischer und nicht gebildete Menschen, die ein höheres Interesse haben, als diese Schreier um mißverständene Humanität, diese heuchelnden Augenverdreher, die jede Rücksicht aus augenblicklichen Schmerz oder verlängerte Leiden hintansetzen, sobald es gilt, ihrem Wanst zu sröhnen. Man verzeihe mir den Ausdruck, es ist ein biblischer nnd wird deshalb von unseren Gegnern nicht nur am Leichtesten verstanden werden, sondern auch vor ihren Augen vollkommen gerechtsertigt erscheinen.

„Man muß sich wundern," sagt Professor L. Hermann in Zürich in einem vortrefflichen, soeben erschienenen Schristchen (Die Vivisectionssrage. Für das größere Publicum beleuchtet. Leipzig 1877), „man muß sich wundern, daß die Thierschützer sich nicht zuerst gegen Gebräuche wenden, deren Umfang alle Vivisectionen um das Tausendsache übertrifft. Warum eisern sie nicht vor Allem dagegen, daß Verstümmelungen an Thieren zu rein wirthschaftlichen Zwecken oder gar aus bloßer Liebhaberei in ungeheurer Zahl vollzogen werden? Läßt sich etwa vom Standpunkte dieser Moral aus das Castriren der Pserde, Rinder, Schase und Schweine (man kann noch Hunde und Katzen zusügen) rechtsertigen, und ist nicht gegen die Summe des Schmerzes und der Qual, die hier lediglich des Gewinnes ssogar nur der Mode oder des Vergnügens! halber bereitet wird, die wissenschaftliche Thierquälerei ein wahres Kinderspiel?" Hermann sührt hier eine Berechnung von Professor Krämer in Zürich an, die aus den Ergebnissen der Viehzählung im deutschen Reiche vom Jahre 1873 beruht, und wonach jährlich im deutschen Reiche verschnitten wurden: 65,000 Hengste, «¹.50,000 Stiere, 2 Millionen Bocklämmer und Böcke und 8 Millionen Schweine beiderlei Geschlechts nebst unzähligem Geslügel. Dazu kommt dann noch bei Schasen, Pserden und Hunden das Abhacken der Schwänze, das Stutzen der Ohren bei Hunden und eine Menge ähnlicher Operationen, wie sie die Mode eingibt!

Ich wundere mich sast über die Naivetät, mit welcher Hermann unseren Anklägern gegenüber solche Gegenklagen in den Vordergrund stellt. Von diesen Erzbischösen, Bischösen, Deeanen und Reverends, welche die Petitionen gegen Vioisectionen unterzeichneten, die an das englische Parlament geschickt wurden, verlangen zu wollen, daß sie künftig nur Rostbeess von Stieren, statt von gemästeten Ochsen aus ihre Tasel bringen sollen; diesen Prinzen, Herzögen, Marchesen, Carls, Viseonnts und Baronnets zuzumuthen, ihr mutton.obop nur aus Böcken und nicht aus seisten Southdowu-Hämmeln zuschneiden zu lassen; von diesen höheren Ossizieren und Mitgliedern des Hauses der Gemeinen zu sordern, daß ihre Norkschinken von Ebern und Mutterschweinen utuommen werden; den seinen Ladies die Zumuthung zu stellen, aus langschwänzigen Pserden im Hyde-Park zu galoppiren, oder ihre Zähne an alten Hähnen und Hennen in Gefahr zu bringen, statt an Kapauern und Poularden, die zu Millionen ans Frankreich eingeschürt werden, oder gar den alten Jungern die Herzenspein zu verursachen, daß ihre Lieblingskatzen aus den Dächern umhermiauen, statt in Folge einer gewissen Operation hübsch still zu Hause zu bleiben in ihres Nichts durchbohrendem Gestühl — heißt das nicht naiv sein? Unglücklicher Züricher Professor, der verkennt, daß die landwirthschaftliche Vivisection mit der wissenschaftlichen durchaus nicht aus dieselbe Linie gestellt werden kann, da die letztere nur dem Kopse, die erstere aber dem Magen dient! Welche Nahrung bleibt denn noch dem Engländer, wenn man ihm sein Mastfleisch nimmt? Seine Gemüse? Seine potawe«?

Hermann hat aber doch Recht. Entweder müssen wir alle Vegetarianer werden und uns gänzlich des Tödtens von Thieren, sowie der Operationen an denselben zum Zwecke der Mästung und der Verbesserung des Fleisches enthalten, oder wir müssen der Wissenschaft das Recht zugestehen, sich ebensalls aus Kosten der Thiere zu ernähren und zu erhalten. Die Physiologie, die Lehre vom Leben, kann aber ihre Nahrung nur in lebenden Wesen sinden; schneidet man ihr diese Ernährungsquelle ab, so tödtet man damit die Wissenschaft selbst.

Gut, sagen Manche, wir wollen euch den Versuch gestatten, wenn es sich darum handelt, neue Forschungen zu machen, aber ihr sollt keine Versuche wiederholen, deren Resultate längst sestgestellt sind, ihr sollt keine Demonstrationsversuche machen, lediglich zu dem Zwecke, damit die Zuhorer sehen, daß dasjenige, was ihr ihnen vordemonstrirt, auch richtig ist; ihr sollt keine Versuche von Schülern machen lassen nur zu dem Zwecke der Uebung ihrer Haud und ihres Auges.

Wir antworten in sehr einsacher Weise. Ein einziger Versuch, das weiß ein jeder Ansänger, ist so gut wie keiner. Es sind der Zusälligkeiten so viele, der kreuzenden Einflüsse so manche und unvorhergesehene, daß erst eine zahlreiche Reihe von Versuchen die richtigen Resultate in das Licht stellen, die Fehlerquellen ausdecken kann. Nichts ist vollkommen abgeschlossen in der Wissenschaft; überall tauchen neue Gesichtspunkte aus, die besonderer Berücksichtigung bedürsen. Was der eine Beobachter übersieht, das sindet der andere; die Bestätigung eines Resultates ist oft mehr werth, als die erste Entdeckung. Niemand ist unsehllbar, jeder kann irren, Keiner kann zum Voraus bestimmen, wo die Glaubwürdigkeit einer Autorität beginnt und wo sie aushört. Wenn Versuche, seien sie noch so methodisch ausgedacht und durchgeführt, nicht wiederholt werden sollen, so verbiete man sie lieber gleich ganz; ein Irrthum, welcher der Controle und der Bestätigung entzogen und in Folge dessen als Wahrheit angenommen wird, ist der Wissenschaft hundert Mal schädlicher, als eine unbekannte Thatsache. Nehmen wir ein praktisches Beispiel. Man hat, um die Vorgänge der Verdauung zu studiren, bei Hunderten, ja ich glaube nicht zu viel zu sagen, bei Tausenden von Hunden Magensisteln angelegt, mit anderen Worten, man hat ein Loch in den Magen geschnitten und die Ränder dieses Loches so mit der Bauchwunde verheilt, daß es offen blieb und nicht nur den Einblick von Außen in den Magen, sondern auch das Einbringen von Stoffen und das Ausleeren des Magensastes, sowie der halbverdauten Speisen gestattete. Beiläusig gesagt, lautet das sür den Laien schrecklich — der arme Hund mit einem Loche im Magen, in welches etwa der abgeschliffene Hals einer Flasche eingehellt ist, der mit einem Stöpsel geschlossen wird. Welche suchtbare Mißhandlung! Gemach, ihr Mitleidigen! Einmal verheilt, was ausnahmslos in einigen Tagen geschehen ist, besindet sich der Hund so wohl als zuvor. Als das physiologische Laboratorinm der Universität Gens noch mit dem zoologischen nnter meiner Leitung verbunden war, lebte „Fistule", so war der operirte Hund genannt worden, dort heiter und vergnügt mehrere Jahre lang. Er war tresslich dressirt — beim ersten Ruse sprang er aus den Tisch, legte sich aus den Rücken und wedelte mit dem Schwanze mit allen Aeüßerungen der Zufriedenheit, während man ihm den Stopsen auszog und den Magen inspieirte oder auswusch. Trotz seines Stopsens war „Fistule" zärtlicher Gatte und Familienvater, und noch heute besitzt mein Diener einen seiner Nachkommen, den er liebgewonnen hatte. — Doch zurück zu unserem Beispiel. Die Anlegung solcher Magensisteln ist unzählige Male geschehen — soll nun dieselbe nicht mehr gestattet werden? Mit dem Verbote wäre allen künftigen physiologischen Untersuchungen über Verdauung der Boden entzogen. Sind aber diese Untersuchungen erschöpft? So wenig, daß heute noch Forscher über dieses. Thema arbeiten, über welches sie vor zwanzig Jahren auch schon arbeiteten, und daß man mit Zuversicht behaupten kann, daß in hundert Jahren noch immer über dasselbe Thema gearbeitet werden wird und gearbeitet werden muß.

So macht und wiederholt Forschungsversuche, rusen die Gemäßigten unter den Angreisern, aber Demonstrationsversuche vor Schülern und Hörern sollen euch nicht gestattet sein. Die Schüler müssen schon glauben, was ihr ihnen sagt; sie brauchen nicht zu sehen, sondern nur zu hören.

Man glaubt sich in die schöne Zeit des Mittelalters versetzt, wo ein Katheder und einige Bänke in einem Saale genügten, eine Universität auszustatten. Unsere Zeit krankt noch immer an diesem System des Lehrens, obgleich man schon Manches gethan hat, um es durch ein besseres zu ersetzen. Die Kathederlehre hat nicht allein den Nachtheil, daß das Gehörte und ohne Anschauung aus Büchern Gelernte zu dem einen Ohre hinein und größtentheils zu dem andern Ohre hinaus geht, sie krankt noch viel mehr an dem Uebelstande, daß sie den unbedingten Respeet vor der Thatsache aushebt, den nur die Anschauung, die Ersahrung und Uebung einpflanzen kann. Ich habe mich ost im Stillen darüber gewundert, daß Leute, welche die exaeten Wissenschaften vernachlässigt, sonst aber in andern Fächern sogar eine hohe Stellung errungen hatten, durchaus nicht einzusehen vermochten, daß man unter Thatsachen und objectiven Wahrheiten nicht wählen kann, wie unter philosophischen Systemen und subjectiven Anschauungen, sondern daß man die Thatsachen so lange annehmen muß, bis ihre Irrthümlichkeit durch andere Beobachtungen dargelegt ist. Ie mehr aber die exaeten Wissenschaften fortschreiten, desto mehr müssen sie daraus dringen, daß jede wissenschaftliche Behauptung auch durch Thatsachen belegt und als objective Wahrheit dargethan werde, und je mehr solcher Beweise vorgebracht werden, desto tischer werden auch die Dinge sich einprägen und in dem Geiste des Lernenden sich sestsetzen. Die schönste und beste Beschreibung des Blutkreislaues wird aus den Geist des Studirenden nicht den Eindruck machen, den die Beobachtung des in den Adern rollenden Blutes in der Schwimmhaut eines Froschbeines macht. Das bleibt hasten und wird stets wieder lebendig in der Erinnerung, während das Gehörte ewig nur Gedächtnißkram bleibt. Wozu gäbe sich der Chemiker die Mühe, die Niederschläge, Reactionen und Verbindungen der Stosse seinen Schülern vor Augen zu sühren, wenn er nicht wüßte, daß ohne diese Versuche seine Zuhörer auch nicht den leisesten Begriff von Chemie haben würden? Wozu überhaupt der ganze Anschauungsunterricht, der ja doch jetzt, und mit vollem Rechte, eine so große Rolle in unserem heutigen Unterrichtswesen von den ersten Ansängen an spielt, wenn man ihn durch Vorträge ersetzen könnte? Schafft die chemischen, die physikalischen Experimente, das Vorzeigen von Pflanzen, Thieren und Mineralien, die anatomischen Demonstrationen an Leichen, die Kliniken ^ kurz, schafft all' diesen demonstrativen Unterricht in anderen Fächern ab und dann kommt und sagt der Physiologie und der pathologischen Anatomie, daß sie ihre Demonstrationen an Thieren, an lebendem Material ebensalls ausgeben soll. Aber so lange man den ungemeinen Werth aller dieser praktischen Demonstrationen in anderen Wissenschaften anerkennt, so lange man alle Anstrengungen macht, um dieselben immer mehr auszudehnen, so lange kann man auch der Physiologie ein Lehrmittel nicht entziehen, das den mächtigsten Ersolg hat.

Aehnliche Bewnndtniß hat es mit den praktischen Uebungen der jungen Leute im physiologischen Experimentiren. Früh übt sich, was ein Meister werden will! Ich habe in den Ansängen meiner Studienzeit noch Universitäten gekannt, wo man Doetoren der Mediein nicht nur promovirte, sondern auch zur Praxis zuließ, die in ihrem Leben noch keine chirurgische Operation gesehen hatten. Ich bin noch Zeuge der Rathlostgkeit gewesen, womit solche junge Doetoren, die Summa eum lauäe bestanden waren, den einsachsten Fällen gegenüberstanden, trotz ihrer vorzüglichen theoretischen Kenntnisse. Jeder, der während seiner Studienzeit nicht Hand anlegen konnte, wird mir zugestehen müssen, daß erst nach manchen bitteren Ersahrungen, deren Fehler der Kranke büßte, es ihm gelang, sein praktisches Handeln mit seiner theoretischen Kenntniß in Einklang zu bringen. Blut ist ein ganz besonder Sast und derjenige, der in einem speeiellen Falle hülsreich beispringen soll, muß den Schauder, den der Anblick des strömenden Blutes bei jedem Neuling hervorrust, überwunden haben, um die Ruhe der Ueberlegung zu bewahren, die ihn besähigt, wirksame Hülse zu leisten. Was an dem Thiere etwa gesündigt wird, kommt später dem Menschen zu Gute — doppelt zu Gute., denn bei den Versuchen an lebenden Thieren stehen Professoren und Assistenten leitend und belehrend dem Schüler zur Seite, während später dieser nur zu häusig aus sich selbst angewiesen ist. Ich weiß sehr wohl, daß nicht jeder Stndirende der Mediein Physiologe und nicht jeder Arzt Chirurg wird ^ aber es wäre doch wahrlich Tollheit, wenn man aus diesem Grunde nun auch den jungen Leuten die Möglichkeit abschneiden wollte, sich zu Physiologen oder Chirurgen auszubilden. Nur den Meistern gestatten, Vivisectionen zu machen, den Schülern aber es verbieten, hieße gerade so viel, als wenn man nur denjenigen, die schon schwimmen können, den Eintritt in die Bäder gestatten wollte.

So kommen wir denn wieder aus den ausaugs in Erinnerung gebrachten Satz: Die Wissenschaft und ihre Lehre sei sre! Wo sie nöthig sindet, Versuche zu macheu, seien sie auch grausam und schmerzhas, möge sie dieselben anstellen, und diejenigen, welche es thnn, sollen allein nur por dem Richterstuhl der Wissenschaft verantwortlich sein; wo sie Demonstrationen zweckmäßig erachtet, soll sie sogar dazu verbunden sein, denn Lehre, intensive Lehre ist ihr Zweck und wo Schüler durch eigene Arbeit sich mit den Ergebnissen der Forschung vertraut machen wollen, soll sie die Thüren weit öffnen, damit Ieder hereintreten könne, der Lust und Liebe dazu hat. Der Segen solchen Gebahrens wird nicht ausbleiben ^das Erz, das die Wissenschaft aus tiesem Schachte holt, kreist zuletzt doch als Edelmetall in den Händen Aller!

Alles recht schön, wird mau mir vielleicht sagen, aber du sichst gegen Windmühlen! Wir haben bis jetzt noch nichts von diesen Angriffen gehört, gegen welche du dich vertheidigst. Noch Niemand hat dem deutschen Physiologen etwas in den Weg gelegt — weder du Bois-Reymond noch irgend ein Anderer hat sich beklagt und du selbst — schreist du nicht, ohne gezwickt worden zu sein?

Letzteres ist vollkommen wahr. Deutschland ist bis jetzt eben so gut wie Frankreich von dem Sturme verschont geblieben, der in Italien begonnen und in England seinen Gipselpunkt erreicht hat. Ich selbst habe kein persönliches Interesse dabei, denn meine Studien haben eine andere Richtung genommen. Aber gerade aus dem Grunde, weil ich schon seit langen Jahren keine Vivisectionen mehr gemacht habe, zu denen ich mich übrigens nie besonders hingezogen sühlte, gerade aus diesem Grunde habe ich geglaubt, zur Feder greisen zu müssen. Es könnte mir durchaus gleichgültig sein, wenn man Hunde, Katzen, Kaninchen und Frösche, die beliebten Versuchsthiere der Physiologen, in Europa sür eben so unantastbar erklärte, als weiland den Stier Apis in Aegyptenland; noch kein Thierschutzverein hat daran gedacht, die kleinen, meist mikroskopischen Bestien, mit welchen ich mich herumquäle, seiner Ausmerksamkeit zu würdigen. Das Wort des Unbetheiligten wirkt aber vielleicht mehr, weil es^nur sür die Sache, nicht auch sür die eigene Person eintritt.

Vivisectionen sind seit Galen und Harvey immerhin von zahlreichen Forschern angestellt worden; ich glaube aber, niemals in so ausgiebigem Maße, als in den dreißiger Jahren und noch während meiner Studienzeit. Die ganze Physiologie erhielt damals eine neue Wendung, Flonrens, Magendie und später Longet in Frankreich, sowie Johannes Müller in Deutschland arbeiteten über Nervenphysik; man sah in allen Laboratorien Hunde mit durchschnittnen Nerven, Tauben mit weggenommenem Großhirn, Frösche mit erössnetem Rückenmarkskanal und zerstörten Nervenwurzeln. Die Betäubungsmittel waren damals noch nicht ersunden, die Versuche also unendlich viel grausamer und schmerzhafter als heute. Aber nirgends erhob sich eine Stimme gegen diese Untersuchungen, die man im Gegentheile, und mit vollem Rechte, als eine Errungenschast der Wissenschaft anerkannte. Heute ist es in England Mode geworden, gegen Magendie zu schreien, der allerdings des Guten vielleicht zu viel that in dieser Hinsicht — wenn aber damals, wo die drei genannten Pariser Forscher noch lebten, Iemand sich hätte beikommen lassen, dieselben als moralische Ungeheuer ohne Herz und Mitleid zu verschreien, so wäre er wol von den Zeitgenossen eines Besseren belehrt worden. Auch hütet man sich wohl, solche Anklagen gegen die jetzt lebenden Nachsolger dieser Forscher, wie Claude Bernard oder Vulvian vorzubringen, obgleich diese zu ihren bahnbrechenden Untersuchungen über Wirkung der Giste u. s. w. vielleicht nicht weniger Versuchsthiere geopsert haben. In Frankreich scheint überhaupt nicht der rechte Boden zu einem Sturme gegen physiologische Experimente vorhanden zu sein — hoffentlich auch sonst aus dem Continente

nicht. Man schwieg und ließ die Physiologen gewähren.

Aber es geschah vor wenigen Jahren, wenn ich nicht irre, im Jahre 187:i, daß der alte blinde Marchese Gino Capponi in seinem Palazzo in Florenz vor Hundegebell nicht schlafen konnte. Seine Hunde im Garten antworteten anderen Hunden gegenüber, die srische Ankömmlinge zu sein schienen. Der blinde Greis war natürlich des anderen Morgens nach schlaflos zugebrachter Nacht sehr unwirsch und ersuhr aus Erkundigungen hin, daß das Laboratorinm der Physiologie unter der Leitung von Prosektor Schiff nach der Via San Sebastiane übergesiedelt sei und daß die in diesem Laboratorinm mißhandelten Hunde den Nachtlärmen machten. Das Laboratorinm selbst war noch nicht vollständig hergerichtet und Prosektor Schiff nach Paris gereist, um dort eine unsreiwilige Muße zur Fortsetzung einer Arbeit zu benutzen; die Hunde waren einstweilen in den neuen Ställen untergebracht worden und heulten dort zum Zeitvertreib, wie alle gesunden Hunde thun, die man in Räumen einsperrt, in welche das Tageslicht eindringt. Operirte Hunde heulen nicht, wie Jeder weiß, der Experimente anstellt und in vollkommen dunkle Räume eingesperrte Hunde heulen auch nicht — nur muß die Dunkelheit vollkommen sein.

Die eingesperrten Hunde heulten also aus langer Weile, nicht aus Schmerzen, Gino Capponi schlies nicht und in Folge einer natürlichen Ideen-Assoeiation schrieb der mit den Hundesitten nicht vertraute Historiker das Geheul den Qualen zu, welche die armeu Thiere unter dem grausamen Messer des abwesenden Schiff seiner Meinung nach erduldeten. Also Klage gegen den Super-Intendanten des Instituts, Peruzzi, und gegen den Thierquäler Schiff. Ersterer solle das Laboratorinm verlegen, Letzterem das Handwerk gelegt werden.

Es war gerade politisch ruhige Zeit, der Proeeß also, der mit allem Auswand juristischer Mittel geführt wurde, ein gesundes Thema sür die Iournale in ereignißloser Zeit. Politische und unpolitische Parteien traten sür und wider in den Kamps ein; Kläger und Beklagte boten Unmassen von Zeugen aus; Hunderte bezeugten, daß sie Hundegeheul gehört hätten, doppelt und dreisach mehr Zeugen waren bereit, zu beschwören, daß der Skandal schon längst ausgehört habe und zwar seit der Rückkehr Schiffs. Eine Vorverhandlung, zu der halb Florenz sich hinzudrängte, endete damit, daß das Gericht sich eompetent erklärte. Aber damit endete auch der Proeeß und zur Hauptverhandlung kam es nie. Capponi und Peruzzi schlossen Frieden; Erssterer erklärte, er könne jetzt schlafen, da Alles um ihn her stille geworden und die Sache selbst schien eingeschlafen.

Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturme. Die kunstliebenden Engländer, welche die Posaunenengel Fra Angelieos in den Ussizi dutzendweis copiren lassen und nebenbei Philanthropie und protestantische Propaganda treiben, hatten die englischen Zeitungen mit Correspondenzen überhäust und in glücklicher Unwissenheit der Thatsache, daß auch in England Vivisectionen gemacht werden, aus den Schandsleck Florenz hingewiesen, das im Gegensatz zu dem srommen England solche Greuel gestatte. Die Artikel flogen herüber und hinüber; die Thierschutz-Vereine wurden ausgerufen und an die Spitze der Agitation stellte sich Gräsin B, eine geborene Engländerin.

Nun kam Leben in den Streit. Die aus dem Proeeß Nicotera berüchtigte Gazetta d'Italia, welche überhaupt die Stahl'schen Principleu von der Umkehr der Wissenschaft predigt, stand in der vordersten Reihe der Stürmenden; Schiff und seine Freunde wehrten sich aus Leibeskräften; es gab endlich eine ganze Broschüren-Literatur über die „^nimali mllrtiri". Schiff lud den Thierschutz-Verein, dem er angehörte, ein, seinen Versuchen beizuwohnen und sich zu überzeugen, daß die Thiere schmerzlos operirt und meist noch während der Betäubung schmerzlos getödtet würden — Niemand kam, aber man schimpste nur um so ärger. Der ThierschutzVerein verlangte das Recht, das Gebahren der Prosektoren in den Laboratorien zu überwachen; die Prosektoren erklärten, das Zusehen gestatteten l'ie, die Ueberwachung nicht, und als der Verein aus seinem Verlangen bestand, traten sie aus. Schiss hatte einen Vertrag mit der Behörde, wonach ihm alle, der Polizei versallenen Hunde ausgeliesert werden sollten; man verlangte die Aushebung des Vertrages, Schiff bestand aus seinem Schein, die Behörde sagte ihm aus's Neue die Hunde zu.

Es ging aus diesem Wege nicht. Die Contessa B. aber sand einen anderen. Das Laboratorinm zahlte ein Geringes sür jeden Hund und

Nord und Lud, I, L. 17

lieserte die Leiche an den Schlachthaus-Unternehmer, der das Recht besaß, dieselbe zu verwerthen. Eine ossene Hand kann viel thun und Geld hatten die Gegner. Wie es kam, weiß man nicht — aber das Laboratorinm bekam keine Hunde mehr und in den Hundezwingern wurden, unter Leitung der Contessa, Versuche angestellt, die Hunde direet umzubringen. Ein Thiersreund schlug Strychnin vor. Waren die Dosen zu schwach, oder hatte der Lieserant der vergisteten Pillen sich einen übermäßigen Gewinnst zueignen wollen — eines Tags wanden sich etwa 60 Hunde unter schrecklichen Krämpfen mehrere Stunden lang am Boden, bis man sie aus Mitleid abkenlen mußte. Aus einer Broschüre hatte man ersehen, daß der Genicksang die Thiere augenblicklich tödte. Es wurde versucht — die ungeschickten Hände hatten die rechte Stelle nicht getroffen und eine schauderhaste Metzerei entstand. Endlich baute man einen Osen nnd erstickte die Thiere im Kohlendunst — auch nicht ohne Qualen.

Der Florentiner Krieg endete damit, daß Schiff, der Quängeleien müde, einen Rus an die neu gegründete medieinische Faaultät in Gens annahm. Kaum war dies in Florenz bekannt geworden, so flogen auch von dort die Correspondenzen herüber. Aber sie sanden wenig Echo. Einige schwache Versuche wurden gemacht, einstweilen ohne allen Erfolg. Aber wir wollen nicht dafür einstehen, daß sie nicht wiederholt werden.

Unterdessen hatte sich aber der Sturm nach England verzogen und dort einen sruchtbaren Boden gesunden. Die „üoz'al 8e>eiet^ tor tue pieveution ol oruelit^ to auim^!«" ist das active Centrum, von welchem aus der Krieg geführt wird und der Kriegsschatz liegt nicht in dem Thurme von Spandau, sondern, wenn ich recht berichtet bin, in der Börse der Miß Burdett Coutts. Daraus kann mehr als eine Mobilmachung bezahlt werden.

Ich will hier nicht wiederholen, was in Prosektor Hermanns Schrist, welche den englischen Machinationen eingehend solgt, schou gesagt ist. Schließlich gelangte man dazu, daß nach einem Geplänkel im Parlament im Sommer 1875 eine königliche Commission eingesetzt wurde, welche den Gegenstand untersuchte und einen Bericht in Form eines Blaubuches erstattete.

Wenn Eines überrascht bei Lesnng dieses Berichtes, so ist es einerseits die Kühnheit, ich möchte sagen, die Frechheit, mit welcher die Ankläger, Eisenbahn-Ingenieure, Thierschutz-Verein-Seeretäre, Reverends und ähnliche Leute, die nie einen Versuch angesehen und von den Zwecken der Physiologie gar keinen Begriff haben, austreten und andererseits die Schüchternheit, womit die wenigen Vertreter der Wissenschaft diesen Anklagen gegenübertreten. Vor der Commission hat Keiner gewagt, das Principle zu vertheidigen, welches hier einzig maßgebend sein kann, daß die Wissenschaft allein Richter über ihre Methoden sein könne, und außerhalb

der Commission ist es bis jetzt nur Einer gewesen, der den Muth gehabt hat, dem ganzen Convolut von Psassenthum, Unwissenheit, Verdrehtheit und Verkehrtheit mit dem richtigen Worte entgegen zu treten.

Dieser Eine aber ist Tyndall.

In einem kürzlich zu Glasgow abgehaltenen öffentlichen Vortrage über Gährung und ihre Beziehung zu den Krankheiten drückt sich der berühmte Physiker solgendermaßen aus:

„Ich erlaube mir, bei dieser Gelegenheit gewissen Leuten, welche die besten Absichten haben, einige Worte zur Ausklärung zu sagen. Wir sind an einem Punkte der Frage angelangt, wo es von der größten Wichtigkeit ist, daß einmal stür allemal Licht werde über die Art und Weise, wie ansteckende Krankheiten entstehen und sich mittheilen. Zu diesem Zwecke muß die Wirkung der verschiedenen Fermente aus die Organe und die Gewebe des lebenden Körpers studirt werden; man muß den Wohnort einer jeden Art von Organismen in Beziehung aus die Erzeugung einer jeden speeisischen Krankheit und die Art und Weise kennen lernen, in welcher die Keime dieses Organismus, welche die Ansteckung bewirken, sich verbreiten. Nur mittelst außerordentlich genauer Versuche können wir die Mittel kennen lernen, mit welchen wir diese Zerstörer bekämpfen und überwältigen können. Wenn ich das Untersuchungsseld, das sich jetzt vor der Physiologie erössnet, vorurtheilssrei in das Auge sasse, so muß ich hier erklären, ob ich gleich Grausamkeiten jeder Art verabscheue und das größte Mitleid stür jedes leidende Thier sühle — glücklicherweise sind meine Arbeiten nicht der Art, daß ich dabei Thiere zu mißhandeln hätte — ich muß erklären, sage ich, daß das Ausgeben dieser experimentalen Untersuchungen das größte Unglück wäre, welches die Menschheit betreffen könnte. Eine Dame, welche durch ihre Philanthropie berühmt geworden ist, sagte mir eines Tages, die Wissenschaft werde unmoralisch; die Untersuchungen seien srüher angestellt worden ohne, wie heute, grausame Methoden zu benöthigen. Ich antwortete ihr, daß die Wissenschaft Keplers und Newtons, aus welche sie anspielte, die Ersorschung der Gesetze der anorganischen Natur zum Zwecke gehabt habe, daß aber in der jetzigen Zeit die wesentlichsten Fortschritte der Wissenschaft in der Biologie oder der Wissenschaft vom Leben gemacht würden und daß die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche in dieser Richtung, wenn auch um den Preis einiger augenblicklicher Leiden gemacht würden, schließlich tausend Mal nützlicher sein würden, als die srüher angestellten Untersuchungen."

Man muß den Muth anerkennen, mit welchem hier Tyndall, der Physiker, der persönlich in keiner Weise von dem Streite berührt ist, stür das Recht und die Pflicht der Wissenschaft eintritt. Tyndall sagt übrigens, nur mit anderen Worten, was Hermann in seiner Broschüre mit gesperrter Schrift über das jetzt in England gültige Gesetz ausruft: Man wird die geschenkten Thierleben mit Menschenleben bezahlen.

Doch zurück zu unserem Thema. Die Thierschützler brachten es endlich dahin, daß am 11. August 1876 von dem Parlamente ein Gesetz angenommen wurde, welches der Experimental-Physiologie in England gänzlich den Hals umgedreht haben würde, wenn nicht eine kleine Clause! angehängt worden wäre, die solgendermaßen lautet: „Eine Versolung aus vorliegendes Gesetz hin gegen eine lieenzirte Person (wir werden gleich sehen, wer diese Personen sind) soll nur gestattet sein, wenn der StaatsSeeretär seine schristliche Einwilligung dazu gibt." Wäre diese Hinterthür nicht geöffnet, so müßte jeder englische Physiologe, der den geringsten Versuch anstellen will, unmittelbar den Canal kreuzen, um aus dem Continent ein Asyl zu suchen.

Sonst ist das Gesetz drakonisch genug — Strasen bis zu hundert Psund Sterling und 6 Monat Gesängniß! Versuche dürfen nur an registrirten Stellen und nur von mit Lieenz versehenen Personen ausgeführt werden; der Staatssecretär registriert, gibt die Lieenzen, läßt ab und zu durch Inspectoren revidiren. Hunde, Katzen, Pserde, Esel und Maulthiere, also alle Thiere, an welchen das Herz der Betschwester oder des Sportsman hängen kann, sind gänzlich tabu und dürfen überhaupt nur unter ganz speeiellen Bedingungen angerührt werden; an anderen Wirbelthieren, also Kaninchen, Meerschweinchen, Ratten, Mäusen, Fröschen und Kröten dürfen Versuche nur unter vollständiger Betäubung und Tödtung während der Betäubung angestellt werden, aber auch nur zum Zwecke neuer Entdeckungen und niemals zur Illustration von Vorlesungen oder zur Uebung in der Fertigkeit des Operirens. Dann ist aber doch den weisen Gesetzgebern klar geworden, daß es immerhin Fälle geben könne, wo diese Regeln nicht eingehalten werden könnten, und so dürfen denn Lieenzbesitzer auch Versuche in Vorlesungen oder ohne Anästhesie oder ohne Tödtung oder auch ohne den Zweck neuer Entdeckungen vornehmen, wenn sie von der Royal Society, der British Assoeiation, den verschiedenen Colleges oder den Universitätsprosessoren der Physiologie, Anatomie, Mediein und Chirurgie eine legalisirte Bescheinigung beibringen, daß ohne diese Ausnahmen der Versuch nicht statthaben oder die Lehren nicht demonstriert werden können, die Gestattung der Ausnahme also absolut nothwendig sei. Nur über wirbellose Thiere kaun der englische Physiolog schalten und walten nach Belieben — Maikäser und Krebse, Schnecken und Würmer stühlen, nach der Ansicht des Parlaments, keinen Schmerz.

Nun stelle man sich die Lage eines sreien Engländers vor, der Physiologie treiben will. Zu Hause dars er es nicht thun — er muß sich Eintritt in eine vom Staatsseeretär registrierte Stelle verschassen. Derselbe Staatsseeretär, der von den Forderungen der Wissenschaft gerade so viel Kenntniß hat, als der Esel vom Lauteschlagen, muß ihm dann eine jeden Augenblick widerrussbare Lieenz ausstellen. Nun hat der Unglückliche zu einer Versuchsreihe Hunde nöthig — er muß also eine legale Bescheinigung beibringen, daß kein anderes Thier dazu verwendet werden kann. So steht es im Gesetz — wie aber Iemand eine solche Bescheinigung geben kann, ist, mir wenigstens, vollkommen unklar, denn offenbar könnten Haushunde durch Wölse, Schakale u. s. w. ersetzt werden. Aber immerhin — der Betreffende erhält die Bescheinigung, sendet sie dem Staatsseeretär und wenn dieser Oberausseher der Physiologie binnen acht Tagen nicht antwortet, so dars er seine Versuche machen. Nun sieht der Unglückliche bei einem Versuche, daß es nothwendig wäre, das Thier nicht gleich zu tödten, sondern leben zu lassen. Aber das dars er nicht — er muß erst wieder eine gesetzliche Bescheinigung haben, daß es absolut uthwendig sei, das Thier leben zu lassen, diese dem Staatsseeretär einschicken und wieder acht Tage warten.

Blödsinn, du hast gesiegt! möchte man ausrusen. Einstweilen rettet die Hinterthür, wie schon gesagt. Aber da der Staatsseeretär aus politischen und nicht aus wissenschaftlichen Gründen sein Amt erhält, so könnte es ja eines Tages vorkommen, daß ein bigotter Betstündler an das Ruder käme, der sich gleich gedruckte Formulare zu Erlaubnißscheinen stür Versolungen gegen lieenzirte Personen ansertigen ließe und dann möchten wir die liebliche Hetze sehen, welche unsere theuren Fachgenossen in England durchzumachen hätten!

Man sollte glauben, daß mit diesem Gesetze nun die Sache abgethan wäre. Bewahre! Der Sturm hat dadurch erst neue Nahrung bekommen. Der Thierschutz-Verein ist wüthend — allwöchentlich sast erhalten einzelne privilegierte Personen Rollen mit ellenlangen Predigten, ja selbst so verhärtete Sünder, wie ich, werden mit solchen Zusendungen nicht verschont. Das richtet sich an die Weiber, an die Kinder, an die Christen, ja sogar die Dichter werden ausgesordert, in Flammenworten den „Dämon Tortur" von hinnen zu scheuchen. Hier die Titel der verschiedenen Blätter einer solchen Sendung: „Weib und Vivisection", vier große Quartseiten eng gedruckt; „Kinder und Torturen", zwei Quartseiten; „Gedanken über Vivisection", eine Folioseite; „An den Dichter", eine Quartseite in ungereimten Strophen; „Die Göttlichkeit des Mitleids", ein Blatt, X5 Centimeter lang; „Die Sünde der Vivisection. Allen Christen gewidmet", klein, Folio; „Gründe, warum man eher die Petition stür die Aushebung der Vivisection, als diejenige stür die Beschränkung der Vivisection unterzeichnen soll", Octavblatt.

Ich denke, die Titel mögen schon beinahe genügen, um zu zeigen, aus welcher Küche die Gerichte kommen, die hier ausgetischt werden. Vor allen Dingen ist es das grausam herzlose Geschlecht der Männer, welches angeklagt wird. „Vivisection," heißt es in der Adresse an die Weiber, „ist das Verbrechen des Mannes, nicht des Weibes."

„Es gibt," sagt die Adresse an die Christen, „drei Klassen von Leuten, die den Vivisectionen gegenüber schweigen — diejenigen, welche vergessen, daß der Gott des Gesetzes auch der Gott der Barmherzigkeit ist und die zugeben, daß Torturen der unaussprechlichsten Art unter modisieirenden und einschränkenden Bedingungen angewendet werden dürfen — und die kühneren und noch gefährlicheren Lehrer, welche ohne Zaudern zu Falle kommen und Wissenschaft treiben, selbst wenn die Forderung der Vivisection gegen das Moralgesetz verstößt."

„Diesen letzteren bringen wir besonders in Erinnerung, daß die Erbsünde des Ungehorsams, an welche sie zu glauben behaupten, aus die Begier des Wissens gegründet ist. Wenn auch ein so großes Ziel wie das Wissen erreicht werden soll, Alle müssen lernen, daß keine Vernunst mächtig genug ist, zu streiten — keine Entschuldigung, sei sie noch so subtil, wird von dem göttlichen Geiste angenommen, wenn es gilt, die Abweichung vom Gesetz zu entschuldigen."

„Die Schlange betrog mich also, daß ich aß."

„Soll der Geist wünschen, noch mehr Früchte von dem verbotenen Baume der Erkenntniß zu essen?"

„Der Christ soll dem Uebel nicht nahen, aus dem Gutes solgen mag!"

Habe ich zu viel gesagt, wenn ich in Uebereinstimmung mit Hermann den Ursprung aller dieser Umtriebe in der pietistischen Gestühlssaselei sinde, welche jede Krankheit stür eine Strase des rächenden Gottes und jede aus die Wohlsahrt der Menschen hinzielende Arbeit stür eine Sünde hält, weil sie das irdische lammerthal wohnlicher zu machen strebt? Aber wir haben auch Recht, wenn wir sagen, daß die ganze Wühlerei ein Angriss aus die Wissenschaft überhaupt sei. Wir sollen nicht weiter von dem „verbotenen Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses essen", wir sollen in unserer primitiven Unwissenheit verbleiben und in dieselbe zurückgeschleudert werden. Das ist des Pudels Kern, das der weitere Zielpunkt, den sich die Agitation gesteckt hat. Die experimentelle Physiologie und Pathologie ist nur der erste Sündenbock, mit vielem Geschick deshalb ausgewählt, weil man aus die Thränendrüsen und Zwerchsellnerven der Hunde-, Pserde- und Katzen-Liebhaber und Liebhaberinnen damit wirken kann; ist dieses Vorwerk einmal erobert, so werden die Stürme aus die andern Wälle nicht ausbleiben. Das geht klar aus dem Tone dieser sämmtlichen Flugblätter, Schristen und Petitionen hervor, mit denen jetzt alle Welt bestürmt wird, um jede Viviseetiou überhaupt zu verbieten. Das oben erwähnte Blatt stür Abschaffung, ja gänzliche Unterdrückung jeglicher physiologischen Versuche an lebenden Thiereu liesert dafür das beste Ieugniß — zugleich eines stür den Aberwitz, zu welchem diese Menschen kommen. Hier wörtlich dessen Inhalt.

„Die Abschassung der Vivisection ist die Entscheidung des Grundes, daß das Leben niemals gegeben wurde, um Versuche darüber anzustellen."

„Sie ist die Ausübung unparteiischer Gerechtigkeit — die kräftige Auswagung des Rechtes der Wehrlosigkeit."

„Sie ist das Obdach der Barmherzigkeit, das denen gewährt wird, die selbst Barmherzigkeit erwarten."

„Sie ist die Entsagung aus in uns selbst zusammenlausende Rücksichten in Bezug aus sortschreitende material-physiologische Entdeckungen."

„Beschränkungen sanetioniren das Principle der Vivisection, das heißt die Zulassung der Tortur, unter dem inhumanen Vorgeben, daß die Forderungen der Menschheit das Opser von lebenden, zitternden und verstümmelten Thieren verlangen, was nothwendig zu der Hypothese sührt, daß der Mensch bereit sein soll, lebendig seeirt zu werden stür die höheren Rechte von Organisationen, welche ihm in aussteigender Stusensolge zunächst stehen und zu den erhabensten der geschaffenen Wesen auszeigen."

So steht es wahrlich gedruckt zu lesen! Macht euch also sertig, ihr ungläubigen experimentirenden Physiologen und Pathologen! Dadurch, daß ihr an lebenden Thieren experimentirt, gebt ihr den Engeln und Erzengeln, den Seraphim und Cherubim und wie alle diese „Ioltie8t ot oreateck deiuF«" heißen mögen, die „next, iu ^eenämS Sraääatiou" über dem Menschen stehen, das Recht, euch bei lebendigem Leibe zu seeiren. Daraus können es aber die Betreffenden meines Trachtens schon ankommen lassen. Engel mit Chlorosormsläschchen und Seeirmessern in den Händen, statt mit Palmzweigen und Lilienstengeln, um einen aus dem himmlischen Operationstische angebundenen Physiologen gruppirt, dürsten aber immerhin ein ganz interessantes Gegenstück zu Rembrandts Anatomie im Haag abgeben!

Damit mag es denn auch genug sein. Wir sürchten kaum, daß die Agitation, wenn sie auch aus das Festland übertragen werden sollte, dort ähnliche Ziele erreichen würde, wie sie jetzt schon in England erreicht hat. Noch hält man in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien die Wissenschaft zu hoch, als daß man versuchen sollte, ihr solche abgeschmackte und unvernünftige Fesseln anzulegen, und wenn es je einen Physiologen oder Pathologen geben sollte, der die Forderungen, welche die Wissenschaft im Verein mit den Gestühlen der Humanität an ihn stellt, so weit vergessen sollte, daß er „öffentlich oder in Aergerniß erregender Weise Thiere boshast quälte oder roh mißhandelte", so haben wir jetzt in allen eivilisirten Staaten Gesetze, welche solches Gebahren mit nachdrücklichen Strasen belegen. Bis jetzt aber ist noch nie eine solche Klage erhoben worden und wird auch, davon sind wir überzeugt, niemals erhoben werden. Wozu also all' der Lärm?

Dramaturgische Unterhaltungen.	
content-0080.jpg	
	von
Adols wilbrandt. <div>— Wien. —</div>	
	Mein Freund öcävola.

raum eines Schattens ist der Mensch! summte mein Freund vor sich hin, ein letztes Wort aus dem Gespräch wiederholend, das wir eben geführt hatten; rieb sich elegisch sacht an meinem Ofen (als thue es ihm doch wohl, die Körperlichkeit dieses Schattentraumes zu erproben) und schickte aus seiner Cigarre langsam ausschwebende, geringelte Rauchwolken in die Lust. Ich stand am Fenster, mit dem Rücken gegen das Abendlicht, und schwieg. Wer kennt die Ursache der Eigenheiten der Menschen? Warum steht mein Freund so gern in der Ecke an meinem Osen, und ich am andern Ende der Diagonale, au meinem zweiten Fenster, den Rücken gegen das Licht? Thun wir das unbewußt, um auszudrücken, daß unsere „Seelen“ sich zu einander weder parallel, noch auch entgegengesetzt, sondern diagonal verhalten? Es konnte sein; denn die Sache ist so. Mir kam dieser Gedanke, während ich so dastand, und unwillkürlich mußte ich lächeln und schwieg.

Mein Freund Seävola sah mich lächeln; — Mueins Seävola, wie wir, seine Universilätsreunde, ihn nennen, seit er sich damals die rechte Hand an einem Zündhölzchen verbrannt hatte, das über seiner eigensinnigen Beredsamkeit zwischen seinen Fingern zu kurz ward. Er war immer ein eisirger, zäher Disputator gewesen; an jenem Abend — wol zwanzig Jahre ist's her — hatte er in seinem Zimmer mit uns disputirt, er allein gegen uns Drei, über die Willensstärke. Die Cigarre war ihm darüber ausgegangen, er nahm die Zündhölzerschachtel, steckte ein Hölzchen in Brand, und da die innere Streitbarkeit ihm in die Finger suhr, stieß er sich die offene Schachtel aus der Hand, daß alle die Hölzchen sich über den Boden verstreuten. Wir wollten zuspringen, sie auszusammeln; doch er wehrte uns, und das eine brennende Zündholz zwischen den Fingern haltend sprach er ruhig sort, seinen Hymnus über die Willensstärke zu Ende führend, uns stolz und trotzig sixirend, bis endlich die Flamme ihm so dreist am Finger zehrte, daß er mit einem Fluch, den der Schmer; ihm auspreßte, das Stümpschen zu Boden wars. Wir lachten laut; doch im Stillen bewunderten wir ihn. Er hatte wirkliche Brandwunden an Zeigesinger und Daumen; die Narben hat er noch heute. Auch der Name Mueins Seävola ist ihm geblieben; von jenem jugendlichen Willenstrotz — ist nun Manches dahin.

Worüber lächelst Du? sragte er vom Osen her. Weil ich es bin, der es eben nachsprach, daß „der Mensch Traum eines Schattens ist“? — Ia, ja! Was mich betrifft, hat der alte Pindar Recht; doppelt Recht. Ich möchte wol wissen, was ich anders bin, als der Traum eines Schattens. Was leiste ich? Was habe ich geleistet? — Gestern kam ich wieder einmal über mein altes „Stoffbuch“, das ich anlegte, als wir miteinander studirten. Dreizehn sertige dramatische Entwürse sind darin; Entwürse; ausgeführt hab' ich davon zwei — nein, um gerecht zu sein: drei. Und die drei — was ist aus ihnen geworden? Schatten. Geträumte Schatten. Größer, erhabener, langweiliger Pindar! wie sehr hast Du Recht!

Er sagte das mit einem halben Lächeln, doch auch in diesem Lächeln war Melancholie. Wie wenn er das Schicksal wäre, das seine dramatischen Entwürse einen nach dem andern in die Lüste blies, so ließ er seine blauen Ringeln langsam gegen die Decke steigen und sah ihnen nach; mit einem Ausdruck, den ich nicht beschreibe.

Mueins! sagte ich endlich. Es ist wahr, wozu redet man darüber; wir thaten es ost genug, und es hals zu nichts! Doch zuweilen, wenn ich Dich so ansehe — Deine Schiller-Nase (er lächelte), Deine Trauerspieldichter-Augeu, die satirischen Mundwinkel — und dazu diese Stirn, hinter der zu allen Teuselskünsten Platz ist — so versteh' ich Dich nicht. Du warst doch vor Zeiten so bereit, Dir die Finger zu verbrennen. Warum hast Du nichts mehr geschrieben all die Jahre her? Warum schreibst Dn nichts?

Mueius (er lächelte, indem er die „satirischen Mundwinkel“ verzog). Warum?

Ich. Ia, warum.

Mueius. Ich? Was soll ich schreiben? — Du weißt, Anderes als Dramatisches zu schaffen, hat mich nie gereizt; ich bin nun Einer von Denen, die der dramatische Teusel sich erseheu hat, um ihnen aus den Nacken zu springen, ihnen seine Stachel in die Seiten zu bohren und sie zu Tode zu reiten. Er, der Teusel, weiß, was sür ein höllischer, verfluchter Zauber es ist, Dramen zu denken, Dramen zu entwersen — mit Armen und Beinen über dieses Wildwasser zu rudern — Krast gegen Krast! — Ein lyrisches Gedicht — das ist Gnade: es kommt, oder kommt nicht; ein Roman — das ist Ausdauer: hast Du Deinen Leser erst eingesangen, mit Dir in See zu stechen, hernach süht ihn Dein Dreibänder — Dreimaster, will ich sagen — wohin es Dir gesällt: in tropische Leidenschasten, an den Nordpol der Reflexion, in die gemäßigte Zone der Erbaunng — und zuletzt dankt er noch Dir und seinem Schöpser, wenn er wieder an's Land kommt. Ein Drama — das ist Ringkamps; siegen oder sterben! Die seste dramatische Form, wie aus Eisen gesugt steht sie vor Dir da; wie der Magnetberg zieht sie Dich heran; scheiterst Du nicht, so sühlst Du, was Du kannst, sühlst Du, was Du bist!

Ich (ging vom Fenster weg, blieb in Mueins' Nähe stehn). Verzeih, wenn ich lächelte, als Dein alter Fanatismus gegen den dreibändigen Roman — — Nun gut! Es lebe das Drama! — Auch das ist Gnade (Mueins nickte), und auch das ist Ausdauer (er nickte, etwas widerstrebend); doch wenn es vor Allem der Magnetberg ist, der uns lockt und zieht, — warum zieht's Dich nicht mehr? — Hörst Du Deine Landsleute nicht klagen, wie übel es damit steht? Dars Einer unter uns seiern, der den Berus in sich spürt, dem deutschen Theater zu helsen? — Diese satirische Grimasse (denn er schnitt wirklich ein abscheuliches Gesicht) — die ist keine Antwort. Mueins Seävola! Warum schreibst Du nichts?

Mueius. Weil ich — — nun, mein Gott! Weil es mein Unglück war, und mein Unglück ist, mit diesen meinen sehenden Augen alle die ewigen Hindernisse zu sehen, die sich dem deutschen Dramatiker vor die Füße wersen! Weil ich Du bist anders als ich. Du schriebst

von je daraus los, kümmerdest Dich um nichts; nicht um die Intendanten, die Dir Deine Stücke zurückschickten, noch um die Schauspieler, die sie Dir verdarben; nicht um die Menge, die doch dem Schlechteren nachläust, noch um die Kritiker, die der Erfolg so reizt, wie das rothe Tuch den andalusischen Stier. Du — Du dichtest weiter; Du legst die neue Ersahrung zu den alten, „entwickelst Dich“, schaust mit diesem verwünschten ruhigen Blick vorwärts in die Zukunft. Mein Freund, diese Philosophie hatte ich nicht, hab' ich nicht, werde ich nicht haben!

Ich. Was also steht Dir im Wege?

Mueius. Alles! Keine Hauptstadt! Zwei halbe: Wien

und Berlin! daß ich von den Vierteln nicht rede! — Will ich unsern gelehrten Nachmittagspredigern zu Gesallen dichten und so recht aus der „Gegenwart“ heraus-, so recht der „Gesellschast“ an's Herz greisen: wo ist sie, diese Gegenwart? wo ist sie, diese Gesellschaft? Frankreich ist Paris; wo ist Deutschland.? Kann ich, der Dramatiker, der Sittendichter, mir mein Deutschland aus allen Gauen zusammensuchen? Muß es nicht sein wie eine Lust, die mich allstündlich umgibt, wie ein Horizont, den ich stets ersasse, wie ein Spiegel, der mir mich und meine Wirkung zurückstrahlt? — Dann das „Publikum“! Das wahre Publikum des Dichters ist nur dieselbe Gesellschaft, die ihm den Stoff gab, von der sein Schaffen sich nährte! Der Berliner in München — der Wiener in Berlin — können sie sich wie im Mutterboden sühlen? Und verbleiben sie still bei sich daheim, wie entkommen sie dem einseitig Halben, dem Berlinerthum, dem Wienerthum? oder wie entgehen sie dem „Stückwerk“? — — Da ist dann die Kritik —

Ich. Numero drei —

Mueius. Lache nicht; es ist leider eine ernste Sache um die deutsche Kritik! Denn weil auch sie keinen Mutterboden, keinen Mittelpunkt, keine geistig herrschende „Gesellschaft“ hat, so weiß auch sie nicht, was sie will und soll; so besteht sie aus lauter Einzelnen, die mit losgelassener Subjeetivität, oder mit kleinlichem Cliquen-Geist durcheinander sahren; so muß man doppelt roh, doppelt zusrieden sein, wenn sich der Eine und Andere unter ihnen in gradem, gesundem Wuchs, rechtschaffen auswärts entsaltet! ^ Aber da kommen dann diese Schiesgewachsenen, mit ihren verbogenen Talenten, mit ihren theoretischen Lehrgebäuden, ihren unsruchtbaren Schrullen — — Mich stören diese Schrullen; sie reizen mich aus, sie beschäftigen mich — sie lahmen mich; ich bekenn' es. Wenn mir der Eine beweist: „keine Trauerspiele mehr! nur Aristophanesse können uns noch helsen!“ wenn der Andere sein wöchentliches Oeteium oeu8eo hinschreibt: „nur aus Schillers und Goethes Wege — edle, gebildete Menschlichkeit — kann unser Drama noch sortschreiten!“ wenn der Dritte schreit: „keine Römerstücke!“ der Vierte: „kein Mittelalter! Gegenwart, neunzehntes Jahrhundert, letztes Viertel!“ — so macht mich das, aus Verdruß und Gegenstoß, sür eine Weile unproduktiv; ebenso unproduktiv wie Die, welche es schreiben. Ich versasse Gegenkritiken, gegen den Ersten, den Zweiten, den Dritten und den Vierten; ich sühre sie »ä ad8uräum, ich „vernichte“ sie Alles nur im Kops denn, mein Gott, wozu das niederschreiben: es hülse ja zu nichts! — Ich bitte Dich, unterbrich mich nicht; nur noch drei Worte, schau, dann bin ich sertig. Endlich die Schauspieler! — Hab' ich einmal etwas besonders Zartes, Feines im Kops, das sich gestalten will, so weiß ich: außer Zweien, Dreien werden sie mir's alle vergrößern; denn zum Vergrößern zieht man ja unsere Schauspieler heran! Und vergrößert, ver„derb“t, was ist es dann? Verdorben; entseelt; unwahr geworden; also schlimmer als todt. Was ist der Dichter, mein Lieber? Das, was der Schauspieler aus ihm macht! Sieht Iemand durch den vergrößerbnden, ver„derb“enden Schauspieler hindurch, was der Dichter gewollt hat? Bah! Vel äuo, vel nemo! Auch die Besten nicht; sie ahnen nicht, wie undurchsichtig, wie breitschultrig der Schauspieler vor dem Dichter dasteht; nein, sie schütteln ihre deutschen Köpse, aber sie ahnen es nicht! — Dann heißt es am andern Tag in allen sünsundzwanzig Kritiken: „die Schauspieler thaten ihr Möglichstes, das Stück zu retten“; oder: „selbst den heroischesten Anstrengungen der Darsteller gelang es nicht, uns sür die unklare Dichtung zu erwärmen“; oder: „bei den Darstellern hat sich der Versasser zu bedanken, daß ihm ein vollständiger Mißersolg erspart blieb“;

— während seine reinsten, zartesten, sinnvollsten Intentionen von handwerksmäßigen, begeisterungslosen, schreienden Naturburschen zwischen den Zähnen zermalmt wurden! — Dem allen soll ich mich aussetzen? Nein, mein Bester! Lieber steh' ich an Deinem Osen, rauche Deine Cigarre, stülle Deine Lust mit meinem Mißmuth an, und lese Deine Stücke, statt die meinen zu schreiben!

Ich snach einer Pause). Und nun wärst Du zu Ende.

Mueius. Ia.

Ich. Hm —!

Mueius. Ist das alles, was Du mir erwierdest?

Ich. Du sagtest vorhin selbst: ich sei anders als Du. (Ich sah uns wieder in der geistigen „Diagonale“; doch ich sagte es nicht.) Nur eine Frage, vor Allem. Warum meintest Du, auch gegen die Schrullen der Kritik kritisch auszutreten „hülse doch zu nichts“? Warum entwickelst Du Deine eigene Meinung nur im Kops, nicht auch vor den Leuten? Warum suchst Du nicht wenigstens durch Deine Gedanken zu wirken, wenn Dir die Lust zum Dramenschreiben vergeht?

Mueius. Kritische Aussätze schreiben? Gegenkritiken? — Ich mag nicht. Nenne mich, wie Du willst; das Gedruckte ist überhaupt meine Sache nicht. Muß denn Ieder schreiben und drucken? — Lieber Freund — das lebendige Wort! — Diese Alten wußten, was sie thaten, als sie ihre Ideen sortpflanzten durch das lebendige Wort; die Pythagorasse, die Sokratesse voran, dann die Systematischen, die Bücherschreiber desgleichen: was sie ausschrieben und verössentlichten, war nur das Gröbste, Verständlichste, das „Exoterische“; aber das eigentliche Geheimniß ihrer Lehre, das Innerste, das „Esoterische“ ging von Aug' zu Aug' und von Mund zu Mund. Wenn ich so dastehe und über ein gutes Wort, einen sruchtbaren Gedanken mit Dir plaudere, so weiß ich: das wird nicht gedruckt — denn Du, mein Lieber, bist schon ganz und gar nicht der Mann, noch etwas Anderes als Deine Stücke zu schreiben ^- kurz, es bleibt unter uns; wir aber haben eine Stunde wahren Lebens gelebt! Oder wenn ich mit irgend einem Iüngeren, Strebenden, noch Unersahrenen zusammenkomme, durch vernünftiges Gespräch, durch ein herzliches Sich

Ausschütten aus ihn zu wirken suche, so Ich möchte wissen, worüber

Du jetzt lächelst. Warum gehst Du zur Thür und horchst?

Ich. Weil eben Iemand kommt, den Du aus Deine Weise sassen könntest: durch das „lebendige Wort'. Ich erkenne ihn an der jugendlichen Stimme; er sragt nach mir, aus dem Vorplatz. Ein angehender Poet, ein Dramatiker; — doch mir scheint, Du kennst ihn. . sEs ward geklopst.) Herein!

Der junge Mann, den ich erwartet hatte, trat ein; nicht eine bedeutende, doch eine angenehme Erscheinung, mit liebenswürdig unreisem Gesicht, ein etwas stillloses Bärchen aus der Oberlippe. Ich hatte mich nicht getäuscht: Mueins Seävola kannte ihn schon, den jungen Franz (wie ich ihn hier nenne). Wir waren noch nicht weit über die ersten Begrüßungen hinausgekommen, so verbreitete sich ein schüchternes, ernst geheimnißvolles Lächeln über Franzens Gesicht; sür den ersahrenen Seävola das Zeichen, nach des Iünglings Brusttasche zu blicken. In der That erschien auch gleich daraus aus dem Abgrund dieser Brusttasche ein zusammengebogenes, starkes Manuscript. Die Oberlippe mit dem Bärtchen bewegte sich, einige Worte folgten, von denen ich „Trauerspiel“ und „Frucht dieses Winters“ verstand, und aus meiner ausgestreckten Hand ließ diese Frucht sich nieder. Ich öffnete sie und wars einen Blick aus Titel und „Personen“. Es war ein Trauerspiel aus dem deutschen Mittelalter; zwei Kaiser und ein Papst standen obenan; zwanzig bis dreißig Personen von geringerer Lebensstellung folgten.

Sie wünschen, daß ich es lese, nicht wahr, sragte ich den Iüngling.

Franz sder eine Hand aus das starke Manuscript legte, wie um es so besser zu empsehlen, oder aus unbewußtem Vaterstolz). Ich bitte Sie um ein Urtheil, — eh' ich das Ding da drucken lasse und an die Bühnen versende. Es behandelt eine der wichtigsten Epochen, und — — natürlich ist die Gesinnung patriotisch; durchaus patriotisch. Die neuesten historischen Quellen habe ich benützt. Sind zu viel Personen, so kann man einige weglassen; die Anweisung dazu hab' ich in einer Schlußbemerkung gegeben.

Ich (das Manuscript zu Seävola hinüberreichend). Wenden wir uns vor Allem an diesen Herrn, lieber Franz; der liest das Stück noch heute Abend oder heute Nacht, — und zwei Urtheile sind doppelt so viel wie eines. Morgen gibt er's dann mir.

Mueius nickte.

Franz (zu Mueins, der in das Hest hineinsah). Glauben Sie nicht auch, daß es gut war, diesen Stoff zu wählen —

Mueius (sah den Iüngling an). Wie leben Sie?

Franz (erwiederte verdutzt seinen Blick; wars dann den zweiten ans mich). Wie ich lebe?

Mueius. Ia.

Franz simmer besremdeter). Wie meinen Sie das? — Wie ich meine Tage verbringe —?

Mueius. Ia.

Franz. Nun — wie Iedermann in meiner Lage: (lächelnd) ich lese, ich schreibe, ich lebe mit allerlei Leuten; ich gehe in's Kaffeehaus, in's Theater, — und Nachts geh' ich zu Bett.

Mueius erwiederte nichts, sondern vertieste sich wieder in das Manuscript.

Franz (nach einer Weile). Wenn ich sragen dars: wie sinden Sie die Verse? — Glauben Sie, daß es besser gewesen wäre, ich hätte das Stück in treuherziger deutscher Prosa geschrieben, ü, Ia Götz — wie das jetzt einige Kritiker empfehlen? Oder meinen Sie nicht auch, daß sür so eine Culturkamps-Tragödie der schwungvolle Vers doch das Bessere ist?

Mueius (wieder ausblickend). Sind Sie schon gereist?

Franz (diesmal verlor er geradezu die Fassung). Ob ich schon gereist bin?

Mueius. Ia.

Franz. Ich — ich verstehe nicht recht, warum Sie das sragen. (Er sah wieder aus mich; doch ich, ein aussteigendes Lächeln unterdrückend, winkte ihm stumm, sich an Seavola zu halten, Franz suhr hieraus sort:) Ich — ich war in Norwegen; und in Philadelphia aus der Weltausstellung. Es interessirte mich sehr — — Ah, Sie kommen da eben an die große Seene in Rom! Die hab' ich aus Anrathen eines meiner Freunde noch hineingeschrieben; es sehlte ihm das Schiller'sche, das Marquis Posa'sche in meinem Stück, — wie das Stück vorher war. Finden Sie nicht auch, daß die Seene gut thut —

Mueius. Mit was sür Menschen leben Sie hauptsächlich?

Franz. Ich?

Mueius. Ia, verehrter Herr; Sie.

Franz. Mit was sür Menschen ich hauptsächlich lebe?

Mueius (immer ernsthast). Haben Sie die Gnade, mein Herr, sagen Sie mir das.

Franz (der nicht umhin konnte, zu lächeln). Wenn Sie es durchaus wünschen, — mit Vergnügen! — Ich lebe viel im Kasseehaus; mit jungen Literaten, die einen Verein gegründet haben, worin sie Vorträge halten; mit Kritikern, die sich zum Theil schon sür mich interessiren; — einem von ihnen verdank' ich jene Seene in Rom. Dann in Familien, wo man Literatur macht; wo ich auch allerlei weibliche Collegen kennen lerne —

Mueius (murmelte). „Da habt ihr ein groß Publikum!" (Dann vertieste er sich abermals in das Manuscript.)

Franz. Wie verstehen Sie das?

Mueius (deutete, statt zu antworten, aus eine Stelle in der Tragödie) Diese warmen Worte des alten Raubritters Fulko erquicken mein nationalliberales Herz.

Franz. Ich weiß nicht, — spotten Sie? (Mueins schüttelte mit der ernsthastesten Miene den Kops.) Diese Rede des Fulko — in unserm Verein wirkte sie ganz besonders; sie schlug ein! — Nur wer die Ideen unserer Zeit zum Ausdruck bringt, wirkt aus unsere Zeit! — Uebrigens die solgende Seene ist wieder ganz naiv, handelt nur von Liebe; aus Anrathen einiger literarischer Freundinnen hab' ich sie noch verstärkt; des Contrastes wegen. Meinen Sie nicht auch, daß der Contrast hier gut thut —

Mueius. Was sür Schriststeller lesen Sie hauptsächlich?

Franz starrte den Mueins eine Weile an; dann stand er aus.

Ich. Warum schweigen Sie, Franz? Warum machen Sie ein so verstörtes, beleidigtes Gesicht? — Dieser Freund will Ihnen wohl; er hat nur seine eigene Art. Warum sollte man einen jungen, strebenden, werdenden Menschen nicht sragen, wie er sich geistig ernährt? aus was sür Büchern und Menschen?

Franz (sich wieder sassend). Ich sinde nur, daß alle diese Fragen — — Was ich lese? — Ich versolge die Zeitschriften, die großen und kleinen Iournale; ich sehe aus den Kritiken, was in der Welt neu erscheint, — es entgeht mir nichts. Die Bücher, die in den Zeitungen empsohlen werden, schaffe ich mir an; dann natürlich, was durch die literarischen Freunde mir in's Haus kommt — — Warum lächeln Sie beide? — Machen Sie es anders? — Soll man denn nicht sortgehen mit seiner Zeit; ist man nicht dazu da? Und wenn ich als Schriststeller, als Dichter, die Bedürfnisse meiner Zeit nicht kenne, wie soll ich es erreichen, das zu schreiben, was ihr gefällt?

Mueius. Wem, wenn ich sragen dars?

Franz. Wem? Nun, dem Publikum —

Mueius. Ihnen selber nicht?

Franz (etwas verwirrt). Mir? — — Nun, natürlich auch mir. Ich setze voraus, daß es auch mir gefällt —

Mueius. Warum auch Ihnen gefällt? Weil es Ihrer inneren Ueberzeugung entspricht, oder weil es dem Publikum gefällt?

Franz (überlegen). Die innere Ueberzeugung — das ist wol ein sehr ungewisser Boden; ein bestechliches Tribunal. Hab' ich das Publikum sür mich, so hab' ich ja, was ich wollte! Denn sür wen schreibt man anders seine Tragödien und Komödien, als sür das Publikum —

Mueius. Für welches, mein werther Herr?

Franz. Für welches? — Nun, sür das chinesische nicht; sondern sür das deutsche. Für das Publikum, das meine Sprache spricht; das unsre Theater süllt —

Mueius. Für das Publikum der ersten Aussühhung? des ersten Abends? nicht wahr?

Franz. Zunächst sür dieses; natürlich.

Mueius. Aber auch sür das Publikum des zweiten Abends?

Franz (lächelnd). Ia, mein Herr; auch sür das.

Mueius. Und sür das Publikum des zehnten Abends?

Franz. Mein Gott, ja; natürlich —

Mneiuis. Und des hundertsten?

Franz. Ich weiß nicht, was Sie wollen. — Und des hundertsten; ja!

Mueius. Wir nehmen also an, werther Herr, Ihre CulturkampsTragödie mit der verstärkten Liebesseene und dem national-liberalen Raubritter Fulko komme aus die Bretter! Erste Aussühhung; der gesunde Gedankengang des Raubritters Fulko schlägt ein, die Naivetät der Liebenden sößt uns Mitleid und Furcht ein; rauschender Erfolg. Sie haben dem Publikum gefallen; Sie haben also, was Sie wollten; Alles ist in Ordnung! — Zweiter Abend: ein anderes Publikum; ein Publikum, das die Zeitungen gelesen hat — die Zeitungen, die das Stück zum Theil ohne Maß gelobt, zum Theil ohne Barmherzigkeit zerrissen haben; — zweiselhaste, ungewisse Stimmung; Beisall, Widerspruch; endlich geht man ruhig nach Hause. Dritter Abend: bei der tüchtigsten und bravsten Rede des Raubritters Fulko saugen einige Niederträchtige aus der dritten Bank an zu lachen; der naive Schmerz seiner Tochter, die den atheistischen Nessen des Papstes liebt, sößt weder Mitleid noch Furcht ein; am Schluß der Tragödie brechen dennoch einige Mitglieder des literarischen Vereins in plötzlichen Beisall aus; doch die Zahl der Niederträchtigen ist größer und man zischt sie nieder. Vierter Abend — der letzte —

Ich. Ah! ah! Genug! — Siehst Du denn nicht, wie blaß Franz geworden ist. Wie er im Uebermaß der Gestühle seinen Schnurrbart deeimirt! — Schonung sür den Iüngling —

Mueius. Laß mich nur: ich richte ihn wieder aus! — — Sagen Sie mir, Herr Poet: welches von diesen vier Publikums war denn nun das rechte? Für welches dieser vier hatten Sie geschrieben? Von welchem dieser vier nehmen Sie Ihren Spruch?

Franz (nach einigem Ueberlegen, mit liebenswürdiger Fassung). Nun

— ich müßte glauben, daß mein Werk einiges Gute hatte, das den Wohlwollendsten und Empsänglichsten gesiel; doch daß es zu schwach war, um sich zu behaupten —

Mueius. Nicht zu schnell, werther Herr! Uebereilen Sie sich nicht!

— Nehmen wir an, seit dem vierten und letzten Abend sind zehn Iahre dahin; Sie haben inzwischen große Erfolge errungen, wie Sie es wahrscheinlich verdienten (Franz lächelte einen Augenblick; doch er nahm schnell wieder eine ernste, ruhige Miene an); Sie sind der sogenannte „Löwe des Tages" (Franz kämpfte mit einem zweiten Lächeln, doch dieses war stärker als er); — kurz, dem neuen Director, einem klugen Kops, kommt eines Tages der Gedanke: graben wir jenes erste Stück, mit dem Raubritter Fulko, über den wir Drei damals so herzlich lachten, — graben wir das Teuselszeug aus dem Archiv wieder hervor! — Es wird ausgegraben; Aussühhung; sünster Abend; — ungewisse Stimmung. Von dem Löwen des Tages, unserm großen Franz, hatte man mehr erwartet; man achtet den wohlmeinenden Raubritter Fulko, aber man begeistert sich nicht; die Liebe seiner Tochter erregt ein angenehmes Mitleid, aber nicht genug nervenquälende Furcht; — endlich, mit dem selbstverständlichen Respect vor dem Genins unseres Franz, „der sich auch hier nicht verleugnet", geht man laulich angeregt heim. Sechster Abend: ein anderes Publikum; ein Publikum, das Morgens im „leitenden Blatt" den Aussatz des großen Krttikers .t. gelesen hat; des großen Kritikers X., der aus dieser ersten „Klaue" schon damals (denn er sagt es) den ganzen Löwen erkannt hatte, — der die große Rede des Raubritters Fulko über Wilhelm Tells Monolog stellt, und kaum mehr den Muth hat, Egmonts liebliches Clärchen mit Fulkos unsterblich rührender Tochter zu vergleichen. Andächtige Stimmung des gesüllten Hauses; wachsendes Erstaunen. Welche Shakespeare'sche Mischung von Humor und Tiessinn in diesem deutschesten aller deutschen Ritter; welche Kleistische Kühnheit der Naivetät in dieser jungsräulichen Liebe! Zuerst ein dumpses Grollen des Erfolgs; endlich ansbrechender Sturm. Der Director — seht dieses Krokodil! — der Director hält sein Taschentuch vor die Augen, vor das ganze Gesicht, um sein schmunzelndes Lächeln zu verbergen. Siebenter, achter, neunter, zehnter Abend — zählen wir nicht mehr: einer wie der andre. Fulko hat gesiegt; zwanzig, dreißig, vierzig Abende solgen nun dem sechsten so gewiß, wie dem munteren Leithammel seine ermunterte Heerde!

Ich. Du hast es Dich etwas kosten lassen, den gebeugten Poeten wieder auszurichten. Doch er ist getröstet. Welche Mühe es ihm macht, wieder so kaltblütig dreinzuschauen wie ein alter Römer. — Franz! Woran denken

Sie?

Franz. An den eigentlichen Sinn all dieser Reden und Fragen —

Mueius. Wir sprachen vom Publikum, wenn Sie sich erinnern. Welches Publikum ist denn nun das rechte, sür das Sie leben und schaffen? Das des ersten Abends, oder das des letzten? Das von einem srüheren „Heute“, das Sie sallen ließ, oder das vom heutigen „Heute“, das Ihnen zuläust, weil mau Sie ihm anpries? Das von morgen, das Sie als „zeitgemäß“, als „modern“ bejubelt, oder das von einem sernen Uebermorgen, das Sie wie ein unreises Pslänzchen still verdorren läßt? — Sagen Sie! sagen Sie! — Ist es die Menge, die am nächsten Abend im Cireus über die Clownsspässe wiehert, oder die kleine, elegante Gemeinde des Salons, die am Theetisch über einen kräftigen Ausdruck Ihres Helden die duftenden Köpse schüttelt? Sind es die Nüchternen, die der Schöpser in seinen kalten Momenten zum Kritisiren erschus, oder die Empsänglichen um jeden Preis, die in ihrer weitherzigen Begeisterung Elephanten und Kameele verschlucken? — Sagen Sie doch, mein werther

Herr! — Aber Sie sagen nichts. Sie sehen mich nur an. Wenn

Sie soeben etwas gesagt haben sollten, das ich etwa nicht hörte, so bitte ich ganz ergebenst: sagen Sie's noch einmal!

Franz (treuherzig). Nein, ich sagte nichts. (Er wandte sich, eingeschüchtert, zu mir:) Warum sind Sie so still? — Sie, der Sie doch auch sür das Publikum schreiben — — Zwar, nach diesem Herrn weiß Nard und 3«d, 1.2. 18

man nicht, sür welches! — — Mir scheint, der Herr möchte'mir überhaupt verleiden, sür irgend Iemand aus der Welt zu schreiben und zu dichten —

Ich. Nein! so scheint es mir nicht! — Wenn ich ihn recht verstehe, will er Ihnen nur sagen: Suche nicht das Publikum, dem Du gefallen könntest, sondern suche Dich selbst! Suche nicht draußen um Dich her die Mittel aus, durch die Du gefallen könntest, sondern suche Deinem Innern einen Zweck zu geben, der aus Die da draußen zurtückwirke! — Mir scheint, er will Ihnen sagen: Was thust Du und wie lebst Du, um nicht mit den Kleinen klein, mit den Eintagssliegen zur Eintagssliege zu werden, sondern um den „reichen Mann“ aus Dir zu machen, der sür Die von heute, Die von morgen, Die von übermorgen gute Gaben genug hat? der nicht zu sragen braucht: von welchem Beisall leb' ich diesen heutigen Tag — sondern der sragen dars: welches Gute kann ich morgen, übermorgen wirken? — Er will Ihnen sagen, Franz: mach' einen ganzen Menschen aus Dir; so wird vielleicht aus dem ganzen Menschen auch ein ganzer Poet! Lebe mit den Besten, — ob sie nun vor Jahrtausenden lebendigen Fleisches waren, oder ob sie heute herumwandeln; gesalle Dir nicht unten im Teich, wo die Stimmen des Tages quaken, soudern da oben ringe Dich hinaus, von wo dieses scheinbar große „Meer der Zeit“ zum sern quakenden Teich wird; —und dann, zu den Meistern über Dir hinausschauend, Schulter an Schulter mit den gleichgesinnten Genossen, hinunterhorcheud aus die Stimmen der Zeit, die da kommen und gehen, suche zu lernen, zu schassen und zu wirken: vielleicht gesällt es dann Gott, daß auch Du gesallest!.

Franz stand aus. — Eine Weile sagte er nichts; seine schlanke,

etwas schmalschultrige Gestalt stand regungslos gegen das Abeudlicht, das hinter ihm durch die großen Fensterscheiben hereinsiel. Endlich kam er zu mir und gab mir die kühl, sast kalt gewordene Hand, während die Wangen ihm brannten. Er ging auch zu Mueins, der sich leise am Osen hin und her bewegte, und drückte ihm die Hand, noch immer ohne zu sprechen. — Ich ^ — ich danke Ihnen! sagte er, dem Schweigen ein Ende machend, mit ungewisser Stimme. Ich — — Leben Sie denn wohl! — Denken Sie nicht, daß ich dieses Gespräch — — daß ich es vergesse. „Sondern suche Dich selbst“ — — das ist der Gedanke, der mir sehlte. Den ich ganz verstehe. „Suche Deinem Innern einen Zweck

zu geben“ ich danke Ihnen! (Er drückte mir nochmals die Hand.)

Glauben Sie mir, meine Herren — — glauben Sie mir — — Gute Nacht!

Er wars im Gehen noch einen Blick aus sein Manuscript, das neben Mueins aus einem Stuhl zurückblieb; wie es schien, wünschte er noch zu sragen, wann er unser Urtheil darüber hören werde; doch es wollte ihm kein Wort mehr über die Lippen. Mit einer Art von — bewußter

oder unbewußter — Selbstverachtung schüttelte er leise den Kops, und ging hinaus.

— Glaubst Du. daß es sitzt? daß es ihn hat? sragte Mueins. als wir Beiden allein waren. Glaubst Du, daß er noch „wird“?

Ich zuckte die Achseln; und so viel ich mich erinnere, antwortete ich nichts.

So viel weiß ich, sing Mueins wieder an: der wird's nicht machen wie ich; der wird Stücke schreiben, eines nach dem andern, und das kleine, spitze Stahlschwert in seiner rechten Hand wird einen langen, grausamen Krieg mit dem Publikum sühren — und wer weiß, ob er nicht gewinnt! — — Werd' ich ihn dann beneiden? Nein; das werd' ich nicht. Gute Nacht, mein Lieber! Gieb mir meinen Hut vom Tisch herüber; es wird Zeit, daß ich Dich verlasse.

Warum? Wohin? sragte ich.

Heim, sagte er; noch heute Abend lese ich dieses wunderbare Stück. Ich sage Dir, der Ansang hat mich an meine Iugend erinnert; ähnliche Sachen schrieb ich auch einmal — nur etwas mehr Feuergeist, denk' ich, war darin. Guter Gott! wie viele Dramatiker von meinem Schlag in diesem verwünschten Deutschland sterben und verderben! — Muß es denn sein? — Wird es immer so sein? — — Doch ich will Dich und mich nicht melancholisch machen. Ich werde heute Nacht von Fulkos lieblicher Tochter träumen — — Traumen — — „Traum eines Schattens ist der Mensch.“ Was waren zu diesem Iüngling Deine letzten Worte?

„Vielleicht gefällt es dann Gott, daß auch Du gesallest“ Bei mir

gesiel es ihm nicht! — Wenn ich vor Dir sterben sollte — was mir nicht mißsiele — so laß aus meinen Grabstein etwa Folgendes schreiben: „Hier ruht Gajus Mueins Seavola; statt deutsche Trauerspiele zu versassen, war er selber eines; eines unter vielen. Es scheint, die Natur hatte den Wunsch, viel aus ihm zu machen; doch er ward höchstens etwas —

und nun ist er nichts!“ Ich werde von Fulkos lieblicher Tochter

träumen. Ich werde von meiner Iugend und von der Kunst in Deutschland — — Gieb mir meinen Hut. Gute Nacht!

content-0082.png

Cin
literarischer Findling als „Hessinas Faust“.

von
^uno Fischer. — Neidelberg. —

content-0084.jpg

a die Welt diesen Faust nie wirklich gesehen hat, so ist er nicht wieder erschienen, sondern er ist da — ein paar Jahre vor Lessings hundertjähriger Todesseier! Er war nicht todt, nur todtgeglaubt, bürgerlich todt, im tiessten Ineognito begraben, also kein Revenant, sondern ein Verschollener, ein Findling! Wackere Männer haben den Psad nach der Stelle, wo er lag, ausgespürt, einer hat sie gesunden.

Noch bevor ich das seltsame Phänomen näher in Augenschein nehmen konnte, bin ich einigemal von Bekannten mit der Anrede überrascht worden: „wissen Sie schon, daß Lessings Faust entdeckt ist?“ Es ist der Faust „ohne alle Teuselei“. Der gute Engel im Stück, der den Faust rettet, heißt Ithuriel, und der gute Engel, der das Stück selbst gerettet hat, heißt Karl. Hier ist der Titel: „Johann Faust. Ein allegorisches Drama in süns Auszügen sgedruckt 1775, ohne Angabe des Versassers). Muthmaßlich nach'G.E.Lessings verlorenemManuscript. Herausgegeben von Karl Engel. Oldenburg 1877.“

Ich habe vordem schon mancherlei Täuschungen erlebt, die man mit Lessing getrieben, und bin etwas vorsichtig geworden. Unwillkürlich kommt mir die Erinnerung an eine Schrift, deren Versasser gleich im Eingange erklärte, es gebe ein Testament Lessings, worin der verborgenste und tiesste Gedanke des Mannes niedergelegt sei, der eigentliche Kern seiner Weltanschauung, nur dem Eingeweihten erkennbar, von ihm, dem Eingeweihtesten, zum erstenmal: erkannt; er aber verhalte sich auch zu Lessing, wie der Sohn zum Vater, wie der Busensohn, der den Vater am tiessten kenne, er habe dessen Hinterlassenschaft durchspäht, ungeduldig, das Document zu sinden, das der Vater in der Absicht ausgesetzt, daß dieser Sohn es entdecken und der Welt ausschließen solle. Meine Erwartungen waren aus das Höchste gespannt. Zuerst mußte ich die ganze Lebensgeschichte Lessings nach Danzel und Guhrauer passiren, die ich kannte; je weiter ich las, um so größer wurde meine Ungeduld, und ich ries, wie das römische Volk bei der Antoninsrede, einmal über das andermal: „das Testament! Zeig' mir das Testament!“ Endlich kam es, der Äuseusohn zog es aus der Brusttasche, es war — die Erziehung des Menschengeschlechts mit ihren Sätzen von der Seelenwanderung, eine Idee, die jeder Leser des großen Mannes kennt und jeder Kenner Lessings an ihren Ort zu stellen weiß. Ein anderer dieser Liebblingssöhne, die zu sagen pslegen „mein Lessing“ — es gibt deren weit mehr als drei — hatte dem Nathan sein tiesstes Geheimniß abgelauscht, er hatte entdeckt, daß Lessing in diesem Stück Swists Liebesgeschichte dramatisirt und daß ihm unter anderem bei der Recha (wie schon die Lautähnlichkeit beweise) Fräulein von der Recke vorgeschwebt habe. Seitdem gehe ich den Liebblingssöhnen gern aus dem Wege, die aus ein Haar aussehen, wie der ältere Bruder vom verlorenen Sohn.

Unter diese Leutchen rechne ich nun keineswegs obigen Engel, der vielmehr die gute Absicht gehabt, Lessings verlorenen Sohn in's Vaterhaus zurückzuführen, und nur die hossnungsvolle Muthmaßung hat, der von ihm gesundene Faust sei der von Lessing verlorene. Jedensalls gebührt ihm das Verdienst, mit vieler Mühe ein bisher unbekanntes Stück der dramatischen Faustliteratur au's Tageslicht gebracht zu haben. Freilich macht die Mühe des Finders noch nicht den Werth des Fundes.

Jetzt handelt es sich um die Anerkennung. Die Frage heißt: ächt oder nnächt? Aus welche Voraussetzungen gestützt, wagt man den Schluß oder auch nur die Vermuthung, das Stück könne von oder auch nur nach Lessing gedichtet, d. h. aus einer Kenntniß seiner vollständigen Fausttragödie geschöpft sein? Und wenn die äußeren Gründe haltbar sind, wie steht es mit den inneren? Trägt das Stück die Spur einer Verwandtschaft mit Lessings Geist?

Wir lesen in gewissen Zeitschriften schon zustimmende Urtheile mit der Erklärung, das Stück sei deshalb anonym erschienen, weil das Manujeript gestohlen und dann theilweise verändert worden. Man ist, wie ich sehe, im besten Zuge, Lessings Vaterschaft anzuerkennen und sür die Erhaltung dieses „Johann Faust“, der in demselben Jahre ausgesetzt wurde, wo Lessings ächter Sohn, wie es heißt, verloren ging, ihn die Kosten zahlen zu lassen. Warum nicht? Zur Abwechselung soll auch in unserer Literatur einmal der Findling den Fürstensohn spielen!

Nachdem die deutsche Faustsage eine lange Reihe literarischer Metamorphosen durchlaufen und im Geiste Lessings eine mächtige Umgestaltung und Erhöhung angestrebt hat, ist dieser Lessing'sche, uns nur in der Anlage bekannte Faust selbst zeitig genug Gegenstand einer Sagenbildung geworden, aus deren Wolke plötzlich der anonyme Findling „Johann Faust“ hervortritt. Im Gotha'schen Theaterkalender von 1779, den Reichard herausgab, wird das Stück angesührt, es ist in München 1775 erschienen, außerdem bringt der Kalender in dem Personalverzeichniß einer wandernden Schauspielertruppe die merkwürdige Notiz, „Herr Waldherr habe mit Mephistopheles in Lessings Iohann Faust debutirt“.

II.

Was weiß man von Lessings Faust? Es ist nöthig, diese Frage so zu beantworten, daß die betreffenden Zeugnisse nicht, wie zu geschehen pslegt, durcheinander gemengt, sondern mit der gehörigen kritischen Rücksicht gesichtet und geordnet werden. In erster Reihe stehen Lessings eigene Aeußerungen, die öffentlichen, brieslichen und was sich im Nachlaß findet; die Zeugnisse zweiter Reihe sind in Briesen an Lessing zu suchen, sosem diese seinen Faust berühren; in dritter Reihe kommen die späteren Berichte.

1. Von Lessings öffentlichen Schriften hat nur eine den Faust zum Gegenstand und enthält zugleich das einzige von ihm veröffentlichte Fragment einer Faustdichtung: der berühmte siebzehnte Literaturbries vom 1U. Februar 175'.». Er bringt die Kriegserklärung gegen Gottsched und den srantzösischen Geschmack als Führer unseres nationalen Dramas, die Hinweisung aus Shakespeare und die Griechen als unsere ächten und geistesverwandten Vorbilder. „Daß aber unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläusig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen, Doctor Faust, hat eine Menge Seenen, die nnr ein Shakespeare'sches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland und ist es zum Theil noch in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurs dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Austritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig, ihn zu lesen? Hier ist er. Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben, und nun sängt die dritte Scene des zweiten Auszugs an. — Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Seenen hätte? Ich auch!"

Das Motiv der Seene, die Wahl des geschwindesten der Höllengerister, ist alt und in der Magussage begründet, die dramatische Ausführung findet sich schon in dem deutschen Volksschauspiel *Faust*, und man kann sie im Puppenspiel nachlesen. Lessing hat seine Seene dem Volksschauspiel nachgebildet und nennt sie einen „alten Entwurf“, war es ihm doch um die Wiederbelebung des volkstümlichen Dramas zu thun. Dennoch athmet die Seene in Gedanke und Sprache den unnachahmlichen Lessing'schen Geist, und es ist unbegreiflich, wie man heutzutage diese Seene für ein Citat halten kann. Aus die Frage: „Und welcher von euch ist der Schnellste?“ antworten die Geister alle: „Der bin ich!“ „Ein Wunder!“ ruft Faust, „daß unter sieben Teuseln nur sechs Lügner sind. Ich muß euch näher kennen lernen.“ Im Volksschauspiel ist der geschwindeste Teusel so schnell als der Gedanke des Menschen; dem Lessing'schen Faust ist er zu langsam. Schneller ist die Rache des Rächers, des Gewaltigen, der sich allein die Rache vorbehielt. „Teusel, du lästerst — schnell wäre seine Rache? schnell? Und ich lebe noch? Und ich sündige noch?“ Und was antwortet der Geist? „Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!“ Ich sollte meinen, in diesem Worte müßte ein Tauber Lessing reden hören, nur ihn. Der siebente Geist ist so schnell, als der Uebergang vom Guten zum Bösen. „Ha! Du bist mein Teusel! So schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! Ich habe es ersahren, wie schnell er ist, ich habe es ersahren!“ Ich möchte wissen, wer unter Lessings Freunden, außer ihm selbst, der Mann war, der so zu denken und zu schreiben verstand?

2. Aus Lessings Nachlaß kennen wir den Entwurf des Vorspiels und die Skizze der vier ersten Austritte. In einem alten Dom, um Mitternacht, hält Beelzebub eine Versammlung höllischer Geister, in der verderbliche Thaten berichtet und geplant werden. Der schlaueste der Teufel hat einen Heiligen verführt und rühmt sich, im Laufe eines Tages auch den Faust in's Verderben zu stürzen, von dem es heißt, er sei nicht so leicht zu verführen. Das Unmaß seiner Wißbegierde soll ihn stürzen. In der ersten Scene erscheint Faust in philosophische Zweifel vertieft, zu deren Lösung er von Neuem den Geist des Aristoteles beschwört. Diesmal gelingt die Beschwörung. In der zweiten Scene erscheint in der Gestalt des Aristoteles jener Teufel, der es unternommen hat, den Faust zu verführen. Nachdem er ihm die spitzigsten Fragen beantwortet hat, verschwindet der Geist. In der dritten Scene folgt eine neue Beschwörung, aus die in der vierten ein neuer Dämon erscheint.

Das ist Alles, was wir ans Lessings Faust durch den Dichter selbst wissen.

3. Dazu kommt über den Faust eine sehr merkwürdige Notiz in den nachgelassenen „Cöllectaneen zur Literatur“. Unter der Ueberschrift „Dr. Faust. Zu meiner Tragödie über diesen Stoff“ wird eine Stelle aus Diogenes von Laërte, ein Ausspruch des Tamerlan und eine Seeue aus einem englischen Werk über Universalgeschichte angeführt. Hier wird das Verderben, das durch einen saraeenischen Fürsten über die Stadt Pergamus kommt, als ein göttliches Strasergericht sur deren Frevel geschildert. Auch Tamerlan habe seine Grausamkeit damit entschuldigt, daß er als Geißel Gottes aus Erden erschienen. Und von dem Cyniker Menedemus erzählt Diogenes, er sei in einer Furienmaske herumgezogen, mit dem Vorgeben, er komme aus der Hölle, um aus die Sünder Acht zu haben und den Geistern daselbst Nachricht zu bringen. Hierzu bemerkt Lessing: „Dieses kann vielleicht dienen, den Charakter des Versüßers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen. Desgleichen was Tamerlan zur Entschuldigung seiner Grausamkeit gesagt haben soll u. s. s.“

Diese Notiz bezeugt, daß Lessing einen „zweiten Faust“ im Sinn hatte, worin der Versüßer seinen Namen Mephistopheles seinen wir von Lessing nicht genannt) anders gesagt war, als im ersten. Ob dieser zweite Faust, als die obige Notiz geschrieben wurde, ausgeführt war oder nicht, darüber geben die Colleetaneen keine Auskunft. Ich halte dafür^ daß er nicht ausgeführt war, sondern erst eoneivirt oder entworfen. Hatte Lessing einen seiner Charaktere ausgeführt, so glaube ich nicht, daß in seinen Augen irgend ein Citat dazu dienen konnte, diesen Charakter „wahrscheinlich zu machen“. Wohl aber mochten sie zur Ausführung einen solchen Dienst leisten. Aus den obigen Stellen leuchtet so viel ein, daß Lessing den Versüßer im Faust als ein Werkzeug Gottes gesagt haben wollte, in einer Rolle, wie sie der theatralische Menedemus sich anmaßt, und der dämonische Tamerlan sie ausführt. Er streift schon an die Vorstellung, die das Diabolische umsetzt in die zerstörende Gewalt einer dämonischen Menschennatur (auch die Macht der Versüßung ist zerstörend): „Ich bin ein Theil von jener Krast, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Diese Fassung ist nicht mehr im Geist der alten Sage. Wenn sie nach Lessings Worten seinen „zweiten Faust“ charakterisiren sollte, so schließen wir, daß eben darin der zweite Faust sich vom ersten unterschied, und also dieser der Sage näher stand als jener. Merkwürdig genug, daß auch in der Goethe'schen Dichtung unterschieden werden muß zwischen einem ersten und zweiten Faust (die nicht gleichzusetzen sind dem ersten und zweiten Theil). Die Colleetaneen schrieb Lessing in den Jahren vom Ende der Breslauer bis in die Ansänge der Wolsenbüttler Zeit, sie sallen ihrem größten Umsange nach in die Hamburger Periode.

4. In Lessings Briesen sinden sich zwei, die sehr bemerkenswerthe

Aeußerungen über den Faust enthalten. Der erste, aus der glücklichsten

und sruchtbarsten Zeit seines Berliner Auenthaltes, sällt dicht vor die

Literaturbriese, der zweite dicht vor die Hamburger Dramaturgie.

Lessing schreibt den 8. Juli 1758 an Gleim: „Sie haben es errathen, Herr Ramler und ich machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir alles werden geschrieben haben! Besonders ich! Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen, als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doctör Faust hier spielen lassen. Kommen Sie doch geschwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn sehen können!“ Wir finden in diesen Zeilen den Ausdruck einer freudig productiven Stimmung, worin die Ausführung gewisser Werke dem Dichter näher erscheint, als sie ist. Ganz ähnlich stand es sünszehn Jahre später mit dem Goethe'schen Faust. Ich fürchte, Gleim wäre damals umsonst nach Berlin gekommen. Auch ist der ganze Ton in Lessings Schreiben mehr scherzend als ernsthaft.

In der Nachschrift eines Brieses an seinen Bruder, datirt Hamburg, den 21. September 1767, heißt es: „Ich bin Willens, meinen Dr. Faust uoch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Krästen daran. Da ich aber zu dieser Arbeit die olavillula 8«*lomonio*« brauche, die ich mich erinnere Herrn Fl. gegeben zu haben, um sie gelegentlich zu verkaufen, so mache ihm mein Compliment, mit dem Ersuchen, sie bei dem ersten Packet, das er an einen hiesigen Buchhändler sendet, mitzuschicken.“ Es ist nicht anzunehmen, daß er neun Jahre vorher vollendet hatte, woran er jetzt aus allen Krästen arbeitet. Und wäre einer der beiden Fauste sertig gewesen, warum hätte er diesen nicht im Winter von 1767/68 in Hamburg sollen aussühren lassen? Ich schließe, daß in dem Zeitraum von 1758—1767 zwei Fauste projectirt waren, aber keiner vollendet.

5. Dieser Zeitraum unsertiger Faustdichtung dehnt sich noch weiter aus, wie aus gewissen Briesen an Lessing erhellt. Ich nenne Mendelssohns Bries aus dem Jahre 1755 und einige Briesen Eberts in Braunschweig aus den Jahren 1768–177N.

Mendelssohn schreibt den 19. November 1755 (nicht den 1!>. März, ein Schreib- oder Druckfehler bei Danzel, der ans seinem Werk zu den Nachschreibern übergegangen ist): „Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiel? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exelamation O Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen. Wieder ein Rathgeber, werden Sie sagen, der gar keinen Berus dazu hat! Nun wohl! So lassen Sie es nur dabei. Ich will alsdann das Vergnügen haben, selbst mit dem Leipziger Parterre ,u lachen und Sie bei jedem Gelächter sich entflammen zu sehen. Denn lachen muß man gewiß, wenn Ihre Theorie vom Lachen anders richtig ist."

Im Jahre 1755 entstand Miß Sara Sampson, unser erstes bürgerliches Trauerspiel, das Lessing schus. Wahrscheinlich wollte er damals den Faust in eine Tragödie dieser Art verwandeln, um statt der englischen Familiengeschichte einen national deutschen Stoff, einen der beliebtesten, in die neue Form einzuführen. Das Ei, aus dem die Sara geschlüpft war, Lillos Kausmann von London und Richardsons Clarissa, hatte der Schalen zu viel in dem deutschen Trauerspiel zurückgelassen. Eine bürgerliche Tragödie von deutschem Schrot und Korn war ja die Ausgabe, von der Lessing in jenem siebzehnten Literaturbriese sprach und hinwies aus den Faust. Statt des Trauerspiels kam die ächt deutsche Minna, ein Stück, das Lessing selbst ein „Lustspiel“ nannte. Endlich erschien das deutsch empfundene, bürgerliche Trauerspiel, aber in italienischer Maske: Emilia Galotti! Der

Faust kam nicht. Die Ausgabe einer rein deutschen, aus unserem Volksleben gegriffenen Tragödie hat Lessing im Faust vor Augen gehabt, aber nicht gelöst, wenigstens nicht vor unseren Augen.

Warum lacht Mendelssohn? Weil er das Volksschauspiel Faust, das er vielleicht gemeinsam mit Lessing in Berlin sah, — es wurde dort aus der Schuch'schen Bühne den 14. Iuni 1753 ausgeführt — nur lächerlich sand. Was ist dem weisen Mendelssohn mit seiner Ausklärung und seinen dünnen, reinlichen Begriffen die Magie und der Magus der Volkssage mit seinen Teuselsbeschwörungeu und dem grauenvollen Ende, das ihm das Gericht des Himmels verkündet: „Faustus, Faustus, bereite dich zum Tode! Du bist angeklagt! Du bist gerichtet! Faustus, Faustus, du bist aus ewig verdammt!" Ich höre sörmlich, wie der gute Mendelssohn, der sanste Weise, nachdem er das Stück gesehen, in die Worte ausbricht: welcher Unsinn! Und nun will sein Freund Lessing einen tragischen Faust dichten! Welche Thorheit! „Liebster Lessing! Eine einzige Exelamation O Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen."

Ebert gibt den 4. Oetober 171!8 seinem Freunde Eschenburg, der nach Hamburg reist und sich Lessings persönlche Bekanntschaft wünscht, ein Empsehlungsschreiben, worin er unserem Dichter seine literarischen Schulden auszählt. Er habe im Namen Lessings vielen Anderen den Dr, Faust versprochen, er werde schon lange von diesen Vielen um den Faust gemahnt und müsse ihn nothwendig haben, wenn er nicht Lessings wegen zum Schelm werden solle. „Wo bleibt Dr. Faust?" heißt es in einem zweiten Briese vom 26. Ianuar 1769. Ein Jahr später, nachdem Lessing in Braunschweig gewesen, berührt Ebert in einigen Stellen seines Brieses vom 7. Ianuar 1770 wieder den Faust. Ossenbar ist von diesem Werk bei Lessings Ausenthalt die Rede gewesen. Selbst einige Hosdamen lassen ihn grüßen und bitten, bald wiederzukommen und ja nicht den Dr. Faust zu vergessen. Im Eingang des Brieses heißt es: „Sie müssen zaubern und mich eitiren können, wie Ihr Dr. Faust die Geister eitirte." Wenn Ebert nichts weiter von Lessings Faust wußte, so war er genau so klug als wir, denn das stand seit els Iahren zu lesen in jenem Fragment, das der siebzehnte Literaturbries enthielt. Und wenn er in einer solgenden

content-0085.png

Stelle Lessing mit seiner bekannten Spielsucht auszieht: „Sie müßten es denn auch durch Zaubereien dahin bringen, daß ich mich den Teusel reiten ließe und einmal spielte; doch mich dünkt, das traurige Exempel meines Versüßrers selbst ist allein schon hinreichend, mir eine ewige Warnung zu sein" — so ist hier scherzend von Lessing die Rede und nicht vom Faust. Muß denn überall, wo einen der Teusel reitet, der Faust dabei sein? Unbegreiflich, wie Danzel in diesen Worten eine Anspielung aus Lessings zweiten Faust vermuthen konnte!

Wir kennen Lessings Antworten aus die eben erwähnten Briese. Aus Mendelssohns Frage in Betreff des Faust antwortet er nichts; in der Erwiederung aus Eberts ersten Bries, den ihm Eschenburg gebracht, schreibt Lessing den 18. October 1768: „Sie sehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriststellerenthusiasmns besinden mag. Meine Antwort also aus Ihre sreundschaftliche Exequirungen können Sie errathen. Zum Henker mit alle dem Bettel!"

Aus den obigen Zeugnissen insgesamt erhellt, daß Lessing in dem Zeitraum von 1755 — 1770 zwei Entwürse des Faust gemacht und keinen vollendet hat, daß er in beiden eine national-deutsche Tragödie bezweckte, die im ersten dem Volksschauspiel näher stand als im zweiten, worin die Rolle des Versüßrers weniger diabolisch als dämonisch-menschlich, weniger als Widersacher, denn als Werkzeug Gottes gedacht war.

6, Nach der in den Collectaneen gemachten Bemerkung ist anzunehmen, datz Lessing während seines Breslauer Ausenthalts mit einer neuen Bearbeitung des Faust beschäftigt war. Wir sind begierig, von dem besten Gewährsmann, der über jene Zeit berichtet hat, Näheres zu ersahren; indessen weiß Reetor Klose nicht mehr zu sagen, als daß Lessing auch bisweilen an seinen O>., Faust gedacht und aus einem alten Stück, Noels Lueiser, einige Seenen habe benützen wollen. Auch daß einer der Freunde Lessings zwöls Bogen des Faust in Breslau gelesen haben will, bestätigt, wenn es sich so verhält, nur unsere obige Vermnthung, süßrt uns aber in der Sache nicht weiter.

7. Im Iahre 1775 macht Lessing die improvisirte Reise nach Italien, die ihn zweimal nach Wien süßrt, wo unter seinen Verehrern sich besonders der Staatsrat!) von Gebler hervorthut. Dieser hat sich bei Lessing selbst nach dem Faust erkundigt und schreibt darüber den 9. Deeember 1775 an Nicolai: „ich wünsche, daß Ihre Hoffnung wegen der Erscheinung des Lessing'schen Faust zutreffen möge. Mir hat unser großer, aber zu wenig gegen das Publikum sreigebiger Freund aus mein Besragen mündlich anvertraut, daß er das Sujet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teuselei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Versüßrers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand." Diese Aeüßerung stimmt mit den Collectaneen und unseren Schlüssen; es ist nicht zu zweiseln, daß Lessing eine solche Erklärung gegeben, zugleich wird der unsertige Zustand der Arbeiten bestätigt. Denn „die letzte Hand" kann noch viel zu thun haben.

Leider blieb ihr nichts mehr zu thun übrig. Als Lessing dem Wiener Freunde anvertraute, wie es mit seinen Faustdichtungen stand, gehörten diese bereits, wie die Sage geht, zu den verlorenen Handschriften. Lessing reist den 9. Februar 1775 von Wolsenbüttel über Leipzig nach Berlin, und geht im solgenden Monat von dort über Dresden und Prag nach Wien. Um leichteres Gepäck zu haben, sendet er von Dresden eine Kiste voll der verschiedenartigsten Dinge nach Leipzig, von wo der Braunschweigische Buchhändler Gebler, der sich eben zur Ostermesse dort aushält, sie nach Braunschweig mitnehmen und dann weiter nach Wolsenbüttel expediren soll. Diese Kiste soll heute noch ankommen, sie ging spurlos verloren und mit ihr sämmtliche Faustmanuscripte. Warum Lessing diese wichtigen Handschriften von Wolsenbüttel über Leipzig und Berlin nach Dresden schleppt, um sie von hier nach Wolsenbüttel zurückwandern zu lassen, ist eine wohlauszuwersende Frage, die unbeantwortet bleibt. Alle Nachsorschungen des Bruders, der in der Vorrede zu Lessings vermischten Schristen (1784) sogar einen össentlichen Ausrus an den Finder der Kiste erließ, sind vergeblich gewesen. Es galt sür ausgemacht, daß aus diese Weise Lessings Faust verloren gegangen. Blankenburg erzählt die Geschichte, als ob er dabei war, wie Lessing in Dresden seine Faustmanuscripte einpackte; doch weiß er nichts Genaueres, denn er irrt sich im Adressaten, der nach ihm ein Kausmann Lessing in Leipzig gewesen sei; dieser würdige Mann, ein Verwandter des Dichters, habe sich sehr sorgsältig nach der Kiste erkundigt, an Lessing geschrieben u. s. w. Auch der Bruder zeigt sich in der Vorrede zu den vermischten Schristen nicht genau unterrichtet, er glaubt, die Kiste sei erst von Wien nach Leipzig gesendet worden und ans dem Wege abhanden gekommen. So viel steht sest und zwar durch Lessing selbst, daß die Kiste von Dresden nach Leipzig an den Buchhändler Gebler aus Braunschweig geschickt wurde. Aber die Frage ist, ob die Handschriften des Faust wirklich darin waren?

Im Nachlaß Lessings hat sich von Faust nichts weiter gesunden als der Entwurs des Vorspiels und die vier ersten Austritte, die der Bruder im zweiten Bande des „Theatralischen Nachlasses" veröffentlicht hat (1786). Er kommt in der Vorrede wieder aus die verlorene Kiste zu sprechen und sügt hinzu: „mir ist es nicht anders, als daß mein Bruder mir selbst gesagt, mit dem Verluste dieser Kiste sei auch Alles, was er über den Faust gearbeitet, verloren gegangen." Die Wendung: „mir ist, als ob" achte ich sür kein Zeugniß; um so weniger, als ich allen Grund habe zu glauben, daß der Bruder sich irrt. Nach seiner Rückkehr von Italien hat Lessing gegen seinen Bruder in einem Briese aus Braunschweig vom 16. Iuni 1776 aussüßrlich der unglücklichen Kiste Erwähnung gethan: er hat seitdem, so viel ich sehe, seinen Bruder nicht mehr gesprochen, unmöglich kann er ihm etwas anderes gesagt haben, als er ihm damals geschrieben. Ossenbar hat dem Letzteren, als er zehn Iahre später die Vorrede zum „Theatralischen Nachlaß" schrieb, jener Bries in undeutlicher Erinnerung vorgeschwebt, und ihm war, als ob Lessing ihm etwas gesagt habe, was er nicht gesagt hat. Was nämlich stand in dem Briese? „Die traurige Geschichte mit meiner Kiste aus Dresden hatte ich schon von dem hiesigen Buchhändler Gebler vernommen. Allem Anschein nach ist sie verloren, und mit ihr zugleich eine Menge Dinge, die mir unersetzlich sind. Zugleich die Stücke von deiner Wäsche, die du mir ans allen Fall mitgabst. — Was macht Voß der Vater? Ich bin sehr bekümmert um ihn, und der Verlust der Kiste ist mir um seinetwillen vorzüglich unangenehm. Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wiederherstellen kann. Auch war meine sast völlig sertige Abhandlung von Einrichtung eines deutschen Wörterbuches darin. Nicht zu gedenken eines Manuscripts aus der hiesigen Bibliothek, das ich in Dresden eollationiren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut sahren."

Ich wüßte nicht, daß Lessing von dieser Kiste, mit deren Schicksal die Sage das seines Faust unauslöslich verknüpst hat, sonst wo geredet. Er speeisieirt in dem obigen Briese deren Inhalt, er nennt die Fabeln, die Abhandlung, den Codex, er sagt keine Silbe von seinem Faust, Lieber noch im Abgrund der Hölle verschwinden, als in dem einer Kiste! Wenn Lessings Faust wirklich in jener Kiste begraben wurde, so war dem Dichter, wie es scheint, an diesem Verluste gar nichts gelegen. Da er kein Wörtchen davon sagt, so glaube ich, daß die Faustmanuscripte nicht in jener Kiste waren, die aus dem Wege von Dresden nach Leipzig oder in Leipzig sür immer verloren ging.

Doch sind sie verloren, denn in Lessings Nachlaß hat sich keine Spur, außer den oben erwähnten Entwürsen, gesunden. Ich bin sehr geneigt anzunehmen, daß Lessing seine unvollendeten Arbeiten über den Faust selbst vernichtet hat, da er sah, daß ihm die Lösung seiner Ausgabe nicht gelingen wollte; er war aus unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen (Goethe hat ganz dieselbe Ersahrung gemacht), das alte Volksschauspiel mit seinem Höllenapparat wollte sich nicht in die Form eines bürgerlichen Trauerspiels auslösen lassen, nnd wiederum paßte die tragische Anlage des Stückes, die Lessing sesthalten mußte, nicht zu der höheren Idee, die er ohne Zweifel der Volks sage gab und als Schluß im Sinn hatte. Er ließ die Arbeit liegen, er war darin stecken geblieben und sie war ihm verleidet, denn das Steckenbleiben war nicht seine Sache. Er setzt den Ansragen nach dem Faust ein unheimliches Schweigen entgegen, das mir unwillkürlich den Eindruck macht: der Faust lebt nicht mehr. Auch jene Worte an Ebert: „meine Antwort aus Ihre sreundschaftliche Exequirungen können Sie erratheu; zum Henker mit alle dem Bettel!" klingen wie eine Vernrtheilung.

Einige der Absichten, die Lessing bei seinem zweiten Faust gehabt, sind einer anderen Dichtung zu gute gekommen; das bürgerliche Trauerspiel wurde in der Emilia Galotti in einer Form vollendet, die Lessing nicht überbieten konnte. Und der Plan zu dieser Tragödie war so alt als der des Faust. Ein Hauptproblem in der zweiten Bearbeitung des Faust war die menschliche Wahrheit in dem Charakter des Versüßrers, der Teusel als menschlicher Dämon. In der Emilia Galotti wurde diese Ausgabe gelöst. Statt des Mephistopheles erschien Marinelli. Des Prinzen letztes Wort heißt: „Gott! Gott! Ist es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teusel in ihren Freund verstellen?" Nachdem Lessing den Marinelli geschaffen, war die Idee ausgeführt, die ihn in seinem zweiten Fanst besonders gereizt hatte. Darum möchte ich glauben, daß nach der Emilia Galotti der Faust unter den Projeeten Lessings sür immer verstummte. Die Stimmung dafür war schon vorüber, als er die Emilia Galotti ergriff und dem Faust vorzog. Das Interesse an dem letzteren war erloschen.

8. Innerlich der Dichtung abgewendet, wie es der Bries an Ebert verräth, mag Lessing den vielen mündlichen Ansragen nach seinem Faust mitunter ausweichend geantwortet haben: es schwirren jetzt der Faustdichtungen viele in der Lust, er wolle mit der seinigten warten, bis sie erschienen seien. Daraus ist dann wieder ein Stück Sagengeschichte über Lessings Faust entstanden; als ob er den Anderen etwas hätte abgucken oder gar der Mann sein wollen, der nach dem Sprüchwort zuletzt lacht. Wozu warten und woraus und aus wen? Blankenburg berichtet: „Lessings Faust war, meines Wissens, sertig." Er sagt nicht, woher er es weiß. Wir wissen, daß er nicht sertig war Er sügt hinzu: „er wartete blos aus die Erscheinung der übrigen Fauste, man hat es mir mit Gewißheit erzählt." Also weiß er es nur von Hörensagen. Und in demselben Berichte heißt es: „Lessing unternahm die Umarbeitung, vielleicht auch nur die Vollendung seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipseln Deutschlands Fauste angekündigt waren." Also wußte Blankenburg keineswegs, daß Lessings Werk sertig war, aber er sagt es. Die Umarbeitung sällt in die Breslauer und Hamburger Zeit. Welche Fauste waren damals angekündigt? Man nennt Lenz, der nie einen Faust gedichtet oder angekündigt (denn das „Fragment aus einer Faree, die Höllenrichter genannt", worin Faust in der Unterwelt erscheint und von Baechus in erschnte Vergessenheit gesenkt wird, ist ein Blättchen aus seinem Nachlaß, das sür keinen Faust gelten kann)^), den Maler Müller,

*) Lessing erwähnt Lenz in einem Bries an seinen Bruder vom 8. Ianuar 1777: „Lenz ist immer noch ein ganz anderer Kops als Klinger, dessen letztes Stück ich unmöglich habe auslesen können."

content-0086.png

dessen Faust ein Iahrzehnt später sällt als die Dramaturgie, Goethe, der damals noch nicht an den Faust dachte, von dessen Absicht einer Faustdichtung die nächsten Freunde vor 1772 kaum eine Kunde hatten, von dessen Dichtung selbst weitere Kreise erst mehrere Iahre später etwas ersuhren. Und dieselben Leute, die an die Kiste glauben, mit der im Iahre 1775 Lessings Faust sür immer verloren ging, erzählen guten Muthes, Lessing habe aus die Erscheinung des Goethe'schen Faust gewartet, von dessen Existenz er vor 1775 sicher nichts gewußt hat. Er soll gesagt haben: „meinen Faust holt der Teusel, ich will Goethes seinen holen!" Dieses geflügelte Wort hat Engel in Berlin dem Wiener Hosschauspieler Müller erzählt, der es in seiner Biographie wiederholt, und A. Koberstein hat es in einem Aussatz über „Lessings Faust" (im Weimarischen Iahrbuch vou 1855) von Neuem erwähnt. Engel gab es als eine Bekräftigung, daß Lessing seinen Faust sicher herausgeben würde, sobald der Goethe'sche Faust erschienen sei. Ich weiß nicht, ob Engel zu den zUsteugläubigeu gehörte. Aber er wußte ja, denn die Welt hat es von Blankenburg und ihm ersahren, daß den Lessing'schen Faust der Teusel nicht holt. Wie also konnte er jene Aeüßerung, wenn sie Lessing wirklich gethan hat, ernsthast nehmen? Er hätte in dem Worte: „meinen Faust holt der Teusel!" einen ganz anderen Sinn wittern sollen. Und was hat Lessing der Kritiker nicht Alles geholt! Ich höre in dem Worte: „ich will Goethes seinen holen!" nicht den Dichter drohen, sondern den Kritiker.

9. Wir haben über Lessings Faust noch zwei Berichte, beide nach dem Tode des Dichters erschienen. Der erste ist ein Schreiben des Hauptmanns v. Blankenburg in Leipzig vom 17. Mai 1784 „über Lessings verloren gegangenen Faust", in Archenholz' „Literatur und Völkerkunde"; der zweite ein Bries des Processors Engel in Berlin an Lessings Bruder, von diesem veröffentlicht im „Theatralischen Nachlaß" zugleich mit Lessings Entwurs sl786). Beide schildern den Prolog.

Blankenburg erzählt, daß in jener nächtlichen Versammlung der Höllengeister, die Verderben brüten, einer der letzteren dem Satan berichtet, er habe einen Mann aus Erden gesunden, dem nicht beiz nkommen sei, er habe keine Leidenschaft, keine Schwachheit, nur einen Trieb und eine Neigung: einen unauslöschlichen Durst nach Wahrheit und Erkenntniß. „Dann ist er mein!" rust der Oberste der Teusel, „und aus immer mein und sicherer mein, als bei jeder anderen Leidenschaft!" Nun erhält Mephistophilus Austrag und Anweisung, wie er es anzusangen habe, um den Faust zu sangen. In den solgenden Aeten beginnt und vollendet er dem Scheine nach sein Werk. Hier kann ich keinen bestimmten Punkt angeben. Genug, die höllischen Heerschaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; sie stimmen im sünften Aet Trinnphlieder an. Da unterbricht sie eine himmlische Erscheinung. „Triumphirt nicht!" rust ihnen der Engel zu, „ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt, die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr sahet und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom." So weit Blankenburg, dessen eingestreute schale Bemerkungen ich weglasse. Wir hören nicht die Analyse eines Stückes, sondern nur die eines Planes. Er selbst sagt von den solgenden Aeten: „Hier kann ich keinen bestimmten Punkt angeben."

Geschickter ist Engels Bericht. „Von Lessings Faust, um den Sie mich vorzüglich sragen, weiß ich noch dieses und jenes; wenigstens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der ersten Seene und der letzten Hauptwendung derselben." Er spricht also nur von dem Prolog, dessen Schauplatz hier nicht blos „ein alter Dom", sondern „eine zerstörte gothische Kirche" ist. „Zerstörung der Werke Gottes ist Satans Wollust." Die Seene selbst schildert Engel in dramatischer Form. Der erste Teusel hat die Hütte eines Armen^ zerstört, der zweite eine Flotte mit Wucherern vernichtet, der dritte die Unschuld eines Mädchens mit wollüstigen Traumbildern vergistet, der vierte hat nichts gethan, nur einen Gedanken gehabt, teuslischer als die Thaten der anderen, er will Gott seinen Liebbling rauben: einen denkenden einsamen Iüngling, ganz der Weisheit ergeben, nur sür sie athmend, jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen sür die Wahrheit; der Versüßrer habe ihn umschlichen, aber nirgends eine Schwäche gesunden, wobei er ihn sasten könnte. „Hat er nicht Wißbegierde?" rust der

Satan, und wie der Teusel antwortet: „mehr als ein Sterblicher!" ist er seiner Sache gewiß. „Ueberlaß ihn mir, das ist genug zum Verderben." Alle Teusel sollen ihm helsen, dieses Meisterstück satanischer Macht und List auszuführen. Da ruft eine Stimme aus der Höhe: „Ihr sollt uicht siegen." „So sonderbar, wie der Entwurs dieser ersten Seene," sährt Engel sort, „ist der Entwurs des ganzen Stückes. Die Versührung geschieht an einem Phantom, das der schlasende wirkliche Faust als Traumgesicht schaut. Die Teusel sind getäuscht, der erwachte Faust gewarnt und belehrt. Unser Berichterstatter schließt mit den Worten: „Von der Art, wie die Teusel den Plan der Versührung anspinnen und sortsühen, müssen Sie keine Nachricht von mir erwarten; ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt, aber wirklich liegt alles, was mir davon vorschwebt, zu ties im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder an's Licht zu ziehen."

Nach alle dem scheint Engel das Lessing'sche Werk nicht aus der Handschrist, sondern nur aus mündlichen Schilderungen des Dichters gekannt zu haben.*) Die Erinnerung ist verblaßt. Von der Aussührung ') In den Biographien Lessings und Engel«, soweit mir dieselben bekannt sind, sindet sich seltsamer Weise gar nichts über den Verkehr beider Männer, weiß weder er noch Blankenburg etwas Bestimmtes. Ihre Berichte beschränken sich im Wesentlichen aus das Vorspiel und stimmen in den Hauptzügen mit dem von Lessings Hand hinterlassenen Entwurs so sichtbar überein, daß sie sür glaubwürdig gelten dürfen. In zwei Punkten geben sie mehr als der authentische Entwurs verräth: daß in dieser Fausttragödie die Hölle nicht siegt, vielmehr durch ein Phantom getäuscht wird. Nach Blankenburg sällt die Entscheidung an das Ende des Stückes, nach Engel wird sie schon am Schluß des Vorspiels verkündet. In dieser Idee liegt die Erhohung und Umdichtung des Faustmythus, die Goethe ausnahm und zum Thema seiner zweiten Faustdichtung machte; es war neun Jahre nach der Herausgabe von Lessings Entwurs und Engels Bericht. Ich zweisle nicht, daß Goethe seinen großen Vorgänger auch an dieser Stelle gekannt und vor Augen gehabt hat, obgleich kein Zeugniß darüber vorliegt, daß Lessings Prolog aus den Goethe'schen eingewirkt.

10. Die Idee der Rettung Fausts ist ohne Zweifel echt lessingisch, auch wenn sie nicht mit seineu eigenen Worten bezeugt ist. Sie liegt in seinem Entwurs. Faust soll durch seine zu große Wißbegierde gestürzt werden, nur durch diese, daraus allein gründet der Teusel seinen Plan. Dies war schon eine Abweichung von der Volkssage, eine solche Abweichung, wie sie Lessing machen mußte. Er ergriff den Faust der Volkssage au dem Zuge, der ihm der geistesverwandteste war. Schon in dem Vorspiel erkennen wir einen Lessing'schen Faust. Dieser Faust beschwört zuerst den Aristoteles, wie Lessing selbst in seiner Dramaturgie! Dieser Faust wählt zu seinem Diener den Höllengeist, der so schnell ist, wie der Uebergang vom Guten zum Busen, gleichsam den Dämon des Sündensalls. Wir hören aus seinen Worten, wie ties er die Macht des

nach Ort, Zeit und Art, Ich kenne kein Zeichen ihrer Corresponden,;, ausgenommen ein einziges Brieschen Lessings on Engel (vom 1«!, Inni 177c>), das Leisewit z überbrachte. Es wäre doch der Mühe' werth, diesen Punkt einmal auszuklären. Wann machte Lessit^ unserem Berichterstatter jene Mittheilungen über verschiedene theatralische Pläne, insbesondere über den des Faust? Engel, zwöls Jahre jünger als Lessing, kam nach Leipzig, als Lessing v»n Breslau nach Berlin ging (17L5), und er kam nach Berlin in einem Zeitpunkte (177«!), nach welchem Lessing diese Stadl nicht widersah. Ans seiner Reise nach Wien hat Lessing im Februar 1775 Leipzig berührt und dort einen kleinen Ansenthnlt gemacht. Wenn damals (els Jahre vor Engels Bericht) jene mündlichen Mittheilungen über den Fanst stattsanden, so ist zu schließen, daß Lessing die Handschriften gar nicht bei sich hatte und mit sich sührte. Ich weiß sür einen Besuch Lessings bei Engel nach Zeit und Ort keine andere Gelegenheit aussindig zu machen, Für einen Besuch Engels bei Lessing selilen mir die Vata, Zusammengelebt in demselben Ort haben sie nie. Las Verhältniß beider Männer, das schon wegen des Fanst eine literarische Denkwürdigkeit hat, bedars einer Untersuchung.

Nord und Sud. i, 2. 1»

Bösen kennt, er hat sie ersahren, was braucht er sie noch zu ersahren? Daß er aus eigener Wahl und Krast dem Basilisken in's Auge schaut, ist seine Macht über den Basilisken. Der Geist der Wißbegierde, gegenübergestellt dem Dämon der Sünde: so offenbar dachte sich Lessing den Gegensatz, aus dem nimmermehr der Trinmph des Satans werden sollte.

Hier aber entstand die Collision zwischen der Anlage und dem Ziel der Fausttragödie; hier mußte sich der Lessing'sche Faust von dem der Volkssage scheiden und dieser herabsinken zu einem Phantom. Der Faust, den die Teusel versühen und erbeuten, ist nicht der wahre, ächte, nach Wahrheit ringende Faust, sondern dessen Schatten und Scheinbild. Die ganze diabolische Tragödie wird zur Phantasmagorie, die der wahre Faust wie in einer Betäubung, in einem Traume erlebt. Dieser abenteuerliche, den Weltbegierden hingegebene und in den Abgrund getriebene Lebensgang ist „das Leben ein Traum", angewendet aus den Faust! Ich glaube gern, daß Lessing eine solche Idee hatte und sinde sie seiner ganz würdig. Unsere Berichterstatter waren nicht die Leute, einer solchen Idee aus den Grund zu sehen. Aber daraus ließ sich weder ein bürgerliches Trauerspiel, noch überhaupt ein dramatisches Kunstwerk lösen, denn der wirkliche Faust handelt hier so gut wie gar nicht. Eine solche Anlage hatte der erste Faust, den Lessing verließ. Er unternahm einen zweiten, der eine lebendige und aetive Fausttragödie werden sollte, worin die versühererischen Mächte irdisch und menschlich gesaßt waren. Wie dieser zweite Faust aussah und wie weit er gediehen, davon weiß ich nichts und kenne keinen, der etwas davon weiß.

Es ist eine höchst interessante und bedeutungsvolle Thatsache, daß auch der Goethe'sche „Faust" in zwei verschiedene Dichtungen zersällt, deren erste aus demselben Grundgedanken entspringt, den Lessing bei seiner zweiten hatte, und deren zweite denselben Grundgedanken ergreist, von dem Lessing in seiner ersten ausging.

Ich glaube, daß meine Erklärung mit allem übereinstimmt, was wir von und über Lessings Faust aus literarischen Zeugnissen ersahren, deren ich jedes an den Ort, der ihm aus kritischen und historischen Gründen zukommt, gestellt und dort gewürdigt habe.

UI.

Nun überrascht mich die Kunde, daß Lessings „zweiter Faust" aller Wahrscheinlichkeit nach entdeckt, die dunkelste Gegend Lessing'scher Dichtung plötzlich erhellet und alle Welt glücklich in den Stand gesetzt sei, sich über diesen „Faust ohne alle Teuselei" genau zu unterrichten.

Zuerst muß man den Kistenglauben beschwören, der sich in die Eagengeschichte von Lessings Faust völlig eingenistet hat; dann läßt

man die Geschichte einer verlorenen und wiedergesundenen Handschrist geschehen, die sich in der Welt schon ost zugetragen; endlich gibt man zu, daß der Lessing'sche Text allerhand Veränderungen ersahren, schon um das gestohlene Gut klüglich zu verhehlen.

Dars man sragen, was unverändert geblieben? Wer steht dastür, daß mau dem Ring einen anderen Stein eingesetzt und diesem Stein eine andere Fassung gegeben, daß aus dem Diamant am Ende Glas, aus dem Gold Blech geworden? Oder soll der Ring so aussehen, wie der in der Fabel, „daß selbst der Vater seinen Musterring nicht unterscheiden kann“?

Ist, wie der Bruder meint, mit der Niste alles verloren gegangen, was Lessing über den Faust gearbeitet, warum blieben die Entwürse zurück, die sich im Nachlaß sanden? Warum ist mit dem zweiten Faust nicht auch der erste zum Vorschein gekommen? Wo soll dieser geblieben sein? Müßige Fragen! Seien wir sroh, daß wir den zweiten besitzen, es hat ein Jahrhundert gedauert und dem Finder Mühe genug gekostet.

Die erste „Spur von Lessings Faust" brachte im October 1875 das Wiener illustrirte Musik- und Theaterjournal: es war die Entdeckung jenes alten Theaterkalenders von 1779, worin die beiden schon angesührten Notizen zu lesen sind, daß jemand mit „Mephistopheles in Lessings Johann Faust" debutirt habe, und ein allegorisches Drama „Johann Faust" ohne Namen des Versassers zu München 1775 erschienen sei. Mit der Aussindung dieses Stückes durch K. Engel hat sich nun die Entdeckung vollendet.

Dem Stücke voran geht ein „Vorbericht", unterzeichnet „Der Versasser". Der Anonymus gedenkt der alttheatralischen Gewohnheit, „allegorische Figuren zu bekörpern", er wolle nicht „die glänzenden Beispiele, eines Shakespeare und Voltaire durch Geistererscheinungen nachahmen", er ertheilt der Dichtung „das erhabene Vorrecht, sich in die Grenzen des Unmöglichen zu schwingen", er schreibt „Melanchton" und nennt ihn einen „Geschichtschreiber". Er versteht die Kunst, Lessing zu verheimlichen; er muß thun, als ob er die Hamburger Dramaturgie nie gelesen habe, worin „dem glänzenden Beispiele Voltaires" der Garaus gemacht wurde und namentlich die Geistererscheinungen eines Voltaire so schlecht wegkamen im Gegensatz zu den Geistererscheinungen eines Shakespeare: der Geist des Ninus im Gegensatz zu dem des Hamlet! Mit einem Wort, der Versasser redet Blech, damit ja niemand merkt, daß er Lessing'sches Gold in den Händen hat.

Es ist keine Kleinigkeit, Lessing, dieses Muster unserer sprachlichen Correetheit, in den Sack zu stecken. Wer wird hinter schwülstigen Phrasen, schlechten Provinzialismen, unlogischen und sehlerhaften Ausdrücken, hinter Wendungen, wie „vergeß er nicht aus mich" (S. 6), „vergiß nicht aus dich selbst" (S. 13), „er läßt euch über eure Zukunft zittern" IS. 15) u. s. s., den ersten Stilisten Deutschlands vermuthen?

Hier ist die Fabel des Dramas, soweit bei diesem Stücke von einer Fabel und von einem Drama die Rede sein kann.

Faust, der Sohn armer Eltern, die Theodor und Elisabeth heißen, selbst ein gntmüthiges aber ganz willensschwaches Subjeet, hat aus Vergnügungssucht und keinem anderen Grunde einen Bund aus zwanzig Jahre mit dem Höllengeist Mephistopheles geschlossen, einem „der gesallenen Geisterchen", die unter den Menschen Verderben anstisten und dadurch Gott bekämpfen wollen. Ihm gegenüber steht Ithuriel, der gute Engel, der vom Himmel herabgestiegen ist, um den Faust zu bekehren und zu retten. In der Fülle des Ueberslusses und der Pracht hat Faust in seinem Palast mit seiner geliebten Helena, die ihm einen Sohn Eduard geboren, und mit seinem Kammerdiener Wagner die lustigen Jahre als Wollüstling verschweigt bis aus die Neige. Die letzten Tage sind da und jetzt soll die Nagelprobe gemacht werden. So beginnt das Stück.

Durch die Zaubermittel des Mephistopheles sind alle seine Wünsche erfüllt worden. Niemand weiß von seinem geheimen und verderblichen Bunde, außer der gute Ithuriel. Indessen steht Faust bei dem Publikum im Geruch eines Hexenmeisters, bei dem allerhand Zaubermittel zu haben sind. Dabei macht der Kammerdiener seine Ernte, Donnerschlag sucht ein solches Mittel gegen die Lähmung, die ihm eine eisersüchtige Geliebte angehext habe, vermuthlich nicht durch die Eisersucht, sondern durch die Liebe; er heißt „Donnerschlag", weil er poltert und den Schlag zu bestürchten hat. Man nennt das „eine allegorische Figur"! Spuraus, „ein gekrönter Poet nnd Pedant", wie es im Personenverzeichniß heißt, ist selbst eisersüchtig nnd wünscht ein Zaubermittel, um unsichtbar die Geliebte zu behorchen. Diese Geliebte, Namens Emilie, eine alte Schachtel, mit der Brille aus der Nase, hat sich weißmachen lassen, sie werde ein gekröntes Haupt heirathen, eine Prophezeinng, die ihr Wagner gewünschtermaßen bestätigt, da er eben hört, Spuraus sei r>o>"t«. laureatu8. Alles überaus geistreich, echt lessingisch! Die allegorische Bedeutung von Spuraus und Emilie ist so ties, daß sie unergründlich ist.

Fausts Stimmung ist gedrückt und trist, wie es nach zwanzig Jahren der Schwelgerei und bei der angenehmen Aussicht aus das nah bevorstehende Ende nicht anders sein kann. Es geht mit ihm wie mit „omue animlü". Zwar bildet er sich ein, die Zanbermittel seines höllischen Vertrauten nur zum Guten angewendet zu haben, doch dieser belehrt ihn eines Schlimmeren. Alle seine Handlungen waren Thorheiten; die Uebelthat hat sich in Wohlthat, die Wohlthaten sämmtlich haben sich in Uebelthaten verkehrt. Aus Rachsucht hat er einen Reichen in Armnth und Elend gestürzt, aber die Armnth hat den Mann gut und glücklich gemacht, darum heißt er auch „Friedreich". Umgekehrt hat er einen armen Teusel Millionär werden lassen, der sich jetzt als Wucherer, Geizhals und Betrüger vor ihm ausspielt, sein Name sagt genug wohl schon: Silbergeiz. Aber Faust kann durch höheren Beistand die Leute nicht blos arm und reich machen, sondern ihnen auch persische Eigenschaften, Tugenden und Stellungen anzaubern. So hat er durch die Gabe der Schönheit ein kokettes Frauenzimmer geschassen, die dreißig Liebhaber zu verwalten hat, durch die der Tapserkeit einen grausamen Wütherich, durch den ersten Platz am Hose des Fürsten einen nur sür sich und seine Stellung besorgten Günstling, und der arme Bogenschreiber, den er zum glänzenden Advoeaten gemacht, ist der unredlichste Rabulist geworden, der seinen Clienten nichts Besseres zu rathen weiß als den Meineid. Die Namen sind äußerst sinnvoll gewählt: Gräsin Schönheitlieb, Ransgern, Gras Sorgenvoll (weil er besorgt ist) und Waisenplag. Diese allegorischen Lumpen erscheinen aus den Wink des Mephistopheles und reden srisch von der Leber weg, da jeder in Faust seinen Vertrauten zu sehen meint. Tie Verwandlung geschieht im Umsehen. Faust muß bei dieser Gelegenheit auch die Gestalt der gräslichen Kammerjungser Lisette passiren!

Solches Zeug, das sonst nur in den elendesten Zanberpossen Mode war, wollte unser wiederausgesundener Lessing einführen in die bürgerliche Tragödie! Das ist der Faust ohne alle Zauberei und Teuselei! Doch ich vergesse immer, daß es ja der gestohlene Lessing ist, der verstohlen im Sack steckt. Der Vorbericht, die elende Sprache, die albernen Zaubereien, die kindischen Allegorien gehören eben zum Sack. Ie gröber das Zeug, je garstiger die Sackleinwand, sie ist noch garstiger als Fallstasss Hemden, um so seiner der Schlaukops von Versasser, der die Kunst des Hehlers zu üben hatte.

Endlich öffne ich den Sack, aus den Inhalt begierig. Ich will jetzt nicht Lessings Testament, sondern das ihm gestohlene Stück!

Ithuriel und Mephistopheles kämpfen um Fausts Seele. So ost sie zusammentreffen, gibt es allemal eine hestige Seene, worin jeder den andern so schlecht macht als er kann und immer wiederholt, was er schon gesagt hat. Im ersten Aet redet Ithuriel dem Faust gut zu, unterhält ihn von Freiheit und Unsterblichkeit und bringt ihn zu dem Entschluß, sich von der geliebten Helena zu trennen. Warum gerade von dieser, ist nicht einzusehen, da man, wie der Verlaus zeigt, sie mitbessern könnte. Aber was weiß ich von der Pädagogik der Engel! Gleich daraus erscheint die geliebte Helena und stößt den eben gesaßten Entschluß wieder um. Es bleibt alles beim Alten. Nur denke man bei dieser Helena ja nicht an etwas Griechisches, ihre einzige griechische Eigenschast besteht darin, daß sie schlechtes Deutsch spricht. Der erste Aet ist aus.

Der zweite Aet beginnt wieder mit einer Zankseene zwischen der himmlischen und höllischen Excellenz. Dann werden die allegorischen Lumpen ausgepackt, die wir schon kennen. Faust bedars einiger Zerstreuung und läßt sich vom Kammerdiener etwas aus der Harse vorspielen, wobei der Kammerdiener auch singt. Der zweite Aet ist aus.

Im dritten Aet seuszt Faust, läßt sich aber das Essen schmecken. Mephistopheles kommt mit schwerem Geschütz, einer Schaar „schöner Mädchen",! die aber dem Kammerdiener besser gefallen als dem Herrn, der seine triste Empsindung nicht los wird. Dagegen bringt Ithuriel auch schweres Geschütz: Fausts bekümmerte Eltern, Theodor und Elisabeth, die der Kammerdiener im ersten Aet weggelogen hat. Das Diner wird gestört, die Versührung macht sich aus dem Staube, und es kommt zuletzt zu einer recht ernsthaften Familienseene. Der Alte liest dem Sohn die Leviten, Mutter auch, beide verwünschen ihn, werden aber weich, wie der Sohn zu ihren Füßen Besserung gelobt. Vater weint, Mutter auch. Da kehrt Mephistopheles zurück, mit ihm Helena, ihren Sohn Eduard an der Hand, den sie aus der Stelle zu ermorden droht, wenn Faust ihr nicht treu bleibe. Vater slucht, Mutter weint. Faust ist wirklich in einer prekären Lage, er sucht allen Theilen gerecht zu werden, indem er den Vater lieben und die Helena behalten will. Wiederum bleibt alles beim Alten. Mephistopheles sinnt ans „neues Vergnügen", das er dem Faust machen müsse. Der dritte Aet ist aus.

Mit diesem Vergnügen beginnt der vierte. Es ist ein „Ballet, der Zauberpalast der Liebe", worin Amor und Venus die Hauptrollen spielen und alle Personen sich einmal in „rasender Stellung" besindend Die Stellung ist rasend, die Gruppen bewegt! Alles sein allegorisch. Doch sehlt es nicht an dem meno rekel. In „goldenen Buchstaben" erscheinen die sinstern Worte: „Faust, es wird Abend!" Nun will der erschreckte Faust dem Ithuriel folgen, aber — erst morgen. Die Alten kehren zurück, damit der Sohn umkehre, sie liegen vor ihm aus den Knien und weinen beide. Helena will die Hütte der Armuth mit ihm theilen, sie redet als treue Gattin, und man begreist nicht, warum sie drei Aete lang Noth gemacht hat. Endlich muß ein Ruck in die Geschichte kommen, das Idyll kann los gehen. Wir erwarten, daß Vater, Mutter, Sohn, Schwiegertochter und Enkel sich zu einem srugalen Frühstück setzen, .wobei Ithuriel das Tischgebet verrichtet. Aber der Enkel Eduard sehlt, Der arme Lunge ist in den Händen des Mephistopheles, der ihn als „Geißel" sesthält, die schöne Familienseene unterbricht und seierlich erklärt, die Zeit des Bundes sei um, der Vertrag abgelausen, Faust die wohl erworbene Beute der Hölle. Ietzt machen sich die Alten davon, Faust wünscht einige Zeit zur Ueberlegung, man weiß nicht, was die Ueberlegung helsen soll, aber er geht ab. nur Helena bleibt und legt sich aus's Bitten. Mephistopheles verspricht ihr die Rettung des Geliebten und den Sohn als Agio, unter der Bedingung, daß sie den Vater, den guten alten Theodor, im Schlas tödtet, was ihr natürlich einige Skrupel verursacht. Vorher hat sie etwas Medea gespielt, jetzt soll sie etwas Lady Maebeth spielen. Man merkt, der Versasser hat theatralische Reminiseenzen. Es solgt eine sehr gerührte Seene zwischen Faust und Helena, die mit den tiesgesühlten Worten der letzteren beginnt: „Ich liege an Deinem Busen, ich wasche Dich mit meinen Thronen!" Vielleicht verrathen diese letzten Worte auch Reinlichkeitsgefühl. Sie ist entschlossen, den Geliebten zu retten, was so viel bedeutet, als den Alten abmurksen. Zuletzt nimmt der gewaschene Fanst wehmüthigen Abschied von seinem Kammerdiener, der auch wehmüthig gestimmt wird, womit der vierte Aet endet.

Im sünften Aet sallen die Leute wie die Fliegen. Mephistopheles schlägt mit einer Klappe nicht blos zwei, sondern drei. Der alte Faust hat ihn erbst, weil er den Sohn sast bekehrt hätte, er muß umkommen: das ist Nr. 1. Helena dient nur der Rache des Teusels, während sie glaubt, zum Besten des Geliebten zu handeln, sie wird durch Betrug zum Meuchelmord, durch die Enttäuschung zum Selbstmord getrieben und hoffentlich die Beute der Hölle: dieser kleine Nebengewinn ist Nr. 2. Faust selbst ist die dritte Fliege. Mephistopheles ersucht ihn, sich mit eigener Hand aus der Welt zu schassen, und gönnt ihm die Wahl zwischen Schwert, Dolch, Gist und Strick. Er vergist sich und sieht sterbend, wie die Geliebte seinen Vater umbringt. Uebrigens leben alle drei so lange, daß der Vater noch Zeit hat, den Sohn und die Mörderin zu segnen und Gott um Erbarmen zu flehen, in welches Gebet Faust einstimmt. In diesem erbaulichen Moment schlägt die Mitternachtsstunde, die Posaune des Gerichts ertönt oder, wie sich der Versasser tragisch ausdrückt, sie „röchelt", Mephistopheles erscheint im Höllenkostüm, Ithuriel in glänzender Himmelsgestalt, beide mit Cortuge, und der gute Engel verkündet, daß Gott gerichtet und in seiner Barmherzigkeit verziehen habe. Ende gut, alles gut! würde ich sagen, wenn nicht Mephistopheles die Sache so ernsthaft nähme, daß er mit seinem ganzen Gesolge zu Boden stürzt. Ich will ihn ausrichten. Er theile sich mit seinem himmlischen Antipoden brüderlich in den Faust, lasse jenem die Seele und begnüge sich mit dem Leib. Es gab hier in Süddeutschland vor Jahren einen Schulreector, der in einer seierlichen Rede das mir unvergßliche Wort anssprach: „Der Körper ist der edelste Theil des Menschen nach der Seele!"

IV.

Ich habe den Sack geleert bis aus den Grund und nichts gesunden als — Säcke, angestüllt mit Stroh!

Wo ist die bürgerliche Tragödie? Soll die Civilisirung etwa darin bestehen, daß man aus dem Famulus einen Kammerdiener gemacht hat? Die Strohpuppe, die hier als „Johann Faust" sigurirt, braucht keinen Famulus; in dem Palast, den diese Strohpuppe bewohnt, ist auch nicht ein Winkelchen von Stndirzimmer. Der Grundzug des Lessing schen Faust ist die Wißbegierde; diesen Zug hat Lessing so sehr zur Hauptsache gemacht, daß er in dem Charakter seines Faust ihn allein erleuchtet. Er wußte, warum. Kein Zweifel, daß in diesem Zuge sein zweiter Faust dem ersten gleich war. Und diesen Grundcharakter hat der Versasser unseres Stückes so gründlich verschwiegen, daß er ihn auch nicht mit einem leisen Wörtchen verräth, auch nicht von sern ahnen läßt, vielmehr wendet er zur Verheimlichung desselben das positivste Mittel an und macht aus seinem Faust einen — Strohkops. Nun rathe noch jemand aus Lessing!

Wo ist die versprochene Tragödie „ohne alle Teuselei"? Das spukt ja von oben bis unten das ganze Stück hindurch. Soll etwa der Kniss darin bestehen, daß Engel und Teusel süns Aete lang ineognito herumlausen, wie weiland Prinzen und Minister in der Komödie, und erst am Ende den Ueberzieher ausknöpfen und aus ihren Orden zeigen?

Das Stück ist sreilich ein Unienm; es ist in der Faustliteratur einzig in seiner Art, es ist der einzige Faust, der gar keiner ist, der auch nicht ein Stäubcheu von dem hat, was man saustisch nennt. Wäre dieser Johann Faust anonym, wie sein Versasser, so würde bei einer solchen Figur und einem solchen Stücke der Name Faust selbst seinem Herausgeber nicht einsallen. Und ihm konnte beikommen, daß Lessing der Versasser sei, der muthmaßliche? Laß in diesem Strohsack Lessings zweiter Faust stecke? Und es gibt Zeitschriften, die bei diesem Wechselbalg, den man Lessing unterschieben möchte, Gevatter stehen! Schlimm genug, daß in Deutschland sast ein Jahrhundert nach Lessings Tode eine solche Probe des Ungeschmacks und der Unkritik an den Tag treten kann, sür deren Ableger Lessing nicht blos umsonst, sondern gar nicht gelebt hat! Es scheint, Blankenburg hat sich geirrt. Er sagt in seinem bekannten Bericht: „Zu sürchten ist nicht, daß, wenn ein Anderer mit dieser verlorenen Feder sich sollte schmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde, denn was man von den Versen des Homer und den Ideen des Shakespeare sagt, gilt mit eben so vielem Recht von den Arbeiten Lessings, und der verloren gegangene Faust gehört zu diesen." Nein, er soll sich nicht geirrt haben!

Die äußeren Gründe, die den meisterhasten Schluß zu Wege gebracht, jenes Stück könne Lessings verlorener Faust sein, sind nicht um ein Haar besser, als die inneren. Im Jahre 1775 soll Lessings Faust abhanden gekommen sein, in demselben Jahre erscheint irgendwo ein anonym Faust, also ist dieser Anonymus muthmaßlich Lessing: das ist der Schluß, den man „eine Spur von Lessings Faust" genannt hat! Warum nicht lieber umgekehrt schließen: wenn Lessings Faust, wie die Sage geht, zur Ostermesse 1775 in einer Kiste in Leipzig verborgen lag, so ist schwerlich anzunehmen, daß er in demselben Jahre in München gedruckt erschien?

Doch ich vergesse ja den Debutanten, der nach dem Theaterkalender „den Mephistopheles in Lessings Johann Faust" gespielt haben soll. Diese Notiz hat man sich dergestalt zu Herzen gehen lassen, daß man den Kops darüber verloren, den wirklichen Lessing ganz vergessen und den eisten besten Johann Faust, der IHn die gleiche Zeit aus dem Büchermarkt erschien, sür Lessings seinen angesehen hat. Herr Waldherr, der Debutant aus dem Theaterkalender von 1771!», ist das Irrlicht gewesen, dem man heutzutage nachgelausen ist, im Wahne, Lessing aus der Spur zu sein, bis man richtig im Sumps lag bis über die Ohren. Nun hält man den Sumps sür Lessing'sches Quellwasser.

Beiläusig sei bemerkt, daß Lessings Dichtung nicht „Johann Faust" hieß, sondern „Dr. Faust" und nie anders, wo immer davon geredet wird. Der Name Johann stammt aus den Volksbüchern und dem Volksschanspiele. Es könnte ja sein, daß in dem Volksschauspiel „Johann Faust" die Seene der Geisterbeschwörung einmal nach Lessing gespielt wurde, und nun das ganze Ding aus dem Theaterzettel „Lessings Johann Faust" hieß.

Aber seit wann gilt überhaupt der Theaterzettel einer Wander- und Winkeltruppe sür eine literarhistorische Quelle? „Lessings Iohann Faust" wäre nicht die erste Lüge, die aus einem Theaterzettel gestanden.

Ich weiß nicht und habe gar kein Interesse, es zu ergründen, wer diesen „Iohann Faust" zusammengesudelt hat, aber ich habe mich bei der Leetüre nicht des Eindrucks erwehren können, daß der Versasser eine Mischung war ans Literat und Komödiant, ein davongelausener Student, der ansing Theaterstücke zu schreiben und mit Winkelschauspielern zu vagabondiren. Das Thema vom Faust lag in der Lust, unser Mann wußte, daß man von Lessing eine Fausttragödie mit großer Spannung erwarte; er machte seinen Erstlingsversuch im Drama und schrieb einen „Iohann Faust", er wollte auch einen Erstlingsversuch aus der Bühne machen und debutirte in Dunkelsbühl oder sonstwo mit seinem eigenen Mephisstopheles; der Mann war Gründer in seiner Art 'und hielt es sür ebenso prositabel als sicher, aus dem Theaterzettel in Dnnkelsbühl die kleine Fälschung auszuposaunen: „Lessings Iohann Fanst". Aus ähnliche Art sind in der Literatur zahllose Fälschungen entstanden.

Wie wäre es, wenn unser Mann „Waldherr" geheißen? So hätten unsere heutigen Lessingspürer wenigstens darin eine seine Nase gehabt, daß sie zwischen dem Iohann Faust, worin der Debutant den Mephistopheles spielte, nnd jenem anonymen Stück, das 1775 in München erschien, eine geheime Beziehung herausgewittert. Ich würde ihnen diesen Trinnph gönnen.

Mein Geschichtchen ist gleich zu Ende. Der wackere Theaterkalender bringt noch eine artige Notiz: „Herr Waldherr muß nicht gefallen haben, denn er verließ noch in demselben Iahr die Gesellschaft." Vielleicht ging er nach München und ließ sein verkanntes Stück drucken. Das Publikum hatte ihn und seinen Iohann Faust ausgepsiffen. Braves Publikum! Ich pseise auch.

Ferdinand Tassalles letzte Rede.

Eine persönliche Lrinnerung.
von
Aaul Lindau.

content-0089.jpg

lie Umstände, unter denen ich Lassalles persönliche Bekanntschast gemacht habe, sind sehr einsache und natürliche. Ich war im Jahre 1864 Redacteur der „Düsseldorser Zeitung". Eines Tages — es war in der letzten Woche des heißen Monats Juni - - besuchte mich in der kleinen Redaotionsstube der Grabenstraße ein Kausmann L., der Bevollmächtigte der soocialdemokratischen Arbeiterpartei sür Düsseldors, und theilte mir mit, daß Lassalle in den nächsten Tagen dort eintressen werde, um seine Vertheidigung vor deu Richtern zweiter Instanz selbst zu sühnen. Lassalle war bekanntlich wegen Verössentlichung der Rede, die er in den Versammlungen des allgemeinen deutschen Arbeitervereins zu Barmen, Solingen und Düsseldors im Herbste des Vorjahres 1863 gehalten hatte, von der ersten Instanz zu einem Iahr Gesängniß verurtheilt worden. Er und der Staatsanwalt, der das höchste Strasmaß von zwei Iahren beantragt hatte, hatten gegen dieses Erkenntniß Berusung eingelegt, und die Verhandlungen der zweiten Instanz waren aus den 27. Juni vor der Düsseldorser correrectionellen Appellkammer anberaumt worden. Der Bevollmächtigte legte mir gelegentlich der Mittheilung über Lassalles bevorstehende Ankunst ein Schreiben Heinrich Heines vor, in welchem sich der Dichter des „Romaneero" in wahrhast begeisterter Weise über den jungen hochbegabten Ferdinand Lassalle ausspricht. Er stigte hinzu, daß die Veröffentlichung dieses Brieses in der „Düsseldorser Zeitung" dem von allen liberalen Blättern aus das Hestigste angegrissenen Agitator unter den jetzigen Verhältnissen sicherlich angenehm und vielleicht auch nützlich sein würde', und da mein Liberalismus nicht so weit ging, um die Bedeutung Ferdinand Lassalles zu leugnen und seine Verurtheilung als etwas Wünschenswerthes zu betrachten, ich es vielmehr sür meine Mchsteuplicht hielt, der seindseligen Stimmung, die gegen den Verurtheilten vorherrschte, in diesem kritischen Augenblicke entgegenzuarbeiten, soweit eben meine geringen Kräste reichten, so reproduierte ich zwei Tage vor dem Proeesse gleichzeitig mit der Mittheilung, daß Lassalle in Düsseldors eingetroffen sei, den Heine'schen Empsahlungsbries. Diese ganz objective Wiedergabe wurde mir, beiläusig bemerkt, von meinen liberalen Gesinnungsgenossen und von den andern rheinischen Blättern sehr verübelt.

Aus den Abend desselben Tages, 25, Juni, war eine Arbeiterversammlung in Obereassel, das Düsseldors gegenüber aus der andern Rheinseite liegt, anberaumt. Lassalle hatte die Absicht, die Düsseldorser Gemeinde zu begrüßen. In jene Versammlung begab ich mich, um über den Verlaus derselben Bericht zu erstatten. Dieselbe wurde, ich weiß nicht mehr aus welchen sormellen Gründen, verboten. In Folge einer komischen Verwechslung wurde ich bei diesem Anlaß der Gegenstand einer ganz unverdienten Ovation. Ich hatte ungesähr Lassalles Größe, und der Zusall wollte es, daß wir beide hellgraue Sommeriiberzieher und einen runden schwarzen Hut trugen. Ich war erst seit kurzer Zeit in Düsseldors, und mich kannten nur Wenige. Als ich nun etwa um ^9 Uhr das VersammlnngsloeaI betrat, wurde ich mit stürmischen Hochrusen, die gar kein Ende nehmen wollten, angejubelt. Im ersten Augenblicke war ich ganz verdutzt; aber nach ganz kurzer Zeit durchschaute ich die Situation und mußte herzlich lachen. Der aus das Geschrei aus dem anstoßenden Zimmer herbeieilende Bevollmächtigte übernahm es, die Versammlung auszuklären; „Herr Lassalle", schrie er in die jubelnde Menge hinein, „besindet sich in dem benachbarten Loeale und bittet Sie, um alle Störungen zu vermeideu, ruhig nach Hause zu gehen." Nun schlug der Iubel in unendliches Gelächter um, das sich noch verstärkte, als einer der Anwesenden, der mich zusällig kannte, ausries: „Dat is ja de Dunnerkiel von de Dösseldorser Zeitung!" Die Versammlung löste sich bald in Folge des Besehls ihres Herrn und Meisters aus.

In deni an den Saal stoßenden Garten tras ich den Kausmann L., und neben ihm stand Lassalle. Auch ihm hatte die närrische Verwechslung großen Spaß gemacht, so daß schon während der ersten begrüßenden Worte, die wir austauschten, eine recht gemüthliche, vergnügte Stimmung herrschte. Er dankte mir in überaus liebenswürdiger, sast überschwänglicher Weise dafür, daß ich die Thatsache seiner Ankunst in Düsseldors nicht mit den gehässigen und hämischen Bemerkungen, an die er von Seiten der liberalen Presse gewöhnt wäre, sondern sogar mit einem Zeichen von wirklicher Sympathie gemeldet hätte.

Wir legten den Heimweg zusammen zurück. Unsere Unterhaltung war gleich bei> dieser ersten Begegnung eine so lebhaste, daß wir gar kein Ende sinden konnten und das Quadrat des Karlsplatzes vielleicht vier-, stünsmal plaudernd umwandelten, bevor Lassalle in sein Hotel trat. Die Unterhaltung wurde übrigens sast einseitig geführt; ich ließ es mir an der Rolle des ausmerksamen Zuhörers genügen. Ein von mir diseret dazwischen geworsenes Wort genügte auch schon, um Lassalle sosort zu einer längeren, übrigens immer interessanten und wohlgesügten Gegenrede zu veranlassen. Er begleitete seine Worte mit sehr ausdrucksvollen, nur etwas zu unruhigen Geberden. Er blieb ost stehen und wechselte in seiner Rede häusig die Tonlage. Er pslegte die Sätze im hohen Tenor zu beginnen und im wohlthönenden Bariton zu beschließen. Er artieulirte sehr schars und sprach mit Ausmerksamkeit, aber den Schlesier konnte er doch nicht verleugnen. Beim Abschied drückte mir Lassalle die Hand wie einem guten Bekannten; wir verabredeten, am andern Tage zusammen zu speisen.

Als ich ihn am 26. Juni abholte, sand ich ihn in jener eigenthümlichen, wie mir scheinen will, recht unbequemen Lage, die die Amerikaner besonders lieben. Er hatte sich aus das Sopha ausgestreckt, der Kops ruhte aus dem tiesen Sitze, während er die übergeschlagenen Beine gegen den Tisch stemmte, so daß die Füße höher lagen als der Kops. In der Hand hielt er einen Blaustist und vor sich aus dem rechten Schenkel einige beschriebene Oetavblätter. Es war das Concept seiner Rede, die er am andern Tage halten wollte, und die er nun noch einmal memorirte und verbesserte. Er knüpfte sosort an das Ende unserer sröhlichen Unterredung oder vielmehr seiner sröhlichen Rede von gestern den sröhlichen Ansang einer neuen an und sprach mit ungewöhnlicher Lebendigkeit von allem Möglichen, namentlich von einigen Deputationen, die er ans den benachbarten rheinischen Städten am Vormittag empfangen hatte, und von der Zukunft seiner Partei. Zu der letzteren gab er vor großes Vertrauen zu haben, während einige Aeuerungen über den gegenwärtigen Stand der Dinge, namentlich über die Mühseligkeiten seiner Agitation, über die anstrengenden Reisen nnd Reden, über die Unannehmlichkeit, alle möglichen Leute empfangen zu müssen, den leidigen Verkehr mit Nichtwissern und Schwätzern und besonders über die Behelligungen von Seiten der Bhörden deutlich eine gewisse Verstimmung verriethen.

Wir hatten das Essen aus 1 Uhr verabredet, und kurz vor 1 Uhr war ich in seinem Zimmer erschienen. Während er mir seinen Vortrag hielt, hatte er Toilette gemacht — ich hatte ihn in einem ungewöhnlich eleganten, beinahe koketten modischen Morgennegligö angetroffen — inzwischen war es aber auch 2 Uhr geworden. Um 3 Uhr hatte ich mich bereits zum zehnten Male erhoben, um das Zeichen zum Ausbruche zu geben; aber Lassalle schien, während er sprach, sür alles Nebensächliche, als da ist: Zeit und Magen, das Verständniß gänzlich verloren zu haben. Er animirte sich immer mehr beim Sprechen, obgleich ich wenig that, um diese Lebendigkeit zu schüren. Er durchmaß beständig das ziemlich große Zimmer und ging wol einige hundertmal von der Thür zum Fenster und vom Fenster zur Thür, unausgesetzt gestieulireud und den Kops in eigenthümlichen Schwankungen bald nach rechts, bald nach links bewegend, ihn bald senkend, bald ausrichtend. Alles was er sagte, hatte Hand und Fuß; aber so sehr mich der seltsame Mann auch sesselte, ich konnte doch nicht vergessen, daß ich seit zwei Stunden dem Mittagessen vergeblich ent^ gegenstrebte. Es war etwa V^4 Uhr, als ich mich endlich zu einer längeren Rede ermannte: „Herr Lassalle," sagte ich zu ihm, „ich habe einen surcht. baren Hunger."

„Aber weshalb haben Sie denn das nicht schon längst gesagt?" entgegnete er, indem er wiederum die ersten Worte in der gewöhnlichen Stimmlage hervorbrachte, bei dem Worte „längst" in eine ungewöhnlich hohe Fistelstimme überschlug und das letzte Wort im tiessten Bariton sprach.

An demselben Tage machte ich auch die Bekanntschast der Frau Gräsin Hatzseld, die in demselben Hotel Domhardt eine Treppe tieser wohnte. —

Der 27. Juni, der Tag der öffentlichen Gerichtsverhandlung, war sehr heiß. Schon in srüher Morgenstunde hatten sich vor dem Gerichtsgebäude Hunderte von Neugierigen und Anhängern Lassalles aus dem Arbeiterstande angesammelt. Nur ein geringer Bruchtheil der Einlaß Heischenden konnte berücksichtigt werden, nnd eine halbe Stunde vor Beginn der Sitzung, die aus 9 Uhr anberaumt war, war der nicht große Zuschauerraum in dem dumpseu unsauberen Verhandlungszimmer des alten Gerichtsgebäudes so übersüllt, daß die Thüreu geschlossen werden mußten. Mir war in meiner Eigenschast als Berichterstatter durch deu Präsidenten, Herrn Hellweg, in dem sür die am Proeeß Betheiligten reservirten Raume ein Platz angewiesen worden. Dieselbe Vergünstigung war der Frau Gräsin Hatzseld zugestanden, die gerade neben mir saß und die Freundlichkeit hatte, während der langen Sitzung mir den unbeschränkten Gebrauch Ihres mit Eau de Cologne gesüllten Flaeons zu gestatten. Diesem Samariterdienste habe ich es zu verdauken, daß ich diese Erinnerung an Lassalles letzte Rede hier niederschreiben kann; denn sonst hätte ich es in dem schwülen, lustleeren und drückend heißen Raume, in welchem die Ueberzahl von Menschen eine schwererträgliche Temperatur verbreitete, trotz Lassalle wahrscheinlich nicht ausgehalten.

Kurz vor l» Uhr war Lassalle zur Stelle. Die Richter besanden sich noch im Vorbereitungszimmer, aber der Staatsanwalt war schon im Sitzungssaale und unterhielt sich just mit dem Advokaten Lassalles, Herrn Bloem, als der Angeklagte eintrat.

Der Ausdruck des Entsetzens, der sich aus den Physiognomien der Beiden spiegelte, als sie Lassalle mit allem Zubehör erblickten, werde ich nie vergessen. Lassalle, der aus Respect vor dem hohen Gerichtshos Balltoilette angelegt hatte: Lackstiesel, Frack und weiße Cravatte, trug nämlich unter dem linken Arme eine so erhebliche Anzahl von Büchern aller Formate, wie dieser überhaupt zu sassen vermochte, und hinter ihm her keuchte der Kausmann L., der während des Düsseldorser Ausenthaltcs Lassalle die Dienste eines Famulus erwies, und der unter beiden Armen eine noch beträchtlichere Anzahl von Büchern heranschleppte. Es war eine Bibliothek, die Lassalle mit in den Sitzungssaal brachte. Ich hörte deutlich den Ausrus des Staatsproeurators, Herrn Nebe - Pslugstedt: „Um Gotteswillen!" Eine gedämpfte Heiterkeit ging durch die ganze Versammlung. Aus Anordnung des Advokaten wurde ein Tisch hergerichtet, aus welchen Lassalle und sein Begleiter die verschiedenen Werke, Broschüren, Zeitungen, Schriststücke ?e. deponirten. Lassalle ordnete das ganze Material; er war mit dieser Vorarbeit gerade sertig, als der Gerichtshos eintrat.

Lassalle setzte sich aus die Anklagebank. Er richtete aber gleich nach Erössnung der Sitzung an den Präsidenten das Ersuchen, ihm gestatten zu wollen, an dem hergerichteten Tische Platz zu nehmen, da er seine Vertheidigung selber sühren wolle und dazu „einigen wissenschaftlichen Materials" dringend benöthigt sei. Dies wurde ihm auch ohne Weiteres gewährt, und die Verhandlung nahm nun zunächst ihren gewöhnlichen Verlaus. Es vergingen zwei und eine halbe Stunde, bevor Lassalle das Wort zu seiner Vertheidigung erhalten konnte, da unter Anderem auch die angeklagte Rede wörtlich verlesen werden mußte, deren Leetüre allein ungesähr eine Stunde beanspruchte. Um ^/a^ Uhr begann das Plaidoyer Lassalles. Der Angeklagte sprach bis 1 Uhr; daraus wurde die Sitzung aus drei Stunden vertagt; er nahm seine Rede um 4 Uhr wieder aus und sprach bis ^7, also vier volle Stunden.

Lassalles Vortrag machte durchaus deu Eindruck der sreien Rede, die allerdings vorher reislich durchdacht und durch eine gedrungene schristliche Disposition consolidirt sei. Er hielt in der rechten Hand eines der Oetavblättchen, aus das er von Zeit zu Zeit einen slüchtigen Blick wars, um dann eine längere Zeit anscheinend zu extemporiren. Er sprach mit musterhaster Deutlichkeit und mit großem rhetorischen Schwunge. Dieselbe Eigenheit, die ich schon in der Privatunterhaltung an ihm beobachtet hatte: das Herumspringen seines modulationssähigen Organs in allen Stimmlagen, zeigte sich auch hier und in noch verstärktem Maße. Sein Vortrag war im höchsten Grade wirksam, wenn auch nicht ganz srei vom Theatralischen. Für jede Stimmung, die er hervorrusen wollte, wußte er den richtigen Aecent zu sinden; aber Alles machte, gerade wie bei Gambetta, den Eindruck des sehr Beabsichtigten, vorher Studirten, zum mindesten vorher Probirten. Sei es, daß er spöttisch und ironisch über die ungenügenden Kenntnisse seiner Richter herzog, sei es, daß er das Pathos des eigenen Bewußtseins

content-0090.png

anwandte und den Brustton der Ueberzeugung anschlug, oder durch den wehmüthigen Ausdruck seines Märtyrerthums zu wirkeu suchte — trotz aller Bewunderung sür die Zchärse der Gedauken, sür die Knappheit und die Gewalt des Ausdrucks, sür die hohe Beredtsamkeit wurde man den Eindruck des Schauspielerischen nicht recht los. Derselbe wurde noch verstärkt durch das lebhaste Mienenspiel und durch die Gesten, mit welchen Lassalle den Vortrag begleitete.

Der Ausdruck seines Gesichts wechselte beständig. Bald spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund und er schloß halb mitleidig, halb verächtlich die Augen zur Hälste; bald össnete er sie in ihrer ganzen Weite, und drohende Blicke schossen zu den erhöhten Sitzen der Richter hinaus. Bald ließ er den Kops in vernachlässigter Haltung hin und herschwanken — so z. B. wenn er die erheblichsten und schwierigsten wissenschaftlichen Feststellungen als etwas Nebensächliches, jedem Richter unbedingt Geläusiges erwähnte —, bald wars er den Kops vornehm und kühn in den Nacken wie ein römischer Imperator.

Am meisten illustrierte er seine gesprochenen Gedanken durch die Handbewegungeu. Hände und Arme waren in sast unausgesetzter Aektivität. Ruhig verhielt er sich nur bei den scharsen, rein juristischen Deductionen, sür welche er die volle Ausmerksamkeit der Richter beanspruchen wollte; dann stützte er sich leicht mit der linken Hand aus den Tisch und verbarg die rechte, die immer eines der Oetavblättchen hielt, hinter dem Tuch der tiesausgeschnittenen Weste. Galt es aber eine rhetorische Wirkung zu erzielen, so gestieulirte er mit der rechten in ganz merkwürdiger Weise. Da schnellte er den Arm nach vorn, als ob er boxen wollte, da zerhackte er mit dem zusammengeknissten Blättchen die Lust, als ob er Zweivierteltakt im Prestissimo schlüge, da hob er wie drohend die Hand aus und suchtelte damit so leidenschaftlich, daß ihm mehrsach die geschriebenen Seiten entsielen und in langsamen Schwingungen zu Boden slatterten. Da dieser Effect sich zwei- oder dreimal und immer am Schlusse eines Gesüges seiner Beweissührung wiederholte — so daß die Pause, die durch das Sammeln und Ausheben der Blätter nothwendig wurde, sehr erwünscht war —, so konnte ich mich dem Eindrucke, daß auch diese Wirkung eine beabsichtigte sei, nicht ganz verschließen.

, Während der langen Rede wechselte Lassalle auch häusig seine Stellung. Mitunter lustwandelte er hinter dem mit Büchern bedeckten Tische aus und ab, bisweilen blieb er auch einige Minuten wie sestgewurzelt stehen, um alsbald wieder einige Schritte zu machen und langsam den Richtern sich zu nähern. Diese vorschreitende Bewegung hatte er namentlich am Schluß seiner Rede; während der sehr esseetvollen Sätze, mit deuen er endete, rückte er allmählich ganz unmerklich vor, so daß er bei dem letzten Worte hart an den Stusen stand, die zu dem Podinn des Tribunals hinausführten. Den Schlußpassus sprach er mit so erhobener Stimme und mit so lebhaften Bewegungen in die Richter hinein, daß sich der Präsident unwillkürlich etwas zurückbog.

Die Rede machte die tiesste Wirkung. Lassalles Advokat beschränkte sich aus wenige Worte. Der Staatsproeurator löste seine schwierige Ausgabe mit großem Geschick. Er sprach sehr kurz, sehr eindringlich und verzichtete vollkommen daraus, Lassalle mit den Waffen, die dieser geführt hatte: mit begeistertem Pathos, mit zündender Beredtsamkeit entgegenzutreten. Alle Zuhörer hatten die Ueberzeugung, daß Lassalle sreigesprochen werden würde. Keiner war davon tieser durchdrungen als der Angeklagte selbst.

Zum Glück hatte Lassalle sehr langsam gesprochen, und es war mir vermöge der sonderbaren Schnellschrist, die ich mir zu meinem Privatgebrauche als Kammerberichterstatter in srüheren Iahren allmählich angeeignet hatte, gelungen, dem Vortrage mit den nur mir verständlichen Auszeichnungen so zu solgen, daß ich im Stande war, mit Zuhülsenahme des unter dem Eindruck des Frischempsangenen noch besonders bereitwilligen

Gedächtnisses den ungesähren Wortlaut nach dieser Niederschrist herzustellen. Nur an einigen Stellen, wo ich durch die interessante Persönlichkeit des Angeklagten von meiner Arbeit abgezogen war, machte mir die Redaetion der Rede nach meinen Auszeichnungen Schwierigkeiten. Um diese zu heben, wandte ich mich an Lassalle selbst. In der Zeitung hatte ich zunächst einen kurzen resumirenden Bericht gebracht und einen aussührlichen mir vorbehalten. Am andern Tage, am 28., ging ich zu Lassalle und bat ihn mir bei dem Berichte zu helsen. Ich las ihm vor, was ich geschriebeu hatte; er änderte einige wenige Kleinigkeiten und süllte durch sein Dietat alle Lücken aus. Die Revision und die Nachträge ersorderten immerhin noch mehrere Stunden. Ich saß als Seeretär am Tische und schrieb nach dem Dietate Lassalles noch einige zwanzig Seiten, so daß der Bericht über die Rede allein 12 — 15 Spalten der Zeitung süllte. Lassalle dirtirte wieder nach seiner Disposition, indem er beständig im Zimmer aus- und abschrift. Sein Dietat stimmte mit der am Tage vorher gehaltenen Rede bis aus die kleinste Wendung, bis aus's „und“, wie die Schauspieler sagen, genau überein. Es siel mir aus, daß er auch jetzt, da sich das Auditorinm aus meine Person allein beschränkte und er keinerlei rhetorische Wirkung zu erzielen brauchte, gauz dieselben Aeemente wählte wie in der öffentlichen Sitzung und an den betreffenden Stellen auch dieselben Bewegungen machte wie am Tage vorher.

Die wörtliche Uebereinstimmung dieses Dietates mit der vor den Richtern gehaltenen Rede legte mir die Vermuthung nahe, daß aus deu Oetavblättchen die Rede wörtlich ausgeschrieben sei, und daß diese nicht blos, wie ich ursprünglich angenommen hatte, die Disposition dazu enthalte. Ich sragte ihn danach, und als Autwort reichte er mir seine Niederschrift hin mit dem Bemerken: „Sehen Sie sich das Ding genau an, es ist sehr praktisch! Sie können vielleicht einmal von dieser Art der Arbeit Gebrauch machen. Wenn es Ihnen Spaß macht, mögen Sie es behalten; Sie haben sich ja genug gequält!"

Ich nahm das interessante Geschenk natürlich mit herzlichem Danke an, und aus diese Weise bin ich in den Besitz des Manuscriptes der letzten Rede Lassalles gekommen. Ein Vergleich desselben mit dem Wortlaute der gesprocheneu Vertheidigung ist lehrreich und interessant. Das Manuscript umsaßt nur 21 ziemlich weit geschriebene Oetavseiten und läßt sich in demselben Tempo, in welchem Lassalle sprach, bequem in 25 Minuten vorlesen. Lassalle hat, wie ich schon sagte, vier Stunden gesprochen; und gleichwol sehlt in dieser geschriebenen Redeskizze nicht nur kein Glied, es sehlt nicht ein einziges Wort, aus das es irgendwie ankommt, so daß ein Jeder, der die Rede gehört oder gelesen hat, im Stande ist, bis aus einige wenige Sätze am Schlusse nahezu den ungekürzten Wortlaut derselben nach dieser kurzen Auszeichnung wieder herzustellen. Mit einem Worte: es ist eine geradezu meisterhaste Skizze!

Schon in dem Aeüßerlichen erkennt man die gedankenvolle, systematische Anordnung dieses Vortrages. Die Rede ist von Ansang bis zu Ende eine Kritik des Urtheils der ersten Instanz und solgt diesem Urtheile Zug um Zug. Lassalle hat seine Entgegnung in eine große Anzahl von Haupt- und Nebengruppen, die sich wiederum zertheilen und abzweigen, zerlegt. Die Hauptgruppen bezeichnet er mit römischen Ziffern I, II u. s. w. Es sind deren acht, die zur Entkrüstung eben so vieler Punkte im Urtheil der ersten Instanz dienen sollen. Die den Hauptrubriken der Entgegnung untergeordneten sind mit kleinen lateinischen Buchstaben a, d, u :c. bezeichnet, und die Abzweigungen dieser untergeordneten Rubriken mit griechischen Buchstaben «, <3, 7 :e. Weitere Unterabtheilungen haben große lateinische Buchstaben ^, L, O :e., die dann in der Beweissührung wiederum verstärkt werden durch andere, welche ää H., «,6 U :e. und mit arabischen Ziffern 1. 2. 3. bezeichnet sind. Alle diese einzelnen Momente der Beweissührung werden am Schlusse eines jeden Hauptabschnittes resumirt, und dies wird stür das Auge schou dadurch sichtbar gemacht, daß verschiedene Striche von den einzelnen Gruppen nach dem resumirenden Satze hin gezogen sind. Aus den ersten Blick hin sieht die Sache ganz verwickelt aus, prüst mau die Skizze aber genauer, so bietet sie eine geradezu bewunderungswürdige Klarheit und Anschaulichkeit dar. Mau erkennt, daß es das kunstvolle Werk eines systematischen Denkers, eines wunderbar klaren Kopes ist. Bisweilen hat Lassalle die Sätze ganz wörtlich niedergeschrieben und sogar die einzelnen Wörter kaum abgekürzt, bisweilen aber genügt ihm auch ein einziges Wort, nicht blos um einen Satz, sondern um den Stützpunkt stür einen ganzen Complex von juristischen Deductionen und Aussührungen zu haben. Alles das wird sich am besten erkennen lassen aus der Gegenüberstellung der Skizze und des Wortlautes der gehaltenen Rede in einzelnen Stellen. Die Rede beginnt:

Noid und 2ttd, I, 2, 20

Diesmal sogar zuerst. Grund:

1 Strasmaaß. Niemals, so ost ouch eto. „Meine Herren Präsident und Räche!

In den sast zahllosen Prozessen, deren Gegenstand ich war nnd die sast stets mit meiner Freisprechung endeten, habe ich sast niemals über das Strasmaß gesprochen. Ich habe mich immer nur iu liullli vertheidigt und hielt es gleichsam unter meiner Würde, mich aus die quantitative Frage einzulasseu. Diesmal muß ich umgekehrt mit der Betrachtung des Strasmaßes sogar beginnen, DerGrund ist einsach. Die politische Leidenschaft soll diesen Richter nicht der polit. Leidenschaft. Räumen nicht nahen, der Richter soll — Schwer, in polit. angeregter Zeit. Immer diese Forderung stellt das Gesetz an Ihr Mensch. Wenn ich also auch milde u, Amt, an Nie — keinen Raum geben in menschlich genug, um es wenigstens ent-! seiner Brust der politischen Leidenschaft, schuldbar zu sinden, wenn der Richter, der politischen Stimmung. Es ist dies der polit. Stimmg. c!!: Leidschst. 1 gew. schwer in einer politisch angeregten Zeit, Raum in seiner Brust nicht entziehen denn der Richter bleibt immer ein Mensch, kann, so giebt es doch hiersür Grenzen. Wenn ich also noch milde nnd menschlich

genug bin, um es wenigstens entschuldbar zu sinden, wenn der Richter der politischen Stimmung und Leidenschaft in seiner Brust einen gewissen Raum nicht entziehen kann, so gibt es doch hiersür Dieses Urtheil aber, über das ich mich Grenzen. Dieses Unheil aber, über das bei Ihnen beschwere m, H. u. bitter be- ich mich bei Ihnen beschwere und bitter schwere überschreitet alle solche Grenzen, beschwere, überschreitet alle solche Grenzen, soweit man sie ziehen mag, durchaus u. so weit mau sie auch ziehen mag, durch bis in's Unzulässigste! Dieses Urthl, üb. aus und bis in's Unzulässigste, Dieses wlchs mich beschwere, ist — es thut mir Urtheil ist — es thul mir leid dies sagen leid das sagen zu müssen, aber ich er- zu müssen, aber ich erkläre es Ihnen, kläre es Ihnen Gerechtigkeit heischend t. Gerechtigkeit heischend, mit höchster Ruhe höchster Ruhe als meine unumstößliche als meine unumstößliche sittliche Uebersittliche Ueberzeuguug u. ich werde Ihnen zeugung, nnd ich werde Ihnen Punkt stür Punkt stür Punkt den unwiderleglichsten Punkt den unwiderleglichsten Beweis dasür Beweis dasür erbringen — durch u. durch vorbringen — dieses Urtheil ist durch dem Quell politischer Leideuschast und durch dem Quell politischer Leideuent slossen ll., Und dies beweist zunächst schust entflossen. Und dies beweist zunächst am deutlichsten das Strasmaoß. In am deutlichsteu das Strasmaß. In jeder jeder audern Hinsicht könnte das Urth. andern Hinsicht konnte das Urtheil ein ein mlU Mgs sein, wie deren ja so viele ete. mal ^uFs sein, wie es deren ja so viele Aber das Strasmaaß zu dem man gibt, aber das Strasmaß, zu dem man gegriffen, zgt. unwidersprechlich die Leiden- griffen, zeigt unwidersprechlich die Leidenschaft, welcher dieses Urthl. entflossen ist. schast, deren Produet dieses Urtheil ist." Um zu zeigen, wie Lassalle in der Disposition äußerlich das Unterzuordnende unterordnet, um die einzelnen Glieder klar zu legen, die

dann in der Rede als ein einheitlicher Körper erscheinen, mag hier die kürzeste Rubrik II in der Skizze und im Wortlaut ausgeführt werden.

II „In Erwägg, was das «trosmoaß Das Unheil sage hierüber zuerst: „In betrsst. Erwägung, was das Ltrasmaß betrifft,

a,, „Strasbar bekannt sei mußte", daß dem Augeschuldigten das Strasbare

Aber dies ist l gz allgem, Requisit jeder seinerHnndlungsweise bekanntseinmußte,"

Ttrsbrkt, überhpt! Aber lesen Sie etc. Dies aber ist ein ganz allgemeines Re

Aber

d., „daß er durch seine Reden in den

ausit jeder Strasbarkeit überhaupt. Ohne das Bewußtsein einer Widerrechtlichkeit gibt es bei allen nicht eulposeu Vergehen — lesen Sie alle Criminalrechtslehrer — gar keine Strasbarkeit, und dieses Motiv hat daher mit dem Strasmaß gar nichts zu thun. Das zweite Motiv hierüber lautet:

Arb. Verslgg. in gefährl. Weise agitirt „daß er durch seine Reden in den Arbeiter hat, wovon die Hergbe d. Broschüre nur 1 Fortstz ist".

Niemals ht tnon nnvorsichtiger ds Geheintniß 1 Verurthlg eto!

Der Richter erklärt hier t einer unglbl.

versammlungen gefährlich agitirt hat, wovon die Herausgabe der Broschüre nur eine Fortsetzung ist."

Niemals, meine Herren, hat man unvorsichtiger das Geheimniß einer Verurtheilung enthüllt. Der Richter gesteht hier mit einer unAusrichtigkt, dß er gar nicht eigentl, das glaublichen Ansrichtigkeit, daß er gar angekl. Vergehen bestrase, ^ die Herausgbe nicht eigentlich das angeklagte Vergehen

d. Broschüre — welche er mit eineni „nur" bezeichnet — sondern ds, was nichl angekl. ist u. nicht angekl. werden kanu, meine gz gesetzl s. d. Boden d. Oszs stehde Agi tatiou, die niemals von den Behörden gehindert od. ongegr. worden ist, w! c» konnte — diese erkl't hier d. Richter, wl sie ihm 0 eouoenirt, ihm geshrlch scheint, eigentlich z. orurth., c» ds ausgekl. Verbr. ds er als „Nur" hnstellt. Später noch deutlicher!)

e., Vorbestrasg.

bestrast, die Herausgabe der Broschüre, welche er mit einem „nur" bezeichnet, sondern das, was nicht angeklagt ist und nicht angeklagt werden kann: meine ganz gesetzliche, aus dem Boden des Vereinsgesetzes stehende Agitation, die niemals von den Behörden verhindert oder angegriffen ist, weil sie dies nicht werden tonnte — diese erklärt hier der Richter, weil sie ihm nicht gesollt, ihm gefährlich scheint, eigentlich verurtheilen zn wollen, nicht das angeklagte Vergehen, das er als ein „nur" hinstellt.

„Das dritte Motiv, durch welches das Unheil das exorbitante Strasmaß rechtsertigt, lautet: — „und daß er wegen ähnlichen Vergehens schon bestrast worden," Dieses Motiv bezieht sich aus eine Vernrtheilung, die wegen der Aussorderung der Nürgerwehr zum Widerstand beim November-Consliet vom Iahre 1848 gegen mich ergangen ist. Ich habe in dieser «, Amnestie (sür Andere)

si. Keine Reeidive — ^- Urth. ds

Berliner Kammergerichts.

(Rechtskräftig) sdrückl.

Hinsicht zwei Bemerkungen zu machen: die erste würde ich vielleicht zu stolz sein geltend zu machen, wenn ich derselben persönlich bedürfte und wenn sie nicht vielmehr von mir blos deshalb gemacht würde, um einem großen allgemeinen Mißbrauch, der hier wie überall von der Staatsanwaltschast in den politischen Proeessen getrieben wird, entgegenzutreten, Ueberall kommt die Staatsanwaltschast bei politischen Proeessen aus Vorbestrasungeu aus den Iahren 1848 und 1849 zu sprechen.

„Aber bei dem Thronwechsel haben wir eine Amnestie aller politischen Verurtheilungen erlebt. Die Amnestie beseitigt alle noch nicht eingetretenen Folgen eiues Strasurtheils, somit auch die Strasverschärsung, die im Fall der Reeidive aus einem solchen Strasurtheil sich ergeben kann. Und gleichwol stolpern hier, wie anderwärts, die Staatsanwälte über diese königliche Amnestie hin, als ob sie gar nicht ezistirte! Ich selbst bin der Bezugnahme aus diese Amnestie keineswegs benöthigt, denn in meinem Falle wird es unmöglich sein, von einer Reeidive oder von einer Aehnlichkeit des Vergehens zu sprechen!" :e.

Aus den ersten Seiten ist die Skizze am eingehendsten; je mehr sich die Rede dem Schluß nähert, desto geringer sind die schriftlichen Auszeichnungen Lassalles. Es genügt ihm da, um eine große rhetorische Wirkung herbeizusühren, bisweilen nur ein hingeworsenes Schlagwort; er weiß dann ganz genau, was er sagen will. Ich sühere zum Beweis die solgende längere Stelle der Rede an:

VIII Komme jetzt zu d. ltzten Motiv d. Urth., dem wechtgsten, d. wahren Trageblllken.

„—nur den Zweck haben können" eto. Richter attestirt also selbst, daß er wenn er an einen seriösen, einen heilsamen einen berechtigten Zweck htte glben können, natürl, wl. entsernt gewesen wäre dss Urth etc.

„Ich komme jetzt zu dem letzten und wichtigsten Motiv des Unheils, dem wahren Tragebalken desselben, dessen Betrachtung ich eben deshalb bis jetzt verschoben habe.

Das Unheil sagt: „daß die in der Broschüre enthaltenen Angrisse der Bourgeoisie und die Aussälle gegen die Presse nur den Zweck haben löunen, die besitzende Klasse bei den Arbeitern in Verachtung zu bringen nnd sie gegen die

content-0092.png

selben auszuregen," Der Richter attestirt also hier selbst, daß er, wenn er an einen ernsthasten, einen heilsamen, einen berechtigten Zweck dieser Agitation hätte glauben können, natürlich weit entsernt gewesen wäre, dieses Urtheil zn sällen.

Das angesührte Motiv erklärt sich auch nur durch einen von dem Staatsanwalte, Herrn Essertz, in erster Instanz mit höchstem Nachdruck ausgestellten Satz: „Der Angeklagte erhebt wider besseres Wissen eine bereits seit zwanzig Iahren zerrissene Fahne," Dieser Satz, m, H., hat wörtlich so in einem derLeitartikel gestanden, welche dieVolkszeitung in Berlin im Sommer vorigen Iahres gegen mich geschrieben hat. Sie sehen also beiläusig auch hier wieder, mit welchem Recht ich behaupte, daß es die Stimme mein« Feinde ist, die aus dem Unheil erster Instanz und dem Plaidoyer des Staatsanwaltes spricht.

Dieser Unterstellung aber, von der be» reits seit zwanzig Iahren zerrissenen Fahne, einmal zugegeben — was ist d» natürlicher, als dieses Urtheil? Es ist also eine unwahre, srivole, nur zu stupidem Klasseichaß nnd Erbitterung treibende Bewegung! Einen andern Zweck kann wenigstens der erste Richter, wie er selbst in dem angesührten Motiv bezeugt, bei seiner Aussassung dieser Agitation, sich nicht als möglich vorstellen — und diese Anssassung einmal zugegeben, wer snmpathisirt da nicht mit dem edlen Zorne des Richters?

„Dieses Motiv urtheilt also ab über das gesnmnte Verdienst au lonä meiner Agitation, über das philosophische und ökonomische Verdienst derselben, über die Frage: ist es eine große eulturhistorische Bewegung, die ich erregt habe, oder nicht?

Hierüber urtheilt jener Richter ab, in meiner Abwesenheit, und ohne meine Schristen zu kennen! Heute bin ich selbst da, aber kann ich wirklich diese Frage vor Ihnen plaidiren?

Welch merkwürdiger Proeeß, wo die wichtigste Frage etc.!

denn Zeit,

Welch merkwürdiger Proeeß, wo die wichtigste Frnge, um die es sich handelt, nicht einmal plaidirt werden kann!

Denn welche Zeit wäre wol ersorderlich, um vor Ihnen zu entwickeln die philosophischen und ökonomischen Gründe, die historischen und statistischen Beweise, knrz das gesammte Material, welches das geistige Fundament meiner Agitation bildet und einen Umsang von sast siebenzig Bogen stüllt? Sie sinden gewiß schon, daß ich jetzt einen ungebührlichen Gebrauch von Ihrer Zeit mache, wie viel Tage und Wochen würde ich aber plaidiren müssen, nm diese Frage zu erörtern?

Lassalle stührt inm aus, welche gewaltigen Resultate seine Agitation iu der kurzen Zeit gehabt, wie er nicht blos den Bischos, sondern sogar den König von Preußen zur Anerkennung des Hauptgrundseches seiner Lehre (Staatshülse) veranlaßt habe, und sährt dann sort

Wie dsr rasende Erfolg möglich, u. im Lse 1 Iahres? ^

content-0093.png

content-0094.png

Pflegt sich die Wissenschaft so rasch die Praxis zu unterwersen? Und vorausgewußt und vorausver- Ich habe im Gegentheil in meinen kündet dse Ersolge! (März, Hochverr, „Indirekten Steuern" gezeigt, daß z, B, Rede p. 63 unten.) Wie war möglich? die Einsicht von der Verderblichkeit der Habe ich von Vorsahr Fanstns d, Höllen-! ans nothwendige Lebensmittel gelegten

content-0095.png

Ihnen dad, klaren Ueberbl, über den Ge-, dieser Ersolge jetzt enthüllen, meine Herren, danken m, Agitation geben, und Ihnen dadurch den letzten Einblick

^ in das Verständnis! meiner Agitation gewähren. Zwei Dinge mußten zusammenkommen, Höchste Wissenschaftlichkt. Mit Panzerhemd Zunächst die, höchste Wissenschaftlichvon Stahl, — Maschen, keil dieser Bewegung! Mit einem Panzer

hemde von Stahl, mit nnzerreißbaren Maschen mußte jeder »neiner Beweise nm Iwei Dinge mußten zusammenkommen.

content-0096.png

^ strickt sein. Wehe mir, wenn eine einzige Masche riß!

„Aber dies war noch nichts. Ich Hätte, trotz aller Wissenschaftlichkeit, Iahr hunderte lang gelehrte Werke schreiben können, ohne daß sich die Prazis darum gekümmert hätte! Die Großen der Erde haben keine Nöthigung, keine Veranlassung uud nicht die Gewohnheit, sich um das zu kümmern, was der einsame Denker in seinem Zimmer schreibt,

„Aber die Massen durchdringen mit dem Widerhall dieser Lehre, aber sicher ihrer Wahrheit mit ihr aus den großen Markt treten, aber sich aus deni tausend sachen Echo der Volksstimme, das selbst die Gegner nur vermehren, einen Keil schmieden, um auzupocheu nn das Ge wissen der Bischose uud das Pslichtgesühl der Könige — das war es, woraus es hier ankam!

Das Urtheil constatirt es in einer kurzen und dunkeln Wendung als ein besonderes Unrecht, daß ich mich an die Arbeiter wende.

Dieser dunkle Satz sindet seine Erläuterung in den Ausführungen des Staatsanwaltes erster Instanz, welcher gleichsalls darin, daß ich mich an die Arbeiterklasse wandte, einen Beweis mehr sür die Verwerslichkeit meiner Bestrebungen sah! Ich werde dem Staatsanwalt und dem Richter erster Instanz, nm milde zu >lein, antworten: Sie verstehen ganz und gar nichts von diesen Dingen,

„Abgesehen davon, daß die Arbeiter sehr gut meine Lehren begriffen haben, denn sie sind Menschen, wie Sie, meine Herren, nnd der Vermtnst zugänglich, wie > Sie, abgesehen davon, daß ohne das Begreifen der Arbeitermasseu diese Resorm gar nicht praktisch auszuführen wäre — kommen hier die Arbeiter vor allem als ! Resonanzboden in Betracht,

Aus diesen Resonanzboden mußte ich ausschlagen können mit dem Hammer der Wissenschaft, um allen Lärm der Tagesinteressen zu übertäuben und alle Intelli

content-0097.png

!aenzen zu zwingen ^ alle Intelligenzen, ! sage ich, sreilich, sreilich mit Ausnahme des Düsseldorfser Staatsanwaltes und des Düsseldorfser Richters erster Instanz — um alle bis zum Bischos, bis zum Könige zu zwingen, diese Frage zu studiren und respective durch die ihnen zu Gebote stehenden Intelligenzen studiren zu lassen.

„Das Versprechen des Königs ist so mein Werk, die Folge gerade davon, das; ich, ans der Stille des Stndirzimmers heraustretend, an die Arbeiter mich wandte, — — nnd dafür werde ich angeklagt!

„Der Minister Gras zu Enlenburg hat vor Kurzem einer Buchdruckerdeputation, die um das Coalitionsrecht petitioniureud bei ihm war, gesagt: „Von allen Seiten tritt die so wichtige Arbeitersrage an uns heran" und es werde nichts übrig bleiben, als durch Gesetzesvorschläge an den gesetzgebenden Körper ihre Lösung zu versuchen.

Ich sinde jene angesührten Worte höchst coneis. Es ist nicht die Stellung, nicht die Gewohnheit uusrer Staatsmänner, Probleme auszusuchen. Sie warten ab, bis sie durch die öffentliche Meinung an sie herantreten.

„Die Zusage des Ministers wie das Versprechen des Königs ist mein Werk. 1844 kreuzte man die Bajonette gegen die schlesischen Weber — heute verspricht man ihnen, dem Prineipe meiner Agitation beipflichtend, Aenderung ihrer Lage, Abhülse ihrer Noth durch die Gesetzgebung!

„Diese merkwürdige, diese heilsame Umwandlung ist, ich wiederhole es, m e i nWerk. Sie ist die Folge gerade dessen, das» ich an die M asse n mich wandte und mit ihrem Echo die Stimme der Wissenschaft verstärkte! Und dafür werde ich li nge! lagt??

„Und noch Eins: der Bischos stüchttet, wie ich Ihnen sagte, Ueberstürznug der Aussühhung dieser von ihm sür durchaus aussühhbar gehaltenen Maßregel.

Und in der That, diese Ueberstürzungsgesahr ist und war seit je, bei allen großen Resormen gerade um so mehr vorhanden, je gerechter sie waren.

content-0098.png

Nnn Molsi! Die Zeit erwartend, wo ieueResormen sich vollbringen, diseiplinirt iuzn'ischen meine Agitation diese ungeduldigen Massen,

Wie Ein Mann eilen sich und gedulden sich der Redner wandte sich bei diesen Worten halb rückwärts in das sast nur aus Arbeitern bestehende dicht gedrängte Auditorium, welches mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck von Tpnnnnnng jedem seiner Worte solgte), drängen vorwärts und halten zn rück diese großen Massen, welche unsern Verein bilden am Rhein, wie an der Elbe, an der Nordsee, wie au der Donau, aus meinen Rus, Die Zeit jener praktischen Resorm abwartend, bringt mein Verein diesen Massen inzwischen die Disziplin bei, die nicht blos sür militärische Zwecke, nein, die in eben so hohem Grade sür alle großen organisatorischen Resormen unerläßlich ist,

„O, meine Herren, sünszig Jahre nach meinem Tode wird man anders denken über diese gewaltige nud merkwürdige Cnlurbewegnng, die ich unter Ihren Augen vollbringe, als der Düsseldorfser Richter erster Instanz, und eine dankbare Nachwelt wird — dessen bin ich sicher — meinem Schatten die Beleidigungen abbitten, welche jenes Unheil und jener Staatsanwalt gegen mich verübt!

„Endlich, meine Herren, wie komme ich zu dieser Bewegung und wie ist sie entstanden? Bin ich ein nrrnhiger Zeitungsschreiber? Nachdem ich einen schweren praktischen Kamps beendet, der in den Annalen dieser Provinz seiner Zeit Aussehen gemacht hat und zu dem mich, ich dars es sagen, nur mein praktisches ritter liches Pathos drängte, zog ich mich in die Tlille des Studirzimmers zurück. Ich schrieb nicht Zeitungsartikel, noch Broschüren; ich gab große gelehrte Werke heraus in den schwierigsten Feldern des Wissens und aus dem Gebiete der Wissenschaft lassen mir ja selbst meine leidenschaftlichsten Gegner, wie ungern auch, Gerechtigkeit widersahren! Da sühlte ich

content-0099.png

s. m. Gewissen dse Bewegg, hervorgeggn, anIhrGewissen wende ich mich. Wenn halb so viel ete, Frsprchg, nnzswlhst.

^nich, gerade dura) den Zusammenhang aller dieser Studien noch einmal in meinem Gewissen gezwungen, einen praktischen Kamps zu bestehen und diese Agitation, von deren unerläßlichen Nothwendigkeit ich überzeugt war, in das Volk zu wersen. Und wartete ich vielleicht, bis die Atmosphäre mit Pulverdamps und Barrikdenstaub ersüllt war, um mit dieser Agitation auszutretend Ich las einst in einem Fortschrittsblatt den höhnischen Ausrus- diese Bewegung käme sich selbst zn srüh; wenn ich Ersolge hätte haben wollen, so hätte ich das Eintreten einer Krise abwarten müssen. Ich mußte herzlich lachen, als ich hier so klor das Umgekehrte meines Gedankens ausgesprochen sah. Gerade in der Zeit der höchsten Ruhe und vollkommenen Friedens trat ich aus mit dieser Agitation; diese Probleme sollten in tiesster Ruhe diseutirt, durch Liebe und Einsicht gelöst werden; diese Resormen sollten durch Liebe und Weisheit eingeführt werden, oder aber, tras uns eine Krise, so sollte sie eine durch die öffentliche Disenssion bereits reise und entwickelte Ueberzengnng der Notionvorsinden. „So sehen Sie hier das merkwürdige Schauspiel einer Agitation, welche die Massen ersaßt hat, welche eine ganze Nation sür und wider erregt und die ohne jede Hülse von Ereignissen, die das Volk aus die Straße wersen, lediglich ans dem Gewissen Eines Mannes hervorgegangen ist. Wenn irgendwo, so liegt hierin ein großes Verdienst, und selbst in dem Leitartikel eines ministeriellen Organs wurde vor Kurzem (der Redner verliest den Schlñß eines Leitartikels der Nordd, Allg, Ilg, vom 12, Juni) das Verdienstliche anerkannt, welches darin liege, soeciale Schäden auszudecken und zn dislntiren „vor dem Einbrechen gefährlicher Krisen,"

„Meine Herren, wie diese Bewegung ans meinem Gewissen hervorgegangen ist, so wende ich mich an Ihr Gewissen bei diesem Unheil, Wenn Sie sich nur mit

'der Hälste jen« Gewissenhasligkeit und Ilbjeetivitat bei diesem Urtheil prüsen, mit welcher ich mich prüste, als ich das Banner dieser Agitation erhob, so ist iede Perurtheilnng absolut unmöglich! Denn erlauben Sie mir mit einer Versicherung zu schließen, die Sie nicht als ein rhetorisches Kunststück, sondern als den tiessten Ausdruck meiner sittlichen Ueberzeugung betrachten wollen. Es ist hart sür einen Mann meines Alters und meiner Lebensgewohnheiten, ans zwöls Monate, ja nur ans zwöls !age ins Gesängnis, zn gehen, und es steht in dieser Hinsicht nicht Alles mehr bei mir wie in meiner Iugend, wo ich mit derselben Gleichgültigkeit ins Gesängniß ging, wie ein anderer zum Ball! Aber trotzdem — lieber wollte ich mein Lebtag nicht wieder die Nacht des Kerkers verlassen, als dieses Urtheil gesallt zu haben!!"

Bemerkenswerth erscheint es, daß Lassalle den esseetvolleu Schluß, "der beiläusig bemerkt einer Stelle in den Memoiren Beaumarchais' sast wörtlich nachgebildet ist, schristlich gar nicht, oder doch nahezu nicht skizzirt l>at. Hier war er seiner Sache offenbar ganz sicher. Vor dem letzten Passus: „wie diese Bewegung aus meinem Gewissen hervorgegangen ist" :e., saltete er das Oetavblatt sorgsam und bedächtig zusammen und legte es bei Seite. Daraus veranstaltete er, während er mit erhobener Stimme die Schlußsätze sprach, jene langsame Vorbewegnng ans den Präsidenten zu, von der ich vorhin sprach, so daß er diesem beim letzten Worte gerade gegenüber und so nahe wie möglich stand. Die Wirkung war außerordentlich.

Die Verkündigung des Urtheils wurde aus den 1. Iuli angesetzt. Lassalle reiste aber, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, schon am -9. oder 30. Juni ab. Ich brachte ihn mit dem Bevollmächtigten zur Bahn. Ich bin kein Freund von seltsamen Geschichten und bin nicht abergläubisch; aber ich muß hier doch eine Thatsache wiederholen, die ich schon vor etwa 13 Jahren, als die Meldung von Lassalles plötzlichem Tode eintras, mitgetheilt habe. Ich war mit Lassalle während der Tage seines Ausenthaltes in Düsseldorf zwar sehr viel zusammen gewesen und hatte das lebhafteste Interesse sür den in jeder Beziehung merkwürdigen Mann gewonnen, sein Benehmen gegen mich war das der größten Liebenswürdigkeit und des sreundlichsten Entgegenkommens; aber von irgend einer Intimität konnte bei der Kürze unseres Verkehrs, bei dem Unterschiede des Alters und der Bedeutung natürlich nicht die Rede sein. Gerade deshalb war die Art und Weise, in der er sich von mir verabschiedete, im höchsten Grade überraschend sür mich. Unsere Unterhaltungen oder vielmehr seine Vorträge waren sast ausnahmelos geschästlicher Natur gewesen; sie hatten seine Agitation, den Proeeß und was damit zusammen hing betrossen. Als nun der Schaffner die Coupöthür geöffnet hatte, und Lassalle mir die Hand zum Abschied reichte, übersiel ihn plötzlich eine ganz seltsame Rührung; er drückte mir die Hand mit einer Innigkeit, daß ich beinah ausschrie, er sah mich an wie einen guten Freund, von dem man Abschied sür immer nimmt, und sagte mir mit zitternder Stimme wahrhast erschüttert: „Ich werde Ihnen Ihre Freundlichkeiten nie vergessen." Daraus schloß er mich in seine Arme mit der vollen Zärtlichkeit eines väterlichen Freundes. Ich war von diesem unerwarteten Ausbruch von Herzlichkeit ganz betroffen; auch ich empsand eine seltsame Rührung gleichzeitig mit einem unbeschreiblichen Gesühl angstvollen Besremdens. Die ganze Sache kam mir nicht geheuer vor. Ich habe nie in meinem Leben Ahnungen gehabt; aber in diesem Augenblicke hatte ich die ganz bestimmte Empsindung: den Mann wirst du wol nicht wiedersehen! Um mir das auszureden, sagte ich ihm — er war inzwischen in das Coupe getreten, die Thür war geschlossen, und er steckte den Kops durch das Fenster —: „Aus Wiedersehen, Herr Lassalle!" Er antwortete: „Wer weiß?" Und als ich ihn daraus erstaunt anblickte, sügte er hinzu: „Ein Jahr oder auch nur ein halbes Jahr kann ich mich der Freiheit nicht mehr berauben lassen! Ich halte es einsach nicht aus. Lieber expatriüre ich. Ich bin nervös ganz herunter! Rigi Kaltbad wird mich hoffentlich wieder brauchbar machen." Die Loeomotive psiff, und unter dem schweren paffenden Keuchen der Maschine setzte sich der Zug langsam in Bewegung. „Leben Sie wohl!" ries Lassalle. Wir schwenkten die Hüte und sahen noch einige Seeunden die Silhouette seines herrlichen runden Kopses, der mit einem kleinen grauen Reisehute bedeckt war. Er nickte uns zu. — —

Aus dem Heimwege sprach ich mit meinem Begleiter noch über den merkwürdigen Abschied. Wir erklärten uns denselben aus die natürlichste und richtigste Weise: es sei nur ein Symptom der äußersten nervösen Ueberreiztheit.

Wegen der Veröffentlichung der Lassalle'schen Rede wurde ich angeklagt und später auch bestrast. Ich sollte durch diese Veröffentlichung die Düsseldorfser Richter erster Instanz beleidigt haben. Ich schrieb an Lassalle nach Rigi Kaltbad, ob ich ihn bei den bevorstehenden Verhandlungen als Zeugen laden dürse, und ob er kommen werde. Der Bries blieb unbeantwortet. Es war natürlich. Zwei Tage später meldete eine Depesche den Tod Ferdinand Lassalles.

Onl>ig »<<> Georg Stille tn Uerün, xvv., 32. t<ut>r,»Hlaßr.

Dru!» von V. <8. Teubner tn letfztg.

Unberechügtel Ilachdrull ans dem Jnhaii dtrM Zrttschrtsi untersog». Uebetsetzungllrchi »orl>el>c>lim.

content-0100.jpg

content-0101.png

content-0102.png

content-0104.png
content-0105.jpg

m den Ansang der stünziger Jahre beschäftigte mich längere ^»eit lebhaft der Gedanke einer Albigensertragödie, in welcher ! ich den Kamps der sreieren religiösen Nichtnugen in Südsrankreich wider die Satzungen der römischen Kirche darstellen wollte. Zu meinem Haupthelden hatte ich den jungen ritterlichen Vorkämpser der neuen Lehre, den Vizgraseu Roger von Beziers gewählt; neben diesem waren es seine namhastesten Bundesgenossen und Gegner, die in dem Plan meines Dramas als Träger der Handlung hervortraten: hier der übermüthig trotzige, jeder Form des Glaubens abholde Gras von Foix und der geistvolle aber schwache Raymund von Toulouse, dort Simon Montsort, der gewaltige Feldherr des Kreuzheeres, Arnold, der wildsanatische Abt von Citeaux mit seiner staatsklugen Schwester Fastrade und die beiden Sendboten des Papstes, Dominieus und Peter von Castelnau. Papst Innoenz selbst sollte nur in einer einzigen Scene am Schlusse des dritten Auszuges vorgesührt werden und in seiner majestätischen Gestalt die Idee der römischen Kirchenherrschaft in ihrer einseitigen Größe gleichsam verkörpert erscheinen.

Die großen Linien der äußeren Handlung, die vom Ausbruche des Religionskrieges bis zur völligen Niederlage der Albigenser sührt, waren mir durch die Geschichte vorgezeichnet. Die persönliche Verwicklung mußte ersunden werden; sie ergab sich mir aus einem leidenschastlichen Verhältnisse Rogers zu Isolden, der einzigen Tochter Simon Montsorts.

Dies Verhältniß nut den sich sür die Liebenden daran knüpsenden inneren Kämpsen bildet in meinem Entwurse den idealen Mittelpunkt, um welchen sich die äußerlich buntwechselnde Handlung stetig sortbewegt, und sührt schließlich zur tragischen Katastrophe, indem Isolde zu derselben Stunde, da ihr Vater endlich das kühnste Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche, die Belehrnung mit den reichen Landeu Raymunds von Toulouse, errungen hat, an der Leiche des erwürgten Geliebten sich selbst als Anhängerin der neuen Lehre bekennt und so dem unerbittlichen Spruche des geistlichen Gerichtes rettungslos anheimsällt.

Das Ganze war breit angelegt, aus ein sehr zahlreiches Personal, vielsachen deeorativen Schmuck und große Massenwirkungen berechnet. So sollte der Minnehos Raymunds von Toulouse, in dessen poetische Spiele die ersten Blitze des aussteigenden Kriegswetters hereinleuchten, so sollten die wechselnden Stimmungen der Albigensergemeinde und die wilde Begeisterung des Kreuzheeres in reichbewegten Ensembleseenen zur Anschauung gebracht werden und der Brand des belagerten, von den Bürgern unter geistlichen Gesängen vertheidigten Beziers das Schlußtablean des vorletzten Aetes bilden.

Ich hatte bereits das Vorspiel vollendet und eine weitere Reihe von Seenen bis etwa zur Mitte des dritten Auszuges in erster Skizzirung aus's Papier geworsen, als ich in der Arbeit durch meine Berusung nach München unterbrochen wurde. Hier erwarteten mich völlig heterogene Ausgaben und ich sah mich zunächst sast ausschließlich aus wissenschaftliche Ziele hingewiesen. Später, als ich, mit meiner neuen Thätigkeit vertrauter geworden, mehr dichterische Muße sand, ließ das inzwischen von mir wiederausgenommene Studinn unserer mittelhochdeutschen' Literatur das angesangene Albigenserdrama hinter der gleichsalls schon begonnenen Brunhild zurücktreten und der dramatische Ausbau dieser Tragödie sührte mich wiederum, ihrem Stosse gemäß, aus einen Stil, dessen knappe Geschlossenheit von der epischen Breite des srüheren Werkes weit ablag und den ich eine Zeit lang sälschlich sür den unserer gegenwärtigen Bühne einzig angemessenen hielt. Nach Iahren aber, da ich meinen Irrthum erkannt hatte und den Versuch machte, die Albigenser wieder auszunehmen, wollte es mir nicht mehr glücken, den alten Ton wiederzusinden; die zuversichtliche Wärme der Begeisterung, mit der ich einst den Gegenstand ergrissen und seine spröden Massen in Fluß gebracht hatte, war eben zum besten Theile verslogen. So ist das Drama, das vielleicht gerade in unseren Tagen ein besonders empgängliches Publikum gesunden hätte, zur größeren Hälste unausgeführt geblieben.

Das Vorspiel, das ich aus den Wunsch des Herausgebers dieser Blätter hier mittheile, sollte den Zuschauer in die unmittelbar vor dem Beginne der Haupthandlung im Languedoe herrschenden Zustände einsühren und zugleich die späterhin zwischen Roger und Isolden eintretende Verwicklung von vorne herein motiviren. Alle tendenziöse Beziehung aus die Gegenwart lag mir serne. Im Iahre 1850 dachte', wenigstens in Norddeutschland, kein Mensch an die Möglichkeit eines Cnlтурkampses.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich, bis aus ein paar Kleinigkeiten im Ausdrucke, an der ursprünglichen Fassung der Seenen nichts geändert habe. Die Arbeit gehört einer abgeschlossenen Lntwickelnngsperiode an, und würde durch tieser greisende Nachbesserungsversuche aus späterer Zeit schwerlich gewonnen haben.

Personen des Oorspiels.

Vineent, ein wohlhabender Landmann im Langedoe.

Margot, sei»i Weib,

Auto ine, sein Knade.

Isolde Montsort, Gras 2imon Montsons Tochter,

Roger, Gras von BezierZ und Careassonne.

Gaston, Spielmann.

Ein Hauptmann des Erzbischoss von Narbonne,

Knechte, Gewappnete.

Zeit der Handlung: 1208.

Ländltche Gegend unwett Bezter«. Zur Ltnien etn stattltche« Gehöfte, an das stch gegen den Hnter» grund zn etn von Baumtptseln ülierragter Gartenzaun schließt, dessen Gatterpsorte offen stehl, Vorne zur Rechten etn aus etnsachen Psetlern ruhende« Wetndach, darunter etn Ttsch und mehrere Lessel.

It« ist srnher Morgen.

Erster Austritt.

Vtneent. Margot. Antotne, Dret Knechte.

Vineent.

Herr, unser Fels und Hort, wir preisen dich.
Mit süßem Schlummer hast du unsern Leib
Aus's neu erquickt und, da wir schlasend lagen.
Das droh'nde Wetter über unsern Häuptern
Hinweggesührt und über unserm Feld,
Das nichts als Segen ans der Wolke trank.
Denn, ob du wohnst im Donner, zu den Deinen
Nahst du im Säuselu, Herr. Hör' unsern Dank!
Und wie du uns gesegnet hast zur Nacht,
Gesegn' auch unser Tagwerk! Amen.

Margot und die Knechte.

Amen.

Vineent.

Und nun zur Arbeit, Kinder! Du, Ierome,

Gräbst heut den Weinberg um; du, Martin, sührst

Am Wiesenhang den Wassergraben weiter

Und du, Didier, bestellst das Weizenseld.

Um Mittag werd' ich nachseh'n. Gott mit euch!

«D« Knechte gehe»,!

Antonie.
Vater, und ich?

Vineent.
Du bleibst, <zu Mar«ot! Was macht die Fremde?

Margot.

Sie schläst noch, glaub' ich, und ich gonn' es ihr.
Die Ruhe wird ihr wohlthun aus die Fahrt
Und aus die Schrecken des vergang'nen Abends,
Da im Gewitter plötzlich ihr zur Seite
Der Blitz den Diener sammt dem Gaul erschlug.
Ein Glück nur, daß du in der Nähe warst
Und die Entsetzte, halb Ohnmächtige
Gleich unter unser Dach geleiten konntest!
Wer mag sie sein? In ihrem Wesen liegt
Etwas von Fürstenart.

Vineent.

Ich weiß nicht mehr,
Wie du. Wer sragt nach Stand und Namen gleich!
Nur eins ersuhr ich, daß sie römisch ist;
Denn von der Wallsahrt kehre sie zurück,
Erzählte sie, die um des Vaters Siechthum
Sie zu Samt Iakobs Wunderbild gethan.

Margot.

Das ist nicht gut.

	Vineent.
Wie? Soll sie dir ein minder Willkomm'ner Gast sein, weil sie anders glaubt?	
	Margot.
Nicht das, Vineent. Allein da wir zu Nacht Zu unserm Gottesdienst versammelt waren, Sah ich die Iungsrau steh'n am Fensterlein,	
Das in den Saal aus ihrer Kammer führt.	
Ich dachte, zu den Unsern zähle sie	
Und bete mit. Doch nun beängstigt's mich,	
Vineent. Ei was! Wir thaten nichts, was Unrecht ist.	
	Margot.
Wir thaten nichts, was Unrecht ist vor Gott. Doch weißt du selbst, die Zeit ist wunderbarlich. Allüberall ist Hader und Entzweinng Um Lehr' und Glauben; in den Schenken selbst, In den Spinnstuben Abends zanken sie Um das, was heilig ist und heilig sein soll. Des Spielmanns Lied klingt sür und wider Rom Und wilde Mönche wandern durch das Land Und eisern sür den Papst und sorschen streng An allen Thüren, ob man drinnen auch Der Messe Wunder und die Heil'gen ehrt, Und denen, die sie Ketzer heißen, droh'n sie Mit Kirchenbuße, Bann und Martertod. Wenn uns die Fremde nun —	
	Vineent.
Sei ruhig, Margot. Sie wird nicht Rettung lohnen mit Verrath. Und war' es selbst: wer wagt uns anzutasten! Noch sitzt Gras Raymund sürtlich zu Toulouse, Der kaum an Macht und ritterlichem Glanz Dem König nachsteht und zur reinen Lehre Sich offen neigt; noch schützt uns unser Herr, Der adliche Roger, das beste Schwert, Soweit im Land die Zunge klingt von Oe; Noch hält zu uns der wilde Gras von Foix, Der selbst den Teusel nicht so grimmig haßt, Wie Psaffen, Kirch' und Papst. So lange die Uns nicht verlassen, dürfen wir getrost sein, Und ob es Bettelmönche regnete.	
Margot. Still, still! Da kommt die Iungsrau —	
	Zweiter Austritt. Dte Vorigen, Isolde ltrilt aus dem Hause), Isolde.
Gott zum Gruß, Ihr wackern Leute. Herzlich dank' ich euch Für Lager, Speis' und Trank und herzlicher Für euer treu Gemüth, das liebevoll Nie Fremde pflegte wie ein Kind des Hauses. Ich mag nicht denken, was ich ohne euch Erduldet hätt', im schwarzen Wald verirrt, Ein hülslos Mädchen bei des Dieners Leiche. Drum nochmals Dank!	
Vineent. Der ärmste Pftüger auch That euch dasselbe, wenn er euch betras. Doch seht, vorüber zog das grimme Wetter Und heiter strahlt der Tag. Nichts hindert euch, Vom Schlas gestärkt die Reise sortzusetzen. Wohin begehrt ihr, daß mein Bub' euch leite?	
Ich bin noch weit vom Ziel. Zum Rhonestrom Geht meine Fahrt. Doch bis zum nächsten Ort Nehm' ich mit Dank den Führer an.	Isolde.
	Vineent <zu «ntowe).
So rühre Dich, Bursch, und zäum' im Stall das Maulthier aus! Und du, Margot, schaff' einen Imbiß her; Man dars nicht nüchtern aus die Reise geh'n,	Margot.
Gewiß nicht. Und das edle Fräulein wird Mein einsach Frühmahl, hoss' ich, nicht verschmäh'n. Ich bring' ein Huhn und ein Gericht Oliven.	«Margot und Nntotne ab i»« Haus! Dritter Austritt. . Isolde. Vtnlent, Isolde.
Noch Eine Bitte hört, mein treuer Wirth, Die mir am Herzen liegt. Ich lasse scheidend Den alten Bonisaz euch hier zurück, Zwar Staub, doch eines wackern Mannes Staub. Vielleicht noch liegt er in der Wilduiß draußen, Der wilden Thiere Raub —	
	Vineent, Isolde.
Wo denkt ihr hin! Schon gestern Abend bracht' ich ihn im Finstern Herein und bettet' in der Scheuer ihn.	
Gott lohn' es euch! — So nehmt denn diesen Ring Und laßt ein ehrlich Grab dem Todten werden Und sromm Begängniß. Schafft auch einen Priester	

Zum letzten Segensspruch! Doch war der Manu
Der römischen Kirche zugethan — und ihr — Ist°ct')

Vineent.

Seid Ketzer, wollt ihr sagen. Nun, gleichviel!
Es soll ein Mönch das Todtenamt ihm halten.

Isolde.

Ihr legt ein herbes Wort mir in den Mund.
Doch ^ red' ich offen — dacht' ich gestern noch
Nicht allzugut von euren Glaubensbrüdern.
Denn srüh von Kind aus war mir immerdar
Eu'r Thun und Lehren, eu'r Gebet und Dienst
Als wüster Heidengräuel vorgestellt.
Doch als mich heut zu Nacht die sromme Weise
Wie goldner Engelsslügel lindes Rauschen
Vom Lager austrieb, als ich dann den Greis,
Deß ganzer Priesterschmuck die Silberscheitel,
In brünstigem Gebet so kindlich sleh'n,
So tiesbewegt den Segen sprechen hörte,
Da sühlt' ich wohl, das sei kein Teuselswerk.
Nein, Andacht, Fried' und wundersamer Trost
Kam über mich, als senkt' in lichter Wolke
Der Herr sich nieder aus den Gnadenstuhl,

Und also war's. Denn wo Zwei oder Drei
Versammelt sind in seinem heil'gen Namen,
Da will er selbst in ihrer Mitte sein.
Das ist die Kirche.

Vineent.

Isolde.

Wohl. Doch sass' ich nicht, Warum ihr stolz die allgemeine Straße Des Heils verschmäht.

Vineent.

Weil wir aus gradem Weg,
Nicht über Rom zum Himmel reisen wollen. —
Laßt euch ein Gleichniß sagen, edle Iungsrau.
Als unser Heiland noch aus Erden ging
Und segnend, in der Wunderkrast des Vaters,
Zum Lahmen sprach: Steh aus! zum Blinden: Zieh!
Da strömte wogend zahllos Volk herbei,
Daß sie die Zeichen sähen, die er that.
Und eines Tages ward aus seinem Bettlein
Auch ein Gichtbrüchiger daher gebracht,
Der keine Rettung hoffte, denn von Ihm.
Allein das Haus, darin der Meister eben
Sein Lebenswort verkündete, war eng
Und vollgedrängt; es saßen dort im Kreis
Die Pharisäer und die Schristgelehrten
So dicht, daß sie das Psörtlein schier versperrten
Und daß kein Zugang auszusinden schien.
Doch der Gelähmte, der in heißer Sehnsucht
Nach Trost beehrte, wollte nicht zurück
Und ries und klagte. Lieben Männer, ries er,
Tragt mich aus's Dach des Hauses, hebet dort
Die Ziegel aus und laßt an Seilen mich
Sammt meinem Bettlein nieder vor dem Herrn.
Er wird nicht zürnen, daß ich heilverlangend
Den eignen Weg zu ihm gesucht, er wird,
Mir sagt's das Herz, an mir auch Wunder thun.
Und wie er's gläubig aussprach, so geschah's.
Die Kraft des Herrn ward offenbar au ihm
In ihrer Füll', und sröhlich und gesund
Trug er sein Lager heim und lobte Gott,

Isolde.
Noch sass' ich euer Vild nicht. Redet weiter!

Vineent.

Seht, Fräulein, jene stolzen Pharisäer,

Die breit die Psorte sperren, sind der Papst,

Die Erzbischöse, Bischös', Aebt' und Mönche,
Sie haben zwischen uns und unsern Herrn
Sich eingedrängt; das lichte Gnadenthor
Des Himmels wollen sie nach ihrer Weisheit
Verschließen oder austhun aller Welt.
Wir aber, die wir dürsten nach dem Heil
Gleich dem Gichtbrüchigen im Evangelinm,
Verschmäh'n die angemaaßte Psörtnerschast
Und haben, srischen Muths, wie jener that,
Den eignen Weg lins zu dem Herrn gebrochen,
Den eignen Weg, den uns die Schrist gezeigt.
Und seht, er hat den redlich Suchenden
Die Fülle seines Segens nicht verschlossen
Und tränkt mit solchem Frieden unser Herz,
Daß wir den Segen Roms getrost entbehren,

Isolde.
So leugnet ihr der Priester heil'ge Würde?

Vineent,

Wer sind denn diese Priester? Schaut sie an!
Man kennt den Baum au seiner Frucht. Sind das
Des heil'gen Geists unsträsliche Gesäße?
Nein, aller Weltlust Knechte kenn' ich sie,
Hossährtig, üppig, schnöder Habgier voll.
Anstatt vom Wort der Liebe triest ihr Mund
Von Flüchen. Nur dem nimmersatten Götzen
Der eignen Herrschsucht opsern sie und streu'n
Der Zwietracht Samen aus, um über Trümmern
Ihr Regiment zu bau'n. Und diesen sollte,
Den selbst Unheiligen, der Richterspruch
Zustehen über unser ewig Heil?

Isolde.
Aus eigner Krast nicht, aus der Krast des Amts, Die selbst im minder Würd'gen mächtig bleibt; Doch groß ist wahrlich auch die Zahl der Reinen.
Vineent.

Und wär' ihr Wandel wie Deeemberschnee:
Sie bleiben Menschen doch wie wir, und steh'n
Auch um kein Haar breit näher unserm Gott,
Als jeder, der ihm srommen Herzens dient.
Denn, seit am großen Tag der Passion

Zerriß der Vorhang, der das Heilige
Vom Allerheiligsten im Tempel schied,
Ist alles Hohenpriesteramt erfüllt
Und keines neuen Mittlers braucht es mehr.
Wir aber sollen uns hinsort nicht scheiden
In geistlich Hoch und Nieder, Lai'n und Klerus,
Denn wir sind Priester worden allzumal.

Isolde.
Zum ersten Male hör' ich solch em Wort.
Mich überrascht's. Noch kann ich nicht das Nene
Sogleich ergreifen oder von mir weisen;
Doch klingt ein wundersames Etwas drin,
Das mit Gewalt mir an die Seele rührt,
Ihr gebt nur viel zu denken.

vierter Austritt.
Dte Vortgen, Wargai Iammt mit Wetn und Lpetsen i !päier Anlotne.
Margot.
Kommt jetzt, Fräulein! Genießt, was unser Haus euch bieten mag.
(2te fthen sich »nier dem Wetndach,!
Greist zu und nehmt sürlieb!

Vineent letnlcheniend).
Wir können zwar
Nur Wem euch schenken, den wir selbst gepreßt,
Doch mancher Durst'ge hat ihn schon gelobt.

Isolde l,rtnll>.
Ein Trank der Labe, kräftig, mild und klar,
Wie euer Sinn.

Vineent.
Stoßt an! Aus gute Reise!
Und mögt am Ziel daheim den Vater ihr,
Der, wie ihr sagtet, krank darniederlag,
Genesen sinden, oder Heilung selbst
Ihm bringen, wie Tobias Sohn. Die Freude
Bezwang schon manches Siechthum.

Äntoint «ommt etltg tmd velüdr',
Vater! Vater!

content-0106.png
Vineent. Was gibt es?

Antoin e.
Als ich eben aus dem Stall
Das Saumthier stühren will, da springt ein Mann,
Ein bleicher, blut'ger Mann in unsern Garten
Und stürzt den Weingang athemlos heraus.
Seht, seht, dort kommt er!

Vineent «b<>ckti»!,,«n«!,
Gaston ist's, der Svielmann! Was kann dem Wackern zugestoßen sein?

Fünster Austritt.
Dte Vortgen, Gaslon stürzt heretn, an der EciMse verwundet,
Gaston.
Um Gotteswilleu, rettet, rettet mich!

Gaston.
Margot,
Was ist? Ihr seid voll Blut —
Gaston.

Mich streist' ein Pseil. Verbergt mich! Schützt mich! Sie sind hinter mir.
Margot. Wer?

Vineent.
Laß das Fragen jetzt und sort in's Haus! Ihr schwankt, gebt mir den Arm — dort konnt ihr ruh'u!

(Man hört etne Psoite gewaltsam ausbrechen,!
Margot. Horch, welch ein Lärm!

Antoine.
Ein Hausen reis'ger Knechte Bricht in den Garten, erzbischösllich Volk.
Isolde. Sie kommen!

Vineent «Aaston gegen da« H.>uj drängend'.
Fort denn, sort!

content-0107.png

sechster Austritt.
Dte Vortgen, Etn Hllnpttnnann des Erzbtshois von Äarbotme drmgt an der Lpt^e etnes zemapp» neten Hansens durlh dte Gatterpsoite des Varlens herein,
Hauptmann.

Im Namen erzbischösllicher Gewalt
Egreist den Mann dort!
Vineent.
Sprecht, was soll's mit ihm?

Was that er, daß ihr wie ein blutend Wild
Ihn durch die Felder hetzt? Ich stelle Bürgschast,
Der Mann hat nimmer schwere Schuld begangen.

Hauptmann.

Fegt vor der eignen Thüre! Fort mit ihm!
Er ist ein Ketzer.

Vine ent trttt da;wt!che,,).

Was verbrach er? Redet!

Margot.
Bei unsres Heilands Blut, was habt ihr vor?

Hauptmann.

Er sang ein Spottlied aus die Priesterschast
Und unser Bries heischt kurz Gericht. Drum vorwärts!
Hier ist ein Strick und dort ein Baum.

Gaston.

Weh mir!
Isolde.
O Gott! Sind das die Boten deiner Kirche?

Hauptmann.
Ergreist ihn!

Vineent.
Haltet ein, er ist mein Gast,

Hauptmann.

Und wär' er eures Herrn, des Grasen, Gast,
Es könnt' ihn heut nicht retten. Frisch, Gesellen,
Legt Hand an ihn!

Isolde.
Hört mich zuvor, ihr Männer!
Das ist des Erzbischoses Wille nicht,
Er kann's nicht sein, daß ihr um solch Vergehn
Den Mann hier sonder Spruch zum Tode schleppt.
Denn Milde lehrt ihn schon sein heilig Amt,
Sein erst Geschäst ist Segnen, Bischos sein,
Das heißt als guter Hirt die Seelen weiden
Und den Verirrten nachgeh'n in Geduld.
Ihr aber lästert eures Herrn Gebot
Und wandelt ihm den sansten Hirtenstab
In sressend Eisen. Nein, was ihr beginnt,
Das ist nicht bischösllich, das ist ein blutig
Unmenschlich Werk der Rache. Drum gedenkt
Der Rechenschast, die ihr zu geben habt!

Hauptmann.
Was schwatzt ihr? — sort! Sein Blut aus meinen Kops5
Er ist versehmt.

Isolde ltltti vor «aston!.

Wohlan, so stell' ich mich
Wie eine Mauer zwischen ihn und euch.
Und eher sollt ihr eure Wuth nicht kühlen
An diesem armen Opser, bis von hier
Ihr mich hinweggerissen mit Gewalt.
Ein Weib nur bin ich, doch es slißt in mir
Das beste Blut von Frankreich und empört
Sich wider euer himmelschreiend Thun.
Wer rührt mich an, ihr Schergen! Wer vermißt sich.
Unritterlich die rohe Knechtessaust
Zu heben gegen mich! O war' ich Mann,
Der schwächste Knabe nur: beim ew'gen Gott,
Mein Zorn erwählte statt der Zunge sich
Ein Schwert und sprach' in Streichen.

Hauptmann.

Reißt sie sort! Sie ras't in hohlen Worten, Zaudert ihr? So thu' ich selbst, was sie uicht anders will.

Vineent. Zurück, Verwegner!

Antoine.

Vater, nehmt die Axt! Laßt uns sie lehren, Frauen zu mißhandeln!

Hauptmann.

Still, sreche Brut! Und wer sein Leben liebt,
Der meidet uns're Spieße. Greist den Ketzer!
Mit diesem Weibe nehm' ich's selber aus.

«Er sucht Isolden wegzudrängen, Die «nechte wollen stch GastonZ demächügen.
Vtueent und Antoine leisleu thnen Wtderstand.)

. Isolde. Schmach über euch und Schande!

Margot.

Hülse! Hülse!

Siebenter Austritt.

Roger.

Was ist? Wer ries nm Hülse? Auseinander!
Die Speere nieder! — Sonst, bei meinem Eid,
Zertret' ich euch, Wahnsinnige!

iDte ztnechte wetchen zuluck,!

Und ihr,
Mein edles Fräulein, denn ihr seid's, so wahr
Mein Ange den Rnbin vom schlichten Ziesel
Zu unterscheiden weiß, wie sind' ich euch
Im wüsten Lärmen des Getümmels hier?

	Isolde.
O rettet, rettet diesen Unglücksel'geu, Den sie erwürgen wollen um ein Lied!	
Hauptmann, Ia, um ein gottlos Lied.'	
Ihr wagt's und rühmt Euch noch des Frevels?	Roger.
	Hauptmann.
Nicht so stürmisch, Herr! Wir stehen hier aus Recht, Ich habe Vollmacht Vom Erzbischos —	Roger.
Was sällt dem Priester ein! Kein Lai' ist ihm gerichtsbar, sagt ihm das, Und hier am wenigsten, im sreien Bann Der Grasen von Beziers.	Hauptmann.
Der Mann ist Ketzer, Und Ketzer strast der Rächerarm der Kirche Wo er sie sindet. Sie sind vogelsrei An jedem Ort.	Roger.
Ia, wenn der Herr des Orts Ein Psässling oder Feigling ist, sonst nicht. Versteht ihr mich? Sonst nicht! Und Gras Roger Ist keins von beiden. Drum hinweg mit euch! — Was säumt ihr noch? — Ich sag' euch, dieser Mann Steht unter meinem Schutze.	Hauptmann «',>?« da« Echwert!,
Schützt euch selbst! Wir stühren unsre Waffen nicht zum Spiel. Vor euren Augen schlepp' ich ihn zum Strange.	Roger «NeIII stch voi «a««,»,>,
Versuch's!	Hauptmann drtn«i aus ihn etn.,
Wohlan denn!	
Roger Üchlägt thm da« Lchwert an« der Hand, dah er taumelnd tn die «ntee stnl>'. In den Staub mit dir, Nichtswürd'ger Bluthund! — Fort! Mein Ritterschwert Ist viel zu gut sür dich. — Zurück, ihr Schergen! Und häust das Maß nicht eurer Schuld!	
«stößt tn'« Horn, Antwort von allen Letten i Gewappnete erschetnen! Schauf um! Ein klirrend Netz von Eisen schließt euch ein Und kein Entrinnen ist vor diesen Lanzen,	
Noid und Lud, I, 3. . 22	zu den Letnen)
Entwaffnet sie! — Ietzt nur ein Wink von mir, Und euch geschieht, was jenem ihr gedroht. Doch mag ich euer Blnt nicht. Geht und dankt Der hohen Iungsrau, deren reine Nähe Den sinstern Spruch von euren Häuptern wehrt. Dem Bischos aber meldet, Gras Roger Werd' ihm die Iagd aus seinem Grund gedenken!	
«3>e Knechie gehe>>.,! OastoU lwtrft stch rur Roger „teder).	
O laßt mich eure Knie' umsassen, Herr! Ihr schenkt zum andern Male mir das Leben, Die schöne Erde gebt ihr mir zurück, Des Himmels blau Gewölb und Sonn' und Thau Und alle Lust der Welt. O unr wer schon Den Schlund des Todes vor sich gähnen sah, Empsindet ganz, wie süß es ist zu athmen. Drum was noch übrig ist von meinen Tagen, Sei eurem Dienst geweiht,	Roger Hebt tlm aus).
	Wer bist du, Freund?
	Gaston.
Mein Nam' ist Gaston und ein Spielmann bin ich, Der aus den Dorsern singt und geigt zum Tanz. Der alten schönen Lieder weiß ich viel.	Roger.
Ein Mann der heitern Kunst? Wohlan, du magst Mein Sänger sein, wenn du mir solgen willst; Denn meines Schutzes wirst du uoch bedürsen. Doch du bist wund —	Gaston.
Ein Streisschuß, hoher Herr, Die Schmarre heilt von selbst.	Isolde.
Laßt jetzt auch mich Euch danken und die ew'ge Vorsicht preisen, Die euch zur rechten Stunde hergesandt. Ihr habt ein ächtes Ritterwerk vollsührt Zum Schutz der Schwachen. Wie Samt Michael,	

Wenn er im Harnisch mit dem Flammenschwert
Die Schaar des Abgrunds in ihr sinstres Haus
Herniederdräut, daß sie, geblendet, taumelt,
Erschient ihr uns. Vergessen werd' ich's nie,
Und immerdar in mein Gebet euch schließen.

Roger.

Ich bitt' euch, thut's. Zwar lohnt ihr mir damit
Weit über mein Verdienst; doch alles Hochste
Wird nie verdient ja, sondern srei geschenkt.
Von Gottes Engeln weiß ich mich umschirmt,
Wenn solche Lippen Segen mir erslehen.

Isolde.

Ach, keine Heil'ge bin ich, nur ein Kind
Der Welt.

Roger.
So red' ich weltlich: Denket mein
In Huld! Und gönnt mir, daß ich euer denke,

Isolde.
Wie sollt' ich's wehren! Nur zu bald erlischt wol
Das slücht'ge Bild der sremden Pilg'rin euch
Im Strom des Lebens.

Roger.

Nein, beim ew'gen Himmel!
Ihr kennt euch selbst nicht, kennt nicht die Gewalt,
Die ihr unwillend übt. Wer eures Danks
Gewürdigt ward, der kann die Stunde nie
Vergessen, da ihm solches Heil begegnet.
Ein Unterpsand des Glückes hält er sie
Im Herzen sest, ein Kleinod der Erinnerung,
Zu dem nur allzu willig die Gedanken
Zurück ihm schwärmen. Eh' vergäß' im Herbst
Der wilde Schwan den Flug in's Land der Sonne.

Isolde.
O Herr, ihr redet wie ein Troubadour.

Roger.
Wär' es ein Wunder? Hoher Frauen Güte
Erweckt ja Lieder, wie die Morgenröthe
Mit süßem Licht des Waldes Stimmen weckt.
Doch mein Gefühl, o glaubt's, ist kein Gedicht.

Antoine ltrtl't an Isolden I»eran!,
Beschlt ihr, edle Iungsrau, daß ich euch
Das Saumthier bringe?

Isolde.
Du ermahnst mich recht. Ach, sast vergaß ich, wie ein Kind, das Nächste. Die Reise drängt. So gilt's zu scheiden, Herr.

Roger,
Ist alles Glück denn gar so kurz? — O laßt
Zum mindesten ein Wiederseh'n mich hoffen!

Isolde.
Wenn unser Stern es stügt', ich wüßt' ihm Dank.
Pocht ihr dereinst an Simon Montsorts Schloß,
So wird sein Kind euch sroh willkommen heißen.

Roger.
Ihr macht mich zwiesach glücklich, Denn der Weg,
Der euch dorthin sührt, ist sür heut der meine.
Zum Minnehose zieh' ich, den Gras Raymund
Ausschrieb zum sreien Markt nach Montpellier.
Vergönnt ihr, daß ich euch bis dort geleite?

Isolde.
Wo säud' ich bessern Schutz, als euern Arm?

Roger.
Wohlan! Doch statt des Maulthiers harrt ein Zelter
Von Andalusierzucht der holden Last.
Mein Zug hält dort am Forst. — Ist's euch genehm?

Isolde.
Ich solg' euch. Lebt denn wohl, mein treuer Wirth!
Habt nochmals Dank und was ihr mir so warm
An's Herz gelegt, soll unvergessen sein.
Lebt wohl, Frau Margot! Wenig Stunden haben
Uns rasch besreundet.

Vineent.
Glück aus euren Weg!

(Zloger, Isolde, Gaslon, dte Gewappneten ad,)

Achter Austritt.
Vtneent, Margot, Anl»ine,

Antoine.
Gelt, Vater? das war Hülse in der Noth.

Vineent.

Margot.

Dem Herrn sei Dank. Sieh nicht so düster, Margot! Vortüberzog das Unheil.

O mir graut,
Denn nun ersüllt sich, was mir ost geschwant
Und schrecklich bricht der Tag des Zorns herein.
Dies war der erste Blitz des Wetters nur.

Beschwichte dein Gemüth! Es thut nicht gut,
Von künst'ger Noth stets und Gesahr zu traumen.

Vineent.

Nicht ich. Du aber träumst mit ossnen Augen,
Daß du nicht siehst, an welcher Klust wir steh'n.
Verkündet nicht der Himmel selber uns
Ein unerhört Geschick in grausen Zeichen?
Herniederflammt er mit Kometenschein,
Die Erde bebt, die Bäche treten aus
Und schwarz und traurig hängt am Stock die Rebe.
Das Aergste seh' ich kommen — Krieg, Versolung
Wird sich erheben über diese Dinge
Und nach dem Glauben sragen wird das Schwert.
O Gott, schon hör' ich mit prophet'schem Ohr
Der Trommeln Schall, die erz'nen Hausen Schritt,
Der Kinder Weinen und der Priester Dräu'n;
Schon seh' ich Flammen steigen überall
Aus Hütten, Schössern, Kirchen — denn Ein Brand
Wird dieses unglücksel'ge Land verwüsten
Und anders nicht erlöschen, als in Blut,
In deinem auch, Vineent —

Margot.

Still, Margot, still! Red' uns kein Unglück aus das Haupt herab!

Vineent.

Die Furcht verwirrt dich. Gleich das Aeüßerste Siehst du in Allem —

Wenn die Sonne sinkt, So wersen kleine Dinge große Schatten,

Wir steh'n in Gottes Hand. Geh' an dein Werk! Ick grab' ein Grab, den Todten zu bestatten.

content-0110.png
content-0111.png

Margot.

Vincent.

(Der Vorhang fällt)

content-0113.jpg

in heiterer Himmel umblaute das grüne Thal und eine wohlgestimmte Kirchenglocke durchhalte es tonreich. Im Tempo dieser melodischen Begleitung schritten zwei junge Männer sürbaß. Sie hatten nach Künstlerart viel beobachtet und wenig gesprochen, indem sie die schöne Thalstraße hinwauderteu. lind immer zahlreicher zogen Trupp an Trupp die sestlich gekleideten Landleute au ihnen vorbei.

Ein schöner Menschenschlag hier! bemerkte der Aeltere.

Und Glückskinder sind wir, antwortete der Iüngere, daß es just Sonntag und Kirchgang ist. Das ganze Thalvolk desilirt uns wie aus Musterung vorüber.

Es ist wahr, wir könnten nicht bequemer Modellschau halten. Ich wette, hier sinden wir unsere Modelle. Du Deine Madonna; ich meine schaumgeborene Venus.

Die sinden wir wol in keinem irdischen Thale, antwortete der Iüngere.

Ah pah; alles Himmlische muß sich aus Erden sinden, oder es ist überhaupt uicht zu sinden, wars der Aeltere mit reiser Leichtigkeit hin.

Aber der Iüngere trotzte mit dem weichen Trotze der Iugeud, der so hübsch wie Charakter aussieht. Darin werden wir ewig auseinander gehen! sag.te er standhast.

Das amüsirte den Aelteren. Er lächelte ihm unter den Panamahut in die schwärmerischen Augen und sagte mit der Bonhomie einer wahrhast väterlichen Ueberlegenheit: Ewig, mein junger Herr von zwanzig Iahren? Wir werden noch viele Ewigkeiten erleben, lieb Brüderchen!

Aber das Brüderchen machte ein steises Prineipien-Gesicht.

Der Aeltere schwieg wieder und sah unter die Leute, Gib Acht, wer uns da entgegenkommt, stieß er den Iüngeren an. Eine wahre Penelope! Wie gesällt Dir diese Prachtsrau von einer Bänerin? Da hast Du gleich ein Modell! Ein Modell, wie gemacht um noch gesreit zu werden und schon Matrone zu sein. Was?

Meinethalben. Aber eine Göttin?

Ah, mein Freund, wo es solche Mütter gibt, dort sind die Töchter Göttinnen.

Das klingt srivol. Aber sei so gut und laß mir die Bauern Bauern und den Homer Homer bleiben.

Das heißt: laß mir „Ideal und Wirklichkeit" nur immer sleißig auseinander liegen und nach dem Ideal dann schwindstüchtig „ringen", derweil es lustig aus allen Bäumen blüht!

Wenn dem so ist, dann nennen wir uns lieber gleich Photographen statt Künstler! sagte der Iüngere sast hestig.

Ei, Brüderchen, Du wirst mir ja böse! koste der Väterliche. Nun, nun, nur nicht so ernsthast! Nimm die Kunst ernsthast, aber jedes Kunstgespräch heiter. Deun wenn wir auch ewig auseinander gehen, so laß uns doch trachten, ewig zusammeu zu kommeu. Das Trachten wenigstens schmolle mir nicht hinweg.

Das herzliche Wort tras das Herz des weichen Iünglings. Einlenkend sagte er: Ich gebe Dir ja zu, daß wir Motive sinden können, einzelne Züge, die wir vielleicht . . .

Halt, Freundchen, laß mich kutschireu. Einzelne Züge, die wir dann im Schweiß unseres Angesichtes zusammenschweißen, bis das „selbstgezeugte Ideal" herauskommt, dem der deutsche Selbstherr, dieser hochmüthige, aber ehrliche Abstraotionsmensch, so unverbesserlich nachjagt! Wir halten Wunders aus unsern deutschen Idealismus und haben sreilich Recht, uns mit Bettelstolz an diesen Bettelstab anzuklammern, denn wo die schöne Natur sehl't, ist es weuigstens besser als gar nichts, eine schöne Imagination zu haben. Aber komm nur 'erst nach Italien, dann wirst Dn Deinen deutscheu Idealismus anders beurtheileu. Bis dahin streiten wir um des Kaisers Bart; ich weiß es, mein Lieber, aber Du weißt es nicht.

Der kleine, verstockte Idealist hatte im Grunde ein offenes Ohr. Es war sein guter Wille, belehrt zu werden, indem er sast händeringend ausries: Aber Du wirst doch nicht sagen wollen, daß das Portrait schon das Ideal ist?!

Ia! geradezu, ja! antwortete der Aeltere sest. Das Portrait, von der Natur schön gegeben und von der Kuust wiedergegeben in einem schönen Momente. Und siehe, Schatz, just das ist, es, was uns Italien lehrt. Noch war der Stern der Antike nicht ausgegangen, aber die byzantinische Heiligenmalerei, die Monotonie der Starre und des Todes, schon untere gegangen; man wußte zwei Jahrhunderte nicht, woran sich halten. Es sehlte eine Lehre von allgemeinem Ansehen, ein Kunststil, eine Schule. Was that da Italien? Es schlug die Augen aus. Einige Künstler merkteu, daß ihre Frauen und Tochter, ihre Matrosen und Hirten — eigentlich schon waren! Da kam ihnen der Einsall — vielleicht wie ein Diebsgedanke und mit klopsendem Herzen, — diese Menschen aus die Altäre der Kirchen einzuschmuggeln, wo sonst die Byzantiner ihre suchtbaren Maskengesichter geschnitten. Und da sie Künstler waren, nicht Photographen, wie Du so trutziglich sagst, so begrissen sie, daß sie sreilich noch mehr thnn müßten, als die Schönheit blos vortraitiren. Aber dieses Mehr brauchte doch nur ein Weniges zu sein. Sie gaben der Schönheit eine schöne Bewegung, eine schöne Handlung, ost auch nur einen schönen Zustand. Ah, eine heilige Familie wird sast von selbst heilig, wenn das Familienleben nur zart und sreundlich ist! Schöne Kinder werden von selbst Engel, wenn sie einträchtig spielen, ja, auch nur anmuthig schlasen. Laß einen schöuen Menschen auch noch gut sein, z. B. ein mildes Almosen spenden, und er scheint sast ein Gott! So malten die Italiener aus die Kirchenaltäre ihr Volksleben, und Du siehst es mit wärmster, iuniger Andacht, obwol Du nur Menschen siehst. All Deine deutschen Stichworte lassen Dich im Stiche. Ist das Kirchenstil, Genrestil, Historienstil? Nichts von alledem; wir nennen es: Existenzmalerei. Das Wort ist gut, viel besser als unser deutsches Stimmnngsbild. Stimmung ist Znsall nnd am allerschlimmsten ost — Selbstbespiegelung. Eine Mutter, die ihr Kind säugt, ist kein Stimmungsbild, aber ein Existenzbild. Eine „«anw oonver8lUillne" ist kein Heiligenbild, sondern meistens eine Portraitgruppe von zeitgenössischen Cardinälen, Mönchen, Gelehrten und Dichteru; aber sie unterreden sich mit hohen Gedanken und werden von selbst heilige Menschen oder menschliche Heilige. Die Italiener haben manch andere Kunstausdrücke als wir, und sie wissen wohl, warum. Sie bezeichnen eben ihre ^unst und nicht die unsrige, die berühmte „Klust zwischen Ideal und Wirklichkeit". Sie idealisiren natürlicher und ihre Natur ist idealer.

Gilt das auch von der Sixtinischen Madonna und von der Transsiguration, dem höchsten Flug des Ideals, das ganz Himmel ist und die Erde ausgezehrt hat?

Ia, ja, so meint ihr's, ihr jungen langhaarigen Idealisten; ich weiß es. Gleich das Höchste verlangt und in erster Iugend! Nur so konntest Dn leugnen, daß wir hier unsere Göttinnen sinden. Sixtinische sreilich nicht, das ist wahr. Wisse aber, n«ein Knäblein, die Madonnen sliegen nicht blos in Adlershöhe, sondern auch in Schmetterlingshöhe. Eh die Madonna gen Himmel slog, hat sie ans Kinderwindeln ein Kind gesäugt. Damit sang' an. Verlange weiter nichts als ein weibliches Modell, das Iugend mid Schönheit hat, jene Schönheit, welche nicht mehr zu sein braucht, als ein glückliches Gesicht, das mit Leichtigkeit sich seinem seelischen Ausdrucke sügt. Und der seelische Ausdruck braucht nicht mehr zu sein, als Sittsamkeit und Mutterlichkeit. Eine bescheidene Miene und im Auge ein Blick, der voll Wärme und Süßigkeit aus einen Säugling herabblicken kann. Male mir solche Existenzbilder und Du wunderst Dich selbst, wie nahe sie dem Idealbilde kommen. Wenigstens ist es der richtige Weg, von der menschlichen Liebenswürdigkeit zu der seierlichen Göttlichkeit auszusteigen. Umgekehrt kannst Du nur heruntersinken, aber hast Du einmal Mißmuth über mißglückte Ideale eingeheimst, dann trisst Du auch das naiv Schöne nicht mehr und Du wirst „ein zerrissenes Kunstgenie". Freilich hat auch das Existenzbild seine Klippe, nämlich das Kleinliche und Süßliche. Aber von der ist schon eher loszukommen. Was eine ordentliche Biene ist, die arbeitet zeitlebens im Süßen und verklebt sich doch nicht die Flügel, sondern bleibt immer slugsähig.

Diese Rede hatte der Iüngere still und sromm hingenommen und seiner Miene war anzusehen, daß, wenn er widersprach, der Widersprueh manierlich ausfüllen würde. Da zog ein Mädchen ihre Ausmerksamkeit aus sich. Unter den Begegnenden kam ihnen eine Bauerstochter entgegen, — groß gewachsen, rüstig vom Knochenbau, strotzend von Muskelsleisch, schwarz von Zöpsen und Augenbrauen, das Gesicht aber angenehm nnd Gang und Haltung elastisch. Es war eine auffallende Erscheinung!

Die schreitet ja wie aus einem alten eeltischen Jahrtausend heraus! ries der Aeltere, voll von Bewunderung. In diesem Thale spuckt's überhaupt von einem episch, klassischen Alterthum. Die Leute haben entweder römisches oder eeltisches Blut in den Adern; es wird Einem ganz heroisch zu Muthe. Ich bitte Dich, bleib stehen; sieh ihr nach. Welch eine Meuscheupracht! Das sind die Leiber sür Künstler. Ist sie dick? Nein. Ist sie schlank? Ia, aber man schämt sich des schwächlichen Worts. Auch Tannen sind schlank nnd doch haben sie keine Taille. Siehe, so wünschen wir's. Das sind Typen. Ich werde sie einem Collegen denuneiren, der irgend eine Barbaren-Königin sucht, eine Penthesilea, Brunhilde, Artemisia, etwas übermenschlich Großes, Halb-Wildes und doch weiblich Ausgeglichenes und Harmonisches.

Sie kommt mir just recht, sagte der Iüngere. Solche Modelle sind nicht peu i> pen zu idealisiren. Zn der hinaus gibt's keine Bienenslügel, nur Adlerslügel.

Willst Du mich abtakeln? Es ist wahr, einem Existenzbilde ist sie entwachsen; aber was beweist das? Wird sie denn die Letzte sein, die uns begegnet? Iust solche Proben lassen das Gegentheil hosten. Es sind ja die seltensten Erscheinungen, welche in einer stilvoll ausgeprägten Natursertigkeit der Kunst nichts übrig lassen und ihr den Stil, der gleich der höchste sein muß, sörmlich dietiren. Eh uns die Menschensorm Ein Mal das Iunomodell liesert, das nur mit Herkulesarmen anzusassen, gibt sie uns zehn Mal die zarteren Spielarten, die auch mit der Zuckerzange noch anzusassen. Aber was sag' ich? Bleiben wir nur bei ihr selbst, Diese Virago taxire ich heute aus sechsundzwanzig; aber einst war sie dreizehn, sunszehn, siebzehn und da wird sie manchen Stil zugelassen haben, den sie jetzt ausschließt. Vielleicht wäre sie damals meine schaumgeborene Venus oder Deine Madonna gewesen.

Für meinen Theil zweisle ich, Ueberhaupt begreise ich schwer, wie leicht Du Dir das zusammen reimst. Die Leute hier sind ja durchgehends schwarz, aber Venus und Madonna gehen so weit auseinander , . .

Daß ich nicht wüßte. Meine Venus ist eine Iouierin, also ein schwarzlockiges Teuselskind, und Deine Madonna eine Jungsrau aus Iudäa, das heißt wol auch eine Brünette und schwarzhaarig.

Aber hor' ans. Ionierin! Iüdin! Wer wird sich denn gar so realistisch der geographischen Wirklichkeit anschließen! Dazu wirst Du mich nie versühren.

Ie nachdem, antwortete der Aeltere. Wir handeln ja nur Meinungen und nicht Prineipien ab. Und plaudern läßt sich von Vielem. Denn wenn Mephisto meint, nichts ist so gut, daß es nicht werth wäre, zu Grunde zu gehen, so könnte man doch auch sagen: nichts ist so schlecht, daß es nicht werth wäre, ein Bißchen zum Plaudern zu dienen.

Daß klang lässig nnd war es doch nicht. Der Aeltere liebte es, mit solchen Schlußwendungen zu schließen, aber es war bei ihm wohlüberlegt. Denn der Iüngere liebte nach Iugendart Prineipien nnd Doetrinen und war recht streitbar in seinem Idealismus. Der Reisere gab solchen Gelegenheiten zu akademischen Reden nach, schon um deu Unreiseren zu leiten und zu sühren; als sein Reisstes aber gab er dann immer den Wink, daß das Entscheidende doch nicht das Reden sei, und Theoretisiren höchstens die Zeit vertreibe, aber nicht mehr leiste, besonders einem Künstler nicht. Es lag sür den Iüngling eine seine Warnung darin, vom Reden nur bildende Anregungen, nicht aber die Bildung selbst zu erwarten.

So schwiegen sie nun wieder eine Strecke lang. Und doch kam ihnen soeben entgegen, was jnst die Krone ihres Gespräches gewesen wäre, wenn die Menschen stets ehrlich mit einander umgingen.

Die Kirchenglocke hatte zu läuten ausgehört, die Kirchengänger kamen vereinzelter und sast schon als Nachzügler. Da war nun ein Greis unterwegs, welcher buchstäblich nachgehinkt kam, denn er war lahm. Für sich allein wäre er überhaupt nicht mehr Fußgänger gewesen, auch mit seinem Ärückeustock nicht. Aber indem er sich links daraus stützte, schleppte er sich rechts am Arm eines jungen Mädchens, das ihn sast trug. Das war das letzte Paar. Vielleicht Großvater nnd Enkelin.

Dieses Mädchen aber war eine Schönheit, welche jedes Auge aus sich gezogen hätte. Gab es doch schon ein Schauspiel, das aussallen mußte, wie leicht sie den auslastenden alten Mann trug, der seinen Gang sast ans sie umlegte nnd die Schönheitslinie des ihrigen doch nicht erschütterte. Es war ein Schauspiel von hoher Grazie und einer Krast aus dem innersten Kern heraus, mit welch spielender Freiheit die Iugend das Alter stützte Und wie ihr Köpscheu, das die angenehmste Form eines Lindenblattes hatte, den gebeugten Graukops überragte, nicht anders als ob aus einem dünnen Ast eine jnnge Maienkuose sich wiegte, so war es das glücklichste Gesicht, um in gottbegnadeter Mütterlichkeit ein liebliches Kind anzulächeln, oder selbst Gottin zu sein nnd Wunderkind der Schonheit, das schaumgeboren in's lachende Dasein emporspringt.

Die Haarsarbe des Mädchens war wieder das Schwarz der ganzen hiesigen . Thalschast. Ihr sammtenes Mandelange blickte ans Wimpern, dunkel wie Nachtschatten nnd unter Augenbrauen, wie von zartesten Tuschen schrassirt, Üurz, es war ein Bild, welches wie gerusen kam, um dem Aeltereu unseres Künstlerpaares aus's Ueberraschendste Recht zu geben.

Und doch war es noch überraschender, wie die Brüder davon Notiz nahmen.

Das wäre gleich so ein Doppel-Modell, wars der Aeltere einsilbig hin.

Der alte Krückenstößer? sragte der Iüngere.

Narr, seine Führerin.

Die hab' ich ganz übersehen.

Das war stark! Der Bruder blickte erstaunt ans den Bruder. Er wußte doch selbst, wie sehr er geheuchelt, aber der Andere übertrumpste ihn noch. Der Aeltere heuchelte Phlegma, der Iüngere gar — Blindheit.

Was ging vor? Es war ein Vorgang, wie unter ertappten Dieben.

Der Aeltere wiederholte seinen Blick aus deu Bruder. Der war blaß geworden uud blickte seitwärts.

Ietzt wichen sie sich auch mit den Augen ans. Noch weniger siel mehr ein Wort zwischen ihnen. Am wenigsten — über das Doppel-Modell!

Wie verwandelt schritten sie weiter. Seite an Seite gingen sie — nicht wie ein Paar, sondern wie zwei Vereinzelte.

Nach einigen Schritten verlangsamte der Aeltere seinen Schritt. Sosort blieb der Iüngere ganz stehen. Sie erriethen sich.

Der Aeltere sing an. Was nun, Beda? Wandern wir das Querthal zu Ende und dnrchstudireu wir programmmäßig das Längenthal draußen, oder bleiben wir auch ein wenig in diesem Winkel hier, der eigentlich nicht aus unserm Quartierzettel steht?

Bleiben wir! bleiben wir! brach der Iüngere los und sein Gesicht erglülhte.

Ich meine es auch, sagte der Aeltere mit unerschütterlicher Ruhe. Wenigsteus eines Versuches scheint es mir werth, daß wir nns hier ein Bißchen nmsehen, aber vom Hanptthale herein hätten wir nur das doppelte hin und her Gehen oder Fahren. Also bleiben wir einstweilen. Und nun will ich gleich in's Wirthshaus hinaus und Quartier machen, Du aber sei so gut und lause zum Bahnhos hinaus, um unser Gepäck zurückzutelegraphiren, das wir, ein Bißchen übereilt, nach unserm vermeintlichen Hauptquartier schon vorausgeschickt.

Konnten wir es nicht umgekehrt machen? sagte der Iüngere, den wir Beda nennen gehort. Laß mich in's Wirthshaus gehen.

Mit vollendeter Verstellungsknnst machte der Andere die Miene, als ob er sich das überlegte, da er doch sehr enig mit sich war, was er wollte, Aeufferst saustmüthig antwortete er: Du weißt, Wirthe und Wirthssachen sind mein Departement. Auch ist heute Sonntag, vielleicht sind Gäste da und es kostet möglicherweise einen Kamps oder eine Kunst, ein Logis zu belegen. Dann gehörte um so mehr meine Haud dazu. Also thue, wie ich Dir vorschlage. Geh zum Bahnhos hinan« und droben im Wirthshaus neben der Kirche erwarte ich Dich.

Damit wandte der Aeltere sich wieder rückwärts; der Weg des Andern ging vorwärts. Die Brüder trennten sich. Aber kaum war es geschehen, so suchte sich Beda ein Buschversleck, um unbemerkt beobachten zu köuneu. Mit brennendem Augeudurst ließ er sich jetzt die Zügel schießen, um dem Mädchen noch, nachzusehen, das ihn in's Herz getroffen. Mit eineni Verdachte, den er ans sich selbst schöpsen konnte, wollte er seheu, ob der Bruder seine Schritte beschleunigte, um das Paar noch einzuholen. Aber er sah nichts. Derselbe Busch, der ihu selbst verdeckte, zog sich in langen Säumen zwischen dem Bach und der Straße hin und verdeckte auch Andere. Er gab seine heiße Schaubegierde aus. Da seuszte er ties und — „aus seinen Augen slossen Thränen", —

Im Bahnhose herrschte ein starkes Gedränge an der Casse. Es war größtentheils das Publikum des Loealverkehres; um so mehr aber siel eine Dame darunter aus, deren Stand ein vornehmerer sein nlochte und welche sich hier ganz buchstäblich „im Gedränge" besand. Beda, sein Telegraphen-Bureau im Auge, sah es im Vorbeieilen und wars dem drängenden Hausen das Wort zu: Aber so machen Sie doch dieser Dame hier Platz; Sie zertreten sie ja sörmlich! Trotzige Mänuerköpse wendeten sich nach ihm um. Es schien ein Trupp von Vereinsmitgliedern irgend einer ländlichen Geselligkeit oder Körperschast, in Tracht und Abzeichen Alle gleich, ganz besonders aber gleich ini handsesten Ausdruck exelusivster Männlichkeit. Man sah es diesen nachdrücklichen Gestalten an, daß sie gewohnt waren, das Recht des Stärkeren in sorgloser Selbstüberzeugung zu geuießeu und das Recht des Schwächeren sich nicht ansechten zu lassen. Sie hörten dieseu Appell jetzt zum ersten Male, und angehaucht von deni ihnen sremden Zauber der Galanterie, waren sie wenigstens nicht grob, soudern schwiegen blos. Nur sah man, wie die Gesahr sie durchzuckte, daß ihr herrlicher Männerbund gelockert werden sollte, und als gute, unerschütterte Gesellen rückten sie Schulter an Schulter — ein Bißchen enger zusammen.

Da machte Beda kurzen Proeeß. Er suhr mitten unter sie, holte die Dame aus dem Gedränge, bot sich an, ihr Billet zu lösen und sragte: Wohin? Die zarte Frau, mit ihrem Geiste nicht schnell bei der Sache, blickte suchend nnd rathlos nmher und stotterte verwirrt: Wo nur mein Kammermädchen bleibt! Sie kann doch nicht . . . Man hörte die Bahnglocke. Zweites Läuten! Einsteigen! erhob der Portier seinen Mahnrus. — Wohin? drängte der Iüngling. — Schloß Adeltkam. Aber mein Gott, ich begreise gar nicht . . . Schloß Adeltkam, erste Classe! ries Beda und eroberte sich mit Macht den Schalter und das Billet. Die Vereinsrecken wichen zurück, um so mehr, als in diesem Augenblicke der Obmann abgesertigt war, denn er empsing ein Bündel Billete sür seinen ganzen Harst. Beda empsing das seinige. Die Dame von Adeltkam dankte zerstreut, kramte nach Geld, ließ das Portemonnaie sallen, sragte und suchte nach ihrem Kammermädchen nnd das Alles mit jener aus Bahnhösen eigenthnmlichen Hast, welche beim zarten Geschlechte bis zur nervösen Ausregung gehen kann. — Einsteigen! einsteigen! drängte der Portier die Fremde, die bereits die Letzte war und mit nichts sertig wurde. Die Dome weinte sast. Sie gab das Geldzählen aus und sragte geflügelt: Wohin dars ich's schicken? Ich bitte um Ihre Adresse, mein Herr. — Wir haben keine. Wir sind saharende Künstler. Aber Schloß Adeltkam fliegt ja nicht durch die Lust. — Drittes Läuten . . . sertig! — Portier und Conducteur trugen die Dame sast aus ihren Armen sort. Diese stotterte noch von ihrem Dank . . . von ihrem Kammermädchen . . . das Coupl! siel in's Schloß, die Loeomotiv-Pseise erscholl . . . ein Augenblick — und der Zug brauste sort.

Beda suchte sein Telegraphen-Bureau.

Sein Geschäst daselbst war bald gethau.

Er kehrte zurück.

Aus dem Rückweg nahm er einen Fußpsad, welcher aus der Straße, die er ganz sichtlich abschnitt, in's Grüne ländlicher Grundstücke sührte. Freilich sührte er gleichzeitig hügelan, denn das bleibt nun einmal die Philosophie der Landlente, daß sie zwar die Umschweise aus ebenem Boden vermeiden, dagegen sür nichts es achten, wenn der scheinbar kürzeste Weg der gebogenen Linie von Anhöhen solgt. Beda hatte sich bald verstiegen, gerieth in einen Wald, aus Holzwege und merkte, daß selbst nach Bauernpraxis dieses Wegprosil unmöglich das kürzeste sein konnte. Er kehrte wieder um und sand seinen rechten Weg endlich über eine abschüssige Wiese, wo es eine kaum merkliche Fußspur war.

Er hatte Zeit verloren und war in wachsende Ausregung gerathen. Alle seine Gedanken hasteten ja — an jener Kirche und an jenem Kirchenweg! Sein ganzes Trachten war, jenen Punkt, wo er sie zum ersten Male gesehen, noch rechtzeitig zu besetzen, um ihren Rückweg abzuwarten.

Aus seiner Anhöhe konnte er das Alles überblicken. Die Kirche, das Kirchdors, das Thal, den Busch, aus dem sie ihm plötzlich erschienen und wo sich dann bald daraus die Brüder getrennt. Wie jede Anhöhe verschönernte auch diese das Landschaftsbild, das schon aus ebener Straße so schön gewesen. Beda sah wie in eine neue und sremde Welt hinein. Er kannte kaum noch das Thal, wie hehr und hoch ihm jetzt Alles erschien. Es geschah ihm wie im Traume. Die Schönheit des Daseins ergriff ihn mit ihrer schmerzlichsten Süßigkeit. All dieses Leuchten und Funkeln blendete ihni mehr als die Augeu, es blendete ihm die Seele. Die weißen Sommerwolkeu am blauen Himmel, die weißen Häuser und Hütten in den grünen Schattirungen, das senrige Goldgrün an der Sonne, das kühle Seegrün in den Schlagschatten, das Wehen der Lüste, die ihre Athemzüge nach anderen als menschlichen Pulsschlägen machten, die sesteste Ordnung des Daseins kam ihm wie eine sreie Dichtung vor. Er wußte nicht mehr, sah er eine Landschaft oder ein Leben, sühlte er Gegenwart oder Zukunft, hatte er ein Recht oder blos eine Gnade. Das aber sühlte er, daß dieser Welt noch eine andere zu Grunde liegt, welche mit Leichtigkeit hervorquillt, sobald sie geweckt wird. Den weckenden Ton hatten — Urions Leier, Hüons Zauberhorn, Papagenos Glockenspiel. Dieser Ton ist kein Märchen; just umgekehrt. Alles Wirkliche ist Scheinwesen und nichts wahrer als die Bezauberung. Er ist durchdrungen von dieser Wahrheit, aber sie ergeist ihn mit Schwindeln. Wie er ohne Verdienst in diese Welt der Schönheit gekommen, so leicht kann er aus ihr herausfallen. Träumer und Nachtwandler sind die, welche turnen, Knochen und Muskel üben und denken, aus die Gesundheit kommt's an. Nein, wer das Leben von der ersten Seite nimmt, der weiß: aus das Auge der Schönheit kommt es an! Ie nachdem das blickt, ist es Leben — oder schwarzer, schwindelnder Todesabgrund. Der Mensch kann nichts — als schaudern und bitten!

In dieser Bewegung sah der erhitzte und ausgeregte Iüngling den Schauplatz eines Ereignisses, das mit zwanzig Iahren so neu ist! Er kam zurück — als ob statt Minuten Iahre vergangen. In seiner Verwandlung blickte er aus den Ort, wo sie vor sich gegangen, sast mit Mitleid herab. Dort war er ein Kind, ein Nichts gewesen — und was war er jetzt!

Er eilte den Grashügel hinab. Plötzlich stand ein großer, schwarzer Hund vor ihm, welcher sich sest und still wie ein Monument ihm in den Weg stellte. Nach der majestätischen Art der großen Hunderassen bellte er mit keinem Laut dazu, sondern behielt den sremd gekleideten Mann nur ausmerksam im Auge, indem er seine Ordre abzuwarten schien. Er brauchte nicht lange zu warten, Chalnbs, herein! erscholl ein Rus, und das edle Thier, srei von bösarigen Leidenschaften, machte mit einem weitgeschweisteu Rundsprung bereitwillig Kehrtnm, Beda blickte aus. Eine Gruppe von süns Landleuten kam den Hügel heran. Drei gingen voran, in der Mitte ein lahmer Mann, gestützt aus zwei Andere, ein ältliches Paar von Bauer und Bäuerin. Als Beda den Lahmen erblickte, schoß ihm alles Blut nach dem Herzen. In der That solgte dem Lahmen aus dem Fuße — sie, das schöne Mädchen. Ihr zur Seite ging ein jüngerer Manu in sorstmännischer Tracht. An diesen schmiegte sich jetzt der schwarze Hund an,

Beda war verwirrt. Es überraschte ihn sreudig, daß das zweite Begegniß noch srüher, als er es ahnte, da war; aber der Forstmann verwandelte ihm die Freude in Mißbehagen, Er sah ihn an, als ob er eine Erscheinung sähe, die weder wirklich noch möglich sein kann. So zog die Gruppe an ihm vorbei.

Beda stand und sah nach. Sie sahen sich um. Dieser Augenblick war nun nicht zu verlieren. Er erinnerte sich seines Vorthails als Fremder und ergriff die Gelegenheit, die ein solcher immer dazu hat: — er sragte uach Wegen, Leider konnte er nicht nach dem Dorse sragen, denn das lag ja in ossenem Thale an der Sonne sunkelnd vor allen Augen, So sragte er nach deu Gangsteigen, aus denen er sich verirrt, und im Gesühle, wie bald dieser Faden reißen müßte, sand er endlich das Rechte, um seine innere Verwirrung nicht länger bloßzustellen. Er stellte sich als einen reisenden Künstler vor, der einen günstigen Ort sür seine Studien suche. Er sragte jetzt den Häusern und Hösen nach, die im Gehügel droben eine schönere Lage hätten, als das Thaldors, nur wären sie in diesem Augenblicke verschlossen und menschenleer und die Be» wohner wahrscheinlich aus deni Kirchgange abwesend.

Beda war entzückt, wie gut er jetzt sein Fahrwasser gesunden. Er hatte den Vorwand, den er sür den Augenblick brauchte, um zu bleiben und mitzugehen, und bereitete gleichzeitig seine Absichten sür die Zukunft vor. Auch antworteten ihm die Landlente zutraulich-arglos und in Rede und Gegenrede spann sich so die Gelegenheit, sie zu begleiten.

Ia, noch mehr. Ini sachten Bergansteigen singen sie nach nnd nach an, sich zu zerstreuen. Erst verabschiedeten sich die zwei Bauersleute, daun der Forstmann mit seinem Hunde. Beda sah mit Vergnügen, daß zwischen ihm und dem Mädchen das Adieusagen ganz so phlegmatisch vor sich ging, wie es die Gewohnheit der kurzgrissigen und etwas mundsaulen Landlente ist. Nur mit dem Hunde ging's pathetischer her. Das schöne Thier umsprang und umbellte das schöne Mädchen mit einem Sturm von Zärtlichkeit und auch sie überhäuste seinen prachtvollen Kops mit den beneidenswerthesten Liebkosungen.

Beda war jetzt Mein im Genusse seines Glückes. Es überstieg alles Maß seiner Erwartnngen, wie leicht nnd rasch diese Gelegenheit gekommen. Ietzt erst wurde er ganz ihrer sroh. Es kam ja Schritt um Schritt nach Wunsch. Aber er hütete sich wohl, sich zu verrathen. Daß das Mädchen seine Madonna sei, konnte er schon nicht mehr anders denken; ober vom Denken zum Sein wollte er nichts überstürzen.

Er begnügte sich nun, mit dem lahmen Alten und seiner schönen Führerin gleichgültige Worte zu wechseln. Ach, welch süße Gleichgültigkeit! So scheint die Frühlingssonne aus nackte Zweige und läßt sich nicht merken, daß sie die sruchtschweren Zweige des Herbstes im Sinne hat. Seine gleichgültigen Reden lenkte Beda — aus Bilder und Bildermalen, aus schöne Landschaften, aus schöne Menschen, aus schöne Thiere, ans den Hund, aus den Forstmann, aus Alles, was ihm das Wichtigste war. Und das Wichtigste war ihm das Reden selbst! Es ist ja ein Wunder, daß man spricht — um zu verschweigen, daß man hört — um zu sehen und anzusehen. Er sieht seine Zukunsts-Madonna an und macht sie sprechen, um sie ansehen zu dürfen. Dabei hilst er ihr den lahmen Großvater zu stützen, der es respektvoll ablehnt. Er bewundert ihn, daß er noch Berge steigt, aber der Lahme wundert sich, warum er es nicht sollte. Es geht ja ganz gut, sagt er mit jenem naiven Egoismus, welcher völlig verkennt, aus wessen Kosten es geht. Beim drückt mit einem Blick voll leidenschaftlicher Anerkennung dem jungen Mädchen sein besseres Wissen aus, aber sie beachtet es kaum oder versteht es wenigstens nicht. Auch sie scheint ihr eigenes Verdienst nicht zu kennen. Wie einsach empsinden die Landleute! Ganz Gewohnheit sind sie; man muß langsam mit ihnen gehen, wenn man etwas Neues in ihr Bereich bringt. Diese Lehre zieht sich Beda daraus und beschönigt so vor sich selbst — seine langsam gehende Jugendlödigkeit.

Und doch ist ein Künstlerjüngling anders blöde als ein Philister. Es war ein Einsall, der seiner künstlerischen Ersindsamkeit alle Ehre machte, welchen Vortheil er noch dem letzten Augenblicke abgewann. Denn als sie aus dem Hügelplateau jetzt eine muldige Einsenkung erreicht hatten, worin zwischen Wald und Wiese ein ländliches Gehöste sichtbar wurde und der Alte mit den Worten: Hier sind wir zu Hause, den Iüngling nicht einzutreten aussorderte, vielmehr wie Einer, der sich verabschieden will, im Wege stehen blieb, da hatte Beda die Geistesgegenwart, noch seinen besten Trumps auszuspielen. Aus schmalem Anstieg hatte man den Fremden vortreten lassen; der Lahme mit seiner Führerin solgte nach. Indem sich Beda nun umwendete und den Lahmen in ansteigender Stellung mit vorgebeugter Haltung und ausholendem Knie dastehen sah, musterte er künstlerisch diese Stellung und sagte: Ie länger ich den alten Herrn betrachte, desto mehr leuchtet es mir ein, daß das ein prächtiger Lazarus oder Vater Tobias wäre. Mit Erlaubniß! Und sosort zog er sein Skizzenbuch und sing zu zeichnen an. Aber nein! ries der Alte, das ist ja unerlaubt. Wie käme ich armer, gebrechlicher Mensch zu Personen,

3l»rd nnd Tud, I, 3. 23

die in der Bibel und im Evangelinn stehen und obendrein nach der heiligen Sonntagspredigt! — Seid ohne Sorge, antwortete Beda, das war immer so. Wie denkt Ihr denn, daß die Heiligenbilder in den Kirchen gemalt worden sind? Wenn sie recht gut sein sollen, so macht man sie nicht aus dem Kops, sondern man nimmt lebendige Menschen dazu. Zum Beispiel Fräulein Eveline hier gäbe eine wunderschöne jugendliche Mutter Gottes und ich bin gar nicht sicher, daß ich sie mir zum Zeichnen und Malen nicht noch ausbitte. — Das hieß staatsklug sein! Mit wahrer Begierde sührte der junge Meister diesen willkommenen Vorbereitungseours noch weiter aus, indeß seine Hand aus dem Papier schwebte, nicht anders als wie eine Schwalbe, welche bald hier, bald dort ein Insektchen pickt, jene wunderliche Zeichnerhand, welche im Gegensatz zur soliden, gleichmäßigen Schreiberhand in einem Taumel von Verrücktheit zu sein scheint, aus allen Seiten zugleich zugreist und von allen abspringt, so daß der Zuschauer schwindlig wird und die Bewegungen eines nervösen Fiebertraums zu sehen glaubt, daher er gewöhnlich über die Achseln guckt, um doch irgendwie sicher zu gehen.

Im Nu hatten sich die flüchtigen Striche zu einem Ganzen gesügt, das in Skizzenmanier ein Fertiges war. Der Künstler durste es zeigen. Das ländliche Paar sand sein höchstes Gesallen daran. Es waren Menschen, welche nur von ausgeführten Bildern Portraitähnlichkeit erwarten, dann aber auch die höchste; dagegen wie bezaubert dreinsehen, daß wenige Striche, deren Rohheit selbst sie begreifen, einen eben so vollkommenen Spiegel des

Lebens geben, ja, in ihrer Art auch noch Feinheit und Grazie haben. Sie sehen hinter die Coulissen und doch wirkt das Stück wie vor den Lampen.

Beda schenkte ihnen die Skizze und stigte mit Bescheidenheit hinzu: Es sind rohe Umrißlinien, welche den Charakter nur allgemein andeuten; ich mußte ja eilig sein. Der alte Herr ist offenbar müde und wird zu sitzen verlangen; daraus mußte ich Rücksicht nehmen und durste mir nicht erlauben, ihn als mein stehendes Modell zu einer längeren Arbeit hier sestzuhalten.

Das war gelungen. Es machte seiner Artigkeit Ehre, wie seiner Kunst. Es war ein „Abgang“, der seines Eindrucks nicht versehlen konnte und er ging sort wie Einer, der das gute Gewissen hat, daß er mit Ehren wiederkommen dars.

Und er kam wieder. Drei Tage ließ er vergehen, die er schwer genug aushielt, dann aber glaubte er dem langsamen Tempo der Landleute, die Alles, was nicht ihre eigene Art ist, beargwohnen, mit kluger Vorsicht sich anbequemt zu haben, und hochschlagenden Herzens schlich er den Graspasad in seine hügelversteckte Schatzkammer hinan. Unterwegs stellte er sich seine ganze Ausgabe noch einmal vor. Er wiederholte sich, was er zu sagen habe und erinnerte sich dabei, wie viel er schon gesagt

habe. Viel war es und gut und deutlich, was er vom weltlichen Modellmalen der Heiligenbilder zum Besten gegeben. Auch glaubte er, daß diese Kunstbegriffe von den Naturmenschen ausgesaßt worden und daß es just nicht die ländlich härtesten Köpse gewesen, die er vor sich gehabt. Zwar der Großvater war aus den bäuerlich geringsten Verhältnissen nur als Helser in den Dienst jenes Gewerks eingekreten, wo ihm der unglückliche Sturz einer schweren Eisenstange den Schenkelknochen zerschmettert; aber unter einem Regimente von so vielen technischen Beamten hatte er doch Formen von Bildung gesehen und theilweise sich angeeignet. Dasselbe war der Fall mit seinem Schwiegersohne, dem Vater Evelinens, der es als sähiger Kops zu einem der Unter-Werkmeister gebracht, obschon auch er nur dem Bauernstande angehörte, dem das Hüttenwerk sein Arbeitermaterial so vielsach entlehnte. So war Eveline ausgewachsen, in ihrem geistigen Gestüge ganz als ein Banernkind und doch hatte Beda schon nach wenigen Worten mit ihr jenes Etwas entdeckt, das nur die Culturnähe mittheilt. In seiner verschönernden Anschauung bezauberten ihn diese Spuren; das Wenige dünkte ihm viel und wäre es auch nicht mehr gewesen, als daß sie das Herrenkleid zu achten schien und den Lodenrock, zum Beispiel des Forstmanns, tieser ansetzte. So wanderte der junge Künstler seine einsamen Psade, begleitet von allen guten Genien der Hoffnung. Und so kum er an.

Beda war ein Glückskind. Es ging ihm auch heute nach Wunsch, ja, diesmal noch mehr als vor drei Tagen. Denn als er das süße Gehöste nun erreicht hatte, stand Eveline unter der Thür, nicht anders als ob sie ihn erwartet hätte, als ob ihn die Göttin Gelegenheit aus's Kürzeste an's Ziel sühren wollte. Selbst dem Modell, wie die Künstler meistens es brauchen, war sie durch Zusall schon angenähert, denn sie stand da, wie die Städter sich ausdrücken, „im tiessten Negligi-“. Iedermann aber weiß, daß just das auch das vorherrschend malerische ist, etwa Prunkbilder ausgenommen. Glücklicherweise ist es vor dem natürlichen Fühlen der Landleute sogar das genügende, denn sür sie existirt der Begriff „Negligu" überhaupt nicht. Der ländliche Anstand heischt nur, daß die Blöße bedeckt ist; er verlangt nicht, wie der städtische, daß die Bedeckungen zweiund dreisach über einander liegen, sondern nimmt auch die einsache sür voll, zum Beispiel Hemd und Röckchen. In dieser häuslichen Sommerbekleidung verweilte die ländliche Schöne vor ihrer Hausthür.

Sie hatte sich im Vorgärtchen mit einem zahmen Eichkätzchen gejagt. Das schelmische Thier schien zwischen der Freiheit und der Gesangenschast sast nur zu schwanken, um sich kokett zu unterhalten, denn es entzog sich der schönen lägerin mit allen Vortheilen seiner ewig schönen Behendigkeit, sprang ihr aber dann sreiwillich zu. Als Beda, welcher leiser ausgetreten, um das Spiel nicht zu stören, nunmehr aus Grußnähe herangekommen, war es in den Händen Evelinens. Sie ließ es aus dem linken Arm sitzen, den sie gebogen über der Brust hielt und redete mit liebkosenden Scherzworten aus das vierstühige Püppchen herunter. So sand Beda die Seene.

Den jungen Maler aber ergriss es bei diesem Anblick wie eine plötzliche Inspiration. Um Gotteswillen, bleiben Sie so! ries er dem Mädchen an Grußes Statt zu. Das ist das schönste Modell einer Madonna. Diese Kopsneigung, dieses Lächeln, Alles ist einzig zum süßesten Mutterglück einer gottbegnadeten Auserwählten. Es sehlt nur der Säugling und die Mutterbrust.

Eveline meinte, er scherze und lachte, indem sie ihn ansah.

Aber der Künstler drängte in seinem Eiser: Halten Sie den Kops wie zuvor. Es war unnachahmlich schön! Bitte, solgen Sie mir; es ist mein Ernst. Und dann die Brust! Denken Sie sich das Eichkätzchen als einen Säugling und geben Sie ihm die Brust. Ich bringe es schnell zu Papier.

Er zog seine Mappe und als Eveline noch immer Miene machte, die Modellseene nicht zu begreisen, glaubte er ihr helsen zu müssen. Mit jener selbstvergessenen Hand, womit ein Künstler in der Draperie noch Anordnung nennt, was Laien Unordnung nennen, trat er an die Iungsrau heran. Die aber prallte vor seiner Berührung zurück, zuckte das Stirnsältchen und schoß pseilschnell in die Hausthnr, nicht ohne ihre Zorneswallung in einem verletzenden Worte zu äußern.

Es schlug wie ein Blitz in den armen Iungen. Beda stand da, seiner Besinnung nicht mächtig. Er konnte es nicht sassen, was jetzt geschehen war. Ein Faden war zerrissen, der in seinem Innern noch sortlies. Es war ihm, als hielte er eine Krystallvase in der Hand, die zugleich zertrümmert zu seinen Füßen liegt. Er sieht doppelt, er sieht wie in Schwindeln. Was ist außen, was innen? Er taumelt, er vergeht.

Dem Mädchen nachzustürmen, war der nächste Trieb seines Herzens. Aber ach, wenn es „blinde Triebe" nur gäbe! Thierische ja, menschliche nicht. Im Trieb ist schon Bewußtsein, und er braucht nur das, nur den ersten Funken davon, und er hält wieder inne. Was will er? Reden und durch Reden gut machen. Aber reden ist eitel. Diese Lehre hat er ja soeben empfangen. Er hatte so hübsch über's Modellmachen geredet, als er den Vater Tobias gezeichnet, und war so hübsch, wie er meinte, verstanden worden. Aber das war nun Täuschung. Ein anderer Verlaß ist bei Städtern, ein anderer bei Landleuten aus's Reden, Der Städter wird durch einen guten Redner wirklich bestimmt; der Landmann hört ihm zu — vielleicht aus Respekt, aus Wohlgesallen an der „schönen Sprache", die ihm ein seltener nnd leckerer Schmauß; im Uebrigen beharrt er in seiner Starrheit, die durch Reden so leicht nicht ausgelöst wird. Zu spät erkennt Beda diese Wahrheit. Und nun sehlt ihm der Muth, seiner Suada von Neuem zu vertrauen. Er empfindet ganz, was die gemeine, trostlose Phrase sagt: gar nicht zum Worte kommen!

Mit zerrissenem Herzen schleicht er den Berg hinab.

Aber nicht mit zerrissenem Denken. Ein Strom von Gedanken wehrt sich gegen die Demüthigung, die er erlitten. Ie tieser er sühlt, wie seine eigene Unschuld der geheime Verbündete des Mädchens, desto hinreißender wird seine innere schöne Beredtsamkeit, womit er ihr Alles sagt, was mit ihrer Ehre auch der seinigen gerecht wird.

Und nun sällt ihm ein: wenn sie das hören könnte, — einen Stein müßte es erweichen! Und nun thut er, was ein Zwanzigjähriger in seinem Zustande unsehlar thun muß: er geht nach Hause und schreibt bis in die Dämmerung hinein — einen sechs Seiten langen Bries.

Ausruhend von dieser heißen und drangvollen Iugendthat, saß er im ersten Blinken des Abendsterns unter der Wirthshauslinde nnd erwartete den Glühwein, den er sich statt alles Abendessens bestellt; da setzten sich stumm grüßend zwei Fremde an den Lindentisch, wovon der Iüngere gegen den Älteren das Zwiegespräch, in welchem sie begriffen waren, mit den Worten sortsetzte oder vollendete: Ich habe ihren Bries gar nicht mehr gelesen, viel weniger beantwortet. Ich zerriß ihn unerössnet und zündete mir die Cigarre damit an.

Beda erbleichte. Es war ihm gar nicht eingesallen, daß auch das das Schicksal von Briesen sein könne. Nicht eröffnet, nicht gelesen! Er stand vom Lindentisch aus und trieb sich hinter dem Wirthshaus am Walde herum. Er war unglücklich.

Die schöne Briesarbeit! Noch ist die Tinte seucht und schon kann Alles vergebens sein. Ein Kartenhaus seine geschriebenen Worte, wie seine gesprochenen!

Er versucht nun zu errathen, ob Eveline so grausam sein werde, wie der Cigarren anbrennende Fremde. Aber kann er seine Sache aus's Rathen stellen? Und so trifft er sreilich das Rechte. Er muß seinen Bries persönlich bestellen. Wer ihm nicht Zeit läßt, sechs Seiten lang zu reden, der wird ihm doch Zeit lassen, zu bitten: lies diesen Bries! Ein bittendes Wort, ein slehender Blick wird ihm doch gegönnt sein! Ia, er muß den Bries persönlich bestellen. Und nun dankt er dem Schicksalswink, den er so rechtzeitig erhalten. Er kehrt unter die Linde zurück.

Am nächsten Morgen begab er sich aus seinen Briesbotengang. Heute sand er vor dem einsamen Häuschen den lahmen Großvater sitzen, welcher Holzspäne schnitzte. Zu seinen Füßen lag Chalnbs, der schöne Newsoundländer. Der erhob sich und umknurrte den Fremdling. Der Alte wies ihn zur Ruhe, aber zögernd und gleichgültig.

Neda war bestürzt. Er stand wie aus Nadeln. Er versuchte eine Unterhaltung anzuknüpsen. Vergebens hoffte er, der alte Mann würde ihn zum Eintreten oder zum Verweilen und Sitzen einladen, oder Evelinen rusen, oder von ihr sprechen. War es doch selbstverständlich, daß der junge Mann das junge Mädchen zu sehen wünsche; warum verkannte das der Großvater? Mit gepreßtem Herzen und aus gesuchten Umwegen ergriff endlich Beda das Wort dieses Gegenstandes. Aber seine Fragen nach dem Mädchen glückten ihm schlecht. Das Gespräch darüber sloß ungesähr so: Eveline? die hat eine Base besucht. — Wo ist das? — O weit von hier. — Dars man es wissen? — Ia wohl, sast zehn Stunden weit. — So ging's noch zwei- oder dreimal, aber jede Wendung versehlte an der schlaunen Einsalt des Landmannes ihren Zweck. Die letzte Frage, wann sie zurückkommen würde, blieb ganz zu Boden gefallen, denn in diesem Augenblicke — trat der Forstmann aus der Hütte.

Um der Abstoßungskraft dieses Anblicks nicht allzu aussallend zu solgen, zwang sich Beda noch eine Weile zu bleiben; als diesem Scheine aber genügt war, empsahl er sich und trug seinen Bries in der Tasche wieder den Berg hinab.

Mit gesunkenster Hoffnung wiederholte er Tags daraus seinen Versuch. Ietzt aber sand er das Häuschen überhaupt menschenleer und Thür und Fensterläden verschlossen. Ein Paradies war verloren, noch eh' es gewonnen war, eine Knospe vom Reis zerstört, noch eh' sie in's Blühen gekommen. Zurück! ries ihm die verlassene Hosstätte mitleidlos zu.

Und er kehrte zurück. Zurück — mit Stolz und Erbitternng im Herzen, diesen nahen Verwandten der zärtlichsten Weichheit.

Widerwillig näherte er sich dem Dorse. Sich jetzt zur Schau zu stellen, dieser Gedanke wurde ihm vollends zur Hölle. Er war in einem Zustande, welcher die Einsamkeit sucht, oder unter Menschen wenigstens die sremdesten, was der Einsamkeit gleicht. Aber welche Pein, ein künstlerisches Zusammenleben mit seinem Bruder! Kann er sein innerliches Weinen und Bluten verbergen? Und kann er es preisgeben? Kann und mag er sich mittheilen? Und just dem, der dieses Leid über ihn gebracht? Es war ja sein Bruder, der ihn versührt; von ihm stammt diese unselige Idei, der säugenden Madonna. Mit geheimem Groll trägt er ihm's nach. Er weiß, der Groll ist unbillig, aber was sragen die Empsindungen nach Billigkeit? Was hilst es, wenn Ursachen unschuldig sind; genug, sie haben verursacht! Er kann nicht anders, er ist verstimmt gegen den Urheber seiner Schmerzen.

Als die zwei Brüder an diesem Abend sich sahen, geschah es, wie zum Hohn aller menschlichen Voraussicht, unter dem heitersten Wetter. Lachenden Herzens trat der Aeltere den Iüngeren an: Du kleiner Duckmäuser, Du machst ja die schönsten Eroberungen und sagst mir kein Wort davon! Da haben wir einen Geldbries aus Schloß Adelskam, persönlich bestellt durch einen Boten, welcher weiter nichts suchte, als zwei „sahrende Künstler" in diesem Thale. Natürlich habe ich den Bries entsiegelt und gelesen, aber mich geht er nicht an. Also offenbar Dich.

Ganz recht, antwortete Beda und erzählte dem Bruder das kleine Bahnhos-Abenteuer.

Seht mir den vornehmen Herrn, scherzte dieser, wie nonchalant er das behandelt und todtschweigt! Aber lies nun diesen Bries. Während Du Deine Abenteuer verschlässt, haben andere Leute ihre Augen offen, wie Figura zeigt. Deine Dame schickt Dir Dein Geld und redet Dich dabei an, wie solgt:

Geehrter Herr! Schloß Adelskam fliegt nicht durch die Lust, sagten Sie, Aber vergebens warte ich nun aus meinen selsensesten Grundmauern, daß Sie dieses Wort zur Wahrheit machen und mir nach Schloß Adelskam eine genauere Adresse schicken, als die Sie mir im Fluge genannt: Zwei sahrende Künstler. Ich will nun versuchen, ob es mir durch den Verstand des Boten, den ich mir ausgewählt habe, gelingt, auch unter einer so mangelhasten Adresse meine Geldschuld abzutragen. Meine Dankesschuld sür Ihre ritterliche Hülse und Artigkeit habe ich gleichsalls nur dieser schwieligen Botenhand anzuvertrauen, da mir die bessere Gelegenheit, sie mündlich abzutragen, leider sehlt. Mit Ergebenheit

Hirlanda von Adelskam.

Dieses Billet las der ältere Bruder dem jüngeren mit allem Ausdruck, den er darin gesunden. Aber nicht zusrieden damit, sügte er noch seinen eigenenen Commentar hinzu nnd sagte:

Hast Du gehört, Brüderchen? Die schwielige Botenhand ist die Hälste eines Gegensatzes und die andere Hälfte ist — der weiche Mund. Natürlich sagt sie das nicht, sondern sagt blos, mündlich. Aber sie nennt es die bessere Gelegenheit und so beleuchtet ein Wort das andere. Der ganze Bries besteht aus zwei Theilen: einer leichten Empsindlichkeit, daß Du so nachlässig gewesen und einem lieblich durchsichtigen Wunsch, Deine Nachlässigkeit Dir zu verzeihen. Aber da mußst Du nun selbst dazu thun. Daß Du bisher just nicht Eile gehabt, das begreist sich und ist ganz recht, weil der leidige Nebenumstand einer Geldeinsorderung mitspielt. Nachdem Du aber diese Zeilen erhalten, ändert sich das. Du hast jetzt nichts anderes zu thun, als sogleich auszubrechen und der Schloßsrau von Adelskam Deine Auswartung zu machen.

Das will ich! das will ich! ries Beda erglühend. Im rechtesten Augenblicke zeigte sich ihm dieser Ausweg. Fort von hier! und aus den Augen der Männer, die nur Blicke der Ironie haben, in den Hort des Frauenherzens, das diseret übersieht, oder theilnahmsvoll mitsüht!

Er schnürte sein Bündel und wanderte aus dem Querthal in's Hanptthal hinüber, wo Schloß Adelskam eine schönbewaldete Hügelterrasse bekrönte.

Mein Mann liegt schwer krank zu Bette und ich habe mich ganz seiner Pflege zu widmen. Aber ich hoffe, Sie sollen das nicht empfinden. Der Schloßverwalter und seine Frau sind längst gewohnt, die Gäste gut zu versorgen. Es wird Ihnen an nichts sehlen. Sie müssen mich nur entschuldigen, daß mir die Gelegenheit sehlt, Sie ost in meine Gesellschaft zu bitten. Ich bin Tag und Nacht Krankenwärerin.

Die Schloßsrau hatte den jungen Künstler gesragt, ob seine Muße srei sei, und da dies der Fall, so nahm sie es mit diesen Worten als selbstverständlich an, daß er nicht ihr Besuch, sondern ihr verweilender Gast sei. Mit einem dankbaren Handkuß nahm Beda diese Ausnahme an, die ihm in seiner Lage so wohl that.

Seine Augen, welche nach blöder Iünglingsart der Dame nicht in's Antlitz gesehen, sondern daneben, entdeckten ein Cabinetsstück im Boudoir, wovon sie sich mehr, als just artig war, sesseln ließen. Noch unbesangener verrieth er sein Interesse, indem er geradezu sragte: Wer ist dieses engelsüße Aquarell aus Ihrem Bureau?

Leise seuszend antwortete Dame Hirlanda: Ich bin es selbst, als sechszehnjähriges Mädchen. Haben mich seit zwöls Iahren die Spuren der Iugend so gänzlich verlassen, daß es sogar ein Künstler nicht mehr erkennt?

Beda wurde blutroth. Aber da Frauen mit der linkischen Iugend unerschöpflich nachsichtig zu sein wissen, so hals ihm Hirlanda heraus. Trösten Sie sich, sagte sie, wie Ihnen ging es noch Allen, Zuerstkennt man die Aehulichkeit, aber srüher oder später kommt doch der Augenblick, wo sie Ieder zu sinden meint.

Der Augenblick ist jetzt schon da! schwur Beda mit Feuer. Ich muß ja blind gewesen sein; aber es sällt mir wie Schuppen vom Auge!

Hirlanda lächelte gütig, daß er die goldene Brücke, die sie ihm baute, wenigstens zu betreten gewußt. —

In diesem Augenblicke siel ein Schuß.

Die Dame schrack zusammen und über ihr Antlitz suhr es mit einem Ausdrucke, der es wie in ein sremdes verwandelte. Es war ein wilder, sast ausschreiender Schmerzenszug, wie aus einer zerrissenen Seele, welcher die letzte Geduldsaite gesprungen.

Beda stand voll Bestürzung da.

Glücklicherweise trat jetzt der Schloßverwalter ein, welchem die Schloßsrau während ihrer Empsangsrede an Beda geklingelt. Der würdige Alte sührte den Iüngling durch einen Corridor, während Hirlanda wie eine ausgescheuchte Taube in die entgegengesetzte Richtung sast sluchttähnlich sortstürzte.

Was war das sür ein Schuß? sragte Beda seinen Führer.

Vielleicht ein Spatzeuschreck im Garten, antwortete dieser.

Nicht doch, es klang im Innern der Schloßgemächer,

Der Alte zuckte die Achseln. —

Das war Bedas erster Eintritt in Schloß Adelskam. Ein Empfang, besremdend genug, um zu reizen, und nicht beunruhigend genug, um zu verstören.

Der Schloßwart sührte den neuen Gast aus ein Zimmer, das sast ein Saal war und in seinem alterthümlichen Geschmacke und seiner landschaftlichen Aussicht entschieden wohnlich anheimelte. Ein Gastzimmer im gastlichsten Sinne!

Beda sing sogleich an, sich einzurichten, was bald gethan war. Er überblickte seine neue Lage — nicht mit Zusriedenheit, die seinem Herzen sehlte, aber stimmungsvoll. Er entwars sich keine Tagesordnung, sondern überließ es dem Abenteuer, wie es sich sormen wolle.

Die äußerliche Form war die einsachste. Er menagirte mit dem Schloßwart und die Tischzeiten ausgenommen — mit allen Geistern der Einsamkeit. Die Haussrau hielt Wort, sie konnte sich, schien's, ihrem Gaste nicht widmen.

Der Pistolenschuß, das seltsame Geheimniß dieses Schlosses, erscholl mit dem dumpsen Ton der Entsernung, wohin man ihn bequartiert, wiederholt an sein Ohr.

Es schien, als ob er sich daran gewöhnen müsse. Aber hätte er nur die Erklärung davon gewußt! Am nächsten lag, daß sich irgend eine Person im Zimmer-Pistoletschießen übe; aber das hätte der Schloßwart gesagt. Daß er die Detonation, welche handgreislich in den Mauerräumeu erscholl, nach dem Garten verlegt, just das mußte aussallen. Der streng geschulte Mann schien grundsätzlich entschlossen, weder die Wahrheit zu sagen, noch direct eine Unwahrheit.

So hatte Beda das Gesühl, in diesem Schlosse wie vor einem Theatervorhang zu sitzen, was eine gewisse Spannung in die Monotonie seines Auenthaltes brachte, die ihm übrigens mehr lieb als leid war.

Eines Tags hob sich der Vorhang.

Es war am sünsten Tage seiner Gastanwesenheit. Als er Morgens nach seinem Auswachen an's Fenster trat, sah er aus dem Thürmchen des vorspringenden Schloßlügels — eine schwarze Fahne ausgezogen. Voll Schrecken beeilte er seinen Anzug, aber kaum war er sertig damit, da klopfte es leise und artig an seine Thllr. Aus sein Herein! trat der Schloßwart ein und machte ihm mit einer sörmlichen Amtsmiene die Meldung: Heute Nachts hat der Herr Baron das Zeitliche mit der Ewigkeit vertauscht. Das Schloß hat Trauer.

Am Frühstückstisch sand Beda die Schloßverwalterin heute allein. Das außerordentliche Ereigniß der Nacht mochte dem Manne zu thnn geben und wol auch der Frau. Daher schickte Beda sich an, um ihr die Hand srei zu machen, sein Frühstück zu beeilen. Aber es kam ganz anders. Schon die Miene des seelenguten und etwas herzenseinsältigen Weibes sah vergnügter als je drein und bald nach den ersten Worten der Conversation ließ sie auch ihrer Zunge, welche der Schloßwart sonst mit einem einzigen Wink im unterwürsigsten Zaume gehalten, den sreichen Laus einer tiesen, glückseligen Herzenserleichterung.

Der Unmensch! der Tyrann! sprach sie von dem Verstorbenen, mag Gott mit ihm sertig werden; den Menschen war er zur GeiHel aus der Welt. Sie müssen ja auch seine Pistolenschüsse gehört haben! Das war seine Zimmerlocke. Aus seinem Nachtkasten mußte immer ein geladener Revolver liegen; den schoß er ab und damit ries er die arme Baronin, die er Tag und Nacht an sein Bett schmiedete, wenn sie vielleicht, während er eingeschlasen, aus einen Augenblick auch sich selbst leben wollte. Nicht einmal die Augenblicke seiner eigenen Ruhe gönnte er der ihrigen. Nun, so sollen sie ihm seinen Revolver mit in's Grab legen, dem Wütherich. Aber das sag' ich Ihnen: er mag drüben schießen wie er will, im ganzen Himmel kommt ihm kein Engel, wie er aus Erden einen gehabt hat. Statt zu klingeln, mit Pistolen schießen! Haben Sie schon so etwas gehört? Das geht besser in die Nerven, hohnlachte er, wenn ihm die Leute zusammenzitterten, als ob der Donnerkeil niedersühere. Das ist ja ein Einsall, wie ihn gar kein Christenmensch haben kann. Aber in diesem Spiegel sehen Sie den ganzen Mann. Ich brauche nichts weiter zu sagen.

Und so sagte sie weiter und weiter, was sie nicht weiter zu sagen brauchte. Beda hörte jetzt lange Geschichten von einem alten brutalen General, von einer jungen, himmlischen Frau und was sür bange Ehestandsseenen dieses schöne Schloß Adelskam gesehen, das alle Fremden ein Paradies nennen. Beda wurde Feuer und Flamme unter der breiten Weichherzigkeit der Rednerin. Die Bilder, zwischen die sie ihn stellte, hier „der tolle Zornteusel“, dort „der Engel, die Dulderin, die Märtyrin“, waren sast künstlerische Contraste: seine jugendliche Künstlerphantasie erglühete von ihnen und mit der Phantasie sein Herz.

Welch' eine heroische That dieses Herzens war es daher, als sich Beda bald nach dem Begräbnisse hinsetzte und solgende Zeilen niederschrieb: Hochverehrte Frau Baronin! In einem Hause, das einen Hausherrn hat, ist man der Gast desselben, auch wenn man ihn nie gesehen und sast schon sterbend vorgesunden hätte. Dieser Boden trägt mich nun nicht mehr. Ich bin der Gast — einer jungen Wittwe und bin nichts weniger als ein alter Mann. Mit blutendem Herzen solge ich dem Gebote der Sitte, die es mir jetzt zur Pflicht macht, Ihr Haus zu verlassen. Nie aber wird meine Theilnahme aus diesen, in kurzer Zeit mir so heilig gewordenen Räumen scheiden und Sie erlauben mir vielleicht, noch manchmal in meinem Leben einen Blick nach dem Ihrigen zu thun und mich zu erkundigen — sei's aus der Nähe, sei's aus der Ferne — wie sich ein Menschenschicksal gestaltet, dessen Glück aus ewig der Gegenstand meiner seurigsten Wünsche sein wird.

Dieses Billet wurde versiegelt und von dem arglosen Iüngling thatsächlich an seine Adresse geschickt.

Der originelle Briessteller erhielt umgehend solgende Antwort: Geehrter Herr! Daß ein Mann eine Frau über die Sitte belehrt, ist zwar neu, aber wenigstens ein Beweis, daß er sie selbst hat oder zu haben glaubt, also immerhin ersreulich. Noch neuer ist es, daß er ihr in einem so weiblichen Punkte sogar noch zuvorkommt, aber ich erkläre mir das aus der imponirenden Gewohnheit der Männer, in einer Schöpsung, worin sie nun einmal die Herren sind, allwegs die Initiative zu haben. Dankend sür Ihre wohlthuende Theilnahme lade ich Sie nun ein, Ihren Auenthalt sortzusetzen. Sie sind nicht der Gast einer jungen Wittwe, Sie sind der Gast des Schlosses. Ein großes Haus hat öffentliche Pflichten, an welchen Privat-Umstände nichts ändern. Unsere Gaste sind der Schloßverwaltng empsohlen und eigentlich Gäste von dieser. Sie kommen und gehen, ob die Herrschaft beim Hause ist oder nicht, ob Beide, ob Eines. Einige werden uns vorgestellt. Andere blos mit Namen genannt, Andere nicht einmal dieses. Aber es hieße den Ersahrungen Ihrer Iugend, die sich gewiß noch in größere Verhältnisse einleben wird, vorgeisen, wenn ich das weiter aussühte. Uebrigens meditirte ich soeben, ob ich bleiben oder sür die erste Trauerzeit zu meinen Eltern gehen soll: Ihr werthgeschätztes Avis könnte mich ;u Letzterem bestimmen. Die junge Wittwe wird dem gesitteten Iüngling aus dem Wege gehen, und so dars ich Sie bitten, in Ihrer häuslichen Bequemlichkeit sich nicht stören, zu lassen. Mit Ergebenheit Hirlanda von Adelskam.

Das heißt mit anderen Worten: man ist ein dummer Iunge gewesen, murmelte Beda, nicht ohne Künstlerhumor. Er durchlies diese Zeilen immer wieder und sah mit einer Art von Bezauberung das Gräßliche seiner Aussüführung darin herummarschiren. Er sah es jetzt mit den völlig offenen Augen einer Intelligenz, welche in seinen Iahren der bodenlosesten Naivetät ganz harmlos zur Seite gehen kann.

Er ergriff die Feder, um das Alles wieder gut zu machen. Kaum aber hatte er zu schreiben begonnen, so wurde er schon wieder intelligenter. Solche Frauenbrieze sind eben bildend sür Iünglinge: der männliche Charakter macht in Minuten Fortschritte. Er begriff, daß es männlich sei, persönlich sich vorzustellen. Und je beschämter er sich sühlte, desto ritterlicher kam es ihm vor, diese Buße aus sich zu nehmen. Er that es, der wackere Knabe.

Aber als er nun vor Frau von Adelskam stand — mit seinem sündigen Gesichte, seinen niedergeschlagenen Augen und seinen gestammelten Worten: ich bin Ihnen eine Genugthunng schuldig, Frau Baronin; da überwallte ihr gutes Herz und sie unterbrach ihn aus's Holdseligste: Ich, ich muß Sie um Verzeihung bitten! Ich habe mein Bittet augenblicklich bereut. Mit einer kindischen Empsindlichkeit streute ich Stacheln ein, die Sie nicht verdient haben. Sie meinten es ja so gut, so gut! Ich habe wahrlich nicht Ursache, Worte wie die Ihrigen zu unterschätzen. Ich habe sie nicht ost in meinem Leben gehört und nie so uneigennützig. Verzeihen Sie mir. Ich bin Ihnen dankbar, recht dankbar sür Ihre warmen, herzlichen Worte.

Es kam nun eine Stunde, wie sie nur Frauenhände spinnen können. Beda sah sich mit einer Güte behandelt, welche Liebenswürdigkeit war, und doch lag der zarte, bescheidene Dust eines Trauerhauses daraus, dämpsend wie jene Silbernebel, welche die Heiterkeit des Himmels zugleich verschleiern und durchscheinen lassen. Beda hatte durch seine sinnliche Kunst sür Contraste und Farbenmischungen auch der seelischen Welt ein Auge und so empсанд er mit stillem Entzücken die Erscheinung einer zartgebildeten Frau, welcher es unvergleichlich gut staud, zu trauern und — erlöst zu sein! Er sah in ihr Mienenspiel all' jene Schicksale, Leiden und Kämpse hinein, wovon ihn die Schloßwärterin so reichlich unterrichtet und es imponirte ihm, daß ihre Seele nicht erniedrigt und selavisch zerquetscht war, daß sie noch wagte, mit sreimüthigem Naturadel durchblicken zu lassen, — wie ihre Welt jetzt eine andere geworden. Aber welches Maß hielt sie darin! es war das ächteste Schönheitsmaß! Er sah, wie der Tod, die ernsteste Sache aller Lebendigen, sie mit seinem Ernste berührt, und dem Tode entblühend sah er das junge, besreit ausathmende Leben. Dieses Wittwenbild war ihm ein Schauspiel des sublimsten Frauenreizes, aber nur dieser Frau, nur dieser Wittwe möglich.

Ietzt, wo ihm ihr Portrait wie aus elementaren Urtiesen ausging, verlangte es ihn, ihr Mädchenportrait wieder zu sehen. Aber das Miniaturbild stand nicht mehr an seiner Stelle. Wo ist mein sechszehnjähriger Aquarellengel? sragte er erschrocken und lebhafter als es besonnen war. — Ein Schatten suhr über das Antlitz der Frau von Adelskam. Ich habe es meinem Manne in's Grab mitgegeben, sagte sie, aber nicht mit dem Anspruch von Glaubwürdigkeit, sondern ablehnend und als sollte nicht mehr davon die Rede sein.

Nach vierundzwanzig Stunden war es in seinen Händen.

Das trug sich so zu.

Apollonia, Hirlandas Stubenmädchen, war ein Bauernkind von einer sast abenteuerlichen Gutherzigkeit gegen Thiere und Menschen. Takt und Maß aber leiteten sie so weuig dabei, daß die sabelhasten Streiche ihrer Naivetät wie ein Sagenkreis um Schloß Adelskam umliesen. Einer dieser Streiche war ja auch die Ursache jener Bahnhosseene gewesen, wodurch der junge Künstler und ihre Herrin mit einander Bekanntschaft gemacht. Apollonia hatte ein Mädchen in der Volkstracht ihres Thales am Bahnhos erblickt und, hingerissen von einem plötzlichem Heimweh, hatte ihr das genügt, um auszureißen, dem Mädchen nachzulausen, sich mit ihr zu verplaudern und ihre Gebieterin, die sie vollig vergaß, einstweilen der Bedienung durch sremde Männer zu uberlassen.

Als nun Beda das Boudoir der Baronin verließ, begegnete er diesem Mädchen aus dem Corridor. Er war unvorsichtig genug, das eutaut terridle zu sragen: Ist es wahr, daß die gnädige Frau ihr Mädchenportrait dem alten Herrn in den Sarg gelegt hat? Es wäre Schade um das schöne Bild, ich gäbe Alles darum, es zu haben. Das Mädchen wieherte lachend und Tags daraus hatte er's. Sie machte kein Hehl, ja ein Verdienst daraus, daß sie sich's heimlich verschasst. Beda wurde roth und murmelte, er wolle es nur eopiren — abmalen — sie solle es bald wieder haben.

Das geschah aber nicht, denn der junge Künstler künstelte nicht, er lebte!

In Schloß Adelskam stieg die Temperatur hoch und rasch. Nicht weil es Sommer war, sondern weil der Sommer die Zeit der Freiheit ist und „in's Freie“ rust.

In den Schloßmauern sreilich herrschte nach wie vor die Etiquette. Die junge Wittwe speiste aus ihrem Flügel allein, manchmal mit Gästen von Condolenzvisiten, manchmal mit dem Schloßverwalter und seiner Frau. Erst in letzterem Falle zog sie den sremden Künstler an ihren Tisch. Das war der Schloßbann.

Anders der Garten! Da gab's Freiheit, Zwanglosigkeit. Da begegnete man sich ungesucht, denn wer konnte sagen, daß das Begegniß — gesucht wurde? Man sand sich! Und die Schloßsrau nickte huldvoll und der sremde Herr grüßte respectvoll. Ein höfliches Begleiten — wie ein magnetisches Anschießen. In Blick und Miene, in jedem Athemzug die ersüllte Sehnsucht: das ist die Stunde, die dem ganzen Tag seinen Werth gibt! Und dann in der schwülen, schlaslosen Sommernacht ein leises Zucken im wachen Gewissen — wie viel davon Wahrheit und wie viel Phantasie?

Es war die Geschichte weniger Tage. Ein überhandnehmendes Schwellen und Wachsen, denn der Frühling verliert keinen Augenblick und die Iugend auch nicht. Ihr ganzes Sein hat Ziel und Bezug aus die letzten Zwecke des Daseins.

Iedes Wort, das in den Fichtenschatten des Gartens halbgeflüstert und halberstickt zwischen dem Paare hin und her ging, hätte Jedermann hören können, denn es war das gleichgültigste Wort. Aber jedes Wort hatte Beziehung. War es txnn nicht schon beziehungsvoll, daß Hirlanda mit nichten zu ihren Eltern ging, noch auch sie einlud, zu ihr zu kommen? Aus was bezog sich diese Unterlassung, als aus den Wunsch, mit Beda allein zu sein? Und aus was bezog sich dieser Wunsch? Das beziehungsvollste Wort war solgende Verabredung. Eines Tages sagte Beda mit einem Scherz, dessen Ernst ihn sast erstickte: Wie ich das Sprichwort widerlege: dreitägiger Gast wird eine Last! Heute sind just drei Wochen voll und Sie lassen mich immer weniger sühlen, daß ich lästig wäre. Wenn ich mir den Tag denke, an dem ich doch sort muß, so denke ich wie in's Leere, ja wie in's Unmögliche. Es ist mir, als griffe ich blind in einen Loostops und könnte nur, wie das erste Mal, einen Mißgriff machen. Was ist der rechte, was ist der unrechte Tag? Ich weiß es nicht. Wissen Sie es? Wenn Sie es wissen, so geben Sie mir ein Zeichen davon. Ia, Frau Baronin, geben Sie mir selbst das Zeichen, wann ich sortgehen soll. — Hirlanda sah ihn erstaunt an, halb vorwurssvoll, halb spöttisch. Beda, mit erleichtertem Herzen, verbesserte sich augenblicklich: Oder nein, machen wir's umgekehrt. Geben Sie mir ein Zeichen, wenn Sie wünschen, daß ich dableiben soll. — Da sah sie ihn wieder an, aber mit einem zärtlichen Lächeln. Bede» küßte ihre Hand und sie drückte die seinige.

Dieser Tag war ein Wendepunkt.

Am Abende dieses Tages durchschritt Hirlanda ihre Gemächer, trat wiederholt vor den Spiegel und setzte ihr Aus- und Abschreiten im Selbstgespräch sort. Disra^li hatte eine Frau, — die war um achtzehn Jahre älter als er und die Ehe war glücklich. Varnhagen hatte eine Frau, — die war um zwöls Jahre älter als er und die Ehe war glücklich. Ich bin nur um sechs Jahre älter. Warum spüre ich sie wie ein warnendes Gewissen? Warum? Weil es die Wrlt eine ungleiche Ehe nennt. Die Welt! Was weiß die Welt, was gleich oder ungleich? Laßt das Die wissen, die es am nächsten angeht!

Am Abende dieses Tages schrieb Beda an seinen Bruder: Firmin, komm zu mir. Ich habe Dir viel zu sagen, aber das Beste muß Du sagen. Sei mein Brautwerber! Was wir uns sagen können, ohne Alles zu wagen, das ist gesagt. Unsere Worte krabbeln wie subtile Insekten süßchen mit Blumen- und Blütenstaub an einander herum und sondiren. Nun, ich denke, ich dars vertrauen. Es scheint mir an dem, daß jetzt ein Dritter das letzte Wort sprechen kann. Mach schnell. —

Hirlanda hatte in dieser Nacht ihre sechs Jahre „beschlasen“, das heißt, in einer schlaslosen Nacht einen Entschluß gesaßt. Sie hatte den Aberglauben dieser sechs Jahre abgeschüttelt und jugendlich rasch pulsirte ihre Morgenstimmung. Sie war entschlossen, das Zeichen noch heute zu geben.

Was sie zum Zeichen wählte, war ihr nicht zweiselhast. Ihr Mädchenportrait! Das wird er ja nicht geglaubt haben, daß sie es jenem Todten geopsert, der schon die Blüten des Urbilds bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Sein Herz wird es ihm ja gesagt haben, daß sie es nur verborgen, um ihn zu necken und ein wenig zu strasen, aber daß sie ihm und sich selbst die Freude vorbehalten, am rechten Tag und zur rechten Stunde ihn damit zu überraschen.

Der rechte Tag und die rechte Stunde waren jetzt da. Das Bild, an dem sein Herz hing, und ach nur allzu stark, das war das Zeichen, das er verstehen mußte.

Mit diesen lieblichen Gedanken kramte die junge und reizend verjüngte Frau unter ihren Schmuck- und Nippessachen nach dem kleinen Gemälde. Sie war verwundert, überall, wo sie es suchte, es nicht zu sinden. Zusällig hatte sie just an diesem Tage mehr als Einen Besuch zu empfangen und diesen Zerstreuungen schrieb sie es endlich zu, daß ihr Suchen ersolglos.

Am zweiten Tag ging sie planmäßig an die Arbeit. Sie suchte sich zu erinnern, was seit dem Todessall im Hause verändert und umgestellt worden, denn sie war bereits vollkommen unsicher, ob sie statt einer neuen Ordnung nicht Unordnung gestistet. Umsonst, das Bild war verschwunden.

In solchen Dingen solgte sie lange ihrem eigenen Kops und war nicht gewohnt, sich aus das Kammermädchen zu verlassen, welches weit weniger als die Herrin selbst das Coneept der häuslichen Nettigkeit hatte. Da sie aber am dritten Tage, was ihr längst durch die Hand gegangen, immer vom Neuen und nur mit dem alten Mißersolg durchmusterte, da wurde sie mürbe, sast thränenweich und völlig rathlos verschmähte sie es nicht, jetzt auch ihr Kammermädchen zu sragen.

Apollonia lachte über ihr ganzes Gesicht. Der junge Herr hat's. Sie erzählte treuherzig Alles.

Es ist gut, sagte die Schloßrau von Adelkam. Da hätten wir sreilich lange suchen können!

Aber ihre Frauengedanken wogten und gährten. Sie lebte an diesem Tage still vor sich hin. In den Garten kam sie heute nicht; die vier Wände ihres vertrauten Gemachs hielten die Gedanken besser zusammen. Endlich sand sie den Gedanken, der ihrer würdig war. Da setzte sie sich hin, seuszte — und schrieb einen Bries.

Die drei Tage, welche Hirlanda in der Unruhe über ihr Bildniß zugebracht, vergingen ihrem — Bräutigam eben so unruhig über die Ankunst seines Brautwerbers. Er durchwandelte die Hallen von Adelkam wie ans glühenden Kohlen. Seine ganze Beschäftigung war, die Ankunft seines Bruders auszurechnen. Er konnte in zwöls Stunden da sein, wenn er umgehend kam, und wie sollte er in einer so wichtigen Sache anders als umgehend kommen? Warum verging diese Frist zwei und drei Mal? Warum?

Als er am dritten Tage auch den Schloßgarten vergebens durchstrich und seine Hirlanda an keinem der gewohnten Plätzchen sand, da verließ ihn vollends die Fassung. Hatte er einen Liebesehler begangen? Mit der Schüchternheit und Unsicherheit, womit der unersahrenen Iugend dieser Gedanke ewig nahe liegt, ersorschte er sein Liebesgewissen, aber er sand es schuldlos. Die Verabredung des Zeichens, meinte er, war zwar kühn, aber gelungen. Er erinnerte sich deutlich ihres beisälligen Lächelns. Des wahren Fehlers erinnerte er sich nicht. Er ahnte nichts. Seine Gedanken waren ganz bei dem Heute. Wo blieb Hirlanda? Was ist geschehen? O daß Firmin käme!

Endlich kam er.

Warum so spät? war der grämliche Gruß des von Sehnsucht und Ungeduld Gesolterten, der ganz von sich selbst erfüllt ist.

Hoho, ries Firmin, glaubst Du, die ganze Welt hat nichts anderes zu thun, als Schloß Adelkam zu erobern?! Bübchen, Deine Liebes- und Glücksheirath ist ein Prachtstück, das ich Dir nicht zugetraut hätte; aber schließlich sind wir doch Künstler und haben noch andere Prachtstücke zu liesern. Das Deinige reicht höchstens bis zur goldenen Hochzeit und dann kräht kein Hahn danach; unsere Hähne aber krähen erst recht nach Halbjahrhunderten, denn goldene Künstler-Hochzeiten dauern länger. Schau her, was ich gemacht habe. Komm, laß uns auspacken. Zwar bringe ich nur die Farbenskizze mit und das Fran6 tadleau orißinal steht in unserem Bauernwirthshaus drüben; aber bist Du nicht selbst Künstler? Du siehst auch in der Skizze den Gedanken.

Und nun mußte statt von Werbung und Hochzeit und ähnlichen, auch den Philistern gemeinsamen Angelegenheiten unter Künstlern zuerst von der Kunst die Rede sein. Mit einer Schaffenssreude, srisch vom Borne her, entrollte Firmin seine Farbenskizze und hielt sie trinnphirend vor Bedas Augen.

Mit einem Ausschrei prallte Beda zurück.

Das heißt einmal eine schreiende Aehnlichkeit! lachte Firmin. Du kennst sie noch, das reizende Enkelkind des lahmen Mannes. Eveline heißt sie. Aber da siehst Du nun selbst, wie wenig man zu idealisiren braucht, wenn schon die Natur schön und richtig linirt hat. Ich gebe zu, wir sehen nur ein brünettes jonisches Mädchen, das da dem Meere entsteigt; aber was können die Ionier thun, als sie anbeten? Eine Venus Anadyomene ist ja keine Venus Urania. Keine Göttin von oben hernieder, aber vom Niedern hinaus. Was? Ist's wahr? Hab ich's getroffen? Rein sinnlich malte ich ja doch nicht, sondern sür Sinne, welche auch beten können.

Firmin, schrie Beda und ergriff seinen Bruder an beiden Händen, sag: dieses Mädchen ist Dir zu dieser Venus Modell gestanden?!

Firmin stutzte. Er sah den Bruder in einer Ausregung, welche aus den Wegen eines Kunstgespräches hinausging. Was bedeutete seine Frage?

Beda konnte und wollte nicht an sich halten. Sein Herz war ausgesprengt, er sagte dem Maler der Venus — was dem Maler der Madonna begegnet!

Er schloß seine Mittheilung tonlos und hoffnungslos mit der Frage: Und nun noch das Letzte, Bruder. Wie erreichstest Du dieses Modell? Schone mich nicht; nach diesem Anblicke bin ich aus Alles gesaßt. Sag: welchen Preis zahltest Du sür dieses Opser — der Dirne?!

Einen schwarzen Hund. Bald hätte sie einen Reviersörster geheirathet, den sie eigentlich nicht mag, der aber einen wunderschönen Newsoundländer hat, in den sie verliebt ist. Das war die Basis meiner diplomatischen Situation. Natürlich kauste ich dem Kinde die Puppe und nun war mir das Kind dankbar. Aber nach solchen Kindereien und Spielereien muß man eben herumschnüffeln, wenn man mit Weibern zu thun hat. Bleiben sie doch alle Kinder und Puppenspielerinnen ihr Lebelang. Und das muß so sein; wie, könnten sie Kinder sonst auserziehen? Probire das 'mal ein Mannsbild und ziehe ein kleines Kind nur eine Woche lang aus! Dazu gehört selbst Kindersinn. Viel Spiel und wenig Ernst, so geht's. Aber eure ernsthaften tragischen Gesichter, ihr blöden Schäser und doppelt blöden Idealisten, . . . o, ich seh Dich leibhastig vor mir, wie Du um Deine Madonna geworben hast! Du bist ein Kerl!

Von dieser nützlichen Rede wird Beda wenig oder nichts gehört haben, denn er war ganz mit sich selbst beschäftigt.

Also dieses Mädchen ist nicht unnahbar! murmelte er in sich hinein.

Er sah von der schaumgeborenen Venus mit einem zerrissenen Blick aus die Mauern und Brüstungen von Adelkam hinaus, davon er so bald der Schloßherr sein sollte.

In diesem Augenblicke klopfte der Schloßverwalter und gab ihm einen Bries an seine Adresse ab. Es war Hirlandas Hand. Hastig zerriß er den Umschlag und las wie solgt:

Mein theurer Freund. Ich dachte, Ihnen ein, wie ich meinte, willkommenes Zeichen zu schicken, nämlich mein Mädchenportrait. Aber durch Güte meines Kammermädchens besitzen Sie es schon selbst. Um so besser. Ich wünsche uns Beiden Glück dazu. Ihnen, denn der Anblick von Iugend und Schönheit scheint Sie glücklich zu machen; mir, denn mich macht eine rechtzeitige Erkenntniß glücklich, d. h. verhütet ein Unglück. Theilen wir also redlich. Ich hülle mich in meine achtundzwanzig Jahre, worin es gut sein wird, Ihnen ewig unsichtbar zu bleiben; Sie weiden Ihr Künstlerauge an meinen schöneren sechszehn. So ist das Unglück verhütet. Es ist ja immer ein Unglück, eine jüngere und schönere Nebenbuhlerin zu haben, Ursache zur Eisersucht zu haben. Aber diese Ursache geben Sie mir. Ich bin eisersüchtig aus mich selbst, —

Beda ist sort. Ueberstürzt reiste er noch in der Nacht ab. Firmin sand am Morgen sein Zimmer leer und nichts als das offene Billet der Frau von Adelkam, ihr Miniaturportrait und von Bedas Hand solgende Zeilen aus einem Papierschnitzel: Ich muß sort. „Was ich besitze, sch

Nold und Lud. I, 3. 24

ich wie im Weiten Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten." Du bist der Aeltere, der Klügere, Dn warst mein Lehrer, mein Führer. Sprich mit ihr. Sage ihr Alles. Lebt wohl.

Firmin verlor seine Fassung nicht bei dieser raschen und thörichten Iugendthat. Er war von dem jungen brausenden Künstler dergleichen gewöhnt. Sein Bruder war nur durch Schüchternheit zahm, durch Temperament nicht. Er wirbelte und stackerte. Was ihn ergriss, riß ihn dahin.

Sage ihr Alles. Aber was war dieses „Alles"? Das vergaß der leidenschastliche Iüngling. Als ob das Herz, das in ihm schlug, eine Sturmglocke wäre, die laut hin durch's Land schlägt!

Wol ahnte Firmin, aber das reichte nicht aus. So that er denn, was jeder Diplomat gethan hätte: er blieb aus dem Boden der Thatsachen stehen. Als ein Brautwerber war er berusen worden und dasür hielt er sich noch. Es war hier höchstens von Unbesonnenheiten und Empsindlichkeiten die Rede, welche noch gut gemacht werden können.

„Sage ihr Alles" verstand der kluge Mann zunächst so, daß er von ihr sich Alles sagen ließ. Zwar Billet und Bild sprachen so ziemlich selbstredend; da aber in Herzenssachen Alles aus die Nuanee ankommt, so mußte ihm Dame Hirlanda das Genaueste schildern. Firmin sand den Fall so verzweiselt nicht. Vor Allem beeilte er sich, seinem Bruder Unrecht und der Dame Recht zu geben. Er könne es nur verehren, daß sein Drang nach ihrem Iugendbilde ihr nicht schmeichle, wie es wol andere Frauen ausgesaßt hätten. Sie habe die Zweiheit ihrer Person zwar viel zu schars unterschieden, denn er selber sinde den Unterschied milder; deßungeachtet billige er ihre Uebertreibung, sei's auch nur als Erziehungsmethode: der junge Mann habe eine Lehre verdient und die gab sie ihm eindringlich. Nach diesen Wendungen aber lenkte er um. Es möge des grausamen Spieles genug sein. Sie möge nicht den vollen Ernst daraus machen. Sie möge ihn in ihrer Schule erziehen, aber nicht aus der Schule jagen. Bald genug werde er ja Meister sein und die später reisende Bildung seines Geschlechtes auch ihr volleres Maß haben. Sie sinde just noch die letzten Unebenheiten aus dem Uebergang vom Iüngling zum Manne; ihre Geduld werde nicht lange mehr geprüft werden.

Das klang menschlich! Und Fran von Adelkam war durch deu Mann, der ihr am nächsten gestanden, gewohnt, von dem starken Geschlechte Rauheit bis zur Unmenschlichkeit zu ersahren. Sie sürchtete die Ansprüche der Männer und die Gewaltsamkeit, womit sie in die kleinste Gunst sich eindringen und Rechte daraus machen. Sie sürchtete schon ein böses Spiel zu haben. Daß sie mit Ziererei, mit Sentimentalität gehandelt habe, zitterte sie, wenn nicht dem Worte, doch dem Sinne nach hören zu müssen. Ihre Handlung war aus einen Iüngling berechnet, dem sie sich allensalls gewachsen sühlte; von einem Manne erwartete sie

schärsere Krallen. Sie traute der männlichen Bildung nur noch in der Conversation, im Kamps um den Vortheil nicht. Da rechnete sie aus Egoismus. Daß sie in einem Interessenstreit, wo sie wehrlos gegen zwei Männer stand, von einem Manne Recht bekam, war ihr neu. Es war ihr neu und that ihr wohl. Der Ton dieser Fürsprache gesiel ihr. Sie wurde ausmerksam aus den Mann, der den Ton so gut tras. Firmin erreichte eine Wirkung, aus die er nicht ausgegangen war.

Er sah aber gutes Wetter. Er spürte und athmete eine Luft, welche Vertrauen heißt. Er spürte, daß ihm Hirlanda Gehör schenke. Indem er den Grund davon verkannte, meinte er nun selbst, daß die junge Frau ihren Absagebries sür widerruslich halte und mit sich sprechen lasse. Da hörte er vollends aus, im Tone der Ueberredung und der Bearbeitung zu sprechen; er sprach mit jener leichten, gesälligen Sicherheit, aus welcher es sast schon dankbar herausklingt — dankbar sür einen erreichten Erfolg.

Plötzlich sragte ihn Dame Hirlanda: Sagen Sie mir, sprecheu Sie in seinem Austrag?

Firmin sühlte, daß eine Frau, um deren Herz es sich handle, so sragen müsse; aber daß er nicht geradezu Ia sagen konnte, dümmerte ihm wie eine aussteigende Wolke heran. Deßungeachtet antwortete er noch mit ziemlicher Fassung: Sein Austrag ist es doch wol. Du bist der Aeltere — der Klügere — sprich mit ihr — sage ihr Alles; — das kann ich nur so lesen: Sage ihr Alles, was mich entschuldigt.

Lesen! Hat er geschrieben?

Und da Firmin es bejahte, bat sie sich die Schrist aus. Er ging und holte sie.

Hirlanda schüttelte leise den Kops zu dem, was sie las. Und welchen Sinn hat das Wort: Was mir verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten?

Vielleicht soll es das Citat aus dem Faust-Prolog nur eomplet machen. Legt denn ein Iüngling in seiner Liebes-Verworrenheit jedes Wort aus die Goldwage, um davon Rechenschast zu geben?

Aber während er noch sprach, sühlte Firmin, daß er jetzt aus dem Wege der Ausflüchte war. Eine dunkle Ahnung, die ihn nur durchhuscht und der er gar nicht nachgehangen, sühlte er vor dem Blicke dieser Frau hell und heller werden. Die aussteigende Wolke zeigte ihre Umrisse schärser. Er besann sich, daß ihm sein Bruder nicht heiliger sei, als Herz und Ehre dieser Frau, als Wahrheit und Unparteilichkeit. Da erzählte er ihr loyal genug die Geschichte von dem Venus-Modell und schloß mit den Worten: Ich vermuthe, er läust diesem Mädcheu nach. Wenn eine Frau, wie Sie, sich versagt, so sieht es einem Zwanzigjährigen ganz ähnlich, daß er sich aus Verzweiflung in eine par äöpit.Liebschast stürzt und die Oede des Herzens ausfüllt, — es sei womit immer.

Aber sehen Sie denn nicht, daß ich, ich seine Mr äöpit Liebe war?! Sehen Sie denn nicht, daß er dieses Mädchen vor mir geliebt und glühend geliebt hat?! Hirlanda ries's mit dem Vollgefühl innerster Ueberzeugtheit,

Ftrmin machte ein dummes Gesicht.

Aber ein dummes Gesicht in einem Falle, wie dieser, ist der schönste Adelsbries eines Mannes. Wer ihn so ansah, dem konnte nicht einmal der Gedanke kommen, daß er es besser gewußt und daß er seinen Bruder nur vertrat — einer gemeinen Glücksheirath wegen. Es ging Alles grundehrlich zu.

Mit ehrlichem Nachdenken sagte Firmin nach einigen Augenblicken: Ich überlege mir, was Sie da sagen, und sinde es zugleich wahrscheinlich und unwahrscheinlich. Wahrscheinlich vielleicht unter anderen Umständen, unwahrscheinlich unter den obwaltenden Ich kenne doch meinen Bruder und kenne ihn länger als Sie, Mein Beda ist ein unverdorbener Iunge. Bedenken Sie, Baronin, was sür ein Maß von Frivolität dazu gehörte, ein Herz wie das Ihrige just sür gut genug zu halten — um dieses Modell-Dirnchen sich zu ersetzen! Nein, nein, es ist nicht möglich! Wann und wo hätte mein Beda gelernt, Ihr Geschlecht und die Besten Ihres Geschlechtes so gering zu schätzen?

Frau von Adelskam sah ihm wie einem Traumredenden in die Augen und verbarg mühsam ein Lächeln. Ihr Herren seid wunderlich, sagte sie. Zeitlebens sprecht ihr von Liebe und versiebt doch so wenig davon. Es stellt mich ja besser, nicht schlechter, was Sie mir da erzählten. Beda liebte und das sühlte ich. Das ehrte mich vor mir selbst, wenn ich es bedenklich und sast beschämend sand, über den Altersunterschied hinweg zu sehen. Er stellte sich mir dar — in einem erhöhten, gesteigerten Zustand; er glich die Iahre aus durch ein Etwas, das idealischer ist, als Iahreszahlen. Es war so liebenswürdig, wie in seine jugendliche Schüchternheit eine Verve, ein Elan hineinblitzte, jenes Herrschende, das das active Geschlecht vor dem passiven hat! Der Damoiseau war Ritter — durch den großen Ritterschlag der Liebe! Soll ich mich schämen, wenn ich glaubte: der Liebe zu mir? Seien Sie versichert: er glaubte es selbst. Die dürstende Phantasie, welche mit offenen Organen saugt und lechzt, ist noch ganz anderer Selbsttäuschungen sähig! Frivolität, wie Sie meinen, gehört nicht dazu. Sicherlich nicht! Auch Ihre Rangunterschiede beleidigen mich nicht; so lang wir noch unverbildet empsinden, empsinden wir das anders. Ieder Mann sucht jedes Weib als eine Ossenbarung des Naturlebens; ob das ein Modell-Dirnchen oder eine Baronin ist, bleibt sich gleich. Wir Alle haben den gleichen Werth: den Werth einer Lebenslust, eines Elementes.

Firmin ergriff die Hand der Sprecherin und neigte sich zum Handkuß. Gnädige Frau, sagte er, ich bin ein Schüler! Sie haben Recht.

Damit war die Sache „Beda“ erledigt. Aber in dem Gespräche darüber war durch Klarheit und Willensreinheit der Himmel so wohlthuend heiter geworden, daß die Theilnehmenden es stillschweigend angenehm sanden, unter diesem Himmel noch zu verweilen, Sie suhren sort wie zwei Menschen zu sprechen, die sich zwar im Interesse eines Dritten kennen gelernt, die aber ein Interesse daran sinden, auch sich selbst ein wenig kennen zu lernen.

Ein Gespräch über Todte wird immer das unschuldigste Mittel sein, daß Lebende unter einander Theilnahme austauschen, oder wenigstens in Ansichten und Meinungen die Seiten ihres Charakters entwickeln. In einem Hause mit der wehenden Trauerslagge aus dem Dachgiebel war es schon eine Pslicht der Höslichkeit, daß Firmin dieses Thema berührte. Die junge Wittwe nahm es mit Zwanglosigkeit an. Sie sprach sich über ihre Ehe mit dem Verstorbenen aus.

Sie that das mit einer einzigen Bemerkung, die aber in ihrer Einsachheit recht vielsagend und weittragend war. Sie sagte: Anders lieben Bürgerliche und anders Cavaliere. Ich mußte diese Ersahrung mit meiner Person bezahlen, womit ja Frauen sast immer bezahlen. Ein Bürgerlicher macht den Hos und wartet seinen Erfolg ab. Ein Cavalier, der den Hos macht, hält den Erfolg sür sein Recht. Er dient der Dame nicht anders wie dem König: er muß dafür belehnt werden. Ein bürgerlich Liebender kann anspruchslos sein, ein Cavalier ist immer anspruchsvoll. Bei ihm ist die Anmaßung kein Charaktersehler, sie scheint sast seine Standespslicht zu sein. Wenn es ein Bürgerlicher aus Gnade und Ungnade, aus Schmachten und Sehnen ankommen läßt, so liebt ein Cavalier nicht um zu schmachen; man wird ihm verpslichtet. Er hält seine Person sür so hoch, daß ihr Geltung nicht versagt werden dars, wo er diese kostbare Person einzusetzen so gnädig ist. Wehe dem bürgerlichen Mädchen, das diese Standesansprüche nicht kennt! Mit ihrer Mädchensreiheit ist es dahin, sobald sie unter bürgerlichen Bewerbern einen adeligen zuläßt. Ieder Tanz, den sie gewährt, jedes Veilchen, das sie angenommen hat, gibt diesem ein Recht und ein Vorrecht vor Andern. Wer es bestreiten will, der mag es vor der Degenspitze und der Pistolenmündung thun! Mit Schrecken sah ich eines Tages dieses Netz über mein bürgerliches Köpschen geworsen. Ich mußte, um Blutvergießen zu verhindern, den Baron Adelskam heirathen, einen betagten Reitergeueral, der, wie so Viele, das Haus meines Vaters, eines berühmten Gelehrten, besucht, der mir Ausmerksamkeiten erwiesen, die in meinen Augen die leichtesten waren, die in den seinigen aber nur mit mir selbst bezahlt werden konnten. Er wäre der Letzte meiner Wahl gewesen, aber ich und mein Haus ahnten gar nicht, daß die Wahl nns entschlüpst. Es brauchte hieraus wahrlich des besten Willens von meiner Seite, um in einer zehnjährigen Ehe mit der eisernen Zäbelsaust die ärgsten Ungleichheiten nothdürstig auszugleichen.

Firmin schauderte über die „eiserne Säbelsaust“. Uud der beste Wille war nur aus einer Seite! Welch einen blutigen Sinn verschleierten diese schlichten, schüchternen Worte! Er murmelte etwas von dem opservollen Heldenmuth des Frauenberuses, denn sein Herz übersloß von Bewunderung »nd Mitgesühl; aber Hirlanda verließ dieses Thema, dem sie möglichst knapp genügt habetl wollte und knüpfte nur noch solgende Betrachtung daran:

Wie schlimm sind aber erst solche Verhältnisse vor den Augen der Welt! Man ist dann ein Mädchen gewesen, das sich aus Eitelkeit einem alten Aristokraten „verkauft“ hat! Solche Exeeutionen muß man ungehört über sich ergehen lassen. Und wie ich Ihrem Bruder gesinnt war, so wußte ich ost selbst nicht, war ich es, oder war es die Stimme der Welt in mir, daß ich dabei mein Alter wie einen Vorwurs sühlte. Und doch mußte ich mich an meine sechs Iahre sast gewaltsam erinnern, denn ich war unter meinem Manne wenig oder nicht gewachsen, er, der mein Wachstum niederhielt, der mich mit schwerwiegender Obergewalt in einem ewigen Gesühle von Unmündigkeit erhielt, was aber die Welt, die Alles richtet und so wenig weiß, sreilich nicht wissen konnte! Nein, das ahnte sie nicht, daß diese Wittwe an der Seite dieses Iünglings sast auch noch ein Halbkind war, wie er, und diesem gar nicht so unähnlich. Erst als er selbst mich sühlen ließ, daß ich sür jugendliche Phantasien nur noch gemalt aus der Welt sei, konnte die arme, reisere Weisheit sich ausraffen, damit ein unglücklich salscher Schritt nicht zum zweiten Male geschähe. Erst in dieser Stunde bin ich ihm wirklich entwachsen. Aber von solchen Vorgängen ahnt die Welt nichts. Sie hätte die ältere Wittwe, die sich den zarten Iüngling erkor, tapser geschmäht, wie sie das junge Mädchen schmähte, das sich dem alten Baron verkauft. Aber diesmal hat es sich besser gesügt. Es war noch rechtzeitig, daß ich mich selbst gesunden.

Wenn nur nicht Beda sich selbst jetzt verliert! erwiederte Firmin. Ihre Vermuthung geht mir im Kopse herum. Ich werde sogleich zurückkehren müssen, um meines vormundschastlichen Amtes zu warten, daß er mit diesem Landmädchen nicht etwa Ernst macht.

Frau von Adelskam schüttelte den Kops. Sie berusen sich aus meine Vermuthung; aber wie ich mich ausgedrückt habe, so ist es schon Ernst. Der junge Mann weiß, was er will. Von Evelinen zu mir, von mir zu jener Ersten zurtück, — glauben Sie mir, er hat in diesen Tagen eine jener Krisen durchlebt, wo Tage sür Iahre zählen. Der Vormund rechnet dann nach alter Zeitrechnung, aber dem Mündel ist eine neue angebrochen. Er ist mündig geworden. Inzwischen, — wenn Sie es sür eine Pflicht der Familiensorge halten, — so reisen Sie mit Gott.

Firmin hörte die Sprecherin nicht blos, er sah sie. Und was er sah, drückte er in der Antwort aus: Ich glaube zu sühlen, gnädige Frau, daß Sie uicht Alles gesagt haben. Ich sehe Sie ein Wort noch zurückhalten; aber ich bitte um Ihr ganzes Vertrauen.

Nun denn, sagte Hirlanda mit einem leichten Erröthen und Lächeln, das Wort, das Ihr Künstlerauge sieht, ist ein egoistisches. Es bezieht sich aus mich. Ich sürchte, Sie bringen Ihrem Bruder die Einbildung bei, indem sie ihn von Evelineu zurückhalten, daß er noch immer aus Adelskam zu hoffen hat und auch hoffen soll. Seit das Sprichwort ersunden ist: yui 8'exou8e 8'aeou«e, würde auch ein ausdrückliches Dementi nichts helsen. Die Iugend ist eitel, weil sie phantasieüppig ist. Und nun begreisen Sie, daß mir das unaussprechlich empsindlich wäre, daß ich nur mit Pein daran denken könnte. Abgesehen auch von ihm: Sie brächten ihn vielleicht doch wieder in's Schwanken, stürzten ihn in neue Verwirrungen und hätten ihm mehr geschadet als genützt. Ich meine daher, Sie müßten sich jetzt, wenn Sie bei ihm wären, eher entsernen, um ihn seinen Weg allein sinden zu lassen; da Sie aber ohnedies schon sort sind, so sollten Sie sicherlich auch sort bleiben.

Das gilt! ries Firmin mit allem Nachdruck der Ueberzeugung und des Entschlusses. Vor diesen Gründen beuge ich mich. Sie sprechen mich an, einer mehr als der andere. Es ist die Stimme einer wirklich besseren Einsicht.

Aus die Vernunst dieser Vorstellungen hin blieb also Firmin. Aber wenn die Vernunst so ost gegen das Herz spricht, so hatte sie diesmal auch „aus dem Herzen“ gesprochen! Die Herzen waren zusrieden mit diesem guten Grunde, — sich nicht so schnell trennen zu dürfen. Ob das unbewußt oder halbbewußt vorging, lag jetzt noch in Dämmer und Tiese.

Aber wie ein Siegel des Himmels selbst war es, daß sich in der Nacht das schöne beständige Sommerwetter brach und mit Hagelschlag und Wolkenbruch ein Landregen begann, der Tage lang anhielt. Schon nach achtundvierzig Stunden hörte man von schwellenden Wassern, von ausgetretenen Bächen, von paßlosen Straßen und Brücken, kurz, von den Wetterschäden einer Gebirgslandschast. Und just die Strecke zum Bahnhos wurde am gründlichsten unsahrbar.

In diesen Tagen sagte Finnin zu Hirlanda: Theure Frau, ich habe eine Bitte an Sie. Man kann mit Künstlern nicht lange verkehren, ohnedað von „Sitzungen“ die Rede wäre. Nicht wahr, das lassen Sie gelten? Aber eine Frau, die soeben ihre ganze Krast verzehrt hat, Tag und Nacht an einem Krankenlager zu sitzen, braucht Bewegung, nicht Sitzung. Ich hätte diese Rücksicht genommen und meinen Wunsch sür mich behalten, wenn nicht Bewegung im Freien jetzt unmöglich und Zimmerelausur ohnedies an der Tagesordnung wäre. Durch diesen Umstand aber verliert meine Bitte an Unbilligkeit. Ich bitte Sie also, — mir zu einer Madonna zu sitzen.

Zu einer Madonna? Soll das eine Schmeichelei sein? Von Ihnen würde mich eine Schmeichelei diesen Genres — überraschen! Hirlanda sagte es recht merklich betreten.

Aber Firmin lächelte. Schnell sertig ist die Iugend mit dem Worte! Können Sie denn wissen, was mein Madonnen-Ideal ist?

Ich habe immer gemeint, es ist ein seststehendes.

Ganz recht. Und eben darum nicht das meinige. Ein seststehendes Ideal ist schon ein Bißchen Gemeinplatz und Redensart. Man muß von Zeit zu Zeit wieder neu aus der Quelle schöpsen, was dann sreilich Diejenigen, die das verkennen, gleich realistisch nennen. Aber in diesem aparten ich möchte sagen, in diesem Geheimsinne bin ich Realist. Sehen Sie, unser Madonnen-Ideal, das sie leider so richtig ein seststehendes nennen, steht der Hauptsache nach beim Raphael sest. Raphael hat es vom Studinn der Autike, er hat es vou der südlichen Menschenschönheit, er hat es nicht aus der schlichten Realität, er hat es nicht aus deu Worten des Evangelinms: Damals lebte eine sromme Iungsrâu im Lande Iudäa. Können Sie sich eine einzige Raphaelische Madonna als eine sromme Iungsrâu in Iudäa denken? Es sind Köpse, vom Erdengrund losgelöst und gegen Himmel geworsen, wie eine beleuchtete Wolke. Seine Lichtwolke hängt mit dem Menschenweibe kaum mehr zusammen, als wie man auch in Wolken Gestalten, Gesichter, Wesen sieht: es ist ein Spiel der Phantasie, aber die Wolke braucht das nicht; sie bleibt schön und erhaben auch als beleuchtete Wolke. Mir nun, der ich ein Realist bin, geht die sromme Iungsrâu im Kopse herum. Ich habe viel darüber nachgedacht. Aber das Wort „sromm“ klingt uns heutzutag sast satal. Was ist eine sromme Iungsrâu? Im heutigen Sinne vielleicht eine Betschwester, eine Kirchenläuserin. Wenn ich's schon ernsthaft nehme und ohne moderne Frivolität, so ist eine sromme Iungsrâu eine gottessüchtige Iungsrâu. Aber auch diesen Begriff kann ich nicht brauchen. Was hat eine Iungsrâu Gott zu sürchten? Ia, ich sage geradezu: was geht Gott ein Weib an? Er geht den Mann an. Gott ist ein Geist, und Geistleben hat der Mann. Das Weib hat Naturleben und ihr Gott ist ihr in der Natur geoffenbart. Ist sie sromm, so ist sie berussssromm. Sich willig und hingebend der Natur zur Versügung zu stellen, die blinden

Natursorderungen zu vollstrecken mit der Tugend und dem Verdienste eines menschlichen Pflichtbewußtseins, das heißt mir sromm im weiblichen Sinne. Fromm als Gattin und Mutter. Nun sagt unser Legenden-Wunder sreilich: als Mutter allein. Eine Iungsrâu ist Mutter! Aber jetzt bin ich bei meiner Ausgabe. Die Madonna also wird mir zum Bild — nicht des Gattensinns, sondern des Muttersinns. Und das geht wahrlich nicht wunderhast zu, sondern bleibt immer noch menschlich. Zu allen Zeiten gibt es ja in und außer den Klöstern Tausende von unvermählten Mädchen; vielleicht aber gibt es nicht Eines, dem der Muttersinn sehlte und das kein Kind ausziehen wollte. Das sromme Mädchen, das in Iudäa auserwählt war, wird also das mütterlichste gewesen ftin. Ihr Herz war nicht bei einem Gatten, hatte aber einen solchen Schatz von Muttertugend, daß ihr Gott selbst seinen Sohn anvertrauen mochte. Diesen psychologischen Umstand konnte Gott schon in einem stünfzehn- und sechszehnjährigen Herzen gelesen haben, denn sein Auge ist allwissend; uns Ändert aber läßt er ihn lesen in der Schrist der Ersahrung. Das verkennen so viele Idealisten, welche die Madonna lächelnd und süßlich jung malen: sie haben sich hinter Gott gesteckt und aus Treu und Glauben gemalt. Das dars nicht gelten. Ein Realist, wie ich, malt aus dem Gewissen und beweist, was er sagt. Damit aber bin ich beim letzten meiner Programmworte. Aus meiner Madonna soll ein weibliches Menschenschicksal sprechen! Ich male einen Madonnenkops, in den man mit gesesselter Ausmerksamkeit lange hineinsinnt und dann herausliest: Du hast es wol durch die Ersahrung erlebt, daß die Mütterlichkeit des Weibes besserer Theil! Dir glaube ich Deine innerliche Unberührtheit!

Und das soll ich sein? hauchte Hirlanda mit seuchtem Auge. Ost schalt ich mich vor meinem Spiegel, wenn ich mir halb bitter, halb weinerlich vorkam; aber wie idealisirt das Ihr Auge! Und das heißt ein Realist! Solche Ahnungen hat sreilich kein Iüngling; das wird eine andere als eine Beda-Madonna!

Firmin war glücklich. In diesem Worte sühlte er zum ersteil Male — einen Vorzug vor seinem Bruder.

Die Sitzungen singen nun an. Draußen regnete es, aber im Innern war der Himmel nie schöner. Was stür ein Himmel wölbt sich, seit gemalt wird, über Maler-Sitzungen! Wenn Goethes Werther von der versänglichen Vertraulichkeit des Tanzes gesagt hat: so viel weiß ich, meine Geliebte möchte ich keinem andern Tänzer überlassen; — so hätte die Delieatesse dieses Feinsühligen auch sagen können: so viel weiß ich, meine Geliebte möchte ich keinem Portraitmaler zn Sitzungen überlassen. Welch' eine Augensprache, welch' ein Austausch der Blicke, welch' ein intimes Ansehen und Angesehenwerden! Und das Gespräch! Dieses abgerissene Hin- und Hereonversiren! Der dringendste Herzenserguß ist nicht so vielsagend; es sieht ja aus, als sei Stnrm und Drang noch das Fremdere, dagegen Einigkeit, Rnhe nnd Nähe just dieses kurze, sprunghaste Plaudern, das unterhält und nicht stört, dieses Nippen in Zwischenreden, dieses Naschen in Einstreunngen, dieser Puls- und Pendelschlag aus und ab schwingender Wechselworte, dieses schlastrunkene Zusallsspiel halbgelüsterter, wie im Traume gesprochener Unwillkürlichkeiten! Das Gespräch scheint immerdar einzunicken, weil das Werk die Hauptsache ist, aber es rieselt immerdar sort und recht gut geht's dem einzelnen Tropfen, der länger schwebt und schwerer wiegt, als im hastigen Redestuß! —

Diesen von unsichtbaren Holdseligkeiten begleiteten Kunstsleiß unterbrach, wie ein Rus zum Fenster herein, ein schmetterndes Briesposthorn. Firmin erhielt einen Bries von Beda, Der Bruder meldete ihm — seine Verlobung mit Evelinen!

Hirlanda erschrack. Sie brach sogleich in den Selbstvorwnrs aus: Meine Schuld ist's, wenn Sie diese Heirath stür eine Mißheirath halten! Sie wollten sie verhindern, aber ich hinderte Sie selbst. Wie verantworte ich nun das?! — Wie jede gute That, sagte Firmin, Ihr Rath war der bessere und mit besserer Einsicht besorgte ich ihn. — Wer überzeugt mich davon? Ich hätte Ihnen nie widersprechen sollen. Ich nahm's leichter, als es noch ungewiß war; jetzt, wo es da ist, denke ich sast selbst wie Sie. — Aber wie denke denn ich? sagte Firmin; laßt einmal sehen. Ietzt, da es da ist, sinde ich mich drein. Es ist wahr, wir gebildeten Stände haben ein Vorurtheil gegen die ungebildeten. Es träumte mir nicht, daß mein Beda ein Bauernkind heirathen soll, am wenigsten ein Mädchen, — das sich stür einen schwarzen Hund exponirt hat! Das ist kein Familienruhm. Inzwischen heirathen Künstler nicht selten ihre Modelle; sreilich die älteren Herren. Aber just einem Iüngeren könnte es besser bekommen. Mein Beda wird diesem Rohstoff ein Prometheus sein. Wo er Sinneugluth hat, ist er Enthusiast und vergöttert. Das gibt Herrschast über unentwickelte aber bildungsbedürstige Gemüther. Höherstehende könnten aus dem weichen Stoff seines Feuers allerdings etwas wie Strohseuer heraussühlen und indem sie es richtiger taxiren als er selbst, müßten sie ihn verbittert und unglücklich machen, denn er hätte sein Bestes gegeben, ohne es zurück zu empfangen. Anch seine nicht geringe Dosis von Trotz, Härte und Eigensinn, diese Schildkrötendecke schwärmerischer Gemüther und Idealisten, wird bei einem Mädchen, wie Eveline, nur die Wirkung männlicher Festigkeit machen, denn sie übersieht ihn nicht. Was will man mehr? Nein, nein, es ist schon gut so. Die Ehe ist gut. Dort wird er selber bilden nnd nicht gebildet werden und das braucht er. Er muß sich sühlen, kann nicht der Zweite sein, denn ein Cäsar ist er ja doch, mein kleiner lieber Beda, — also ein Dors-Cäsar, wenn kein RonnCäsar.

Hirlanda war blaß nnd roth geworden. Welche Bilder malte dieser Maler! Mit wenigen Strichen nicht nur ein einsaches, sondern ein doppeltes Ehebild: das ihrige mit! Es war meisterhast wahr, das sühlte sie, nnd doch blieb ihr eine Beschämung erspart, deun es war immer noch ein Bild, welches jeder Frau ein Wähnen nnd Schwärmen, eine holde Täuschung erlaubte — von der kürzesten bis zur lebenslänglichen.

Aber jetzt siel ihr ein, ob zur lebenslänglichen eine Frau just dort stehen müsse, wo das Landmädchen stand und nicht höher. In diesem Gedankenkreis kehrte sie, nach Frauenart, zu ihrem ersten Gedanken zurück und sagte mit einem skeptisch verlegenen Lächeln: Ich glaube es schon, daß Sie mir Ihre wahre Meinung sagen, aber ob Ihre ganze? Die wird nur das Blatt Papier sehen, das Sie an Beda zurückschreiben! Ich wüßte erst wirklich, daß ich mir keinen Vorwurf machen dars — wenn Sie auch ihm keinen machen.

Ei, da nennen Sie ja ein praktisches und einsaches Mittel. Lesen Sie also diesen Bries!

Es wird ein Bries sein — von Bruder zu Bruder. Ueberlegen Sie's wohl. Mich schonen Sie vielleicht, aber mit ihm sprechen Sie wol intimer!

Sie sollen es sehen, theuerste Frau. Da es Ihre Ruhe gilt, so haben Sie ein Recht daraus. Ich bitte Sie nun ausdrücklich, meinen Bries an Beda Ihnen vorlegen zu dürfen.

Bei dieser Wendung blieb es zur Stunde. Gemalt wurde heute nicht mehr; das wichtige Tagesereigniß machte sich geltend.

Am solgenden Morgen war wieder reiner Himmel. Die Schloßsrâu regierte. Statt der Malersitzung war Rathssitzung. Sie empsing ihren Schloßverwalter und Wirthschastsrath, gab und berieth Austräge mit ihm, wann und wie die Arbeiten, die der Regen gestört, nun einzuordnen wären. Sie war viel beschäftigt.

Firmins Stunde kam heute später.

Auch griff er nicht nach Malerstock und Palette, er griff in die Tasche. Der Sitzungssaal, in den er eingetreten war, strahlte von Sonnenlicht.

Das ist das Licht, sagte er, das wir Maler nicht brauchen können. Aber — nach Regen Sonnenschein. Ich stehe in dieser Glorie — wie mitten in der Gottheit! Es ist ein Himmelszeichen!

Unter diesen Worten hatte er aus der Tasche den Bries geholt. Ich bitte Sie, dieses Blatt zu lesen, sagte er, indem er es in Hirlandas Hand übergab. Er that es mit einer hochgestimmten Heiterkeit, gemildert von einer gewissen Feierlichkeit. Hirlanda. sah den sanülienhasten Beda-Zug darin, den innerlich stürmenden, nach Harmonien dürstenden Enthusiasmus, — nur bei dem älteren Bruder kräftiger, schattirter.

Was bedeutete das? Sie sing zu lesen an:

Lieber Bruder. Ich wünsche Dir Glück und gebe Dir meinen Segen. Iung gesreit, hat Niemand gereut. Es ist sreilich gegen alle Kleiderordnung, daß Du mit zweinndzwanzig Iahren nach der Patriarchenwürde des Hausvaters und Familienhauptes greisst, derweil ich mit meinen zweinnddreißig die Welt noch als Iunggeselle verunziere. Aber — was lange währt, wird gut. (Merkst Du meine Sancho Pansa-Weisheit in Sprüchen?) Nun, wenigstens siehst Du, daß ich gut ausgelegt bin. Ich lese dem Gemahl Evelinens nicht den Text; wir wollen gute Freunde bleiben, auch wenn es die künftigen Schwägerinnen reservirter damit halten müßten. Du bist Mann und weißt, was Du thust und wirst diesen Fall vorgesehen haben. Es könnte ja leicht sein, daß ich eben so hoch greise, als Du ties; ja es ist sogar so. Ich bin entschlossen, die Frau von Adeltkam noch heute um ihre Hand zu bitten, und da Gottes Barmher

zigkeit immer größer ist als die Unwürdigkeit der Sünder, so hoffe ich von dem Engel Gewährung. Dein getreuer Bruder und Freund Firmin.

Firmin hatte die Lesende beobachtet. Sie hatte erst gelächelt, dann sich versärbt und jetzt ruhte ihr Blick aus dem Blatte, das sie längst nicht mehr las.

Es war an Firmin. Er trat an Hirlanda heran, suchte ihre Hand und sagte weich: Wenn Sie mir verzeihen, daß ich diesen Bries zu einer kleinen Falle gemacht, so verspreche ich: es soll das Erste und Letzte sein, was Sie mir zu verzeihen haben. Hirlanda! dars ich diesen Bries abschicken?

Sie wendete sich zur Seite, überließ ihm die Hand, die er ergriffen, und sagte: Ia! —

content-0117.png

content-0118.jpg

Peter f)aul Rubens.

von

wilhelm lübke.

— Stuttgart. —

Im 29. Iuni, dem Peter- und Paulstage, werden es drei Jahrhunderte, daß einer der größten Künstler, die jemals Pinsel und Palette gehandhabt, geboren ward. Peter Paul Rubens ist aber nicht blos einer der mächtigsten Meister der Malerei, sondern auch einer der hochsinnigsten Charaktere in einer Zeit wild entsesselter Leidenschasten, eine wahrhast vornehme Natur, hoch gebildet in sreier Humanität. Nicht zusrieden mit diesem doppelten Ruhme haben die Geschichtsschreiber des Meisters bis vor Kurzem sein Leben mit wunderlichen Märchen ausschmücken zu müssen geglaubt; selbst einen adligen Stammbaum und einen Ursprung aus sernem steirischen Lande hat man sür ihn ersunden, als ob ein vornehmes Wappenschild den angeborenen Adel eines solchen Genins noch zu erhöhen vermöchte. Rubens ist vielmehr, wie neuere urkundliche Ermittlungen beweisen, von bürgerlicher Abkunft. Seine Vorsahren, die sich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurück versolgen lassen, trieben in Antwerpen sämmtlich die bescheidenen aber nahrhaften Gewerbe von Gewürzkrämrn und Lohgerbern. Erst der Vater des großen Malers, Ian Rubens, durchbrach diese engen Lebenskreise und schlug die Lausbahn des Rechtsgelehrten ein. Ihm wurde sogar die besondere Gunst zu Theil, seine Studien zu Rom im Colleginm der Sapienza zu vollenden nnd als Doetor beider Rechte in seine Vaterstadt zurückzukehren. Im Jahr 1562 wurde er mit dem angesehenen Amt eines Schöffen betraut.

Es waren unruhige, gesahrvolle Zeiten damals sür die slandrischen Lande. Die kalte Grausamkeit Philipps II. lag wie ein Alp aus dem Volke, jede Regung nach politischer Unabhängigkeit und religiöser Freiheit gewaltsam im Blut der Edelsten erstickend. Als 1568 die Häupter von Egmont und Hoorn aus dem Schaffot gefallen waren, erkannten die Patrioten, daß von einem Ausstande nichts mehr zu erwarten war. Der kluge Wilhelm von Oranien verließ das Land, und ihm folgten zahlreiche Gesinnungsgenossen. Auch der Doetor Rubens hatte sich, obwol — oder vielleicht gerade weil er Rom kennen gelernt, den resormatorischen Ideen angeschlossen und war zum Protestantismus übergetreten. Er sand es deshalb gerathen, um den Spürhunden eines Alba nicht verdächtig zu werden, seine Heimath zu verlassen und sich in's Ausland zu begeben. Köln war der Ort, welcher eine große Zahl der belgischen Emigranten ausnahm. Auch die Familie Rubens ließ sich dort nieder. Aber schwere Verwickelungen sollten sie bald aus diesem Asyl vertreiben. Ian Rubens trat in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, der den gewandten Rechtsgelehrten bald in seine Dienste nahm. Während aber der Prinz sür die Unabhängigkeit der Niederlande im Felde kämpfte, knüpte seine Gemahlin Anna von Sachsen, die leichtsinnige Tochter des Kursürsten Moritz, ein Liebesverhältniß mit dem eleganten, seingebildeten Doetor Rubens an. Längere Zeit hatte dies strasbare Einverständniß gedauert, da wurde es entdeckt, und Ian Rubens 1571 aus einer seiner Reisen, die er zur Fürstin machte, gesangen genommen und aus die Festung Dillenburg in Hast gebracht. Schwach und wankelmüthig erscheint uns der Charakter des Mannes; ließ er sich doch durch elende Todessucht verleiten, in der Untersuchung die ganze Schuld aus die Fürstin abzuwälzen, die ihm ausmunternd entgegengekommen sei. Diese schmachvolle Haltung war indeß vergeblich: der Spruch der Richter lautete aus Tod durch deu Strang.

Man kann sich die Qualen der unglücklichen Frau Marie Rubens denken, die mit ihren vier Kindern in Kölu wochenlang aus die Rückkehr und selbst aus Nachrichten von ihrem Gemahl harnte. Schon mochte sie ihn sür verschollen und verloren glauben, als die Schreckensbotschast von seiner Schuld, Gesangennahme und Verurtheilung mit einem Schlage sie tras. Unverzüglich machte die hochherzige Frau sich aus, den Vater ihrer Kinder zu retten. Mündlich und schristlich bestürmte sie den beleidigten Fürsten und die Seinigen so lange mit ihren ereigsenden Bitten, bis es ihr gelang, den Gesangenen vom Tode zu besreien, ja endlich den Bann des Kerkers zu sprengen. Den edlen Sinn der hochherzigen Frau lernen wir aus ihren veröffentlichten Briesen kennen. „Dein unwürdiger Gatte“, so hatte in richtiger Selbsterkenntniß ihr Gemahl sich in einem seiner Briese unterzeichnet. Mit eugelgleicher Sanstmuth beschwört sie ihn, an das Vergangene nicht mehr zu denken, denn das sei Alles vergessen!

Mit dem geretteten Mann und den Kindern zieht nun 1573 Marie Rubens nach dem kleinen, damals nassauischen Städtchen Siegen, welches ihnen als Ausenthaltsort angewiesen war. Wie öde mögen in dem weltentlegenen Orte die Tage, Monden und Iahre dem an große Lebensverhältnisse gewöhnten Manne dahingeschlichen sein. Es war auch eine Art von Gesängniß, nur verstüßt durch die Liebe der edlen Frau und durch den Kreis herziger Kinder. Am 29. Iuni 1577 ward Peter Paul als sechstes Kind seiner Eltern geboren, und so sügte sich's durch die schicksalvollen Verhältnisse seines Vaters, daß einer der größten Künstler aller Zeiten sern von allen künstlerischen Anregungen in dem weltabgeschiedenen Thale des Siegerlandes zur Welt kam. Im solgenden Iahre wird endlich der Familie erlaubt, nach Köln zurückzukehren, und sie lassen sich in dem Hause der Sternengasse nieder, welches jetzt sälschlich durch eine Marmortasel als Geburtshaus von Peter Paul Rubens bezeichnet wird. Der Vater gibt bald ein neues Zeugniß von seinem schwankenden Charakter, indem er in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrt. Er stirbt 1587 und wird in der Peterskirche begraben, welche später durch das gewaltige Altarblatt seines Sohnes berühmt werden sollte. Im solgenden Iahre 1588 kehrt Marie Rnbens mit ihren Kindern nach Antwerpen heim und erlangt sogar durch unablässige Bemühungen, daß das eonsieirte Vermögen ihr zurückgegeben wird.

Els Iahre war also Peter Paul alt, als er seiner Heimath zurückgegeben ward. Köln verdankte er die Grundlagen seiner Erziehung, und die Schule der Iesuiten wird es gewesen sein, aus der er die ersten Unterweisungen empsing. In Antwerpen setzte er seine wissenschaftliche Ausbildung bei den Vätern der Gesellschast Iesu sort, die durch streng methodische Ordnung des Unterrichts als Lehrer der Iugeud sich empsahlen. Hier gewann der junge Rubens, den die Mutter zu einer gelehrten Lausbahn bestimmt hatte, jene umsassende Bildung, welche ihm später einen so hohen Rang in der Gesellschast anwies. Um ihn sodann in den Lebenssormen der höheren Stände heimisch zu machen, wußte die sorgsame Mutter, nach abgeschlossener Studienzeit, ihm eine Stelle als Page in dem Hause der Gräsin Lalaing, einer der vornehmsten, reichsten und gebildetsten Damen des Landes, zu verschassen. Ohne Frage eignete sich hier der junge Rubens die seinen Umgangssormen an, welche ihm später im Verkehr mit den höchsten Gesellschaftsklassen, mit den stürstlichen Persönlichkeiten aller Länder, Italiens und Spaniens, Frankreichs, Englands und der Niederlande so sehr zu statten kamen.

Allein das vornehme Leben vermochte den Genins in ihm nicht zu sesseln. Die ihm eingeborene künstlerische Anlage regte sich und ein leidenschaftliches Verlangen zog ihn immer mächtiger zur Malerei. Ungern gab die Mutter den Gedanken aus, ihn in der Robe des Rechtsgelehrten zu sehen; endlich aber mußte sie dem Begehren des Lieblings willsahen, und so kam er zu einem geschickten Landschaftsmaler Tobias Verhaecht in die Lehre. Noch war die Landschaftsmalerei jener Zeit in einer bunten, stimmunglosen Anhäusung massenhaster Einzelheiten besangen. Mit den überreich gegliederten Vordergründen, den Baumgruppen, mannigsach aligestusten Gebirgszügen, den belebten Mittelgründen verband sich eine wechselvolle sigürliche Stassage. Die Landschaft hatte sich vom Geschichtsbilde noch nicht zu besreien vermocht. In Italien zumeist war dieser Typus ausgebildet und besonders durch Roland Savery und David Viuckebooms, Johann Brueghel („Sammt- oder Blumenbrueghel“) und Iodoeus de Momper allgemein verbreitet worden. Auch Tobias Verhaecht hatte sich in Italien umgesehen, und durch eine Darstellung des damals beliebten Themas vom Thurnbau zu Babel Bewunderung geerntet. Bilder dieser Art mit einem unermeßlichen Gewimmel v,ou Figuren sieht man noch vielsach in unseren Museen, unter Anderem ein überaus charakteristisches Gemälde in der Berliner Galerie. Nicht minder beliebt waren Gegenstände wie die vier Iahreszeiten, die vier Elemente, die vier Tageszeiten, welche auch Verhaecht gemalt hat. Der junge Rubens konnte jedensalls bei seinem ersten Meister die soliden technischen Grundlagen nnd eine gewisse Gewandtheit in Darstellung landschaftlicher Gründe mit menschlicher und thierischer Staffage sich zu eigen machen. Bald jedoch ging er in die Werkstatt des Adam van Noort über, bei welchem er vier Iahre blieb. Dies war ein etwas derber, aber handsertiger Künstler, der das Technische der Malerei, und namentlich die Farbengebung tüchtig verstand. Er muß als Lehrer einen besonderen Rus gehabt haben, denn unter vielen Anderen waren Iacob Iordaens und Hendrick van Balen seine Schüler. Zusagender mochte es indeß dem sein gebildeten jungen Rubens sein, als er endlich in die Werkstatt des Otto van Veen (Venins) eintrat, der damals einer der berühmtesten Künstler der Niederlande war und in hohem Ansehen bei den Beherrschern des Landes stand.

Es ist in aller Entwicklung naturgemäß, daß die Vorläuser von den großen siegreichen Nachsolgern verdunkelt werden. Um aber die Stellung des Oetavins van Veen richtig auszusassen, bedars es eines kurzen Rückblicks über die Geschichte der slandrischen Malerei. Wundergleich erhebt sich im Ansang des 15. Jahrhunderts in den Brüdern van Eyck die Malerei der Niederlande zu einer Blüthe, deren Voraussetzungen, deren erste Keime sich jeder Nachsorschung entziehen. Tieses Studinm der Natur, zwingende Macht des Realismus, nie geahnte Leuchtkrast und Harmonie der Farben, sür welche die Ersindung oder vielmehr die Vervollkommnung der Oelmalerei entscheidend war, geben den Werken jener Meister eine siegreiche Gewalt, welche selbst Italien zur Nacheiserung zwang. Wie ein neuer Lenz in voller Blütenpracht gemahnen uns noch jetzt ihre Werke, deren Leuchtkrast selbst vier Jahrhunderte nicht zu trüben vermochten. In Hubert van Enck verbindet sich mit dem neuen Realismus der Form die mystische Tiese mittelalterlicher Anschauung. Wie ein Epos, wie eine äivma (,ommeäia gemahnt uns sein Genter Altar mit der Anbetung des Lammes (S. Bavo zu Gent und Museum zu Berlin). Durch ein ganzes Iahrhundert, von 1420 etwa bis 1520, dauert in unverminderter Krast durch mehrere Generationen die Blüthe dieser ächt nationalen Kunst. Huberts jüngerer Bruder Iem van Eyck mit seinen idyllischen Madonnenbildern, Rogier van der Weyden mit seinen leidenschaftlich bewegten dramatischen Seenen der Passion, Hans Memling, der liebenswürdige Lyriker der Schule, und endlich Quentin Massys, in welchem sich die Energie Rogiers und die Zartheit Memlings zu vermählen scheinen, bezeichnen die einzelnen Stadien im Entwicklungsgang dieser Schule; Allen aber gemeinsam ist nicht blos die Schönheit einer harmonischen Farbengebung, sondern auch, was sie mit den übrigen Meistern des Nordens, besonders unserem größten, Albrecht Dürer, theilen, die ungeschminkte trene und scharse Aussassung des wirklichen Lebens, dessen Gestalten sie ost mit der ganzen ungemilderten Herbigkeit des Realismus wiedergeben. Für sie gibt es keine geläuterte ideale Form, keinen Schönheitseanon; indem sie die heiligen Geschichten in den Charakteren und den Cultursormen ihrer Zeit darstellen, streisen sie ihnen das Göttliche, Ueberirdische ab, setzen dafür aber das Menschliche in sein volles Recht ein. So wirken sie ähnlich erschütternd aus ihre Zeit, wie die vor allem Volke ausgesühten Passionsspiele.

Inzwischen hatte in Italien der moderne Realismus eine andere Entwicklung genommen. Begünstigt von einem milderen Himmel, unter den Anschauungen eines schöneren Menschenschlages, einer seineren Sitte und höher entwickelten Cultur, vor Allem aber unter dem läuternden Einfluß des klassischen Alterthums und seiner reinsten Schöpsungen, hatte sich die Malerei dort zu klassischer Vollendung emporgeschwungen. War im Norden das germanische Ideal die unerschöpflich reiche Welt des Individuellen und Charakteristischen, so strebte Italien nach dem Reiz vollkommener Schönheit. In den Schöpsungen seiner größten Meister strahlt uns eine ideal geläuterte Form, durchhaucht von der Schönheit griechischer Meisterwerke, entgegen.

In der Entwicklung der Menschheit beobachten wir einen steten Wechsel im Hinüber- und Herübersluthen beherrschender Strömungen. Hatte die slandrische Malerei im 15. Iahrhundert aus Italien eine Zeitlang bestimmend eingewirkt, bis dort der eigene Genins, besruchtet durch die sremden Einflüsse, sich wieder emporrang, so vollzog sich im 16. Iahrhundert ein Widerspiel dieser Bewegung. So siegreich strahlten die Gestirne eines Rasael und Michelangelo bis in die nordischen Nebel hinein, daß auch die Künstler Flanderns, von der Sehnsucht nach südlicher Schönheit ergriffen, nach Italien wanderten, um dort bald den Einflüssen der sremden Kunst zu erliegen. In der Schule Rasaels, in der Nachahmung Michelangelos verloren sie schnell ihre heimische Kunstweise und tauschten dafür eine ihnen sremdartige Form ein, die gar bald zu einer äußerlichen, leblosen Manier erstarrte. Kehrten sie heim, diese Mabuse, Bernardin

Nord und Eud, I, 3. 25

van Orley, Coxeie, Schoreel und wie sie alle heißen, so glaubten sie in der mehr plastischen als malerischen Behandlung, in den klassischen Gewandwürsen, vor Allem in den mythologischen und antiken Stoffen und der durch sie bedingten sreieren Ausnahme nackter Figuren das Heil der Kunst erworben zu haben, und ihre Zeitgenossen rühmten, daß sie aus Italien die richtige Art zu eomponiren und die Darstellung von nackten Figuren heimgebracht hätten. Daß sie dabei die ganze nationale Krast ihrer eigenen Schule, vor Allem die Harmonie der Farbe eingeüßt hatten, erkannte damals Niemand. So stark war der Strom der humanistischen Bildung, so überwältigend der Siegesgang der Renaissanceecultur, daß ein halbes Iahrhundert lang diese Richtung ungehemmt sich verbreiten konnte. Namentlich in Meistern wie Lambert Lombard (Sutermans) und Franz Floris, den seine Zeit den niederländischen Rasael nannte, sand diese Kunstweise weitere Ausbildung.

Gewiß gehören die Werke dieser Meister nicht zum Erquicklichsten in unseren Galerien. Die Kühle einer mehr verstandesmäßig berechnenden als phantasievollen Aussassung, die Aeüßerlichkeit in der Nachbildung einer sremden, entlehten Form, dazu die harte Buntheit der Färbung lassen diese Werke unersreulich erscheinen. Dennoch sollte eine objeetive Geschichtsschreibung endlich aushören, über jene Epoche ohne Weiteres den Stab zu brechen und sie als ein Unglück, als eine allgemeine Landesealamität zu behandeln. In der Thal hatte die Eyck'sche Schule durch drei Generationen ihre Ausgabe erschöpst, und es war aus dem Boden jenes etwas engen Realismus eine Weiterentwicklung nicht mehr möglich. Der Norden konnte sich des Einflusses der italienischen Renaissanceebildung nicht aus die Dauer entschlagen. Die großen geistigen Güter der Menschheit werden durch die wetteisernde Arbeit Aller gewonnen. Bald sällt die Führung dem einen, bald dem anderen Volke zu. Was jedes erarbeitet hat, ist nicht bestimmt, sein ausschließlicher Besitz zu bleiben, sondern Gemeingut der Menschheit zu werden. Wenn dadurch aus einem Punkte ein scheinbarer Rückschritt eintritt, so wird derselbe aus anderen Punkten im großen Strom der Entwicklung ausgewogen. So war es auch mit der flandrischen Malerei. Wenn sie ein halbes Iahrhundert lang daran arbeitete, die italienische Renaissanceekunst bei sich einzubürgern, wenn eine Reihe von Talenten zweiten und dritten Ranges providentiell dazu bestimmt schienen, sich in diesem Proeeß abzarbeiten und auszuopfern, so sollte zur rechten Zeit der Genins erstehen, der den alten heimischen Realismus mit gewaltiger Hand neu belebte, indem er ihn in das Läuterungsseuer der gewaltigen italienischen Kunst brachte, er allein Mannes genug, auch in der Berührung mit den Zaubern der südlichen Kunst seine starke Manneskrast, seine nationale Gesinnung, sein derb flandrisches Empsinden sich unversehrt zu erhalten. Das war die Mission von Peter Paul Rubens.

Aber so ganz ohne Vorgänger, wie man gewöhnlich es darstellt, war

doch auch dieser große Meister nicht. Prüsen wir ausmerksam die Bilder seines Lehrers Otto Venins, so tressen wir manche Keime, aus denen sich die große Kunst eines Rubens wol entwickeln konnte. Zwar beherrscht auch ihn noch die italienische Anschauung, aber nicht mehr so ausschließlich, wie bei den ihm vorausgegangenen Künstlern. In den vier großen Bildern, welche das Museum von Antwerpen von ihm besitzt, sindet man nicht bloß lebendige Composition, gediegene Zeichnung und Durchsührung, sondern auch ein harmonisches Colorit, welches dafür Zeugniß ablegt, daß der Künstler bei seinem sünsjährigen Auenthalt in Italien sich mehr der venetianischen als der römischen Schule angeschlossen hat. Er ist im Besitz eines Helldunkels, welches seinen kräftig behandelten Gemälden harmonischen Reiz verleiht. Hierin sowie in manchen Formen und Motiven sind Züge enthalten, welche, sreilich zu höchster Meisterschast entwickelt, bei Rubens wiederkehren. Man dars vielleicht sagen, daß Otto van Veen sich zu seinem berühmten Schüler verhalte wie die Vorläuser Shakespeares, die Marlow, Lily, Greene u. A. zu ihrem großen, Alle verdunkelnden Nachsolger.

Die Zeiten waren damals besonders günstig sür die Entwicklung der Kunst in Belgien. Nach Philipps II. Tode waren unter seinem Nessen Erzherzog Albrecht und seiner Gemahlin Isabella sseit 1596, demselben Iahre, in welchem Rubens zu Otto Venins kam) sür die spanischen Niederlande bessere Tage angebrochen. Wenn auch die religiöse Unduldsamkeit die gleiche blieb, so bethätigte das Fürstenpaar doch ein wohlthätiges Streben, das Land materiell zu heben, Handel und Verkehr zu södern und die schweren Schläge, welche der Wohlstand desselben in den unruhigen Zeiten erlitten hatte, zu heilen. Wenn auch der Krieg mit den nach Unabhängigkeit strebenden nördlichen Provinzen noch sortdauerte, so ersreute sich das Land im Innern doch des Friedens. Freilich war die Bigotterie des Erzherzogs und seiner Gemahlin im Sinne jener Zeit, die unter der starken Strömung der Gegenresormation stand, sehr groß. Brüssel besaß schon zwanzig Klöster; sie stügten zwöls neue hinzu. Die Jesuiten, welche ihre Machtstellung in der Kirche mit allen Mitteln auszudehnen und zu besestigen wußten, brachten es in Belgien aus nicht weniger als dreißig Proseßhäuser und dreihundert Collegien. Aber der Blüthe der Kunst war diese starke religiöse Bewegung nicht ungünstig. Zahlreiche Kirchen und Klöster in dem pomphasten Barockstil jener Tage wurden errichtet und mit allem Glanz eines siegesgewissen Cultus ausgestattet. Die üppige Decoration jenes Stiles, der Glanz der großen Altarbilder mit ihrem leidenschastlich dramatischen Ausdruck, die hestige Bewegtheit, welche selbst aus die Werke der Plastik ihr Pathos überträgt, sind recht eigentlich als Iesuitenstil zu bezeichnen. Auch Otto Venins wurde als Hosmaler des Erzherzogs sür geistliche und weltliche Werke vielsach beschäftigt. Es war ein Mann nicht bloß von gediegener künstlerischer Ausbildung, sondern auch von humaner Art und seinen gesellschaftlichen Formen, in dessen Umgang der junge Rubens sich wohl sühlen mußte. Als er drei Iahre in der Werkstatt seines Lehrers gearbeitet hatte, durste er 1598, einundzwanzigjährig, als selbständiger Meister in die St, Lueasgilde eintreten. Was Rubens damals schon vermochte, zeigt das Bild der Dreieinigkeit, welches aus der Karmeliterkirche in das Museum zu Antwerpen gekommen ist, ein kühnes Bravourstück von kecker Aussüßung in derben Formen.

Seine Lehrjahre waren zu Ende; die Wanderjahre begannen, als er am 9. Mai des Iahres 1600 die Reise nach Italien antrat. Otto Venins hatte ihn vorher noch als seinen vielversprechenden Schüler dem Erzherzog Albrecht und seiner Gemahlin vorgestellt, die sortan ein warmes Interesse an ihm nahmeu. Sein Weg süßrte ihn zuerst nach Venedig, dessen große Meister er mit Hingebung studirte. Mehr noch als Tizian sesselte ihn der sarbenprächtige Paul Veronese, dessen heitere Weltlust ihm innerlich sympathisch war. Aber auch die vornehme Einsachheit Tizians, die in dessen Bildnissen am schlagendsten hervortritt, wußte er zu würdigen. Wie er den Meister studirt hat, erkennen wir jetzt noch aus manchen Copien nach dessen Bildern, so namentlich aus der schönen Dame mit dem Fächer in der Dresdner Galerie sBelvedere, Wien). Aber so selbständig war damals schon sein Kunstuatuerell ausgebildet, daß man nicht von einer sklavischen Copie, sondern von einer sreien Uebertragung in den Rubensschen Stil sprechen muß. Noch aussallender tritt diese Selbständigkeit bei der Nachbildung eines Theils vom Trinmphzuge Cäsars nach Mantegna hervor sNationalgalerie, London). Der herbe plastische Stil des alten paduanischen Meisters ist hier aus's Geistvollste in's Malerische umgesetzt.

In Venedig, wie es scheint, lernte er den Herzog Vineenzo Gonzaga von Mantua kennen. Unverbürgt sreilich ist die Anekdote, daß der Herzog ihn einst beim Malen überrascht habe, Verse aus Virgils Aeneis reeitirend. Als er ihn daraus lateinisch angeredet, habe er zu seinem Erstaunen vom Maler in derselben Sprache fließende Entgegnung erhalten. In der That aber war Rubens nicht bloß im Lateinischen völlig bewandert, sondern er verstand außer seiner slandrischen Muttersprache das Deutsche, Französische, Englische, Spanische und Italienische. Ueberhaupt war er ein Mann von seltenem Umsang wissenschaftlicher Bildung, ja von klassischer Gelehrsamkeit, von bezauberndem Reiz der Unterhaltung und einer persönlichen Anmuth im Austreten und im Verkehr, daß er beim ersten Eindruck sür sich einnahm und bei näherer Bekantschast sesselte. Wahrscheinlich war es eine Einladung des Herzogs, die ihn noch in demselben Iahre an den kunstliebenden Hos von Mantua süßrte. Der Herzog liebte nicht bloß weltlichen Glanz, sondern war ein Freund der Poesie, der Wissenschaften und Künste; mit Galilei stand er im Brieswechsel, den unglücklichen Tasso hatte er ans dem Gesängniß besreit. Rubens zog er noch im Lause des. selben Iahres in seine Dienste, doch scheint er ihn mehr zu Copien als zu selbständigen Arbeiten verwendet zu haben. Die damals an Meisterwerken überreiche Galerie zu Mantua bot dem jungen flandrischen Maler reiche Gelegenheit zu Studien. Wie ihn Mantegnas Arbeiten zur Nachbildung reizten, haben wir schon gesehen. Innerlich zusagender waren ihm aber jedensalls die gewaltigen Fresken Ginlio Romanos, besonders die im Gigantensaal des Palazzo del Te, wo etwas von dem zügellosen Uebermuthe schäumt, der auch in Rubens Natur lag.

Im Sommer des solgenden Iahres begab sich Rubens mit Empsehlungen des Herzogs an den Cardinal Montalto nach Rom. Hier tritt nun der Gegensatz des jungen 24 jährigen Meisters zu seinen Vorgängern schlagend hervor. Hatten jene ihre Eigenart rasch in der Berührung mit der römischen Kunst eingebüßt, so sehen wir Rubens als gesestigten, in sich abgeschlossenen Charakter den sremdartigsten Einflüssen gegenüber sich behaupten. Damals gerade war das künstlerische Leben Roms in hestiger Gährung. Neben die abgelebte Kunst der Manieristen stellte sich in den Eklektikern das Streben nach einer Läuterung des Stils, während die Naturalisten, Caravaggio an der Spitze, durch derbe Aussassung der Wirklichkeit neue Wege einschlugen. Rubens eigene Natur neigte sich am meisten den letzteren zu, ohne jedoch sich ihnen unbedingt anzuschließen. Mit sreiem Blick über den Parteien stehend, nahm er alles Förderliche in sich aus. Nicht bloß die großen Schöpsungen Rasael's und des ihm vielsach verwandten Michelangelo verarbeitete er in sich, sondern auch den Meisterwerken der Antike wußte sein klassisch gebildeter Geist gerecht zu werden. Wir besitzen werthvolle Aeüßerungen von ihm über die Bedeutung der antiken Kunst und über den Werth ihres Studinms sür den Maler. Später wußte er selbst eine Anzahl antiker Seulpturen in seinen Besitz zu bringen, wie er denn auch tressliche geschnittene Steine sammelte und selbst eine Publication antiker Denkmäler beabsichtigte.

Mitten unter diesen Studien tras ihn ein Austrag Erzherzog Albrechts, dessen Interesse sür den jungen Meister auch in der Ferne nicht erkaltet war. Es galt einen Flügelaltar sür Sta. Croee in Gerusalemme zu Rom: die heilige Helena, das Kreuz umarmend, die Dornenkrönung und die Kreuzigung Christi. Die Bilder sind später nach Petersburg verkauft worden; von ihrer Beschaffenheit wissen wir nichts, aber die rasche Sicherheit, die schon damals Rubens erlangt hatte, wird uns durch die Nachricht verbürgt, daß er das Hauptbild in vierzehn Tagen vollendet habe. Im Frühjahr 1602 kehrte er nach Mantua zurück, und im solgenden Iahre sandte der Herzog ihn mit Geschenken an den königlichen Hos nach Spanien. Sicher war es mehr die weltmännische Bildung und Gewandtheit als die künstlerische Bedeutung, welche ihm diesen Austrag verschaffte, denn wie man den Herzog auch entschuldigen mag, soviel steht sest, daß er die künstlerische Größe des jungen flandrischen Meisters nicht zu erkennen vermochte; verwandte er ihn doch vorzugsweise sür Covien, während ein Pourbus der bevorzugte Portraitmaler des Hoses war. Wie man srüher es liebte, Rubens schon in seiner italienischen Zeit im Glanze des weltberühmten Meisters zu schildern, so wurde auch die spanische Reise wie ein wahrer Trinmphzug sür ihn dargestellt. Nichts weniger als dieses, war sie vielmehr eine Kette von widerwärtigen Ereignissen, sowol zu Wasser wie zu Lande. Als der Abgesandte nach vielen Fährlichkeiten in Alieante gelandet war und mit seinen Geschenken, den Karossen, Pserden und Bildern nach mühevoller Reise unter unaushörlichen Regengüssen den Hos in Valladolid erreichte, waren die Gemälde, meistens Copien untergeordneter Art, so beschädigt, daß Rubens sie herzustellen und zu übermalen gezwungen war. Wol wurde es ihm gestattet, den allmächtigen Herzog von Lerma zu Pserde zu malen und im Austrage seines Herrn einige weibliche Schönheiten zu portraitiren, aber von einer besonders auszeichnenden Behandlung am spanischen Hose ersahren wir nichts. Mit Recht beschwerte er sich darüber, nicht einmal dem Könige vorgestellt worden zu sein. Als Rubens 1604 nach Mantua zurückgekehrt war, erhielt er endlich vom Herzog den Austrag für einen Flügelaltar sür die Kirche der Iesuiten, der indeß bis aus einen geringen Rest untergegangen ist. Gegen Ausgang des Iahres 1605 durste er abermals nach Rom gehen, wo er im Austrage des Cardinals Borghese ein Altarbild sür Sta. Maria in Vallieella malte. Als dann Gonzaga einen Ausflug nach Genua machte, hatte er sich dorthin zu seinem Herrn zu verstügen. Während dieser mit glänzenden Festlichkeiten geseiert wurde, sesselten Rubens die großartigen Anlagen der genuesischen Paläste. Die malerische Schönheit derselben, die prächtigen Durchblicke ihrer Vestibüle und grandiosen Treppenhallen reizten ihn zu Ausnahmen, welche er später in einem Kupserstichwerk veröffentlichte. Denn in der Vielseitigkeit seiner Anlagen sehlte auch die Begabung des Architekten nicht, die er nachmals beim Bau der Iesuitenkirche in Antwerpen glänzend bethätigen sollte. In einer Zeit, wo die Architektur im höchsten Grade malerisch geworden war, lag es näher als je, daß ein großer Maler auch ein bedeutender Architekt sein konnte.

Von Rom aus hatte Rubens sich auch nach Florenz begeben, wo er sür den Großherzog mehrere mythologische Bilder malte, von welchen die drei Grazien sich noch in der Galerie der Ussizien besinden. Ebenso besuchte er Bologna, dessen Schule damals durch die Carraeei einen bedeutenden Ausschwing nahm. Wie offen er den verschiedensten Eindrücken sich hingab, welche Vielseitigkeit und Beweglichkeit in der Anschauung und Würdigung der Kunstwerke ihm eigen war, erkennt man weiterhin daraus, daß er in Mailand dem Abendmahl Leonardos eingehende Studien widmete und eine Zeichnung davon entwars, welche Soutman später im Stich vervielsältigte. In Genua malte er mehrere Portraits und sür die Kirche der Iesuiten ein großes Bild des heiligen Ignatins als Wunderthäter, welches er aber erst später in Antwerpen vollendete. Zum dritten Mal ging er sodann 1608 zu Ansang des Iahres nach Rom, um an das Altarbild sür die Vallieella die letzte Haud zu legen. Bei der Ausstellung des Bildes zeigte sich das Licht so ungünstig, daß Rubens sich veranlaßt sah, es aus Stein zu eoipiren. Das Original bot er dem Herzog an, der es indeß ablehnte, den Künstler dagegen beausttragte, ein Bild von dem Manieristen Pomeranzio um jeden Preis zu kausen. Schon vorher hatte Erzherzog Albrecht brieslich um Urlaub sür Rubens nachgesucht, damit derselbe heimkehren und seine Angelegenheiten regeln könne. Aber obwol Gonzaga den vollen Werth des genialen Künstlers schwerlich erkannte, wollte er ihn doch nicht ziehen lassen, weil er süchten mochte, ihn sür immer entbehren zu müssen. Für die Bescheidenheit und den edlen Sinn des Künstlers aber spricht es, daß er seinem Herrn ergeben war, in der keineswegs glänzenden Stellung acht Iahre lang ausharrte und auch später mit Dankbarkeit seines Verhältnisses zu Gonzaga gedachte. Wol mochte etwas von dem hochherzigen Duldergeist seiner Mutter aus ihn übergegangen sein, der ihn bewog, ruhig auszuharren, wenn auch sein Genins ihm sagen mußte, daß er zu Höherem berusen sei. Da tras ihn am 26. Oetober die Nachricht von der schweren Erkrankung der geliebten Mutter. Ohne den aus Reisen abwesenden Herzog um Urlaub zu bitten, brach er sosort aus und setzte zu Pserde unaushaltsam die Reise nach der Heimath sort. Aber als er in Antwerpen eintras, sand er die Mutter nicht mehr am Leben. In tieser Erschütterung zog er sich in das Kloster St. Michel zurück, um sie in der Einsamkeit zu betrauern.

Es war ein entscheidender Wendepunkt im Leben des Meisters. Acht Iahre der Wanderschast lagen hinter ihm; er hatte die Welt nach allen Seiten kennen gelernt, sremde Länder und Völker studirt, alles Herrliche, was Italien und Spanien bot, sich angeeignet, rastlos an der Vertiesung und Bereicherung seines Wesens gearbeitet. Was die Vorzeit und die Mitwelt an Schöpsungen bot, hatte er in sich ausgenommen und in das eigene Fleisch und Blut übergehen lassen. Besruchtet mit dem Geist der Antike, belebt durch den Kamps der großen Schulen, welche sich damals um die Herrschast der Malerei stritten, war er in all diesen sremden Einflüssen doch er selbst geblieben; seine starke Individualität und der tiese, ächt nationale Zug seines Wesens waren unberührt ans der bestrickenden Macht des Südens hervorgegangen. Aber so stark war der Reiz, welchen Italien durch Natur und Kunst auch aus seine empsängliche Seele ausübte, daß er, nachdem der erste Schmerz um den Verlust der Mutter sich gemildert hatte, nach dem Süden zurückzukehren beschloß. Da trat Erzherzog Albrecht mit seiner Gemahlin sür die Heimath ein, sest entschlossen, ihn sür immer an das Vaterland zu sesseln. In ehrenvollster Weise bei Hose ausgenommen, konnte Rubens dem Andringen nicht widerstehen, als Hosmaler gegen ein Iahrgehalt von 500 Gulden in die erzherzoglichen Dienste zu treten Am 23. September 1609 wurde die Anstellung ausgesertigt; eine goldene Kette mit den Bildnissen Albrechts und Isabellas war ein weiteres Zeugniß der sürtlichen Gunst. Rubens aber, der in Italien auch die Schattenseiten solcher Hosstellungen kennen gelernt hatte, nahm diese Bestallung nur mit der Bedingung an, daß es ihm vergönnt sei anstatt am Hose zu Brüssel in Antwerpen, als dem Mittelpunkt der slandrischen Kunst, zu leben. Hierin schon zeigt sich der klare Verstand, welcher Rubens in allen Lebensverhältnissen auszeichnete und der Phantasie, die in ihrer Einseitigkeit den Künstler so ost in Consliete mit der Wirklichkeit bringt, ein schönes Gleichgewicht hielt. Unverzüglich schritt er dazu, in seiner Vaterstadt sich eine Häuslichkeit zu gründen. Am 13. Oetober 1609 vermählte er sich mit Isabella Brandt, der Tochter des Stadtseeretairs Ian Brandt. Zuerst wohnte er im Hause seines Schwiegervaters; dann aber (1611) kauste er sich ein Haus, das er mit einem Auswand von 60,000 Gulden umbaute und selbst mit Freskobildern schmückte. Es stand in Verbindung mit einem ausgedehnten Garten, in welchem er einen Rundbau nach Art des Pantheon aussüßren ließ, der ein centrales Oberlicht hatte. Dies ward das Museum sür die Kunstwerke, antike Statuen, Büsten und Reliess, kostbare Gesäße, geschnittene Steine, Medaillen und Gemälde, welche er in Italien zu sammeln angesangen hatte und sein Leben lang mit ersolgreichem Sammeleiser vermehrte. In der geräumigen Werkstatt, die er hinzusügte, drängte sich's bald von einer Schaar lernbegieriger Schüler. Denn vielleicht nie hat ein Meister einen mächtigeren Einsluß zugleich als Lehrer geübt. Schon im Iahre 1611 konnte Rubens selbst berichten, daß er des übergroßen Andrangs wegen mehr als hundert Schüler habe abweisen müssen.

In rastloser Thätigkeit begann nun sür den Meister die Epoche edelster und sreiester Schöpserkrast. Noch tritt in seinen Werken der später sich immer breiter hervordrängende Antheil seiner Gehülsen und Schüler nicht zu Tage. In der Aussassung wird sein derbes slandrisches Naturell, das später ihn ost bis in's Unschöne sortiöß, noch gezügelt von den Einslüssen edler italienischer Kunst, die über den Schöpsungen dieser Epoche wie ein verklärender Hauch schweben. Neben der edlen maßvollen Haltung athmen aber diese Meisterwerke eine Größe des Stils, eine Freiheit und Kühnheit der Behandlung, neben welcher alles Frühere klein und besangen erscheinen mußte. Seine Kunst erhob sich riesengroß vor den Augen der staunenden Zeitgenossen, wie einst bei den Griechen durch Phidias der große sreie Stil in die Plastik eingesüßrt worden war. Ein krastvoller Natursilm, eine ächt nationale aus gesundem Realismus beruhende Aussassung verband sich mit einer Größe der Formenbehandlung, welche er aus der italienischen Kunst und der Antike geschöpst hatte. Dazu kam eine leuchtende Klarheit und Schönheit des Colorits, die zunächst aus Studien der Venetianer, vor Allem aber aus seiner eigenen Naturanschauung beruhte. Die thauige Frische seiner Carnation, jene blühenden Frauengestalten mit dem zarten Teint und den derben Formen, dem üppigen blonden Haar und den blauen oder braunen Augen zeugen von der ächt germanischen Art des flandrischen Stammes. In der Farbenbehandlung brachte Rubens es zu einer gestreichen Kühnheit und Freiheit, die selbst bei den Venetianern unerhört war. Zuerst verschmelzt und vertreibt er die einzelnen Farbentöne noch in weichereu Uebergängen; bald aber setzt er die einzelnen Farben mit vollem Pinsel unvermittelt aus die Leinwand und verbindet sie nur durch leichte Lasuren. Bewundernswürdig ist die geistreiche Lebendigkeit und Raschheit, mit welcher er ost alla prima seine Werke anlegt und sie dann durch Lasuren vollendet. Vor der lebensprühenden Frische solcher Bilder begreist man den staunenden Ausrus Guido Reuis: „Mischt dieser Maler Blut unter seine Farben^ Im Lause der Zeit bricht sich eine derbere Richtung bei ihm Bahn, dje nicht selten zu unschönen Formen, besonders zu übermäßig üppigen Frauengestalten und übertriebenem Ausdruck sich verirrt. Das sind Ausslüsse des ungezügelten Krastgeistes jener Barockzeit, die wir eben so wenig wie die Auswüchse des ihm so vielsach verwandten Shakespeare mit dem schwächlichen Maßstab unserer zahmeren Cultur messen dürfen.

Selten ist eine geradezu unerschöpliche Phantasie durch einen unermüdlicheren Fleiß unterstützt worden. Sein Tagwerk war von größter Regelmäßigkeit. Sehr srüh, im Sommer schon um vier, erhob er sich vom Lager, wohnte als srommer Katholik der ersten Messe bei und ging dann an die Arbeit. Während derselben ließ er sich gern aus dem Plutarch, Seneea oder anderen Klassikern vorlesen, weil es seinem hochgebildeten Geist Bedürfniß war, in steter Berührung mit dem Alterthum zu bleiben. Dazwischen empsing er Besuche, oder prüste die Arbeiten seiner zahlreichen Gehülsen und Schüler, denen er im Lause der Zeit, da die Austräge sich in's Ungeheure steigerten, einen immer größeren Antheil an der Aussüßung zuwies. Eine Stunde vor dem Mittagessen ruhte er aus, indem er einen Spaziergang durch seinen Garten machte oder seine Kunstwerke betrachtete und die aus der ganzen Welt an ihn einlausenden Briese durchging. Seine Mahlzeiten waren überaus einsach; er liebte weder Delicatessen noch Wein und Spiel. Nach kurzem mäßigen Genuß der Tasel begab er sich wieder an die Arbeit, und gegen Abend machte er zur Erholung einen Spazierritt aus einem der edlen Andalusier, die er stets im Stalle hielt. Abends versammelte sich in der Regel bei ihm ein Kreis hochstehender Gelehrter, Staatsmänner und Künstler, die in der Vielseitigkeit seines Wesens reiche Anregung sanden.

Eins der ersten Bilder, die er bald nach seiner Rückkehr malte, war der berühmte Flügelaltar, welchen er im Austrage Erzherzog Albrechts

sür die Brüderschast des heiligen Ildesonso aussührte. Aus dem Hauptbilde sieht man die Madonna thronend, wie sie dem heiligen Ildesonso, von vier weiblichen Heiligen umgeben und von Engeln umschwebt, erscheint, um ihm ein prachtvolles Meßgewand zu überreichen. In der seierlichen Anordnung erkennt man den Nachklang der großen italienischen Altarwerke. Das Ganze, in zarten Dust gehüllt, macht den Eindruck einer Vision. Aus den Flügelbildern knieen Albrecht und Isabella, von ihren Schutzheiligen empsohlen. Die Bildnisse sind voll vornehmem Lebens, die Köpse der Heiligengestalten tragen den entschiedenen flandrischen Typus. Diese herrlichen Bilder, jetzt im Belvedere zu Wien, machten mit Recht den größten Eindruck. Man ehrte den Künstler durch die Ausnahme in jene vornehme Brüderschast, die er dankbar annahm, während er den ihm gebotenen Beutel mit Pistolen ablehnte. Um dieselbe Zeit (1610) sührte er sür die Kirche der heiligen Walburga die jetzt im Dom zu Antwerpen besindliche Ausrichtung des Kreuzes aus. In diesem gewaltigen Werke betritt Rubens zum ersten Mal das seinem innersten Wesen entsprechende Gebiet dramatischer Darstellung. Die Wucht der physischen Anstrengung, mit welcher das Kreuz sammt dem daran hängenden Erlöser ausgerichtet wird, erhält an der erschütternden Gruppe der ohnmächtigen Schmerzensmutter und der trauernden Frauen ihr volles Gegengewicht. Mit Werken dieser Art tras Rubens in's Herz seiner Zeit. Anderthalb Jahrhunderte srüher hatte Rogier van der Weyden in ähnlicher Gesinnung durch ergreisende Seenen der Passion seine Zeitgenossen zum Mitgestühl hingerissen. Das germanische Volksgemüth hat stets am liebsten sich an solchen Seenen des Leidens erbaut, und in der Musik sollte später Sebastian Bach die gleiche Mission erfüllen. Zn Rubens Zeit kam diesem Streben der leidenschastliche Drang der Gegenresormation entgegen, und die Führer der kirchlichen Bewegung, die Iesuiten, wußten diese Richtung der Kunst, die den leidenschastlichen Instineten der Menge diente, aus's Nachdrücklichste zu sördern. Rubens steht in dieser Richtung dem Caravaggio am nächsten, während dieselbe Zeitstimmung in der spanischen Malerei den Ausdruck visionärer Entzückung hervorrust.

Das Gegenstück zu diesem Bilde schus der Meister im solgenden Jahre, als er von der Gilde der Armbrustschützen den Austrag erhielt, sür ihren Altar in der Kathedrale ein Bild zu malen. Sie wollten nach alter Sitte nur den heiligen Christophorus als ihren Schutzpatron; Rubens malte ihn aus die Außenseite der Flügel, wie er das Christkind trägt; aus den inneren Flügeln schilderte er in der Heimsuchung und der Darstellung im Tempel andere Momente, in denen das Christkind getragen wird. Das Mittelbild aber zeigt den leidenden Erlöser, ebensalls von seinen Getreuen getragen, und zwar in der berühmten Kreuzabnahme. Auch hier hat der Künstler eins der größten dramatischen Meisterwerke geschaffen. Iede Gestalt und jede Bewegung bezieht sich aus den Mittelpunkt des Ganzen, den vom vollen Licht übergossenen Leichnam Christi, der mit dem Bahrtuch auch eoloristisch das Herz der Composition bildet. Die Darstellung physischer Anstrengung wird auch hier durch den Ausdruck mannigsach abgestusten Seelenausdrucks ausgewogen. Für das ganze großartige Werk erhielt der Meister 2500 Gulden und ein Paar Handschuh sür seine Frau, welche aus 8 Gulden und 10 Sous zu stehen kamen. Im solgenden Jahre malte er im Austrage des Erzherzogs das große Bild der Anbetung der Könige, welches sich jetzt im Louvre besindet. Was sür Paolo Veronese die biblischen Gastmäler, das war sür Rubens dieser Gegenstand, den er nicht weniger als zehn Mal in großen Altarbildern immer neu variirt hat. Die Pracht und der Glanz orientalischer Fürsten mit ihrem Gesolge, der Gegensatz der unscheinbaren Familie mit ihrem stillen Glück, die sreudige Ausregung einer schaulustig herandrängenden Menge war ein Thema, welches sür den reichen Farbenglanz seiner Palette sich vorzüglich eignete. Wenn bei den Gastmälern des Venetianers nach der Sitte des Südens eine vornehme Gesellschaft in geistreichen Gesprächen einer glänzenden Taselrunde geschildert wird, so ist es sür deu Meister des germanischen Nordens wieder bezeichnend, daß all der weltliche Glanz das stille Familienglück schlichter Bürgersleute zum Mittelpunkt hat, und daß ein neugeborenes Kindlein die Seele des Ganzen bildet. Die gemüthvolle Herzlichkeit, mit welcher Rubens dieses Thema immer wieder geschildert hat, ist bezeichnend sür seinen Charakter. Nicht minder bezeichnend, daß er so gern sich und die Seinen uns in Bildern vorgesührt hat, welche denselben gemüthlichen Zug tragen. Aus dieser Zeit stammt das anziehende Bild in der Pinakothek zu München, aus welchem wir den Meister mit seiner Gemahlin in der traulichen Geisblattlaube seines Gartens sitzen sehen. Nicht minder werthvoll ist das in der Galerie Pitti zu Florenz unter der seltsamen Bezeichnung der vier Philosophen besindliche Bild, ans welchem der Maler voll geistreicher Lebendigkeit sich selbst, seinen Bruder Philipp, sowie die Gelehrten Hugo Grotins und Iustus Lipsius dargestellt hat. Zu den bedeutudsten Werken dieser srühen Zeit gehören noch die Fußwaschung Christi in der Ermitage zu Petersburg und die jetzt im Museum zu Antwerpen besindliche Kreuzigung Christi, bei welcher er aus die malerisch wirksame Anordnung versiel, die drei Kreuze in stark perspektivischer Verjüngung in die Diagonale des Bildes zu stellen. Es ist eins der mächtigsten und bedeutendsten Bilder des Meisters, voll energischer Bewegung und tiesen Ausdrucks, der sreilich in den rothgeweinten Augen der Madonna schon an die Grenze des Schönen geht. Auch der Flügelaltar des heiligen Thomas in derselben Sammlung mit den Bildnissen des ihm besreundeten Bürgermeisters Nicolas Rockox und seiner Gemahlin gehört noch dieser srühen Zeit an, und zeichnet sich durch edlen, maßvollen Ausdruck aus. Rubens hatte damals schon eine Freiheit und Sicherheit der Behandlung erreicht, daß er in unglaublich kurzer Zeit die größten Meisterwerke vollendete. So sührte er in 13 Tagen jene Anbetung der Könige sür 1300 Gulden und in 25 Tagen sür 2500 Gulden das gewaltige Triptychon der Kreuzabnahme aus. Bei solcher Art der Thätigkeit durste man es nicht sür unbescheiden halten, wenn er jeden Arbeitstag mit 100 Gulden berechnete.

Aus dem Kreise antiker Anschauung gehört in diese Frühzeit die wundervolle Amazonenschlacht der Pinakothek zu München. Höchste Kühnheit und Leidenschaftlichkeit, reichste Fülle dramatischer Episoden, leuchtende Krast der Färbung und ebenso geistreiche als sorgsältige Aussüführung stempeln dieses Werk zu einem der vorzüglichsten des Meisters. Wie aber im Lause der Jahre eine derbere Richtung ost selbst bis in's Unschöne bei ihm Platz griss, zeigt die Communion des heiligen Franziskus in der Akademie zu Antwerpen von 1611!». Es ist eine in's derb Flandrische übersetzte Umbildung von Domenichino's Communion des heiligen Hieronimus, voll Krast, aber auch schon voll Uebertreibung. Der Künstler empsing dafür 750 Gulden, hatte also wahrscheinlich nur sieben und einen halben Tag daran gearbeitet.

Mit dem Beginn der zwanziger Jahre tritt mehr und mehr eine Umwandlung des künstlerischen Stiles bei Rubens ein. Die Austräge häusten sich bei ihm in einer Weise, daß er nur durch die unglaubliche Fruchtbarkeit seiner Phantasie, durch die geniale Leichtigkeit seines Schaffens, besonders aber durch die immer starker herbeigezogene Mithülse seiner zahlreichen Schüler den Ansorderungen zu entsprechen vermochte. Der Antheil der Letzteren macht sich inimer mehr geltend, die Aussüführung athmet nicht mehr das seine Gestühl der srüheren Zeit, sondern nimmt einen mehr deeorativen Charakter an, die Formen werden derber, namentlich die weiblichen Gestalten gar zu üppig, die Empsindung läßt nach und greift nicht selten zur Uebertreibung des Ausdrucks, das Colorit zeigt schärsere Gegensätze, namentlich kühl röthliche Fleischtöne und bei brillanterer Wirkung geringere Lebenswahrheit. Dennoch ist bis in die späteste Zeit der Meister in einzelnen Fällen, wo es ihm daraus ankommt, ganz aus der alten Höhe, wie denn die geistreiche Lebendigkeit der Ersindung niemals nachläßt.

Einer der ersten von diesen Massenausträgen kam ihm von den Iesuiten zu Antwerpen, die ihre Kirche nach seinen Plänen neu aussühen und mit nicht weniger als neun und dreißig großen Altarbildern schmücken ließen. Wer war mehr als Rubens dasür geeignet, den Glanz und das dramatisch Ergreisende des Cnltus wie es die klugen Väter der Gesellschaft Iesu dem Volke vorzusühen beliebten, künstlerisch zu gestalten? Im Jahre 1621 konnte die Kirche bereits eingeweiht werden, obwol der Contraet über die Aussüführung erst vom 29. März des vorhergehenden Jahres datirt. Leider wurde der prachtvolle Bau 1718 durch einen Blitz zerstört; nur der Chor mit seinen beiden Zeitenkapelleu und den drei darin besindlichen großen Altarbildern blieb unversehrt, und die Bilder gelangten in das Belvedere nach Wien. Es ist die Himmelsahrt der Maria, eine brillante rauschende Festseene, mit reizenden Engelschaaren, wie der Pomp des Cultus solche Seenen besonders damals liebte. Sodann die beiden noch größeren Altarbilder (17 F. hoch, 12^ F. breit) mit Wundern des heiligen Ignatins von Loyola und des heiligen Franz Xaver. Das erstere nicht ohne eine gewisse derbe Uebertreibung und etwas schwer in der Farbe, die in derselben Galerie vorhandene Skizze nicht erreichend, das andere aber von hoher malerischer Schönheit und der ebendort besindlichen Skizze bedeutend überlegen. In edler Weise hat der große Künstler hier verstanden, die Klippe des äußerlich Theatralischen, die bei solchen Gegenständen so nahe liegt, zu vermeiden.

Kaum war dies große Unternehmen vollendet, als Rubens durch Maria von Mediei, die Wittwe Heinrichs IV., nach Paris berusen wurde, um die Galerie des Luxembourg-Palais mit Gemälden zu schmücken. In 21 Bildern sollte er Seenen aus dem Leben der Königin, von ihrer Geburt bis zu ihrer kurz vorher erfolgten Versöhnung mit ihrem Sohne aussühen. Im Sinne der Zeit griff der Künstler dabei zur Allegorie und verband ohne Weiteres die Götter des Olymps und allerlei Personisieationen mit den Gestalten der Gegenwart. Die Bildung der Barockzeit nahm an solchen wunderlichen Vermischungen keinen Antheil, und die geniale Krast der Rubens'schen Phantasie wußte die sonst srostige Allegorie mit solcher Fülle»pulsirenden Lebens auszustatten, daß man sich kaum etwas Prächtigeres in dieser Art von Deeoration denken kann. Da aber die Königin den Künstler drängte, so daß schon im Mai 1625 die gewaltige Reihe der 21 Bilder ausgestellt werden konnte, so mußte die Betheiligung der Schüler eine besonders starke sein. Trotzdem würde die deeorative Wirkung dieses unvergleichlichen Gesammtdenkmals von großem Zauber sein, wenn man nicht das Ungeschick gehabt hätte die Bilder von dem ursprünglichen Orte, sür welchen sie bestimmt waren, zu entsernen und in die Galerie des Louvre zu übertragen und obendrein durch starkes Putzen ihre malerische Harmonie zu zerstören. Von den durch Rubens vorgelegten ungemein geistreichen Originalskizzen besinden sich 16 in der Pinakothek zu München, 3 in der Ermitage zu Petersburg. An diese Arbeiten knüpfte sich ein zweiter Auftrag der Königin, das Leben ihres verstorbenen Gemahls in einer ähnlichen Reihensolge darzustellen. Von diesem Cyelus, welcher wegen der späteren Verbannung der Königin nicht zur Aussüführung kam, rühren die beiden Bilder der Schlacht von Ivry und des Einzugs in Paris her, die man in den Ussizien zu Florenz sieht. Eine Skizze der Uebergabe von Paris, ehemals in der Sammlung Suermondt, besindet sich jetzt im Berliner Museum.

In die Zeit des Pariser Auenthalts sällt die Bekanntschast mit dem Herzog von Buckingham, dem Günstlinge Iacobs I. und Karls I. Der

Herzog, bekanntlich ein großer Kunstsreund, wußte durch eisriges Drängen den Meister zu bestimmen, ihm seine bedeutenden Kunstsammlungen zu überlassen. Dieselben waren in der That von sürstlicher Art, denn ohne die antiken Skulpturen, geschnittene Steine und andere Kostbarkeiten zu rechnen, umsaßte sie nicht weniger als 19 Bilder von Tizian, 8 von Palma Veechio, 13 von Paolo Veronese, 17 von Tintoretto, 21 von den Bassanos, endlich 3 von Rasael, ebenso viele Leonardos und 13 von Rubens selbst. Der Kauspreis betrug die sür die damalige Zeit ansehnliche Summe von 100,000 Gulden.

Die Verhältnisse des Meisters waren inzwischen immer großartiger geworden, und sein Ansehen in den höchsten Lebenskreisen wuchs derartig, daß er selbst sür wichtige Staatsgeschäfte, sür politisch diplomatische Verhandlungen herangezogen wurde. Namentlich war es die Insantin Isabella, seit dem Tode ihres Gemahls 1621 die alleinige Beherrscherin der Niederlande, welche ihn in jeder Weise auszeichnete und sich seines Rathes auch in politischen Angelegenheiten bediente. Zu gleicher Zeit hatte Rubens jedoch in seinem Privatleben schwere Verluste zu erleiden. Zuerst starb ihm sein treuer Freund Ian Brueghel; in herzlichem Wohlwollen nahm er sich der Kinder des Verstorbenen an und sorgte sür sie als Vormund. Noch schwerer tras ihn im solgenden Jahre 1626 der Tod seiner geliebten Frau, die ihm in einer siebzehnjährigen Ehe zwei Söhne geboren hatte. In einem Briese an den berühmten Gelehrten Pierre Dupuy spricht sich der tiese Schmerz des Meisters in männlicher' Fassung ergreisend aus. Um den schmerzlichen Eindrücken seiner Umgebung. und dem verödeten Hause zu entfliehen, unternahm er eine Reise nach Holland, wo er die bedeutendsten Maler aussuchte. Als nun in den nächsten Jahren durch die Siege der Holländer unter dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien die spanischen Niederlande, namentlich Antwerpen, in immer größere Bedrängniß geriethen, sandte die, Insantin ihn zuerst 1627 nach Holland, dann im solgenden Jahre an den Hos Philipps IV. nach Madrid, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Bei dem saumseligen, indolenten Charakter der spanischen Politik zogen sich die Angelegenheiten so in die Länge, daß Rubens' Auenthalt in Madrid bis in das solgende Jahr hinein währte. Dem Künstler kam sreilich diese Zeit zu statten, da er auch hier wieder eine Reihe von Bildern schus, die sreilich größtentheils nach seinen Skizzen von der Werkstatt daheim ausgesührt wurden. Wiederholt mußte er auch den König und. die Königin portraitiren. Um diese Zeit wird zum ersten Mal eines Gicht- und Fieberansalles gedacht, die sich später öster wiederholen und die letzte Lebenszeit des Meisters vielsach trüben sollten. Mit Ehrenbezeugungen überhäust, verließ Rubens Madrid, um in rascher Reise mit kurzem Auenthalt in Paris zur Insantin zu eilen und ihr zu berichten. Kaum gewann er Zeit, seine Familie in Antwerpen zu

sehen und in seiner rüstig sortarbeitenden Werkstatt die nöthigen Weisungen zu ertheilen, da er unverzüglich sich an den englischen Hos zu Karl I. begeben mußte. Seine Ausnahme bei diesem kunstsinnigen König war nicht minder ehrenvoll als am spanischen Hose. Damals entstand das allegorische Bild der Segnungen des Friedens, jetzt in der Nationalgalerie zu London, das er dem Könige zum Geschenk machte. Der Diplomat nahm die Hülse des Künstlers in Anspruch, um den König sür den heiß erschnten Frieden zu gewinnen. Im Austrag des Königs entwars er sodann Skizzen sür die Ausmalung des von Inigo Iones erbauten Festsaals von Whitehall, welche in der beliebten allegorischen Weise den Vater des Königs, Iaeob I., verherrlichen sollten. Für die von der Werkstatt ausgesührten Deckenbilder erhielt er die Summe von 3N00 Psund. Auch acht Entwürse zu Teppichen, Seenen aus dem Leben des Achill darstellend, entstanden damals. Wie edel der Künstler immer noch aussassen und wie vollkommen er darstellen konnte, zeigt das Portrait des als Kunstkenner berühmten Grasen Arundel. Der König schlug den Künstler selbst zum Ritter und entließ ihn überhäust mit Gunstbezeugungen.

Wiederholt hatte Rubens noch in den solgenden Jahren mit diplomatischen Sendungen zu thun; aber eine adlige Insolenz des von den Provinzialstaaten Belgiens ernannten Gesandten, des Herzogs von Aremberg, sügte dem edlen Meister eine solche Kränkung zu, daß er sich sür immer von den Staatsgeschäften zurückzog. Ueber sechs Jahre lang hatte er aus Liebe zu seinem Lande, aus Schmerz über dessen Leiden, den diplomatischen Sendungen mehr Zeit gewidmet als dem Künstler gut war. Ihn verlangte mit Recht nach der Ruhe des Hauses, nach der Arbeit seiner Werkstatt. Nach vier Jahren einsamen Wittwerstandes hatte sich der 53jährige Meister mit der 16jährigen Helene Fourment (Forman) vermählt. Noch einmal ging ihm im Besitz der schönen Frau ein volles häusliches Glück wieder aus, das er noch zehn Jahre genießen sollte. Füns Kinder» entsprangen dieser neuen Ehe. Wenn auch die letzten Jahre öfter durch Ansälle von Gicht getrübt wurden, so war es immer noch ein schöner Nachsommer, ein sruchtbarer Herbst dieses reichgesegneten Lebens. Bei aller Massenhastigkeit der Production, an der die Werkstatt einen immer überwiegenderen Antheil nahm, gab es immer noch bis in die letzten Jahre genug Anlässe, die den Meister ans der vollen Höhe seines Schaffens zeigten.

In der erstaunlichen Fülle und Mannigsaltigkeit des Schaffens kann wol kein Künstler sich mit Rubens messen. Wenn man die Zahl seiner Werke aus weit über tausend angibt, so greist man nicht zu hoch. Vieles darunter sreilich ist Arbeit der Werkstatt; aber doch nur in der Ausführung, denn die Ersindung gehört ihm allein an. Was ihm bei der unglaublichen Raschheit und Fruchtbarkeit seines Schaffens zu statten kam, war nicht bos eine malerische Phantasie, wie sie so reich und kühn kein Anderer je besessen, sondern eben so sehr ein Umsang und eine Tiese der Bildung, ein zu Hause sein in der antiken Geschichte, Sagenwelt und Mythologie, wie im christlichen Legendenkreis, wie es nur einem aus der vollen Höhe seiner Zeit stehenden Mam'e beschieden war. Mit diesen Eigenschasten verband er eine geradezu wunderbare Fülle und Frische der Naturschauung, so daß die mannigsachsten Formen, Bewegungen, Ausdrucksmittel ihm stets zu Gebote standen. Freilich ergab sich daraus auch eine nicht selten hervortretende Wiederholung und Monotonie gewisser Kopse und Gestalten und ebenso bei rastlos gesteigertem Schaffen eine Neigung zu Uebertreibungen aller Art in den Formen, besonders den ungeheuren Fleischmassen der weiblichen Körper. Aber er stand damit unter dem Einfluß jener derben naturstrotzenden Zeit, deren Aeuerungen wir ebenso in seinem großen Zeitgenossen Shakespeare empfinden. Nur daß dergleichen beim Maler störender, ja widerwärtiger, weil handgreislicher austritt, als beim Dichter. Ueber alles dieses aber werden wir immer wieder hinweggehoben durch die ungeheure Gewalt des Lebens, welche in ungedämmten Strömen von Krast und Gluth aus dem titanischen Geschlecht, das er geschaffen, hervorbricht. Das Leben selbst um jeden Preis, auch um den der Schönheit, des edlen Maßes, ist Inhalt und Ziel seiner ganzen Kunst. Um dies im Einzelnen darzuthun, mag ein rascher Umblick genügen.

Nie hat ein Künstler in univsellerer Weise die ganze Welt der Erscheinungen beherrscht als Rubens. Er repräsentirt nicht bos die Gesammtkunst seiner Zeit, sondern er enthält vgreisend die ganze spätere Entwicklung der niederländischen Kunst. Daß er im Kirchenbilde und in der religiösen Malerei sowol den Seenen seierlicher Repräsentation, als auch den leidenschaftlichen Darstellungen jeder Art gewachsen ist, sahen wir schon. Will man sich klar machen, was die Zeit damals verlangte und was besonders die jesuitische Praxis sür den Cultus vorschrieb, so kommen zunächst die Darstellungen der Himmelsahrt Mariä in Betracht. Es ist der Rausch der Ekstase, nicht so erdvergessen wie bei Murillo, sondern derber und weltlicher, aber von um so glänzenderer Pracht. Die Chöre lieblicher Engel, welche die Madonna umschweben und emportragen, sind von jener entzückenden Schönheit, mit welcher Rubens die Kinderwelt darstellte. Nicht weniger als zehn große Bilder dieses Gegenstandes kennen wir, unter denen das Bild im Belvedere zu Wien und das aus dem Hochaltar des Doms zu Antwerpen die vorzüglichsten sind. Eine ganze Reihe großer Altarbilder behandelt das damals mehr als je beliebte Thema des Jüngsten Gerichtes und des Sturzes der bösen Engel. Das berühmteste dieser Bilder, das kolossale Iüngste Gericht in der Pinakothek zu München, sür die Iesuitenkirche von Neuburg gemalt, zeigt den Künstler von jener derb sinnlichen Seite, welche nicht selten seine Kirchenbilder sür unsere Empsindung stark beeinträchtigt. Man muß sich sreilich dabei immer gegenwärtig halten, daß jene üppige Barockzeit mehr verlangte als wir bei religiösen Darstellungen zu ertragen vermögen. Die Renaissancee hatte in der ganzen katholischen Welt jene naive Verschmelzung von heidnischem Naturalismns und Christenthum zur Herrschast gebracht, unter welcher die unserm Gemüthe zum Bedürsuiß gewordene, durch die Resormation vollzogene strenge Scheidung des Heiligen vom Prosanen gar nicht Platz griss. Schon bei Correggio, diesem modernsten Meister der Renaissauee, ist eine solche Vermischung stark zu spüren; seine Madonnen lächeln sast eben so kokett, wie seine Danae und Leda, Kein Wunder, wenn diese Richtung sich unter der Herrschast des slandrischen Naturalismus noch verstärkte. Es ist daher auch in solchen Darstellungen von Rubens das Kraststrotzende sinnlich derber Naturen sast ausschließlich das Dominirende. In der gewaltigen Kühnheit und Leichtigkeit, mit der er alle diese emporstrebenden oder herabstürzenden Figuren aus die Leinwand wirst, ist unverkennbar eine Verwandtschast mit Michelangelos Iüngstem Gericht. Die Gestalten des Flamländers sind Nachkommen der Titanen des großen Florentiners; aber sie sind im Wohlwollen üppig geworden, und was dort Knochen, Nerv und Muskel war, ist hier zu setten Fleischmassen gewuchert. Daß die eoloristische Wirkung dieser großen Prunkstücke eine wunderbar schlagende ist, versteht sich von selbst. In derselben Galerie sind noch mehrere andere große Darstellungen ähnlicher Art, dem Iüngsten Gericht in Ersindung und Durchbildung überlegen. So besonders das kleinere Iüngste Gericht; der große Sturz der Engel; das mächtige Bild aus der Apokalypse, das den Erzengel Michael im Kamps mit dem siebenköpsigen Drachen schildert, während die unbesleckte Iungsräu der Schlange den Kops zertritt, ehemals im Dom zu Freising; endlich ein wiederum kleineres Bild, das die Seligen vor dem über Wolken aus dem Regenbogen thronenden Erlöser darstellt. Zu den Meisterwerken dramatischer Composition gehört in derselben Sammlng Simsons Gesangennahme durch die Philister, in glänzendem Effect eines grell einsallenden Fackellichts meisterlich durchgesührt. Der Kindermord ebendort zeigt, wie die Phantasie des Künstlers auch vor dem Entsetzlichen nicht zurückbebt. Wie Megären kratzen und krallen sich die unglücklichen Mütter in die Mörder ein nnd suchen selbst durch Beißen sich ihrer zu erwehren. Noch grausiger ist es, wenn aus dem sür die Iesuitenkirche in Gent gemalten Altarbilde der Marter des heiligen Lievin die dem Heiligen ausgerissene Zunge einem Hunde hingehalten wird, der danach schnappt. Auch in Darstellungen aus dem antiken Mythos überläßt Rubens sich zuweilen diesem Hange nach dem Entsetzlichen; so im Museum zu Madrid bei dem Saturn, der eben in eins seiner Kinder hineinbeißt; oder bei dem Bilde des Tereus, welchem durch Prokne nnd Philomele der Kops seines von ihm verzehrten Kindes vorgehalten wird.

Im Uebrigen war es die Poesie des Naturlebens, das Walten einer sreien Sinnlichkeit in Schönheit und Krast, was Rnbens zu Stoffen aus

Nold und Lud. I, 3. 2«

dem klassischen Alterthum hinzog. Hier ist er mit vollem Bewußtsein der Meister der Renaissancee, der ihren ganzen Lebensgehalt in sich ausgenommen hat. An solche Werke dürfen wir wieder nicht mit dem Maßstab unserer ungleich reineren und tieseren Aussassung des Alterthums herantreten. Seine Römer und Griechen sind nichts anderes als slandrische Menschen in antikisirendem Costüm. so gut wie in Shakespeares antiken Stücken nur die Engländer seiner Zeit austreten. Aber welche Lebensstille, welch sreie Sicherheit und Krast strömt uns überall entgegen. Und auch hier geht er am liebsten dramatisch bewegten Seenen nach. Solcher Art ist das vorzügliche Bild der Münchener Pinakothek, welches den Raub der Töchter des Leukippos durch Kastor und Pollux darstellt. Mit packender Gewalt weiß er uns den Kamps dieses heroischen Geschlechtes vor Augen zu bringen, so daß wir sast athemlos aus den Ausgang gespannt sind. Aehnliche Aeoorde schlägt er in Seenen an, wie dem Raub der Proserpina im Museum zu Madrid, der Iagd des kalydonischen Ebers im Belvedere zu Wien u. a. Voll ruhiger Anmuth sind andere Bilder, wie Perseus und Andromeda in Madrid und in der Ermitage zu Petersburg, sowie in einer geistreichen kleinen Skizze des Berliner Museums; das Urtheil des Paris in der Nationalgalerie zu London und das köstliche Venussest aus der Insel Kythere (Belvedere zu Wien), wo der Zauber eines hochgesteigerten Lebens voll Iubel und Iugendlust an der köstlichen Landschaft den üppigsten Rahmen erhält. Derbere Daseinslust athmen die Darstellungen aus dem bakchischen Kreise, so namentlich die prächtigen Bilder zu München, Madrid, Petersburg und Blenheim, wo der gewaltige kraststrotzende Rubens'sche Naturalismus sich in Schilderung des ungestümen Treibens der Satyrn und Silene ergeht. Und wiederum die harmlose Lust der Kindheit stellt der Meister nicht minder lebenswahr in den köstlichen Kindergruppen zu München und Berlin dar.

Läßt Rubens sich aus prosangeschichtliche Darstellungen ein, wie in den sechs großen Bildern aus dem Leben des Deeins in der Galerie Liechtenstein in Wien, so kommt auch hier eine sreie Fülle und kühne Gewalt des Lebens zu Tage, wie wir sie etwa in Shakespeares Römerdramen antreffen. So gewiß unsere Zeit Darstellungen aus dem klassischen Alterthum archäologisch treuer gibt als die Renaissanceezeit, so hat jene Epoche in ihrer eongenialen Krast und Kühnheit den Nerv der Sache weit richtiger getrossen, die großen Seenen republikanischer Heldentugend weit hinreißender vor Angen gestellt. Besonders zusagend war Rubens ein Thema wie der Raub der Sabinerinnen, das er mit der ganzen Derbheit sinnlicher Gewalt wiederholt geschildert hat. In den Galerien zu London, Madrid und Petersburg sieht man Bilder dieser Art. Merkwürdiger Weise hat er auch einmal ein mittelalterliches Turnier dargestellt, in dem kecken, brillanten Bilde des Louvre, wo sechs Cavaliere zu Pserde paarweise gegen einander rennen.

In anderen BÜdern ist Rubens der Vorläufer und zugleich der vollendetste Meister der Genredarstellungen, in welcher die spätere niederländische Kunst ihre Lebensausgabe sand. Bilder der glänzenden Lebenslust der Renaissancee sind namentlich jene Liebesgarten, wo in prachtvollen Gärten mit Springbrunnen und lauschigen Vosketts eine vornehme Gesellschaft von Herren und Damen jener Zeit sich in heiterem Verkehr ergeht. In den neckischen Liebesgöttern, die er überall einzeln und in Gruppen vertheilt hat, spricht sich die Stimmung des Ganzen in köstlicher Laune aus. Das Original dieser berühmten und beliebten Composition besitzt das Museum zu Madrid; eine kleinere Wiederholung die Galerie zu Dresden. Ein nicht minder lebensvolles Bild derselben Art sieht man im Belvedere zu Wien. Diese Gattung von Bildern ist bekanntlich später durch die Terborch, Metzu und Netscher bis zu den Watteau, Boucher, van Loo weiter ausgebildet worden; aber der glänzend kühne Geist der goldnen Renaissancezeit, der bei Rubens sich mit einem Ueberschuß von Lebenskrast geltend macht, wird sowol in der gesammten Aussassung wie in der malerischen Behandlung erheblich abgedämpft.

Dasselbe gilt von seiner Darstellung des niederen Lebens, wie sie so unvergleichlich wild in der berühmten Kirmeß des Louvre sich ausspricht. Alles, was später ein Teniers und andere Bauernmaler von Seenen ähnlicher Art geschaffen haben, erscheint uns zahm und dürstig neben dieser entsesselten Gewalt, dieser stürmischen Lebenslust gemeiner und roher, aber energischer Kraftmenschen. Es ist zugleich eine Kühnheit und Leichtigkeit malerischer Behandlung, die deutlich beweist, mit welcher Lust der Künstler der Schilderung dieses nationalen Festes sich hingegeben hat. Ein anderes Mal in jenem Bilde der Pinakothek zu München schildert er nicht minder ergreisend die Nachtseiten des Lebens und zwar die Greuel des Krieges, wie sie jene Zeit in so surchtbarer Weise durchzumachen hatte. Man glaubt den Simplieissimus zu lesen, mit so rücksichtsloser Wahrheit ist die Schilderung durchgeführt.

So ganz war leidenschaftlich bewegtes Leben seinem Künstlergenins Bedürfniß, daß er dasselbe über die menschlichen Kreise hinaus bis in die Thierwelt versolgte. Ueberhaupt: wenn man die im wohligen Gestühl eines sonnigen Daseins schwelgenden Gestalten der Venetianer als den Ausdruck eines passiv genießenden Eudämonismns bezeichnen kann, von dem es nur in seltenen Fällen, wie in Tizians Dornenkrönung oder Petrus Martyr eine Ausnahme gibt, so kann man sagen, daß bei Rubens der höchste Reiz des Daseins in der Entsesselung der Thatkrast, in der Darstellung des Kampses Aller gegen Alle besteht. So ist es auch bei seinen Bildern aus der Thierwelt. Man kann nichts Gewaltigeres sehen als die Löwenjagd in der Pinakothek zu München (1618 gemalt). Hier ist der Kamps des Menschen mit dem königlichen Thiere in seiner surchtbarsten Wahrheit geschildert, um so ergreisender, da die Entscheidung sich noch in der Schwebe befindet; denn der Löwe reißt einen der Jäger vom Pserde herunter, während die Löwin einen anderen niedergeworsten hat, mehrere Genossen aber ihren angegriffenen Kameraden mit Iagdspießen und Degen zu Hülse eilen. Kaum minder bedeutend ist eine andere Löwenjagd der Dresdner Galerie. Auch sonst hat der Künstler dies königliche Thier mit Vorliebe geschildert, am großartigsten wol in dem Bilde, jetzt in der Sammlung des Herzogs von Hamilton, welches Daniel in der Löwengrube darstellt. Die Thiere waren ihm hier so sehr die Hauptsache, der Prophet dagegen so gleichgültig, daß man den Ausspruch des Malers Füßli begreist: es sei kein Wunder, daß die Löwen einen so armseligen Gesellen nicht sressen möchten. Voll dramatischer Wucht ist sodann eine Eberjagd in der Galerie zu Dresden, wo Jäger und Hunde mit stürmischem Ungestüm einen umgestürzten Baum zu überklettern suchen, hinter welchem der aus den Tod getroffene wüthende Keiler sich mit letzter Krast zu vertheidigen sucht. Ebenso interessant ist die große Wolssjagd von 1612 in der Galerie Ashburton zu London, wo der Hauptheld des Dramas, ein riesiger Wols, hoch ausgerichtet aus den Hinterstüßen steht, mit blinder Wuth in die Spitze eines Iagdspießes beißend, mit welchem ein Jäger ihm zu Leibe geht. Dieses und alle die anderen Motive in solchen Bildern sind so schrappant, daß sie sich der Phantasie unauslöschlich einprägen. Voll stürmischen Lebens ist auch die große Hirschjagd im Museum zu Berlin.

Ist in allen diesen Bildern und in so vielen anderen das landschastliche Element von hoher Bedeutung, so hat der Meister bisweilen ausschließlich landschastliche Darstellungen geschaffen, in denen er kaum minder groß erscheint. Die Landschaft war zuerst von den Venetianern, von Giorgione und Tizian zu selbständiger Bedeutung erhoben worden; doch blieb sie noch immerhin eine bloße Zugabe der historischen Darstellungen, mochten sie kirchlicher oder prosaner Natur sem. Der Norden hatte seit den Brüdern van Eyck bis aus Albrecht Dürer hin die Landschaft ähnlich verwendet, ihr aber jene unerschöpslich reiche Mannigsaltigkeit gegeben, in welcher das liebevolle, dem germanischen Gemüth eigene Versenken in das Einzelleben der Natur sich spiegelt. Im weiteren Verlaus des 16. Jahrhunderts hatten Künstler wie Mathäus Bril der Landschaft ein selbständiges Leben zu verleihen gesucht. An diese Bestrebungen knüpst Rubens an, indem er den Reichthum der Natursormeu durch glücklich vertheilte Licht- und Schattenmassen und durch ein stimmungsvolles Helldunkel zu harmonischer Wirkung abzudämpfen weiß. In einzelnen Fällen .sind es sogenannte historische Landschaften, wie jene gewaltige Ueberschwemmung aus dem Bilde mit Philemon und Baueis im Belvedere zu Wien, oder jene ergreisende Landschaft in der Galerie Pitti, aus welcher Odnssesus, an die Küste der Phäaken geworsten, Hülse slehend der Nausikaa naht. Vielleicht dars man aber jenen Landschaften den Vorzug geben,

content-0124.png

in welchen der Meister die schlichten Formen und die segensvolle Anmuth seiner heimathlichen Gesilde nicht ohne einen tieseren Herzensantheil darstellt. Da breiten sich endlos jene wellensormigen Ebenen aus, wo ein einzelner Sonnenstrahl aus dunklen Wolken über reisende Kornselder, sastige Wiesen und dunkle Wälder hinstreist. Hirten mit ihren Heerdeu, Landleute bei der Arbeit des Säens oder Erntens beleben die Gründe, den Eindruck idyllischen Friedens, ländlichen Glückes vollendend. Bisweilen bricht aus zerrissenen Wolken die späte Abendsonne und malt den Regenbogen in die Lust (Bilder in der Galerie des Louvre, der Sammlung des Sir Richard Wallae). Andere schone Landschaften dieser Art in der Pinakothek zu München, der Ermitage zu Petersburg, der Nationalgalerie zu London.

Daß Rubens auch in der Portraitmalerei eine der ersten Stellen einnimmt, dursten wir schon in den Gemälden der Galerie Luxembourg erkennen; denn aus der ost gleichgültigen Schablone der allegorischen Gestalten ragen die Bildnisse durch lebensvolle Krast der Aussassung hervor. Selten hat ein Künstler in solchem Maße wie Rubens Gelegenheit gehabt, mit den vornehmsten Kreisen seiner Zeit in nahen Verkehr zu treten. Sein Leben an den Hösen Italiens, Spaniens, Frankreichs, Englands und der Niederlande brachte ihn in Verbindung mit der ganzen Aristokratie seiner Zeit; seine vielseitige wissenschaftliche Bildung verband ihn mit den gelehrten Kreisen; sein ossener neidloser Charakter stellte ihn mit der Künstlerschast aller Länder aus vertrauten Fuß: alle diese Lebenselemente hat er in zahllosen Bildnissen mit sreier Meisterschast und mit Liebe ausgesaßt und dargestellt. Daher athmen die Portraits des Meisters eine lebensvolle Wahrheit, einen gewissen sreudigen Glanz, und dazu eine aristokratische Anmuth, wie bei wenig anderen Künstlern. Wenn die Vornehmheit seiner Gestalten nicht dieselbe ist, wie wir sie bei Tizian sinden, so dürfen wir nicht vergessen, daß zwischen dem Venedig des beginnenden sechszehnten Jahrhunderts und der Welt des beginnenden siebzehnten ein gewaltiger Unterschied ist. Die Zeiten waren im Ganzen derber, sreier, kecker geworden. Dazu kommt, daß jeder Portraitmaler, so objectiv er zu sein wünscht, doch einen starken Beigeschmack seines eigenen Ichs mit in die Palette mischt. Und Eins ist noch besonders zu betonen. Während die älteren großen Bildnißmaler des Nordens, von van Enck bis Dürer, ihren Gestalten etwas Herbes, sast Düsteres, Freudloses geben, als ob jenes ganze Geschlecht mit sich selbst und dem Leben in hartem Kampse gelegen hätte (nur Holbein macht eine Ausnahme), verleiht Rubens seinen Gestalten etwas von dem sonnig heitern Lebensblick, von der herzlichen Freude am Dasein, die ihn selbst ersüllt. Einzelnes hier hervorzuheben, ist kaum möglich, zumal oben bereits verschiedene Werke dieser Art berührt wurden. Besonderes Interesse aber erregen die Bilder, in welchen er sich und die Seinigen zu verschiedenen Zeiten darzustellen nicht müde ward. Den klugen sreundlichen Kops und die geistvollen dunklen Augen seiner ersten Frau, sowie die üppigen Formen und die mehr sinnliche Schönheit der zweiten hat er nicht blos wiederholt in Einzelbildern geseiert, sondern unzählige Male in seinen historischen Compositionen, kirchlichen wie prosanen verwendet. Wie er sich und seine erste Frau in der Zeit seiner srisch ausblühenden Meisterschast in jenem Bilde der Pinakothek zu München geschildert hat, wurde schon oben erwähnt. Das anziehende Bild seiner beiden Sohne voll srischen Lebens besitzt die Galerie Liechtenftein zu Wien, ein anderes Exemplar die Galerie zu Dresden. Am meisten hat ihn indeß die etwas derb sinnliche Schönheit seiner zweiten Gemahlin begeistert. Nicht weniger als neunzehn Bildnisse von ihr lassen sich nachweisen. So das herrliche Portrait in ganzer lebensgroßer Gestalt in der Ermitage zu Petersburg. Das schwarzseidene Kleid und der breite Spitzenkragen heben die üppige Gestalt prächtig heraus, und der breitkrämpige schwarze Kastorhut mit Federn wirst über das anmuthige Gesicht einen Schlagschatten von köstlicher Klarheit glühenden Helldunkels. Sie ist wie aus einem Spaziergang begriffen in landschastlicher Umgebung dargestellt nnd hält in der Hand einen Fächer von Straußensedern. Die vornehme Eleganz der Zeittracht kommt sreilich Bildern dieser Art mächtig zu Statten. Ähnlich ist ein großes herrliches Bild in der Galerie zu Blenheim, wo man die Dame ebensalls im Begriff sieht, einen Spaziergang anzutreten. Das Prägnante und Augenblickliche solcher aus dem Leben gegriffener Situationen kommt noch schrappanter in dem Bilde des Belvedere zu Wien zu Tage, wo der Meister die schöne Helene ganz nackt, nur mit einem Pelz bekleidet, dargestellt hat, als wolle sie eben in's Bad steigen. Liebenswürdig und thausrisch erscheint sie aus einem Bilde der Pinakothek zu München, eben im Begriff, sich zum Ausgang zu rüsten, indem sie die Handschuh anzieht. Sich selbst hat er mit seiner jungen Frau in seinem schönen Garten spazierendehend mehrmals dargestellt, einmal in einem Bilde zu Blenheim, dann in einem andern in der Münchener Pinakothek. Diese Gemälde erzählen von einem glückoerklärten Leben, wie es selten so reich und voll einem Künstler zu Theil ward. Zu den Familienbildern kann man noch das berühmte, unter dem ganz unpassenden Namen „^b^e^u 6e paille" bekannte Frauenbildniß, jetzt in der Nationalgalerie zu London, rechnen. Es ist eine Nichte des Künstlers und wol eins seiner vollkommensten Bildnisse.

Rubens hatte, um sein häusliches Behagen zu mehren, im Jahre 1635 sür 93,000 Gulden, eine sür jene Zeit höchst bedeutende Summe, in der Nähe von Mecheln das mittelalterliche Schloß Steen mit einem mächtigen Park angekauft. Dort verlebte er, nachdem er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, die Sommermonate. In demselben Jahre hatte er im Austrage der Stadt Antwerpen die Entwürse zu eils Trinnphbögen zum seierlichen Einzuge des Statthalters Ferdinand zu machen. Sechs von diesen Skizzen besitzt die Ermitage zu Petersburg, drei andere sieht man in der Akademie zu Antwerpen. Es versteht sich, daß die Allegorie dabei im Sinne der Zeit wieder bedeutenden Spielraum hat, aber die Fülle von Geist, die malerische Freiheit und Lebendigkeit dieser Arbeiten ist erstaunlich. Wenn man die ungeheure Größe der ausgesührten Trinnphbögen bedenkt, von denen der eine 80 Fuß hoch und 60 Fuß breit, während die anderen nicht viel kleiner waren, so bekommt man einen Begriff von der Masse künstlerischer Kräfte, über welche der Meister in seiner Werkstatt verfügen konnte. Rubens sollte den Insanten beim Einzuge zu Pserde begleiten, denn mit Recht durste man ihn als den ersten Bürger Antwerpens ansehen. Da aber ein Gichtansall ihn verhinderte, so besuchte der Fürst ihn in seinem Hause und betrachtete mit Interesse den Reichthum seiner Kuntschätze. Diese waren seit jenem Verkauf an den Herzog von Buckingham wieder so bedeutend angewachsen, daß der nach dem Tode des Meisters gedruckte Katalog nicht weniger als Z19 Bilder ausweist, darunter 93 von seiner eigenen Hand. Unter Anderm besanden sich dabei 20 Portraits nach Tizian von ihm eoirt. Der Erlös dieser und aller anderen Kunstsachen erreichte die enorme Summe von 280,000 Gulden. Die Konige Philipp IV. von Spanien und Wladimir IV. von Polen, Kaiser Ferdinand III., der Cardinal Richelieu und der Kursürst von Baiern erstanden die meisten dieser Werke.

Die letzten Lebensjahre des Meisters wurden durch häusige Gichtansälle getrübt; es war so ziemlich der einzige Schatten dieses beispiellos sonnenhellen Lebens, das uns wie eine Illustration zu dem Worte des Dichters erscheint „wie sich Verdienst und Glück verketten". Noch in den letzten Lebensjahren entstanden einige Hauptbilder, die den Meister aus der vollen Höhe seiner Krast zeigen: 1636 malte er im Austrage des reichen Kunstsrundes Iabach in Köln das gewaltige Bild der Kreuzigung des heiligen Petrus, jetzt in der Kirche des Heiligen aus dem Hochaltare ausgestellt. Zwei Jahre daraus entstand noch einmal ein großes allegorisches Bild im Austrage des Großherzogs von Toseana, jetzt in der Galerie Pitti besindlich. Er schildert darin ergreisend das schwere Unheil, das die Kriegssurie schon so lange Zeit über Europa gebracht hatte. Er selbst sagt darüber in einer an den Maler Iustus Sustumans gerichteten Beschreibung, nachdem er das Uebrige geschildert hat: „Iene schmerzersüllte Frau aber in schwarzem Gewande und mit zerrissemem Schleier, aller Iuwelen und alles sonstigen Schmuckes beraubt, ist das unglückliche Europa, welches schon so viele Jahre lang Raub, Schmach und Elend erleidet, von denen jeder Einzelne so schmerzlich berührt wird, daß es nicht nöthig ist, dies näher anzugeben." Es ist ein schönes Denkmal seiner menschensreundlichen, edlen Denkweise, der das allgemeine Weh der Menschheit innig am Herzen lag.

Bis in die letzten Lebenstage blieb der große Künstler geistig srisch, wenngleich von mancherlei körperlichen Leiden heimgesucht. Am 30. Mai 1640 war seine irdische Lausbahn vollendet. Unter allgemeiner Theilnahme der ganzen Stadt wurde der Leichnam in der Iacobskirche zuerst im Erbbegräbniß der Familie seiner Frau beigesetzt. Bald daraus wurde dem Chor der Kirche eine Familienkapelle angebaut, in welcher die Gebeine des Meisters bis aus den heutigen Tag ruhen. Den Altar schmückt eines der schönsten seiner kirchlichen Bilder: die thronende Madonna von Heiligen und Engeln umgeben. Bei den weiblichen Heiligen verwendete er die Köpse seiner beiden Gemahlinnen; der glänzenden Rittergestalt des heiligen Georg dagegen hat er die eigenen Züge geliehen. Am bedeutsamsten ist die äußere Erscheinung des Meisters in einem Selbstbildnis! aus seiner späteren Zeit ausgedrückt, welches das Belvedere in Wien besitzt. Er erscheint hier nicht mehr in der vollen Frische der Jugend, sondern gereist von Arbeit und Mühen des Lebens. Um so zwingender tritt die männliche Würde, die geistvolle Feinheit des edlen Kopses hervor. Eine achte Einsachheit und Vornehmheit der Haltung charakterisirt ihn als den bedeutenden Künstler, den geistig srei und hochgestellten Mann voll Unabhängigkeit in der Gesinnung, den wir in ihm verehren.

Zu den wichtigsten Doeumenten seines Geistes gehören die Briese, deren Verössentlichung wir hauptsächlich Gachet verdanken. Nur ein geringer Theil derselben bezieht sich aus seine künstlerischen Arbeiten; weitaus die Mehrzahl behandelt die politischen Verhältnisse der Zeit, die wol nie ein Künstler mit so sreiem, umsassendem Blick beherrscht hat. Ueberall zeigt er sich nicht blos in den kriegerischen und diplomatischen Verhältnissen und den Handeln der Zeit vollständig unterrichtet, sondern er nrtheilt auch mit der Freiheit eines edel angelegten und hochgebildeten Geistes, der über die engen Vorurtheile, namentlich über die Bigotterie seiner Zeit erhaben ist. So tadelt er die grausame Kriegsführung von Tilly und Wallenstein; so sällt er ein unbesangenes, strenges Urtheil über Buckingham und Richelieu, über die politischen Umtriebe des Papstes, die schlichte Verwaltung der spanischen Niederlande und die unheilvolle Streitsucht der Fürsten, wobei er den alten Spruch: cjuiltejñä elelir^nt reFe8, pleowuwr ^,elnvi eitirt. Rubens diente als ächter Patriot seinem Lande und dessen Wohlsahrt, nicht den Fürsten; srei und unbesangen stand er über den Parteien seiner Zeit. Er war ein guter Katholik.und versäumte an keinem Tage die Messe; aber er war kein Knecht des Papstes, und die heutigen Ultramontanen würden wenig Freude an ihm haben. Er verband im Sinne der Renaissancee mit seinen kirchlichen Anschauungen und Gewohnheiten jenen hohen Grad sreier humaner Bildung, den er dem Studinm des klassischen Alterthums verdankte. Wenn man manche seiner Briese liest, in denen er mit den ihm besreundeten bedeutendsten Gelehrten der Zeit über literarische und antiquarische Dinge verhandelt, über antike Statnen oder neue Bücher, so sollte man ihn selbst oft sür einen Gelehrten halten. Das Höchste aber in diesem reinen und großen Leben ist, daß wir nie aus die leiseste Spur einer unedlen oder unlauteren Gesinnung stoßen. Wenn das Glück den Meister unablässig bis an's Ende begünstigte, so war diese Huld des Schicksals reichlich verdient durch ein Dasein angespanntester Thätigkeit. Als es galt, sein Vaterland von den schweren Leiden des Krieges zu besreien, widmete er Jahre lang Zeit und Krast hochherzig diesem patriotischen Streben, So ward es ihm beschieden, während er sein Volk und Land durch uusterbliche Werke der Kunst verherlichte wie Keiner je vor oder nach ihm, zugleich sür die politischen Zustände und das materielle Wohl Belgiens neue Grundlagen zu schaffen. Fürstengleich ist die Lebensstellung, die er sich ans eigener Krast errungen hat; aber höher noch schätzen wir die Unabhängigkeit der Gesinnung, in welcher sich der starke Sohn des flandrischen Bürgerthums zu behaupten weiß.

Und um nun schließlich die kunstgeschichtliche Bedeutung von Rubeus kurz zusammen zu sassen: von einer unvergleichlicheu schöpserischen Genialität getragen, war er be.stimmt, die Errungenschasten italienischer Knust mit dem krastvollen germanischen Volksthum zu verschmelzen und so der Schöpser einer neuen, durchaus nationalen Kunst zu werden. Der großen kirchlichen Strömung seiner Zeit gibt er einen machtvollen Ausdruck; aber er geht nicht darin unter: er ist eben so sehr ein Sohn der Renaissancee, der die Traditionen des klassischen Alterthums in der krastvollen Aussassung seiner Zeit zur künstlerischen Erscheinung bringt. Und neben der großen historischen Kunst, neben kirchlichen, mythologischetl, prosangeschichtlichen Werken schildert er in Portraits nnd Genrebildern die höheren und niederen Stände, in Thierstücken und Landschaften die ganze Wirklichkeit in ihrer Breite und Tiese. Indem er somit die gesammten Bildungsmomente jener Epoche in Schöpfungen voll höchsten Lebensgehalts zusammensaßt, stellt er in sich den Abschluß und die Vollendung dessen dar, was wir die deutsche oder germanische Renaissancee nennen.

content-0125.png

content-0126.png

content-0127.jpg

Emanuel Geibel.

von

Carl Goedeke,
— Göttingen. —

ist zu bedauern, daß Geibel die Dichtung nicht auszuführen hat, von welcher zuerst in der zweiten Auslage seiner Gedichte ein Fragment unter dem Titel „Clotar“ mitgeteilt wurde. Nach Form und Anlage war hier ein Gedicht begonnen, das die Fähigkeit hatte, jeden Stoff und jede dichterische Stimmung in sich aufzunehmen, ohne den einheitlichen Charakter zum Opfer zu bringen. Die achtzeilige Stanze der italienischen Epiker mit männlichen und weiblichen Reimen stügt sich willig jeder Ausdrucksweise, sei es, daß der Dichter sich der weichen Empfindung überläßt oder rasch und energisch vorschreitet. Der Abschluß mit der achten Zeile stast mit Nothwendigkeit daraus, den Stoff in einzelne kleine Abschnitte zu zerlegen, von denen jeder ein selbständiges kleines Bild zu geben hat, die um so anmuthiger erscheinen, je mehr sie sich bunt von einander abheben und in ihrem wechselnden Fortschreiten den Stoff, den Gedanken, die Stimmung dem einheitlichen Charakter des Ganzen entsprechend zur Erscheinung bringen. In einem Gedichte solcher Art ist kein Ton unzulässig, Der Dichter kaun im heitern Geplauder die alltäglichsten Dinge sagen und mit einer leichten Wendung das Tiesste, was die Menschenbrust bewegt, ersassen. Scherz und Ernst, Ironie, Spott, Satire, nichts liegt dem Kreise fremd, in dem sich der Dichter bewegt; neben den Ton der muthwilligen Neckerei dars sich der weiche Erguß des Gesühls, der enthusiastische Ausdruck der idealen Schwärmerei wagen, denn der einheitliche Charakter des Ganzen besteht darin, an einem losen, lockern Faden der Erzählung alles zur Sprache zu bringen, was dem Dichter darzustellen überhaupt gestattet ist: der Umfang des gestimmten menschlichen Lebens aus eine höhere Stuse gehoben, als die der Wirklichkeit.

Byron war es, der im Child Harold und im Don Juan diese Dichtungssorm eingeführt hatte, die dem Epiker wie dem Lyriker in gleicher Weise bequemen Spielraum bot. In Deutschland hatte Niemand einen ähnlichen Weg betreten, als Geibel, sern vom Vaterlande, in Kephissia bei Athen, den Versuch machte, mit dem englischen Dichter zu wetteifern, wenigstens der Form nach. Er zeichnete einen seltsamen Gesellen, halb Mann, halb Kind, einen Menschen, als sei er im April geboren, bald rasch zur That entschlossen, bald träumerisch der Schwärmerei hingegeben, trübsinnig, wetterlaunisch und am nächsten Tage roh, heiter, sorglos, bald wehmuthweich, bald trotzig, wandelbar, mit einem Worte: ein Stück Poet, der in Berlin am blanken Theetisch, wo das Wasser brodelt und der Blaustrumps glänzt, sich nicht zu sünden weiß, nichts von Ceremonien und Visiten hält, die schönberingte Damenhand zu küssen versäumt und lieber bei seinen Büchern aus des Leben- tiesverborgene Quellen lauscht oder beim Gelage im Freundeskreise die Cithar klingen und den Becher schäumen läßt. Findet er sinnige Mädchen, lieb und schlicht, so weilt er gern; er süßlt die Liebe nicht, aber er ahnt sie. Diese ahnungsvolle Stimmung wird in der Natur, im Erwachen des Tages, im Kommen des Frühlings, in der Sehnsucht des jungen Herzens anschaulich geschildert, um Clotars plötzlichen Entschluß zu motiviren, in die Welt hinauszuwandern, zum Hallischen Thore hinaus, ohne von den herrlichen Schönheiten Berlins, dem sichberühmten Stralau, dem schönen Pankow, dem schönen Staub der wimmelnden Chausseen, dem schönen Corps der seingeschnürten Fähndrichs zu Thränen des Abschieds gerührt zu sein; denn schön ist dort alles, Erde, Lust, Wasser, Menschen und vor allem die Charlottenburger Pserde!

Geibel hatte alle diese und viele andere Herrlichkeiten der durch ihren Fritz und ihren Sand und ihre tausend Dichter, welche Niemand kennt, berühmten Stadt an der Spree kennen gelernt, ohne sich selbst darüber zu verlieren. Denn als er dort studierte, hatte er schon ein schönes Stück Deutschlands gesehen und sich in mannigfaltigen Beziehungen des Lebens bewegt, woraus schon eine gewisse feste Bildung hervorgegangen war, die ihn aus die eigenen sicheren Füße stellte.

Das sriedliche Predigerhaus in der Fischerstraße zu Lübeck, in dem er am 18. Oetober 1816 geboren war, wimmelte von Kindern, Mädchen und Knaben, von sehr verschiedenem Temperament und ungleicher Begabung, alle sich sast selbst überlassen und nur soweit der väterlichen und mütterlichen Erziehung unterworfen, als es nöthig erschien, vor etwaigen Irrwegen zu bewahren. Im Uebrigen hatten die Schule und das Leben das Ihrige zu thun. Denn alle diese Kinder hatten nach Geschlecht, Altersstufe nnd Neigung ihre besonderen Kreise, die jedoch nicht so streng geschieden waren, daß nicht manchmal mehrere zusammenschlossen oder auch zusammenstießen. Der wildeste und lauteste Kreis hatte sich um Geibel gesellt. Die Fischerstraße, die aus den Quai an der Trave stößt, wußte von den überumthigen Streichen zu erzählen und im Grunde doch nichts anderes, als daß eine srische gesunde Iugendkrast sich austobe, Vielen zur Freude, Manchem zum Verdruß; aber auch diese mußten anerkennen, daß in dem Treiben und den Launen der wilden Buben, die es besonders aus eine lächerliche Persönlichkeit, den Maler Häring, abgesehen hatten und ihn mit lustigen Schwänken versolgt, etwas Ungewöhnliches sich rege. Die Scherze, die aus dieses Helden Kosten verübt wurden, erzählte man sich weit über die Fischerstraße hinaus, und als Häring oder Bückling, wie er literatursähig benannt war, gar zu den ersten schriststellerischen Leistungen begeisterte, schrieb man sich diese Tertianer- oder Seundanerarbeiten zum dauernden Ergötzen ab. Die handelnden Personen waren, außer dem unglücklichen Stichblatte des Witzes, die Genossen des Versassers, die er ebenso wenig schonte wie seinen Helden oder sich selbst.

Dieser muthwilligen und doch gutmüthigen Außenseite des Treibens sehlte ein ernsterer Kern nicht. Ein Jugendsreund Geibels theilte mir ein Erlebniß mit, das ich mit seinen Worten wiedergebe, weil dieser Bericht Ausschluß über Schein und Wesen gewährt. Geibel hatte einen Freund verloren, den Sohn eines Mecklenburger Gutsbesitzers, jenen Arthur, dem er ein so rührendes Denkmal der Freundschaft gesetzt hat. Arthur war mit dem Pserde gestürzt und aus der Stelle todt geblieben. Vorauszuschicken ist noch, daß unter Iacob, dem Director des Lübecker Gymnasiums, ein Schulseit im Freien ausgesührt wurde, das noch geseiert wird. Schüler, Lehrer und Eltern wanderten nach dem schönen Buchenbergwalde, dem Riesebusch bei Schwartau, und verbrachten den Tag im Schattengrün bei einsacher Kost und im heitern jugendlichen Spiel. Die Primaner, wenigstens einige, die lieber eine studentische Kneiperei gehabt hätten, pslegten es spöttisch das Milchsest zu neunen. „Aber Geibel und mir,“ berichtet der Altersgenosse, „und meinen genaueren Bekannten bereitete es die reinste Jugendsreude und brachte uns mit Lehrern und Mitschülern in nähere Beziehungen. Wir spielten im Riesebusch Räuber und Soldat. Geibel mit seiner dominirenden Weise, seinen Bärenkrästen und seiner Stentorstimme war selbstverständlich Räuberhauptmann und sühlte sich ganz als Karl Moor. Ich zartes Bürschen war, ich weiß nicht wie, niit unter die Räuber gerathen. Angeborene Phantasie und Lust am Abenteuerlichen riß mich mit sort, und der Zusall stügte es, daß ich mit meinem Hauptmann eine Weile allein im Hinterhalte lag. Da saßen wir an einer alten Buche am abhängigen User der Schwartau. Es entspann sich ein Gespräch. Ich weiß nicht, ob Geibel etwas an mir sinden mochte, was ihn au seinen verlorenen Arthur erinnerte, wenigstens sprach er mir sogleich von ihm. Ich aber war erstaunt, in dem wilden Bürschen eine ebenso zarte wie krästige Seele, ein so seinstühlendes Gemüth zu sinden. Bald trennte das Spiel uns wieder, aber unsere Freundschaft war geschlossen und Abends wanderten wir abgesondert von den Anderen allein mitsammen nach Hause.“

An diesem neuen jungen Freunde machte Geibel eine glückliche Eroberung; denn er war musikalisch sehr begabt und vermochte jedes kaum gehörte Lied augenblicklich mit einer ansprechenden Melodie zu versehen, die er mit schöner klangvoller Baritonstimme sang und mit der Guitarre, die er aus Geibels Wunsch spielen lernte, begleitete. Auch bei Anderen sandten die jungen Lieder des Primus der Prima Theilnahme. Namentlich war Mosche, ein Lehrer am Gymnasim, ein Freund des älteren Bruders Karl, den Liedern zugethan und eomponirte und veröffentlichte ein Dutzend derselben, darunter den Zigeunerknaben im Norden, der seitdem durch Leiermänner und Harsenistinnen allgemein verbreitet wurde. Manche der von Mosche in Musik gesetzten Lieder sind nur dort gedruckt, da der Dichter sie später verworsen hat.

Als der Gymnasialkursus durchlaufen war, entschloß sich Geibel zum Studium der Theologie, mit dem er das der klassischen Sprachen zu vereinigen dachte. Er wählte Bonn, vielleicht weniger der Universität als des Rheines wegen, den er von dort aus zu Berg und zu Thal besuch und auch in seinen Nebenthälern kennen lernte. Mit dem Leben an dem schönen Ströme bildete das in Berlin, wo Geibel seine Studien sortsetzte, nur daß er der Theologie völlig entsagte, einen schneidenden Gegensatz. Hatte dort die freie weite Natur den zauberhaftesten Reiz geübt, vor dem die Menschen zurückweichen mußten, so traten diese in Berlin entschieden in den Vordergrund. Die meisten der alten Lübecker Schulgenossen hatten sich in Berlin wieder zusammengesunden und bildeten einen engeren Kreis, alle von gleich eisrigem Streben nach gründlicher Durchbildung erfüllt und ihren Anlagen und Neigungen nach doch so grundverschieden, daß es an geistiger Reibung nicht fehlte. Auch in diesem engeren Verkehr bildete Geibel wieder den Mittelpunkt; nur Mareus Niebuhr, dem Sohne des Historikers, einem seinen weltmännisch gebildeten Gesellschaftsmenschen, der schon damals die höchsten Ziele im Auge hatte, es aber nicht verschmähte, sich im ausgesuchtesten Cynismus zu bewegen, oder Ernst Curtius, dessen Kenntnisse an Tiefe und Umfang die aller Uebrigen hinter sich ließen und doch sich so wenig hervordrängen, hätten allensalls die Führerrolle streitig machen können, die aber Geibel durch unerschöpfliche Laune und Entschiedenheit des Willens sich zu bewahren wußte. Was er wollte, geschah und wär' es auch noch so wunderbar gewesen. Einer der Freunde hatte sich einen schönen rothen Schlasrock gekauft, in dem er sich sehr gesei. Kaum sah Geibel dies Prachtstück, als er es zum Weihnachtsgeschenke für einen anderen gemeinschaftlichen Freund bestimmte, dem er die Rolle des Mephisto zuzutheilen pslegte. Er sammelte unter den Freunden, um den mephistoselischen Talar anzukaufen, und setzte seinen Einsall gegen den Besitzer durch, der sich dann lachend selbst an der Kaussomme betheiligte.

Um Politik bekümmerten sich die Freunde nicht; sie lasen nicht einmal die Zeitungen, etwa Niebuhr ausgenommen, der als eisriger Preuße sehr viel von den Kölner Wirren zu reden hatte und den König Ernst August, der seine Hannoveraner mit hoher diplomatischer Bewilligung von Wien um ihre Versassung brachte, den besten König nannte. Dadurch provoete er Geibel zum Widerspruch. Doch wurde die Sache mehr humoristisch genommen und zum Mummenschanz benutzt. Zu einem solchen hatte Geibel die Freunde eines Morgens in sein Thurmzimmer, das er in Härings sWilibald Alexis) Hause bewohnte, eingeladen. Mit einer Papierkroue, halbverklebten Augen, Bart und Augenbrauen von weißer Wolle, den Schlasrock als Königsmantel drapirt, stellte er Ernst August vor. Mareus Heise im schwarzen Anzuge mit weißer Halsbinde spielte den Minister von Schele, F. Röse den opponirenden Unterthan, der en oaululle behandelnd wurde. Mantels als Mephistopheles gab seine Rathschläge, um schließlich alle zu holen. Unter dieser tumultuarischen Scene össnete sich die Thür und in derselben, starr vor Erstaunen, stand die kleine Figur des Dr. Häring, dem Geibel in einem komischen Gemisch von Uebermuth und Verlegenheit, ihn hereinnothigend, die Mitspielenden nicht etwa mit ihren Namen, sondern in ihrer Rolle vorstellte. Damit war Mareus Niebuhr abgetrumpst, der selbst im damaligen Berlin keiner großen Sympathie sür seinen besten König begegnete. Das wußten die Freunde und vor Allen wußte Geibel es, der in die weitläusigsten Bekanntschaften gerathen war.

Bei vielen Professoren und in manchen Beamtenkreisen hatten ihm väterliche oder sonst von Lübeck mitgebrachte Empfehlungsbriege, die er nicht einmal alle abgab, Zutritt verschafft. Von da aus empfahlen ihn sein eigenes srisches, sröhliches, offenes Wesen und seine Talente; er sang nach dem Gehör sast jedes Lied und er besaß die Gabe, kurze treffende Trinksprüche in zierlichen Versen zu improvisiren; auch las er mit tiesem Gefühl und seelenvollem Ausdruck fremde und eigene Gedichte, sprach gut und stets in selbständiger Aussassung der Gegenstände und vereinigte mit allen diesen geselligen Talenten eine große Bescheidenheit und Duldung Anderer, ohne im Geringsten sein Selbstbewußtsein zu verleugnen oder jemals zu schmeicheln. Noch in späteren Jahren, als ihm die Bewunderer lästig wurden, bewahrte er in den ersten Augenblicken jene gewinnende Freundlichkeit und Güte, die dann aber bald, wenn der Besuch gar zu unbequem wurde, die rauhe Kehrseite zeigten, so daß die Ueberraschten sich hart enttäuscht sahen, während sie nur darin getäuscht hatten, daß sie ein Verständniß entgegenzubringen schienen, wo es sich um nichts als um die Besriedigung einer müßigen Neugier handelte, um sich der persönlichen Bekanntschaft mit einem gepriesenen Dichter rühmen zu können. Auch in Berlin wäre damals schon öfter Gelegenheit zum Losbrechen gegeben, aber der jugendliche Dichter ertrug das Unvermeidliche mit Geduld, da er im Allgemeinen meinte „verstanden“ oder bewundert zu werden. So nennt es ein Freund jener Tage, bei dem er, wenn die Geselligkeit ihn abgemattet hatte, ost noch ties in der Nacht Ersatz suchte sür den todtgeschlagenen Abend,

Die Einzelheiten dieses Gesellschaftstreibens gewähren kein Interesse mehr. Die Menschen sind längst von der Bühne des Lebens abgetreten und haben auch nur eine untergeordnete Rolle gespielt, obgleich sie damals in der Rolle der Geh. Rätbe sich sühten. Kann mehr Interesse gewährt es, die dichterischen Bekanntschaften zu nennen, in die Geibel durch Hitzig eintrat. Durch ihn wurde er in die Montagsgesellschaft eingeführt, eine Auszeichnung, die noch keinem Studenten widersahren. Dort erschienen Eichendorff, dessen Taugenichtz mit dem Liederanhang schon rüh seine Wirkungen aus den Dichter geübt hatte; Gruppe, der mehr als Gelehrter denn als Dichter anzog; Raupach, den Geibel damals über die Achsel ansah, dessen dramatische „Mache“ er später aber wohl zu würdigen wußte. Genauerer Verkehr hatte er mit Chamisso, dem er bei der Redaction des Musenalmanachs helsen mußte und dessen eigene Gedichte er von Sprachsehlern reinigen hals, denn der geborne Franzose stand nach mehr als einem Menschenalter mit der deutschen Grammatik noch aus ziemlich sremdem Fuß. Die nur durch den Tod gelöste Verbindung mit Hitzigs Schwiegersohne, Franz Kugler und seiner schönen Frau, Clara, die ein so tragisches Ende genommen, war die liebste und am vollkommensten besriedigende. Dort slorirte die wahre Kunst im vollen Umsange, Poesie, Musik, Malerei, und das volle Verständniß sür alle Abzweigungen und besonders ein volles Verständniß sür Geibel, der wie ein Kind im Hause gehätschelt wurde und stets die wärmste Hingeburg bethätigte. Kugler war lange Jahre hindurch die Instanz, an die Geibel bei allem, was er schus, dachte; den er ungeduldig als Hörer herbeiwünschte, wenn er glaubte, ihm sei etwas besonders gut gelungen; der, so vorübergehend seine eigenen Productionen auch gewesen sind, eine stets sördernde Kritik übe und mit leichter Andeutung dem Dichter den richtigen Weg zeigte, nach dem dieser selbst lange vergeblich gesucht hatte.

Wie die Freundschaft mit Kugler bedeutend aus die innere Entwicklung einwirkte, so war die Bekanntschaft mit Bettina, der er durch Rnmohr empfohlen war, vom größten Einfluß aus die Gestaltung seines äußeren Lebens. Bettina hatte seine Sehnsucht nach dem klassischen Boden Griechenlands und seine zuversichtliche Hoffnung kennen gelernt, daß er diese Sehnsucht besriedigen werde. Sie half ihm dazu, indem sie eine Hauslehrerstelle bei Katakazi, dem russischen Gesandten in Athen, die ihr Schwager Savigny zu vergeben hatte, ihm Weihnachten 1837 anbot und, als er freudig und gottvertrauend einschlug, die Angelegenheit so rasch sörderte, daß sie Ende Februar geordnet war und Geibel seine Reise im April über München, Verona, Padua und Venedig nach Triest antreten konnte. In Triest ging er am 16. Mai 1838 an Bord und nach Verlauf einer Woche war er in Athen, glücklich, den Boden zu betreten, über den die höchste Blüthe der Menschheit hingeschritten und doppelt beglückt, die klassischen Stätten mit seinem lieben Freund E. Curtins durchwandern zu können, der dort seit Jahresfrist eine gleiche Stellung im Hause des Cnbinetsraths Brandis einnahm und mit diesem eben von einer Reise durch den Peloponnes zurückkehrte.

Was Griecheuland stür die Ausbildung des Dichters gewesen ist, bedarf keiner Auseinandersetzung, wenn man die Berichte von dort liest und die steten Rückblicke aus griechische Localitäten in den Gedichten sich vergegenwärtigt. Vorzüglich anregend und nachwirkend war eine Reise nach den eykladischen Inseln, die mit Curtius gemeinschaftlich unternommen wurde; Syra, Paros, Naxos sind leuchtende Bilder, aus die das Auge des Dichters immer wieder zurückkehrt. Dort lernte er die achten Griechen kennen, während die in Athen schon von der europäischen Cultur angekränkt erschienen. Aus dem Hintergrunde jener großen Welt, deren Trümmer wie unverwundliche Zeugen der höchsten Krast und der reinsten Schönheit umherlagen, nahm sich das lebende Geschlecht erbärmlich aus: kleinlich, habgierig, ränkevoll, unzuverlässig und dabei selbstgesällig, herrisch, in der Einbildung zu jeder Großthat besähigt und die fremde Herrschaft nur mit Widerwillen ertragend. Aus den Jahren der Besreinigung vom türkischen Joch gingen zwar noch denkwürdige Gestalten in Athen umher, aber mit ihnen schien die Krast erschöpft zu sein, wie seltens der Glaube auch stand, jeden Tag, der rufen werde, Größeres vollbringen und Griechenland in seinen alten Grenzen wieder herstellen und die Republik ausrichten zu können. War der Gewinn, der sich aus der näheren Kenntniß des Volkes ergab, auch nicht lohnend, die Natur war unverändert, Himmel, Gebirge und Meer dieselben wie zu Perikles Zeiten und Denkmäler der Kunst aus jenen klassischen Tagen noch in großer Fülle vorhanden. Ein Gewinn des Lebens in Attika ist aber vor allem zu bezeichnen: die Entsernung von Deutschland, das gerade damals kein ersreuliches Bild gewährte, weder in politischer, noch in literarischer Beziehung. Es war die Zeit des hossnungslosen Versassungskampfes in Hannover, der das ganze nichtswürdige damalige Staatsleben in Deutschland auch dem blödesten Auge sichtbar machte. Die besten Kräfte wurden von der Gewalt ausgerieben. Das brutale Unrecht sand die nachsichtigste Duldung, und selbst als der König von Hannover mit einer entschieden unwahren Entscheidung des Bundestages

sein Volk um die rechtmäßige, in anerkannter Wirksamkeit bestandene Versassung brachte, hatte nur Baiern den Muth, im Schooße der Bundesversammlung zu erklären, daß die hannoversche Regierung sich aus eine Entscheidung des Bundes beruse, die gar nicht existire. Solche Zustände drängten sast mit Gewalt zur Revolution. Aber eine Revolution ist stets ein Uebergang vom Gewissen in's Ungewisse. Und aus diesem Wege besand sich die Literatur jener Zeit; sie strebte Zielen zu, die andere waren, als die von unseren großen Denkern und Dichtern am Ende des vorigen und zu Ansang des neunzehnten Jahrhunderts erstrebten, andere als die von den Romantikern versolgten und vor allem andere als die, welche in der Resstaurationsperiode leitend gewesen. Ob es bessere waren, blieb die Frage, und diese Frage wurde mit Leidenschaftlichkeit nach ihrem Für und Wider bejaht und verneint, ohne daß die Produetion weiter gekommen wäre. Man sehe die gepanzerten Lieder von Karl Beck oder die Romane und Dramen des s. g. jungen Deutschlands aus den dreißiger Jahren einmal wieder an, jene Spaziergänge und Weltsahrten, Charakteristiken und Kritiken, männlichen und weiblichen Charaktere, Reisenovellen und Aquarelle; man blättere in den Iournalen der Zeit und in den Streitschriften — man wird erstaunen, wie wenig Positivem, wie wenig Poesie man darin begegnet; wie unter der Miene, einen großen Kamps um hohe Ziele zu kämpfen, die kleinlichsten Rucksichten, die Interessen des eigenen Ichs, des Journalruhms, des Bühnenersolgs, des persönlichen Hasses und Neides vorwalteten und die jungen Talente, die sich in dies Treiben des literarischen Cliquenwesens verwickeln ließen, von der Bahn des poetischen Schassens aus den dürren Anger journalistischer Plänkeleien hinübergedrängt und hinübergezogen wurden. Das war keine Zeit, Dichter groß zu ziehen. Der einzige, der damals neu hervortrat und mit seinen kräftigen, sinnlichen, sarbenreichen Bildern im Fluge einen dauernden Namen errang, wurde von den Parteien umworben, sich ihnen anzuschließen. Seine Art, ohne die er doch nichts gewesen sein würde, sei nicht die rechte; er müsse die bloße äußerliche Malerei ausgeben und zur Gedankenpoesie übergehen, an den Kämpfen des Tages Theil nehmen, nicht sein, was er sei, sondern sich vertiesen, ein völlig Anderer werden. Der Belege habe ich Dutzende.

Diesem verderblichen Getriebe war Geibel in Griechenland weit entrückt. In der Ferne verschwanden die kleinen Kämpse. Der Blick blieb aus das Ganze gehestet, das Verhältniß des Dichters zur Gesammtheit ein reines. Dort konnte und mußte er sich nach seiner Eigenart entwickeln und seine dichterische Krast nur aus solche Gegenstände richten, die eine Dauer uber die slüchtige Zeit hinaus verhiessen. Die Summe seines Lebens bis zu seiner Heimkehr aus Griechenland, im Mai 18^0, liegt in dem dünnen Bändchen der Gedichte vor, die er im lahre der Rückkunst veröffentlichte. Diese Gedichte hatten gleichsam die Feuerprobe bestanden. Die sertigen Bogen waren mit dem Manuscript beim Brande der Druckerei eingeäschert. Die Sammlung mußte mühsam aus dem Gedächtniß und aus verstreuten Abschriften hergestellt werden. Manches ge

Nord und Lud. I, 3, 27

wann dadurch im Ausdruck, wie der Dichter selbst gewachsen war. Die Ausnahme beim Publikum schien nicht viel zu versprechen: keine össentliche Stimme ließ sich vernehmen. Aber gerade dies stumme Vorbeigehen der Kritik an einem Liederbuche, das von Jahr zu Jahr einen stets zunehmenden Erfolg hatte und jetzt, sreilich mit reichen Erweiterungen, in mehr als achtzig Auslagen und mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet ist, zeigte, wie unabhängig von der Kritik das Publikum seine Lieblinge herauszusinden wußte. Der Erfolg allein bestimmt sreilich den Werth nicht, aber er sordert zum Nachdenken über seine Bedingungen aus.

Der Dichter selbst hat immer sehr bescheiden über diese ersten Gedichte gesprochen und gedacht. Vor dem gereisteren Urtheile, meinte er, könnten sie nicht viel bedeuten, nur der melodische Hauch trage sie leicht dahin; aber er rühmte sich auch, daß der Erfolg ihn niemals verblendet, daß er das Geschenk des Kranzes treu zu verdienen gestrebt habe. Und dies Bekenntniß sagt die Wahrheit. Er hebt es hervor, daß er die Tiesen des Herzens zu erschließen, dem Gemüth wieder zu seinem Rechte zu verhelsen gesucht habe, daß er der Seele wieder ihren Ausdruck gegeben, der unter dem verstandesmäßigen Schassen, der sogenannten Gedankenpoesie gelitten hatte. Was ihm vor allem die Gunst des Publikums erwarb, war die sichtbare Uebereinstimmung seiner Poesie mit seinem ganzen Wesen und das Positive desselben in der Zeit der Negation. Er war erwärmt sür rein menschliche Regungen, er liebte, ihm war die Liebe eine Gnade von oben, kein Sinnentaumel, vielmehr ein Rausch der Seele, der alle Kräste sreier und stroher emporhebt. Seine Liebe ist ihm ein Glück, auch wo sie nicht erwidert wird oder aus Hemmungen stößt, ein Glück, das ihm die Pslicht auserlegt, sich desselben würdig zu machen, es zu verdienen durch Selbstbeherrschung, durch Reinigung und Läuterung der Leidenschasten, durch Veredlung des Besten, was in ihm lebt und strebt.

Den Ausdruck der geistigen Physiognomie dieser Iugendgedichte hat er selbst erschöpsend und am Besten in dem späteren Gedichte „Ein Bild" gezeichnet, in welchem er sich schildert und das in seiner ursprünglichen treffenden Form lautet: „Leichtsinnig, redlich, Mann und Kind zugleich, Voll Uebermuth und Demuth, starr und weich, Von Sinnen wild, im Innersten doch rein, Versolgt von Lieb' und doch in Liebespein, Ein Wandervogel, voll Begehr nach Ruh, Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu, — O Bild des Widerspruchs, wann kommt der Tag, Der allen deinen Zwiespalt sühnen mag!" Der Tag ist nicht gekommen und konnte nicht kommen, am wenigsten in der Iugend, denn diese ist, um mit Goethe zu reden, nichts ganz; sie ist aus die Ausgleichung ihrer inneren Widersprüche angewiesen und hat von Glück zu sagen, wenn es ihr gelingt, nur die entschiedensten zu überwinden. Dazu bedars sie eines sestem positiven Elementes, und dies sand Geibel damals im kirchlichen Glauben. Die Frömmigkeit klingt überall durch; sie war ein Theil seines Wesens

und nicht der am wenigsten geeignete, ihm Theilnahme zu gewinnen, da die gleiche Stimmung in der eigentlichen Tiese des Volkes vorwaltete und es noch thut, vor allem bei der Frauenwelt, die des Glaubens nicht entbehren kann und Recht hat, ihn nicht gegen etwas auszutauschen, was ihr wenigstens keinen Ersatz leisten würde, da ihr Leben im Gesühl begründet ist und ihr Gemüth das reine Denken überwiegt.

Es war aber unbillig, den Dichter, weil er dem Christenthum in der kirchlichen Form angehörte und seinem höchsten Ausschwunge sast die Form des Gebetes verlieh, zu denen zu stellen, die aus der Frömmigkeit ein Geschäst machen, oder ihn, wie man sich ausgedrückt hat, zum Gesangbuchspoeten zu machen. An sich wäre das kein Tadel, da auch das Gesangbuch Dichter ausweist, die ganz und voll diesen Namen verdienen und schon seit Jahrhunderten als solche in Ehren stehen. Ich nenne nur Gerhardt, der viele weltliche Dichter überdauert hat und noch viele überleben wird. Aber es ist unbillig, einen allerdings bedeutungsvollen Bestandtheil einer Dichternatur zum Ganzen zu stempeln, und ebenso unbillig ist es, was auch geschehen, dem Dichter, weil er dem jugendlichen Liebesjubil und Liebesschmerz ergreisenden Ausdruck gegeben, sür alle Folgezeit die jugendlich liebende Welt als einziges Publikum anzuweisen. Am unbilligsten aber war es, Geibel deshalb, weil er in seinen jugendlichen Gedichten die Töne nicht unterdrückte, die er von Anderen gelernt hatte, zum bloßen Nachahmer zu machen. Er ist in der kirchlichen Frömmigkeit nicht erstarrt; er hat nicht den Minnesänger allein in sich ausgebildet und er hat an den Weisen anderer Dichter nur gelernt, den eigenen Ton zu sinden, der auch schon neben jenen erlernten sich charakteristisch genug kundgab. Geibel selbst hat, mit Anspielung aus die Devise seines ersten Verlegers Inter tolia truetu8, gebeten, das wild und jugendlich Ausgeschossene zu verzeihen und sich die Frucht im wuchernden Laube gefallen zu lassen. Manches, was er begonnen und versucht, sei nicht zur Vollendung gediehen, aber er selbst sei daran gewachsen.

Dies Wachsen im Einzelnen zu versolgen, hieße die einzelnen Gedichte in ihrer chronologischen Reihe und in ihrem Zusammenhang mit seinem Leben begleiten. Dazu würde aber ein Buch nicht ausreichen. Nur die Hauptmomente können hervorgehoben werden, und auch diese nur als Erinnerung an bekannt gewesene Dinge und Zeiten, die allmällig in halbe Vergessenheit gefallen sind.

Als Geibel von Griechenland in die Heimathstadt zurückkehrte, sand er noch das vorhin erwähnte Hin- und Herwogen der Parteinngen aus literarischem Gebiete. Das konnte ihn nicht anmuthen. Auch erlitt die reine Stimmung, die er aus dem Süden mitgebracht, sonstige Trübungen. Es drängte sich die Frage aus, wie sein Leben sortan zu gestalten sei. Er war entschlossen, kein Amt anzunehmen, dem er sein dichterisches Talent hätte zum Opser bringen müssen. Die Stellung war mißlich; aber der Entschluß stand sest, nichts zu thun, was seinem innersten Wesen widerstreite. Die Situation wurde noch mißlicher, als mit dem preußischen Thronwechsel und dem bald daraus in Frankreich erhobenen Geschrei nach dem Rhein als Grenze die Poesie sich in die politische Attitüde wars, die ihr bisher sremd gewesen. Nicht daß nicht schon vorher die Poesie sich der praktischen und realen Politik angeschlossen hätte; aber die Debatte um Principlein, um mögliche Gestaltungen der Zukunft, die politische Poesie, die nicht aus positiven Dingen süßte, sondern um allgemeine Ideen kämpfte, war neu. In den Liedern eines Lebendigen sanden die vorwärts drängenden Bestrebungen ihren energischsten und meistens einen wirklich dichterischen, in den Gedichten von R. Prutz ihren doetrinären Ausdruck, während Nicolaus Beckers Rheinlied sich aus den gegebenen Fall beschränkte und einsach sagte, was in diesem wenigstens nicht geschehen solle, und deshalb so weiten Nachhall sand. In wesentlichen Dingen konnte Geibel mit Herwegh übereinstimmen, in anderen wesentlichen Stücken mußte er von ihm abweichen. Beide konntnen vor der Gefahr, die von Westen und Osten drohte oder zu drohen schien, warnen und ihren Blick vertrauend aus Preußen als sichersten Schutz richten, und beide haben es gethan. Aber in den Rus konnte Geibel nicht einstimmen, die Kreuze aus der Erde zu reißen, um Schwerter daraus zu schmieden, da ja auch ohne solche Zuhülsenahme noch Eisen genug zu haben war, und da, wenn der Rus symbolisch gelten sollte, Geibel eher alles Andere preisgegeben hätte, als das Kreuz. Dies wollte er als werthen Talisman in den Kamps zwischen Nacht und Licht, zwischen Geist und Stosf, zwischen Gott und Antichrist vorantragen, mit der Rose der Freiheit im Schilde und dem Schwert des Geistes in sester Hand. Das war die Losung der „Zeitstimmen", mit denen er sich unter die politischen Dichter reihte, nur mit dem Unterschiede, daß er den Absoluten, wie der Gräsin Louise Stolberg, und den Negativen gleich sern und einstweilen als Partei sür sich dastand. Von jenen schied ihn sein Unabhängigkeitsgesühl und sein lebhaftes Gesühl sür das Recht. Wenn er sich vorläusig noch nicht laut dagegen erklärte, so mochte es deshalb unterlassen werden, weil diese Stimmen niemand zu versühren geeignet waren und die Gefahr nicht in den Kundgebungeu dieser Dichter beruhte, sondern in den Machthabers denen sie schön thaten, die aber durch Gedichte, und wären es auch die kräftigsten nnd gewaltigsten gewesen, nicht zu bekehren waren. Dringender schien die Pslicht, sich gegen die Negativen, die alles Verneinenden, zu wenden, denen das lauchzen der Menge solgte. Diesen ries er zu, sie möchten ihn immerhin zu den Schwachen wersen, er wolle sich das Lächeln der Freude und das Weinen nicht rauben lassen. Zu ihrer Höhe, wo srostige Sonnen leuchten, könne er sich nicht erheben; er vermöge nicht blos zu hassen und zu verneinen; seinem Herzen seien Lieben nnd Glauben noch Bedürfniß. Er bestreitet ihnen die Besugniß, sich Heiden zu nennen, da diese die Gottheit im Stnrm der Meere und im Donner und Sonnenglanz gesehen, während sie nur bemüht seien, jedes Götterbild zu zertrümmern, daß ihnen nichts übrig bleibe, als die große Leere.

Geibel, 1842, von Carl Blechen

Es war in Escheberg bei Kassel, wo Geibel die meisten seiner Zeitstimmen dichtete, aus dem waldumrauschten gastlichen Schlosse des mit dem Vater besreundeten Karl Otto von der Malsburg, der ihn im Frühjahr 1641 zu sich eingeladen hatte und dort bis zum Sommer des nächsten Iahres mit einer Art von tyrannischer Liebe sesthielt. Er wurde jedesmal zornig, wenn vom Abschiede die Rede war. Die Zeit verging dort jedoch nicht blos in Vergnügungen, Zank und Versöhnung. Geibel wußte damit ein sehr ernstes Studinm der spanischen Poesie zu vereinigen, wozu die von dem Dichter Ernst von der Malsburg, dem verstorbenen Bruder des damaligen Schloßbesitzers, angelegte Bibliothek das reichhaltigste Material bot. Aus diesem Studinm gingen die „Volkslieder und Romanzen der Spanier" hervor, die Geibel im Versmaß des Originals verdeutschte und 1843 mit einer Widmung an „Ferdinand Freiligrath, den Dichter und Uebersetzer" erscheinen ließ. Die meisten sind in der Folge dem „spanischen Liederbuch", das er 1852 mit Paul Heyse oder dem „Romanzero" den er 1860 mit F. v. Schock herausgab, einverleiht. Die vollendete Tüchtigkeit und Schönheit dieser Uebersetzungen bedürsen keines Lobes weiter, da der größte Kenner dieser Dichtungen, Ferdinand Wols, ihre Meisterschast in der Widmung seiner Sammlung spanischer Romanzen ausdrücklich anerkannt hat. Manche sind mit kundigem Blick und leichter Hand über das Original hinaus verschönert, einige aber auch nur in dem Stile der Gattung gedichtet, da sich ein spanisches Muster sür dieselben nicht entdecken läßt. Der Nachdichter lebt sich unwillkürlich in> die sremden Gedanken und Formen ein, so daß ihm ein solcher Wetteiser nahe liegt. Diese eingeschobenen Stücke sind wahre Prachtwerke, deren sich jeder alte spanische Dichter sreudig rühmen dürfte.

Erst während des Ausenthalts in Escheberg wurde Geibel mit den Gedichten Herweghs bekannt. Willig erkannte er die dichterische Begabung an, aber die Verwendung derselben erschien ihm als ein Mißbrauch des anvertrauten Psundes. Die Uebereinstimmung mit manchen Grundzügen, die vorhin erwähnt wurden, schien es um so mehr ersorderlich zu machen, gegen das, was er nicht billigen konnte, sich ossen zu erklären, um nicht mit ihm zusammengestellt zu werden. Lange trug er sich mit einem Protest, der natürlich in poetischer Form austreten mußte. Im Februar 1842 dichtete er dann das Lied „An Georg Herwegh", den er einen Poeten von Gottes Gnaden nannte, der aber mit seinen Liedern, aus denen sich Ieder nach seinem Sinne das Aergste herauslesen könne, zum Ausruhr laute. Wie ein Säemann, der Zerstörung säe, wie ein Glöckner, der den Sturm der Empörung ausruse, schreite er einher und wolle den reinen Gottesstrahl zur Fackel Herostrats entweihen. Das sei nicht deutsche Art, die nach Freiheit und neuem Leben ringe, aber aus alter Zeit die Treue bewahre. Wol hoffe Deutschland weder von Rußland noch von Frankreich sein Heil; es werde es durch sich selbst erringen, Paris lehre, daß die Freiheit nicht aus dem Morde erwachse. (Es war eben wieder einmal ein Attentat benutzt, um Präventivmaßregeln zu begründen.) Die Freiheit wolle vom Geiste errungen werden; doch wer ihr reines Gewand mit blutigem Makel zu entweihen vermöge, der sei, ob er auch mit Engelzungen singe, ein Streiter der Welt, nicht Gottes. Der Dichter hebt hervor, daß er in, einer sreien Stadt geboren, daß er um keines Königs Gunst singe; aber als sreier Priester sreier Kunst, der nur der Wahrheit geschworen, könne er nicht anders. Ob ihm die Welt auch den Stab breche, das Gericht stehe bei Gott.

Das Gedicht hat, wie viele andere von Geibel, seine besondere Geschichte. Er hatte es in die Vaterstadt gesandt. Sein Schwager, der dortige Prediger A. Michelsen, ließ es Psingsten 1842 als Anhang zu einer Uebersetzung drucken und während er selbst sich aus dem Titel nicht nannte, ließ er „Emanuel Geibel an den Versasser der Gedichte eines Lebendigen" daraus nennen. Aus diesem Versteck zog Geibels alter Freund Hitzig das Gedicht und ließ es im Berliner Gesellschafter abdrucken. So kam es an den König von Preußen, und der König, um dessen Gunst Geibel nicht erworben hatte, warb nun gewissermaßen um die Gunst des Dichters, den er von einer ganz andern Seite hatte kennen lernen. Rumohr, der alte Gönner Geibels, hatte dem Könige einen kurzen übermüthigen Vers des Dichters mitgetheilt, der noch aus der Schülerzeit herstammte und jetzt in Lübeck bei allen Photoaraphiehändlern in Illustration zu haben ist. Vor dem Holstenthor zu Lübeck stehen aus dem Brückengeländer einige Statuen nach alten Mustern, die Friedrich der Große geschenkt haben soll; darunter auch ein nackter, nur mit dem Hute und den Flügelschuhen versehener Merkur. Er kehrt den Rücken gen Westen, gegen Holstein, das damals in dänischem Besitz war. Aus diesen Unbekleideten hatte Geibel den Scherzvers gemacht, der in Aller Munde war:

Zu Lübeck nus der Brücken
Da steht der Gott Merkur,
Der zeigt in allen Stücken
olympische Natur.
Er wußte nichts von Hemden
In seiner Götterruh,
Drum kehrt er Illlen Fremden
Den blnnken Spiegel zn,

Geibel, 1842, von Carl Blechen

Der König, den ein Scherz manchmal lebhafter ersüllen konnte, als das schönste Kunstwerk, hatte große Freude daran und ging um so leichter aus einen Vorschlag Rumohrs ein, dem jungen Poeten, der sür sich keinen rechten Platz in der Welt sinden könne, die Selbständigkeit zu sichern. Nach Weihnachten 1842 lud Rumohr seinen Schützling allein zu Tisch und legte ihm unter die Serviette ein Schreiben aus Berlin des Inhalts, daß der König ihm zur ungestörten Fortsührung seiner poetischen Studien einen Iahrgehalt von dreihundert Thalern aus Lebenszeit bewilligt habe. Geibel, der keine Ahnung davon gehabt, was Rumohr sür ihn aus eigene Hand erwirkt hatte, war unbeschreiblich ersreut über diese Auszeichnung, die ihm gewährte, was er bedurste, um nur sich und seinem Genins zu leben, „ein Leben vom Staube des niedern Marktes unberührt". Er dankte dem Könige in jenem schönen Gedichte voll Bekenntnisses und Gelübdes, das Banner deutscher Ehre, Zucht und Art sesthalten zu wollen. Und jetzt dars man, ohne begründeten Widerspruch zu erwarten, mit Wahrheit sagen, er hat sein Gelübde unverbrüchlich gehalten, selbst in den Zeiten, als er die Richtung, die vom Könige ausging oder von den in sein Vertrauen berusenen Räthen, nicht mehr billigen konnte; er wenigstens hat sich aus seiner Bahn, die eine eonsequente war, solgerecht weiter bewegt nnd hat die hohen Ziele, die ihm vorschwebten, sest im Auge behalten, als Andere die Blicke davon abwendeten.

Zunächst machte die königliche Auszeichnung die Ausmerksamkeit aus den Dichter allgemeiner und gewährte ihm bald die srohe Ueberzeugung, daß er in der Neigung seines Volkes sest zu wurzeln beginne. Das machte ihm die betretene Bahn leicht und heiter. Auch andere Dinge ersreulicher Natur schlossen sich allmällig an. Freiligrath lud zu einem Besuche in St. Goar am Rheine, wohin er von Darmstadt gezogen war, ein und gern solgte Geibel der Aussorderung, dort den Sommer zu verbringen. An dem herrlichen Strome mit seinen reizenden Nebenthälern lebten die beiden Dichter, zu denen sich auch Levin Schücking gesellte, bald in einander ein und schlossen eine Freundschast, die, wenn auch in der Folge nicht mehr Auge in Auge sah, doch die politischen Meinungsverschiedenheiten, die sich schon damals, wenn auch nicht trennend, zeigten, überdauert hat. In St. Goar entstand eine Reihe der innigsten Gedichte Geibels, von denen nur „Spielmanns Lied" genannt werden mag. Es wird darin mit der anmuthigsten Bilderreihe der Gedanke eingekleidet, daß es unmöglich sei, den liebenden Dichter von der Geliebten zu trennen; sein Lied überfliegt Berg, Thal und Strom, Wind und Waldvögelein tragen es weiter, der Fischer singt es, wenn er sein Netz in's Meer wirst, die Mägde mit den Krügen am Brunnen, der Iäger summt es im Buchenhage, nnd so kommt es zum Ohr der Geliebten und sie spürt es, wer es sendet, das Lied: „Ich habe dich lieb, du Süße, Du meine Lust und Qual, Ich habe dich lieb und grüße Dich tausend, tausendmal". Es ist Volkslied geworden und ich habe gehört, daß lärmende Kinder, die von der unwilligen Magd von den Stusen vor der Hausthür weggewiesen wurden, sie mit dem Singen des Resrains zum Lachen brachten und weiterlärmn dursten.

Den Winter verlebte Geibel, nach einem Herbstbesuche bei Keruer, in Stuttgart, um seinen ersten dramatischen Versuch zu wagen, der zwar mißlang, aber ihn nicht entmuthigte. Beim Studinm der spanischen Romanzen hatte sich ihm der Stoff, der in der Geschichte des Königs Rodrigo vorlag, dargeboten. König Roderich sendet seinen Feldherrn Iulian an die Grenzen des Reichs, um diese zu schützen und auszudehnen. Während der Feldherr die Vorschläge der Mauren abweist, bringt ihm seine Tochter Florinde die niederschmetternde Botschast, daß der König sie entehrt und ihr Genugthnung versagt habe. Er wendet sich nun im Bunde mit den Mauren gegen den König, der vott.seiner Hand sällt. Das Grundmotiv, der Fall Florindens, um den sich die beiden ersten Aete sast ausschließlich bewegen^ machte die Darstellung geradezu unmöglich. Ein Gretchen, das dem Versührer im Stück geopsert wird, erträgt man; aber ein gesallenes Mädchen, das als solches gleich austritt, ist eine peinliche Erscheinung. Der Mißgriff, den der Dichter bald selbst erkannte, in diesem deshalb entschieden verworsenen Stücke zeugt von einer weltunersahrenen Unschuld des Herzens, die, was im epischen Gedichte leicht angedeutet war, nun auch vor den Augen und Ohren der Schauenden und Hörenden glaubte behandeln zu können. Auch in der Charakterzeichnung zeigt sich, trotz einiger geschickter Züge, die unsichere Hand des Ansängers, und selbst die Sprache hat den natürlichen poetischen Ton nicht zu treffen und geschraubte Wendungen nicht zu vermeiden gewußt. Es ist zu bedauern, daß ein kritischer Freund den Dichter nicht von der Veröffentlichung zurückhielt. Denn diese verunglückte Dichtung ist schuld gewesen, daß er längere Zeit an seiner dramatischen Begabung irre wurde. Er wußte sehr wohl, daß sich der wahre Dichter nur bewähre, wenn er sich auch im Drama bewähre, die Gedanken in lebenden Gestalten vor Augen stelle und Menschengeschicke durch sie entwickle. An Entwürsen sehlte es nicht und manche darunter, die seiner Natur entsprachen, wie ein Tristan, besonders die Albigenser, würden ihm gelungen sein und Muth und Selbstvertrauen zurückgegeben haben, wozu ein Umblick in der Zeit nicht geeignet war. Diese zeigte ihm mehr und mehr einen getrübtten Horizont und brachte ihn zu dem verzweiselnden Wunsche, daß ein tüchtiger Krieg dem Hader in West und Ost Schweigen gebieten möge. Da er es nicht sür seine Ausgabe hielt, den händeringenden Tribun zu spielen, um den Lärm aus den Gassen zu vermehren, und da ihm das Handeln versagt war, glaubte er auch aus das Wort verzichten zu müssen und das Unabänderliche hinnehmen zu sollen, wenn auch nicht mit Freude, doch mit Gelassenheit.

Andere dachten anders und unter diesen sein rheinischer Freund, der durch Hossmann von Fallersleben ausgestachelt die preußische Pension nicht stillschweigend zurückgab, sondern mit seinem Glaubensbekeuutniß mitten unter die radikalsten Hausen trat. Es waren zum Theil ältere Gedichte, die ihrer selbst wegen coneipirt und nun gut oder übel mit einer politischen Spitze versehen waren, Zerrbilder, wenn man die srühere Gestalt dagegen hielt. Damals machten sie ein kaum noch begreisliches Aussehen und aus Geibel übten sie eine sast lähmende Wirkung. Es war, als ob der schöne Sommer am Rhein eine gespenstische Täuschung gewesen. Wie hatte er mit dem Dichter leben können, der ein solches Glaubensbekenntniß damals verschwieg! Aber Freiligrath hatte damals keinen Hauch von solchem Geiste gehabt, er war ein völlig objeetiver Dichter gewesen, der von sogenannter Tendenz nichts wußte.

Die einzige Möglichkeit sür Geibel, sich von dem lähmenden Eindruck zu erholen, den die unerwartete Wandlung des Freundes aus ihn gemacht hatte, lag darin, daß er sich der grübelnden, in sich selbst wühlenden Lnrik einschlug und Stoffen zuwandte, die eine objeetivere Behandlung verlangten. So entstanden die Balladen vom Pagen und der Königstochter, das kleine epische Gedicht von König Sigurds Brautsahrt, der morgenländische Mythus und andere, die ihn von ganz neuer Seite zeigten und ihm das sür den Dichter unerläßliche Vertrauen in die eigene Krast vollständig wiedergaben. Bald kam auch ein äußerer Anlaß, der ihm den

rechten Weg zeigte,

Lübeck war aus den Handel angewiesen und sah sich durch seine Einkeilung zwischen sremde Territorien sast aus die Wasserstraße der Trave beschränkt. Die sreie Schiffsahrt war durch den dänischen Sundzoll gehemmt; sie hatte sast nur noch das Becken der Ostsee und dieses nicht allein, sondern mußte daraus die Conenrenrenz der anderen Userstaaten bestehen. Als diese ihre Häsen durch Eisenbahnen zu verbinden begannen, durste die alte Hansastadt es nicht versäumen, in dieses sich erweiternde Netz einzutreten. Der Senat beabsichtigte einen Anschluß an die Bahnen, die von Hannover nach Lauenburg und von Hamburg nach Berlin gezogen wurden. Um die Verbindung bewerkstelligen zu können, mußte dänisches Gebiet, das heißt deutsches Land, das unter der Herrschast des Dänenkönigs stand, dnrchschnitten werden. Die Erlaubniß wurde in Kopenhagen rund abgeschlagen. Das kam einem Todesstreich gegen Lübeck gleich und ries im nordwestlichen Deutschland die hestigste Entrüstung hervor, der Geibel durch seinen „Rus von der Trave" beredten Anodruck gab. Er schilderte die alte Macht Lübecks, die Ohnmacht Dänemarks, sein trüglisches Spiel und ries das deutsche Reich an, den Trotz des Feindes zu brechen. Aber wo war das deutsche Reich? Der Bundestag? Dieser, den der Senat angerusen, that, was er immer that, er erklärte sich sür inecompetent.

Dänemark blieb bei diesem ersten Schritte nicht stehen. Der König schrieb den offenen Bries, durch den er die deutschen Herzogthümer sür Theile des dänischen Gesamtstaates erklärte. Das veranlaßte die „Zwöls Sonette" sür Schleswig-Holstein (184»'), in denen der Dichter seinem patriotischen Zorne Lust machte. Er deckt das Grundübel Deutschlands aus, den Mangel eines einheitlichen Willens und den dadurch bedingten Mangel eines Willens überhaupt, wodurch wir das Elsaß verloren und nun auch diese Länder einzubüßen Gesahr liesen. Er dringt aus Eintracht. Aller innere Hader soll einstweilen zurücktreten, bis die Einmüthigkeit Aller den Raub vereitelt oder den pygmäischen Feind vernichtet habe. Denn Däuemark an sich sei so lächerlich klein und schwach, daß es nur eines Streiches bedürse, um das sich spreizende Ding in die blutige Lache zu wersen. Weder Rußland noch Frankreich dürse gescheut werden, wo es sich um Deutschlands Ehre handle. Er sieht die Zeit am Webstuhle sitzen, um im Teppich der Geschichte ein Bild zu weben. Noch kann Deutschland zwischen Ruhm und Schmach wählen. Kein Zaudern und Zagen mehr! Es gilt den Spruch, ob Deutschland die eigenen Kinder hülslos von sich stoßen oder über die Feinde und Dränger ein zerschmetterndes Gericht verhängen wolle. „Thu' deinen Spruch! Es harrt die Weltgeschichte!" Es war eine Predigt in der Wüste. Nichts geschah. Der König, dessen grollenden Zorn ein Bertrand de Born wachrusen und mit Blitzeskeilen wassen wollte, verstand es, die Mahnung zu überhören. Das Vertrauen aus Preußen sank nicht, aber wol das Vertrauen aus die damaligen Leiter desselben, die auch in den kirchlichen Dingen seine Theilnahme nicht mehr sanden. Er wendet sich sragend „An die Gewaltsamen", die Herren aus der Zeit des Eichhorn'schen Ministerinms, ob sie der Meinung seien, die sreie Gabe des heiligen Geistes mit ihrem Stabe zu stützen? Ob sie meinten, daß der, dessen Hand den ewigen Felsen seines Wortes seit zweitausend Iahren gehalten, schlase, weil ihnen von Gesahr träume? Er will, daß die Geister ihre Bahn wandeln; in Sturm und Ungewitter werde die Lust rein und klar. Möge die Verneinung wie eine Sündsluth anschwellen, ein bloßer Machtspruch werde sie nicht zurückdrängen.

Hier beginnt ein Umschwung in den Anschauungen des Dichters. Er hält noch an der Kirche sest, aber er unterscheidet zwischen ihr und den engen Schranken, in denen bei schlimmer Zeit die Summe christlicher Gedanken ausbawahrt sei. Und in späterer Zeit, als sich diese Idee im Stillen weiter entwickelt hatte, bekennt er, daß die Formen der Kirche das göttliche Geheimniß nicht mehr sassen; sie weigert Tausenden, die sromm zu Gott rusen, den Schooß der Gnade. Er fleht zu Gott, den heiligen Geist in neuer Krast aus den dunklen Buchstaben der Schrist, aus der Hast der erstarrten Lehre auserstehen zu lassen, daß der Glaube Leben und die That Bekenntniß werde, er sleht um eine sreie neue Kirche aus dem alten Grunde.

Es mag genügen, diesen Wendepunkt mit den Worten des Dichters angedeutet zu haben. Es drängt sich zu viel Stoss heran, um die innere Lebensentwicklung, wie sie sich in zahlreichen Gedichten und besonders in den Sprüchen kund gibt, im Einzelnen zu begleiten. Kaum daß der Zusammenhang der größeren selbständigen Dichtnngen mit jener Entwicklung ausgewiesen werden kann. Aus der Zeit des Sommers am Rhein unter der Lorelei) war eine Neigung sür die Behandlung dieser modernen Rheinsage übrig geblieben. Zunächst wurde eine lyrisch-rhapsodische Form gewählt, aber bald verworsen. Die personliche Bekanntschaft mit Felix Mendelssohn, der sein Leben hindurch nach einem passenden Operntexte schmachtete, veranlaßte die Wahl der Opernsorm. Die Dichtung, über deren Composition Mendelssohn starb, gehört zu den vorzüglichsten Geibels. Sie hat die entschiedenste dramatische Struktur, sie ist theatralisch wirksam und umsaßt alle Töne, die dem Lyriker zu Gebote stehen, vom zartesten weichsten Schmelze bis zum gewaltigsten Ausdruck der Leidenschaft. Und das Alles in so vollendeter Form, so musikalischer Sprache, so raschem Wechsel der plastischen Bilder, in so geschlossener Rundung des Ganzen, daß es mir stets unbegreislich gewesen, wie diese höchste Blüthe seiner lyrischen Kunst so unbeachtet bleiben konnte. Die Composition von Max Bruch, die ich nicht gehört habe, wird gerühmt, auch soll sie aus der Bühne Ersolg gehabt haben. Doch auch sie ist nicht im Stande gewesen, der Dichtung Theilnahme zu gewinnen. Es ist der einzige mir bekannte deutsche Operntext, der selbständigen poetischen Werth besitzt.

Auch das seine Lustspiel „Meister Andrea" hat nur geringe Wirkung gehabt. In München, wo es gut ausgeführt wurde, sand es großen Beisall, auch wird es mit vertheilten Rollen gern gelesen, aber seit 22 Jahren hat es nur in zweiter Auslage erscheinen können. Es stammt aus weit älterer Zeit. Versaßt ist es sür eine Aussühhung im Palais des damaligen Prinzen von Preußen und wurde dort am 7. April 1847 von Dilettanten zuerst dargestellt. Der Stoff ist einer italienischen Novelle entnommen. Der dicke Bildschnitzer Andrea hat vergessen, daß er Freunde eingeladen, die vor seine verschlossene Thür kommen und nun verabreden, ihn sür seine Vergeßlichkeit zu strasen, indem sie ihn dahin zu brngen glauben, er sei der Capellmeister Matteo. Sie bringen es wirklich soweit sertig, daß er sich sür Matteo hält; was sie aber nicht beabsichtigt haben, ihut er nun in Matteos Namen gegen dessen Willen und den der Necker. Er verheirathet Matteos Nichte Margherita mit dem Baumeister Leonetto. Der Gesoppte soppt, ohne es zu wissen, die Fopper. Nur durch diese Wendung wird das Sujet künstlerisch. Der Versuch, den Zerstreuten in eine Art von Geisteskrankheit zu versetzen, rächt sich an den Versuchern. Auch wird Andrea durch den Schwank gewissermaßen ein Anderer, indem er sein sauertöpsisches Wesen abstreist und ein behaglicher Mensch wird. Die Rolle des Malers Buffalmaeo, des eigentlichen Anstisters des Scherzes, spielte der Prinz Friedrich Wilhelm, der jetzige Kronprinz Preußens und des deutschen Reiches. Geibel selbst hatte die Einstudirung geleitet. Die Aussühhung wurde am 8. März 1848 von denselben Darstellern wiederholt und wieder mit demselben Vergnügen und großem Beisall.

Mehrere Schwänke ähnlicher Art, voll heitern Muthwillens und bester Laune, waren im detaillirten Entwurse vorhanden, blieben aber unausgeführt, da die Zeit ein drohend ernstes Gesicht annahm. Es war das Iahr 48 mit seinen gespannten Hoffnungen und seinen surchtbaren Enttäuschungen. Es bedars keiner Auseinandersetzung, wie ties der Dichter durch die Ereignisse bewegt werden mußte. Er hatte immer das Wort hochgehalten, daß der Geist stärker sei, als die Klingen. Nun schien, in Berlin wenigstens und im Südwesten, die brutale Gewalt nur zwischen oben und unten gewechselt zu haben. Der Pöbel hatte sich den zersetzten Königsmantel umgeschlagen. Aus diesem Morden konnte die Freiheit nicht erwachsen. So mußte sich ihm die Gegenwart zu seiner Vergangenheit stellen. Aber das war nur ein Durchgang, waren nur Geburtswehen der Geschichte, nicht ihr Ergebniß sür immer. Erhebend war schon die bis dahin unerreichbar gewesene rasche kräftige Einigkeit gegen den äußern Feind, erhebender noch die Hoffnung aus eine einheitliche Neugestaltung des Vaterlandes. Es schien, als könne die Dichtung wieder mit der Geschichte gleichen Schritt gehen.

Die Zeit selbst schien einen schon länger erwogenen Stoff eines historischen Schauspiels zu dietiren: die Geschichte Heinrichs des Ersten, des mannhaften Wiederherstellet des deutschen Reiches. Der Entwurs wurde rasch vollendet. Die ganze Verwirrung der Gegenwart mit ihren ahnungsvollen Ausblicken in die Zukunft spiegelte sich von selbst in der Exposition des Stoffes. Der erste Aet gelang. Der Odem der Zeit trug den Dichter. Iene Aussicht aus ein deutsches Kaiserthum, das seinen innersten Herzenswünschen entsprach, sür das er seit den Knabenjahren geschwärmt, begeistert gesungen, ernsthast gestritten, schien sich zu verwirklichen. Sein Kaiser Konrad, der aus dem Sterbebett von dem ganzen Elend deutscher Versunkenheit und Zerklüstung noch einmal erschüttert wird, überwindet sich selbst, dem Vaterlande zu Liebe, und empsiehlt den Feind seines Lebens, den Sachsen Heinrich, zum Nachsolger. Die Wahlstürsteu überzeugen sich von der Richtigkeit des Rathes und von der gebieterischen Nothwendigkeit, ihn zu besolgen. Da lehnt, nicht Heinrich, da lehnt Friedrich Wilhelm die deutsche Kaiserkrone ab, weil er kein Heinrich war. Mit diesem unerwarteten Schritte versank der Traum deutscher Reichseinheit, deutscher Macht und Größe, dem Dichter wie der Nation, ein schon halb gehobener Schatz, wieder in's Bodenlose, und mit ihm das Schauspiel Heinrich der Erste, nicht aber das seste Vertrauen, daß dennoch ein deutscher Kaiser an's Licht geboren werde.

Zur Zeit der allgemeinen Enttäuschung, in den Tagen der Reaaction that Geibel das Klügste; er zog sich aus seine Studien zurück. Schon im Iahre 1848 hatte er sür einen in das Parlament gewählten Freund dessen Stunden am Lübecker Gymnasinm übernommen und war in der gewissenhasten Erfüllung sreiwilliger Pflichten aus das ernstlichere Studium der Geschichte und der mittelalterlichen Literatur angewiesen. Daraus erwuchsen die Entwürse zu neuen Dramen, von denen bisher nur zwei ausgeführt sind, Brunhild und Sophonisbe, beide noch in Lübeck begonnen, aber erst in Milncheu ausgeführt. Dorthin beries ihn im Ianuar

v

1852 der König Maximilian als Ehrenprofessor an der Universität mit einem mäßigen Gehalte.

Der königliche Rus kam völlig unerwartet, ohne den geringsten Schritt von seiner Seite. So ehrenvoll das Anerbieten war und so angenehm der Wirkungskreis erschien, der ihm erössnet wurde — er sollte über Literatur und Aesthetik lesen und nur sür das Wintersemester an München gebunden sein, die Sommermonate nach seinem Belieben verwenden — so schien es doch eine gebotene Vorsicht, das Terrain vor Abgabe einer bindenden Zusage erst genauer kennen zu lernen. Er reiste im März nach München und wurde dem Könige am 8. vorgestellt. Der Empfang war überaus wohlwollend. Der König ließ sich mit sichtlichem Interesse von den Arbeiten erzählen, die den Dichter beschäftigten. Er sagte, er selbst habe keine Zeit mehr sür den Umgang mit den Musen, aber die Theilnahme sür sremde Schöpfungen wolle er sich durch nichts verkümmern lassen. Er sprach mit vielem Sinn von der Ausgabe des Poeten in unserer Zeit, er müsse den idealen Zug sesthalten, ohne der Wirklichkeit sich zu entsremden. Er entließ ihn mit den Worten Schillers, daß der Dichter mit dem Könige gehen müsse. Wohlwollend, wenn gleich etwas eeremonieller, war einige Tage später auch der Empfang bei der Königin. Mit einiger Besangenheit ging Geibel zum Cultusminister, der ihm als das Haupt der mächtigen ultramontanen Partei und als geschwornor Gegner jeder Berusung von Protestanten geschildert war. Ein Kaplan in Kniehosen und schwarzen seidenen Strümpsen empsing ihn im Vorzimmer und sührte ihn dann ein. Der Minister sagte ihm einige Verbindlichkeiten über die Gedichte und gab ihm dann sein zu verstehen, man werde ihm nicht das Mindeste in den Weg legen und ihm bei seiner ezeptionellen Stellung gern jede Freiheit gestatten, wenn er sich aus dem Gebiete der Aesthetik halte und sich in keine Controversen einlasse. Der Minister v. d. Psordten, den er einige Male versehlt hatte, suchte ihn im Wirthshause aus und gab sich ganz in der bequemen, behaglichen Weise, wie süns Iahre srüher, als er den Dichter bei Gelegenheit der Germanistenversammlung aus seinem Zimmer ausgesucht hatte. Einige Tage nach dem ersten Empfang wurde Geibel aus den Abend zum König beschieden. Er .sand einen kleinen auserlesenen Kreis beisammen und bald erschien der König mit der Königin. Es war viel weniger genirt, als bei den seierlichen Einsühhungsaudienzen, man sprach mit dem Königspaae oder unter einander, wie es kam. Nach dem Thee wünschte der König, etwas vorlesen zu hören, woraus Doeuniges schou vorbereitet hatte. Geibel las einige seiner bereits gedruckten Gedichte und dann aus den besoudern Wunsch der Königin das „Geheimuiß der Sehnsucht", eine Wahl, die der Königin Ehre macht, da dies Gedicht, in dem das aus eine überirdische Heimath gerichtete Heimweh geschildert wird, zu den tieststen und vollendetsten des Dichters gehört. Die königliche Frau war ersichtlich von dem Vortrage tiez ergriffen und wünschte noch andere der Iuninslieder zu hören, und nannte immer die besten. Sie schien das Buch genau zu kennen, das in München viel verbreiteter war, als die „Gedichte". Nach dem Souper wurde Geibel in aller Form entlassen.

Er hatte zugesagt, im Herbste seine Prosessur anzutreten. So übersiedelte er im November 1852 nach München und hielt seine erste Vorlesung am 23. November in dem gedrängt vollen Hörsaal. Das Katheder war mit Blumenguirlanden umwunden und aus dem Pulte lag ein Lorbeerkranz mit passender Inschrist. Seine Ernennung war schon im Mai ersolgt, wobei ihm zugleich das baierische Indigenat unter Vorbehalt seiner bisherigen Staatsbürgerrechte ertheilt war. Bald solgte der Maximiliansorden sür Kunst und Wissenschaft und der Kronenorden, um den Bürgerlichen hossähig zu machen.

Der König zeigte in ununterbrochener Stetigkeit die offenste herzlichste Freundschaft sür den Dichter, der seinerseits sich auch dem Könige von ganzem Herzen anschloß, aber es sich von Ansang an zum unverbrüchlichen Gesetze machte, sich in keiner Weise in politische Dinge zu mischen oder seine Stellung als Freund zur Stellung eines einslußreichen Günstlings werden zu lassen, immer nur der Poet zu bleiben, von dem man nichts erwarten, nichts erbitten dürse als Gedichte; darin sich aber seine volle Freiheit zu bewahren. Als einst in einem Coneerte Geibels Gedicht des Alten im Barte, das 1845 in Lübeck entstanden war, gesungen wurde, und der König den Schluß, wann der Kaiser die Braut Deutschland heimführen werde, bedenklich sand, erwiederte Geibel ohne Bedenken, er sei geboren, wo das Lied entstanden und der König habe ihm selbst seine dortigen Rechte vorbehalten. Lächelnd meinte der Fürst, er werde ihrer hoffentlich nicht bedürsen. Aber häusig regte sich doch ein Bedürsniß; nicht als ob er sich der politischen Verhältnisse wegen in die Heimath zurückgesehnt hätte, die Abhängigkeit überhaupt war ihm drückend. Der König hatte Abendgesellschaften bei sich angeordnet, zu denen nur Männer der Kunst oder Wissenschaft oder Vertrautere des Königs gezogen wurden. Geibel durste nie sehlen. So zwanglos es dort herging, so viel Zwang legten sie doch an sich selbst aus, da sie in mancher Woche drei-, viermal angesagt wurden und Geibel, der häusig kränkelte, sich überwinden und ausraffen mußte, um nicht zu stören. Denn hatte er gebeten, ihn zu entschuldigen, so wurde in der Regel der Abend abgesagt. Auch in anderer Weise gab der König ost genug zu erkennen, wie unentbehrlich Geibel ihm geworden. Wenn er, was häusig geschah, Ausslüge machte, sollte der Dichter dabei sein, ja ihn aus größeren Reisen begleiten, was er, mit Rücksicht aus seine Gesundheit, jedesmal verbat. Mehr als einmal hat Geibel gebeten, ihn wieder srei zu lassen. Dann wurden die Verpflichtungen immer leichter gemacht, der Auserthalt in München nur sür wenige Monate ausbedungen, aber entlassen hätte ihn der König niemals. Nur der Tod konnte das Verhältniß lösen. Und als diese Lösung eingetreten, setzte Geibel ihm jenes schöne Ehrenmal „Am Ostersamstag", ihm, „dem stillen Uebervinder, der sich selbst besiegt, um seinem Volk genug zu thun, und jeder Willkür, jeder Leidenschaft den Zügel des Gewissens angelegt. Getreu, beharrlich, heiligen Willens voll. Ein stürstlich Vorbild reiner Menschlichkeit, leutselig, liebeich, jedes sremden Glücks sich mitersreuend, hülsreich jeder Noth. Denn köstlicher als seine Krone war das Herz, das unter seinem Purpur schlug, das lautere, stets sich selbst getreue Herz, aus dem aus Alles, was er sprach und schus, ein Sonnenstrahl der reinsten Güte siel".

Auch einen anderen tiesschmerzlichen Verlust hatte Geibel in München zu beklagen. Er hatte sich am 26. August 1852, vor seiner Uebersiedelung nach München, mit Amanda Trummer vermählt, die ihm am 10. Mai des solgenden Iahres ein Töchterchen, Marie, schenkte und ihn wahrhast glücklich machte, so weit er es bei seiner leidenden Gesundheit sein konnte. Als die Cholera 1854 in München ausbrach, slüchtete er mit seiner Familie nach Lindau am Bodensee, von wo er selbst im Herbste, als sich die Gesahr der Seuche verzogen, Genesung mitbrachte, wie er es so schön und dankbar im „Abschied von Lindau" ausspricht. Aus der Rücksahrt sühlte Ada plötzlich hestige Schmerzen. Gleich nach der Ankunst in München mußte sie das Bett hüten und sie ist von ihrem Schmerzenslager nicht wieder erstanden. Am 21. November 1855 machte der Tod ihren Qualen, die sie mit himmlischer Geduld ertrug, ein Ende. Schwind versuchte die schönen verklärten Züge der Todten zu zeichnen. Er machte mehrere Skizzen. Keine genügte ihm. Dann wars er den Stist schmerzlich sort mit den Worten: „Diesen Engel zeichnet keine Menschenhand!" Es gibt ein schönes sarbensrisches Bild von Kaulbach voll idealischer Schönheit, sanst, gütig und doch strahlend von Iugend und Leben. Das Original war schöner und ihre Seele schöner als dies seelenvolle Antlitz. Ihr sind die Tagebuchblätter „Ada" in den Neuen Gedichten geweiht, die das Glück der Liebe, der Ehe, den hestigen Schmerz um den Verlust, die stille Gewißheit einer nachdauernden Vereinigung der Geister schildern, einsach, schmucklos und um so ergreisender. Das letzte Lied in seiner ruhigen Einsalt schildert, wie die Geschiedene in seinen Träumen an sein Bette tritt und ihm still die Hand aus's Herz legt. Um die reinen Züge webt der Glanz der Ewigkeit und das Auge blickt, als ob es srage: „Was härmst du dich? Ich bin nicht weit." Die Erscheinung schwindet, aber es bleibt ein Hauch, ein Trost, das süße Wissen, daß ihr Lieben auch durch den Tod noch zu ihm dringt.

Die Münchner Zeit, trotz ihrer Leiden und Zerstreunngen, war reich an großartigen und lieblichen Gedichten. Von jenen seien nur die erwähnt, in denen weltgeschichtliche Wendepunkte im engsten Rahmen mit den weitesten Ausblicken behandelt werden: Die Zehnsucht des Weltweisen, der Bildhauer des Hadrian, vor allen Tiberins und Ischarioth. Der sterbende Kaiser schleudert im Zorn über das entartete hoffnungslose Geschlecht

das Scepter aus dem Fenster, das einer Wache zu Füßen sällt. Der blondbärtige Kriegsknecht, der in Träumereien versunken dagestanden, hebt es aus, ohne zu wissen, was es sei, und sinkt in seine Träumerei zurück; er denkt an seine Heimath im Weserthal, an Weib, Kind und Genossen und dann sliieß ein anderes Bild hinein, wie er einst im Morgenlande an einem Kreuze Wacht gehalten. Ihn blickte der Dulder mit einem Blick an, in dem ein unermessener Abgrund des Leides und dennoch die Fülle alles Segens lag, „Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen, und seines Volks Geschlechter sah er zieh'n, unzählig, stromgleich; über den Gesilden von Wassen wogt es, und aus ihren Schilden stand jener Mann und Glorie strahlt' um ihn." Da kommt aus dem Palaste dumpses Geräusch; der Herr der Welt ist todt; jener aber schaut kühu in's Morgenroth und sieht's wie einen Vorhang der Zukunft wallen. — Im Iudas Ischarioth, einem Monolog, ist der kühne Versuch geglückt, den Verräther und den Versucher zu identisieiren und deu Verrath daraus abzuleiten, daß die Versuchung abgewiesen wurde.

Auch die beiden Tragödien Brnnhild und Sophonisbe sind, wie sie vorliegen, aus Münchner Boden erwachsen. In der Brunhild ist der ost gemachte Versuch, die Gestalten des deutschen Epos dramatisch zu behandeln, bis ans einen gewissen Grad geglückt nnd von diesem, der Bändigung der Brunhild durch Siegsried, abgesehen, ist der hohe Werth der Tragödie anerkannt und durch gelungene Bühnendarstellungen bestätigt worden. Aus der Bühne selbst ist der Punkt des Anstoßes nicht anstößig. Wenn die Schauspieler nur einigermaßen ihre Pslicht thun, so ist die Dichtung selbst mächtig genug, um rasch über dies Grundmotiv hinwegzureißen, das ohnehin mit leichter Hand aus den ersten Trug zu beschränken war, den Siegsried aus dem Isensteine vollbracht hatte. Dort war er schon srüher gewesen und Brunhild hatte ihu unausgesprochen geliebt. Als er mit Gunther kommt, meint sie, er selbst wolle um sie werben. Sie hat sich, um nur ihm zu gehören, selbst das Gesetz gegeben, nur deu zum Gatten zu wählen, der sie bezwingen könne. Dies thut Siegsried in Gunthers Rüstung. Sie muß dem Könige folgen, aber sie liebt ihn nicht. Dieser erinnert in Worms den Siegsried an sein Versprechen, ihm Brunhild zum Weibe zu verschaffen. Bisher besitze er nur die Braut. Ietzt begeht Siegsried den zweiten Trug, indem er die Wilde bändigt und ihr den Gürtel nimmt. Brunhild ist wie vernichtet und lehnt sich gegen die Götter aus, von denen sie getäuscht sei. Das ist ein Grundzug dieser Dichtung, daß die handelnden Personen, selbst die, denen das Wort der Gottheit kund geworden, die Dinge, die sie mit Augen geschaut, nicht nach der Wahrheit, sondern nach dem Scheine beurtheilen, aus den Thatsachen salsche Schlüsse ziehen und durch die unrichtigen Folgerungen sich zu verderblichen Schritten verleiten lassen. Die ganze Schuld Brunhilds liegt nur hierin. Was ihr durch den priesterlicheu Mund der mütterlichen Sigrun die Götter verkündet haben, hat sie gehört, aber nicht verstanden, da ihr der Glaube an eine unerschütterliche Weltordnung mangelt. In ihrer menschlichen Blödigkeit meint sie, die Dinge einen Gang hinauslenken zu können, der sie zur Erstillung ihrer Wünsche führt, und gerade die von ihr selbst geschaffene Ordnung wird ihr Verderben, das mit dem der Uebrigen unauslöslich verkettet ist. Sie ist längst verurtheilt, und durch sich selbst, bevor das Stück beginnt, und sie erhebt sich erst wieder zur Höhe ihres ursprünglichen Wesens, als sie physisch untergeht und das Trauerspiel schließt. Sie liebt Siegsried, den sie mit Chriemhilde nicht glücklich glaubt, weil sie dem Schein traut. Als Siegsried sie ausklärt, daß der Starke nicht die Heroine, sondern die sauste Weiblichkeit liebe, erinnert sie ihn an seinen ersten Ausenthalt aus dem Isenstein, wo er anders geschienen. Auch diese Täuschung zerstört er ihr. Als sie nun an der Tempelsorte inne wird, daß sie dem Truge des geliebten Mannes erlegen, wandelt sich ihre Liebe in tödtliche Rache um, der Siegsried zum Opser sällt. Erst an seiner Bahre, mitten im Trinmphiren über dies schmählische Bild von gestern, das, Staub beim Staube, ihr zu Füßen liegt, überwältigt sie plötzlich der lammer um den Erschlagenen, den schönen Liebbling der Sonne, mit dem alle Lust der Welt und alle Herrlichkeit dahin ist. Die Liebe, die so lange vom Haß das Antlitz geborgt hat, bekennt sie srei und laut. Nur ihm will sie angehören und mit seinem Schwerte gibt sie sich den Tod.

Nur eine genaue Analyse würde im Stande sein, die seste Gliederung, die vollendete Sicherheit der Technik darzulegen. Von Seene zu Seene schreitet die Handlung bis zum Schlusse des dritten Aetes, immer im gleichen Schritt die Vergangenheit enthüllend und die Verwickelung beschleunigend, stets sich steigernd, bis zu der Höhe hinan, wo Brunhild aller ihr bitteren Täuschungen inne geworden. Von da an steigt sie nothwendig abwärts, um sich im sünften Aete zu der neuen Höhe des sreien Bekenntnisses und der Sühne durch den Tod zu erheben, den Niemand über sie verhängen kann, als sie selbst. Der Dichter hat diese Gestalt erst geschaffen und innerlich erschlossen. Im Epos ist sie kaum mehr als ein Name, und was er von dorthier ausgenommen, hat ihn mehr gehemmt, als gesördert. Er hätte auch noch Manches davon abstreisen können, um eine sreiere Bewegung zu gewinnen. Ohne das, was zwischen dem ersten und zweiten Aete liegt, würde auch der böse Wille keinen Vorwand sinden, an dieser Dichtung zu rütteln, die sich, nach den vier Auslagen zu schließen, doch unabhängig von der Bühne ein Publikum errungen hat. Ich habe sie einige Male aussühren sehen, in Dresden von der Ianaushek, welche die ganze dämonische Gewalt dieses Weibes vollendet zur Erscheinung brachte, aber nicht unterstützt ward, weil die Schauspieler Hebbel

Nord und Lud. I, 3. 28

nicht verdunkeln lassen wollten. Und doch war die Wirkung eine gewaltige. Die naheliegende Vergleichung mit Hebbels Nibelungen vermeide ich, da ich nicht einmal der Geibel'schen Dichtung nach allen ihren Verflechtungen und Charakteren solgen konnte.

Auch bei der andern Tragodie, bei Sophonisbe, behalte ich nur die Hauptgestalt im Auge, Auch sie hat sich unabhängig von der Bühne Bahn gebrochen, da sie in kürzerer Frist als Brunhild es zur vierten Auslage gebracht hat. Diesen Erfolg erwartete der Verleger nicht. Als ich dem Geschäftssührer Roth 1866 gelegentlich ankündigte, die Sophonisbe werde binnen Kurzem ihre Auswartung machen, meinte er verdrießlich: „Nehmen werden wir sie ja; aber was werden die Numider ausrichten! Für solche Rothhäute hat das Publikum keinen Sinn." Die Numider sind auch Menschen gewesen und Geibel hat sie wie Menschen dargestellt. Seine Sophonisbe ist die einzige Patriotin neben ihrer Verwandten, der priesterlichen Thamar. Sie hat nur ihr Vaterland, Karthago, vor Augen. Um dies gegen die Römer zu retten, sucht sie nach einem Manne, der den Namen verdient, einem Manne, der die Freiheit des Vaterlandes behaupten kaun, Massinissa, der um sie wirbt, scheint ihr dieser Mann nicht, da sein willensloser Unbestand jedem Triebe gehorcht. Ueberdies ist er ein Fürst ohne Reich. Sie wählt den Syphax, um an ihm einen Bundesgenossen sür Karthago zu gewinnen. Sie erwartet voll Siegeszuversicht jeden Augenblick von ihm die Kunde, daß er die Römer geschlagen; statt dessen bringt der Bote die Nachricht, daß die Feinde sein Lager übersallen und vernichtet, daß er sich in sein Schwert gestürzt. Sie selbst sällt mit ihrer Burg Cirta in die Gewalt des Massinissa, der zu den Römern übergegangen war und jetzt, vom Anblick der geliebten Frau überwältigt, bereit ist, sür ihre Hand von den Römern abzusallen. Sie bringt das Opser ohne ihr Herz. Aber Seipio, der den beabsichtigten Verrath durchschaut, geht allein in das numidische Lager und bringt die Abtrünnigen durch Hoheit und Güte zur beschworenen Pflicht zurück. Selbst Sophouisbe ist von ihm überwältigt. Sie, die den Mann sür das Vaterland gesucht, sindet wenigstens den Mann und vergißt, daß dieser Mann ein Feind ist. Da vernimmt sie von einem Diener und von Massinissa, die es aus Seipios eigenem Munde gehört, daß er sie im Trinmphe aussühren wolle. Er sinkt in ihren Augeu zum gemeinen Meißner. Sie beschließt, da Massinissa den Dienst verweigert, den Falschen zu ermorden, dringt in sein Zelt und liest dort den Bries Seipios an den Senat, daß er die Sophonisbe im Trinmphe aussühren werde, aber nicht als Gesangene, sondern als Bundesgenossin. Er steht wieder groß und hoch vor ihr, aber ebenso groß und schwer erscheint ihr die Schuld, ihn verkannt zu haben. Sie weckt den Schlasenden, gesteht ihr Vorhaben und ist, als er auch jetzt noch groß und gütig verzeiht, aus dem Punkte, ihre Liebe zu bekennen, als die Kunde kommt, daß Thamar, der sie die Burg Cirta übergebeu hatte,

content-0130.png

dieselbe verbranut und sich in den Flammen begraben habe, um mit dem sesten Platze nicht in Römerhaut zu sallen, Da geht ihr die Verblendung aus, daß der Mann, den sie gesunden, der Feind ihres Vaterlandes ist. Indem sie dem, welchem sie niemals angehören kann, ihre Liebe bekennt, gibt sie sich den Tod. Seipios tieser Schmerz wird durch die Nachricht zurückgedrängt, daß Hannibal gelandet sei. Er bricht nach Zama aus.

Auch diese Tragödie ist so sest und sicher gegliedert, wie die vorige und mit so leichter Hand ausgesetzt^ daß man die langsam prüsende, wählende und verwersende und endlich entscheidende Arbeit nicht erkennt.

Als Sophonisbe 1868 erschien, war Geibel von München schon srei. Er hatte im Namen seiner Vaterstadt den König Wilhelm, der dort einen Besuch machte, mit einem Gedicht begrüßt, das mit dem Wunsche schloß, des Königs Auge möge es dereinst noch sehen, wie ununterbrochen vom Fels zum Meere über's Reich sein Adler ziehe. Das mißsiel in München. Es wurde ihm der Stuhl vor die Thür gesetzt, von derselben Hand, die 1871 dem Könige Wilhelm die Kaiserkrone entgegenrug. Die großen Thaten, welche diesen Umschwung erzeugten, hat Geibel mit seinen Liedern, die unter allen Kriegs- und Siegesliedern jener großen Zeit den Preis behalten werden, begleitet. Gesammelt sind sie mit den älteren, die Zeit sesthaltenden Gedichten als „Heroldsruse", und werden nun, nachdem sie vier Auslagen erreicht, so weit sie neu sind, in den nächsten Band der Gedichte übergehen. Denn noch immer quillt der Born der Lieder in jugendlicher Frische, an dem sich seit nun sast vierzig Jahren nicht allein Deutschland, sondern auch die Fremde gesreut, erquickt, gestärkt hat. Möge er noch lange strömen, dem Dichter zur Lust, dem Vaterlande zur Ehre!

content-0131.png

Zur Psychologie der Vauern:
wie der Huber ungläubig ward.

von
Ludwig Anzengruber,

content-0133.jpg

Ienn es vor der Kirchenthüre oder im Wirthshausgarten hieß: >„die Huberischen kommen", dann wußte Jeder, wie viel ihrer um den Weg waren, auch wenn er nicht bis süns zählen konnte, i denn er reichte mit Einem weniger. Da war der alte Huber, stämmig und untersetzt, trug einen großen Kops aus den breiten Schultern, sein Gesicht war groblinig und rauh, sah aus, als wär' es nur so im Rohen aus Sandstein gehauen und der Steinmetzgehüls mitten unter der Arbeit abgerusen worden. Neben ihm ging die Bäuerin, die war einen guten halben Kops größer wie er, aber hager; die Leute meinten, sie säh' aus wie die „theueren Zeiten" oder wie „dem Tod sein Spion", Den beiden Alten voran schlenderte ein Bursche, der seiner Mutter an Länge und Hagerkeit nichts nachgab, hellblonde Haarbnschel sielen ihm bis in die Stirne und drunter guckte er mit treuherzigen, blauen Augen in die Welt. „Schau' nit so ehrlich," sagte ihm der Vater, „sonst treibt Dich Jeder aus den Markt." Neben dem also Verwarnten ging dessen Schwester, eine Dirne, derb und breit gebaut wie der Vater, nur ein wenig kleiner, hatte dunkles Haar und braune Augen. „Guck' nit so keck," sagte die Mutter zu ihr, „sonst meint Mancher, Du gäbst Dich aus Borg." Die Mahnung schien jedoch unnöthig, das Mädchen sah ohnehin wenig aus und hatte ein scheues Wesen. So war man's im Dorse die lahre her gewöhnt, sie zu Vieren herankommen zu sehen.

Von nun ab sollte es anders sein und wenn es heute vor der Kirchenthüre heißen wird: „die Huberischen kommen", und man sieht sie selb' zu Dritt' aus ihrem nahen Häuschen treten, so wird das Niemand Wunder nehmen, aber, wie den Dreien selbst, so wird es auch den Dörflern schier absonderlich vorkommen und diese wie jene möchten wol sragen: Wo ist das Vierte geblieben? Ia, wenn man es nicht wüßte, daß gestern die Bäuerin begraben worden war und zur Stund' eine „schwarze Meß" sür ihr Seelenheil gelesen werden sollte.

Noch ist es aber nicht zu dieser Stund', hat noch eine Weile hin und Morgengrau liegt über der Gegend und dem stillen Flecken. Hähne krähen. Hie und da bellt ein Hund, knarrt eine Thür. Der Platz vor der Kirche ist leer; diese ist etwas nieder gerathen, hat in der Front ein geschnörkeltes Mauerwerk, das bis zum Giebel des Daches anstrebt und dasselbe verdeckt, neben der Thüre stehen rechts und links in einer Nische der Landes- und der Kirchenpatron, steinern und steis. Ein srommer Sperling zerhackt gerade aus der Schulter des einen Heiligen einen Wurm. Die beiden Seitenmauern des Schisses scheinen älter zu sein wie der Frontbau, müde Pseiler nehmen da einen Anlaus, rasten aber in mehreren Absätzen und gelangen mühselig und dünnleibig bis zur Höhe des Daches, zwischen ihnen sind spitzbogige Fenster mit »erblindeter Glasmalerei. Vom Felde her läust eine niedere Mauer, umsriedet einen kleinen Fleck Erde und stößt ihn an die Kirche an, rechts von dieser öffnet sie dräuend ein übergroßes Gitterthor und läßt Kreuze und Grabsteine nach dem Dorsplatze durchblicken.

Seitwärts, übereck die dritte Hütte — wie sie breit daliegen mit ihren Umzäunungen und Einplankungen, — ist die des alten Huber. Der Hos lag gleich den andern noch wie verlassen, aber nicht stille, das Geflügel hatte sich in einen bunten Hausen zusammengedrängt und vollsührte einen ganz ungebührlichen Lärm. Das war ein Gegacker, Gekreisch, Gekrähe und Gesturre, daß darüber auch das benachbarte Federvieh in sträubende Ausregung gerieth. Knarrend öffnete sich jetzt eine Thüre, der Bauer trat heraus, er kam nachsehen, eben wandte er sich wieder nach dem Hause zurück, da schritt eine barsüßige Magd vom Stalle her und schickte sich an, aus einem blauen Vortuche Futter zu streuen. Es war das sonst jeden Frühmorgen die erste Sorge der Bäuerin gewesen und, als diese krank lag, der Tochter übertragen, die Stalldirne hat es wol nur heut' aus "Erbarmen mit dem Vieh übernommen. Sie that es auch wie Eine, der es nicht zukommt, sie lockte nicht, kniff die Lippen ernst zusammen und sah nachdenklich aus das lärmende, streitende Geflieder herab. Sie streute und strich sich dazwischen manchmal mit dem Rücken der Hand das ungekämmte Haar zurück, das ihr immer in's Gesicht siel.

Huber sah ihr eine Weile zu, dann nickte er. „Brav, Everl!"

„Guten Morgen, Bauer."

„Guten Morgen. Die sressen rechtschaffen, sind halt gestern in dem Wirrsal ein wenig übersehen worden. Will auch heut' darüber nicht mit meiner Dirn' schars dareingehen. Ein und den andern Tag braucht es wol Zeit, bis sie es verwindet, daß wir die Mutter da hinüber getragen." Er deutete nach der Kirche.

Die Magd nickte, daß sie ihn wohl verstehe.

Der Bauer sah nach dem Stalle, nach dem Werkzeugschupsen, ging dann langsam durch den Garten und trat durch ein Hinterthürchen in's sreie Feld. Das lag im Thau und Dämmer, seucht und verworren. Im Haus und in der Welt stand und lag Alles wie vor und eh'. Als er sich umwandte, glänzte das Kreuz aus der Kirchthurmspitze und das Dach hauchte sich roth an. Die Sonne kam heraus.

Er ging nach dem Hause zurück und trat in die Stube, wo ihn seine Kinder und die Dienstleute erwarteten. Die Tochter stellte eine dampsende Schüssel mit Milchsuppe aus den Tisch, an dessen Längsseiten zwei Bänke standen. Nach kurzem Gebet setzten sich Alle, aus der einen Bank obenan der Bauer, dann sein Sohn, zunächst der im Dienste ältere Knecht und am Ende der „neue". Aus der andern Bank hatte immer obenan die Bäuerin gegessen, ihr zur Seit' die Tochter, dann die Stalldirn' und als Letzte die „jüngere" im Haus. Der „Neue" und die „Iüngere" blieben neu und jung, so lange die älteren Dienstleute sich aus dem Hose verhielten, und darüber konnten sie selber so alt werden, als es sich mit der Zeit schickte.

Der Bauer schnitt sich Brot in den Teller, jetzt klappte er das Messer zusammen und schob es in die Tasche, dabei sah er aus, ihm gegenüber war der Platz leer geblieben, die Tochter war, wie gewohnt, aus der Bank hineingerückt.

„Rück' heraus, Kathrin'," sagte er. „Du bist nun wie in der Wirthschast, so auch bei Tisch die Erste. Der Platz kommt jetzt Dir zu."

Die Dirue rückte eine Handbreit von ihrem Sitze weg, Thränen schossen ihr in's Auge, auch der junge Huber beugte den Kops ties über seinen Teller.

„Euch mag wol rechtschaffen leid um sie sein", dachte der Alte. „Ihr habt unter ihrem Herzen gelegen und unser Jedes hat wol ein gut Theil mehr von der Mutter als vom Vater in sich. Mich käm's wol auch härter an, wär' die Dirn' noch klein, aber — Dank Gott — sie ist groß genug, um aus die Wirthschast zu schauen, das schickt sich eben recht und ist mir kein geringer Trost."

Als er den Lössel weglegte, öffnete sich die Stubenthüre, ein überlanger Mensch in schwarzer, städtischer, stark abgetragener Kleidung wurde vor derselben sichtbar', wäre er nicht in gebeugter Haltung dagestanden, er hätte mit dem Mund über den oberen Thürpsosten hinausgereicht, so aber sprach er unter demselben weg nach der Stube hinein.

„Guten Morgen, allsammt! Mit Dir, Huber, hätt' ich halt noch ein Wortel zu reden, Du weißt schon —" Er sagte das in klagendem Tone

content-0134.png

und mit einem wehmüthigen Lächeln. „Von wegen dem Grabkreuz," setzte er nach einer Pause mit einem leisen Seuszer hinzu.

Er behielt seine Iammermiene und seine geknickte Haltung bei, als er neben dem Bauer aus der Stube, über den Hos und nach dem Garten ging, und Beide dort im Gespräche aus- und abschritten. Alles an dem Manne sah nach Mitgesühl aus, war aber eigentlich nur die geschäftliche Form, unter welcher er als Leichenbestatter mit den Leidtragenden im Orte verkehrte, anders kannten ihn die Leute als Kirchendiener in der Psarrkauzlei und gar nicht mehr zu erkennen war er Abends an der Kegelbahn im Gemeindegasthause.

„Also von wegen dem Grabkreuz," sagte er, „so bleibt es dabei, wir nehmen ein eisernes? Ist recht. Kostet sür den Ansang wol mehr, ist aber doch ein Ersparniß, da hat die Bäuerin — Gott trost' sie, — lange daran. Aber was ich hab' sagen wollen, was schreiben wir ihr denn daraus?"

„Weiß ich, was schicklich ist aus ein Grab zu schreiben?" sragte Huber.

„Einen Spruch hätt' ich," sagte der Leichenbestatter und begann seine Rocktaschen zu durchsuchen. „Einen Spruch hätt' ich, ja, den verdient sie, gewiß, den thut sie verdienen. Ich hab' immer so viel Ausschreibungen bei mir Ia, da ist er." Er brachte einen Zettel zum Vorschein, hielt ihn mit der Rechten vor das Auge und legte die Linke aus die Schulter des Bauern. „Hör' zu, Huber!" Dann las er mit einigem Gesühl, nicht ohne Berücksichtigung vou Silbensall und Reim:

„Fromm und bieder war ihr Leben,
Tren und sleißig ihre Hand,
Tanst war ihr Hinübm'chweben
In das bessre Vaterland!

Was meinst?" Er reichte ihm das Blatt, guckte ihm über die Schulter und Beide lasen halblaut den Vers.

„Das paßt nicht." Der Alte drückte ihm den Zettel in die Hand zurück. Das Papier war leicht gesältelt, wo er mit dem Daumen dagegen gedrückt hatte.

„Warum nicht? Huber, thu' Dich nicht an der Seligen versündigen. Warum soll es nicht passen? War ihr Leben nicht sromm und bieder? Hat sie nicht eine treue und fleißige Hand gehabt?"

„Ich sag' nicht, daß das nicht passen möcht', dasselbe laß' ich hingehen. Solche Versschreiber, hab' ich mir sagen lassen, nehmen's nicht genau, wie eine Sache ist oder gewesen war, wenn es ihnen nur mit den Worten ausgeht und schön zum Anhören ist. Aber wie lautet die dritte Zeil'?"

„Sanst war ihr Hinüberschweben."

„Dasselbe ihr au das Grab zu schreiben wär' eine Sünd'! Hart ist es sie angekommen wie nicht bald Einer. Ich hab' sie daliegen gesehen sechszehn Stund' lang, unterweil den Doetor mit ausgehobenen Händen bittend, er möcht' sie vergeben, damit ein End' wird." Er wischte sich mit dem Aermel den hellen Schweiß von der Stirne. „Weiß nicht, womit sie das verdient hat, aber das da kann man ihr nicht daranschreiben. Studir' jetzt aus nichts weiter. Nach der Meß' werd' ich Dir meinen Willen sagen. Ich geh' noch vorher aus den Freithos hinüber und schau' mir die Inschriften an, vielleicht sind' ich eine, die mir taugt,"

„Ich hels' Dir suchen."

„Dazu brauch' ich Niemand. Behüt' Gott."

„Nun so behüt' Gott. Versäum' Dich nur nicht darüber." Der Lange schritt gebückt aus dem Garten, gebückt über den Hos, erst einige Schritte außerhalb der Hütte richtete er sich aus seiner gebrochenen Haltung etwas aus, gerade so viel, daß sein Haupt uoch in ergebener Demuth niederhing, wie es sich sür einen „Diener der Kirche" geziemt.

Der alte Huber ließ sich von seiner Tochter in den Rock helsen. „Ihr könnt immer aus mich warten. Bis in die Kirche Zeit ist, bin ich wieder heim." Er nahm Hut und Stock und trat hinaus aus den Platz.

Der Mann galt sür eine der christgläubigsten Seelen des Kirchspiels und er mochte sich wol selbst dafür halten. Schon als Knabe lernte er seinen Katechismus und dachte dabei an nichts, als wie er die Lehrsätze und Erläuterungen behalte, sür den Fall, daß die Frage danach an ihn käme. Er besuchte fleißig die Kirche, machte alle Bräuche mit, wie es „hergebracht" war und enthielt sich der Hochsahrt des Denkens über derlei Dinge, er dachte überhaupt nur, wo sich ihm die Gedanken unabweisbar ausdrängten, und das war bisher meist Handels und Wandels wegen, in Beziehung aus seine Wirthschast und den Verkehr mit Freund und Feind da in der Gegend.

Er bog an der Kirche ein und schritt aus das Gilterthor zu, dasselbe war nur angelehnt, er rückte es aus, es kreischte in den verrosteten Angeln, und der Kies, über den es wegstrich, knirschte; er trat ein und wars es in das Schloß, er dachte nicht daran, hinter sich irgend etwas auszusperren.

Er war allein. Die Sonne lugte über die Mauer. Das Gras lag im Thau. Die Vergoldungen, aus welche das Morgenlicht siel, brannten, der glatte Stein, das kalte Eisen glänzten seucht, winzig? Tröpschen hatten sich wie eine Staubschichte aus sie niedergeschlagen. Aus den Bäumen lärmten die Vögel, hie und da schwirrten ein paar aus dem Laub nieder und balgten sich aus dem Kieswege, daß ein leichtes Staubwölkchen ausschlug, dann stoben sie auseinander.

Der Huber ging nach einem srischausgeworsenen Grabhügel, nahm den Hut ab, saltete die Hände und betete ein Vaterunser.

„Hast auch nicht mehr vom Leben gehabt als die Andern und im Tod schwermächtig leiden müssen, Anne Marie," sagte er leise. „Jetzt hast Du es überstanden."

Dann wandte er sich ab und ging die Gräberreihe entlang, Kreuz sür Kreuz und Stein sür Stein und las die Sprüche daraus.

Er war an die rückwärtige Mauer gelangt, hinter welcher die Sonne herauskam und vor der die Denkmale im Schatten lagen. Er schüttelte den Kops und murmelte: „Es ist immer dasselbe und doch nicht einerlei.“

Er stand vor einem eingesunkenen Hügel, Unkraut wucherte aus der zersallenen Scholle, zu Haupten erhob sich ein hölzern Kreuz, mit einer von Regengüssen argverwaschenen Blechtasel, aus welcher in verschnörkelter Schrist angemalt war:

Dies
ist errichtet der

Antonia Xalserin,

die sitzt nun im Himmel drin.
Jm 62. Jechre ibres Alters.

Geb. 1?24,
ausgestellt im ölger Jahre

von
ihrer tiesbetrübeu Tochter.

„Tie geht jetzt selber als ein so alt Weib herum wie ihre Mutter, die da liegt.“

Daneben war ein wohlgepslegtes Grab mit grünem Rasen und bunten Blumen, welche die thauschweren Kelche senkten, und einem polirten Stein, der in goldenen Lettern die Inschrist trug:

Hier
rnlteu in einern «Ü«>»en ?riell
^okaun uuel H,ute>n
?ür8 tenrie6,
^Virtlle alldier ?ur ^ollleueu ^Vage
1872.

„Beim alten Iohann hab' ich als Bursch noch manche Halbe getrunken, mit dem Anton bin ich in die Schul' gegangen und beim Enkel kehr' ich noch manchmal ein. Brave Leut', die aus der goldenen Wag'."

Er schüttelte wieder den Kops, blickte nach der Gräberreihe zurück, die er abgegangen, und dann aus die beiden Grabstätten, an denen er eben stand. „Das hebt gerade wieder so an, dort liegen sieben, die sich mit dem Zuwarten bescheiden, und ihrer neun wollen schon im lieben Himmelreich oben sein. Nicht einmal unter der Erd' sind die Leut' Eines Sinnes. Es kann doch nur Eines mit der Wahrheit bestehen. Nach dem Versterben wird es doch nicht der Eine so und der Andere anders halten können. Ihr, Hascher, ihr, wo wollt ihr dermalen denn anders sein, als wo ihr liegt, unter'm Rasen, bis es einmal wieder aus die Höh' heißt?!"

„Schau', da ist gar die Zehentnerische Grust. Wie sauber, ausgemauert und ein schwerer Stein d'rüber. Gott verzeih' mir die Sünd', schad", daß nicht die ganze Sippe schon darunter liegt! Bis jetzt haben sie nur den Alten hineingelegt, den Leutschinder und Kornwucherer, Was sie ihm da sür einen Vers hergeschrieben haben:

Theure tiinder, müßt nicht weinen,
Meidet rechtlich, fromm und bieder,
Küchelnd blick' ich aus die Meinen
Von dem Himmelreiche nieder.

„Lachen mag er wol und seine Freud' an den beiden Buben haben, denn die sind eben solche Schelme und Diebe wie er einer war. Käm' so Gesindel in's Himmelreich, möcht' sich ja kein ehrlicher Mensch hinein verlangen. Aber ich denk', wenn es eine Gerechtigkeit gibt, so lugst Du dermaleinst von ganz anders wo her nach den Deinen aus, und brauchst kein weites Gesicht dazu, wirst sie nah' haben. Wirst Dich bis dahin wol auch gedulden können! War' Dir wol lieb, Du könntest Gottes Urtel vorgreisen, aber ich mein', da müssen wir doch erst Alle abberusen und zusammen versammelt sein, nicht, daß noch Kläger und Zeugenschast lebend aus der Erd' herumlaust.

„Was das sür ein Unwesen ist! Stras' und Lohn kann doch nur nach'm Urtel anheben. Wär' Einem das schon zuvor durch die Höll' und den Himmel gewiß, dann war' das jüngste Gericht unnöthig, und hielt man bis dahin ohne Leib aus, so brauchte es ja auch keine Auserstehung. Dumme Leut', wie sie da wollen Gutes oder Uebles vermerken, wenn nichts da, woran sie es verspüren. Von der Psarr' aus sollte man es ihnen versagen, daß sie solches unsinnig' Zeug da anschreiben, das Einem alle Sinne verwirrt; zu was hernach betet Ieder im Glaubensbekenntniß, er glaub' an die Auserstehung des Fleisches und an das Gericht? Und"

Da stand er vor einer Nische in der Friedhossmauer. Unter einem Crueisixe war eine rohe, mit grellen Farben bemalte Steingruppe angebracht; zwischen gelb und roth getünchten Zacken und Zungen, welche Flammen vorstellten, strebten fleischscharben angestrichene Figuren mit gerungenen Händen empor, sie waren bis zum Gürtel sichtbar, au welchem man die Andeutung weißer, vermuthlich seuersester Schwimmhosen gewahrte. Vor dieser erwecklichen Darstellung besand sich ein rothes Lämpchen und ein Betstuhl.

„Das Fegeseuer," murmelte der Alte und starrte aus die Gruppe. „So, so. Na, Huber, da hättest Dich bald herrgottssakermentisch verrannt. Das steht doch von der Kirche ans zu einer nachdenklichen Beschauung da, und da seh' ich doch mit meinen leiblichen Augen, da wären welche, die ihre Körper hätten und Qual litten, dermal', jekunder schon, es ist nit anders! Man betet doch sür die armen Seelen im Fegseuer, läßt Meß' lesen sür die Verstorbenen, — wie ich doch selber heut' sür die Anne Marie. Wann käm's ihr zu gut, wann nit gleich?"

Er hob beide Häude gegeu den Kops. „Aber — Iesus, mein Heiland, — da weiß sich halt doch kein Tenxel aus! Gestern ist bei der Leich' der „Glaubeu" gebetet worden und drei Vaterunser sür alle abgeschiedenen christglänbigen Seelen und zum Beschluß: der Herr verlei'h ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr, der Herr lasse sie ruhen in Frieden, Amen! Alles durcheinander! Was gilt denn nachher? Was geschieht denn mit Einem? Liegt er und muß er wieder aus? Fliegt er vielleicht srei in der Luft herum? ^der bleibt er liegen sür all' Zeit und Ewigkeit? Ems davon muß wol sein, alles drei miteinander kann er doch nicht verrichten!"

. Er wandte sich nach der Kirche um und nickte ein paar Mal mit dem Kopse.

„Ia, ja, ich merk' schon, wenn ihr auch ein weißes Chorhemd anhabt und eine Stola überhängen und ein viereckig' Klippel aus, ihr wißt da doch nicht mehr wie der Huber; geb' auch nichts daraus, daß ihr viel Anderes wißt, wo das doch ein Hauptstück."

Er schritt gegen die Kirche zu.

„Ha, ja, ja, da kam! sich Ieder hinlegen und versterben, in welchem Glauben und in welcher Meinung er will und kann sich's an das Grab schreiben lassen, hat er erst seine sechs Schuh Erde über sich und ist eine Weil' schön sanber an's Verstorbensein gewöhnt, so nimmt er euch wol nimmer beim Wort. Und soll, wie bei einer andern Red, das letzte Wort gelten, das gesagt worden ist, — dieselbe Ruh' und der nämliche Fried' wird mir auch, wenn ich gleich hinsall' wie das liebe Vieh. Tazu brauch' ich keine Fürbitte. Ei ja." Er seuszte ties aus.

Unterdem war er bis an die rückwärtige Mauer der Kirche gelangt, an welche etliche Steintaseln mit Inschriften genietet waren, eine davon war aus Mörtel und Klammer gebrochen nnd lag in zwei Theile zerspellt am Boden, überwuchert von einem mächtigen Brombeerstrauch. Der eine Theil, welcher besagte, wem die Grabschrist galt, verschwand ganz im Gewirre der dichten Zweige, über den andern, der einen Vers eingemeißelt trug, streckte der Busch einzelne Ranken mit den breiten, rauhen Blättern, Blüthen, grünen und reisen, matt bläulichen Beeren. Ner Huber streiste mit seinem Stocke das Buschwerk zurück. Grüne Moosslecke und tiesschwarze Erde, die einige Buchstaben ausfüllte, erschwerten ihm das Entziffern der Lapidarlettern. Genäschige Ameisen liesen quer über die Platte nach abgesallenen reisen Früchten.

Nach einiger Mühe brachte es der alte Bauer zu Stande, den Spruch zu lesen:

VON, DTK 'VVI^KT, X^,cn DTK L^«K
8UIX XVIK ^,QI. vox LIXT5I 0KV^X,
^V.^,5 IQU ^1X51 6RWL5TX ^V.V«,,
LIX I«I 7^^X0 ^VITDTK ^VOK.V^X.

>lvcı.xxxviii.

Er zog hastig den Stock zurück und die Ranken schnellten wieder darüber.

„Der meint's auch nit anders, der da darunter gelegen hat. Nahzu zweihundert Jahr' her. — Warum sie das Getäsel nicht auch srei da an der Wand haben hängen lassen?"

Er suhr sich mit dem bunten Sacktuch über die Stirne, kalter Schweiß brach ihm aus.

„Ah ja, dasselbe schwant Einem schon östermal im Leben, aber als ein Iunger springt man darüber weg und als Mann weicht man bedächtig aus, erst als ein Alter sällt man mit der Nase daraus. Nichts davor und nichts dahinter und in der Mitte nit viel Gescheidtes. Das Versterben ist lang nicht so dumm wie das Geborenwerden. Von wo man Eines in die Wiege legt, bis wo man es wieder aus den Laden bringt, ist doch nur eine kleine Spann', ob mit langen oder kurzen Fingern ausgemessen, und was inmitten zu verrichten ist, das ist nicht so bedeutsam, daß wir es nicht allein erwachen könnten, gleichwol, ob ein Herrgott war' oder keiner."

Er blinzte mit den Augen. Kein Donner grollte, kein Blitz zuckte, der Kirchhos lag sriedlich und still im Frühsonnenschein wie zuvor.

„Sie meinen sreilich, dahernach würden wir uns untereinander aussressen wie das wilde Vieh, aber ich meine schon, es weiß Ieder, so hart er beißt, kann er wieder gebissen werden, und da schon't er lieber eigene Zähn' und sremde, und braucht kein Gebot dazu. Gleich besser, es gibt gar Keinen da oben, und was uns trifft, sällt blind herunter wie der Hagel aus's Feld, möcht' Keiner erst sragen: warum, und nähm's nicht als Stras', zu der er sich hinterher müßt' aus ein Verschulden besinnen. Ist Alles ein Unsinn, dann kriegt es erst ein gescheidtes Ansehen! Wo Alles herstammt und wo es hin soll, bekümmert auch Keinen, wenn er weiter nichts dabei zu thun hat, und wir möchten schön sauber aus unsere eigene Sach' schauen und ihrer mehr achten als bisher."

Er war, ost stille stehend, bis zu dem Grabe seines Weibes zurückgekommen. „Ia, Anne Marie, auch wir wären uns kein Mal aussässig gewesen, hätten uns manche Bitterniß erspart, hätten keine Freude neben liegen lassen und keine Arbeit ausgeschoben, wenn wir gewußt hätten, es wär' einmal sür alle Mal, nichts davor und nichts dahinter. Ia, und wenn es hoch kommt, zwanzig Jahr' noch" — er erschauerte leicht, — „dann geb' auch ich mein Tagwerk an unsere Kinder, und da legen sie mich da zu Dir und nimmt unser Keines davon was wahr und ich kann Nir nicht sagen, wie es gescheidter gescheidt gewesen wäre. Um Deines bittern Todes willen, hätt' ich Dir's gerne gesagt."

Er zog sein Tuch hervor, kehrte sich ab und schneuzte sich hestig, dann nickte er von der Seite dem Hügel zu und schritt langsam über die Kieswege, durch das Gitterthor, über den Platz, bis er im Hosraume seiner Wirthschast angelangt war.

Ein Leiterwagen, der aus dem Schupsen gezogen worden, verlegte ihm den Weg. Er trat an denselben heran, legte seine Arme über einen der Leitersparren und lehnte daran mit tiesgesenktem Kops, die Sonne brannte heiß über ihm. Stahlblaue und grüne Fliegen surrten hinzu, hielten aus dem grauen und rissigen Holze des Sparren kurze Rast und suhren in einem Fluge wieder weg, als wären sie aus der Welt.

Und wie weh dem Manne auch war, er sühlte, wie die Wärme durch seine Arme prickelte und nach der Brust drängte, wo jeder Muskel schlaff, jeder Nerv wie todt und ihm so kalt und leer war. Er ließ den Athem breit ausströmen und streckte sich. Er sah zur Sonne aus: „Du meinst es schon rechtschaffen, machst Einem die Welt schöner und das Leben leichter. So Geschmeiß ausbrüten, wie da umherfliegt, ist wol Dein allergeringstes Stückel. Bist Du nit vielleicht von Allem Ursach'? Weißt wol nicht darum und sragst nicht danach. Sein, das ist Alles, was wir thun können und worum wir wissen. Leben wir halt. Thu' Du am blauen Himmel oben Dein Tagwerk und ich da herunter ans der Scholle. Wird schier recht sein! Ehrlich verbleib' ich, und brauch' dazu kein Gebot! —"

Ein kurzes Läuten klang vom Thurme.

Der Huber trat in die Stubenthüre und ries seinen Kindern zu: „Seid ihr sertig, so gehen wir!“ Er trat zurück in den Flur. „Bezahlt ist die Meß' einmal,“ murmelte er, „so will ich sie auch abhören.“

In der Kirche brach das Sonnenlicht durch die hohen, bunten Fenster und wars vielsarbige Streisen aus das schwarze Tuch, das über die Betstühle gebreitet war. Der alte Bauer blickte ost seitwärts nach den bemalten Scheiben aus, oder hielt sein großes Gebetbuch in die leuchtenden Streisen und särbte wechselnd die bedruckten Blätter. Inmitten der Messe musterte er die Anwesenden. „Arme Hascher,“ dachte er. „Und auch Du einer, da oben vor dem Altare, der um das liebe Brot den Leuten derlei vormachen muß. Ob Du es nun besser weißt oder nicht!“

Nach der Messe hielt ihn der lange Kirchendiener an der Thüre zurück. „Nun, wie ist's, Huber, hast schon einen Gedenkspruch?“

„Hab' keinen und brauch' auch keinen; laß' anschreiben: Anne Marie Huber, das Geburts- und das Sterbjahr, weiter nichts.“

„Nichts? das sieht ja so leer, sast heidnisch sieht es aus.“

„Das Kreuz macht's schon christlich. Und wenn nicht, meinst in einem heidnischen Grab läg' Eines härter?“

Der Kirchendiener schmunzelte. „Ich denk', es ist wol ein Liegen.“

„Du ^- Fuchs!“ Der Huber wandte sich ab. „Du kriegst mich noch einmal mit einer Seelmeß daran!“

Er hielt es von da ab wie srüher, ging alle Sonntage in die Kirche, machte alle Bräuche mit, wie es „hergebracht“ und galt noch immer sür eine der christgläubigsten Seelen des Kirchspieles, — aber er selbst hielt sich nimmer dasür, er wußte es sreilich besser und seinem Sohne sagte er es auch, dem Mädchen nicht, „denn die sind zu erschreckt in derlei Dingen“.

So ward der Huber ungläubig, und der Weg, aus dem er es wurde, war ganz sein eigener. Seiner Philosophie läßt sich schwerlich das Wort reden, denu es war wol gar keine, und man muß nicht immer sagen, e« philosvphire Einer, wenn er weiter nichts thut, als sich Gedanken macheu, und beim Volke muß mau das schon gar nicht sagen, wenn es denn doch mitunter denkt, was ja auch vorkommt. So braucht diese Geschichte Niemand Kummer zu machen, der kein Huber ist, auch keinem Theologen, denn die Hubers sind noch rar, aber vorhanden sind sie und wer sie suchen will, der kann sie sinden. Es gibt so Leute, welche während des ganzen Gottesdienstes wach und ernst, über die eine und nämliche Seite ihres Gebetbuches gebeugt sitzen. Ein arges Zeichen bei älteren Leuten! Bei jüngeren hat es wenig zu sagen, wenn sie das Umblättern vergessen, die haben dann gewiß auch das Auge wo anders als aus dem Blatt und dazu kann wol einmal die Kirche ihren Segen geben.

content-0135.png

Alessandro Manzcmi.

content-0137.jpg

I^arl oon Gebier.

— Meran. —

^!s war am 22. Mai 1873, da durch die Straßen Mailands die Trauerkunde scholl: Alessandro Manzoni, der Dichter der „?roieu88i 85,081", ist nicht mehr! Bald slog die düstere Botschaft durch die ganze Halbinsel von Mund zu Mund, sie überstieg die Alpen und als drei Tage später Mailands Bevölkerung die vergänglichen Ueberreste des Unsterblichen unter seierlichem Geleite an einem Ehrenplatze ihres Communalsrieohoses beisetzte, da umstand im Geiste die große kosmopolitische Nation aller Gebildeten die offene Grust und klagte

um den Heimgang eines geliebten Fürsten — eines Dichtersürsten

Kehrt ein Landessürst in den Schooß der Natur zurück, so solgt dem Trauerruse: I^e roi e8t mort! alsbald der Iubelrus: Vive Ie roi! Zur Trauer sehlt die Zeit, der Nachsolger ist zur Hand und dem muß sröhlich zugejauchzt werden. Anders wenn ein Herrscher aus dem Reiche der Poesie zu Grabe geleitet wird. Die Lücke bleibt, kein Nachsolger ist zur Stelle, Trauer und Schmerz walten allein vor und noch lange, nachdem schon die wandelbare Materie neue Materie gezeugt, nachdem aus der verweslichen Hülle neues Leben in anderer Form erstanden und srischgrünende Pslanzen und Gräser aus dem Leicheuhügel keimen und sprießen, zieht es wie leises Sehnen nach dem hingeschiedenen Dichtersürsten durch die weite Gemeinde. Liebe und Bewunderung kommen dann zum Grab gewandelt und winden mit wehmüthiger Pietät jenen schönen Kranz, der Unsterblichkeit heißt. —

Heute, am vierten Iahrestage, da Manzoni entschlies, sei es auch uns gestattet, der Erinnerung an den großen Todten einige Blätter zu weihen, indem wir in raschem Fluge ein gedrängtes Bild von seinem Wirken und Schassen an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen.

Manzoni's Vater war ein geistig unbedeutender Mann, der srühzeitig starb. Doch kommen zwei bedeutende Thatcn in seinem Leben zu verzeichnen: er nahm am 12. September 1782 die hochgebildete Tochter Ginlia des weibbekannten Rechtsphilosophen Cesare Beeearia, der mit seiner berühmten, die Todesstrase wissenschaftlich vernichtenden Schrist: „Dei äeletti e äelle peue^ alle Criminalisten Europas in Ausregung versetzt, zur Frau und hatte mit ihr einen Sohn: Alessandro Manzoni, der am 7. März 1785 zu Mailand das Licht der Welt erblickte. — Mütterlicherseits erbte Alessandro ausgezeichnete geistige Anlagen, die bei ihm erst zur vollen Entsaltung gelangen sollten; von väterlicher Seite den Grasentitel, den aber Manzoni selbst wie die Welt über seine unsterblichen Werke vergessen hat.

Seine Kinderjahre verlebte der kleine Alessandro zumeist in dem alten Schlosse Galeotto, einem Besitzthume seiner Eltern in der Nähe von Leeeo. Den ersten Unterricht genoß er bis 1791 in Merate, dann bis 1796 in Lugano in der von einem geistlichen Orden geleiteten Schule. Zu Ende dieses Iahres trat er in das Colleginn Longone in Mailand, damals das adelige Institut genannt, ein, aus welchem er nach beendigten Studien in das Familienleben zurückkehrte. Doch schon im Iahre 1805 übersiedelte er mit seiner Mutter aus längere Zeit nach Paris, wo erst sein Genins zur schöpserischen Krast erstarken sollte. Einen sehr wesentlichen Einfluß aus Manzoni's reisere Entwicklung übte seine ausgezeichnete Mutter, welche ihn mit seinem Verständniß aus einen Boden brachte, der sür das Gedeihen seiner eminenten Anlagen besonders geeignet sein mußte, Es war dies die „Maisonnette" der berühmten Condoreet in Auteuil, wo ein kleines aber auserlesenes Häuslein von hervorragenden unabhängigen Geistern, die sowol der Guillotine der zum Wahnwitz entarteten Revolution wie den Verbannungsdecreten des neuen Despoten entronnen waren, in anregendster Weise verkehrte. Hjer begegneten sich Volney, der bekannte Eneyklopädist Garat, dann Fauriel, Destutt de Tracy, der große Ideologe, Villers, der so geistvoll über Kant geschrieben, der berühmte Däne Baggesen und viele Andere. Besonders eng schloß sich Manzoni an Fauriel, in welchem er bis zu dessen Tode einen wahren, treuen Freund sand. —

Es muthet uns ganz wunderlich an, wenn wir ersahren, daß der späterhin so' gottbegeisterte Katholik Manzoni dazumal in der sranzösischen Residenz ein ganz entschiedener Anhänger Voltaire's war und sich demnach „in dem bösen Zustande des Unglaubens" besand. Aber der Geist der Zeit drückt den bedeutenden Männern, die sie hervorbringt, seinen Stempel aus. Das Iahrhundert der Revolution besaß seineu Rousseau, Voltaire — das Empire die mitunter recht lederne Gesellschaft eines Chateaubriand und seines Anhanges. Die Revolution, als die Umwälzung aller bestehenden Einrichtungen, bedurste keiner ihre sreie Bewegung hemmenden Religion. Die negative Philosophie herrschte mit wahrer Tyrannei, gerade so wie srüher der positive Glaube. Mau gab dem alten Herrgott ossieie!l den Lauspaß und an ihn noch zu glauben, war damals ebenso zopsig, ja verdächtig. als es heute im Allgemeinen zur „Wohlanständigkeit" gehört, nicht an ihm zu zweiseln. Man setzte damals in aller Form „die Vernunst" zum höchsten Wesen ein und bewies damit, daß dieselbe in den leitenden Kreisen völlig abhanden gekommen war. — Nach der Fluth solgt die Ebbe und umgekehrt; so war es immer und wird es immer sein. Die Menschen trieben bei ihrem Cultus „der Vernunst" doch gar zu viel Unvernünftiges, und so mußte man sich nach einer anderen, etwas positiveren Religion umsehen, sollte nicht Staat und Familienleben außer Rand und Band gerathen. Der zeitlich depossedirte Herrgott ward wieder hervorgeholt und ihm die alten Rechte neuerlich zudeeretirt. Und je mehr sich die Staatssorm der monarchischen näherte, desto mehr mußte die gefährliche Philosophie der Kritik jener der srommen Gläubigkeit weichen. Der Zweifel ward verpönt — der Glaube galt allein. Der unbeschränkten Despotin jedoch genügte auch wahre Religiosität bei weitem nicht, sie bedurste des Pietismus und der Bigotterie.

Auch Manzoni blieb vom Zuge der Zeit nicht unberührt, wenn er auch niemals, wie Manche gerne glauben machen möchten, ein Pietist und Frömmler geworden. Der Unglaube begann zu wanken, die Zeit der Skrupeln begann. — —

Bei jeder edler angelegten Natur bildet der ganze Lebenslaus einen langen Läuterungsproeeß. Seine sür die individuelle Entwicklung vielleicht bedeutungsvollste Zeit aber ist die, wo uns der erste wahrhast tiese Schmerz wiedersährt. Sei es nun der spitze Stachel einer unglücklichen ersten Liebe oder der Verlust einer uns theuren Person, oder die durch ein Ungesähr in der Blüthe geknickte Hoffnung aus besriedigten Ehrgeiz. Erst in dieser gewaltigen Erschütterung unseres innersten Seins entwickeln sich die in uns ruhenden Keime, sie werden entweder zum mächtig emporstrebenden Baume oder zum niederen, verkrüppelten Holz. Die höchste, edelste Läuterung ist jene durch den Schmerz.

Manzoni stand im einundzwanzigsten Lebensjahre, da ihn zum ersten Male der Ernst des Lebens in seiner unerbittlichen Harte tras: sein Pslegevater und Lehrer Carlo Imbonati, dem er mit der größten Verehrung und wahrhast kindlicher Liebe anhing, der treubewährte Freund seiner Mutter, ward durch eine schnelle Krankheit dahingerafft. Noch kannte die Welt keinen Dichter Manzoni. Denn jeder salschen Sentimentalität zeitlebens sern, hatte es der junge Alessandro, allem lyrischen Dichterbrauche entgegen, unterlassen, dem lieben Publico das unreise Liebessehnen eines zwanzigjährigen Herzens in süßen Versen vorzuklagen. Ietzt erst, getragen und geleitet von der Weihe eines ernsten männlichen Schmerzes, griff er in des Sängers Leier und entlockte ihr so volle, mächtige Aeoorde, wie sie Italien vorher kaum je gehört. Die Ode „In iuorte cli Oarlo Imdollati" eröffnet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der italienischen Poesie: es war ihr ein lyrischer Dichter erstanden und einen solchen hatte sie seit einem Iahrhundert nicht mehr besessen, seit dem Tode von Vineenzo

Nord Imd Lud. I, 3. 23

da Filieaja sgest. 1707). An jener in ver«i «oiolti geschriebenen Elegie sanden wol etliche Schulmeister zu mäkeln, Dichter nicht, ja, Ugo Foseolo sand diese ersten Verse des jungen Poeten sogar der Citirung in seinem unvergänglichen Gedichte „Dei Fepoln.i" würdig. Im darauf solgenden Iahre erschien Manzoni mit einem allegorischen Gedichte „Urania". Hier steht unser Dichter noch völlig aus dem Boden des starren, antiquirten Klassieismus. Das Poemetto, in altsränkischer Manier gehalten, sand, obwol Monti, der berühmte Autor des „Aristodem" und „Cajus Graechus", nach einer Vorlesung jener Verse enthusiastisch ausries: „Io vorrei termin^re, äove oo8tui eommeill!" doch keinen Beisall im Publikum. Manzoni mochte selbst sühlen, daß er damit trotz des überschwänglichen Lobes seines großen Freundes einen Fehlgriff begangen, denn nie mehr entlockte er seiner Leier Klänge, die nicht der Wiederhall seiner heiligsten Empsindungen gewesen. —

Wie schon erwähnt, hatte Manzoni bereits begonnen, in eine andere philosophische Bahn zu lenken. Aber noch war er schwankend, unentschieden, als ein Ereigniß eintrat, das in seinen Folgen unseren Dichter in jene bestimmte Richtung bringen sollte, wo der seste Glaube die Kritik verdrängt. Er vermählte sich nämlich im Iahre 1808 mit Luigia Blondel, der Tochter eines Banquiers in Gens. Sie war Protestantin, doch nahm sie nach ihrer Hochzeit in Paris aus innerem Drange die katholische Religion an. Der begeisterte Glaubenseiser der Convertitin mußte aus Manzoni, der eben mit sich selbst im Unklaren war, von größtem Einslusse sein. Eines Tages trat er in der größten Seelenqual über diese höchsten Probleme in die Kirche San Roeoo. „O Gott," hatte er geseuszt, „wenn Du bist, so eröffne Dich mir" ... Gläubig kehrte er aus dem Gotteshause zurück. — —

Wir wollen die Thatsächlichkeit dieser Historiette, welche Careano in seinem „Vita äi ^le88auäro Aanxoui" erzählt, nicht näher untersuchen. Der Mann, welcher in einer solchen Stimmung wie Manzoni in ein Bethaus tritt, ist schon gläubig, wie denn überhaupt der Tempel der Gottheit nur Demjenigen eine moralische Zusluchtsstätte bieten kann, der an die Gottheit glaubt. — Ein Dichtergenins wie jener Manzoni's, welcher einen bleibenden Markstein in der Entwicklung seiner nationalen Literatur setzen sollte, mußte, wie Karl Marquard Sauer in seiner trefflichen Studie über den großen Italiener sehr richtig aussührt, vor Allem aus sestem philosophischen Boden wurzeln. Sei nun diese Philosophie jene, welche aus den lichten Höhen sreier Menschlichkeit einherwandelt, oder jene, die in einem selsensesten, strengbezeichneten Glauben ihren sicheren Ankergrund besitzt. Nur kein Mittelding, nichts Halbes konnte es sein. So wurde Manzoni aus innerster Ueberzeugung zum gottesgläubigen Katholiken, dessen tiesempsundene Religiosität von nun an alle seine Lieder und Schristen durchweht.

Des Dichters seinempsängliches Gemüth wie seine reiche Phantasie, sie wurden jetzt beide von den hohen Lehren, wie sie dem unversälschten Christenthume innewohnen, und jener geistlichen Mystik, die keine Religion content-0138.png

entbehren kann und die in der katholischen besonders reichlich vertreten ist, mit ganzer Macht ersaßt: es entstanden seine so berühmt gewordenen „Iirmi 8lleri". Diese süns Hymnen: Die Auserstehung (1812), Der Name Maria's und Die Geburt Iesu (1813), Die Passion s1815), endlich Das Psingstsest (1818) sind eine herrlich schwnngvolle Apotheose der bedeutendsten christlichen Feste mit ihren Glaubensmysterien, wodurch ihr Sänger in Italien eine neue Art Lyrik schus. Auch erregten sie das größte Aussehen, nicht allein sowol wegen der gänzlichen Neuheit einer solchen, man könnte sast sagen, geistlichen Poesie, als wegen ihrer ganz wunderbaren Formvollendung. Alles, was die tiesempsundenste Gluth innerer Begeisterung neben einer meisterhasten Beherrschung der Sprache vermag, sindet sich in den „heiligen Hymnen" vereint. Mauzoni war durch diese Gesänge zum Klopstock Italiens geworden.

Aber noch in anderer Beziehung waren sie von eminenter Bedeutung: sie bezeichnen bei Manzoni den Bruch mit dem abgelebten Klassieismus und sür Italien die Eröffnung einer neuen Aera, ja einer neuen Schule. Womit nämlich Frankreich begonnen und Deutschland schon längst in so mächtiger Weise gesolgt war, das wurde im Süden Europa^» jetzt erst so recht zur brennenden literarischen Tagessrage: der Kamps zwischen Klassieismus und Romantik. Es ist etwas ganz Naturgemäßes, daß aus dem klassischen Boden Italiens der Klasseismus sich auch am längsten erhalten hatte, und daß, während in den Kunstkreisen des übrigen Mitteleuropas nach lang anhaltendem Sturme schon seit geraumer Zeit Klärung der Begriffe und Harmonie eingetreten war, aus der Pslanzstätte römischer und griechischer Bildung jener große Brand erst emporzulodern begann, der jenseits der Alpen schon längst verglüht. Und als den gewaltigsten Pionier, der wie kein Anderer mitgeholsen hat, in Italien die verknöcherten Principlein der antiquirten Kunstsormen in Bresche zu legen, erblickten wir von nun an Alessandro Manzoni. Losringen von ästhetischen Gesetzen, die aus einer längst versunkenen Welt gleich einer stehengebliebenen Uhr hereinragten; Ausgeben des langgewohnten veralteten Conventionalismus der Ideen; Studium, aber nicht mehr Nachahmung der Alten; selbsteigenes Erkennen und Erstrebeu des ästhetisch Schönen und vor Allem Eindringen in das Volksbewußtsein, überhaupt Herantreten zum Volke, das sich bisher Dank der ihm meist unverständlichen aristokratischen Herrschast der Klasseisten um seine Dichter wenig gekümmert hatte: das waren die Hauptgrundsätze der neuen, jungen Schule, als deren Bannerträger Manzoni hinsort kräftig voranschritt.

Uebrigens gerieth der Sänger der „Inni 83,eri" gegenüber den Schristgelehrten Italiens in eine eigenthümliche Lage. Alle erkannten einstimmig die lautere Formenschönheit, den wahrhast zauberischen Wohlklang der Sprache Manzonis an, aber zugleich wurde er in einem Athem klerieal, ultramontan, reaetiouär und gleichzeitig Neuerer, Revolutionär genannt. Die eine Bezeichnung bezog sich aus seine angebliche Tendenz, die andere aus die neue Bahn, welche er eingeschlagen hatte. Das ehrenvolle Epitheton „Revolutionär der Literatur" muß als vollständig zutressend anerkannt, seine Charakterisirung als bigott und klerieal hingegen zurückgewiesen werden. Klerieal, ultramontan kann nur derjenige Schriststeller genannt werden, welcher die römisch-hierarchischen Parteizwecke durch seine geistige Arbeit zu sördern sucht; aber doch nicht ein Dichter, welcher den katholisch-christlichen Gedanken in seiner ganzen Idealität aussaßt und poetisch verwerthet. Hier ist die religiöse Anschauung keineswegs Zweck, sondern sie wird zum Mittel, um das hohe Ziel der Kunst, das ästhetisch Schöne, zu erreichen. Der Dichter kann sich aber doch nur solcher Mittel bedienen, die mit seiner inneren Ueberzeugung harmoniren, ja daraus hervorgehen, ohne damit einen engen Parteizweck zu versolgen. Die wahre Kunst steht über der Partei, und wenn die „Iluui 8aori" oder „die Messiade" klerieal sind, dann ist auch die „H,88uuta" von Tizian und „die Schöpsung" von Haydn klerieal! Aber die meisten Menschen stehen im Getriebe der Parteien, und da sie sich nicht zu dem höheren Standpunkte des Dichters, Künstlers hinauszuschwingen vermögen, so zerren sie diesen lieber zu sich herab. So ließen sich auch die Herren Ultramontanen die prächtige Gelegenheit nicht entgehen, ihre an hervorragenden Geistern nicht allzu vollen Reihen mit einem solchen Genins ostensibel zu verstärken und denselben laut als einen der Ihren zu verkünden. Doch dem Manne, von dem Goethe sagte: „Der Versasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiserer ohne Härte" — dem sehlten ossenbar die Eigenschaften, welche ihn erst zum Schleppträger der römischen eoole«ia iuilitan« charakterisiren würden!

Aber leider sollte sich Manzoni schon wenige Iahre später von seinem kindlich srommen Katholieismus zu einer That verleiten lassen, die sreilich mächtig dazu beitragen mußte, ihn in den salschen Rus eines Verbündeten der kämpsenden Kirche zu bringen. Der bekannte Historiker Sismondi hatte in seiner Geschichte der italienischen Republiken die Corruption Italiens mit richtigem Scharsblick zum guten Theil der, wie wir wissen, nach Bedürfniß sehr dehnbaren kirchlichen Moral zugeschrieben. Dies kränkte den ausrichtigen Katholiken Manzoni gewaltig, und er ließ sich zur Schadensreude seiner Gegner und zum Bedauern seiner Freunde dazu hinreißen, als Versechter der geistlichen Moral össentlich in die Schranken zu treten. Im Iahre 1819 überraschte er die Welt mit seinen: „O«8ervaxioni «ulla mortie oattolio^, einer mit wahrer dialektischer Virtuosität versaßten Streitschrist gegen Sismondi. Manzoni nimmt aber darin von vornherein einen salschen Standpunkt ein, indem er etwas mit aller Krast vertheidigt, das anzutasten Niemandem, auch nicht Sismondi, in den Sinn kommt, nämlich die unbestreitbar tiese Moral, welche dem Katholieismus oder richtiger dem Christenthme innewohnt. Wer hat dieselbe jemals in Frage gestellt? Nur dars man nicht übersehen, daß dieselbe zum guten Theile, ja in ihrem Fundamente, aus jenen höchsten Principlein besteht, die jeder Religion zu Grunde liegen müssen. Die ewigen Humanitätslehren, welche das unversälschte Christenthum enthält, sind doch nicht ein Monopol dieser Religion, sondern Gemeingut aller entwickelteren Religionen und überdies bekanntlich viel älter als das Christenthum. Nur sinden sie sich in demselben mit hoher Weisheit und Zweckmäßigkeit sür die

neue Welt, welche aus dem Schutt der alten entstand, vereinigt, und diese erhabenen Theorieen sind es, welche dem Christenthume seine weltgeschichtliche Bedeutung verliehen haben. Theorieen! Das ist das Wort, und Manzoni in seinem allzuregen Eiser um die katholische Sache (die, nebenbei bemerkt, eine ganz andere als die christliche) vergißt, daß zwischen Theorieen und ihrer Durchsührung noch ein himmelweiter Unterschied besteht. Sismondi nun, der Historiker, hatte ihre praktische Anwendung seilen der Kirche im Auge, und es wird denn doch Niemand leugnen können, daß die Praxis, welche da geübt wurde und geübt wird, den Lehren des Märtyrers von Golgatha sehr häusig diametral entgegengesetzt war und entgegengesetzt ist, daß überhaupt die römisch-katholische Moral, wie sie in den letzten Jahrhunderten im Vatican gehandhabt ward, in Wirklichkeit wenig mehr mit der ursprünglichen christlichen gemein hat — sogar bis aus den Namen. Manzoni berücksichtigt dies aber nicht, und die von Niemandem bestrittenen hohen Vorzüge der christlichen Moral in meisterhaft schwungvoller Sprache aussührend, will er damit beweisen, daß solche Lehren unmöglich mit Schuld an der Corruption eines Staates sein können. Manzoni hat von seinem Standpunkte aus darin ganz recht: diese ideal schönen Theorieen können ja nur in jedem Lande veredelnd und segenbringend, niemals verderblich wirken — Sismondi hat aber auch vollständig recht, wenn er sehr tressend aussührt, daß die kirchliche Moral, wie sie von den Römlingen besonders in Italien, dem Hauptsitze des Katholieismus, im praktischen Leben ausgeübt und verbreitet wurde, dem Verderbniß eines Landes mächtig Vorschub leisten konnte. Wenn man also auch den sromm-religiösen Standpunkt Manzoni's vollständig begreist und würdigt, woraus eben jede volle, ehrliche Ueberzeugung gerechten Anspruch hat, so müssen dennoch die „O88ervll?.ioui Sull'a mor'a le oattolioa", wo doch nur der positive Katholieismus vertheidigt werden soll, bei einem Dichter vom Range Manzoni's als eine Verirrung, als ein Herabsteigen von der Höhe der „Inui 8aeri" angesehen und danach beurtheilt werden. Zum Glück waren Manzoni's Anlagen viel zu gesund, ja selbst seine Religiosität eine zu natürliche, wahrhaste, um sortzusahren, an so Unerquicklichem seine Krast und Zeit zu vergeuden. Ein Geist, wie jener Manzoni's, konnte wol vom rechten künstlerischen Wege abirren, doch nicht lange aus salschem Psade weiterschreiten.

Unser Dichter trat aus jedem Gebiete der Literatur, dem er sich zuwandte, als gesunder Resormator aus, dessen gewaltige Schaffungskrast und unabhängige Beurtheilung des Schönen in der Kunst stets mit kühnem Schwunge über die engen Schranken des Gewohnten, Althergebrachten hinwegsetzte und jede Schablonenhaftigkeit zum nicht geringen Unmuthe der stets überwiegenden Anzahl mittelmäßiger Geister mit starkem Rucke umwars. Bisher hatte der Klassieismus auch im Drama unumschränkt geherrscht. Italien hat bekanntlich bis heute keinen eigentlich großen Tragiker hervorgebracht und der italienische Schiller, Goethe, Shakespeare ist noch nicht geboren. Alsieri erscheint unstreitig als der bedeutendste Dramatiker des Südens, doch abgesehen davon, daß seine Gestaltungskrast niemals einen Maebeth, Faust, Wallenstein gesormt, so lag er noch ganz in den Fesseln des Klassieismus, und der sreien Entsaltung seiner reichen Phantasie hingen die Nachahmung der Alten und die in Italien noch sür unumstößlich gehaltenen dramatischen Einheiten von Zeit und Ort als schwere Bleigewichte an. Dabei war ein ächt nationales Drama ein in der italienischen Literatur bisher unbekanntes Phänomen. Die Dichter deckten ihren Stossbedars, wie es der Stil erheischte, aus Herodot und Tacitus, und griechische und römische Gestalten beherrschten in der Tragödie sast ausschließlich die Bretter, welche doch die Welt bedeuten. Muthig die Anregung zur Entsaltung eines neuen srischen Lebens in ein Kunstgebiet gebracht zu haben, wo es eintönig, mumienhast aussah, kühn den Bann der Theatereinheiten gebrochen und die Idee zu einem acht nationalen Drama in Italien angebahnt zu haben: das sind die unvergänglichen Verdienste Manzoni's um die Entwicklung der italienischen Dramatik, wenn er auch selbst nicht ein eigentlich großer Tragiker genannt werden kann und als solcher gewiß weit hinter Alsieri steht.

Im Jahre 1820 erschien Manzoni's epochemachende Tragödie „Il conto äi OarmaFuola", welche jene neue dramatische Schule erössnete, aus der die Tragiker Carlo Mareneo, Tedaldo Fores, De Cristosoris, Silvio Pellio, Rosini u. a. hervorgegangen sind.

Es ist die Zeit zu Ansang des sünszehnten Jahrhunderts, in welche uns der Dichter versetzt, die Zeit der kleinlichen Interessen, der Städtekriege und Fehden, die Zeit, wo das Individunm zwar eine Vaterstadt aber kein Vaterland besaß und wo nicht Bürger den heimatlichen Herd vertheidigten, sondern beutegierige Söldner den Raubgelüsten ihrer Miethherrsen dienten. In Mailand herrschte der ebenso grausame als verschlagene Herzog Philipp Maria Viseonti. Selbst arm an kriegerischen Fähigkeiten und nur ein Meister in Arglist und Verstellung dankte er die Machtbesestigung des schon bedenklich erschütterten Herzogthums, die neuen herrlichen Erwerbungen, endlich die Besiegung seiner gefährlichsten Feinde, der Florentiner, der Tüchtigkeit seines Feldherrn, des Grasen Carmagnola, welcher sich durch sein militärisches Talent vom Hirtenknaben zum obersten Beschhlshaber emporgeschwungen hatte. Ansangs belohnte Philipp Maria sehr reichlich die Verdienste seines Feldherrn, erhob ihn zum Grasen von Castelnovo und gab ihm selbst eine Verwandte, Antonietta Viseonti, zur Frau. Allein der gerade, ehrliche, dabei sehr eigenwillige, stürmische Sinn Carmagnola's konnte nicht lange mit der verrätherischen, heimtückischen Weise seines Fürsten ein Auskommen sinden, während der Herzog nach Tyrannenart mit nur schlecht verhehltem Ueberdrusse aus das immer wachsende Ansehen des mächtigen Condottiere blickte. Ter Bruch war unvermeidlich und erfolgte im Jahre 1425, wo sich Carmagnola tiesverletzt nach Venedig zurückzog. Dies die Vorgeschichte des Dramas, welche wie dieses selbst aus streng historischem Boden steht, Die von Goethe als musterhast bezeichnete Exposition süht uns mitten in die Berathung des Senats der venetianischen Republik über die politische Lage. Soll das von den Florentinern angebotene Bündniß gegen den Herzog Philipp Maria angenommen werden oder nicht? Das ist die eben in Behandlung stehende Frage. Der Doge trägt die Sachlage vor und berichtet, daß aus den Grasen Carmagnola im Austrage des Herzogs ein Attentat versucht worden, dasselbe aber mißglückt ist. Nun braucht eine Versöhnung zwischen Carmagnola und Philippo nicht mehr gestürchtet zu werden: der Gras erscheint jetzt reis zum Beschlshaber des venetianischen Söldnerheeres. Der Doge erklärt sich sür den Krieg, doch soll srüher noch Carmagnola's Rath vernommen werden. Der bereits harrende Gras wird hereingesührt. Klar und übersichtsvoll, mit einem viel weiteren, schärseren Blick als die ängstlichen Lenker des venetianischen Staatsschisses legt er die Situation dar. Er ist entschieden sür den Krieg. Doch kaum wieder entlassen, wird auch schon eine Stimme gegen seine Ernennung zum Feldherrn laut. Der alte Senator Marino ist nicht etwa ein persönlicher Gegner Carmagnola's, aber dessen weiter Blick hat ihn unbewußt erschreckt. Für einen so großen Geist konnten die Verhältnisse der Republik leicht zu klein werden. Bisher war es die Sorge des Senats gewesen, die Ehrsurcht des Unterthans zu erhalten, jetzt wird es wol heißen, daraus Bedacht nehmen, wie dieser würdig zu ehren sei! Trotz dieser Bedenken wird Carmagnola zum Beschlshaber erwählt, der Krieg beschlossen. — Senator Mareo, Carmagnola's edler Freund, eilt denselben davon zu benachrichtigen. Er kennt den stolzen, unbändigen Charakter des Grasen und warnt ihn, sich wol zu hüten, denn nicht Alle im Senate sind ihm wohlgeneigt. Carmagnola verspricht, der mahnenden Worte des Freundes stets zu gedenken Im herzoglichen Kriegslager. Die Führer halten Rath, ob die angebotene Schlacht anzunehmen sei oder nicht. Die älteren widerrathen der guten Stellung wegen, die dann ausgegeben werden müßte, die jungen Heißsporne drangen zum Kampse. Es kommt zu heftigen Wechselreden; Einer der leidenschaftlichsten läßt sich endlich dazu hinreißen, dem altersahrenen Kriegsobersten Pergola Feigheit vorzuwersen. Tiesverletzt dringt nun dieser selbst aus die Schlacht; sie wird beschlossen. Versöhnung der Helden

vor dem Kampse Im Zelte Carmagnola's. Der Gras ertheilt

den versammelten Führern die letzten Besehle zur Schlacht; sie lauten kurz, bestimmt. Keine Einwendung, keine Widerrede wird laut, hier gibt es nur Gehorsam. — Welcher Gegensatz zu dem tmnltuarischen Austritt im Kriegsrathe der Herzoglichen! Die Schlacht ist von Carmagnola

gewonnen. Ein Commissär der Republik tritt in sein Zelt und, dem Führer zu seinem Siege Glück wünschend, verlangt er gleichzeitig die energische Versolung der errungenen Vortheile. „Das ist meine Sorge," erwidert Carmagnola kurz. Aber der Commissär wird immer zudringlicher und schon nimmt das Gespräch eine erregte Wendung, als ein zweiter Commissär erzürmt hereintritt und hestig dagegen protestirt, daß, wie es theilweise sogar schon geschehen ist, die Gesangenen entlassen werden. Carmagnola erwidert, so wolle es der alte Kriegsbrauch. Die Commissäre erheben trotzdem dagegen Einsprache. Da flammt des Grasen trotzige Sinnesart aus. Er läßt die noch übrigen Gesangenen vor sich rusen, um ihnen vor den in ohnmächtigem Zorne dastehenden Commissären die Freiheit zu schenken. Um das Maaß ganz zu süllen, erkennt er unter den Scheidenden den Sohn seines ehemaligen langjährigen Kriegsgesährten Pergola. Cr umarmt den Sohn des alten Freundes und entläßt ihn mit vielen Grüßen an den Vater. Die Commissäre sind starr vor Wuth und Erstaunen über dieses unerhörte Benehmen des kecken Söldners, der ihnen noch die stolzen Worte zurust:

„Lebt wohl, ihr Heuen!

Nie werd' ich Gnade schenken euren Feinden,

Als wenn sie überwunden vor mir stehen!"

Damit ist der Confliet zwischen Harnisch und Toga, wie Goethe die Gegensätze zwischen der geraden, ungestümen Soldatennatur und der Weichenden venetianischen Staatskunst in zwei Worten charakterisirt, zum Ausbruch gekommen; esolgen nun die Consequenzen. Die Commissäre berathen, was zu thun sei. Des Grasen Handlungsweise erscheint verdächtig, aber in der Mitte seines ihm völlig ergebenen Heeres ist er ihrer Machtvollkommenheit entrückt. Sie beschließen, zur vielgeübten venetianischen Verstellungskunst ihre Zuflucht zu nehmen. Laut wollen sie von nun an jede seiner Maßregeln loben und billigen und nur begehren, was ihnen sicher gewährt wird, dabei ihn aber strenge überwachen und dem Senate

im Geheimen denuneiren Im Saal der Zehn zu Venedig steht

Mareo vor Marino, einem der Mitglieder jenes Tribunals. Mareo hat in der heutigen Senatssitzung, in welcher Carmagnola des Verrathes angeklagt und die geheime Einleitung seines Proeesses beschlossen worden ist, seinen Freund warm vertreten. Dies wird ihm nun selbst zum Verbrechen angerechnet. Vergebens verwahrt er sich, vergebens vertheidigt er nochmals das Benehmen des Grasen in seuriger Rede; Mareo erklärt ihm namens des höchsten Tribunals, er könne sich von dem aus ihm lastenden Verdachte, selbst ein Verräther zu sein, nur besreien, indem er sich bereit zeige, sosort nach dem von den Türken bedrohten Thessalonich abzureisen. Früher soll er aber noch den schriftlichen Eid unterzeichnen, worin er die unbedingte Geheimhaltung des gegen Carmagnola gesaßten Senatsbeschlusses angelobt. Es ist ein Moment der höchsten Seelenqual sür den edlen Mareo. Und doch, was würde eine Weigerung nützen? Wird ihm ja gedroht, daß jeder noch so leise Versuch, den Grasen zu warnen, nur sosort den sicheren Tod Beider nach sich ziehen würde. Er unterzeichnet das satale Papier ... In einem meisterhasten Monologe spricht sich seine wilde Seelenpein aus, mit dem Gesühle der Verachtung gegen sich selbst und gegen die seigen Tyrannen, die hier herrschen, verläßt er die Vaterstadt, um hossentlich nicht wiederzukehren. — An Carmagnola ist eine christliche Einladung des Senats ergangen, nach Venedig zu kommen, angeblich um über Friedensvorschläge zu berathen. Gonzaga, ein treuer Waffengesährte, warnt den allzuvertrauenden Freund. Carmagnola's ehrlicher Sinn will aber an nichts Börsrs denken, er solgt dem Ruse Voll Zuversicht betritt er stolz, jeder Zoll ein Held, den Saal der Zehn. Zum Schein wird die Berathung begonnen. Der Doge lauert aber nur aus eine Gelegenheit, gegen den Grasen loszubrechen. Diese ergibt sich, als Carmagnola entschieden räth, entweder dem Feldherrn völlig srie Hand zu gewähren, da nur dann ein gedeihliches Ende zu erwarten sei, oder jetzt nach dem Siege Frieden zu schließen. Nun wird ihm einerseits übergroßer Ehrgeiz und andererseits ungerechsertigte Schonung, ja Einverständniß mit dem Feinde vorgeworsen. Zuerst hocherstaunt, dann aber voll Unwillen und Entrüstung weist der Gras diese Anschuldigungen zurück, doch wird er kalt aus die Entscheidung des geheimen Gerichts verwiesen und als nun Carmagnola in auswallendem Zorne und aussteigendem Verdachte nach seinen treuen Wachen ruft, erscheinen die Sbirren der Republik unter den Thüren: er ist gesangen und

wird abgeführt Haus des Grasen. Schon steigt im Osten die

Morgenröthe empor; Frau und Tochter sind noch wach, den Vater erwartend. Es ist kein schlechtes Zeichen, daß er so lange ausbleibt — die Friedensverhandlungen erheischen lange Berathung, sollen sie zu gutem Ende sühren. Man hört Ruderschläge im Canal, sie nähern sich, es wird am Hausthore gepocht — er ist's. Die Thür wird ausgerissen, Gonzaga stürzt herein

und bringt die Schreckensbotschast Im Gesängnisse. Gattin und

Tochter kommen zum letzten Wiedersehen. Herzzerreißender Abschied. Die Schergen treten ein. Antonietta und Mathilde sinken besinnungslos zur Erde. Carmagnola empsieht noch Frau und Tochter seinem Freunde

Gonzaga, dann solgt er sesten Schritts den ihn umringenden Wachen.

Dies in kurzen Strichen der Inhalt des Stückes, welches, wie man sieht, in mancher Beziehung Anklänge an Schillers Wallenstein zeigt. Daß diese Trilogie aus Manzoni, den genauen Kenner deutscher Literatur, bei der Schöpfung seines Carmagnola's nicht ohne Einfluß geblieben ist, steht wol außer allem Zweifel. Besonders macht sich derselbe bei den srischen, kräftig bewegten Lagerseenen bemerkbar, während die Charaktere des sittlich wenig durchgebildeten Bandensührers und des aus voller Höhe sittlicher Entwicklung stehenden kaiserlichen Feldherrn sreilich nur in sehr entserntem Grade mit einander verwandt erscheinen. Ueberhaupt kann von einer Nachahmung Schillers bei Manzoni keine Rede sein, wol aber von einem sehr gründlichen Studinn des deutschen Klassikers, das dann natürlich aus die Productionen Manzoni's eine gewisse Einwirkung ausgeübt hat.

Die Kritik Italiens gerieth ob des neuen Werkes Manzoni's in die größte Ausregung. War dies doch eine ganz unerhörte Umwälzung der bisher anerkannt kunstgerechten Schablone, eine Umwälzung, die man noch überdies dem Einslusse der damals in Italien wenig beliebten „Ztranieri", der „l'æa8eui" verdankte! Die Theatereinheiten waren vornehm bei Seite gesetzt, ja in der Einleitung, welche dem Stücke vorausging, wurden die strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes ausdrücklich als durch nichts gerechsertigte Fesseln bezeichnet und des Deutschen Wilhelm Schlegel Aeuerungen hierüber als beweiskräftig angesührt.*) Zudem hatte Manzoni Chöre, wahre Meisterstücke lyrischer Poesie, beigeistgt, die nicht in die Handlung selbst eingreisen, sondern theils die Stimmung der Zuhörer charakterisiren, theils hinter der Seene sich abspielende Begebenheiten, z. B. die Schlacht schildern sollen. Manzoni sagt übrigens in seiner Einleitung ansdrücklich, daß diese Chöre nicht sür die Aussühhung, sondern nur sür das Lesen bestimmt sind, was uns auch anders wol nicht gut möglich erscheint. Goethe meint zwar: „bei der Aussühhung müßte man dem Chor einen besonderen Platz anweisen, wodurch er sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in Das, was aus der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrierenden Theil macht, aber doch nicht zu Ienen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln;" doch ist uns die praktische Durchsühhung dieses Vorschlages eben so wenig als Herrn Sauer klar, da man, wie dieser treffend hervorhebt, wol nicht an einen gesprochenen Chor denken kann und bei einem gesungenen die ganze Pracht der Dietion verloren ginge.

Die kritische Opposition gegen das neue Drama war in Italien eine nahezu allgemeine; dazu nahm man noch die Maske des verletzten Patriotismus an und uannte Manzoni einen Nachahmer der Fremden. Der Dichter mußte deshalb eine wahre Fluth „wohlgemeinter" Ausstellungen,

*) Sehr bemerkenswerth ist ein später von Manzoni im reinsten Französisch versaßtes ossenes Schreiben an M, C.*** (Monsieur Chauvet) „Lur l'uuite äe tieup« et äe lieu ällu« In, trllßsäie", worin sich Manzoni in ebenso erschöpfender als schlagender Weise über diese damalige Streitsrage ausspricht.

Rügen, Rathschläge und manchen herben Spott seiten der vaterländischen Kunstkritiker über sich ergehen lassen. Da ward ihm plötzlich eine ebenso unerwartete als großartige Genugthunng zu Theil: Goethe trat össentlich als warmer Vertheidiger des C!ont6 äi Ourm^nola aus; er widmete dem Stücke eine sehr eingehende, durchaus lobende Besprechung, wobei er dem Versasser ausdrücklich Glück wünschte, „daß er von alten Regeln sich lossagend, aus der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen, daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden könne", — Manzoui richtete unter dem 23. Januar 1821 einen Bries voll des

wärmsten Dankes an unseren Altmeister, worin er bescheiden bekennt, daß, wenn ihm Iemand während der Arbeit an jener Tragödie vorausgesagt hätte, Goethe würde dieselbe lesen, ihm dies die größte Ausmunterung gewesen wäre.

Auch säumte er nicht, die eingeschlagene Bahn rüstig weiter zu versolgen. Schon nach zwei Jahren setzte seine Muse ein neues, ächtes Kind der revolutionären Richtung zur Welt: die Tragödie „H,ælouï". Dieses Drama baut sich aus einer noch viel gewaltigeren historischen Grundlage aus als der „(,oute äi t^rnnSnola". In diesem Stücke bildete immerhin nur eine Episode aus der vaterländischen Geschichte den Vorwurf der Tragödie, in „H,æloKi" hingegen ist es der Untergang eines ganzen Weltreiches, der vor unseren Blicken dramatisch entrollt wird.

Kaiser Karl der Große ist der Tochtermann des Longobardenkönigs Desiderius. Er hat aus unbekanntem Grunde seine Gattin Ermengard verstoßen und ihrem Vater zurückgesandt. Desiderins sinnt aus Rache. Die Wittve und Söhne Karlmanns, die sich zu ihm geflüchtet haben, sollen ihm als Werkzeug dazu dienen: er will sie zu Papst Hadrian stühren, daß er sie zu Königen der Franken kröne. Während Adelchi, der Sohn und Mitregent von Desiderins, seinem Vater wegen dieses gewagten Planes Gegenvorstellungen macht, erscheint ein Legat Karl des Großen. Der Papst hat sich beschwert, daß Desiderins einen Theil des Kirchenstaates in Besitz genommen. Karl verlangt die Räumung dieser Landschaften. Desiderins weigert sich, der Legat erklärt den Krieg. — Unter vielen longobardischen Fürsten herrscht Unzufriedenheit. Im Hause des Soldaten Svarto vereinigen sie sich zur Besprechung. Sie beschließen, Karl im Geheimen ihre Unterwerfung und Hülse anzubieten. Svarto, von brennendem Ehrgeize getrieben, aus niederer Stuse selbst zum Großen emporzusteigen, übernimmt es, Karl den Antrag des Verraths zu überbringen. Die Figur Svarto's ist in wenigen Strichen wahrhast meisterhast gezeichnet. — Karl kommt mit mächtigem Heere angezogen, aber er sindet die mit Thürmen und Mauern besestigten Alpenpässe von den Longobarden kräftig vertheidigt; besonders Adelchi verrichtet Wunder der Tapserkeit und alle Uebermacht zerschellt ohnmächtig an der Wehr, welche die Natur selbst gesetzt. Schon denkt Karl unmuthig an Rückzug, als ein Priester ihm gemeldet wird, der von Ravenna her, ohne die Engpässe zu berühren, in's sränkische Lager gelangt ist und wichtige Kunde mitzutheilen hat. Diakon Martin erscheint vor Karl: er will des Papstes Besreier sein und das Heer aus dem geheimen Wege, den er hergekommen, durch die Gebirge in des Feindes Rücken stühren Lager der Longobarden.

Es scheint, daß die Franken sich zurückziehen. Adelchi beklagt sich gegen seinen Wassengesährten Ansried, daß es ihm versagt ist, gegen den Beleidiger seiner Schwester in offenem Felde Brust an Brust zu kämpfen. Nun wird er sortziehen und der Rache entrinnen. Desiderins tritt aus, umarmt Adelchi als Retter des Reiches und begrüßt ihn zum Lohne als künftigen Eroberer von Rom. Da ertönt wie ein Wetterschlag der Schreckensrus: Die Franken! Die Franken! Sie sind aus unbekanntem Psade in's Lager gedrungen. Alles ist verloren. Fliehende Soldaten süllen die Seene. Desiderins will sie mit gezücktem Schwerte zurückhalten.

Vergebens, er wird selbst von den Flüchtlingen mit sortgerissen

Anderer Theil des von den Longobarden verlassenen Lagers. Karl empsänt Svarto und die von Desiderins abgesallenen Fürsten, jenen mit dem Zurus begrüßend: „Svarto — Gras von Susa!" Zum Tode verwundet, wird Ansried, von zwei Franken gestützt, gesangen vor Karl gebracht. Er war der Einzige, welcher sich dem Feinde entgegengeworsen; er wollte nicht als Vasall Karls leben, da er als Krieger Adelchi's sterben konnte. — Der Gegensatz zwischen dem belohnten Verrath und der selbst vom Feinde geehrten Treue bis in den Tod wirkt tiesergreifend. — Klostergarten zuBreseia. Ermengard wankt, von Schwestern geführt, herbei und läßt sich unter einer Linde nieder. Schmerz und Gram haben sie an den Rand des Grabes gebracht. Sie sühlt ihre Todesstunde nahen und gedenkt des Vaters, des Bruders, trägt an sie ihre letzten Grüße — an Karl ihre Verzeihung aus. Da ersährt sie, daß Karl ihre Nebenbuhlerin Hildegard mit sich im Lager habe. Der Schmerz umnachtet ihre Sinne und nun im Delirinm gibt sich ihre ganze leidenschastliche Liebe zu Karl, ihre Eisersucht, ihre Seelenqual in wahrhast hinreißender Weise kund. Erschöpst sinkt sie zurück. Sie erwacht. Es war ein schwerer

Traum. Der Friede ist in ihr zurückgekehrt — sie stirbt. Diese

Seene mit dem daraussolgenden Chor gehört zu dem Schönsten, was Manzoni je gedichtet hat. — Die Ueberreste des geschlagenen Longobardenheeres haben sich in die sestten Plätze zurückgezogen. Desiderins vertheidigt Pavia, Adelchi Verona. Pavia sällt durch Verrath, Desiderins wird gesangen genommen Karl belagert Verona, den gesangenen Longobarden

könig mit sich sührend. Die Besatzung Verona's hat vom Falle Pavia's und Breseia's gehört und verlangt nun auch von Adelchi die Uebergabe. Dieser, in seiner Verzweislung, denkt einen Augenblick an Selbstmord, doch diese Regung in einem psychologisch herrlich durchgeführten Monologe von sich weisend, beschließt er, sich mit dem Reste seiner Getreuen nach Byzanz durchzuschlagen, wo ihm der griechische Kaiser ein Asyl angeboten Zelt Karl des Großen vor Verona. Der gesangene König

wünscht Karl zu sprechen. Er wird eingelassen. Der alte, tiesgebeugte Desiderins steht um Schonung sür seinen Sohn. Karl weist ihn hart ab. Desiderins mahnt Karl an die Stunde der letzten Vergeltung. „Schweig Du, der Du besiegt bist/" herrscht ihn Karl an und wirst ihm leidenschastlich alle an ihm begangenen Feindseligkeiten vor. Lärm vor dem Zelte, Ruse: Es lebe König Karl! Ein Ritter stürzt herein: Verona hat sich ergeben, Adelchi ist tödtlich verwundet. Der eben noch zürnende Karl zeigt sich erschüttert, ein Sterbender kann Karl kein Feind mehr sein. Seinem Geheiß zusolge wird Adelchi aus einer Tragbahre in's königliche Zelt gebracht. Des Helden letzte Bitte an Karl ist um milde Behandlung des gesangenen Greises. Tiesbewegt sagt Karl dieselbe zu. Adelchi stirbt in den Armen seines Vaters. Mit ihm erlischt die Dynastie, es gibt kein Longobardenreich mehr. — — —

Eugenio Camerini, der die 1873 in Mailand veranstaltete Volksausgabe der Manzoni'schen Werke mit einer biographischen Skizze des Dichters als Einleitung versehen hat, nennt diesen bei seiner Würdigung als Tragiker den „italienischen Schiller". Nun mag diese Bezeichnung, aus die Schönheit der Dietion sich beziehend, sehr tressend sein, worüber wir uns als Ausländer kein Urtheil beimaßen — sicher aber ist dieses Epitheton eine Uebertreibung, wenn sich dasselbe auch aus die dramatische Gestaltungskrast erstrecken soll. Die Schiller'schen Tragödien sind vollendete Bühnendramen von hinreißend seenischer Krast — die Manzoni'schen hinwieder haben sich bei ihrer Aussühhung sowol in Florenz 1828, wie später in Turin als keineswegs bühnenwirksam erwiesen: sie sind Buchdramen im eminenten Sinne des Wortes. Forschen wir nach, woran die Schuld liegt, so werden wir dieselbe unschwer in der allzu großen Pietät Manzoni's sür die Wahrung der geschichtlichen Richtigkeit sinden. Manzoni ist durch und durch Historiker und hält sich darum strenge an das durch die Geschichte Gegebene. Er versieht seine Stücke mit gediegenen historischen Einleitungen, schildert gewissenhast aus Quellen die geschichtlichen Ereignisse, welche dem Zeitpunkte, wo das Drama beginnt, vorausgegangen sind und dann jene, welche in die Handlung des Stückes sallen, jede Abweichung der dichterischen Phantasie von der Geschichte sorgsältig hervorhebend. Sind doch im Grasen von Carmagnola die Personen im Verzeichnisse sogar in „historische" und „ideelle" unterschieden und, da man den Namen der Tochter Carmagnola's aus den Quellen nicht verläßlich heraussinden kann, so schreibt Manzoni im Personenverzeichniß mit skrupulöser historischer Genauigkeit: „Eine seiner Töchter, welcher in der Tragödie der Name Mathilde beigelegt worden ist!" So streift Manzoni mit einer Hand die Fesseln der beengenden Theatereinheiten ab, um sich mit der anderen nicht minder drückende selbst anzulegen. Auch sagte Goethe in einem Gespräche mit Eckermann darüber: „Manzoni sehlt weiter nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch' ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respekt vor der Geschichte und sügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben . . ." Es steht außer Frage, daß die sast ängstliche Gewissenhaftigkeit Manzoni's dem Poeten im sreifen Fluge der schöpserischen Phantasie hinderlich war, denn er mußte ja stets mit Faetoren rechnen, die ihm als unverrückbar galten, und das ganze Genie Manzoni's zeigt sich darin, daß er trotz dieser sich selbst auserlegten unerhörten Einschränkung doch noch so Großartiges hervorzubringen vermochte. Was wären aber erst sür Kunstschöpfungen entstanden, wenn der Dichter nicht den Drang in sich gesüht hätte, es mit der historischen Wahrheit so überaus genau zu nehmen! Manzoni hat eben leider übersehen, daß es in der poetischen Verwerthung der Geschichte noch eine höhere historische Wahrheit gibt, als die der bloßen Faeten, und diese allein es ist, welche der Dichter zu wahren verpflichtet ist. „Wilhelm Tell", „Don Carlos", „Die Iungsrau von Orleans" sind eminent historisch, wenn auch die Handlung in diesen Stücken von den Thatfachen, wie sie die Geschichte berichtet, sehr wesentlich abweicht. Aber die Tendenz jener Zeiten, der sittliche Entwicklungsgang, als dessen logische Folgen nur die historischen Ereignisse zu betrachten kommen, kurz die inneren Motore, welche damals das Rad der Geschichte bewegten, treten in den idealisirten Gestalten eines Tell, Don Carlos und der Iohanna mit plastischer Schärse zu Tage und darin besteht jene höhere historische Wahrheit, welche weit über jener der kahlen Thatfachen steht. Wie gefährlich im Drama ein zu rigoroses Festhalten an den Ergebnissen historischer Quellensorschung nicht allein sür die poetische Wirkung, sondern auch sür das allgemeine historische Gefühl, welches jedem Publikum innewohnt, mitunter werden kann, zeigt am augensälligsten Manzoni's Gestalt Karl des Großen in „H,6elelli". Es gibt Erscheinungen in der Geschichte, welche durch ihre welterschütternden Thaten, durch ihr gewaltiges Eingreifen in das Schicksal ganzer Völker, kurz durch ihre kolossale historische Größe eine bestimmte allgemein angenommene Vorstellung ihrer Persönlichkeit hervorgerufen haben. Den Maaßstab zu diesem ideellen Bilde müssen die historischen Faeten, welche eine solche Hünengestalt der Geschichte bewirkt hat, abgeben, indem diese in Eigenschasten des Charakters, ja nicht selten auch des Körpers übersetzt werden. So stellen wir uns Karl den Großen, den ersten römisch-deutschen Kaiser und Bezwinger der Barbaren, als eine imposante Gestalt vor, streng, aber gerecht, energisch und doch voll edler Milde — das Urbild kaiserlicher Majestät mit allen idealen Attributen derselben. Nun wird der Geschichtssorscher in einem wissenschaftlichen Werke dieses Gebilde unseres Gefühls und unserer Phantasie ungestrast zerstören dürfen — niemals aber der Dichter. Der Manzoni'sche Karl der Große,

content-0139.png

der die edle Tochter eines Königs ohne jeden bekannten Grund verstößt und ihr, indem er mit ihrer Nebenbuhlerin umherzieht, den Todesstreich versetzt, — der dann wieder mit Verräthern paetirt und den gelungenen Verrath belohnt, — der endlich die Bitte des unglücklichen gesangenen Königsgreises um Schonung sür den Sohn hart abweist und sich erst milde zeigt, da der Feind vor ihm todeszuckend im Staube liegt: diese Zeichnung Karl des Großen, mag sie noch so historisch sein, muß uns unsympathisch berühren, weil sie unser Gefühl verletzt. — In Manzoni tritt uns offenbar ein Confliet zwischen dem Historiker und Poeten entgegen, ein Confliet, aus welchem sreilich durch das Bestreben, die Resultate eingehender Geschichtssorschung mit den Anorderungen der Kunst aus das Engste zu verschmelzen, Werke entstanden sind, welche, wie Goethe sich ausdrückt, „ihm Niemand nachmachen wird". Hat doch jede That, jedes Wort in diesen Tragodien eine historische Begründung und müssen dieselben demgemäß als wahre historische Denkmale bezeichnet werden, wenn sie auch nicht eben wirksame Bühnendramen sind. Ihre hohe Bedeutung sür die italienische Literatur liegt auch nicht in ihrem absoluten Werthe, vielmehr darin, daß sie, wie schon srüher erwähnt, bahnbrechend sür eine neue dramatische Schule waren.

Mochte Manzoni jenen Confliet selbst sühlen oder gewährten ihm seine in ihrer Art sreilich unerreicht dastehenden Buchdramen doch keine genügende innere Besriedigung — genug, „H,æleieb,i" blieb sein letztes Drama. Wol trug er sich eine Zeit lang mit dem Plane zu einer Tragödie „I^o 8partao", doch gedieh dieselbe niemals über die ersten Strophen eines Chors. Er hatte seine Mission sür die Entwicklung des italienischen Dramas erfüllt und noch blieb ihm aus anderen Gebieten der Literatur Großes zu vollbringen übrig.

Eine äußere erschütternde Begebenheit sollte jetzt den Anstoß zur Schöpsung seines lyrischen Meisterwerkes geben.

Am 5. Mai 1821 hauchte aus einer einsamen Insel des südlichen Oceans der berühmte Gesangene der europäischen Großmächte seinen Geist aus. Der kühne „Parvenü", dessen Genie allem Gottesgnadenthum zum Hohne die Kaiserkrone sich selbst aus's stolze Haupt gesetzt, hatte das Endziel alles menschlichen Ringens und Strebens erreicht; der Geschichte, dieser hehren Richterin, war nunmehr der Mann anheimgesallen, von dem unser Dichter so treffend singt:

„Nil' das ersuhr er: strahlender

Aus jeder Noth sich hebend,

Nach Flucht und Sieg und Kaisermacht

Sich in's Exil ergebend.

Zwei Mal im Staub dahingestreckt,

Zwei Mal aus dem Altar,"

Und als die wogende See von sernem Eilande die Kunde brachte: Napoleon ist nicht mehr! da zog ein dumpses Gähren durch die Welt. — Wenn vom Himmel ein Komet mit prächtig phosphoreseirendem Schweis verschwindet, so erscheint uns das Firmament die erste Zeit danach verarmt, verödet und doch sreut man sich, den unheimlichen Gesellen los geworden zu sein. Aehnlich erging es, da man Bonaparte's Ende vernahm. Nur hie und da suhr sich eine stramme, wettergebräunte Gestalt mit der Hand über das narbengesuchte Antlitz, die Thräne wegzuwischen, welche

sonst in den grauen Bart gerollt

Auch Manzoni war ein Kind der Empirezeit gewesen. Auch er hatte den großen Emporkömmling steigen — sallen, wieder steigen und dann aus immer sallen gesehen; hatte den Trinmphtaumel der Franzosen miterlebt und dann wieder vernommen, wie derselbe Mann, dem seine Nation wie keinem anderen Cäsar gehuldigt, sich in die österreichische Generalsunisorm versen mußte, um bei seiner Abstühhung nach Elba von diesem selben Pöbel, der sich einst an seinem „Vive lümpereur!" heiser geschrieen, nicht zerrissen zu werden; — er hatte die Rückkehr Napoleons nach seiner ersten Verbannung, er hatte das blutige Schlußdrama von Waterloo sich abspielen sehen Ietzt, da der einstige Weltdietator in's sinstere

Schattenreich hinabgestiegen, griff Manzoni tiesbewegt in seine Leier und sang dem todtten Cäsar jenes Lied voll Weihe und Erhabenheit nach, das markig bezeichnend mit den Versen begann:

„Er war; so wie bewegungslos,

Nachdem der Mund erblaßte,

Die Hülle lag, uneingedenk,

Welch' einen Geist sie saßte:

So steht die Welt, wie schlaggelähmt,

Bei dieser Kunde still,"

Diese Ode mit ihrer wunderbar schmelzvollen Sprache und majestätischen Einsachheit sand bei allen unabhängigen, an dem erbitterten literarischen Parteitreue nicht beteiligten Geistern eine enthusiastische Ausnahme und erlangte in kurzer Zeit eine geradezu populäre Berühmtheit. Nur jene Manzoni eonsequent seindlich gesinnte Kritik quengelte und närgelte daran in der kleinlichsten Weise. Wol blos aus übertriebener Opposition zur romantischen Richtung stellte sie sich ost aus einen geradezu lächerlich realistischen Standpunkt, welcher durch eine Bemerkung des sonst als sehr tüchtig bekannten Kritikers Tommaseo vollständig charakterisirt wird. Meinte doch dieser Schriststeller in allem Ernste und mit mißbilligendem Kopsschütteln: „Beim Tode Napoleons ist die ganze Erde weder schlaggelähmt stehen geblieben, noch viel weniger glich sie einem Leichnam"!! Wahrlich, man weiß nicht, soll man mehr darüber erstaunen, daß eine solche Verkehrtheit von sonst achtungswerther Seite überhaupt nur geschrieben werden konnte, oder daß sich nicht die gesammte übrige Kritik gegen eine solche Stimme erhob, ja ein Theil dieselbe noch billigte.

Während in Italien eine gewisse Mittelmäßigkeit, welche sich eben allorts ungebührlich breit macht, an dieser lyrischen Musterleistung in matter Engherzigkeit sogar mit grammatikalischen und syntaktischen Ausstellungen herummäkelte, wurde sie in Deutschland von unserem Altmeister selbst durch eine Uebertragung in's Deutsche eingeführt. Seitdem sind noch acht andere deutsche Uebersetzungen gesolgt, von welchen jene Paul Heyse's unbestritten den ersten Rang einnimmt und auch die Goethe's bei weitem überslügelt. — Manzoni war nicht der einzige Dichter, welcher dem großen Entschlasenen sein Todtenopser darbrachte: Lamartine, Vietor Hugo, Beranger, Delavigne, Byron und Uberti ließen an der offenen Kaisergrust von St. Helena ihr Lied ertönen. Aber der schönste Denkstein, den die Poesie aus diese Grust gesetzt und dessen Schrist weder durch chauvinistisches Lob noch durch übelgewählten Tadel irgend ein Gestühl smit Ausnahme das der damaligen österreichischen Censur in Italien) verletzte, sondern alle Parteien durch die Weihe reiner Menschlichkeit und tiesempsundener Religiosität versöhnte, war Manzoni's „Linone Na^io". — Diese Ode sollte auch Manzoni's lyrisches Schwanenlied sein. Fühlte er vielleicht, daß er damit eine Höhe erreichte, von der es sür ihn nur ein .Herabsteigen gegeben hätte? Fast scheint es so, denn selbst in seinem Nachlasse soll sich kein größeres später entstandenes Gedicht mehr gesunden haben. Manzoni wandte sich einem neuen Felde zu, das in der italienischen Literatur bisher noch brach gelegen und aus welchem er sich den unbestrittenen Lorbeer der Unsterblichkeit erwarb: dem historischen Roman.

Es ist über die Berechtigung dieser neuen Kunstsorm viel und mit Erbitterung diseutirt worden. Man nannte dieselbe ein willkürliches Vermengen des Wahren nnd Falschen, der Geschichte mit der Ersindung und zeigte nicht üble Lust, den historischen Roman als verderblich und unerlaubt zu verdammen. Wären stets nur wirklich gediegene Schöpfungen aus dem neuen Gebiete entstanden, so würde der ganze Streit vielleicht gar nicht ausgebrochen sein, zum mindesten sicher nicht eine so weite Ausdehnung angenommen haben. Aber leider läßt es sich nicht leugnen, daß in keiner Richtung der Literatur sich eine solche Verwilderung zeigt, als eben im historischen Roman. Derselbe muß nur allzu ost zum bequemen Auskunstmittel sür eine ideenarme Phantasie dienen, zur Maske, hinter welcher sich ein impotenter Schaffenswille birgt, die Composition hinkt bedenklich und da muß die Geschichte als Krücke herhalten. Eine solche armselige Mache, die allerdings sehr ost die Bezeichnung „historischer Roman" aus der Stirne trägt, entbehrt sreilich jeder Berechtigung. Keineswegs ist dies aber mit jenen Werken der Fall, die eigentlich weiter nichts sind, als in Prosa geschriebene Epopöen. Homers Ilias und Odyssee, Virgils Aeneis, Tasso's Rinaldo und <36ru8«,lemiue UderatH, Ariosts Orlauão Inrio8o :e. sind, genau besehen, nichts Anderes als historische Romane in Versen, während man sie heute, dem Geschmacke der Zeit Rechnung tragend, in Prosa schreibt. Was aber den zum Ueberdruß ost wiederholten Vorwurs

Nold und Lud. I, 3, 30

des Durcheinandermengens von Wahrheit und Dichtung anbetrifft, so ist derselbe, wie Fanini in seinen geistvollen Studien über Manzoni und Guerrazzi sein bemerkt, eigentlich aus eine Begriffsverwirrung zurückzuführen. Möchten doch die guten Leute, welche gegen das Vermengen des Realen mit dem Idealen eisern, nicht vergessen, daß der historische Roman in das Gebiet der Kunst, die Geschichte aber in jenes der Wissenschaft gehört, und man an die eine eben ganz andere Ansorderungen als an die andere stellt. Wir haben schon bei Besprechung der historischen Tragödie gesehen, daß es sür die Poesie uoch eine höhere geschichtliche Wahrheit gibt, als jene der Faeten, und jede Kunstleistung, also auch der historische Roman, wird vor Allem diese im Auge zu behalten haben. Daß deshalb die Geschichte nicht aus den Kops gestellt werden dars, versteht sich von selbst, wie denn jede zügellose Ausschweisung der Phantasie in der Kunst unerlaubt ist. Der historische Roman hat nicht die Ausgabe, bestimmte historische Persönlichkeiten und Thatsachen genau geschichtlich vorzuführen, das ist eben Sache der Geschichte, er hat vielmehr Typen zu schaffen, welche uns die Ideen einer Zeit verkörpern. In diesem Sinne muß der historische Roman als eine sehr werthvolle Ergänzung der Geschichte bezeichnet werdnt, indem er zum getreuen Spiegelbilde der Lebensverhältnisse einer Zeit wird. Von diesem Standpunkte saßte Manzoni die Ausgabe des historischen Romans aus und löste dieselbe in der vollendetsten Weise in seinen weltberühmten „?roiue88i «ito8i", die auch in der Folge eine wahre Fluth von mehr oder minder gelungenen Nachahmungen hervorriesen. Ienes Buch verdient aber nicht allein seine Bezeichnung: „Eine Mailändergeschichte aus dem 17. Jahrhundert" in vollstem Maaße, sondern könnte ebenso gut „eine Geschichte des menschlichen Herzens" heißen. Denn während einerseits kein Geschichtswerk ein so anschauliches Bild des Lebens und Treibens in der Lombardei zur Zeit der spanischen Fremdherrschaft entrollt, als wie diese Leidensgeschichte zweier armer Verlobten, so ersahen hier andererseits alle inneren Regungen, welche das Menschenherz bewegen, eine wahrhast meisterhaste Schilderung. Manzoni zeigt sich als ein seltener Menschenkenner oder besser gesagt, er besitzt jenes divinatorische Talent, welches dem wahren Genins eigen ist. Es sind keine einzelnen, willkürlich herausgerissenen Figuren, die uns der Dichter da vorsührt, sondern die ganze Gesellschaft jener Zeit vom Höchsten bis zun. Niedersten gelangt mit einer wahrhast photographischen Treue zur Abbildung. Der lombardische Montanare, das schlichte Bauernmädcheu, der knissige Landadvoeat, der katholische Landpsarrer mit seiner ihn völlig beherrschenden Haushälterin, dann wieder der Wirth, der Kausmann, das Volk, die Soldateska, Mönch und Nonne, Gelehrter, Bravo, Raubritter und Edelmannt bis hinaus zum Cardinal und Generalstatthalter — sie Alle ziehen an unserem Auge vorüber, eine so reiche Fülle von Gestalten, daß viele Schriststeller zeitlebens davon genug hätten, damit bandereiche Romane zu bevölkern. Und

keine Gestalt, sei sie noch so episodisch, erscheint flüchtig hingeworsen, schemenhaft: jede ist vollständig durchgebildet, ist dem Leben entnommen, ist ein Mensch von Fleisch und Bein. Die Haptfiguren des Romans aber sind mit jenem seltenen Meißel gesormt, der sie zu wahren, unvergänglichen Typen der menschlichen Gesellschaft macht. So der gute hasenherzige Psarrer Abbondio mit seiner ewig keisenden, dabei aber grundgutmüthigen Haushälterin Perpetua, der in allen Lagen des Leben stets eine unbewaffnete Neutralität zu behaupten sucht und alle Augenblicke besorgt meint: ei va elellu, pelle — hier geht es um die Haut! Die häusliche Wirthschast Abbondio's und seiner Perpetua repräsentirt uns treulich das Leben der ganzen Menschenspeeies der katholischen Landpsarrer. — Renzo und Lueia, die beiden Verlobten, sind zwei ächte Volksgestalten, wie wir sie auch heute in der Lombardei vielsach antressen. Er, der Bursche, treu, ehrlich, dabei aber mit jener natürlichen Schlaueit ausgestattet, die dem Bauer im Allgemeinen und dem italienischen Montanare im Besonderen eigen erscheint. Renzo ist sromm und bescheiden, besonders ehrerbietig gegen die Männer, welche ihm als Vertreter Gottes aus Erden gelten; doch kann er auch in gerechten Zorn gerathen, er verliert dann, wenn es an sein heiliges Recht geht, allen Respekt vor dem bei ihm sonst in hohem Ansehen stehenden Edelmanne, ja erlaubt sich in einem solchen Falle selbst eine energische Sprache gegen die Diener des Herrn. Luria ist das züchtige, kindlich-sromme Landmädchen, dessen ganzes Sein nur von zwei Gestühlen beherrscht und geleitet wird: Liebe zu Gott und Liebe zu ihrem Renzo. Die ganze sittliche Größe, welche einer sonst unscheinbaren Bäuerin innewohnt, die von einer reinen treuen Liebe durchglüht und dabei von selsensestem Gottvertrauen erfüllt ist, zeigt sich bei der Begegnung mit dem verruchten „Innominato", wo dieser durch den Anblick der schon in seiner Gewalt besindlichen und um Gnade oder den Tod flehenden Unschuld zur Umkehr bewogen wird, ja, gesoltert von dem nun erwachenden Gewissen, zu dem eben durchziehenden Cardinal Federigo Borromeo eilt, um bei jenem edlen Kirchenstürsten Trost stür sein zerknirshtes Gemüth zu suchen. — Der „Ungenannte" sowie Cardinal Borromeo sind historische Persönlichkeiten und beide strenge nach der geschichtlichen Ueberlieserung gezeichnet. Auch die Bekehrung des „Innominato", dessen Namen Don Bernardino Viseonti Manzoni aus Rücksicht stür die noch lebenden Nachkommen jener Familie nicht genannt hat, ist eine historisch beglaubigte Thatsache. — Es würde uns zu weit stühren, wollten wir hier auch nur aller jener Gestalten gedenken, die in Manzoni's unvergänglicher Schöpsung im Vordergrunde der Ereignisse stehen, nur Eine können wir uns nicht versagen, noch in Erinnerung zu bringen: jene erhabene Gestalt des würdigen Padre Christosoro, der einstens, um eine Gewaltthat zu stühnen, Mönch geworden und in der Manzoni den allbarmherzigen, weltversöhnenden Gedanken des Christenthums geradezu verkörpert hat.

Den Höhepunkt des Werkes bildet aber die meisterhaste Darstellung der Zustände in Mailand während der Pest 1630. Die grausigen Bilder grenzenlosen Iammers und Elends, welche da der Dichter vor unseren Augen entrollt, sind mit einem Pinsel gemalt, der die Feinheit Correggio's mit der gewaltigen Krast Michelangelo's vereinigt. Bringen doch einzelne Szenen, wie z. B. jene von der Mutter mit dem todtten Kinde im Arme, von der Goethe sagt, sie allein würde hinreichen, den Namen Manzoni's unsterblich zu machen, einen sörmlich überwältigenden Eindruck hervor.

Doch wir müssen uns, von Raum und Zeit gedrängt, von den Schönheiten der Manzoni'schen Dichtung — die wir alle (z. B. die Pracht der landschaftlichen Schilderungen) gar nicht einmal annähernd erwähnen konnten — losreißen, um noch einen kurzen Blick aus die Wirkung zu wersen, welche die „krome«8i 8po8i" in Italien, ja in der ganzen eivilisirten Welt, hervorgebracht. Dieselbe war wol eine alle Erwartungen übersteigende. Wurde doch dieses Buch, das in schlichter, klarer und doch wieder wunderbar reizender Sprache das Volksleben so treu und lebendig schildert, zu einem wahren Volksbuche. Keine andere Literatur besitzt ein solches Nationalwerk in der vollsten Bedeutung des Wortes, das sich einer derartig allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit zu ersreuen hätte, als wie die Geschichte des armen lombardischen Seidenwebers. Wer in Italien wenigstens „Gedrucktes" zu lesen vermag, kennt sicherlich „I pro. me««! 8pe>8i", und selbst dem sonst völlig ungebildeten Italiener ist dieses Buch ein guter, lieber Bekannter. Aber auch weit über die alpenumschlosseuen Marken wanderte Renzo's Liebesronmn und sand allerorts die wärmste, sreudigste Ausnahme. In alle bedeutende Sprachen der Clvilisation übertragen, ist er zum Gemeingut sast aller Gebildeten geworden.

Wer aber daraus vielleicht den Schluß ziehen würde, daß auch die Kritik Italiens dieses klassische Werk mit ungetheiltem Beisalle begrüßt, der geriethe in einen argen Irrthum. Die Knnstvollendung der Form wurde wol, wie einstens bei den „Inni 8aeri", einstimmig anerkannt — aber schon wieder die Tendenz, die leidige Tendenz! Nun muß dieselbe allerdings nicht sonderlich klar zu Tage liegen, denn die Herren der Kritik jenseits der Alpen sind bis heute noch unter sich uneins, welche Tendenz eigentlich vertreten erscheint, was uns sast vermuthen läßt, daß Manzoni dabei gar keinen bestimmten Parteizweck vor Augen hatte. Der ewig leidenschaftliche Settembrini und sein Anhang/ riesen laut: „Die ?raiue88i 8po8i sind das Buch der Reaetion!" während «in Gras V..... einem Lehrer, der dasselbe als Lesebuch stür eine Schule vorschlug, entrüstet antwortete: „Was, Sie wissen also nicht, daß das demokratischeste Buch der Welt die ?rome88i 8po8i ist!" Und Mazzini seinerseits schrieb über ihren Versasser: „Die Erlösung des Volkes ist sein Endziel, sein Glaube, seine beständige Tendenz... Die Fahne der christlichen Gleichheit ist in jeder Weise mehr oder weniger in allen Werken Manzoni's sichtbar. Die Wahl seiner Stoffe und die Art sie zu behandeln, der Stil, kurz Alles bekundet, daß sein Hauptzweck dahingeht, die usurpirte Macht des aristokratischen Prineips zu zerstören".... Manzoni aber sprach in einem Briese die Sentenz aus- „Die Poesie oder die Literatur überhaupt muß sich das Nützliche zum Zweck, das Wahre zum Gegenstand nnd das Interessante zum Mittel vorsetzen" — und das ist die einzige Tendenz, welche den „krome««i 8po«i" wirklich innewohnt. Daß aber Manzoni unter dem Nützlichen das ethische Moment und nicht etwa, wie Mazzini glaubt, „die Zerstörung der usurpirten Macht des aristokratischen Prineips" meinte, davon dürfte wol Ieder überzeugt sein, der „die Verlobten" ohne die sarbigten Gläser eines speeiellen Parteiinteresses gelesen. Es erhoben sich auch wieder Stimmen, die dem weltberühmten Buche eine klerieale Tendenz beimessen wollten. Ohne Zweifel sußt das Werk, wie es bei der Gläubigkeit des Versassers nicht anders möglich war, aus einer katholisch-religiösen Grundlage, doch nur in dem Sinne, daß die sittlichreligiöse Moral des Christenthums das Werk durchzieht. Die Zeichnung r>ou Gestalten, wie die des surchtsamen, stets um sich ängstlich besorgten Psarrers Abbondio und der pslichtvergessenen, blutbesteckten Nonne scheinen uns aber wahrlich den engen Zwecken eines katholischen Tendenzschriststellers wenig entsprechen zu wollen!

Der Ausspruch Goethe's zu Eckermann über die „?romei8l 8po«i" ist zu bekannt, als daß wir ihn hier wiederholen sollten; hingegen möge da ein Urtheil seinen Platz sinden, welches in wenigen Worten den ganzen Werth dieser Meisterschöpsnng treffend charakterisirt: „Mein Lunge," sagte Proseessor Pestalozza zu einem sünszehnjährigen Knaben, der sich wunderte, den berühmten Philosophen so eisrig in dem allbekannten Werke lesen zu sehen, „in diesem Buche wirst Du in Deiner ersten Iugend mit Vergnügen den Dialog genießen; in der Classe der Rhetorik werden Dich die Beschreibungen anziehen; erwachsen, wird sich Dir darin die innere Geschichte unseres Volkes im 17. Iahrhundert offenbaren, und im weiteren Verlause der Iahre wirst Du, so ost Du das Buch wieder liest, in jeder Zeile die Geschichte des Menschen sinden und stühlen, denn es ist die beste Abhandlung über Psychologie und Moral, die ich kenne" Und der alte Mann muß Recht behalten haben — der damalige sünszehnjährige Iunge schrieb später 1^7:^ das umsassendste Werk, welches Manzoni's Vaterland über dessen Stellung in der italienischen Literatur besitzt.*)

Die „krome88i t>po8i" sind das Haupt- und zugleich auch Schlußwerk unseres Dichters. Er besorgte dann wiederholt neu von ihm durchgesehene

content-0141.png

Ausgaben, welche den musterhaften Fleiß bekunden, welchen Manzoni aus den Stil und sprachlichen Ausdruck verwandte. 3a wird jede Wendung, jedes Wort entweder vom Standpunkte des provinziellen Charakters, der eben durch die Schristsprache durchgingen soll, oder — wenn der Dichter redet — von dem der italienischen Hochsprache sorgsältig geprüft und erwogen. Eine Vergleichung der neueren mit den älteren Ausgaben zeigt in interessanter Weise, welche strenge Kritik der Autor an sich selbst geübt. Im Jahre 1840 stigte Manzoni zu einer neuen, prachtvoll illustirten Ausgabe der „?roiu888i 8po8i" als Anhang eine Abhandlung „l^« , 8tolia llella eolonua. iul^me" bei, worin er in Beziehung aus die Hinrichtung jener Unglücklichen, welche der Unverstand und böse Wille in Mai land K',30 der mystischen, angeblich pestverbreitenden Mauerbestreichungeil beschuldigte, die Richter sowol der Ueberschreitung ihrer rechtlichen Besugnisse in Anwendung der Tortur, als auch in mehreren Fällen de5 Iustizmordes anklagt. Diese Beigabe ist viel zu streng sachlich und mit einer eingehenden juristischen Schärse geschrieben, als daß sie das allgemeine Interesse hätte erwecken können. So viel gelesen „Die Verlobten" sind, so fleißig wird jener Anhang von der Mehrzahl überschlagen.

Seither beschäftigte sich Manzoni theils mit linguistischen, theils mit historischen Studien. Er, der begeistert sür ein einiges Italien glühte, wollte auch eine Einigkeit in der Schriftsprache erzielt wissen. Die Verschiedenheiten der Mundarten und Sonderheiten der Ausdrücke sollten wenigstens im geschriebenen Worte verbannt sein, ein Voeabular nur gelten und zwar der Florentiner Dialekt ungetheilt und unbedingt in der Schristsprache herrschen, eine Ansicht, die aber aus hestigen Widerstand stieß. Seine historischen Forschungen waren zumeist der Geschichte der sranzösischen Revolution gewidmet; er verwendete Jahre allein aus das Studinm ihrer vorbereitenden inneren Ursachen, der Bedingungen, welche jene großen, erschütternden Wirkungen zur Folge hatten. Leider enthält sein Nachlaß nur unsertige Skizzen und Entwürse zu dieser großartig angelegten Arbeit. Die nach dem Jahre 1859 entstandenen Bruchstücke zeigen, daß Manzoni eigentlich an eine Parallele zwischen der sranzösischen und italienischen Revolution gedacht hat.

Wer, wie Manzoni, das selten hohe Alter von neunundachtzig Jahren erreicht, dem erwächst der Schmerz, über gar manches theuere Antlitz den Sargdeckel sich schließen zu sehen. Er trug seine erste Frau zu Grabe und dreimal in rascher Auseinandersolge mußte er tiesgebeugt hinter einer Leichenbahre einherschreiten, jedesmal eine emporgeblühte, vielgeliebte Tochter in die kalte Erde bettend. Als dann sein Freund Grossi eine liebenswürdige Frau heimsührte, sühlte sich Manzoni einsamer als je und heirathete im Jahre 1837 die Wittwe des Grasen Stampa, Therese Borri. Aber auch diese Gattin wie seine vorletzte Tochter

> mußte der alte Mann zu Grabe geleiten. Und Freund um Freund sank in die Grust, Blatt um Blatt siel welk zur Erde. Fnuriel und Monti, Carlo Porta und Silvio Pellieo, Consalonieri und Borsieri, Ermes Viseonti und Rosmini, Ginsti, Torti und endlich auch Grossi — sie Alle waren heimgegangen und Manzoni, der Letzte aus der italienischen Sturm- und Drangperiode, blieb allein übrig. Und wie es so immer öder und einsamer um ihn ward, da süllten ihn denn zwei Dinge vollständig aus: seine schlichte, tiesempsundene Religiosität und seine glühende, begeisterte Vaterlandsliebe. Bei einem treuen Sohne Italiens und zugleich ergebenen Angehörigen der katholischen Kirche sind aber gerade dies, sollte man meinen, zwei schwer zu vereinigende Gesühle; denn die Unantastbarkeit der weltlichen Macht des Papstes und die Idee der „lWlia unita" sühren ja hier zu einem argen Consliete. Allein Manzoni's kindlich srommer Glaube sand darin keinen Widerspruch. Der Papst sollte wol ein „König der Gebete" sein, aber dessen weltliches Reich hatte mit der Religion Christi nichts zu schaffen. Darum blieb er auch seinem mit Pins IX, aus so schlechtem Fuße lebenden Monarchen ein treuer Unterthan und die letzte Ermahnung, welche er zwei Tage vor seinem Tode den um ihn versammelten Enkeln ertheilte, lautete: „Hullnöe» io 8»re» morto, llto voi «zueile ene laeeva io oZni Ziorno: prezate i'er l'Italia, pel re e 1«, «u«, ia. lliiFÜ«,." —

Bei solchen Gesinnungen ist es wol selbstverständlich, daß der im Lombardisch-Venezianischen ausgepflanzte österreichische Doppelaar durchaus nicht Manzoni's Sympathie besaß. Und obwol er daraus keineswegs ein Hehl machte, so blieb er doch einer der wenigen italienischen Schriststeller, die niemals mit der österreichischen Polizei in nähere Berührung kamen, so daß er einst, da er sich eben mit dem Baron Treechi, Grossi, dem Marquis Viseonti und mehreren Anderen zusammen besand, lachend ausries: „Wirklich, ich schäme mich in Eurer Mitte zu sein, ich, der Einzige, welcher nicht im Gesängniß gewesen bin!" — Als dann im Jahre 1848 die nationale Erhebung begann, sang auch er in begeisterten Strophen sein Kriegslied, indem er zwei schon srüher gedichtete und bisher sorgsältig zurückbehaltene Oden: „Nar-o 1821" und „Il prooIllmll 6i liimini" veröffentlichte, sie in bezeichnender Weise widmend:

HI.I.H, II.I.UL'I'iIn Ne5lOMä,

l)l ?5(I)()K() XoüLK^Hi

AOÜ'TO LIH. c^ziro VI iiiiLi^

II. 6lONAO XVIII 0'0l"l'0IMll 51l)000X11l.

xoAi: 0H,üc» H, i'vi'i'i 1 roroï^i ciiL coiW^iiuno rLn, DIi'LXDLNL

c» l'LN, NI00NYIHLl'^^iiI>'

l,'XH, ?^l>IiI^.

Aber die Umdrehung des Rades in der Weltgeschichte läßt sich vorzeitig nicht erzwingen und so verstrichen noch els Jahre, bis Manzoni sein engeres Vaterland, die Lombardei, dem gemeinsamen Vaterlande wiedergegeben sah. Ietzt beeilte sich Vietor Emanuel, seinen getreuen, bewährten Unterthan zum Senator zu ernennen. Aber nur zweimal erschien Manzoni in der Versammlung: am 26. Februar 1861, als das Parlament die neue Regierung proelamirte und am !». Deeember 1s64, da der Beschluß gesaßt wurde, die Landeshauptstadt von Turin nach Florenz zu verlegen. Sonst lebte Manzoni möglichst still und zurückgezogen in seinem Hause zu Mailand oder während des Sommers aus seiner nahen Villa Brusuglio. Aber sreilich erlitt dieses Stilleben nur zu häusige Unterbrechungen; denn keine hohe Persönlichkeit, kein Dichter, kein Schriststeller zog durch Mailand, ohne nicht den greisen Sänger ehrsurchtsvoll zu grußen; wollten sie ja doch den großen Autor der „^rome^i 8po^i" zuni mindesten einmal gesehen, womöglichst gesprochen haben. Und Alle, denen dieser Wunsch in Erfüllung ging, sie schieden tiesgerührt von der milden, herzgewinnenden Freundlichkeit, mit welcher sie Ausnahme gesunden. . . .

Aber immer tieser brannte die Lebenslampe des würdigen Greises herab — da, ein jäher Windstoß lder Tod seines ältesten und geliebtesten

Sohnes Pietro), noch ein kurzes, trauriges Flackern, und sie erlosch.

Am 22. Mai 1873 Abends, bald nach sechs Uhr, legte sich Manzoni zur ewigen Ruhe. Die Hülle sank in's Grab, doch sein Geist lebt in seinen „l>rome88i 8pe>8i" unter uns sort und wird auch unsere Kinder und Kindeskind^{er} umwehen; denn die Blüthen ächter Poesie übergehen durch Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht, bis das Rad wieder eine jener großen Umdrehungen macht, welche eine Civilisation, eine ganze Welt zermalmen.

Am 22. Mni 1877.

content-0143.png

content-0144.png

content-0145.png

content-0146.png